

Konservative Monatsschrift
fur Politik, Literatur und Kunst





Allgemeine
Konservative Monatsschrift
für das
christliche Deutschland.

Jahrgang XLV.

Begründet 1843 als „Volksblatt für Stadt und Land". Fortgeführt durch Martin v. Nathusius.

Herausgegeben
von
D. v. Oertzen, Schwerin, und Dr. Th. Müller, Gütersloh.

1888. Januar—Juni.

Leipzig,
Verlag von Georg Böhme.

Inhalt.

Neue Schriften.

Freiherr E. von Ungern-Sternberg.

Wenn irgend ein Kampf schwer gewesen ist in Deutschland die letzten Jahrzehnte hindurch, so ist es der Kampf um die Presse, den die konservative Partei, oder richtiger einige wenige Männer innerhalb derselben, mit Ausdauer und Energie, wenn auch nicht immer mit glücklichem äußerem Erfolg geführt haben.

Die großartige Entwickelung der deutschen Presse fällt in eine politische Periode, die in den Städten ganz und gar vom Liberalismus beherrscht war. Und da naturgemäß Zeitungen nur in den Städten und nicht auf dem Lande gedruckt werden und anderseits nur dann bestehen können, wenn sie das bringen, was viele lesen wollen, so ist es geschehen, daß nahezu die ganze politische Presse Deutschlands den Liberalen in die Hände gefallen ist, und zwar nicht dem besseren Teile derselben. Es ist ja kein Geheimnis, daß in erster Linie die Juden, die sich durch ihre Betriebsamkeit und den angeborenen Sinn für das Oberflächliche ganz besonders für die Publizistik, insofern dieselbe von sittlichen Grundsätzen absieht, eignen, sich des Zeitungswesens bemächtigt haben und dem deutschen Volke seine geistige Tagesnahrung zuschneiden. Die wenigen großen und mittelgroßen und die etwas zahlreicheren kleinen Blätter, die unabhängig konservativ und dabei wirklich einflußreich sind, dürfen auch heute nur als spärliche Ausnahmen angesehen werden, welche die Regel bestätigen. Unzählige Versuche, eine konservative Presse zu schaffen, sind teils an zu geringem Anlagekapital, teils daran gescheitert, daß ein ausreichend großer Leserkreis wirklich nicht vorhanden war.

Einer der Vorkämpfer in dem schweren und doch so wichtigen Kampfe ist Freiherr Eduard von Ungern-Sternberg, als Sohn eines Landedelmannes am 22. November 1836 in Esthland geboren. Derselbe studierte von 1855 bis 1857 die Rechte in Dorpat, von 1857 bis 1858 in Berlin, war dann ein Halbjahr in Wien, von wo er nach Heidelberg ging, um im Winter 1860 seinen Doktor zu machen. 1861—62 hielt er sich in München auf, von wo aus er — damals politisch und kirchlich der liberalen Partei angehörend — seine ersten publizistischen Versuche in den „Grenzboten" machte. Im Herbst 1862 kam er nach Karlsruhe und arbeitete dort unter Roggenbach für die „Karlsruher Zeitung" bis zum Ausbruch der schleswig-holsteinschen Krisis im Spätherbst 1863.

Die Jahre 1863—67 verbrachte Ungern-Sternberg im Interesse der nationalen Sache in Schleswig-Holstein besonders in Flensburg, wo er im April 1864 die „Norddeutsche Flensburger Zeitung" mit begründete und in der ersten Zeit leitete.

Nach der Vereinigung der Herzogtümer mit Preußen im Oktober 1867 ging Ungern-Sternberg, der der russischen, türkischen und arabischen Sprache mächtig ist, nach Konstantinopel als Dragoman im Konsulatsdienst des Norddeutschen Bundes.

Da sich hier aber keine günstigen Aussichten boten, kehrte er 1869 über Wien nach Deutschland zurück. 1871—72 lebte er als Publizist und Mitarbeiter des „Korrespondenten“ in Hamburg, dann in Berlin, als Mitarbeiter für auswärtige Dinge der „Spenerschen“, von deren redaktionellem Standpunkt er freilich schon damals durch recht erhebliche Meinungsverschiedenheit geschieden war.

Im Jahre 1873 vollzog Ungern-Sternberg mit voller Entschiedenheit und Offenheit den Uebergang zum kirchlichen und politischen Standpunkt der konservativen Partei, zu deren Grundsätzen er sich längst positiv hingezogen gefühlt hatte, während es ihm negativ mit jedem Tage klarer geworden war, daß der Liberalismus unheilvolle Bahnen wandle. Durch den Augenschein hatte er besonders in Baden den Gegensatz kennen gelernt, der zwischen freiheitlichen Redensarten und despotischer Praxis sich so häßlich bemerkbar machte und macht.

1873 übernahm Ungern-Sternberg die Leitung der „Süddeutschen Reichspost“ in Augsburg, um deren Gründung sich auch der selige Oberkirchenrat Mühlhäußer so verdient gemacht hat. 1875 folgte Ungern-Sternberg einem Ruf nach Dresden, wo damals die „Neue Reichszeitung“ den konservativen Standpunkt vertrat. Leider gelang es auch hier nicht, festen Fuß zu fassen, was auch um so schwieriger war, als das verbreitetste Blatt der Residenz gleichfalls nominell konservativ ist.

Seit 1883 ist Ungern-Sternberg Mitredakteur der „Kreuzzeitung“. Es ist eine vielleicht nicht grundlose Vermutung, daß die oft scharfen, aber noch öfter recht zutreffenden „Politischen Wochenübersichten“ der Dienstagsnummern aus seiner Feder stammen.

Außer den Beiträgen zur politischen Tagespresse hat, wie die älteren Leser dieser Zeitschrift wissen, Ungern-Sternberg jahrelang die Monatsberichte der „Monatsschrift“ geliefert, aus der ihn manche Leser ungern haben scheiden sehen. Weiter ist er der politische Mitarbeiter der bedeutendsten deutschen Kirchenzeitung. Und endlich Heraus- (mit Schlosser-Frankfurt zusammen) der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“, jener Broschüren-Sammlung, die in Deutschland und über seine Grenzen hinaus eines so wohlbegründeten Rufes genießt.

In voriger Legislaturperiode gehörte Ungern-Sternberg auch dem Reichstag an. Da er indessen in einem konfessionell gemischten Kreise mit Hilfe der Katholiken gewählt, diese Hilfe aber für ihn, der dem Zentrum weit gegnerischer gegenüber stand, als früher, nicht wieder zu erwarten war, so verzichtete er, bei ohnehin leidender Gesundheit, auf jede Kandidatur.

Hypnotische Studien.

Von

Dr. med. K. Haeßnle, Reutlingen.

II. Zur Theorie des Hypnotismus.

Wer zum erstenmal gute hypnotische Experimente sieht, nicht bei öffentlichen Schaustellungen, welche keine genaue Beobachtung, keine genaue Prüfung ermöglichen, sondern in engerem Kreise, der ist, auch wenn er vorher durch Schriften mit dem Hypnotismus bekannt geworden war, aufs tiefste erstaunt. Ist das möglich? Wie machen Sie das? sind die ersten Worte, die dem sprachlosen Erstaunen folgen. Ein Herr, mit dem wir über „Wunder" uns unterhielten, rief in ergebenem Ton: „Jetzt glaub' ich an alles!"; es hatte sich nämlich hübsch getroffen, daß während unserer Unterhaltung einer unserer besten Pathiker an einem Tischchen in dem nebenliegenden Wirtschaftszimmer in ahnungsloser Ruhe sein Abendbrot verzehrte; da trifft ihn, nachdem er durch einen Laut zum Aufblicken veranlaßt worden war, der „hypnotische Blick" von Herrn Premier-Leutnant M., eines der Hypnotiseure unseres Kreises; kein Wort wurde dabei gesprochen, aber mit halberhobenem Arme, ein Stückchen Wurst an der Gabel, saß er da „zur Statue entgeistert"; ich glaube, man ließ ihn zehn Minuten in dieser Stellung sitzen, da es galt, zuerst die einstürmenden Fragen zu beantworten. Ein leiser Wink enthypnotisierte den Armen wieder, und, als ob nichts geschehen wäre, wanderte das Wurststückchen nun seinem Bestimmungsorte zu. (Es war derselbe Herr, der, mitten in einem Satze hypnotisch gemacht, nach dem Gewecktwerden stets ruhig den angefangenen Satz vollendet, ohne zu wissen, daß er nicht ununterbrochen gesprochen hat.)

Der Leser soll nun nicht mit Aufführung aller schon gemachten Erklärungsversuche gequält werden; es genügt zu sagen, daß man sie in zwei Gruppen teilen kann:

1. Die Annahme einer neuentdeckten Kraft, des sog. tierischen Magnetismus, einer Nervenausströmung, der Thätigkeit eines den Sinnen sonst nicht wahrnehmbaren, feineren, gewissermaßen geistförmigen zweiten Ichs, oder

2. die Erklärungsversuche mittelst unseres schon vorhandenen Wissens über seelische und körperliche Thätigkeiten.

Gewiß wird ein großer Teil der Leser für die erstere Annahme Partei ergreifen; ist es doch an und für sich schon ein erfreulicher Gedanke, daß eine neue Entdeckung gemacht worden ist, und er wäre es vollends in diesem Falle; man dürfte hoffen, damit Licht zu werfen in manche dunkle Fragen des Seelenlebens hier und vielleicht über

dieses Leben hinaus. Ich selbst, der ich Neigung zum Mystizismus habe, bin von dieser Voraussetzung Nr. 1 ausgegangen, als ich mich zum Studium des Hypnotismus entschloß, und ich war sehr enttäuscht, ja die Hauptfreude an diesen Untersuchungen war mir verdorben, als ich mehr und mehr durch die Thatsachen dazu gezwungen wurde, dem süßen Gedanken einer neu zu entdeckenden Kraft zu entsagen und mich auf das nüchterne Nr. 2 zurückzuziehen. Nach diesem Bekenntnis wird man wohl nicht zu streng mit mir ins Gericht gehen, oder mich für einen Materialisten erklären, wenn ich meine Ansicht über den Hypnotismus dahin ausspreche:

Die Erscheinungen des Hypnotismus beruhen in der Hauptsache auf der Einbildung, dem Glauben der Versuchsperson.

Man könnte hier noch hinzufügen: „an eine Macht des Hypnotiseurs, die dieser in der That nicht hat". Die Sache wäre dadurch noch besser gekennzeichnet, aber der Satz würde dann nicht mehr auf die Selbsthypnose, Autosuggestion der Franzosen, passen.

Möge es mir nun gestattet sein, diesen Satz zu beweisen. Hierzu ist vor allem nötig, daß wir nur die Hypnose als solche ins Auge fassen und sie von allen Nebenerscheinungen und Nebendingen, die gerade hier oft fälschlich für wesentlich gehalten werden, entkleiden.

Hier behaupte ich nun: 1. Die Hypnose hängt nicht zusammen mit dem mineralischen (metallischen) Magnetismus, 2. nicht mit dem tierischen Magnetismus und hat 3. auch nichts mit der übersinnlichen Gedankenübertragung (Telepathie) zu schaffen.

1. Einen Zusammenhang der Hypnotisierbarkeit mit dem Metall-Magnetismus glaubte der Pariser Arzt Dr. Ochorowicz durch Versuche in den Jahren 1881—1886 gefunden zu haben. Er fand, daß von 100 Personen, welche einen Finger in das magnetische Feld eines starken Magneten halten, etwa 30 eigentümliche Empfindungen in diesem Finger bekommen, und daß diese Personen leicht hypnotisierbar seien. Ochorowicz hat viel an Hysterischen seine Versuche gemacht. Daß diese, wenn man ihre Person, beziehungsweise ihren Finger, besonderer Aufmerksamkeit würdigt, und wenn ihre eigene Aufmerksamkeit auf ihren Finger gelenkt wird, darin besondere Gefühle empfinden, oder selbst krampfhafte Erscheinungen zutage treten lassen, ist für jeden, der die Hysterischen kennt, nicht wunderbar, ebenso wenig, daß dann gerade diese leicht hypnotisierbar sind. Geßmann, der selbst aus Magneten ein sog. Hypnoskop konstruiert, aber an Gesunden Versuche gemacht hat, gibt an, „daß Personen, welche im Hypnoskop absolut nichts empfanden, sehr leicht hypnotisiert werden konnten, während vice versa solche, die sehr leicht in Hypnose verfielen, durchaus nichts empfanden". Professor Dr. Grasset hielt einen Magnet gegen den Daumen einer Kranken, er wurde unempfindlich und unbeweglich, ebenso die anderen Finger, die Hand und der untere Teil des Vorderarmes. Als 3—4 Wochen nachher mit einem inzwischen angefertigten ganz ähnlich aussehenden Stück Eisen, das aber nicht magnetisiert war, der Versuch mit derselben Kranken wiederholt wurde, traten ebendieselben Erscheinungen auf. Grasset findet das sonderbar und neu. Ich wundere mich nur, daß Grasset sich wundert. An Betrug glaube ich hier nicht, sondern, daß die Kranke das Opfer ihrer Einbildung war. Später scheint Grasset indessen derselben Ansicht geworden zu sein, wie Delboeuf. Dieser machte mit einem früher von Donato hypnotisierten jungen Mann, der als besonders magnet-empfindlich gerühmt wurde, folgende Versuche: Er ließ drei hufeisenförmige Stahlstücke anfertigen, von denen zwei magnetisch, eins nicht magnetisch war; bei den vierzehn Versuchen, die er hiermit nun machte, wurde elfmal falsch und nur dreimal richtig angegeben (als falsch wird bezeichnet: wenn bei dem nichtmagnetischen Stahlstück in der betreffenden Hand Muskelkrampf eintrat; als richtig: wenn dies bei Berührung mit einem wirklichen Magneten stattfand). Spätere Versuche mit einem anderen Pathiker gaben ebenso schlechten Erfolg. Darauf stellte er bei fünfzehn von seinen Schülern Versuche an; drei zeigten sich empfindlich, einer davon fühlte ein Kältegefühl bis in seine Achsel ausstrahlen; „gerade dieser hatte das falsche Hypnoskop (das nicht magnetische) in der Hand"! Delboeuf

schließt seine äußerst unterhaltend geschriebene Abhandlung (Revue de l'hypn. I. Jahrg. S. 372) mit dem Satz: „Das Hypnoskop verdient seinen Namen, aber es ist gleichgültig, ob es magnetisch ist oder nicht." Er hat recht: diejenigen Leute, welche ihrer Einbildungskraft leicht unterliegen, kann man — wenn man es nur klug anfängt — mit einem Stück Holz herausfinden.

2. Was den tierischen Magnetismus betrifft, so beabsichtige ich durchaus nicht, hier seine Existenz, die des Od, oder die einer auf die Außenwelt wirken könnenden Nervenkraft zu leugnen, Dinge, bei denen es eines ernsthaften eingehenden Studiums bedarf, bis man sich ein Urteil darüber bilden kann. Nur das glaube ich bestimmt behaupten zu dürfen, daß kein wesentlicher Zusammenhang derselben mit dem Hypnotismus vorhanden ist. Wenn es richtig ist, daß durch magnetische (Mesmersche) Striche der Körper des gesunden und kranken Menschen (der Körper, nicht die Einbildungskraft!), ja selbst die Pflanze beeinflußt werden kann, so wird — das ist ohne weiteres zuzugeben — auch wahrscheinlich der Körper des hypnotisierbaren Menschen dadurch beeinflußbar sein. Mit anderen Worten, es kann eine Kombination des Mesmerismus und des Hypnotismus möglich sein; daß es sich aber bei den gegenwärtig üblichen Formen des Hypnotisierens nur um eine zufällige Kombination dieser beiden, nicht um eine wesenhafte Zusammengehörigkeit beider handelt, kann damit bewiesen werden, daß Hypnose hergestellt werden kann ohne Zuhilfenahme von magnetischen Strichen oder überhaupt von Berührung, und ohne langes Fixieren mit dem Blick, daß all' das zur Herstellung der einzelnen Erscheinungen an Hypnotischen, z. B. Steifmachen von Muskelgruppen und Wiederbeweglichmachen derselben nicht nötig ist.

Der Abbé Faria erzielte Hypnose dadurch, daß er seinen Versuchspersonen rasch entgegentrat und ihnen ein gebieterisches „Schlaf!" zurief, wobei er allerdings die Hände ausstreckte. Dr. Liébeault verzichtet auch auf das Ausstrecken der Hände; er bewirkt Hypnose einfach durch „affirmation" des Schlafes in mehr oder weniger „brüsker" Weise, und in diesem hypnotischen Schlaf gibt er dann zu Heilzwecken seine Suggestion. Er berichtet, als er — der sich rühmt, über 7500 Personen hypnotisiert zu haben — um rascher vorwärts zu kommen, die grobe Art, den Leuten Schlaf zu befehlen, geübt habe, seien ihm mehrmals Versuchspersonen ohnmächtig geworden, weshalb er wieder zu der gemächlicheren Art zurückkehrte, indem er in den Personen durch seine Worte die Vorstellung des Schläfrigwerdens erweckte und sie allmählich einschlafen ließ. Man kann sich ohne weiteres erbieten, jemanden, der noch nie hypnotisiert worden ist, ohne alle Berührung und ohne Striche dahin zu bringen, daß er die Augen nicht öffnen kann, daß er Salz für Zucker ißt, den Arm nicht bewegen kann und daß er in hypnotischen Schlaf verfällt. Es kann das jeder Hypnotiseur, wenn er nur recht bestimmt und keinen Widerspruch zulassend seine Befehle geben kann, was sich ja bald erlernt. Bei Personen, die schon einige hypnotische Erziehung — das Wort Dressur wäre richtiger — genossen haben, ist das alles ja sehr leicht zu zeigen; ein hübscher Versuch ist der von Professor Liégeois, der drei Personen auf eine Entfernung von 1500 Meter mittelst des Telephons hypnotisierte*), sowie der von Professor Burot, der einer von ihm vorher hypnotisch behandelten kranken Frau brieflich einen hypnotischen Auftrag gab, der pünktlich ausgeführt wurde (Revue de l'hypn. 1886 Nr. 1 u. 1887 Nr. 9). Hier tierischen Magnetismus herausfinden zu wollen, wäre sehr gesucht. — Böllert pflegte, der Hansenschen Vorschrift entsprechend, Arme oder Beine der Pathiker dadurch steif zu machen, daß er neben der Versicherung, dieser Arm, dieses Bein sei steif, zentrifugale Striche entlang diesen Gliedern machte, und die Versicherung: nun sei der Arm wieder beweglich, begleitete er mit einem zentripetalen Strich. Daß das überflüssig ist, davon kann man sich an jedem Pathiker überzeugen; es bedarf nur der bestimmten Versicherung, der

*) Auch Th. Böllert hat nach dem Bericht verschiedener Zeitungen diesen Telephonversuch schon oftmals sehr gelungen durchgeführt.

Arm sei wieder beweglich, so ist er es auch ohne alle Striche; ja bei einem neu gewonnenen, noch nicht durch Erziehung an bestimmte Formen gewöhnten Pathiker kann man die Striche genau umgekehrt ziehen: zum Starrmachen zentripetal, zum Entspannen zentrifugal; wenn man nur dabei die nötige Versicherung abgibt, der Arm sei starr oder weich, so ist gar kein Unterschied in der Wirkung zu bemerken. — Bei einem unserer Pathiker kann ich von weitem durch eine gebietende Bewegung den Arm steif machen; hat er aber, ins Gespräch mit jemand vertieft, seinen Arm etwa auf die Lehne eines nebenstehenden Stuhles gelegt und ich trete unbemerkt hinzu und mache Striche entlang diesem Arm, so ist gar keine Wirkung zu bemerken. — In dem Augenblick erst, da der Pathiker mich sieht und aus den Streichbewegungen entlang seinem Arm errät, daß ich denselben starr haben will, faßt er das als Befehl auf und der Arm ist nun sofort starr. Ebenso, wenn ein großer Pappdeckel zwischen uns, die wir einander gegenüber sitzen, so gestellt wird, daß wir uns nicht sehen. Schauen die Hände und Vorderarme des Pathikers unter dem Pappdeckel hervor und ich mache Striche, bald hier bald dort den mir sichtbaren Teil der Vorderarme entlang, nur mit der Vorsicht, daß nicht durch zu große Annäherung die von meiner Hand ausströmende Wärme empfunden und dadurch auf die Nähe der Hand geschlossen werden kann, so zeigt sich gar keine Wirkung bei einem Pathiker, dem sonst (wenn er meine Hand sieht) durch meine Striche leicht und sofort jeder einzelne Finger (oder alle zusammen) starr oder wieder beweglich gemacht werden können.

Daß Pathiker sog. magnetisiertes Wasser von anderem unterscheiden, beruht nach meiner Ansicht bloß darauf, daß dieses Wasser durch das sogenannte Magnetisieren mit menschlichen Duftstoffen beladen wird; daß der Mensch eine solche Dufthülle um sich hat, wird uns durch die Thatsache bewiesen, daß ein Hund die Spur seines Herrn noch nach geraumer Zeit durch den Geruch findet. — Wer ein empfindliches Geschmacksorgan hat, findet magnetisiertes Wasser aus anderen Wasserproben heraus, ohne hypnotisiert zu sein.

Da einer unserer Pathiker einmal auf die Frage, was er denn empfinde in dem Augenblick, da er hypnotisiert werde, die Antwort gab, es scheine ihm, wie wenn ein bläulicher Dunst oder ein bläuliches Licht auf ihn zukomme, wurde er gebeten, in einem vollständig dunkeln Zimmer seine Aufmerksamkeit darauf zu richten, ob er über dem Haupt oder an den Händen des Hypnotiseurs leichte Lichterscheinungen (das Reichenbachsche Odlicht) bemerken könne. Diese Versuche wurden in mancherlei Abänderungen durchgeführt, gaben aber mit dem genannten Pathiker, sowie mit zwei anderen pathischen Versuchspersonen keinen Erfolg.

Daß die Hypnotiseure die Mesmerschen magnetischen Striche anwenden, hat seinen guten Grund. Nichts ist mehr geeignet, in der Versuchsperson den Glauben an eine übernatürliche Macht des Hypnotiseurs hervorzurufen, als diese geheimnisvollen leisen Striche vom Scheitel bis zur Fußspitze, die bei Leuten mit leicht erregbarer Einbildungskraft an sich schon ein leichtes Gruseln oder Schauern den ganzen Körper entlang erwecken; der Glaube, daß der Hypnotiseur dadurch „magisch leise Schlingen zu künft'gem Band um unsere Füße zieht", erleichtert das Hypnotisieren ganz bedeutend. Ferner liegt es in der Natur der Sache, daß man den energischen, jeden Widerstand ausschließenden Befehl, mit dem man den Pathiker „bannt", mit einer entsprechenden Geste, einer gebieterischen Bewegung begleitet; begleitet man doch jede lebhaftere Rede fast unbewußt mit Handbewegungen und Mienenspiel. Wenn ich einem Pathiker sage: „Sie können nicht mehr von der Stelle! Ihre Beine sind fest am Boden!" so ist die Wirkung eine sicherere, wenn ich dabei eine energische Bewegung entlang seinen Beinen (wenn auch auf Zimmerlänge Entfernung) mache; die Wirkung ist auch rascher, weil er durch die deutende Gebärde rascher den Sinn der Worte faßt, daß nämlich seine Beine gemeint sind.

3. Daß die übersinnliche Gedankenübertragung*) nicht zur Hypnose gehört, kann man nach meiner Ansicht leicht dadurch beweisen, daß man die Probe macht, ob ein beliebiger Pathiker Zahlen oder Worte errät, die der Hypnotiseur sich denkt, oder besser aufschreibt und anschaut. Wenn der Hypnotiseur dabei seine Mienen vollständig beherrscht, besonders nicht unwillkürlich mit den Lippen Zeichen gibt (weshalb es sich empfiehlt, den Mund mit der Hand zu bedecken), so rät der Pathiker ebenso oft falsch, wie jeder andere Mensch. Zu weiterer Bekräftigung möchte ich zwei Versuche anführen, die ich mit Herrn G. B. machte (die auch nach anderer Richtung interessant sind, weil sie zeigen, daß auch in ziemlich tiefer Hypnose das Denken noch annähernd normal vor sich geht): Herr G. B. wird hypnotisch gemacht und gefragt: ein Bataillon rückt 1021 Mann stark aus, 257 davon fallen, wie viele kehren zurück? Da B. so tief hypnotisch ist, daß er nicht sprechen kann, wird ein leiser Druck auf seine Nackengrube durch die Finger irgend eines Nebensitzers ausgeführt, worauf hastig, stoßweise die Worte: „wie viel kehren zurück" zweimal wiederholt werden und sofort daran anschließend die Zahl 764 angegeben wird, ehe wir sie ausgerechnet hatten; der Hypnotiseur rechnete nun erst auf einem Blättchen Papier die Sache ebenfalls aus. Solcher Versuche machten wir eine Menge; manchmal rechnete der Pathiker auch falsch, so z. B. antwortete er auf die Frage: „Wie viel tragen 3600 Mark zu 4 Prozent Zins im Jahr?" zuerst 140, dann erst schnell anschließend: 144. Meist war Herr B. mit dem Resultat schneller zur Hand, als der Hypnotiseur; Herr B. ist nämlich ein guter Kopfrechner. Beauftragt, zu übersetzen: meine Mutter hat Brot verkauft, brachte er — wieder in tiefer Hypnose — den Satz: ma mère a acheté de pain hervor, obgleich der Hypnotiseur wußte, daß acheté und de falsch war. Als Herr B. wach war, wurde er gebeten, denselben Satz nochmals zu übersetzen, und richtig machte er wach dieselben Fehler. Sein Denken ist also, nebenbei gesagt, in der Hypnose nicht besser, wahrscheinlich aber auch nicht wesentlich schlechter als in wachem Zustande; jedenfalls aber nicht von dem Hypnotiseur abhängig.

Der Gedanke, daß übersinnliche Gedankenübertragung zum Hypnotismus gehöre, irgend eine wesentliche Rolle dabei spiele, muß durchaus verworfen werden, und ich bedaure deshalb — wie ich schon im I. Teil ausführte — so sehr die französische Bezeichnung suggestion, suggerer, denn leider heißt suggerer nicht nur: jemanden zu etwas nötigen, sondern auch: jemandem einen Gedanken eingeben, aufdrängen, und damit ist der Verwirrung Thür und Thor geöffnet. Ich befehle meinen Pathikern mit Wort oder Zeichen, was sie zu thun haben, so glatt und klar, wie ich meinen Kindern etwas befehle; von Gedankenübertragung ist dabei keine Rede; das weiß ich von mir jedenfalls sicher. Daß vielleicht zufällig einmal ein Pathiker zugleich geeignet ist zu Versuchen mit übersinnlicher Gedankenübertragung, ist sehr leicht möglich, aber die Hypnose macht ihn nicht dazu geschickter, disponiert ihn nicht dazu, sonst müßten telepathische Erscheinungen viel häufiger bei Pathikern beobachtet werden.

Nachdem wir nunmehr den Hypnotismus losgeschält haben von fremden, nicht ihm wesentlich zugehörigen Erscheinungen, treten wir vor die schwierige Frage: wie hängen die staunenswerten Vorgänge, die abnormen Erscheinungen auf seelischem Gebiet bei hypnotisch gemachten Personen zusammen mit der Bewußtlosigkeit und Erinnerungslosigkeit, dem eigentümlichen schlafartigen Zustand, der dem Hypnotismus den Namen gegeben hat, ferner: welche Aehnlichkeit besteht mit der Hypnose bei Tieren? Bei letzteren kann durch gleichförmige, länger einwirkende Sinnesreize, ebenso aber auch durch Schreck — richtiger, durch das Gefühl, daß Widerstand nutzlos ist, daß sie ganz in der Macht des Verfolgers stehen — eine Art Hypnose erzeugt werden, in letzterem Falle auch Kataplexie genannt, auf deutsch: Schrecklähmung. Aehnlich verhält es sich bei den Menschen; durch Fixieren eines glänzenden Gegenstandes, einförmige Töne oder

*) Ueber Gedankenübertragung vergl. Sphinx I. Band S. 104 ff.; Geßmann S. 201 ff.

einseitige Bewußtseinskonzentration (z. B. Anhören eines Vortrages) kann Hypnose eintreten, ebenso durch Kataplexie (cfr. Abbé Faria, Liébeault, Geßmann Tafel VIII.*), aber es ist nur die niedere Hypnose dadurch herstellbar. Ist die niedere Hypnose (schlafähnlicher Zustand, Verlust des Selbstbewußtseins, Neigung zu Muskelstarre) einmal eingetreten, so kann man daraus bei dem Menschen durch Einwirkung auf die Einbildungskraft die höheren Formen mit vorwiegend seelischen Abnormitätserscheinungen weiter entwickeln, aber — und das ist wohl zu beachten — die niedere Hypnose muß nicht notwendig den Formen der höheren Hypnose (Befehlsautomatie, sowohl primärhypnotische als posthypnotische, Hallucinationen) vorausgehen; man kann einem dazu angelegten Menschen den Arm steif machen, ihn an die Stelle „bannen", ihn zum Schließen der Augenlider bringen durch einfachen imponierenden, keinen Widerspruch zulassenden Befehl, ohne ihn vorher durch die Formen der niederen Hypnose hindurchgeführt zu haben. Liébault berichtet (Revue de l'hypn. I. Jahrg. S. 144), daß er durch simple affirmation verbale Krankheiten gehoben habe ohne vorherige Hypnose oder Schlaf; von Dr. Levy wird erzählt (ebendaselbst), daß er zwei junge Leute mitten im Kartenspiel unvermutet unbeweglich gemacht habe, ebenso daß er Leute mitten in der Unterhaltung auf kurze Zeit sprachlos machen konnte. Auch Professor Dr. Bernheim, einer der Hauptvertreter des Hypnotismus in Frankreich, sagt (ebenda S. 231): „Oft erleichtert der künstlich hervorgerufene Schlaf die suggestibilité, aber er ist nicht unumgänglich nötig." „Man darf die Hypnose nicht als künstlichen Schlaf definieren, das Wesentliche ist: Vermehrung der Neigung zur suggestibilité" (leider immer dieses doppelsinnige Wort!). Ist einmal die Versuchsperson suggestible, d. h. hat sie den Gebrauch des eigenen Willens verloren, ist sie Befehlsautomat geworden, dann kann man mit Leichtigkeit auch durch einfachen Befehl hypnotischen Schlaf als sekundäre Erscheinung hervorrufen, ja er tritt bei den Formen der höheren Hypnose fast stets von selbst als Nebenerscheinung auf.

So könnte man das Verhältnis zwischen dem künstlichen Schlaf und der höheren Hypnose wohl so definieren: Durch Einwirkung gleichförmiger Reize (oder Schreck) wird ein beschränkter Gehirnteil — wie es scheint, derjenige, der die aus der Außenwelt kommenden Sinneseindrücke deutend verarbeiten, kritisch sichten soll**) — in lähmungsartigen Zustand versetzt (der sich bei stärkerer Einwirkung auch auf benachbarte Gehirnteile ausbreiten kann; bei leichteren Graden sind die Sinne verschärft, bei stärkeren fast aufgehoben) und es tritt dadurch Neigung zu Befehlsautomatie ein. Umgekehrt aber auch tritt durch sich Hingeben an Befehlsautomatie, d. h. durch Verzicht auf eigene kritische Beurteilung der Außenwelt, dieser lähmungsartige Zustand jenes Hirnteils — nun sekundär — ein.

Die Zusammenziehung einzelner Muskeln, wie auch die oft fast den ganzen Körper beherrschende Muskelstarre läßt sich am leichtesten durch diese Ausschaltung eines Gehirnteils erklären, wodurch, da das Gehirn bekanntlich in Beziehung auf die sogenannten Reflexbewegungen als Hemmung dient, bei der ohnehin gesteigerten Empfindlichkeit der Sinnesorgane verhältnismäßig unbedeutende Reize Muskelzusammenziehungen länger oder kürzer dauernd auslösen, sei es nun auf dem Umwege durch das Rückenmark oder durch direkt an Ort und Stelle einzelne Muskelbündel erregende Reize.

Wir haben also auch den schlafartigen Zustand zwar als eng verknüpft mit den Erscheinungen der Hypnose, aber nicht als in ursächlicher Beziehung unumgänglich notwendigen Bestandteil der Hypnose kennen gelernt, und es bleibt uns somit als Hauptsache, als Kern die Befehlsautomatie übrig, das heißt: das ganz maschinenmäßige, widerstandslose Befolgen jeglichen Befehls, der vom Hypnotiseur ausgeht, sei er nun durch Worte oder kaum bemerkbare Zeichen gegeben, direkt oder indirekt, welch letzteres

*) In Geßmann, Magnetismus und Hypnotismus. (Wien, Hartleben.) 1887. 3 M. Eine der besten, das ganze Gebiet umfassenden Schriften.

**) In diesem Gehirnteil scheint auch die Unterscheidung der Farbenabstufungen stattzufinden, da manche Pathiker farbenblind sind in beginnender Hypnose.

wohl zu beachten ist. Eine leise Bemerkung zu einem Nebenstehenden: „Geben Sie acht, ob er jetzt noch wird sprechen können“, oder: „Geben Sie auf den linken Arm acht“, ja selbst das scharfe Fixieren einer Körperstelle wird von einem guten Pathiker als Befehl gefaßt; in letzterem Fall sucht er zu erraten, was wohl beabsichtigt ist, ob eine Bewegung, ob Starre der Muskeln an jener Stelle u. s. w., und oft genug rät er auch falsch.

Diese Befehlsautomatie, man könnte es auch Verlust des eigenen Willens heißen, erstreckt sich nicht nur auf die Dauer der Hypnose selbst, sondern auch auf Befehle, die der Pathiker in dieser Hypnose erhalten hat, die aber erst später zu vollziehen sind; es gibt also eine primäre hypnotische Befehlsautomatie und eine posthypnotische (letztere besonders wird von den Franzosen Suggestion genannt; ich nenne es hypnotischen Auftrag; unstreitig das Wichtigste und Fesselndste an der Hypnose). Die Befehlsautomatie erstreckt sich auch auf das Empfinden. Nicht allein handelt der Pathiker nur so, wie ich will, sondern er deutet auch seine Sinneseindrücke so, wie ich es ihm vorsage (man nennt das Hallucination); trinkt er Bitteres und ich sage, es sei süß, so glaubt er es; sieht er ein Kind und ich sage ihm, es sei ein Löwe, so glaubt er es; sage ich, er fühle keinen Schmerz, so glaubt er es. Er ist willenlos im Handeln wie im Empfinden. — Das ist das Wesentliche der höheren Hypnose des Menschen und dadurch ist sie so sehr verschieden von der bei Tieren.

Wir haben als das Wesentliche des Hypnotismus die Befehlsautomatie kennen gelernt und kommen nun auf den anfangs ausgesprochenen Satz zurück: der Hypnotismus beruht in der Hauptsache auf der Macht der Einbildung. Die von Hansen eingeführte und von Th. Böllert mit besonderem Erfolg ausgeübte Art des Hypnotisierens ist in der That aufs Sinnreichste eingerichtet. Durch das lange, starre Anschauen des glänzenden Glasprismas wird zweierlei erreicht, erstens wird durch Lahmlegung, Ermüdung eines Gehirnteils die niedere Form der Hypnose erzielt, von der wir sagten, daß sie für die höheren Formen der Hypnose zwar nicht unumgänglich nötig sei, daß sie den Eintritt derselben aber ganz wesentlich erleichtere; zweitens richtet sich diese Maßnahme gegen denjenigen Muskel, der ohnedies dem Willen des Menschen halb entzogen ist, nämlich die Augenlider (unwillkürlicher Lidschlag zum Feuchthalten oder zum Schutz der Hornhaut); durch das blitzende Licht des Prismas und das starke Nahesehen wird Ermüdung der Augenmuskeln erzeugt. In dieser Sachlage, da örtliche Ermüdung des Auges und allgemeine Schläfrigkeit durch Gehirnermüdung uns ohnedies fast gewaltsam das obere Augenlid herabdrückt, kommt der Hypnotiseur, der bisher seine geheimnisvollen magnetischen Striche gemacht hat und drückt uns sanft die Augen zu; wie angenehm, wie erlösend wirkt diese Ruhe für das müde Auge und das müde Gehirn, so daß wir der Behauptung des Hypnotiseurs, die er jetzt an uns richtet: „Sie können die Augen nicht mehr öffnen“, kaum Widerstand entgegensetzen; wenn wir das aber nicht ganz ernstlich thun, gelingt es uns nicht, die übermüdeten Lider zu heben und wir sind verblüfft darüber, daß wir die Gewalt über diesen Muskel verloren haben. Nun geht der Hypnotiseur weiter, er versichert die Versuchsperson, daß sie den Arm nicht mehr bewegen könne, und ehe sich der Schlaftrunkene energisch zu einem ernsthaften Versuch aufrafft, lenkt der Hypnotiseur seine Aufmerksamkeit ab, etwa dadurch, daß er behauptet: nun geht auch der andere Arm nicht mehr, oder dadurch, daß er ihn scharf anschaut, nachdem er ihn die Augen wieder hat öffnen lassen :c. Je leichter beeinflußbar eine Person ist, um so rascher und leichter kommt man vorwärts; wie leicht beeinflußbar manche sind, sehen wir z. B. an Menschen, die mit Vergnügen ihr Gläschen Bier trinken; spricht jemand aus ihrer Gesellschaft, den sie für besonders bierkundig halten, das bestimmte Urteil aus: das Bier ist heute nicht zu trinken, es ist bitter und schal, so ist dem armen Leichtgläubigen sein Vergnügen verdorben; er kann das Bier kaum mehr zu Ende bringen und geht mißmutig nach Hause. Er glaubt, das Bier sei bitter und deshalb schmeckt es ihm bitter. Der Pathiker glaubt, er könne

— durch die Macht des Hypnotiseurs verhindert — den Arm nicht bewegen, und so versucht er es anfangs nur noch schwach, das Gegenteil zu beweisen, bald versucht er es gar nicht mehr. Je leichter jemand auf seine eigene Urteilskraft verzichtet, je weniger er seine Einbildungskraft (Leichtgläubigkeit) beherrscht, um so leichter wird er erliegen. Anderseits je besser jemand imponieren kann, um so leichter kann er hypnotisieren; je mehr er durch gesellschaftliche oder amtliche Stellung der Versuchsperson überlegen ist (eine Uniform wirkt vorzüglich), je siegesgewisser, ich möchte fast sagen unverschämter, er auftritt, je mehr er von einer geheimnisvollen Kraft, die in ihm liege, selbst überzeugt ist, um so sicherer ist das Gelingen. Hypnotisieren kann, glaube ich, jedermann; besonders leicht ist es Kindern im Alter von 8—12 Jahren gegenüber.*) Hypnotisch werden aber kann nicht jeder; wer wohl dazu geeignet sein wird, läßt sich nicht leicht voraussagen; körperliche Kraft oder Schwächlichkeit gibt ganz und gar keinen Anhaltspunkt, geistige Begabung vielleicht kaum; ich kenne bis jetzt bloß ein Wahrscheinlichkeitszeichen, auf das mich Herr Dozent Reichelt aufmerksam machte, und das in der That brauchbar scheint: die Neigung des künftigen Pathikers, bei Vorträgen 2c. leicht einzuschlafen oder wenigstens einen steifen, stieren Blick zu bekommen.

Kehren wir noch einmal kurz zu dem Vorgang des Hypnotisierens zurück. Geht einmal das Augenschließen, Armesteifmachen, Mundschließen leicht, so geht man daran, die Beine steif (unbeweglich) zu machen; nun versucht man dasselbe ohne vorhergesandte niedere Hypnose, also bei der wachen Versuchsperson; bald gelingen auch Hallucinationen, d. h. man kann dem Pathiker einreden, ein Hut sei eine Tabakspfeife 2c.; man kann ihm nun befehlen, nicht nur die Augen zu schließen, sondern wirklich zu schlafen; kurz er verliert durch oftmalige Uebungen vollständig den Glauben, ja den Gedanke daran, daß er dem Befehl des Hypnotiseurs widerstehen könne; er wird Befehlsautomat im Handeln und im Empfinden.

Man entgegne mir nicht, ich konstruiere; ich wende mich an diejenigen, die selbst hypnotisieren können und bitte sie, vorurteilsfrei den Versuch mit **neuen** Pathikern zu machen, so werden sie sich mehr und mehr davon überzeugen, daß einzig die Einbildungskraft, der Glaube an unsere Macht es ist, die das Hypnotisieren ermöglicht. Durch den Verstand kann man die Menschen überzeugen, durch die Einbildungskraft kann man sie beherrschen. Um zu zeigen, wie leicht man irregeführt werden und zur Annahme einer geheimnisvoll wirkenden Kraft veranlaßt werden kann, wie sehr mißtrauisch man bei auffallenden Ausnahmen sein muß, erlaube ich mir statt vieler nur zwei Beispiele anzuführen:

1. Scheinbare Schmerzübertragung. Hypnotiseur und Pathiker stehen in zwei neben einander befindlichen Zimmern, so, daß keiner den andern sehen kann. Dem hypnotisch gemachten Pathiker wird aufgetragen, wenn er an irgend einer Körperstelle einen Stich empfinde, mit der Hand diese Stelle zu bezeichnen. (Dieser Versuch muß natürlich dadurch vorbereitet sein, daß man zuerst in Gegenwart des Pathikers sich sticht und ihm sagt, er soll die gestochene Stelle an sich bezeichnen.) Der Hypnotiseur sticht sich nun in die Hand, Wange, Nacken, Beine, und einer dritten, unter der Thüre stehenden Person, welche beide, Hypnotiseur und Pathiker beobachtet, liegt es ob, darauf zu achten, ob wirklich der Pathiker die bei dem Hypnotiseur gestochenen Stellen an sich bezeichnet. Das Experiment gelingt zuweilen wunderbar, so daß wir oft erstaunt vor diesem Rätsel standen, aber es ist falsch. Erst Herr Prof. Dr. Grützner von Tübingen, dem wir überhaupt manchen wertvollen Wink verdanken, machte uns auf unsern Fehler aufmerksam. Der Pathiker sieht nämlich an der Richtung der Augen jener dritten kontrollierenden Person, in welchen Körperteil etwa der Hypnotiseur sich sticht, und greift **ungefähr** nach derselben Stelle bei sich, wobei er allerdings auch zuweilen Ohr statt Wange, Nacken statt

*) Die Erziehung bietet, wie auch Prof. Bernheim betont, viele Aehnlichkeit mit dem Hypnotismus. Auch hier gilt das Imponieren, verbunden mit oft sehr handgreiflichen Mitteln.

Rücken angibt, also „daneben rät“. Trägt man der Kontrolleperson auf, gar nicht nach dem Hypnotiseur zu schauen, sondern nur den Pathiker anzublicken, so kann dieser die gestochene Stelle nicht erraten, er rührt sich gar nicht und schläft gewöhnlich ein.

2. Hypnotisieren nur durch Strich. Wird zwischen Hypnotiseur und Pathiker, die sich an einem Tische gegenüber sitzen, ein großer Pappdeckel aufgestellt, so daß sie sich nicht sehen können, und werden nun von dem Hypnotiseur die sogenannten magnetischen Striche gemacht, so wird ein empfindlicher Pathiker hypnotisch werden. Er weiß nämlich, daß ein Versuch mit ihm vorgenommen werden soll; an den Gesichtern und an der Aufmerksamkeit der Umsitzenden merkt er sofort: jetzt legt der hinter dem Pappdeckel los! Dieser Gedanke allein genügt zum Herbeiführen der Hypnose. Vermeidet aber die Umgebung sorgfältigst jedes Zeichen von dem Beginn der Streichthätigkeit hinter dem Pappdeckel, so bleibt sie auch vollständig wirkungslos.

Ich nehme keinen Anstand, zu bekennen, daß es einige mittels meiner Theorie vielleicht nicht ganz erklärbare Experimente gibt, so z. B. können Herr Premier-Lieutnant M. und ich Herrn G. B. aus der Ferne hypnotisieren. Wenn einer von uns das Zimmer verläßt und sich irgendwo im Hause oder auch außerhalb des Hauses aufstellt, dabei fest an Herrn G. B. denkend,*) so wird der im Zimmer verbliebene Pathiker oft mitten in der Unterhaltung hypnotisch, steht auf und sucht in hypnotischem Zustand den Abwesenden und zwar oft in sonderbarer Weise; so kam es vor, daß er nach langem vorherigem Suchen im Hausgärtchen unten an einer Treppe vorbeiging, an deren oberem Ende der Hypnotiseur stand; plötzlich, als faßte ihn eine Gewalt, ging er rückwärts, ohne sich vorher umzudrehen, die Treppe hinauf zu dem Hypnotiseur. Nun wäre vielleicht eine Erklärung möglich, nämlich folgende: Der Pathiker bemerkt, daß der Hypnotiseur ohne Abschied geht, oder er merkt vielleicht, daß er sich nicht genau so verabschiedet, wie er sonst bei seinem Abschied zu thun pflegte und schöpft Verdacht, daß es sich um einen mit ihm vorzunehmenden Versuch handelt; sobald dieser Gedanke ihm, etwa nach einigem Ueberlegen, klar vor die Seele tritt, wird er hypnotisch; darüber ist ja kein Zweifel: der bloße Gedanke, daß der Hypnotiseur etwas von ihm will, macht einen empfindlichen Pathiker hypnotisch. Für diese Erklärung, die ich indessen nicht hartnäckig verfechte, würde auch die Thatsache sprechen, daß erstens dieses Experiment nur dann gelingt, wenn man schon einige Zeit mit G. B. zusammensaß und Versuche machte, zweitens, daß es weder Herrn M. noch mir gelungen ist, Herrn G. B. in dieser Weise zu hypnotisieren, wenn er nichts von unserer Anwesenheit wußte; in letzterem Falle kann ich z. B., wenn er im erleuchteten Wirtszimmer sitzt, ganz nahe bei ihm, an der halboffenen Thür des dunkeln Nebensaales stehen, ohne ihn beeinflussen zu können; er denkt eben nicht an mich und sieht mich nicht.

Doch genug. Der Gegenstand bietet ja des Interessanten zu viel, als daß es in den Rahmen eines kürzeren Aufsatzes eingezwängt werden kann.

Nur noch einige Worte über das, was man in Deutschland mit Somnambulismus bezeichnet (in Frankreich ist Somnambulismus und Hypnotismus gleichbedeutend), nämlich das Hellsehen. Es scheint, daß notwendig hierzu eine schon vorher in der Versuchsperson liegende eigentümliche krankhafte Anlage gehört, die durch Hypnose, besonders durch Selbsthypnose weiter entwickelt werden kann. Ich enthalte mich hierüber eines Urteils, da ich unter meinen Versuchspersonen nur eine einzige solche traf, und diese Abhandlung sich nur auf den reinen Hypnotismus beschränken soll.

Wenn mir nun zum Schluß der Leser entgegenhält, daß meiner Darlegung gemäß, das Hypnotisieren eine Art Betrug sei, so muß ich das zugeben, denn unter Vorspiegelung einer magischen Kraft, die man nicht hat, entzieht man einem leichtbeeinflußbaren, sagen wir: leichtgläubigen Menschen den freien Willen unter Benutzung eines physiolo-

*) Ob das „an ihn denken“ dabei unumgänglich notwendig ist, konnte ich noch nicht herausfinden; der Versuch mißlingt oft.

gischen Kunstgriffs, nämlich der vorübergehenden Lahmlegung eines Gehirnabschnittes, und durch kluge Anordnung einer Reihe von geistigen Ueberrumpelungs- oder Verblüffungs-Versuchen. Insofern hat das unangenehme Gefühl, das uns bei Anschauung solcher Experimente beschleicht, der fast dämonische Eindruck, den sie machen, seinen berechtigten Hintergrund. Aber man darf die Kehrseite des Bildes nicht vergessen. Wir lernen hier durch eine Drastik ohnegleichen die Macht der Einbildungskraft kennen, die sogar grob sinnlich wahrnehmbare Veränderungen an dem Körper bewirken kann (vgl. Durchfall u. s. w.). Wir lernen das dunkle Gebiet der Hysterie, Hypochondrie, kurz der durch Einbildung und durch Willensschwäche entstandenen Krankheiten von einer uns zu milder Beurteilung zwingenden Seite kennen und was mehr ist: durch dieselbe Macht, die Einbildung,*) heilen. Außerdem sehen wir wieder einmal, daß der Hypnotismus, richtig aufgefaßt, sein Heilmittel in sich selbst birgt, denn ich würde es für verlorene Zeit halten, jemand hypnotisieren zu wollen, der einen genauen Einblick in das Wesen des Hypnotismus gethan hat; er würde auf meinen Befehl: „Sie können den Arm nicht bewegen, Sie können die Augen nicht öffnen“, lächelnd erwidern: „Ich kann, wenn ich nur glaube, daß ich kann.“

Der Hypnotismus scheint nach Obigem weniger in das Gebiet der Mystik zu gehören, als in das der Psychologie (Seelenkunde) und der Gehirnphysiologie (Lehre der Gehirnthätigkeiten).

*) Erst vor einigen Wochen heilte ich in sechs Tagen einen zwölfjährigen Knaben von so schwerem Stottern, daß er weder eine Silbe laut lesen noch dem Lehrer irgendwie antworten konnte; selbst zu Hause konnten sich die Seinigen besonders abends kaum mit ihm verständigen. Nach acht Tagen war wegen leichten Rückfalls noch einmal die Wiederholung des hypnotischen Befehls: „Du wirst, ohne zu stottern, alles sprechen können“, nötig und seither liest und spricht er, nach dem eigenen Ausspruch seines Lehrers, „ganz wie die andern“.

Volapük.

Wer sich noch des unverhohlenen Spottes erinnert, der laut wurde, als man zuerst, es war vor sieben Jahren, die Nachricht davon las, daß ein Pfarrer in Konstanz eine Weltsprache erfunden habe, die von ihm Volapük getauft worden sei; wer damals mit Kopfschütteln die in den Zeitungen von dieser Sprache mitgeteilten, wahrhaft grönländisch klingenden Beispiele buchstabierte und die ganze Sache — wie es fast ausnahmslos alle vernünftigen Leute thaten — zu den weltbeglückenden Hirngespinnsten erfindungsbedürftiger Ideologen rechnete, dem muß der Umschwung doch zu denken geben, den er heute in dieser Angelegenheit vollzogen sieht. Wie die Zeitungen berichten, bestehen dermalen über 130 Vereine für Volapük, die Zahl der geprüften und diplomierten Professoren, Oberlehrer und Lehrer beziffert sich auf 500. Die auf dem letzten Kongreß zu München gebildete Akademie besteht aus den folgenden als hervorragende Volapükisten bekannten Herren: Julius Fieweger-Breslau, Richard Herold-München, Rupert Kniele-Almedingen, Heinrich Schnepper-München, Karl Dornbusch-London, Josef Holden-Preston, Angelo Ferretti-Reggio (Italien), Dr. Winkler-Harlem, Georg Banfy-Kapuvar (Ungarn), Dr. M. Obhlidal-Wien, Alfons R. v. Rylski-Wien, José da Silva-Teixeira-Porto (Portugal), Waldemar Rosenberger-St. Petersburg, August Nilson-Gefle (Schweden-Norwegen), Ch. Sprague-New-York, Josef Bernhaupt-Beyruth (Asien). Das Präsidium führt der daduval volapüka (Erfinder der Weltsprache) Herr J. M. Schleyer-Konstanz, zum Direktor der Akademie ist Herr Professor Dr. August Kerckhoffs-Paris gewählt worden. Volapükzeitungen erscheinen bereits zehn und zwar drei in Deutschland, eine in Wien, eine in Paris, eine in Mailand, eine in Quadalajara, eine in Aalborg (Dänemark), eine in Porto-Rico und eine in Stockholm. Besonders verbreitet ist Volapük außer in Deutschland (etwa 170 Lehrer) in Belgien (7 Lehrer), Dänemark (8 Lehrer), Frankreich (21 Lehrer), Großbritannien (7 Lehrer), Italien (10 Lehrer), Niederlande (110 Lehrer), Oesterreich-Ungarn (50 Lehrer), Portugal sowie auf der Azoren-Insel St. Miguel, in Rumänien, Rußland (18 Lehrer), Schweden-Norwegen (6 Lehrer), Schweiz (17 Lehrer), Spanien (7 Lehrer), Türkei (Konstantinopel). In Amerika, sowohl in Nord- als Südamerika, gibt es fast in jeder großen Stadt Volapükvereine und Volapükkundige. In Asien finden wir selbst in China Volapükisten und es lehrt in Shangai Professor Paoli die Weltsprache; in Kleinasien wird besonders in Beyruth, Jerusalem und Jaffa außer von Europäern auch selbst von eingebornen Lehrern Volapük gelehrt. In Afrika finden wir außer in den französischen Kolonien in Alexandrien, Kairo und selbst an der Südspitze Afrikas in Cape-town Volapüklehrer und Volapükkundige. Ferner finden sich in Australien (Sidney und Melbourne) eifrige Verbreiter und Anhänger des Volapük.

Berühmte Gelehrte, wie Max Müller in Oxford und Professor Kirchhof in Halle

haben sich für das Volapük ausgesprochen, letzterer macht sogar dafür Propaganda, er hat einen Leitfaden verfaßt und hält darüber Vorträge.

Nun sind unleugbar gerade bei denjenigen gewichtige Bedenken gegen das Volapük zu zerstreuen, die von ihrer Muttersprache und den Sprachen, die sie durch jahrelanges Bemühen sich angeeignet haben, zu hoch denken, um sie ohne weiteres gleichstellen lassen zu wollen mit einer willkürlich ersonnenen Sprache, deren ganze Grammatik in etlichen Stunden zu erlernen sein soll. Um für die neuerfundene Weltsprache sich zu begeistern, ja um dieselbe nur würdigen zu können, um sie überhaupt nur annehmbar zu finden, dazu gehört vor allem für denjenigen zunächst eine ganz bedeutende Anstrengung, der sprachlichen Sinn hat, dem Sprachgefühl gleichsam angeboren oder auch nur anerzogen ist. Eine Anstrengung, die freilich derjenige nicht bedarf, der, auch ohne sich Rechenschaft über seine Berechtigung dazu zu geben, sich für alles Neue begeistert, weil es eben anfängt Mode zu werden, oder derjenige, für den die Erfindung einer Sprache auf einer Stufe steht mit der Erfindung irgend welcher mechanischen Vervollkommnung.

Die Erfindung einer Sprache. In diesen zwei Worten schon liegt ein Widerspruch. Wie kann man eine Sprache erfinden wollen? Wie kann man das Resultat tausendjährigen geheimnisvollen Werdens, des Zusammenarbeitens von Millionen von Menschen ersetzen wollen durch die Arbeit eines einzelnen? Mag man Künste erfinden, Maschinen erfinden, aber eine Sprache? Bis jetzt haben die Gelehrten aller Zeiten nachgesonnen über die Frage nach dem Ursprunge der Sprache. Hätten sie eine einzige Sprache gefunden, deren Entstehen ihnen bekannt gewesen wäre, welcher Aufschluß wäre damit gegeben gewesen über Vorgänge, die bis dahin jedem Auge verborgen waren. Diodor und Vitruv, Rousseau und Condillac, Hamann und Schelling, Herder und Grimm haben darüber geforscht, sie haben versucht, die wunderbaren Beziehungen zu ergründen, die bestehen zwischen den seelischen Empfindungen des Menschen und seinen Mitteln, dieselben zum Ausdruck zu bringen. „Geheimnisvoll und wunderbar," sagt Jakob Grimm in seiner Abhandlung vom Jahre 1851 über den Ursprung der Sprache, „ist der Sprache Ursprung, doch rings umgeben von anderen Wundern und Geheimnissen."

Dieser Nimbus des Wunderbaren verklärt das Volapük nun allerdings nicht. Wenn etwas Wunderbares dabei ist, so ist es allein die Thatsache, daß ein einzelner Mensch den Mut hat, zwanzig Jahre harter Geistesarbeit an eine Sache zu wenden, von der ihn die entmutigenden Erfahrungen seiner Vorgänger wohl hätten abschrecken können. —

Die Bestrebungen, eine Weltsprache zu gewinnen, sind nicht neu. Bereits im 17. Jahrhundert wurden Versuche angestellt, die dahin gingen, entweder eine Sprache herzustellen, bei der auf künstlichem Wege alle Schwierigkeiten der historisch gewordenen Sprachen beseitigt erschienen, oder eine Schrift zu gewinnen, in der diejenigen Wörter der verschiedenen Sprachen, die denselben Begriff erregen, durch allgemein verständliche Zeichen wiedergegeben wurden. Zeichen also, wie wir sie in den arabischen Ziffern, in mathematischen Zeichen aller Art, den Noten der Musik, in chemischen Formeln bereits haben. Diese Systeme aber scheiterten alle daran, daß sie entweder zu verwickelt waren oder daß eine bereits bestehende Sprache zu Grunde gelegt war. Nun ist aber glücklicherweise der Sinn für Nationalität bei den einzelnen Völkern zu sehr ausgeprägt, als daß anzunehmen wäre, daß irgend ein Kulturvolk seine Sprache zu gunsten einer anderen, wenn auch noch so vorzüglichen, aufgeben werde. Das ist auch der Grund, weshalb z. B. das Englische, das sonst diese Rolle zu spielen geeignet sein könnte, in unserem Sinne nie Weltsprache werden kann. Zwar läßt sich, wie Grimm sagt, „an Reichtum, Vernunft und gedrängter Fuge" keine aller lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen, dabei ist sie bereits die Muttersprache von 80 Millionen über die ganze Erde zerstreuten Menschen, und doch müssen wir uns nur der Schwierigkeiten der Aussprache und ihrer unglaublichen Rechtschreibung erinnern, um sie als Weltsprache

untauglich zu finden. Wieviel größer aber sind, abgesehen von allen patriotischen Bedenken, die Schwierigkeiten, die sich der Annahme der, überdies nur von über 40 Millionen gesprochenen französischen Sprache als Weltsprache entgegenstellen würden, von der deutschen Sprache gar nicht zu reden.

Was aber ein noch so anschauliches Zeichensystem angeht, so kann dasselbe nie über die Darstellung der allernächstliegenden Begriffe hinauskommen. Zu ganz partieller Verwendung ist allerdings schon seit langer Zeit die Zeichensprache der Seeleute gelangt, die es denselben ermöglicht, durch vereinbarte Buchstabenschrift auf Flaggen sich gegenseitig zu verständigen. FCPR bedeutet Schiff, auf russisch wie auf deutsch, auf englisch wie auf französisch. Zur Schrift- und Konversationssprache wird wohl niemand einen solchen Notbehelf annehmen wollen. Eine Hand, ein Baum, ein Glas Bier selbst sind heutzutage wohl internationale Zeichen, aber an den Abstrakten scheitert jede auf Zeichen gegründete Schriftsprache. Selbst die Symbole für Glaube, Liebe, Hoffnung reichen nicht über das Gebiet der christianisierten Völker. War also eine Weltverkehrssprache nötig, so mußte sie neu erfunden werden; und sie war nötig.

Herder stellt im 2. Teile seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache als erstes Naturgesetz den Satz auf: „Der Mensch ist ein freidenkendes, thätiges Wesen, dessen Kräfte in Progression fortwirken; darum sei er ein Geschöpf der Sprache“ und fährt dann fort: „Die Genesis der Sprache ist ein so inneres Dringnis, wie der Drang des Embryos zur Geburt bei dem Moment seiner Reife“ und „die Fortbildung der Sprache wird dem Menschen so natürlich, als seine Natur selbst“. Was nun aber von der Entwickelung der einzelnen Sprachen in ihrem Bereiche gilt, das gilt doch wohl auch von der Gesamtheit der Sprachen, und damit ist, meines Erachtens, die Berechtigung des Volapük auch sprachwissenschaftlich begründet. Wie die einzelnen Sprachen das Recht haben, für neue Bedürfnisse sich neue Mittel der Verständigung, neue Wörter zu entlehnen oder zu schaffen, so hat auch die Gesamtheit der Sprachen das Recht, für neue Bedürfnisse sich neue Mittel der Verständigung zu erfinden. Das Recht des einzelnen ist auch das Recht aller. Diese neuen Bedürfnisse aber sind mit dem internationalen Verkehr der Völker gegeben, der eine Weltsprache nicht länger entbehren kann. Der Moment der Reife ist gekommen, und dem inneren Drang der Völker, eine Sprache zu erhalten, die sie einander näher rückt, ist allein schon aus wahren Humanitätsrücksichten nicht länger zu widerstreben. Das Volapük nimmt nicht einer einzigen Sprache etwas von ihrem Besitzstand, sondern gibt allen Sprachen ein gemeinsames Organ der Weiterentwickelung, das ihnen bisher gefehlt hat. Sie ist das Band, das alle Sprachen vereinigt.

Die durch Dampf und Elektrizität bedingten Verkehrs**verhältnisse** unseres Jahrhunderts bedingen auch ein neues Verkehrs**mittel**, dessen Aufgabe es ist, die räumlich entstandene Annäherung ohne den Zeitverlust und die Mißständigkeiten, welche Uebertragungen aus den einzelnen Sprachen stets mit sich führen, auch geistig auszunutzen; das den Völkern wie den einzelnen ermöglicht, in unmittelbaren Austausch zu treten. Aus diesem Bedürfnisse heraus ist die Weltsprache erwachsen und **nur ihm** hat sie zu dienen. Muttersprache zu werden hat sie keine Hoffnung und keinen Beruf.

Wie aber das Lateinische den Gelehrten des Mittelalters, wie das Französische der Diplomatie der letzten Jahrhunderte, so soll das Volapük dem internationalen Verkehre unseres und der folgenden Jahrhunderte dienen.

Wer aber konnte es anders unternehmen, der Welt eine solche Sprache zu geben, als — es erfüllt uns mit Stolz, es zu sagen — ein deutscher Gelehrter. Pfarrer Johann Martin Schleyer in Konstanz hat, ausgerüstet mit umfassendsten Sprachkenntnissen, die Riesenaufgabe gelöst, und zwar gelöst in einer Weise, die den an eine Universalsprache zu stellenden Anforderungen hinreichend entspricht.

Es kann natürlich nicht ausbleiben, daß bei einem Werke, wie bei der Erfindung des Volapük, das auf der freien Entscheidung eines einzelnen beruht, der keinen Anspruch

darauf macht, unfehlbar zu sein, Leute, die alles besser wissen, auch hier ihre Kunst zu zeigen sich bemühen und dadurch die vor allem notwendige Einheit in Frage stellen. Es mag ja manche Fragen auch auf dem Gebiete des Volapük geben, über die man verschiedener Meinung sein kann, die aber nach größeren Gesichtspunkten entschieden werden müssen, als nach denen persönlicher Liebhaberei. Vor allem ist es Einheit und Einfachheit, die als erstes Prinzip durchzuführen sind. Ihr müssen sich Wohlklang, Schönheit und Reichtum der Sprache und wie alle die Vorzüge heißen mögen, die sonst zu erstreben sind, vollständig unterordnen. Ist doch Einfachheit und leichte Erlernbarkeit für alle Völker das einzige, was Volapük vor allen Sprachen voraus hat, was es zu dem macht, was es sein soll: der internationalen Verkehrssprache. Wohlklang, Schönheit und Reichtum wird man bei anderen Sprachen mit mehr Glück suchen.

Unterziehen wir nun das Volapük selbst einer näheren Betrachtung. Volapük von vol, die Welt, und pük, die Sprache, heißt: der Welt Sprache. „Menade bal püki bal, einer Menschheit eine Sprache" ist das Motto, das der Erfinder allen seinen Werken vorsetzt. Und nicht nur um ihres Zieles willen verdient diese Sprache ihren Namen, er gebührt ihr auch, wenn auch in geringerem Maße, um ihrer Entstehung willen: Die großen Kultursprachen der Menschheit haben alle, hauptsächlich allerdings die romanischen und germanischen, speziell das Englische, zum Wortschatze des Volapük beigetragen. Die Schwierigkeiten der Aussprache, welche das Erlernen der meisten Sprachen so sehr behindern, sind dadurch beseitigt, daß jeder Buchstabe immer nur auf eine Art ausgesprochen wird. Jeder Laut hat nur ein Zeichen und jedes Zeichen nur einen Laut. Die Wörter werden genau so geschrieben, wie sie gesprochen werden und umgekehrt. Das Betonungsgesetz ist überaus einfach: der Ton jedes Wortes liegt auf der letzten Silbe. Das Geschlecht der Substantive entspricht dem natürlichen Geschlechte. Adjektive, Adverbien, Zeitwörter werden durch stets gleichmäßige Endungen abgeleitet. Die Konjugation, deren Erlernung bei anderen Sprachen Monate erfordert, ist im Volapük in einigen Minuten dem Geiste eingeprägt. Alle Zeitwörter bilden, ohne irgend welche Unregelmäßigkeit zuzulassen, ihre Personen durch Anhängung der persönlichen Pronomina, und ihre Zeiten durch Vorsetzen einzelner Vokale. Hierfür ein Beispiel: dlinön heißt trinken, abgeleitet von dlin, der Trank, und der Infinitivendung ön. Nun ist weiter nichts zu behalten, als die drei Pronomina ich, du, er = ob, ol, om, die Mehrzahlendung s und die Reihenfolge der Vokale ä (nicht a), e, i, o, u durch deren Vorsetzung Imperfektum = ä, Perfektum = e, Plusquamperfektum = i, Futurum = o und Futurum exaktum = u gebildet werden. Damit ist jede Konjugation der einfachen Zeiten sämtlicher Zeitwörter erlernt.

Präsens: dlinob, ich trinke	dlinobs, wir trinken
dlinol, du trinkst	dlinols, ihr trinkt
dlinom, er trinkt	dlinoms, sie trinken.

Imperfektum ädlinob, Perfektum edlinob, Plusquamperfektum idlinob, Futurum odlinob, Futurum exaktum udlinob. Nun wird noch der in seinem Gebrauche äußerst beschränkte Konjunktiv durch Anhängung der Silbe la, der Konditionalis durch öv, der Imperativ durch öd, der Partizipien durch öl und das Passiv der verschiedenen Zeiten in der eben genannten Reihenfolge durch Vorsetzen der Silben pa (für das Präsens) pä, pe, pi, po und pu ausgedrückt. Mit Einübung dieser Regeln ist so ziemlich die ganze Konjugation aller Zeitwörter erschöpft, obgleich sich dieselbe durch Reichhaltigkeit der Formen (Aorist 2c.) vorteilhaft vor anderen auszeichnet. Die Vokalreihe a, e, i, o, u thut auch sonst gute Dienste. An das Substantiv gehängt ergibt a, e, i die Deklination. Flen, der Freund, Genitiv flena, Dativ flene, Akkusativ fleni. Das Pluralzeichen s bildet die Mehrheit: flens, flenas, flenes, flenis. Ferner können die Bestimmungen der Zeitadverbien, die o als Endung erhalten, durch Vorsetzung von a, ä, e, i, o, u genau präzisiert werden. Del, der Tag, adelo, heute, ädelo, gestern, edelo, vorgestern, idelo, vorvorgestern, odelo, morgen, udelo, übermorgen, genau entsprechend der Reihenfolge

der Zeiten vom Präsens bis Futurum exaktum. Ebenso wird gebildet gödel, der Morgen, agödelo, heute morgen, ägödelo, gestern morgen ꝛc.; zendel, der Mittag, azendelo, heute mittag, äzendelo, gestern mittag ꝛc. Vendel, der Abend, vig, die Woche, yel, das Jahr können alle in derselben Weise behandelt werden.

Der Einfachheit der Grammatik steht die Einfachheit des Wörterbuches zur Seite. In lexikologischer Hinsicht steht dasselbe, was Einfachheit betrifft, unerreicht da. Die Kenntnis verschiedener Ableitungssilben genügt, um aus einem Stammworte hunderte von Wörtern bilden zu können. Mit Zuhilfenahme von Prä- und Suffixen läßt man aus Stammwörtern abgeleitete Hauptwörter, Adjektive und Zeitwörter entstehen. Von den Suffixen dienen die einen zur Bildung lebender Wesen: el bezeichnet die Bewohner eines Landes oder einer Stadt: Yulop, Europa, Yulopel, der Europäer, oder die Person, die sich mit der durch das Stammwort bezeichneten Sache abgibt: tik, der Gedanke, tikel, der Denker; ted, der Handel, tedel, der Kaufmann; al bezeichnet dasselbe in hohem Grade: tikal, der tiefe Denker, tedal, der Großkaufmann. Tierarten anderseits werden auf af geendet: spul, das Gespinnst, spulaf, die Spinne; jal, die Schale, jalaf, das Schaltier. Namen von Industrien gehen auf en aus: bil, das Bier, bilen, die Brauerei; tein, der Ziegel, teinen, die Ziegelei. Das Suffix än, abgeleitet von län, das Land, bezeichnet die Ländernamen, ip Namen von Krankheiten: lad, das Herz, ladip, das Herzleiden; vat, das Wasser, vatip, die Wassersucht. Die Verkleinerungsendung ist il: cem, das Zimmer, cemil, das Zimmerchen; bov, die Schüssel, bovil, die Tasse. So haben wir noch Suffixe für Wissenschaften, für Abstrakta, für Zeitverhältnisse und viele andere mehr.

Die Präfixe scheiden sich in eigentliche, in solche, die nur als Präfixe erscheinen, wie ge, be, mi, und in solche, die verschiedenen Redeteilen abgeleitet sind. lu verschlechtert die in dem Stamme enthaltene Idee: god, Gott, lugod, Götze; givön, geben, lugivön, verleihen — eine überaus glückliche Bildung; mi entspricht dem deutschen miß: plidön, gefallen, miplidön, mißfallen; konfid, vertrauen, mikonfid, mißtrauen. Von Hauptwörtern abgeleitet ist z. B. das Präfix gle, gebildet von glet, die Größe, entsprechend unserer deutschen Vorsilbe haupt: zif, die Stadt, glezif, Hauptstadt; flen, der Freund, gleflen, der Busenfreund. mö von möd, die Menge, gibt das griechische poly wieder: mat, die Ehe, mömat, die Polygamie, möpükel, der Polyglott. sma von smal, die Kleinheit, verringert: veg, der Weg, smaveg, der Pfad; hät, der Hut, smahät, die Mütze. of bildet die weiblichen Hauptwörter: blod, der Bruder, of-blod, die Schwester; tidel, der Lehrer, of-tidel, die Lehrerin. ko ist das lateinische cum, das französische com: blod, der Bruder, koblod, der Kollege; kömön, kommen, kokömön, zusammenkommen, u. a. m. Von zusammengesetzten Substantiven werden alle diejenigen zugelassen, die aus nicht mehr als zwei Hauptwörtern bestehen. Größere Zusammensetzungen müssen, abgesehen von leicht entstehender Undeutlichkeit, schon um derjenigen Völker willen vermieden werden, denen die Aussprache fünf- und mehrsilbiger Wörter nicht gelingt.

Wie einfach nun aber auch die Grammatik des Volapük ist, so, wird man uns doch einwerfen, gehört doch zur Erlernung des Schleyerschen Wörterbuches, das in der dritten Auflage 12 570 Wörter enthält, so viel Mühe und Zeit, daß dadurch die praktische Brauchbarkeit des Volapük höchst problematisch gemacht erscheint. Man vergißt aber dabei, daß je nach dem geistigen Standpunkte des Menschen sein Wortvorrat bedeutend schwankt. Der Gelehrte, der Hunderttausende von Wörtern seiner Sprache sein eigen nennt, bedient sich derselben, um seine Gedanken darin auszudrücken, und der Taglöhner, der mit einigen Hunderten auskommt, verständigt sich in seiner Art mit seinesgleichen gerade so gut darin. So wird der Wortschatz des Volapük studierenden Hottentotten ein wesentlich einfacherer sein können, als der eines deutschen Privatdozenten. Zur vollständigen Erlernung und Einübung der Grammatik genügen einige Wochen, für die Bewältigung des nötigsten Wortschatzes ein paar Monate. Allerdings ist nicht zu leugnen, daß gerade durch das Bestreben Schleyers, jedes Stammwort um der Kürze

willen vorzüglich nur aus einem zwischen zwei Konsonanten stehenden Vokale bestehen zu lassen, zu viele Wörter anfangs verwechselt und dadurch dem Gedächtnisse bei Einprägung des Wortvorrats mancherlei Schwierigkeiten bereitet werden. Selbstverständlich wird die Einübung der Grammatik einem sprachgeübten Europäer leichter fallen, als einem Asiaten, der nie von einer anderen Sprache gehört hat, als seiner Muttersprache. Doch ist dieser Umstand für das Volapük weder Vorwurf noch Hindernis. —

So ist die Sprache beschaffen, deren Vorteilen sich auf die Dauer immer weniger Menschen verschließen werden. Um mit den Hauptvölkern der Erde in schriftlichen Verkehr zu treten, wie es z. B. jedem Großindustriellen, jedem, der an dem Welthandel direkt teilnimmt, erwünscht sein muß, dazu gehört eine Kenntnis von, gering gerechnet, etwa 18 Sprachen oder, da die Erlangung dieser Kenntnis nur wenigen auserwählten Geistern möglich ist, ein zahlreiches Personal, dem diese Korrespondenz obliegt. Die Annahme des Volapük für die Handelskorrespondenz würde es ermöglichen, daß ein einzelner Mann mit Leuten von sämtlichen über 800 Sprachen der Erde schriftlich in Verbindung tritt, vorausgesetzt allerdings, daß die Wilden in ihrer Barbarei sich der Annahme des Volapük nicht allzu widerspenstig widersetzen. Mit einem Kaufhause in Ungarn, Rußland, der Türkei, in Japan und China auch sprachlich mit derselben Leichtigkeit korrespondieren zu können, wie es sachlich der Weltpostverein ermöglicht, nicht mehr Mühe zu haben, wenn man in Tokio eine Offerte stellt, als wenn man sie in Wiesbaden einreicht, müßte doch, sollte man meinen, für manchen Kaufmann etwas Verlockendes haben. Dieselbe Handelszeitung, in Volapük redigiert, würde auf allen Märkten der Welt gelesen werden können. Für die internationale Reklame eröffnen sich damit ungeahnte Aussichten. Welche Vorteile würden die Seeleute der verschiedenen Nationen in den großen Handelshäfen, die Reisenden, die Missionare aus allen Weltteilen in den fernsten Ländern bei ihren Begegnungen finden! Und wie vereinfachend müßte es für die Telegraphie werden, wenn Telegramme aus und nach fremden Ländern in ein und derselben Sprache übersandt werden können. Wie viel Kopfzerbrechen und Zeit-, oft auch Geldverlust da erspart werden könnte, kann jeder ermessen, der in der Lage ist, französische oder englische Telegramme in Deutschland entziffern zu müssen, wie viel mehr aber noch der, dem es in Frankreich oder England obliegt, deutsche Depeschen zu enträtseln. Beiläufig gesagt, wäre es für das reisende Publikum, so lange die Worte des Volapük noch nicht allgemeinem Verständnis begegnen, von größter Annehmlichkeit, wenn die Eisenbahnverwaltungen der verschiedenen Kulturvölker sich über bestimmte, für jedermann leichtverständliche Zeichen einigten, die dem Fremden, einerlei ob er in Italien, in Ungarn, in Norwegen oder in Rußland reist, auf den ersten Blick zeigten, wo er auf der Bahn ein Telegramm aufzugeben hat, wo sich die Gepäckexpedition, die Post, die Verwaltung befindet, ob ein Zug Personen- oder Schnellzug ist, wo er seinen Durst löschen kann oder sonstige Bedürfnisse befriedigen. Die eine deutende Hand kann doch nicht alles zeigen. Demjenigen, der einige Sprachkenntnisse besitzt, scheinen solche Verkehrszeichen wohl überflüssig, aber dem gänzlich Fremden können sie oft vom größten Werte sein und ihn vor empfindlichen Verlusten bewahren. Sowie einmal Volapük in den Schulen der verschiedenen Staaten gelehrt wird, ist die Zeichensprache selbstverständlich vollständig überflüssig, einstweilen aber könnte sie, schon als Vorschule für das Volapük, gute Dienste thun.

Aber auch Künste und Wissenschaften können aus der Weltsprache Vorteile ziehen, die ja durchaus nicht den Anspruch erhebt, irgend eine Muttersprache aus ihrem Gebiete zu verdrängen. Wer als Spezialist in irgend einem Fache genötigt ist, von neuen Arbeiten auf seinem Gebiete Nutzen ziehen zu müssen, auch wenn dieselben z. B. in dänischen, portugiesischen, griechischen, ungarischen oder russischen Zeitschriften erschienen sind, der wird es dankbar begrüßen, wenn eine in Volapük verfaßte Notiz darüber ihn der Mühe verschiedener Uebersetzungen überhebt. Grundlegende Forschungen werden allerdings wohl stets in der Muttersprache verfaßt werden.

In seiner oben angeführten Abhandlung spricht Jakob Grimm, und auf keinen Besseren könnte ich mich berufen, die wahrhaft prophetischen Worte: „Statt daß von den Stufen jenes babylonischen Turmes herab, der gen Himmel strebte, alle Menschensprachen getrübt und zerrüttet ausgetreten sein sollen, könnten sie einmal, in unabsehbarer Zeit, rein und lauter zusammenfließen. Nicht starr und ewig wirkendem Naturgesetz, wie des Lichtes und der Schwere, anheim gefallen waren die Sprachen, sondern menschlicher Freiheit in die warme Hand gegeben. — Von allem, was die Menschen erfunden und ausgedacht haben, scheint die Sprache das größte, edelste und unentbehrlichste Besitztum.“ Von einer erdachten Sprache im Sinne Schleyers redet J. Grimm allerdings nicht, und doch können die getrennten Ströme nur in einem künstlichen Bett zusammenfließen. Die Zeit, die Meere verbindet, kann auch Ströme vereinen. Erweitern wir darum mit warmer Hand und mit warmem Herzen für die Menschheit dieses „köstliche Besitztum“, lassen wir seine Schätze rein und lauter zusammenfließen, bauen wir an diesem Denkmale deutschen Fleißes und deutscher Gesinnung, das, anders wie jener in frevlem Beginnen getürmte Bau, emporragen wird über alle Länder der Erde als Zeichen völkerverbindender Gesittung für alle Zeiten. —

Ueber die Entwickelung der Photographie in ihrer Anwendung auf die Astronomie.

Von

W. Valentiner.

Seit wenigen Jahren hat die Photographie in ihrer Anwendung auf die Astronomie so staunenswerte Fortschritte gemacht, so bedeutende Erfolge errungen, daß sie, entgegen der früheren Ansicht, wohl berufen scheint, der Astronomie eine sehr wirksame Hilfe zu leisten. Es dürfte daher wohl von Interesse sein, hier einen Ueberblick über die Entwickelung der astronomischen Photographie zu geben. Dabei ist es nicht die Absicht, eine vollständige Aufzählung aller einschlägigen Arbeiten zu geben, sondern vielmehr durch Erwähnung einiger derselben zu zeigen, wie einerseits wirklich nur die letzten Jahre den mächtigen Aufschwung bewirkten, wie anderseits aber schon sehr früh einzelne Versuche dieser Methode, freilich damals noch in sehr beschränkter Ausdehnung, Genauigkeiten ergaben, die ein unausgesetztes Bemühen, ihr eine viel größere Ausdehnung zu geben, erklärlich machen.

Die Stellarphotographie ist ein Teil der Astrophysik, die ihrerseits sich erst in neuerer Zeit von der Astronomie loslöste, nachdem ihr Gebiet durch die Spektralanalyse, durch die Photometrie so erweitert worden, daß sie sich zur eigenen Wissenschaft entwickeln konnte. Die Astrophotographie nun kann wieder als ein Bindeglied zwischen der Astrophysik und Astronomie angesehen werden. Erstere fragt nach der physischen Beschaffenheit der Himmelskörper, nach der Entwickelung derselben, letztere will durch Bestimmung der Oerter der Gestirne zu verschiedenen Zeiten ihre Bewegung und das Gesetz der Bewegung kennen lernen. Früher nun konnte die Photographie nur als ein Mittel angesehen werden, welches bei gehöriger Entwickelung zur Abbildung der Oberflächen der Gestirne Verwendung finden würde, nicht aber als ein Ersatz für astronomische Ortsbestimmungen. Neuerdings scheint die Stellarphotographie auch in dieser Hinsicht mit Erfolg eintreten zu wollen, und die photographischen Aufnahmen desselben Objektes zu verschiedenen Zeiten werden Aufschluß über die Bewegungen desselben geben können.

Die ersten Versuche, photographische Abbildungen der Himmelskörper zu erhalten, beziehen sich natürlich auf Mond und Sonne, die durch ihre große Helligkeit, durch ihre Nähe am meisten erwarten ließen, daß ein scharfes Bild auf der photographischen Platte entstände, ohne daß eine übermäßig lange Exposition nötig würde. In der

täglichen Fortbewegung der Gestirne liegt ja eine nicht leicht zu beseitigende Schwierigkeit, und in der ersten Zeit der Versuche namentlich, wo die mit den Fernröhren verbundenen Uhrwerke nicht die heute erreichte Exaktheit besaßen, machten sich die Uebelstände, die Mängel in dieser Beziehung in hohem Grade geltend. Man hat damals in sehr verschiedener Weise probiert, das Licht des betreffenden Objekts immer auf dieselben Teile der Platte wirken zu lassen, indem man entweder durch Bewegung des Fernrohres mit der Hand unter gleichzeitiger Beobachtung durch den mit dem Hauptfernrohr verbundenen Sucher das Objekt an derselben Stelle des Gesichtsfeldes erhielt, oder indem man mit einer Schraube die Platte, soweit es die Verhältnisse gestatteten, bewegte. Die geringe Empfindlichkeit der Platten in jener Zeit mag dazu beigetragen haben, daß die erhaltenen Abbildungen nicht zum Teil noch mangelhafter ausfielen, jedenfalls konnte dieses an sich rohe Verfahren zu keinem scharfen Bilde führen.

Bald nach Erfindung der Daguerreotypie wandte H. Draper im Jahre 1840 unter Benutzung eines Fernrohres von 130 Millimeter Oeffnung dieses Verfahren auf den Mond an und erhielt eine Anzahl Mond-Daguerreotypen, welche bei einem Durchmesser von 25 Millimeter die hervortretendsten Gebirge des Mondes zeigten. Trotz dieses sichtlichen Erfolges wurden keine ferneren Versuche in den nächsten zehn Jahren gemacht, bis G. Bond, der Direktor des Harvard College Observatory in Cambridge (Mass.) unter Beihilfe der Photographen Whipple und Jones mit dem dortigen vierzehnzölligen Refraktor Mond-Daguerreotypen erhielt, die auf der Ausstellung in London 1851 Aufsehen erregten. Seit dieser Zeit hat die Sternwarte in Cambridge mit keinen wesentlichen Unterbrechungen der Stellarphotographie ihre Arbeitskraft, abgesehen von den großartigen Arbeiten, welche ihr für alle Zeiten den größten Ruhm sichern, gewidmet. Außer ihr sind es lange fast nur Freunde der Astronomie gewesen, welche auf ihren eigenen mehr oder minder reich ausgestatteten Sternwarten dieses Gebiet zu kultivieren strebten.

Auch zur Zeit der Phasengestalten wurden Photographien von Bond verfertigt, welche vielfachen Beifall fanden, die aber Bond selbst noch nicht befriedigten, da das Uhrwerk des Refraktors diesen nicht mit genügender Regelmäßigkeit fortbewegte. Erst als im Jahre 1856 ein neues Uhrwerk angebracht war, setzte man die begonnenen Arbeiten auf diesem Gebiet mit erneutem Eifer fort. Schon damals zeigten die Anwendungen der Photographie auf andere Himmelskörper das ganz verschiedene Verhalten derselben gegenüber der photographischen Platte. Jupiter z. B. wirkte bei reduzierter gleicher Helligkeit 14 mal stärker auf die Platte als der Mond. Auch die Erkennung der Thatsache, daß der Brennpunkt der chemisch wirksamen Strahlen nicht mit dem optischen Brennpunkt zusammenfiel, machte neue Schwierigkeiten, indem man entweder empirisch den ersten Punkt suchen mußte, wenn gewöhnliche Refraktoren zur Anwendung kamen, oder indem man dahin strebte, eigens konstruierte photographische Fernrohre zu benutzen.

Einer der eifrigsten Förderer der Photographie in ihrer Anwendung auf die Himmelskörper war Warren de la Rue, der sich 1852 eine Sternwarte in Cranford bei London baute und in demselben Jahre schon gute Abbildungen des Mondes erhielt, indem er ein zwölfzölliges Spiegelteleskop gebrauchte. Indessen sind die Resultate, welche ihn in dieser Beziehung so bekannt gemacht haben, aus späterer Zeit, und aus diesen ersten Jahren muß der Bemühungen des Professor Philipps in Oxford, der sich auch mit Zeichnungen der Himmelskörper beschäftigte und mit die vorzüglichsten Marszeichnungen lieferte, gedacht werden. Er gebrauchte aber immerhin mit seinem sechszölligen Fernrohr eine Expositionszeit von 5 Minuten, und irgend eine Vergrößerung gestatteten die erhaltenen Photographieen nicht; die Unebenheiten der Mondoberfläche waren jedoch deutlich zu erkennen. Was die Länge der Expositionszeit betrifft, so gebrauchte Warren de la Rue damals nur etwa 20 Sekunden und auch Philipps hatte ein Jahr später infolge der erhöhten Empfindlichkeit der Platten keine längere Zeit

nötig. Bald nachher gelang es sogar Crookes infolge weiterer sehr erheblicher Vervollkommnung der Platten, ein Bild nach nur 4 Sekunden Expositionszeit zu erhalten. Der größte Versuch wurde damals mit dem 23zölligen Spiegelteleskop von Craig durch Read gemacht, aber man scheiterte an dem Fehlen des Uhrwerkes. Bemerkenswert ist jedoch, daß es Read gelang, schon damals eine Sonnenphotographie zu erhalten, welche deutlich die schuppige Oberfläche der Sonne zeigt, wie dies ja freilich in noch höherem Grade die prächtigen Photographieen Janssens thun.

Es würde zu weit führen, wenn aller Versuche in dieser Richtung gedacht werden sollte, die zum großen Teil doch keinen nennenswerten Erfolg bezeichnen. Von größerem Einfluß wurden die technischen Arbeiten aus den fünfziger Jahren, freilich mehr in indirekter Weise, indem die Schärfe der erhaltenen Photographieen sehr viel zu wünschen übrig läßt, ja indem dieselben eher geeignet scheinen, die photographische Methode zu diskreditieren. Vielmehr sind sie durch die zahlreichen Untersuchungen von Wichtigkeit geworden, auf welche Secchi geleitet wurde und welche sich vorzugsweise auf die verschiedene Wirkung der Strahlen auf die Platte beziehen, die daher die Schwierigkeiten kennen lehrten, welche vor allem beseitigt werden mußten, wenn gute Bilder erhalten werden sollten, und die dadurch für die spätere Entwickelung unstreitig von Wichtigkeit wurden.

Sehr wertvoll sind die Photographieen, welche im Laufe der Jahre, wie erwähnt, Warren de la Rue erhielt. Seine ursprünglichen Negative waren kaum einen englischen Zoll im Durchmesser groß und ertrugen eine siebzehnmalige Vergrößerung mit dem Mikroskop recht gut, so daß sich nach de la Rues Behauptung Objekte auf der Oberfläche unterscheiden ließen, welche kaum mehr als 2 Bogensekunden groß waren, und im ganzen konnten sie danach der Beer- und Mädlerschen Karte gleichgestellt werden. Auch eine Mondfinsternis photographierte er und — was von noch größerem Interesse — er erhielt eine Abbildung des Mondes unmittelbar vor dem Eintritt einer Saturnsbedeckung, wobei die Photographie des Saturn sehr gut gelang. Später hat de la Rue sich der Sonnenphotographie zugewandt, bis er alle seine Instrumente der Oxforder Universität vermachte, in welcher Stadt seitdem zwei wohl ausgerüstete Sternwarten thätig sind. An den de la Rue'schen Mondphotographieen ist zum erstenmal die mikrometrische Ausmessung versucht worden, dem Anschein nach jedoch ohne Erfolg.

Wesentlich geringere Schwierigkeiten bot in vieler Beziehung die Sonnenphotographie. Die außerordentliche Leuchtkraft legte die Schwierigkeit wenigstens an eine ganz andere Stelle, es kam auf Anwendung einer möglichst kurzen Belichtungszeit an; ganz geringe Bruchteile einer Sekunde genügten bereits zur Herstellung des Sonnenbildes und es gelang bald genug, Photographieen zu erhalten, die die Beschaffenheit der Oberfläche mit Deutlichkeit zeigen, viele Einzelheiten der Flecken, der Fackeln erkennen lassen und auch die Wirkung der Atmosphäre unzweideutig zum Ausdruck bringen. Es dürfte bekannt sein, wie in neuerer Zeit an verschiedenen Sternwarten Vorkehrungen getroffen sind, so daß täglich, wenn es die Witterung erlaubt, die Sonne photographiert wird, und wir daher thatsächlich die Vorgänge auf der Oberfläche der Sonne fortwährend verfolgen können. Es haben diese Sonnenphotographieen nicht allein für die den Sonnenkörper selbst betreffenden Fragen Wichtigkeit, sie haben in einem speziellen Falle die Astronomen vor weitläufigen Berechnungen bewahrt, indem vor einigen Jahren ein Freund der Astronomie einen planetenartigen Körper, einen vermeintlichen intramerkuriellen Planeten, glaubte gesehen zu haben, der sich durch eine Sonnenphotographie als ein gewöhnlicher Sonnenfleck dokumentierte. Ein weiterer Erfolg der Sonnenphotographie ist der erste positive Nachweis, daß die eigenartigen Protuberanzen dem Sonnenkörper selbst angehören. Zum erstenmale gelang eine solche Daguerreotypie bei der totalen Sonnenfinsternis 1851 an der Königsberger Sternwarte. Der Photograph Barkowski benutzte ein nur zweizölliges Frauenhoferſches Fernrohr, welches mit dem großen Heliometer fest verbunden war. Zwei Aufnahmen wurden gemacht, von denen

aber nur die erste bei einer Exposition von 84 Sekunden einigermaßen brauchbar war; der zweite Versuch mißglückte, da nach 40 Sekunden Belichtung die Sonne wieder hervorbrach. Freilich konnte auch eine Photographie einer totalen Finsternis, die eine Belichtung von 84 Sekunden forderte, nur eine unvollkommene Vorstellung des Phänomens geben, da sich der Mond in dieser Zeit sehr bedeutend gegen die Sonne versetzt haben mußte. Und nicht besser glückte die Aufnahme der totalen Sonnenfinsternis in Westpoint im Jahre 1854. Die Finsternis im Jahre 1860, welche nach Spanien und Algerien viele Astronomen zu ihrer Beobachtung zog, führte dagegen zu den vorerwähnten Resultaten, die Protuberanzen zeichneten sich scharf bei nur sehr kurzer Exposition ab, die Korona selbst trat deutlich hervor, wenn die Belichtung länger war, wobei denn freilich die Protuberanzen überexponiert waren. Erst viel später gelang es Schuster und Draper, das Sonnenspektrum zu photographieren, und es ist diesen Photographieen die Entdeckung des Sauerstoffes auf der Sonne zu danken. Man hatte lange Tausende von Linien gemessen und gezeichnet, aber noch keine Sauerstofflinie gefunden. Die Photographierung des Sonnenspektrums durch Draper zeigte dieselben hell im Gegensatz zu den dunklen. Die vielfachen Versuche, welche seither Huggins anstellte, um die Korona auch ohne totale Sonnenfinsternis sichtbar zu machen, sind indessen nicht gelungen, so daß dieses Phänomen in der That noch auf die seltenen Finsternisse beschränkt geblieben ist und dadurch unsere Kenntnisse über dasselbe auch noch erheblich zurück sind. Eine Zeitlang glaubte Huggins, Spuren der Korona auf seinen Platten zu erkennen, aber Pickering wies einen Irrtum in dieser Beziehung nach, was Huggins auch selbst später anerkannte.

In den Dienst der messenden Astronomie trat die Photographie zum erstenmal 1874 bei Gelegenheit des damaligen Venusvorüberganges. Die große Seltenheit des Phänomens ließ die Astronomen auf möglichste Vervielfältigung der Methoden sinnen, namentlich war man bestrebt, das Gelingen der ausgesandten Expeditionen womöglich nicht auf Beobachtung des Moments der ersten und letzten Berührung nach den Methoden des vorigen Jahrhunderts zu gründen. Die verschiedenen Messungsmethoden, ganz besonders die Heliometermessungen waren geeignet, die parallaktische Verschiebung der Venus vor der Sonnenscheibe während des ganzen Vorüberganges ermitteln zu lassen. Eine Frage größter Wichtigkeit war nun die, ob es möglich sein werde, etwaigen photographischen Bildern eine solche Schärfe zu geben, daß unter Anwendung starker Vergrößerung nachträglich auf der Platte der Abstand des Venus- und Sonnenzentrums sich messen lassen werde und zwar mit einer Genauigkeit, die diese Messungen den Heliometermessungen doch mehr gleichwertig machte. Wenn sich dies erreichen ließ, so mußte die photographische Methode allen anderen in hohem Grade überlegen sein. Man fixierte sozusagen das seltene Phänomen, man konnte etwa aufsteigende Zweifel durch spätere Untersuchungen zu lösen suchen, man war an keine Zeit der Beobachtung gebunden. Ein anderer Vorteil lag darin, daß sich bei unbeständiger Witterung jeder klare Moment benutzen ließ, ja daß schon eine plötzliche nur momentane Aufklärung durch die Herstellung eines Bildes auch zu einem Resultat führen mußte; jede andere Methode ließ dagegen nur dann ein brauchbares Resultat erreichen, wenn der Himmel längere Zeit ununterbrochen klar blieb. Solche Vorteile mußten natürlich auch die Schwierigkeiten aufwiegen, welche in der Mitnahme aller hierzu erforderlichen Apparate lagen, indem die Masse, der Umfang der letzteren bei weitem die der zu den anderen Methoden notwendigen übertraf. Es galt aber nicht allein die Frage des vollkommen scharfen Bildes, sondern die der getreuen Wiedergabe der Erscheinung. Natürlich muß bei optisch vollkommenen Apparaten das Bild auf der Platte der Wahrheit entsprechen, aber es ist die Frage, ob nicht die Fixierung außer den optischen Unvollkommenheiten Irrtümer hervorzubringen vermag. Die in der ersten Zeit bekannten Verfahrungsweisen ergaben bei den angestellten ferneren Versuchen eine sehr bemerkbare Verzerrung der Kollodiumschicht und auch das später eingeführte Trockenverfahren wollte anfangs

nicht irgendwie brauchbare Resultate finden lassen. Es zeigten sich unregelmäßige Verzerrungen bis zum Betrage von 0,02 Millimeter. Indessen gelang es den Bemühungen doch, neue Methoden aufzufinden, so daß Verzerrungen von kaum 0,003 Millimeter übrig blieben. Bekanntlich hat man im Brennpunkt des Fernrohrs ein feines Glasnetz angebracht, auf welchem die Entfernung der einzelnen Linien mit vollster Schärfe bestimmt werden konnte. Das photographische Bild der Sonne erschien daher mit schwarzen Linien durchzogen und durch Nachmessung der Entfernung der Linien ließ sich so die Größe etwaiger Verzerrungen ermitteln. Die Erfolge der Voruntersuchungen waren derart, daß von den verschiedenen Nationen die Aussendung photographischer Expeditionen beschlossen wurde, man konnte sich der Anstellung eines solchen Versuches, der, wenn er gelang, ganz außerordentlichen Wert haben mußte, nicht entziehen. Schwierigkeiten bereitete die Konstruktion der Photoheliographen, d. h. der Fernröhre, welche zum Entwerfen des Bildes dienten. Man konnte mit einem 40füßigen Fernrohr direkt ein Sonnenbild von etwa einem Dezimeter erhalten, auf welchem die Venusscheibe etwa $3\frac{1}{2}$ Millimeter groß erschien. Wollte man die gewöhnlichen Fernrohre in den Dimensionen von 6—8 Fuß Brennweite anwenden, so mußte erst ein Vergrößerungsapparat eingeschaltet werden, um ein Bild obiger Größe zu erhalten. Für eine Expedition aber Fernrohre von 40 Fuß Länge mitzunehmen schien fast eine Unmöglichkeit zu sein, und so behielten manche, u. a. auch die deutschen, die vorhandene Konstruktion bei, obwohl sie mancherlei Nachteile hatte. Von amerikanischer Seite wurde aber der Versuch mit Objektiven von 40 Fuß Brennweite durchgeführt, und zwar in sehr einfacher Weise, freilich unter Einführung möglicherweise einer neuen Fehlerquelle. Es wurde das Fernrohr horizontal auf ein Mauerwerk derart gelegt, daß am Okularende der Kassettenansatz sich sofort in die Dunkelkammer fortsetzte. Das Sonnenbild wurde durch einen parallaktisch montierten Heliostaten auf das Objektiv geworfen. Dieser feste Photoheliograph hatte zugleich den Vorteil, daß beim Einsetzen der Kassette keine Schwankungen am Fernrohr verursacht wurden, die bei dem älteren nicht zu vermeiden waren.

Die Zahl der überhaupt erhaltenen Aufnahmen war sehr befriedigend und übertraf an einzelnen Stationen selbst die größten Erwartungen; der Erfolg in der Qualität war aber doch nicht gleich günstig und im Jahre 1882 wurde von verschiedener Seite, im Speziellen auch von Deutschland und England, von der Anwendung photographischer Aufnahmen ganz abgesehen. Ist auch der aus ihnen abgeleitete Wert der Sonnenparallaxe (soweit er überhaupt seither bekannt geworden) durchaus nicht ein ganz unbrauchbarer, so hat die Photographie für die messende Astronomie doch im großen und ganzen damals einen Mißerfolg gehabt.

Ich komme nun zu den gegenwärtig wohl am meisten interessierenden Sternphotographien. Der erste Versuch in dieser Beziehung geht auch schon in das Jahr 1850 zurück, wo Bond in Cambridge ein Daguerreotyp von α Lyrae und α Geminorum erhielt; letzterer zeigte ein längliches Bild, welches jedenfalls durch den Begleiter verursacht wurde. Aber mehr ließ sich damals nicht erreichen, selbst lang andauernde Belichtung durch α Urs. min. brachte keinen Eindruck auf der Platte hervor, und demzufolge ruhten die weiteren Bemühungen bis zum Jahre 1857, wo die Photographie als solche einen neuen Anstoß gab. Es ist erstaunlich, welche Erfolge Bond schon damals erzielte. Es gelang ihm ohne Schwierigkeit, den Doppelstern ζ Urs. maj. mit g Urs. maj. in 80 Sek. zu fixieren, und unmittelbar danach versuchte er die Distanzmessungen. Die Genauigkeit war eine überraschende, und zwar trotz der zunächst vermuteten Unsicherheit, da das Bild des Hauptsterns eine beträchtliche Ausdehnung hatte. Bei näherer Betrachtung waren aber die Umrisse scharf und symmetrisch genug, so daß sich aus einer Kombination der Messungen die Distanz wirklich auffallend genau ergab. Eine größere Reihe solcher Aufnahmen und Messungen ließ für die Distanz $14''.49$ und den Positionswinkel $147^\circ.5$ finden, während W. Struve hierfür 14.40 und 147.4

erhalten hatte. Der wahrscheinliche Fehler einer einzelnen photographischen Distanz war ± 0".08, ein kleinerer Wert selbst, als den W. Struve für eine einzelne Mikrometermessung gefunden hatte, ± 0".127. Dieser ungeahnte Erfolg trieb natürlich zu weiteren Versuchen, und während es 1850 unmöglich gewesen, von einem Stern 2. Größe ein Bild zu erhalten, konnten jetzt die photographischen Aufnahmen auf Sterne 6., 7. Größe ausgedehnt werden. Helle Sterne, wie α Lyrae, gaben fast momentan einen Eindruck auf der Platte, wie daraus hervorging, daß Bond bei angehaltenem Uhrwerk auf der Platte eine scharfe Linie erhielt, welche von dem durchs Fernrohr dahin ziehenden Stern hervorgerufen wurde. Bemerkenswert ist der Versuch Bonds, durch Versetzung des Fernrohrs in Deklination eine Reihe paralleler Linien zu erhalten; dieselben erschienen zeitweise schwach wellenförmig, so daß sich sogar die Schwankungen des Gestirns, die eine Folge der Unruhe der Luft, der Veränderungen der Refraktion sind, darstellten. Aber trotzdem konnte die Photographie in ihrer damaligen Gestalt nicht geradezu von großem Nutzen für die Astronomie sein, die Anwendbarkeit beschränkte sich auf die helleren Sterne, deren Zahl ja gering ist im Vergleich zu der großen Menge der schwächeren. Namentlich war die Klasse der Doppelsterne, der Sternhaufen, der Nebelflecke mit wenigen Ausnahmen ganz von dieser Methode ausgeschlossen, so lange nicht die Empfindlichkeit der Platte so erheblich gesteigert wurde, daß wenigstens Sterne der 11. Größe zu erkennen waren. Und diesen Fortschrit bezeichnet die neuere Zeit.

Schon wenige Jahre später gelang es Rutherfurd in New-York, zahlreiche Doppelsterne und selbst Sternhaufen zu photographieren, ohne daß jedoch diese Aufnahmen seither von Nutzen geworden sind. Rutherfurd selbst nahm die Ausmessungen mit größter Sorgfalt vor, aber nach Verlauf mehrerer Jahre zeigte sich, daß der angewandte Wert der Schraubenrevolution sich inzwischen verändert hatte, und es ließ sich nicht mehr ermitteln, wann und wodurch diese Veränderung verursacht worden. Auch die in den siebziger Jahren von Gould in Cordoba erhaltenen Photographien südlicher Sternhaufen und Doppelsterne sind seither für die Astronomie ohne Nutzen geblieben. Wie sehr sich aber die Empfindlichkeit der Platten entwickelt hatte, geht daraus hervor, daß Rutherfurd bereits Sterne der 9. Größe im Jahre 1864 erhielt. H. Draper wandte seine ganze Aufmerksamkeit der Anwendung der Photographie zu und dabei stand ihm, wie es scheint, für seine wissenschaftlichen Bestrebungen ein großes Vermögen zur Verfügung.*) Im Jahre 1881 photographierte er den Nebelfleck im Orion und auf der Platte traten Sterne hervor, die sicher nicht heller als 14. Größe waren, und damit war nun wirklich ein weites Arbeitsfeld eröffnet. Die photographische Platte war so wirksam geworden, als das Auge mit einem der kräftigsten Fernröhre. Schlag auf Schlag mehrten sich nun diese Aufnahmen. In Frankreich trat der bekannte Astrophysiker Janssen hervor und es gelang ihm auch sehr hübsche Kometenphotographien zu erhalten; in England ist Common zu erwähnen und aus den Kolonien die Kapsternwarte, wo Gill bald mit der Photographierung des ganzen südlichen Himmels begann, und zwar zunächst unter Benutzung nur sehr schwacher optischer Hilfsmittel. In Deutschland widmet sich auf dem Potsdamer Astrophysikalischen Observatorium namentlich Lohse dieser Aufgabe, und in Oesterreich-Ungarn ist v. Gothard mit seiner Privatsternwarte in Hérényi zu nennen. Die Pariser Sternwarte versuchte unablässig durch die Gebrüder Henry diese Methode der astronomischen Beobachtung zu vervollkommnen und von hier konnte nun wirklich der große Plan ausgehen, den ganzen Himmel abzuphotographieren, so daß auf den Bildern die Sterne bis zur 15. Größe enthalten waren,

*) Es ist der Photographie der Sternspektra, welche mit dem Namen Draper eng verknüpft ist, hier nicht gedacht worden, weil umfangreiche Arbeiten in dieser Beziehung infolge reicher von H. Draper's Witwe der Cambridger Sternwarte zur Verfügung gestellter Mittel erst kürzlich unternommen werden konnten.

wodurch man also Objekte vor sich sah, die man sonst nur mit Hilfe der neuen Riesenrefraktore wahrzunehmen vermochte.

Erst vor drei Jahren fing man in Paris mit den photographischen Versuchen an, indem man dazu ein nur 6zölliges Fernrohr verwandte. Die Erfolge, die man mit diesem Instrument erzielte, veranlaßten die Anschaffung eines speziell photographischen Rohres von 13 Zoll Oeffnung und 3½ Meter Brennweite. Diesem Fernrohr parallel war ein zweites aufgestellt, welches bei nahe derselben Brennweite 9½ Zoll Oeffnung hatte und als Einstellungsfernrohr diente. Im Mai 1885 trat dieses neue photographische Rohr in Thätigkeit, und ganz neue Welten sind seitdem unserm Blick erschlossen. Bei einer Exposition von 1 Stunde werden Sterne der 15. Größe fixiert, oft sind 1 bis 2000 Sterne auf dem Quadratgrad kenntlich. Es werden auf diesen Platten drei getrennte Aufnahmen gemacht, indem zwischen denselben das Fernrohr um etwa 5" versetzt wird. So werden Sternbilder erhalten, welche die Gestalt eines kleinen Dreiecks besitzen, und es ist daher in der Regel leicht, selbst die schwächsten Sterne von den kleinen Unreinlichkeiten auf der Platte zu unterscheiden. Es ist bekannt, daß bei diesen Aufnahmen ein schwacher Nebel in den Plejaden entdeckt wurde, dessen Existenz später auch mit dem Fernrohr nachgewiesen wurde, der aber unzweifelhaft noch lange Zeit unbekannt geblieben wäre, wenn nicht die Dauer der Exposition den Eindruck auf der Platte hätte steigern können, wo das Auge selbst unzähligemal nichts zu erkennen vermochte. Prächtige Photographien des Saturn sind geliefert; der schwächste Saturnsatellit, Hyperion, der für den 26zölligen Washingtoner Refraktor nach Halls Angabe ein schwieriges Objekt ist, tritt auf der Photographie bei einer nur halbstündigen Exposition hervor. Bei dem gegenwärtigen Stande genügt für Sterne 1. Größe (Wega, Sirius) 0ˢ005; für Sterne, die dem bloßen Auge noch eben sichtbar sind, 0ˢ5, für Sterne der 10. Größe 20ˢ, der 12. Größe 2ᵐ, der 13. Größe 5ᵐ, der 14. Größe 13ᵐ, der 15. Größe etwa 80ᵐ. Bei gleicher Exposition nehmen natürlich die Bilder der helleren Sterne viel größere Flächen ein, und während ein Stern der 15. Größe ein Scheibchen von etwa 1½" Durchmesser ergibt, erscheinen die Sterne 5., 6. Größe schon unter einem Durchmesser von 1' und darin liegt ja unstreitig eine große Schwierigkeit für die Aufnahme der unmittelbaren Umgebung der helleren Sterne. Während nach dem Verfahren in Paris bei den schwachen Sternen die drei zusammengehörigen Dreieckspunkte ganz getrennt erscheinen, werden sie bei den helleren Sternen bald zusammenfließen.

Der Plan, welcher nun von der Pariser Sternwarte ausging und welcher die Einladung eines großen internationalen Kongresses veranlaßte und dessen Ausführung durch letzteren angebahnt wurde, ist der folgende. Der gesamte Sternenhimmel soll unter gleichzeitiger Beteiligung mehrerer Sternwarten photographiert werden. Eine einzelne Sternwarte würde die Arbeit in absehbarer Zeit nicht durchzuführen im stande sein, denn die 41 000 Quadratgrade des Himmels erfordern über 10 000 Platten, da höchstens 4 Quadratgrade auf eine Platte gehen, wenn nicht die Verzerrung am Rande die Schärfe illusorisch machen soll. Bei einer Exposition von einer Stunde würde die gleiche Zahl Stunden nötig sein und da zu einer Vermeidung möglicher Irrtümer jedenfalls eine doppelte Aufnahme nötig werden würde, so fordert die Mappierung des Himmels nach obigem Plan, aber ohne die dreimalige Aufnahme an demselben Abend schon wenigstens 20 000 Stunden. Bei 100 klaren Nächten und selbst 3 photographischen Stunden in jeder Nacht (wobei die Zeit für die notwendigen Vorbereitungen nicht gerechnet ist) würden schon ca. 70 Jahre für die Durchführung verlangt werden, so daß die Cooperation durchaus geboten erscheint. Die große Betheiligung an dem Pariser Kongreß läßt die Durchführung mit Zuversicht erhoffen, aber es ist nicht zu leugnen, daß ganz außerordentliche Schwierigkeiten der einheitlichen Durchführung entgegenstehen. Gleiche optische Kraft, gleiche Empfindlichkeit der Platten, Gleichheit des Luftzustandes und dergleichen mehr sind Bedingungen, die erfüllt werden müssen, wenn das Werk ein

erschöpfendes werden soll, und manche solcher Bedingungen wird von vornherein als unerfüllbar erscheinen, andere sind nur unter strikter Einhaltung eines gemeinsam ausgearbeiteten Arbeitsplanes zu lösen. Der Kongreß hat nun beschlossen, außer der photographischen Aufnahme aller Sterne bis zur 14. Größe — welche für die meisten großen Fernrohre heute die Grenze der Sichtbarkeit bezeichnen — noch eine zweite zu machen, welche nur die Sterne bis zur 11. Größe enthält, mit deren Ausmessung man dann gleich vorgehen zu können hofft, so daß sich daraus eine sehr große Anzahl Fixpunkte für die Ortsbestimmung eines der schwachen Objekte ergiebt. Was die sofortige Beteiligung der Sternwarten betrifft, so hängt diese natürlich mehrfach noch von der Genehmigung der erforderlichen Mittel seitens der Regierungen ab. Es stellen sich die Gesamtkosten für jede Sternwarte, nämlich für Instrument, einen Assistenten, Platten und sonstiges Material auf etwa 80 000 Mark. In Deutschland ist zunächst von Potsdam der Antrag gestellt zum Anbau einer besonderen Kuppel, und so wird auch die Inangriffnahme des Werkes an andern Stellen nicht unmittelbar bevorstehen; gewiß nicht zum Schaden des Unternehmens wird diese Verzögerung sein, da die Fixsternphotographie noch viele Versuche und Untersuchungen nötig macht, wenn sie das leisten soll, was man hofft, nämlich die mehr oder minder genaue Abbildung des Himmels. Freilich schon diese wird der Astronomie große Fortschritte bringen. Die Menge der kleinen Planeten, welche durch die mühevolle Vergleichung mikrometrischer Messungen zu verschiedener Zeit entdeckt wurde, hätte sich auf der photographischen Platte mit einstündiger Exposition offenbart, da die Bewegung in einer Stunde hinreichend ist, um sie linear im Gegensatz zu den Sternpunkten zu zeigen. Und so wird auch im Laufe der Zeit sicher der weitaus größte Teil der Asteroiden innerhalb der Grenzen der Sichtbarkeit auf der Platte aufgefunden werden. Immerhin ist bei näherer Betrachtung einer sternreichen Platte ersichtlich, daß auch ein kleiner Planet, wenn er schwach ist, nicht so ganz ohne weiteres zu erkennen sein wird. Für die Auffindung veränderlicher, für die Konstatierung sogenannter neuer Sterne vor dem Aufleuchten und nach dem Verschwinden für mäßige Fernröhre, wird diese Abbildung Fragen ohne Unterlaß beantworten. Unsere Kenntnis über die Nebelflecke, über die Existenz der Doppelsterne wird in weitem Maße ausgedehnt werden; Veränderungen in den Nebelflecken werden durch wiederholte Spezialaufnahmen nachzuweisen sein; die Fragen über die Verteilung der Sterne, den Bau des Weltalls, zu welchem Zweck Herschel zuerst die sogenannten Sterneichungen vornahm, können durch Abzählung auf der Platte mit nie geahnter Vollständigkeit behandelt werden. Das sind Erfolge, die unmittelbar hervortreten müssen. Unendlich größer wird das durch die Photographie erschlossene Gebiet, wenn sich die Aufnahmen so genau zeigen, daß die Ausmessungen bis zu einem gewissen Grade den direkten Messungen gleichwertig werden. Dann wird die Ausmessung der Sternhaufen und Doppelsterne auf der Platte geschehen, eine oder zwei klare Nächte genügen zur Fixierung der Sternglieder im Haufen, und trotz der gewiß ermüdenden Arbeit der mikroskopischen Ausmessung wird in wenigen Wochen das vollendet sein, wozu sonst mehrere Jahre gefordert wurden. Und was ein nicht zu unterschätzender Vorteil dabei ist, ist, daß diese Messungen von verschiedenen Personen gemacht werden können, so daß die persönlichen Beobachtungsfehler, die gerade hier so störend auftreten und oft endlose Untersuchungen nach sich ziehen, aufgehoben werden. In diesem Punkte wird nun aber noch längere Zeit die Entscheidung ausstehen. Einzelne Angaben, die hin und wieder über die Genauigkeit der Messung gemacht werden, können nicht ernstlich in Betracht kommen. Sternhaufen sind nur erst in einzelnen Fällen mit Vollständigkeit ausgemessen; die andauerndsten Arbeiten in dieser Beziehung sind an der badischen Sternwarte (Mannheim und später Karlsruhe) gemacht worden, wo die Lage der Sterne in 4 Gruppen seither durch Tausende von mikrometrischen Messungen ermittelt ist. Es geht nun das Bestreben der Sternwarte dahin, neben der Fortsetzung der Ausmessung der Sternhaufen die gemessenen Gruppen auch mit photographischen

Aufnahmen zu vergleichen. Eine derartige Vergleichung hat seither noch nicht stattgefunden, und nur eine solche in so ausgedehntem Maße durchgeführt, wie dies in der Absicht der Großh. Sternwarte liegt, wird über die Genauigkeit der photographischen Aufnahmen sternreicher Gegenden Aufschluß geben. Oberflächliche Vergleichungen der Platten mit einer auf mikrometrischer Messung beruhenden Karte zeigen entsprechend der mehr oder minder starken optischen Kraft der benutzten Fernrohre einen größeren Reichtum der vorhandenen Sterne, im wesentlichen aber Uebereinstimmung gemäß der verschiedenen Helligkeit der Sterne. In einzelnen Fällen treten zwar Anzeichen hervor, wonach der eine oder andere Stern auf der Platte heller als nach der Schätzung mit dem Fernrohr ist; dies ist durchaus nicht zu verwundern, da ja die Sterne sehr verschiedene Farben haben und ihre Strahlen nicht in gleicher Weise chemisch und optisch wirksam sind.

Wird nun die eigentliche astronomische Messung überflüssig werden? Nach dem Obigen könnte es fast so scheinen, daß der Platz des Astronomen in Zukunft am photographischen Rohr sein wird. Dies ist aber keineswegs der Fall, selbst wenn alle noch schwebenden Fragen sich zu gunsten der Photographie entscheiden. Es kann immer nur ein Teil der sogenannten Refraktor- oder Anschlußbeobachtungen durch die Photographie ersetzt werden, die Grundlage der Positionsbestimmungen muß die direkte Beobachtung mit den Meridiankreisen sein, wie früher und heute, so in allen Zeiten, soweit uns jetzt ein Urteil zusteht. Der Astronom wird mehr und mehr wieder auf diese hingeführt, und eine Verbesserung gerade der fundamentalen astronomischen Beobachtungen, die in den letzten Jahrzehnten keine sehr erhebliche trotz aller instrumentellen Verfeinerungen war, wird hoffentlich auch eine Folge der Entwickelung der Photographie in ihrer Anwendung auf die Astronomie sein.

Engländer und Buhren im Kampfe um Südafrika.

Das Interesse der ganzen Welt ist heutzutage auf Afrika gerichtet. Es ist der am wenigsten erschlossene Teil der Erde, und immer neue überraschende Entdeckungen zeigen, wieviel Neues und Wertvolles dort sowohl dem wissenschaftlichen Forscher, wie auch dem erwerbsuchenden Auswanderer noch verborgen ist, welche Schätze dort noch zu heben sind.

Von Afrika wiederum ist unstreitig die Südspitze der wertvollste Teil; sie hat im Gegensatz zu den überheißen und Fieber erzeugenden Gegenden Mittelafrikas ein gemäßigtes, gesundes Klima, ihre Fruchtbarkeit wird bewiesen durch die Weinproduktion und den Herdenreichtum der Bewohner, und die neu entdeckten Gold- und Diamantfelder haben dem ganzen Handel und Wandel in den letzten Jahren einen überraschenden Aufschwung gegeben.

Kämpfe um dieses Land haben besonders, oder eigentlich ausschließlich die Engländer und Buhren geführt, teils mit den Schwarzen, teils unter einander, — den Verlauf der letzteren zu skizzieren sei unsere Aufgabe.

Nach der Entdeckung Afrikas durch den Portugiesen Diaz war dasselbe fast zwei Jahrhunderte hindurch herrenloses Gebiet, von den nach Ostindien fahrenden Schiffen zur Aufnahme von Wasser und Proviant benutzt. Das Kap wurde zu einer Poststation ohne Posthaus und Postmeister gemacht. Flotten, die von Europa kamen, ließen hier unter Steinen, die mit gewissen Zeichen versehen waren, Briefschaften für die aus Indien zurückkehrenden Schiffe und umgekehrt.

1642 nahmen dann zwei englische Kapitäne für ihren König Besitz von dem Lande, doch legte die Regierung keinen sonderlichen Wert darauf, so daß 1652 der Schiffsarzt Jan van Ribeek die holländische Flagge aufhißte und sich von seiner Regierung 1655 den Auftrag auswirkte, 3 Quadratmeilen Land zu kaufen, ein Fort zu bauen und einen Militärposten zu etablieren.

Dies war der Anfang der Kapkolonie. Da, wie gesagt, das Land zur Ansiedelung wohl geeignet ist, so fanden sich bald Kolonisten, die sich dort niederließen. Zunächst freilich waren es Abenteurer, denen die holländische Regierung Frauen aus öffentlichen Arbeitshäusern nachsandte und große Strecken des von den Eingeborenen für geringen Tand erstandenen Landes bereitwillig überließ. Als besseres Element kamen hierzu nach Aufhebung des Edikts von Nantes am Ende des 17. Jahrhunderts flüchtende Hugenotten, ebenso zahlreiche Deutsche.

Ein Gemisch dieser drei Völker ist der Grundstock der heutigen Kapbewohner, der Afrikaner, wie sie sich mit Stolz nennen; ihre Sprache ist, da das holländische Element überwog, ein verderbtes Holländisch; sie erwarben oder nahmen Land von den Einge-

borenen, trieben Ackerbau, Viehzucht, Weinbau, oder zogen nomadisierend („treckend") durch das Land als freie, zufriedene Leute.

Verhängnisvoll aber und unheilbringend für diese „Buhren" (holländisch „Boers") war die unwürdige Art, mit der sie gegen die Eingeborenen verfuhren. Der Schwarze galt ihnen nicht als Mensch, sondern als „schepsel" (Geschöpf), als ein Mittelding zwischen Mensch und Affe. Es wurde mit dem „schwarzen Elfenbein", den Sklaven, nicht minder Handel getrieben, wie mit dem weißen. Der einzelne Schwarze wurde gemißhandelt, erschossen, gegen die Völkerschaften wurden planmäßige Ausrottungszüge veranstaltet.

Auf Widerstand stieß man hierbei nicht, denn die Hottentotten und Buschleute, mit denen man zu thun hatte, waren feige, unkriegerische Völker, noch dazu ohne Gewehre, — bis man beim weiteren Vordringen nordwärts auf die Kaffern stieß, urkräftige, bis zur Tollkühnheit tapfere Stämme, die dem Ausrottungssystem der Weißen so energischen und erfolgreichen Widerstand entgegensetzten, daß die Buhren keineswegs im stande waren, ihrem Andringen dauernd einen Wall entgegen zu stellen. Obwohl die Kolonie mittlerweile in 12 Distrikte eingeteilt war, deren jeder etwa die Größe der Provinz Pommern hatte und in denen die Buhren Feldkornetts unterstellt waren, welche wieder unter der Oberhoheit von Landdrosten standen, obwohl diese Distrikte durch Forts geschützt wurden, drangen die Kaffern doch weiter und weiter vor und unternahmen Raubzüge, — kurz die Lage der Kolonie war eine sehr kritische, sie stand, durch innere ökonomische Zerrüttung nicht minder gefährdet, am Bankrott, da kamen die Engländer, denen die doppelte Aufgabe zufiel, die gegen die Eingeborenen verübten Grausamkeiten zu rächen und die Mission Europas zu erfüllen, Christentum und Zivilisation in die anderen Erdteile zu bringen.

Sie annektierten 1795 nach siegreichen Gefechten gegen die Holländer in den europäischen Gewässern das Land, behaupteten es nach einer kurzen Unterbrechung der Jahre 1802—1806 und sicherten sich den Besitz 1814 im Pariser Frieden. Seitdem regiert ein englischer Gouverneur, zuerst ganz selbständig, seit den fünfziger Jahren unter dem Parlament stehend, das Land.

Für die Buhren war die Strafe, unter englisches Regiment treten und sich den Gesetzen eines geordneten Staatswesens fügen zu müssen, natürlich sehr empfindlich. Eine Verschwörung wurde entdeckt, die Rädelsführer hingerichtet und dadurch der Haß nur noch mehr geschürt, der nun unter der Asche fortglimmte, bis 1824 die Schwarzen von der Zwangsarbeit befreit wurden, die Ausrottungsjagden der Buhren streng bestraft und 1834 der Sklaverei ein Ende gemacht wurde. In solchem Lande konnte es nach der Meinung des Buhren ein freier Mann nicht aushalten, derartig einengende Gesetze waren ihm unerträglich.

So begannen 1835 die großen Treckzüge nach Norden, über die Grenze der Kapkolonie hinaus nach Natal, dem Orange Freistaat und der Transvaal-Republik. Mit den dort lebenden Stämmen setzten sie sich teils friedlich auseinander, gaben sogar den Griqua-Kaffern im Orange-Freistaat Abgaben, teils besiegten sie dieselben, die dann vielfach Schutzbündnisse mit den Engländern gegen sie schlossen.

Die Engländer aber dachten nicht daran, die Oberhoheit über diese ausgewanderten Buhren aufzugeben. Sie erklärten dieselben nach wie vor für ihre Unterthanen, setzten für die im Orange-Freistaat zerstreut lebenden Buhren einen Magistrat in dem nahe an der Grenze gelegenen Städtchen Colesberg ein (im Norden der Kapkolonie, Endpunkt der von Port Elisabeth in das Land führenden Eisenbahn) und schickten einen Kommandanten nach Natal, welcher auf dem schon 1828 den Engländern von den Eingeborenen überlassenen Terrain ein Fort anlegte. Hier kam es zum ersten Zusammenstoß. Die Buhren umzingelten 1842 das Fort mit Uebermacht, es hielt sich aber, bis Entsatz aus der Kapkolonie kam; die Buhren wurden besiegt und ganz Natal zu einer britischen Kolonie unter einem eigenen Gouverneur erhoben.

Aehnlich ging es im Orange-Freistaat. Die Buhren waren dort allmählich stark genug geworden, um nun gegen die Griqua, ein ruhig lebendes, friedliches Volk ihr altes Ausrottungssystem wieder anwenden zu können. Die Griqua suchten und fanden Hilfe bei ihren Bundesgenossen, den Engländern; die Buhren wurden 1845 bei Tauwfontein (etwa 8 Meilen nördlich Colesberg) besiegt und in Bloemfontein, der Landeshauptstadt, nahm nun ein englischer Gouverneur die Rechte der Regierung über die Auswanderer wahr; doch hatten die Buhren auch hier schon abgewirtschaftet; Zuchtlosigkeit und Willkür herrschten im Lande und so proklamierte der englische Gouverneur Sir Henry Smith unter Zustimmung von $\frac{4}{5}$ der Weißen 1848 die britische Oberhoheit in dem ganzen Territorium des heutigen Orange-Freistaates.

Ein noch in demselben Jahre unter Pretorius unternommener Aufstand wurde am 29. August bei Boomplaats (3 Meilen nordöstlich Tauwfontein) niedergeschlagen, Pretorius mußte fliehen und die englische souvereignty (dies war der offizielle Name) dauerte bis 1854, wo die Engländer mit Rücksicht auf die vielen durch den Besitz des Landes hervorgerufenen Verwickelungen mit Weißen und Farbigen und weil die mit der Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft verbundenen Kosten den Vorteil nicht aufwogen, die Oberhoheit freiwillig wieder aufgaben und in einer Konvention am 23. Februar desselben Jahres die Bildung des noch heute bestehenden, ganz selbständigen Orange-Freistaates zuließen.

Bald bereuten sie aber diesen Schritt und fanden auch Gelegenheit durch Unterhandlungen und Verträge mit den Eingeborenen einzelne Teile des Landes, das Bassutoland im Osten und besonders die so wichtigen Diamantfelder Griqualandwest wieder in ihren Besitz zu bringen.

Mittlerweile war auch die Transvaal-Republik entstanden. Pretorius war mit seinem Anhang 1848 über den Vaal-Fluß gezogen und fand bald Gelegenheit sich zu rächen. Als die Engländer im Orange-Freistaat 1851 mit dem Bassutohäuptling Moschesch kämpften, kam er mit etwa 1200 gut bewaffneten Bauern über den Vaal zurück und nahm eine so drohende Haltung an, daß die Engländer am 16. Januar 1852 mit ihm einen Vertrag abschließen und die Bildung der selbständigen Transvaal-Republik zugeben mußten.

Aber auch in Transvaal konnte sich die Bauernregierung auf die Dauer nicht halten. Bassutostämme, besonders die des Königs Sekukuni, erhoben sich 1873 gegen die Unterdrücker, und letzterer führte den Krieg bis 1876 mit solcher Zähigkeit fort, daß das Land verarmte und die Buhren offenkundig nicht mehr im stande waren, die Farbigen in ihrem Lande unter Botmäßigkeit zu halten.

Wieder traten die Engländer dazwischen, erklärten die Uebermacht der Schwarzen in Transvaal für eine Gefahr auch für die anderen afrikanischen Staaten, die liberale Partei der Buhren, gegen welche die geschwächte alte konservative Minorität nichts ausrichten konnte, stimmte selbst für englische Oberhoheit, und so erschien 1877 Sir Theophilus Shepstone, der englische Staatssekretär in Südafrika, mit einer kleinen Eskorte in Pretoria, der Landeshauptstadt, und hißte daselbst ohne Widerstand am 12. April die englische Flagge auf.

Wieder aber konnte der Bauer sich der geordneten und strengen Regierung nicht fügen, die alte konservative Partei erstarkte allmählich, Verschwörungen entstanden und im Jahre 1880 brach der Aufstand los, welcher den letzten südafrikanischen Krieg herbeiführte. Im Dezember des genannten Jahres war die Verschwörung, welche sich schon längst im geheimen gebildet hatte, soweit gediehen, daß ein sogenanntes Volkskomitee zusammentrat, Versammlungen angesetzt und am 13. Dezember ein Triumvirat ernannt wurde. Als wenige Tage später eine Anzahl Buhren nach Potschefstroom ritt, um die Proklamation vom 13. Dezember drucken zu lassen, wurde von dem dortigen englischen Befehlshaber auf sie als Rebellen gefeuert. Der Kampf entbrannte, die Buhren sahen den Angriff der Engländer als Kriegserklärung an und nötigten die

schwache Besatzung von Potschefstroom sich in das Fort zurückzuziehen, wo sie sich tapfer verteidigte. Der Würfel war gefallen, die Entscheidung der Sache durch Waffengewalt hatte begonnen. Doch bevor wir auf diese Kämpfe näher eingehen, sei es gestattet, einige Worte über die Kampfesweise der Buhren zu sagen.

Die vornehmste Seite des Buhren, seine Tapferkeit, ist gleichbedeutend mit Vorsicht und Kaltblütigkeit. Er läßt, wenn er einen Schuß im Rohre hat, den Löwen auf 5 Schritt herankommen, um ihm auf diese Entfernung die sichere Kugel gerade zwischen beide Augen ins Gehirn zu jagen. Er weiß, daß er, wenn er auf 50 Schritt ihn an einem anderen Teile tödlich verwunden würde, der Löwe noch so viel Lebensfähigkeit hat, daß er erst seinen Gegner zerreißt, ehe er selbst verendet. Diese Vorsicht und Kaltblütigkeit diktiert ihm aber auch allerlei andere Kriegsregeln, die uns geradezu komisch erscheinen.

Die erste Kriegsregel ist: Um keinen Preis stelle dich an einen Platz hin, wo dich eine Kugel treffen könnte. Die zweite: Bist du im Bereich der Kugel des Feindes, so sieh dich nach einem Loch um, durch welches du retirieren könntest. Die dritte: Ist durchaus kein solches Loch vorhanden, so verkaufe dein Leben so teuer als möglich.

Mit Hilfe dieser Kriegsregeln hat der Buhre große Erfolge gehabt. Als die Farbigen noch keine Pferde und Feuerwaffen kannten, ritt eine Handvoll Buhren unerschrocken auf das größte und tapferste Kaffernheer bis zu der Entfernung an, wo die Kugeln in den Reihen des Feindes ungeheure Verheerungen anrichteten, während die Assagaien (Wurfspieße) der Feinde sie selbst nicht erreichen konnten. Gingen dieselben trotzdem vor gegen die Weißen, so machten letztere kehrt und gewannen durch wenige Galoppsprünge so viel Vorsprung, daß sie wieder laden und einen Schuß abgeben konnten.

Anders wurde es, als die Eingeborenen sich mit Gewehren und zum Teil mit Pferden versahen. Da kam es z. B. vor, daß, als im Jahre 1867 der Buhrenführer Paul Krüger einen Zug gegen den Bawenda-Häuptling Matsie unternahm, die ganze Expedition umkehrte, als nach wochenlanger Belagerung des Felsberges Matsies ein Schimmel durch die Gewehrkugel eines Schwarzen getötet wurde.

Bei der Rückkehr von dieser Expedition wurde ein alter Streit mit Mankopane, einem anderen Häuptling, ausgefochten und zwar mit Erfolg. Als sich aber herausstellte, daß bei dem Gefecht auch drei Buhren gefallen waren, da erhob sich ein allgemeiner Unwille gegen den Führer, der so „onvorzichtig gekommandeert“ hätte. Menschen seien so wenig in Südafrika und müßten daher unter allen Umständen geschont werden.

Diese wenigen Andeutungen werden genügen, zu zeigen, daß die Sache dieser so durchaus irregulären, zügellosen Truppe im Anfange des letzten Krieges, der uns noch kurz zu schildern bleibt, wenig Aussicht auf Erfolg hatte. Doch es kam anders.

Die Nachrichten über die ersten Tage nach der Proklamation der Transvaal-Republik sind noch heute nicht geklärt, sondern widersprechend. Nur so viel kann als sicher angenommen werden, daß die Buhren binnen kurzem im ganzen Lande ihr Regiment zur Anerkennung brachten und die in kleinen Abteilungen von je 2—300 Mann zersplitterte englische Militärmacht zwangen, sich in die befestigten Lager zu Leydenburg, Pretoria, Wesselstroom, Utrecht, Standerton, Potschefstroom und andere zurückzuziehen (die Orte liegen im Süden der Transvaal-Republik zwischen dem 25. und 27. Breitegrad), welche Positionen letztere den Angriffen der Buhren gegenüber siegreich behaupteten, und von denen aus sie etliche Ausfälle machten, die denselben empfindlichen Schaden zufügten.

Die Engländer hatten im Anfange des Krieges nur etwa 1000 Mann in Südafrika, 2 Batterien und 1 Regiment, das 94., zu 800 Mann. Die Buhren zählten im ganzen etwa 8000 Mann, davon waren zu Anfang des Krieges 4000 aufständig; 1000 davon befanden sich im Drakengebirge, dem Hauptkriegsschauplatz, je 1000 Mann belagerten die wichtigen Punkte Potschefstroom und Pretoria, die übrigen lagen vor

den anderen, von den Engländern besetzten Orten. Artillerie hatten sie nicht, abgesehen von 3—4 Schiffsgeschützen, die vernagelt, aber von ihnen wieder aufgebohrt worden waren. Bei der Belagerung des Ortes Rustenburg, nördlich von Potschefstroom, konstruierte ein Kolonist, Raß, ein schmiedeeisernes Geschütz, aus Wagenreifen zusammengeschweißt und mit ausgebohrter, glatter Seele versehen, hinten durch Ringbänder verstärkt, natürlich Vorderlader, welches nach den Nachrichten holländischer Zeitungen gute Dienste leistete, — wohl nur beim Bombardement des Ortes.

Gleich der Anfang des Krieges war für die Engländer unheilvoll. Der Oberst Anstruther war durch den Administrator und Oberbefehlshaber Lanyon in Pretoria beordert worden, sich von Leydenburg aus mit Mannschaften des 94. Regiments, etwa 250 Mann, nach Pretoria zu begeben, damit die Truppen in der Hauptstadt konzentriert würden. Er hatte (am 20. Dezember 1880) etwa die Hälfte des Marsches glücklich zurückgelegt, als er unweit der Stadt Middelburg bei Bronkerspruit plötzlich durch ein Bauernkommando sich den Weg verlegt sah.

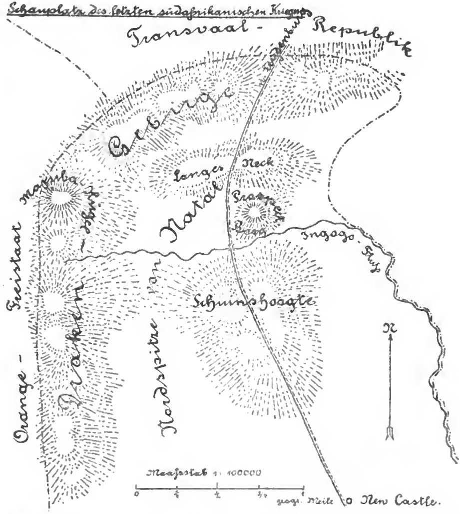
Die Engländer, die in den anderen Erdteilen ja fast nur gegen untergeordnete Völkerstämme mit mangelhafter Bewaffnung gekämpft hatten, noch nie aber gegen Weiße mit Hinterladern, glaubten durch das bloße Vorrücken ihrer geordneten Kolonnen wie früher zu imponieren und verabsäumten die elementarsten Vorsichtsmaßregeln; von Spitzen- resp. Seiten-Patrouillen war keine Rede.

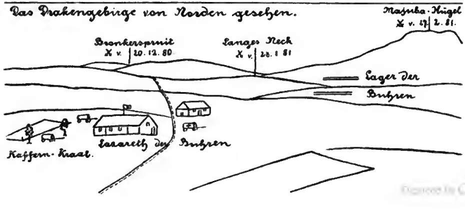
Plötzlich sahen sie sich durch ein vom Buhrengeneral Joubert befehligtes Kommando in ungünstigem Terrain eingeschlossen. Joubert entsandte einen Parlamentär, welcher dem Colonel einen Brief überbrachte, des Inhalts, daß der Krieg zwischen den Buhren und der englischen Regierung erklärt sei, Joubert also den Weitermarsch der englischen Truppen nicht gestatten könne, sondern auffordern müsse, sofort umzukehren; würde der Aufforderung nach 5 Minuten Bedenkzeit nicht Folge geleistet, so würden die Buhren angreifen. Auf die Antwort des Obersten: ich gehe nach Pretoria, wurde die Bedenkzeit noch um 5 Minuten verlängert. Anstruther hatte Zeit, sich zum Gefecht vorzubereiten, und rückte mit klingendem Spiel vor, aber die Buhren, sämtlich vorzügliche Scharfschützen, eröffneten von den Höhen aus, die sie besetzt hielten, ein so sicheres Feuer, daß sofort sämtliche Offiziere fielen und die Mannschaften nach einem Kampf von 8 Minuten entweder getötet, oder verwundet, oder gefangen waren. Die Erzählung, die Buhren hätten bei diesem Gefecht die weiße Flagge gemißbraucht, hat sich nicht bewahrheitet. Der schwerverwundete Oberst selbst, welcher gefangen genommen wurde, gab dem General Joubert das Zeugnis, er habe völlig ehrenwert gehandelt, und machte ihm seine Gewehrkiste mit Gewehr zum persönlichen Geschenk.

Die weiteren Gefechte, drei an der Zahl, spielten sich im Drakengebirge ab, einem hohen romantischen Gebirgszuge, welcher die westliche Grenze von Natal bildet, wo die Buhren die Engländer erfolgreich hinderten, neue Truppen auf den Kriegsschauplatz zu bringen.

Der zweite Zusammenstoß geschah am 28. Januar 1881 bei Langesneck. Der General Colley, Gouverneur von Natal, wollte unter allen Umständen den in den Transvaaler Forts eingeschlossenen Truppen Hilfe bringen und raffte in der Eile etwas über 1000 Mann disponible Truppen zusammen. Es waren ein Regiment zu 800 Mann, einige Kompanien Jäger, 150 Mann Kavallerie und eine Batterie.

Auch ihm wurde die gänzliche Unterschätzung des Gegners zum Verderben. Die Buhren hatten mit 800 Mann den im Drakengebirge etwa 6000 Fuß über dem Meeresspiegel gelegenen Gebirgspaß Langesneck besetzt und diese an sich schon feste Stellung durch Schanzen, d. h. durch Nebeneinandersetzen von Felsblöcken befestigt. Colley, wiederum im Andenken an das frühere Auftreten der Engländer in Afrika, leitete den Angriff durch Geschütz- und Raketenfeuer ein und unternahm dann in voller Kolonne einen Frontalangriff gegen die feindliche Stellung. Die Buhren wandten ihre alte Taktik wieder an. Gleichsam als berittene Jäger suchten sie für sich und ihre Pferde


Schauplatz des letzten südafrikanischen Krieges
Transvaal - Republik
Gebirge
Langes
Neck
Majuba
Natal
Ingogo Fluß
Schuinshoogte
Orange - Freistaat
Draken
Nordspitze von
N
Maßstab 1: 100000
0 1/4 1/2 3/4 1 geogr. Meile
New Castle.


Das Drakengebirge von Norden gesehen.
Majuba-Hügel
X v. 27. 2. 81.
Bronkerspruit
X v. 20. 12. 80
Langes Neck
X v. 28. 1. 81
Lager der
Buhren
Lazareth der Buhren
Kaffern-Kraal.

möglichst gedeckte Stellungen, von denen aus sie ihr sicheres Feuer abgaben. Drang der Feind vor, so warfen sie sich auf das Pferd, um an einem anderen Orte wieder zu halten und von neuem zu feuern. Besonders begünstigt wurden sie in diesem Falle durch das Terrain, denn das Drakengebirge hat vielfach einen breiten haldenartigen Kamm, hinter dessen vorderem Rande die Buhren mit Leichtigkeit verschwinden, ihre Stellung verändern und bald hier bald dort auftauchen konnten. So gingen sie bei dem Geschütz- und Raketenfeuer, das ohnehin gegen die zerstreut und gedeckt Liegenden wenig ausrichtete, zurück und schossen darauf die stürmenden Engländer, sobald sie auf der Höhe des Passes erschienen, in Massen nieder. Das Resultat des Gefechtes war: die Engländer hatten 83 Tote, 121 Verwundete, 2 Gefangene, die Buhren 14 Tote, 29 Verwundete.

So hatte Colley etwa $^1/_4$ seiner Leute verloren und mußte froh sein, als er mit dem Rest den Prospekthügel, einen Felskopf südlich Langesneck, erreichte, wo er ein verschanztes Lager anlegte, in welchem er aber vom Süden durchaus abgeschnitten war.

Zehn Tage später, am 7. Februar, war das dritte Gefecht. Colley erwartete eine Zufuhrkolonne von New-Castle her und rückte mit dem größten Teil seiner Mannschaft, etwa 600, aus, der Kolonne entgegen; er scheint auf einen Angriff durchaus nicht gefaßt gewesen zu sein, denn wie er selbst sagte, gedachte er zu Mittag wieder im Lager zu sein. Er hatte den zwischen dem Lager und New-Castle fließenden Ingogofluß passiert und befand sich auf einer von Hügeln umgebenen Hochebene, als er bei Schuinshoogde von etwa 400 Buhren angegriffen wurde.

Die erste Granate aus den mitgeführten zwei Geschützen zerstreute die Buhren, die wiederum teils ein Tirailleurgefecht zu Pferde führten, teils ihre Pferde in Sicherheit brachten, Deckung suchten und nun, völlig aufgelöst, einzeln hinter Felsblöcken liegend, die Engländer Mann für Mann aufs Korn nahmen. Die Artillerie wurde zuerst zum Schweigen gebracht; es fielen sämtliche Pferde und die Mannschaften bis auf 1 Leutnant und 1 Mann; Infanteristen wurden herangezogen, um wenigstens aus einem Geschütz noch einige Schüsse abgeben zu können. Die Engländer bekamen dabei vom Feinde kaum etwas zu sehen, als die Köpfe, die sich hinter den deckenden Steinen zeigten, wenn die Buhren abfeuerten; als Zielpunkt blieb ihnen nur der Rauch der eben abgeschossenen Gewehre. Ein Angriff mit der blanken Waffe war nicht ausführbar, da die Buhren sich in einer Entfernung von 6—700 Schritt hielten. Das Resultat des Gefechts war: die Engländer hatten 66 Tote, ebensoviel Verwundete, 1 Gefangenen; die Buhren 8 Tote, 10 Verwundete.

Die Lage des Generals war verzweifelt; nach New-Castle konnte er sich nicht durchschlagen und auch den Rückweg zu seinem Lager auf dem Prospektberg verlegten ihm die Buhren. Doch fiel zum Glück für die Engländer ein starker Regen, der zwar den Ingogo anschwellte und dadurch ein Zurückgehen noch mehr erschwerte, anderseits aber auch die Buhren sorglos machte, daß Colley ihnen nicht entkommen könnte, und den geringen Rest ihrer Munition zum Teil verdarb; so gelang es Colley, bei Nacht mit dem Rest seiner Truppen unter den größten Mühsalen in sein Lager zurückzukommen. Die beiden Geschütze und eine Protze wurden dabei von den Mannschaften mitgeschleppt, die andere Protze fiel in die Hände der Buhren. Am 17. Februar kam zur Unterstützung Colleys der General Evelyn Wood mit einer Kolonne von etwa 1200 Mann in New-Castle an und es gelang ihm, Fühlung mit ersterem zu gewinnen. Es waren kleinere Truppenabteilungen, aus England, Gibraltar, Indien geschickt, von denen sich besonders die 92er Gordonschotten mit großer Tapferkeit geschlagen haben.

Wood sollte in einigen Tagen den Oberbefehl über sämtliche Truppen übernehmen, aber Colley, in seinem Ehrgeize gekränkt, suchte vorher noch einmal durch einen Hauptstreich die erlittenen Niederlagen wieder gut zu machen. Er hielt daher General Wood in New-Castle zurück und es gelang ihm, in der Nacht des 26. Februar, eines Sonnabend, mit 350 Mann Schotten, 58er, Marinesoldaten und Matrosen den Majuba-

hügel zu besetzen, welcher die ganze feindliche Stellung von Langesneck beherrschte. Der Majuba hat eine plateauartige Spitze, der Durchmesser dieses Plateaus ist etwa $1\frac{1}{4}$ Kilometer groß, es senkt sich in der Mitte und hat trinkbares Wasser. Von dem Plateau aus führen Mulden resp. Schluchten den Abhang des Berges hinunter, in einem dieser Einschnitte liegt der einzige Weg, der auf die Höhe führt und den auch die Engländer benutzten; zwischen den Einschnitten liegen rückenartige Formationen, die oben das Plateau mit dominierenden Zacken krönen.

Am 27. Februar früh sahen die Buhren mit Schrecken, was geschehen war. Aber wiederum hatten die Engländer Fehler gemacht, die man für unmöglich halten sollte. Sie waren in einer der Schluchten auf die Höhe gekommen und nahmen von vornherein an, daß auch die Buhren nur denselben Weg nehmen könnten. Sie besetzten also nicht die dominierenden Punkte auf der Bergspitze, sondern die tiefer liegenden Teile, von denen die Schluchten ausliefen. Die Buhren aber, die bis gegen 11 Uhr vormittags ein ziemlich wirkungsloses Feuer unterhalten hatten, erkletterten die steilen Bergrücken, gewannen, von zwei Seiten stürmend, die dominierenden Punkte des Plateaus und eröffneten nun von hier aus gegen die tiefer liegenden Engländer ein flankierendes, mörderisches Feuer. Sie schossen „up de rippen", wie sie sich ausdrückten. Bei dieser Gelegenheit gaben sie ein Beispiel ihrer Schießfertigkeit. Vor dem eigentlichen Sturm zeigte sich der zweite Befehlshaber der Engländer, Romilly, tollkühn auf der Spitze des Berges und erwiderte, als er gewarnt wurde, es seien ja gut 900 Meter Entfernung bis zu den Buhren. Kaum hatte er dies gesagt, da fiel er, tötlich getroffen.

Ihre Sorglosigkeit sollte den Engländern teuer zu stehen kommen. An eine Sicherung der Rückzugslinie war nicht gedacht worden, nur ein Detachement von etwa 150 Husaren unterhielt, am Fuße des Berges stehend, die Verbindung mit dem Lager auf dem Prospektberg, doch wurden sie bald in die Flucht geschlagen. Ferner suchten die Engländer, als die Buhren die Bergspitze erreichten, nicht, sich auf einen der dominierenden Punkte durchzuschlagen, sondern sammelten sich in einer Senkung um Colley, bis sich endlich, nachdem der letztere selbst gefallen war, gegen $\frac{1}{2}3$ Uhr alles in regellose Flucht auflöste.

Das Resultat des Kampfes war: von 350 Engländern kamen ungefähr 50 in das Lager zurück, oben lagen 53 Tote, andere 36 in den Abgründen, in Summa 89 Tote, 133 Verwundete, 58 Gefangene, darunter 6 Offiziere. Die Buhren hatten 1 Toten und 6 Verwundete, darunter 1 Schwerverwundeten, welcher später starb. Bezeichnend für die Kopflosigkeit der Engländer ist der Umstand, daß bei den auf der Bergspitze erbeuteten Gewehren das Visier durchweg auf 500 Meter gestellt war; die Engländer hatten die Entfernung zwischen sich und dem Feinde so weit geschätzt und danach das Visier gestellt, ohne zu bedenken, daß sie fast durchweg unter überaus steilem Winkel nach unten schießen mußten.

Nach dem Kampf um den Majubahügel war die Lage der Dinge für beide Parteien eine sehr schwierige und kritische. Die Buhren konnten die Verluste der Engländer nicht allzu hoch veranschlagen. Was besagten 6—800 Mann gefallener und verwundeter Feinde gegen 14—16 000 Mann, die jetzt im Anmarsch waren? Der Munitionsvorrat der Buhren war ein beschränkter, vor allem aber konnten ihre tapferen Anführer, welche das ganze Heer angefeuert und mit Mut beseelt hatten, keineswegs darauf rechnen, daß diese Stimmung bei längerer Dauer des Feldzuges anhalten würde. Die im Kampf gegen die Kaffernhäuptlinge Matsie, Mokopan, Sekukuni u. a. gemachten Erfahrungen ließen es nicht unmöglich erscheinen, daß gerade im entscheidenden Momente die Mannschaften des Kampfes müde werden können; dazu kamen Krankheiten aller Art im Lager der Buhren, so daß die Besonnenen unter ihnen nicht ohne Besorgnis auf die nächsten Wochen blickten, da eine Macht von etwa 15 000 Mann aller Waffengattungen sich um sie zusammenzog.

Anderseits war auch die Lage der Engländer keineswegs eine unbedenkliche. Ihre

Niederlagen hatten das Nationalgefühl nicht nur der Transvaalier, sondern der gesamten holländisch redenden Bevölkerung von Südafrika zu hoher Begeisterung entzündet. Der alte, tief im Herzen schlummernde Haß der Buhren gegen die ihnen so völlig unsympathischen Engländer erwachte überall. Namentlich in dem benachbarten Orange-Freistaat, in welchem die gewaltthätige Annektierung der Diamantfelder noch nicht vergessen war, bildeten sich Verbrüderungen, zunächst zur Unterstützung der Transvaalier durch Geld und Waffen, sodann zur Bildung von Freischaren, die bereits die vorher erwähnten Pässe des Drakengebirges besetzten und die Engländer in der Flanke und im Rücken bedrohten. Die Aufregung verbreitete sich durch die öffentlichen Blätter über ganz Afrika, namentlich den Westen der Kapkolonie; ja selbst auf die Bürger von Natal, der Operationsbasis der Engländer, konnten letztere wenig rechnen, da vielmehr die Sympathien für die Transvaalier im Lande immer entschiedener laut wurden und man nicht sicher sein konnte, ob nicht die kleinere, ja vielleicht die größere Hälfte der Bewohner des Landes sich im entscheidenden Moment der Partei der Aufständischen anschließen werde. Schon wurden Stimmen laut, die gegenwärtige Situation entspreche durchaus der der amerikanischen Freiheitskriege, der Augenblick sei gekommen, das Joch der Engländer abzuschütteln und eine Föderativ-Republik sämtlicher südafrikanischer Staaten zu bilden.

Wurde dieser Gedanke thatsächlich zur Ausführung gebracht, so sahen sich die Engländer einer Aufgabe gegenübergestellt, zu deren Ausführung enorme Mittel erforderlich waren, die den im Falle des Sieges zu erhoffenden Vorteilen durchaus nicht entsprechen würden. Denn wenn auch sämtliche holländisch redenden Kombattanten sich auf kaum mehr als 45 000 Mann beziffern, so hätte doch die Bekämpfung derselben sich auf eine Fläche von Tausenden von Quadratmeilen erstreckt und die Engländer genötigt, den Feind bis auf 100—200 Meilen von der Küste entfernt aufzusuchen und sich mit einer entsprechenden Armee in Gegenden zu begeben, wo sie, von der Zufuhr abgeschnitten, einen Guerillakrieg zu bestehen gehabt hätten, dessen zweifelhaftes Glück sie soeben aus eigenster Erfahrung kennen gelernt hatten. Dazu nahmen die Kundgebungen für die Buhren schnell zu; bereits kamen sie aus Deutschland, Frankreich, Amerika, Italien, Portugal, Holland, ja aus England selbst.

Durch das Zusammenwirken aller dieser Umstände ist es zu erklären, daß beide Parteien einen Waffenstillstand und darauf zu basierende Friedensunterhandlungen als zunächst wünschenswert ansahen und daß das großbritannische Kabinett, welches früher die Vermittelungsanerbietungen des Freistaatspräsidenten Brandt mehr formell zur Gewinnung von Zeit benutzt hatte, jetzt denselben ernstliches Gehör schenkte.

So kam denn ein Waffenstillstand und endlich am 3. August 1881 der Friede zu stande. Neben einigen unbedeutenden Abmachungen, den Handel, Geldentschädigungen u. dergl. betreffend, wird durch die Hauptartikel der Unterhandlungen festgesetzt, daß künftig ein selbständiger Transvaalstaat mit eigener Regierung unter englischer Oberhoheit existieren solle. England hat das Recht, einen Residenten mit den Funktionen eines Generalkonsuls anzustellen, der namentlich die Rechte der Eingeborenen, über deren Stellung sich die Friedensverhandlungen auch genau aussprachen, festzustellen.

Seitdem ist es zu ernsteren Feindseligkeiten nicht gekommen, aber kleine politische Verschiebungen sind auch nicht ausgeblieben. Die Buhren haben im Osten und im Westen der Transvaal-Republik versucht, neues „Gebiet" zu bekommen und neue Gemeinwesen zu begründen.

Im Osten, im Zululand, hatten die Engländer den vertriebenen König Cetewayo wieder eingesetzt, einige Häuptlinge lehnten sich hiergegen auf und es kam zum Bürgerkriege, während dessen Cetewayo 1884 starb. Sein Sohn Dinizulu rief die Buhren zu Hilfe und gab ihnen zum Lohn dafür Farmen; weil die Buhren sich aber mitten unter den kriegerischen Zulu unsicher fühlten, riefen sie Hunderte ihrer Landsleute nach, forderten und nahmen mehr Gebiet und gründeten die „neue Republik" mit der Haupt-

stadt „Freiheit“. Hiergegen rief Dinizulu die Engländer zu Hilfe; diese veranlaßten auch die Buhren, 200 Farmen wieder abzutreten, ließen sie aber im übrigen gewähren. Im Oktober 1886 haben die Buhren nun den Bruder des Cetewayo, Dabulamanse, erschossen und dadurch neue Erbitterung unter den Zulu hervorgerufen, so daß neue Kämpfe befürchtet wurden; doch wurden die Buhren hierdurch eingeschüchtert, und so gelang es Sir Arthur Havelock, dem Gouverneur von Natal, im November die Buhren zu bewegen, bestimmte, ihnen gezogene Grenzen anzunehmen. Bemerkenswert ist, daß bei dieser Konvention die Buhren nur Tuenland erhalten haben und keinen Küstenstrich, wohl in der Voraussicht, daß die Engländer, was englische Kapzeitungen seit Jahren fordern, den ganzen Küstenstrich bis zur Delagoabai einst annektieren werden.

Auch im Westen der Transvaal-Republik sind die Buhren über die in der Konvention von 1881 festgesetzte Grenze hinausgegangen und haben in dem Betschuanengebiete nördlich von den Diamantfeldern versucht, zwei neue Freistaaten, Stellaland mit dem Hauptort Freiburg, und Goosen mit Roodegrond zu gründen. Auch hier ließen die Engländer sie zuerst gewähren; als aber am Ende des Jahres 1884 die Buhren, übermütig gemacht durch die freundliche Aufnahme, welche ihre nach Europa gesandte Deputation allenthalben gefunden hatte, dort offiziell ihre Flagge hißten und sich heimlich an Deutschland um Protektion wendeten, da wurde dies den Engländern zu viel, sie zogen mit großem Kostenaufwand im Anfange des Jahres 1885 etwa 6000 Mann zusammen, unterstellten sie dem Colonel Warren und beauftragten letzteren, die Ruhe und die englische Suprematie wieder herzustellen und alle etwaigen weiteren aggressiven Bewegungen der Transvaal-Republik zurückzuweisen. Das Resultat der Expedition war ein vollständiges. Die Bildung der Freistaaten von Gosen und Stellaland ist verhindert und das Gebiet von der Grenze Transvaals und des Diamantfeldes bis zum Molapofluß nach Norden und Westen ist als Britisch-Betschuanenland für Krongebiet erklärt worden. Regiert wird es mit Hilfe einer dort formierten Polizeimacht. Endlich haben die Engländer die Ostküste von Natal bis zur Delagoabai und das Innere des Landes, Betschuanenland und Kalihariewüste bis zum 22. Grad nach Norden und dem 20. Längengrad nach Westen als unter ihrer Protektion stehend erklärt.

Bei den beiden letzten Unternehmungen hatten die Buhren auf deutsche Protektion und Hilfe gehofft, sie thaten dies um so eher, als es freilich im Sinne deutscher Kolonialpolitik zu liegen schien, ein weiteres Vordringen der Engländer im Westen und Osten der Transvaal-Republik zu hindern. Denn wenn es in Deutschlands Absicht lag, von Angra-Pequena her weiter in das Land vorzudringen, so mußte es als ungünstig erscheinen, wenn die Engländer sich wie ein Keil zwischen die Küste und Transvaal schoben. Das Gleiche war im Zululand der Fall, wo bei einer etwaigen Annektierung der Luccabai seitens Deutschlands eine weitere Ausdehnung Englands an der Küste nicht erwünscht erscheinen konnte. Die Transvaal-Republik hätte diese letzten Demütigungen seitens Englands wohl nicht so ruhig hingenommen, wenn nicht neben der deutschfreundlichen Partei des Landes eine starke antideutsche sich gebildet hätte, wodurch die Buhren in sich zersplittert sind. Durch diesen Gegensatz ist Transvaal augenblicklich ziemlich lahm gelegt. Außerdem steht das Land in einem solchen Zustand der Armut, das Buhrenregiment hat Staat und Einwohner wieder so nahe an den Bankrott gebracht, daß die Buhren selbst zum großen Teil nicht mehr für Unabhängigkeit schwärmen. Auch haben neue Goldentdeckungen in Transvaal Tausende von Engländern dorthin geführt, und da die Buhren diese Leute gern kommen sehen, weil sie Geld in das Land bringen, trägt dies auch mit dazu bei, die Gegensätze auszugleichen. „Ein neuer Krieg mit England würde ein sich Stürzen in neue Armut sein, im Falle des Krieges würden 90 Prozent für England sein“ — so schreibt eine afrikanische Zeitung. Die Zukunft wird lehren, ob und wann dieser Krieg kommen wird und ob England noch einmal die Mittel und Mühen daran wenden wird, auch Transvaal seinen Kolonien einzuverleiben. W.

Aus dem Leben Friedrich Overbecks.

Briefe an Eltern und Geschwister,

eingeleitet und herausgegeben von

Prof. Dr. P. Hasse in Kiel.

V. Die Klosterbrüder. — Der Uebertritt.

An den Vater.

Rom am 29. Septbr. 1810.

— — Aus meinem früheren Briefe, der hoffentlich richtig eingegangen ist, wissen Sie, daß wir unsere liebliche freundliche Villa Malta räumen müssen und zwar Ende dieses Monats. Wir waren darüber fast untröstlich, denn wie wird einem armen Künstler sonst so etwas geboten! Doch der Himmel hat denn nach seiner alten löblichen Gewohnheit wieder Alles so gefügt, daß ich mich schämen muß, auch nur einen Augenblick mismutig gewesen zu seyn und nicht fest auf seine Leitung vertraut zu haben. Nachdem wir einige Tage vergebens hin und her gesucht und uns erkundigt hatten nach einem passenden Quartier, kommt uns der Einfall, in den seit drey Monaten leer gewordenen Klöstern uns umzusehen, fragen, dachten wir, sey auf jeden Fall frey! — Und siehe! Da kommen wir in ein Kloster di San Isidoro auf eben dem Hügel gelegen, auf dem sich Villa Malta befindet, in einer schönen freundlichen Lage und noch schöner und freundlicher von innen, fragen an bey dem einzigen Pater Guardian, der es noch bewohnt, und werden handelseinig, 12 größere und kleinere Zellen sammt dem unermeßlich großen Refectorium für 36 Scudi jährlich, also noch um 2 Sc. wohlfeiler als hier zu beziehen. Nun werden wir also Klosterbrüder! — Nicht wahr, Sie werden lächeln über die sonderbaren Schicksale Ihres Fritz, daß er nun Gelegenheit hat in klösterlicher Abgelegenheit und Stille recht seiner Kunst zu leben und sich schon auf Erden einen Himmel in seinem Herzen aufzubauen. O ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich mich der Gedanke macht, daß ich in ein Kloster ziehe, die heilige Stätte soll auch durch mich nicht entweiht werden. Die Kunst unter Anleitung der Bibel vornehmlich und auch des classischen Altertums soll mein ganzes Bestreben sein, all mein Dichten und Trachten soll dahin zielen. Die **Kunst** d. h. nicht die **Malerey** allein, sondern die allgemeine Kunst, die alles umfaßt. Dazu will ich denn nach meinem neuesten Vorsatz alle vierzehn Tage in die sixtinische Capelle gehen und zwischendurch recht oft in die Stanzen des Rafael und mich recht mit diesen Werken vertraut machen. Rafael soll mein Lehrer, Michel Angelo meine höchste Autorität sein. Michel Angelo der Einzige,

der Unvergeßliche! Noch am letzten Sonntag waren wir in der Sixtina. Wahrlich es ist das Höchste und Herrlichste, was vorhanden ist. Wo ist ein Werk, was so wunderbar vollendet ist, als die Decke, welche die Schöpfungsgeschichte darstellt und das jüngste Gericht, umgeben von den furchtbaren Gestalten der Propheten, die nun am Ende der Zeiten als collossalische Erscheinungen hervortreten, dem Gläubigen eine sichere Stütze, aber den verstockten Sündern furchtbare Schreckbilder einer beständig lebendigen Erinnerung ihrer Hartherzigkeit, da sie nicht glauben wollten und sich nicht bekehren von der Welt Eitelkeit, Gespenster gleichsam, die sie in die Hölle hinunterjagen. Es malt gegenwärtig ein Franzose dort, der ein ungeheueres Gerüst hat, auf dem man der Decke ganz nahe kommen kann. Da dieser nun am Sonntage nicht arbeitet, so konnten wir das Gerüst besteigen und hatten den hohen Genuß, diese herrlichen Werke, insonderheit die Erschaffung des Adam ganz nahe zu sehen. Himmel! welche falsche Begriffe hat man doch von Michel Angelo ausgestreut! Man warnt allgemein vor ihm, als einem Manieristen, der alles übertrieben habe! Wie ist es möglich, so ganz blind zu seyn! Wahrlich! man muß sich an den Carlo Maratti's und Battoni's und Gott weiß an was sonst die Augen ganz vergafft haben, aller Sinn für Natur muß durchaus getödtet seyn, um nicht zu erkennen, daß hier die höchste reinste Kunst ist, die in weiter nichts besteht, als Wiedergebung der Natur, in der reinen, großen Seele des Künstlers verherrlicht! Man muß auch gar die Natur nicht kennen, um nicht auf den ersten Blick ihr Gepräge wiederzuerkennen, um nicht gleichsam elektrisch getroffen zu werden von der Wahrheit dieser Gedanken, dieser Formen, dieser Charactere! Und nun von der andern Seite muß man sich doch wahrlich nie die Ruhe gegeben haben, diese Werke nur gehörig anzusehen, oder auch absichtlich eine falsche Nachricht darüber geben wollen, wenn man sagen will, daß sie mit flüchtiger Bravour gemacht seyen — da im Gegentheil eine so delicate Bestimmtheit und Characteristik und ein solcher Grad von Ausführung sie stempelt, daß schon dieses sie über alle andre Werke erhebt. Glattgeleckt wie van der Werff's sind sie freylich nicht, aber wenn auch die Oberfläche glatt machen vollenden heißt, so sind unsre heutigen geschmeidigen Faselhänse die vollendetsten Menschen. In Rücksicht der Vollendung glaube ich kann ein jeder sich Michel Angelo zum Muster nehmen. Welch eine Wissenschaft vereinigt er mit seinen göttlichen Gaben! welch eine Kenntniß des menschlichen Körpers, der Perspective und Optik! wie wunderbar malte er! so daß man gar keine Behandlung wahrnimmt, ja gar nicht daran denken kann, sondern nur die Sache sieht. Kurz in allem ist er Muster! Ueberall ist er in die Tiefe gestiegen und was andern ewig Geheimniß blieb, damit spielte er. Er konnte mit Recht sagen: die Kunst ist meine Frau. Ins Colossale geht es, wenn man erzählen hört, wie er von Rafael urteilte. Er sey ein leichtes Talent, das die Gabe besäße, schnell etwas aufzufassen.

— — — Ich muß Ihnen nur sagen, daß ich mir hier schon ein rechtes renommé mit meinem Bilde (d. Einzug) erworben habe und zwar so, daß mich ein Künstler schon sogar um die Erlaubniß gebeten hat, mir einmal beym Malen zusehen zu dürfen, welches ich ihm denn gnädigst zugesagt habe — die Urtheile der Künstler habe ich durchgängig sehr borniert gefunden. Sie wissen meistens nicht anders zu loben, als daß sie einen Vergleich mit diesem oder jenem Alten machen, und nicht anders zu tadeln, als wo sie Unähnlichkeiten finden, statt daß sie von den Forderungen des Gegenstandes ausgehen sollten und darnach die Darstellung desselben beurtheilen. Es versteht sich von selbst, daß es auch giebt, die Ausnahme machen. — Bey Camuccini war ich mit Pforr auf Veranlassung Ihres lieben Briefchens, für das ich herzlich danke, traf ihn aber nicht; nächstens denk ich wieder hinzugehen. — Sonst kenne ich hier nun die meisten Künstler. Man macht interessante Bekanntschaften in Rom, denn es ist doch immer der Mittelpunkt der Künstlerwelt. Auch den bekannten Maler Müller lernte ich kennen, von dessen Gedichten Sie einige in Musik gesetzt haben. Er war mir sehr merkwürdig, als Einer, der noch zu den Alten gehört, die mir immer lieber bleiben, als die Neuern.

Er ist ein geistreicher Mann und sein Urtheil über die Kunst gefällt mir sehr; was ich aber von seinen Werken sah. nicht am besten. Er soll überhaupt sehr verloren haben, auch als Dichter, von seinem Character höre ich viel Nachtheiliges, fast keiner kann ihn leiden. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben habe, daß auch der Dichter Werner mich einigemal besucht hat. Er erzählte mir mit vieler Wärme, daß er in der Schweiz Ihre Bekanntschaft gemacht habe, um deswillen und um seines wirklich religiösen Sinnes ist mir dieser Mann recht lieb. Auch von ihm erzählt man hier allerley scandalosa, allein ich fange an einzusehen, daß hier im Grunde keiner ungeschoren durchgeht, und daß die Herren Künstler vielleicht aus langer Weile, sich ein Vergnügen daraus machen, allerhand Anecdoten nachzujagen, vielleicht auch mitunter selbst zu componiren. Als Werner das letzte Mal bey mir war und mein Bild sah, fiel er mir um den Hals beym Weggehen, küßte mich und bat mich, Ihnen zu schreiben, daß er so unbeschreibliche Freude an meinem Bild gehabt habe! War dies ungeheuchelt, so muß ich gestehen, daß es mir schmeichelhafter ist, als die größte Lobrede. Allein auch die Verfolgungen fangen schon an. Weil ich nemlich mit meinen Freunden und noch zwey andern des morgens in meinem Arbeitszimmer nach dem Modell zeichne, worüber uns einige als, denk ich, nichts Bösem betroffen haben, und es hier gewöhnlich ist, daß große Gesellschaften zum Modellzeichnen, die dann eine förmliche Academie unter sich bilden, wozu wir uns nicht verstehen wollten, um sowohl Zeit als Geld zu sparen, so sagt man mir nach, ich sey hieher gekommen, um eine eigene Schule zu gründen, die dann die Overbecksche heißen würde. Ich meinerseits thue jedem die Ehre an die er fordert, übrigens ist mir mit ausgedehntem Umgange nicht gedient, darum ziehe ich mich zurück. Oeffentlich über Andre zu urtheilen, erlaube ich mir nie und so wüßt' ich nicht, wie ich dazu Gelegenheit gegeben haben sollte, mir feind zu seyn, will sich aber ohne Ursache jemand über mich ärgern, so thut es mir zwar Leid, allein ich kann ihm nicht helfen. Auch denk ich, wird es nicht nöthig seyn, nach hiesiger Sitte seine beste Zeit aufzuopfern, um Andern, besonders den älteren Deutschen den Hof zu machen, und von einem zum andern herumzulaufen, ich verlange dagegen auch von keinem Andern, daß er mich besuchen solle, und in Rom kann man etwas Besseres thun, als Bücklinge machen. — — —

An die Eltern.

22. Decbr. 1810.

— — — Es ist in dieser Woche so vielerley zusammengekommen, daß mir auch jetzt noch der Kopf ganz wirrig ist. Zuvor aber lassen Sie sich erzählen von den Rafaelischen Tapeten, die diese Woche auf dem Capitol ausgestellt waren! Das mußte man denn doch sehen, und recht sehen und genießen, da man nicht wissen kann, ob und wann man sie wieder zu sehen bekommt. Es war nämlich bey Gelegenheit der Eröffnung einer neuen Academie, die auf Ansuchen Canovas hier vom Kaiser gestiftet worden und eben denselben Canova zum Präsidenten erhalten hat. Er selber war abwesend, statt dessen aber war seine Büste in der Reihe Rafaels, M. Angelos, Dantes, Tassos, Leon. d. Vincis, Correggios, Titians und Palladios, die alle in einem Halbzirkel, im obern Ende des mit den Tapeten decorirten Saales aufgestellt waren, wie alle übrigen, bekränzt. Am feierlichen Abend der Eröffnung durfte nur wer mit einem Billet versehen und mit Frack und Schuh und Strümpfen angethan war, zugelassen werden (welches Glück mir nicht zu Theil wurde). Die Tapeten Rafaels aber sind diese ganze Woche ausgestellt und täglich von der sämmtlichen Künstlerzunft allhier angestaunt und bewundert worden. Sie werden Ihnen, bester Vater, vermuthlich aus Kupferstichen bekannt seyn, allein was ist das gegen diese himmlischen Gewebe, die wirklich zum Theil aus Rafaels eigener Hand hervorgegangen zu seyn scheinen. Der

Reichthum der geübten Fantasie, und die Leichtigkeit zugleich, mit der er sich auszudrücken wußte, und dazu noch das Grandiose in Formen und Gestalten, das sich in diesen Werken ausspricht, ist wohl die Ursache, daß man sie hier größtentheils über alle Werke Rafaels erhebt. Doch der Meinung bin ich nicht. Der eigentliche Werth eines Kunstwerks wird doch wohl durch den Gesichtspunkt bestimmt, von dem aus der Meister seinen Gegenstand ansah, und durch den Geist, der in dem Ganzen lebt, und dieser dünkt mich doch, ich möchte sagen, schon mehr weltlich, oder doch weniger himmlisch, als in manchen anderen Werken Rafaels, wo sich noch seine so unbefleckte Engels-Fantasie so ganz und so herrlich darstellt. Denn daß z. B. in der Darstellung der Anbetung der drey Könige vorzüglich die Mutter mit dem Kinde noch so viel zu wünschen übrig läßt, darf man wohl nicht allein auf Rechnung des Tapetenwirkers setzen — die Grundidee schon enthielt nicht das Himmlische, was seine früheren Madonnen enthalten, vielleicht daß es grade hier durch die großen Formen, die doch wohl bey einer Madonna am unrechten Orte angebracht seyn dürften, verloren ging. Darstellungen aber, wie die Predigt des Paulus zu Athen, das Wunder zu Lystra, der Ananias, Petri Fischzug rc. sind unerreichbar herrlich und schön in der unbegreiflichen Wahrheit und Würde der Charactere, in dem edlen Styl, der so wunderbar Reichthum und Einfachheit mit einander verbindet. Ich möchte Ihnen über jedes einzelne schreiben können, und besonders auch von dem herrlichen Kindermord, wo Rafael das zarte Muttergefühl so wahr und herzergreifend darzustellen wußte, schade nur, daß der Gegenstand doch immer so etwas Schauder erregendes selbst in Rafaelischer Bearbeitung behält! Aber wie unverzeilich geht man mit diesen Werken um! Einige sind eingeschlagen aus Mangel an Raum, und zwar so einfältig, daß oft gerade die Hauptfiguren fehlen, andere sind zerschnitten (von Juden, die sie zur Zeit der Republik kauften) und auf den übrigen Stücken stampfen die Soldaten, die zur Aufsicht bestimmt sind, mit Nägel-Stiefeln herum. — — — Was nun meine eigene Wenigkeit betrifft, so muß ich Ihnen gestehen, daß ich weder an Körper noch an Geist so ganz heil bin. Dem Körper fehlts am Obercapittel; ich schreibe es dem unmerklichen feinen Kohlendunst zu, daß ich beständig schon seit acht Tagen Kopfschmerzen habe! aber was machen? mit steifen Fingern läßt sich nicht malen. Das andere schreibt Pforr einer Quantität dicken Blutes zu, doch glaube ich, daß das ein anderes Häkchen hat, das beständige Anschauen der vortrefflichen alten Kunstwerke läßt mich meine Ohnmacht oft so sehr fühlen, daß mir fast der Muth entsinken möchte, man steht und staunt ob solcher Räthsel, weiß sie aber nicht zu lösen, da denkt man denn an die süßen Jugendträume, wo man sich kühn zu dem herrlichsten hinaufschwang, und auch nur hinter Einem zurückzubleiben für Schimpf hielt, und wenn man sich dann von solcher Höhe so unbarmherzig herabgeschleudert sieht, und sich nolens volens in das Geständniß: operosa parvus carmina fingo vor diesen Colossen zurückziehen muß, so ist das ein Gefühl, unter dem man vergehen zu müssen glaubt. Ich habe hier unter den ältesten Meistern einen rechten Herzensliebling gefunden — Pinturicchio! — gewiß nur ein Stern von der zweyten Größe, aber voll Himmels-Lieblichkeit, wie der Stern, der den Weisen aus dem Morgenlande leuchtete! Mag man immer von Fortschreiten der Kunst durch große Formen sagen, was man will! so viel ist gewiß, daß sie an Innigkeit und Tiefe und kindlicher Frömmigkeit schon durch Rafael (NB. in seinen späteren Zeiten) auffallend verloren hat. Von der großen Form kommt etwa ein Drittheil an den Geist, zwey Drittheile aber nur an das Auge, und beyde sind doch am Ende nicht competente Kunstrichter, sondern das Herz! Wo also dieses minder befriedigt wird, da ist doch wohl die Kunst gesunken. Wird man diesen Maßstab auch an die Werke der Caracci und ihrer Schüler und Nachfolger legen können? Ach! so eine Himmelfahrt der Maria, wie hier in der Kirche Maria del popolo von Pinturicchio ist, während einer Messa cantata oder einer schönen Kirchenmusik mit Orgelbegleitung zu sehen und so recht in die süßesten heiligsten Kunstgefühle hineinzuverschmelzen, das ist ein Genuß, der alle Beschreibung und alle Vor-

stellung übertrifft. Doch auch ohne Musik wird man von dieser frommen Einfalt, die zugleich mit so viel Schönheit verbunden ist, in den Himmel verzückt. O wie undankbar ist man gegen die Alten! — — —

An den Vater.

Rom d. 22. März 1811.

— — Den ganzen Monat Februar habe ich für mein Bild (den Einzug) verlieren müssen, da ich mit meinen Freunden in einem hiesigen Spital einen anatomischen Cursus durchgemacht habe. Es war das ein durchaus notwendiges Studium, weswegen wir uns denn weder Mühe noch Zeit durften verdrießen lassen, denn ohne diese anatomische Kenntniß ist wohl nicht daran zu denken, den alten Meistern es nachzuthun. Jetzt ist es überstanden, und was das Beste ist, was man nicht im Kopfe hat, soll nun auf das Papier, denn wir haben den ganzen Körper von so vielen Seiten (theilweise) gezeichnet, daß wohl wenige so gründlich gegangen sind. — — Was aber die hiesigen Künstler anbelangt, so muß ich leider! gestehen, daß ich nach und nach das gegenseitige Verhältniß unter ihnen nicht so idealisch finde, als ich es mir im Anfang träumte; ich wähnte, sie bildeten insgesammt den glücklichsten kleinen Freistaat von der Welt, und wirklich ist auch von Professor-Anmaßungen hier nicht die Rede, allein eitel Anfeindung und Parthenzwiste, daß es vielleicht nirgends ärger ist. Thorwaldsen zeichnet sich unter Allen vortheilhaft aus und steht mit Allen gut. Er ist ein sehr edler und anziehender Mann, und Ein Zug, den ich von ihm gehört habe, hat mich ganz für ihn eingenommen, — er hatte nämlich, so sagt man, und warum sollt' ich es nicht gern glauben? — von Berlin den Auftrag bekommen, ein Monument für die verstorbene Königin zu verfertigen, allein er lehnte ihn ab, indem er antwortete: Die Preußen hätten selber so geschickte Künstler, warum sie sich nicht an diese ihre eigenen Landsleute wendeten, und nannte einen gewissen Rauch, und empfahl ihnen diesen als einen sehr geschickten Mann, der nun auch wirklich nach Berlin abgereis't ist, um dort das Modell zu verfertigen. Ist das nicht herrlich? O es freut einen von Neuem, Künstler zu seyn, wenn man dergleichen von lebenden Künstlern hört. Er besucht uns öfter und wir waren mehrere Male bey ihm, mehrere Zeichnungen theils von theils nach Carstens, die er besitzt, zeigt er jedesmal mit sehr viel Liberalität und sie sind so schön, daß man sich nicht satt daran sehen kann. Carstens war ein außerordentlicher Mann, er und Wächter sind wohl die ersten Wiederhersteller der Kunst, ich möchte sagen, Carstens habe mehr Fantasie gehabt, Wächter aber tiefere Empfindung, denn des ersteren Werke sprechen mehr den Geist, des letzteren mehr das Herz an. Seltene Männer, mögt ihr auch noch so verkannt und verstoßen werden, das kleine Häuflein St. Lucas liebt euch noch und verehrt euch noch! — — —

An den Vater.

Rom d. 29. April 1811.

— — Der Gottesdienst, lieber Vater, hat doch in katholischen Ländern manches herrliche. Es ist doch noch, besonders in den geringeren Volksklassen, wahre Andacht zu finden und Glaube und Ehrfurcht vor etwas Heiligem! Kürzlich ging ich spät Abends durch einige Gassen von Rom, als ich von Weitem das Glöcklein klingen hörte, welches das Sanctissimum verkündet, ich kam auf einen großen Platz und indem ich ihn betrat, kam von der entgegengesetzten Seite der Priester, unter dem Baldachin die Monstranz tragend, doch so, daß er nur eine entfernte Ecke des Platzes durchschritt; es war finstere Nacht und Jedermann hätte leicht ungesehen selbst mit bedecktem Kopfe seinen Weg

fortsetzen können, allein auf dem ganzen ziemlich mit Menschen angefüllten Platze lag alles auf den Knieen und kreuzigte sich! Das machte einen außerordentlichen Eindruck auf mich, daß ich unwillkürlich auch auf die Kniee fiel. Und in den Kirchen, wie herrlich ist es nicht, daß aller Standesunterschied vor Gott aufgehoben wird? Da kniet der Bettler neben dem Grafen und Fürsten, das Weib neben dem Manne, das Kind neben dem Greise und Alles schlägt demüthig an seine Brust und denkt: Gott sey mir armem Sünder gnädig! Wie herzlich ergreifend war es oft in Wien in der Stephanskirche am Abend das Heilig! Heilig! Heilig! zu hören aus mehr denn tausend Kehlen, alt und jung, reich und arm. O warum ist diese Gleichheit der Stände vor Gott wohl bei uns aufgehoben? warum geht man wohl in die Kirche wie ins Theater, nicht um zu beten, sondern peroriren zu hören? warum kniet man wohl nicht mehr bei uns? Ich erkläre mich Ihnen darüber so frank, weil ich denke, daß Sie hinreichend überzeugt sind, es könne mir nie einfallen, deswegen catholisch werden zu wollen, ich bin der Meinung, daß man weder Protestant noch Catholik zu seyn braucht, um ein guter, Gott wohlgefälliger gläubiger Christ zu seyn, denn was ist Katholicismus, was ist Protestantismus? Sind nicht beydes nur verschiedene Formen, unter denen ein und derselbe Gott und ein und derselbe gekreuzigte Heiland angebetet wird? Und wenn ich, der ich protestantisch erzogen bin, im Gottesdienst der Catholiken Erbauung für mich finde, steht es mir nicht frey, ebenso gläubig ihrem Gottesdienst beyzuwohnen als ein geborener Catholik? warum kann ich nicht niederknieen, wie sie und durch das heilige Zeichen des Kreuzes mich erinnern, daß Christus auch für mich gestorben ist — warum kann ich nicht die Legende der Heiligen und Martyrer eben so mit Andacht und Glauben lesen, wie sie, wenn man gleich bei uns so undankbar ist, die auserwählten Menschen, die auch mit ihrem Blute unser Heil erkauft haben, so sehr zu vergessen, daß man weder ihre Namen, noch ihre Thaten oder Leiden, noch die Wunder, die Gott an ihnen gewirkt hat, kennt? Und wer bin ich, daß ich sollte der gebenedeyten Jungfrau, die Gott selber erwählt hat, den Heyland der Welt, seinen einzigen Sohn, zu gebähren, meine Ehrfurcht versagen? Mit der innigsten Andacht habe ich die Catacomben, die unterirdischen heimlichen Aufenthaltsschlupfwinkel der ersten Christen, besucht und die Plätze gesehen, wo der Leichnam der heiligen Cecilie lag und des heiligen Martinus und so vieler tausend Märtyrer, die freudig für die Wahrheit starben. Gleich beim Eintritt in diese fast unermeßlichen Labyrinthe lag ein Haufen von zum Theil noch gut erhaltenen Knochen aufgethürmt — und da der Führer mit seiner Kerze vorangegangen war, konnten wir nicht unterlassen, jeder unbemerkt ein Stückchen dieser so theuern Ueberbleibsel zu entwenden, ein Diebstahl, den uns Gott und die Kirche vergeben wird. — — —

Sie haben nun, geliebtester Vater, Gelegenheit genug, die herrlichsten alten Meister in Paris kennen zu lernen, und gewiß werden Sie recht oft sich an ihren Wunderwerken erquicken. Auch unsere trefflichen alten Deutschen werden Sie in Cöln, dem deutschen Rom, bewundern und lieben gelernt haben, wo nicht, so suchen Sie doch bey nächster Durchreise es zu thun, dort muß ein unendlicher Schatz seyn, theils von Albrecht Dürers, theils von Martin Schöns, der auch Michelangelo ein Muster war und Scheufeleins Werken, theils von einer noch älteren ebenso köstlichen Schule. Wahrlich man lernt erst hier recht den Werth der Deutschen kennen, und ich gestehe, so oft ich etwas von Albrecht Dürer sehe, denk' ich bey mir selbst: wenn Rafael und Michel Angelo als höchste Muster dastehen, so bleibt doch auch Albrecht Dürer neben ihnen ein weiser Rathgeber für den jungen Künstler, denn mit Rafael an Einem Tage geboren, dem heiligen Christtage, hat er auch mit ihm Ein Ziel erreicht, wenn gleich auf verschiedenem Wege! und so auch Martin Schön, der Mann mit dem Engelssinn, denn seine Werke scheinen Erinnerungen aus einer Engelswelt, in der er früher lebte und aus der herab er auf unsere Erde kam, zu seyn. — — —

An die Eltern.

12. Juli 1811.

— — — Canova und Camuccini kenne ich, beyde waren bey mir und haben mir Complimente gemacht, die ich Ihnen garnicht wiedersagen mag. Canova nimmt sich meiner sehr an und hat auch dem General Mollis schon von meinem Bilde erzählt, der mich, sobald es fertig ist, besuchen will. Was Ihr Fritz für ein „berühmter Leut" wird! Oft muß ich selbst recht lachen. Doch verkenne ich das Glück gar nicht und danke dem Himmel herzlich dafür, daß meine Arbeiten so ungeteilten Beyfall, sowohl der Kenner als Nichtkenner finden, ein Glück, das oft den allergrößten Künstlern (Wächter!) nicht zu Theil wird, und mir die frohe Aussicht auf eine glückliche Bahn eröffnet. — Camuccinis Werke sind die Quintessenz aller modernen Leerheit, Gedanken- und Characterlosigkeit, trotz dem unsäglichen Aufwand von Studien aller Art, da ist kein Fünkchen Natur, obgleich jeder Pinselstrich unmittelbar nach der Natur gemacht ist. Zwar muß ich gestehen, daß er im Umgange eine so zuvorkommende Artigkeit hat, daß man fast in Verlegenheit gesetzt wird, doch kann ich das unmöglich so hoch annehmen, ihn deshalb einen großen Künstler zu nennen.

An den Vater.

12. Septbr. 1811.

Freuen Sie sich, geliebtester Vater, nun kann ich Ihnen einmal recht erfreuliche Dinge melden; es fangen an, sich schöne Aussichten Ihrem Fritz zu eröffnen; auf einmal habe ich Aufträge von allen Seiten, zwar, wie natürlich, nur kleine bis jetzt, aber mit Kleinem fängt man an, mit großem hört man auf. Fürs erste habe ich für ein kleines Madonnenbildchen von etwa Schuhlänge und kaum Spannenweite, auf welches ich die zwey letztverflossenen Monate verwendet habe, in der Absicht, damit auf der diesjährigen Ausstellung hier aufzutreten, noch ehe es vollendet ist, so gut wie gewiß einen Käufer gefunden und zwar um 12 Ducaten, wenn nicht der allzuschlechte Curs des Wiener Papiergeldes, denn es soll nach Wien, die Sache noch rückgängig macht; mein Schüler Veit nämlich (auch schon ein Schüler, wie Sie sehen, er ist mit Wintergerst hiehergekommen und fand so sehr Gefallen an meinen Arbeiten, daß er wünschte, unter meiner Leitung zu studieren, welches ich unter der Bedingung annahm, daß er sich mir blindlings unterwerfe. Er zeigt Sinn und Talent, doch ist noch viel Unkraut auszurotten, bis das Gute gedeihen kann — Mystik) nemlich, der Stiefsohn des bekannten Schriftstellers Friedrich Schlegel in Wien, hat es in Beschlag genommen, und ich hoffe auf diesem Wege, da Schlegel in Wien viele Bekanntschaften hat und viel Einfluß dazu, vielleicht manche vortheilhafte Verbindung anknüpfen zu können.

An den Vater.

20. Decbr. 1811.

Heute, geliebtester Vater, erhalten Sie einen Brief, der Ihnen nicht zugedacht war! sobald schon wieder zu schreiben war nicht meine Absicht, aber der Segen, womit mich der Herr bis zum Uebermaß überschüttet hat, erfüllt mein Herz mit einer Freude, die ich nicht zurückzuhalten vermag. Endlich, geliebteste Eltern, ist denn nun der von mir so lang ersehnte Zeitpunkt gekommen, wo ich Sie der Sorge um mich entladen kann! eine abermalige Bestellung und zwar von einiger Bedeutung macht mich dazu fähig, mich hinfort durch meiner eigenen Hände Arbeit zu ernähren, und so Gott will, brauchen Sie an Ihren Fritz nun nicht mehr zu denken. Ja, Geliebteste, so ist es! aber was soll ich nun sagen? ich sinne hin und her und suche nach Worten, Ihnen zuvörderst

meine Freude zu schildern, die ich empfinde; indem ich das ausspreche, möchte Ihnen meine Rührung, mein innigstes Dankgefühl an den Tag legen können, aber ich finde keine Ausdrücke, die dahin reichten, statt der Worte kommen Thränen und mein Herz möchte brechen vor wehmüthiger Freude! Ach! Und nun fühle ich erst, daß ich mich umsonst zum Schreiben hingesetzt, denn statt des freudigen Jubels, des begeisterten lauten Dankes, mit dem ich Ihnen mein Glück erzählen wollte, fühle ich etwas, das dem Trennungsschmerz gleicht, es ist mir, als lösete sich in dieser Stunde ein schönes Band, das mich bis dahin an die Liebsten und Theuersten auf Erden gekettet hatte! Aber nein! unmöglich. Sollten Sie mich minder lieben, wenn Sie für mich nicht mehr zu sorgen haben? und sollte ich aufhören dankbar gegen Sie zu fühlen, wenn ich gleich keine sichtbare Wohlthat mehr von Ihnen genieße? Nein, fort mit den Gedanken, und der Freude, der höchsten Freude Raum gegeben? Hören Sie, Geliebteste, und freuen Sie sich mit mir meines Glücks. Für ein gekröntes Haupt soll ich malen, die Königin von Bayern ist es, die ein Bildchen von mir will, sie selber schreibt an eine Künstlerin hier, Sophie Reinhard, die ihr von mir und meinen Arbeiten geschrieben hatte: „von dem Maler O. bitte ich Sie, mir ein Bild zu bestellen und seyn Sie mit dem Preise nicht so gar gewissenhaft, denn wenn man etwas Schönes erwartet, bereut man nicht die Kosten u. A." Lautet das nicht herrlich? Sollte man da nicht eitel werden? Den Gegenstand zu bestimmen bleibt mir selber freigestellt, und ich habe bereits meinen Lieblingsgegenstand, die Anbetung der heiligen drey Könige dafür bestimmt, von dem ich zufällig grade jetzt eine kleine Zeichnung gemacht habe, die ich mit Genehmigung der Reinhard dazu benützen will. Seliges Geschäft, für eine edle, fromme und kunstliebende Königin die Lieblingsbilder seines Herzens zu malen! und doppelt bey einem solchen Gegenstand, wo man zugleich Gelegenheit hat, auf die mildeste Weise der Majestät eine so wichtige Wahrheit ans Herz zu legen; denn gewiß ist es der höchste Zweck der Kunst, das Herz der Menschen zu veredeln, und daß sie das vermöge, den schönen Glauben habe ich Gottlob! noch nicht verloren. — — — Unverzüglich soll ich zum Werke schreiten und vielleicht schon morgen bestelle ich die Tafel dazu, denn ich male es auf Holz und etwa eine Hand breiter und 3—4 Finger höher als den Lazarus.

An die Mutter.

1811. Decbr. 20.

Für Sie noch ein paar Zeilen besonders! Einen herzlichen, herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, der freylich beym Empfang dieser Zeilen schon längst vorüber sein wird. Wann werde ich einmal wieder mit Ihnen feyern können? O wie fliehen die Jahre dahin! schon der sechste ist es nun, den ich in der Fremde begehe. Der Fritz wird nach und nach der Heimath fremd, doch wahrlich sie nicht ihm. Ihre alten Bilder stehen mir noch so lebhaft vor der Seele, als wären es ebenso viel Tage als Jahre, die ich nun abwesend bin! aber würden Sie, Geliebteste! auch so Ihren Fritz gleich wieder erkennen? wohl schwerlich, der Knabe ist zum Mann geworden und Jahre langes Leben in der Fremde hat ihm gewiß, so sehr er sich auch von fremden Sitten rein zu erhalten gesucht hat, doch mancherley Fremdes eingeimpft, daß Sie ihn vielleicht gar nicht einmal erkennen würden! doch sein Herz, das wissen Sie ja, ist das alte, unveränderlich hängt es an Ihnen und kennt keine süßern Freuden, als mit den Erinnerungen der Kindheit zu spielen. Einsamkeit liebe und suche ich wie sonst „und die alte peinigende Untugend der Schüchternheit hat mich immer noch nicht verlassen, so daß man mir schon häufig den Vorwurf gemacht hat, ich sey so menschenscheu; doch kann ich auf mein Gewissen versichern, daß das nicht der Fall ist, und daß ich nur Leuteschen bin. Also sehen Sie, daß ich in den Hauptzügen noch der nämliche bin, und in der Schilderung meiner

Wirthschaft im Kloster hier, werden Sie ganz Ihren Fritz erkennen, ich selber mache in einer Person den Herrn und den Diener, den Koch und den Kellner, kurz Alles in Allem. Frühe, wenn ich aufgestanden bin, ist mein erster Gang einzukaufen, eine sehr heilsame Bewegung, an der es mir überhaupt nicht gebricht, dann wird das Frühstück eingenommen, und hernach gearbeitet bis gegen halb zwölf Uhr, wo der Pinsel mit dem Kochlöffel vertauscht wird, und die ehrenhafte Küchenschürze mich umgiebt, und fürwahr ich dürfte mich nicht schämen, Sie einmal bey mir zu Gaste zu bitten, besonders wenn ich sogenannte Speckklöße habe, die ich meisterhaft zu machen verstehe, wie auch die köstliche, Ihnen ganz unbekannte italiänische polenta, ein Brey aus wälschem Kornmehl, eine Götterspeise, von der man mit viel Wahrscheinlichkeit behauptet, daß sie das bekannte Ambrosia der Alten sey. Häufig auch dampfen die lautersten Pellkartoffeln auf meiner ungedeckten Mönchtafel, an welcher ich aber, obwohl Salz die einzige Würze meiner Speise ist, mit einer so zufriedenen, ja ich möchte sagen gravitätischen Miene sitze, daß ich in meinem Refectorium nicht unziemlich mit einem Pascha zu vergleichen wäre. Nach solchergestalt eingenommenem Schmause, erniedrige ich mich auf einmal wieder zu dem Dienste der Küchenmagd, wasche und spüle die Teller und Töpfe und kehre die Küche aus, in welcher ich dann sammt der Schürze die Köchin und den Pascha verschließe, als Maler wieder hervorgehend. Bey schönem Wetter lehne ich mich dann oft noch einige Minuten über das Gitter unsers Söllers, mein Kanapee, und weide meine Blicke an der köstlichen Aussicht, die dann im bezaubernden Mittagsdufte schimmert, und locke so die Ideale zurück, die etwa mein rußiges Küchenkostüm verscheucht hat. Bis um halb vier und zwanzig d. h., so lange es Tag bleibt, wird gearbeitet, und um Ave Maria, bey anbrechender Dämmerung mache ich dann meistens mit einem meiner Freunde einen Spaziergang bis ein Uhr in der Nacht, erschrecken Sie nicht, nicht ein Uhr nach Mitternacht, sondern ein Uhr nach Sonnenuntergang. Der Abend wird entweder mit Freunden in des Patienten Pforrs Zelle verplaudert oder zu dem sehr nützliche Draperiestudium verwendet, nach Pforrs großem, schönen venetianischen Mantel, in welchem wir abwechselnd nach der Reihe Stellungen machen, während die Andern zeichnen. Da kommt uns dann sehr wieder unser Beysammensein zu statten, und wir bekommen eine Sammlung von Studien, um die wir allgemein beneidet werden, denn andre Künstler, die einzeln wohnen, können das nicht haben, außer durch einen steifen, leblosen Gliedermann. Nachdem ich dann etwa noch ein Stündchen in meiner Zelle gelesen oder sonst etwas willkürliches getrieben habe, beschließe ich meinen Tag und indem ich Leib und Seele in die Hände des Herrn befehle, leg ich mich schlafen. Nach dieser schlichten Regel leb ich strenge wie ein Mönch, nur der Sonntag macht Ausnahme, wo ich in ein Speiselhaus gehe; und bey dieser einförmigen, strengen Lebensweise fühle ich mich so glücklich, daß mir nichts abgeht; gesund bin ich nach wie vor und so kann ich recht ungestört meiner süßen Kunst nachhängen, die mir mehr als Reichthum und Wohlleben ist. Nüchternheit und Mäßigkeit erhalten den Eifer für alles Edle! Das Glück der Freundschaft begeistert mich nach wie vor in der Zeit des Erwachens der bessern Gefühle, ihren Segen fühle ich täglich, stündlich. Der Zauber der Kunst erfüllt meine ganze Seele noch in seiner ersten ungeschwächten Kraft und macht mich oft von Wonne trunken; Gott lasse mein Herz doch nie alt werden! — — —

An die Mutter.

1812. 1. März.

— — Einem herrlichen Kirchenfeste wohnte ich am h. 3 Königstage bey. In der Kirche Araceli, die ganz in der Höhe neben dem Capitol liegt, befindet sich ein Gnadenbild des Christkindes, von dem man viele Wunder erzählt. Dieses wird an diesem Tage mit pomphaften Ceremonien zuerst mit Procession in der Kirche umhergetragen und

dann draußen vor derselben oder an der hohen großen, prächtigen Treppe, die zur Kirche hinausführt, wo der Priester ein dazu errichtetes Gerüst besteigt, dem ganzen sich auf die Kniee werfenden, sich bekreuzigenden Volke gezeigt und demselben damit die Benediction gegeben. Die ganze, hohe, hohe Treppe von gewiß mehreren hundert Staffeln war gedrängt voll von Menschen, dazu der Platz unten und oben, auch die Treppe die zum Capitol führt und der Platz vor demselben, überall drängte sich das Volk, und kaum erschien oben der Priester mit Fackeln und Musik, so lag alles auf den Knieen und schlug vor die Brust, und feyerlich langsam machte der Priester, während Todesstille herrschte, das Kreuz mit dem Kinde, das er mit beyden Händen und dem prächtigen Meßgewande hoch emporhielt. Wie würden Sie staunen, liebe Mutter! wenn Sie einmal so einer Feyerlichkeit beiwohnen könnten! davon man in in unsern protestantischen Ländern gar keinen Begriff hat, in denen an die Stelle einfältiger gläubiger Frömmigkeit philosophische Grübeley und vermeynte Aufklärung, ein schönes Wort, um damit Dünkel und Lauheit zu bemänteln, getreten sind. — — Bey der Gelegenheit muß ich Ihnen auch noch, geliebteste Mutter, von einem Buche sagen, das mich jetzt sehr beschäftigt, es ist die Geschichte der Religion Jesu Christi, von dem Grafen von Stollberg. Ich weiß nicht, ob es Ihnen nicht vielleicht schon bekannt ist, und fast vermuthe ich es, wo nicht, so suchen Sie doch je eher je lieber es zu bekommen und scheuen Sie keine Kosten. Es ist ein wahrer Trost so etwas in unsern Zeiten entstehen zu sehen, so ächt, so wahrhaft religiös, zu wissen, daß es auch jetzt noch in unsern Tagen, wo man beständig zwischen gänzlicher Gottesleugnung oder Lästerung und der thörichtsten von allen Schwärmereyen schwanken sieht, daß es jetzt noch Männer gibt von so wahrhaft christlichen Gesinnungen. Es ist ein Buch, das in jeder Haushaltung sein sollte als Commentar zur Bibel. Fast bin ich schon entschlossen früher oder später ein Bildchen zu malen und es dem Verfasser unbekannter Weise als Zeichen meiner Dankbarkeit zu senden. — — —

An die Eltern.

Ariccia am Tage Sanct Johannis des Täufers. 1812.

Wie ich Sie so lange Zeit, geliebteste Eltern! ohne alle Nachricht von mir lassen konnte, auch da noch, als ich aus Ihrem letzten lieben Briefe wußte, wie Sie in so mancherley Sorgen um mich leben, wie ich mehrere Ihrer Briefe so ganz unbeantwortet lassen konnte, das alles werden Sie aus dem Einen sich erklären und entschuldigen können, wenn ich Ihnen sage, daß mein Freund gestorben ist. Welcher Freund, werden Sie nicht fragen, denn Sie wissen längst, daß Er, den ich auszeichnungsweise meinen Freund nannte, dessen Liebe mich so unaussprechlich beseligte und mir die Erde zum Paradiese machte, nur Einer, mein unvergeßlicher Freund Pforr ist! Darum will ich auch vor Ihnen, die Sie von Anbeginn wissen, was dieser Edle mir war, wie die Liebe zu ihm nach und nach auf dem sicheren Wege der Achtung von meinem Herzen, ja von meinem ganzen Wesen Besitz genommen, mein Herz ohne Rückhalt ausschütten! Mögt ihr immerhin wieder hervorbrechen, Thränen, wie kann ich ihn je genug beweinen, der mir Alles, Alles war, was nur ein Mensch dem Menschen seyn kann, ihn, der so herrlich sich erwiesen, dessen göttliche Liebe mich selbst erst zum Menschen machte, und mit dem eine ganze Welt von namenloser Seligkeit für mich dahinsinkt. — Ach! und meine Thränen vermessen sich ja nicht, Eingriffe zu thun in die ewig weisen Rathschlüsse des Herrn, ich beuge mich ja anbetend vor seinem Willen, und spreche: nicht mein sondern Dein Wille geschehe, o Herr! aber daß es mir schwer wird, daß ich es mit vielen Schmerzen thue, wer wird mir das verübeln! Ach Pforr, mein Bruder! Deine Liebe war mir sonderlicher denn Frauenliebe! das kann ich von Dir sagen wie David

von seinem Jonathan! Und wollte gern ich könnte für Dich sterben. — — — Aber wie undankbar sind wir Menschen! Bey dem Verlust glauben wir uns zu unaufhörlichen Klagen berechtigt, was uns aber die Vorsehung auf der andern Seite schenkt, das übergehen wir mit Stillschweigen! So habe ich Ihnen noch kein Wörtchen gesagt, daß ich schon seit einem Vierteljahr einen Freund und unsere Verbrüderung ein Mitglied und andern Mitarbeiter gewonnen hat an dem edlen deutschen Maler Cornelius aus Düsseldorf, der vergangenen Herbst nach Rom gekommen ist. Er ist es auch, in dessen Gesellschaft ich hier lebe, welches mir in doppelter Rücksicht sehr wohl thut; fürs erste, weil wir in unsern Gesinnungen und Neigungen sehr mit einander übereinstimmen, und dann weil ich mit ihm, der meines Pforr ganzen Werth erkennt und ihn von Herzen liebt und achtet, recht nach Herzenslust an ihn denken kann, was ja der einzige Ersatz für einen so bittern Verlust ist. — — —

Für heute nur noch ein Paar Worte um Ihre mancherley Sorgen um mich zu heben. Vom Erdbeben zwar brauche ich nun nichts mehr zu erwähnen, Sie sehen, ich lebe und bin gesund, mit einem tüchtigen Schrecken kamen wir davon, auch mögen die Zeitungsnachrichten darüber wohl wie gewöhnlich übertrieben gewesen seyn. Wichtiger wäre es wohl, Sie über jenen andern Punkt zu beruhigen, doch auch da müssen Sie sich heute mit der bloßen Versicherung beruhigen, daß Sie diese Sorge gänzlich fahren lassen können! Denn es ist mir für heute unmöglich, über eine solche Sache mich klar auszudrücken, meine jetzige Lage wird mich darin bey Ihnen entschuldigen. Nur so viel: wenn ich mich erkläre, daß Catholik und Protestant bey mir nichts gilt, sondern unter beyden nur die ächten Christen, wie sollte ich verlangen zu einer andern Parthey überzutreten, ich, der ich überzeugt bin, daß unter allerley Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, ihm angenehm sey? Warum kann aber nicht ein h. Augustinus, neben einem Luther stehen? oder ein Thomas a Kempis? Oder hat nur Luther die Wahrheit erkannt und war dieselbe anderthalbtausend Jahre verschleyert? Warum soll nicht der Geist Gottes so gut aus der Vulgata sprechen als aus Luthers Uebersetzung? Oder ist das Wort Gottes nur zu uns Deutschen unverfälscht gelangt? O gestehen wir es doch nur, lieber Vater, wir, die wir am meisten über Intoleranz der andern klagen, sind oft unduldsamer als jene! — — —

An den Vater.

Ariccia 20. Aug. 1812.

— — — Mein Freund Cornelius ist es vor allem jetzt, der mir ihn (Pforr) ersetzt, gleiches Streben verbindet mich auch mit ihm zu inniger Freundschaft, und sehr übereinstimmende Ansichten sind die Mittler zwischen unsern sonst vielleicht ungleichen Carakteren. Wir leben hier zusammen in dem vertraulichsten Umgange und dieser verbunden mit einer sehr regelmäßig geordneten Lebensweise goß meiner Seele bald eine solche Ruhe ein, daß ich selbst mit Heiterkeit an den Tod des Geliebten denken konnte. Morgens beginnen wir unsern Tag mit einer Lesung in der Bibel, wie wir ihn Abends, nachdem wir den Tag über ununterbrochen gearbeitet haben, damit beschließen, Freytags und Sonnabends wird nach hiesiger Regel gefastet und Sonntags eine Messe gehört. Alles dieses in Verbindung mit dem Reitz dieses herrlichen Landes und seiner schönen Bewohner hat mich mir selbst und dem Leben wiedergegeben. Pforrs Grab soll mir ein Wallfahrtsort seyn, wo ich mir neue Kraft hole, zu kämpfen wie er, und zu lieben und glauben, wie er. Unserm ganzen Bunde wird er immer als Muster vorleuchten, und so wird er auch im Tode nicht aufhören, mit uns für die gute Sache zu wirken, für die er sich selbst geopfert hat. — — —

An den Vater.

Rom. 27. Novbr. 1812.

Die Liebe, mein theuerster Vater, die Sie mir von jeher durch That und Wort bewiesen haben und die stets ein so schönes Band unter uns gewesen ist, treibt mich auch jetzt, Ihnen nicht länger zu verbergen, was seit kurzem in und mit mir vorgeht, zumal da es eine Sache ist, die für Zeit und Ewigkeit über Alles wichtig ist. Ich habe, so lange nun unsre Trennung dauert, immer mit Offenherzigkeit sogar geringfügige Dinge, die auf mich Bezug hatten, Ihnen mitgetheilt, sollte ich nicht vielmehr in der wichtigsten Sie zum Vertrauten machen, der Sie so gütig um mein Wohl bekümmert sind, wie es nur ein Vater und ein Freund seyn kann? Und wenn auch meine Liebe schwach genug wäre, Ihre Liebe mit Mistrauen zu lohnen, so fordert mich doch Ihr Brief selbst unausweichlich zur größten Offenheit auf, in welchem Sie mich, aus der reinsten väterlichen Fürsorge, das verkenne ich nicht, ermahnen, meinem Glauben getreu zu bleiben und mich nicht durch glänzende Außenseiten des catholischen blenden und überreden zu lassen, zu ihm überzutreten. Damals antwortete ich Ihnen nach meiner besten Einsicht, kurz und entschlossen, Catholik und Protestant gälten mir gleichviel und ich achte unter beyden nur die wahren Christen. Das klingt nun freylich auf den ersten Anblick sehr schön und wahr, und selbst Sie sind davon getäuscht worden. Sey es aber, daß Ihr Brief selbst mich zuerst aufmerksam machte, der Sache weiter nachzugehen, sey es, daß andere Umstände ohne mein Wissen mich dahin führten, — genug ich konnte dabey nicht stehen bleiben. Denn, sagte ich mir selbst, auf diese Weise schließe ich mich selbst ja von dem Genusse der Sacramente aus, und das war es gerade, wonach mich schon längst verlangt hatte, wiewohl ich für mich Protestanten hier gar keine Möglichkeit dazu einsah. Ich kam dadurch aber nach und nach dahin einzusehen, daß ich mich in einem entsetzlichen Dunkel befinde, denn auf der einen Seite konnte ich die catholische Lehre nicht ergreifen, weil ich sie nicht kannte, auf der andern konnte ich aber auch nicht sagen, daß ich ein Protestant sey, weil ich die protestantische Lehre nicht viel mehr kannte, und dennoch erkannte ich, daß ich auf die eine oder die andere Seite mich wenden müsse, um der Gnadenhülfe der Sacramente theylhaftig seyn zu können. Ich wandte mich also vor allem im Gebet zu Gott und bat um Licht; zugleich nahm ich mir aber vor, was an mir sey, anzuwenden, um mir Licht zu verschaffen und der Wahrheit gewissenhaft nachzuforschen. Was konnte ich anders thun? Wenn meine Absicht rein war, nur Licht zu haben, um Gott näher zu kommen, so durfte ich mich natürlich nicht scheuen, die Sache näher zu betrachten und zu erforschen. Sie können mir nicht einwenden, bester Vater, daß es weiters keines Lichtes bedürfe, wenn man die Bibel habe und diese nur mit Einfalt lesen wolle; so hatte ich selbst immer gedacht und mich damit beruhigt, aber ich hatte mich getäuscht, ich hatte gewähnt, der Mensch bedürfe der Gnadenhülfe der Sakramente nicht und nur das Bedürfniß diese zu genießen, brachte mich zu der Erkenntniß, daß man doch der einen oder andern Auslegung folgen müsse, nun kannte ich aber keine recht, was war also natürlicher als daß ich mir vornahm, unpartheyisch nach Wahrheit zu forschen. Was mich aber am meisten beunruhigte und dazu antrieb, war, daß ich als Protestant bey meinem ursprünglichen Glauben so garnichts Festes hatte, und so oft über die Autorität nachdachte, auf die sich mein Glaube stützen sollte, so wußte ich nicht, sollte ich Luther folgen oder Zwingli oder Calvin? zumal, da ich aus Erfahrung wußte, daß protestantische Geistliche verschiedener Confession selbst so wenig wissen, was sie glauben sollen, daß sie alles durcheinanderwerfen. In dieser Unruhe befand ich mich, als mir ein Freund erzählte von einem hiesigen Geistlichen, den er kennen gelernt habe; er sprach mir oft von ihm und konnte nie satt werden ihn zu preisen als einen der erleuchtetsten, liebevollsten und liebenswürdigsten Männer, die er noch in der Welt gefunden habe. Einsmals that er mir den Vorschlag, ob ich nicht auch einmal mit zu ihm gehen wolle, um zu hören, wie dieser Mann über

Religion spreche, sollte ich mich weigern? ich suchte Wahrheit, war es redlich, eine Gelegenheit, die catholische Lehre vielleicht etwas näher kennen zu lernen, auszuschlagen? — ich gieng, denn ich mußte gehen, doch ich versichere Sie, ich gieng nicht allein nicht mit Vorurtheil für die catholische Lehre, sondern sogar mit dem tadelnswerthen Vorsatz, nicht nachzugeben, wie beredt auch dieser Geistliche zum Preise seines Glaubens seyn würde. Ich gieng also eines Abends mit diesem und einem andern Freunde, die zusammen Unterricht bey ihm nahmen, hin. Der Geistliche nahm so viel Rücksicht auf mich, daß er nicht unmittelbar in seinem Unterricht fortfuhr, sondern mir in der Kürze einen Ueberblick geben wollte von dem, was er bis jetzt durchgegangen habe. Das erste war die Frage, ob ich Zweifel habe über das Daseyn Gottes? — nein, ob über die Offenbarung? nein! nun fuhr er fort, „so ist das nächste zu untersuchen, ob eine von „Gott eingesetzte sichtbare Kirche als untrügliche Autorität zur Auslegung der Offen„bahrungen Gottes nothwendig und ob eine solche vorhanden sey". Der Abend verging, indem er auseinandersetzte, was man unter Kirche zu verstehen habe, denn dies war mir bisher immer unverständlich gewesen, und indem er mir begreiflich machte, daß dieser Punkt vor allen andern müsse ins Reine gebracht werden. Das erkannte ich auch vollkommen und war nicht wenig erfreut, einen Weg gefunden zu haben, auf dem ich nach und nach Licht zu bekommen hoffen durfte. Denn, sagte ich mir selbst, habe ich gefunden, daß eine solche Kirche nothwendig ist, so brauche ich mich nur umzusehen, ob eine solche wirklich existiert und dann nur zu hören, was diese sagt, finde ich aber, daß sie nicht nothwendig ist, so bin ich wenigstens so weit, daß mich die catholische Lehre weiter nichts angeht, und noch mehr, daß ich mein eigener Ausleger seyn darf. Natürlich war ich aber auch begierig zu hören, wie er nun die Nothwendigkeit erklären würde, ich ging deshalb am andern Abend wieder hin. Er fuhr fort: „Läugnen wir „die Autorität einer Kirche, so bleibt uns nur zweyerley übrig anzunehmen, nemlich daß „entweder der bloße menschliche Verstand hinreiche die Schrift auszulegen, oder daß der „heilige Geist jeden Einzelnen erleuchte zur rechten Auslegung. Daß der bloße mensch„liche Verstand nicht ausreiche, erkennt jeder, denn auch das vermögen wir ja nicht „einmal zu erkennen, wie es möglich sey, daß Gott die Welt aus Nichts erschaffen „habe, ja wir selbst, unser physischer Theil bleibt unserm Verstande ein ewiges „Räthsel, geschweige die Erlösung, durch unsern Verstand also kommen wir ganz gewiß „von Stufe zu Stufe endlich zum Atheismus, wie es ja leider in unsern Zeiten so „viele Beyspiele beweisen. Es bleibt also nur übrig anzunehmen, daß der Geist Gottes „jeden Einzelnen, der sich mit wahrem Verlangen nach Gott an die Bibel gibt, erleuchte, „wie er auslegen solle." Und das ist es auch, was ich immer behauptete, und was ja auch im Grunde alle Protestanten nach dem Beyspiele Luthers, der es zuerst gethan, annehmen. „Fände diese Erleuchtung nun statt, so müßte ja natürlich bei Allen Ueber„einstimmung seyn: so könnten ja keine Glaubensverschiedenheiten keine streitende Aus„legungen statthaben, denn der Geist Gottes widerspricht sich nicht." Das dünkte mich klar, denn der Geist Gottes kann unmöglich dem einen dies, dem andern das eingeben. „Nun haben aber so unendlich viele Glaubensunterschiede statt und jeder sagt: mir hat „meinen der Geist Gottes eingegeben, ja wem soll ich nun folgen? Bey jedem sehe „ich Eifer und Ueberzeugung von seiner Auslegung, jeder hat das gleiche Recht zu sagen, „der heilige Geist erleuchtet mich so auszulegen, wem soll nun die Menge so vieler „Millionen, die nicht Theologen sind, glauben? Soll ich über diese vielfältigen Aus„legungen meinen Verstand richten lassen, so komme ich wiederum auf das erste zurück, „und ich habe ja schon erkannt, daß mein Verstand über göttliche Dinge nicht richten „kann. Wer hilft mir also aus diesem Labyrinth? Das erkenne ich, wo streitende „Meinungen sind, da kann nicht auf beyden Seiten göttliche Erleuchtung seyn, sondern „wo göttliche Erleuchtung ist, da wird Einigkeit, Uebereinstimmung, Gemeinschaft seyn, „und diese Gemeinschaft der Gläubigen, die einerley Auslegung anerkennen, ist nichts „anderes als — die Kirche! Zwar sagen dies auch die Protestanten, nur mit dem

„Unterschiede, daß sie eine unsichtbare Kirche annehmen, die Catholiken aber eine sicht-„bare. Ist aber die Kirche unsichtbar, so bin ich wiederum beym Alten, und ich weiß „nicht, wo ich mich hinwende, um ein Mitglied dieser Kirche zu werden. Oder ist es „etwa gleichgültig oder unwichtig, ob ich so oder so auslege, wenn nur mein Verlangen „aufrichtig ist, Gott wohlzugefallen? Das kann auch nicht seyn, natürlicherweise, denn „damit sage ich ja zu gleicher Zeit, daß die Sacramente unwichtig und überflüssig „sind, und daß die Religion in bloßer reiner Moral bestehe, und ich erkenne doch, daß „die Sacramente als Gnadenhülfen von Christo uns gegeben sind; meine unsichtbare „Kirche nutzt mir also sehr wenig. Wenn ich nicht ein sichtbares Tribunal habe, das „von Christo eingesetzt ist, mir und der ganzen Christenheit zu sagen, so oder so „mußt du auslegen, so war es Christi Meynung, so hat mir und der ganzen Welt „Gott mehr geschadet als genützt durch seine Offenbahrungen, denn er hat dadurch nur „einen Zankapfel unter die Menschen geworfen." Das war mir wie aus der Seele gesprochen, denn ich hatte an mir selbst erfahren, was wir ohne ein solches Tribunal sind, wie wir ewig schwanken und in Gefahr stehen, von Stufe zu Stufe bis zum gänzlichen Unglauben zu kommen. Ich mußte ihm also die Nothwendigkeit einer sichtbaren Kirche zugeben, nur zweifelte ich, ob auch eine vorhanden sey, die von sich beweisen könne, daß sie wirklich von Christo eingesetzt sei und dadurch, daß sie in allen Zeiten die Lehre rein erhalten habe uns überzeugen könne, daß Christus, nach seiner Verheißung, bey ihr gewesen sey und seyn werde alle Tage bis an der Welt Ende. „Die Nothwendigkeit, daß eine solche Kirche existiren müsse, fuhr er fort, zeugt schon „sehr dafür daß auch eine vorhanden sey, denn sollte Gott seine Offenbahrung gegeben „haben, um einen Zankapfel unter die Menschen zu werfen?" Dieser Beweis aber genügte mir nicht, ich berief mich auf die heilige Schrift und forderte daraus den Beweis. „Ich könnte Ihnen, sagte er, deren viele geben, allein bedenken Sie, daß Sie als „dann wieder auf die vorige Ungewißheit zurückkommen, denn auch diese Stellen der „Bibel können ja wieder verschieden gedeutet werden und welche ist dann die richtige „Deutung. Bedenken Sie, daß eine Kirche früher war als die Evangelien selbst, denn „als am Pfingsttage der heilige Geist auf die Jünger kam und ihrer bei Dreytausend auf „einmal gläubig wurden, da schon war die Kirche vorhanden, die Evangelien und die „übrigen Schriften des neuen Testaments sind später zufällig geschrieben, nicht um darin die „vollkommenen Dogmen niederzulegen als Richtschnur für alle Zeiten, sondern unvollkommene „Erzählungen sind es von dem Leben und der Lehre Christi, so daß eins durch das „andre ergänzt werden muß, und lange nachdem sie geschrieben waren, hat erst die Kirche „diese aus vielen andern Schriften als einzig canonische auserlesen und so zusammen-„getragen, daß sie nun freylich ein Ganzes machen. Wäre es Christi Wille gewesen, „seine Lehre in eine Schrift zusammenzufassen, so hätte er leicht dieselbe entweder selbst „niederschreiben, oder noch während seines Wandels auf Erden es durch seine Jünger „thun lassen können. Statt dessen aber verhieß er seinen Jüngern den Tröster, den „heiligen Geist, der wird Euch in alle Wahrheit leiten! Dieser kam nach seiner „Verheißung und nun war die Kirche da, deren Vorsteher, Repraesentanten, Bischöfe, „die Apostel waren. War ein zweifelhafter Fall, so kam die Gemeine oder Kirche „zusammen, wie die Apostelgeschichte erzählt, und es ward beschlossen, wie man zu „glauben und sich zu verhalten habe." Dagegen ließ sich nichts einwenden, und auch die Protestanten kommen darin überein, doch fragt sich nun, welche der jetzigen Kirchen ist diejenige, die auf diese Kirche ihren Ursprung zurückführt, denn jede wird sagen, sie sey es. „Lassen sie uns die nothwendigen Eigenschaften der wahren Kirche aufsuchen, „und dann sehen, welche vor allen diese an sich trägt. Diese Eigenschaften sind aber „vornehmlich: daß sie in einer ununterbrochenen Reihe ihren Ursprung bis auf die „ersten Grundpfeiler zurückführen könne, und daß sie die Lehre unverfälscht durch alle „Jahrhunderte aufbewahrt habe. Und nun betrachten wir jede einzelne Kirche! — kann „dieß etwa die griechische von sich sagen? Diese bekannte selbst in einem Concilium

„zu Florenz, daß der Bischof zu Rom, also der Papst, das einzig wahre, rechtmäßige „Oberhaupt der Kirche sey; nachmals fiel es ihnen wieder ein sich zu trennen wegen „einer spitzfindigen Streitigkeit, die Person des heiligen Geistes in der Dreyfaltigkeit „betreffend, also einen Glaubenssatz, den sie selbst mit der ganzen Christenheit bisher „immer anerkannt hatten, umzustoßen. Kann es die lutherische? Diese besteht erst „seit 300 Jahren, wo ist denn so lange die Kirche und der Geist Christi, der verheißen „hat, alle Tage bey ihr zu seyn, gewesen? und dann, wo ist denn im Grunde die „lutherische Kirche, wo ist ihr Dogma, welche von den unzähligen Confessionen ist die „eigentlich wahre, gültige, oder kann man nicht vielmehr geradezu sagen, eben weil die „Lutheraner keine Gemeinschaft, keine Glaubensübereinstimmung haben, daß sie auch gar „keine Kirche ausmachen? und das nemliche gilt von allen protestantischen Lehren. „Kann es endlich die catholische? Ja wohl sie kann es. In ununterbrochener Reihe „führt sie ihren Ursprung zurück auf den Felsen Petrus, den unser Herr selbst „zum Fundament erwählt hat, daß auf ihm die unvergängliche Kirche erbaut werde. „Sie hat durch alle Zeiten die Lehre unbefleckt erhalten, denn was sie heutiges Tages „lehrt, ist nichts andres, als was sie vor achtzehn Jahrhunderten lehrte, sie hat beständig „gewacht darüber, daß keine falsche Lehre sich einschleichen konnte, denn die Geschichte „beweis't uns, daß sie jeden, der etwas dem ursprünglichen Dogma widersprechendes „lehrte, ausgeschlossen hat, ihr verdanken wir, daß weder durch Arianer, noch durch „Pelagianer, noch durch Manichäer und alle die vielen andern Ketzerlehren die Wahrheit „verdunkelt worden ist. Man darf sich nicht dadurch irre machen lassen, wenn man „in verschiedenen Zeiten oft den Cultus sich ändern sieht, denn man muß strenge das „Dogma von der Disciplin unterscheiden. Das Dogma steht unwandelbar fest, es kann „weder ab noch zugethan werden, die Disciplin aber, die davon natürlich ganz unab- „hängig ist, kann nach dem verschiedenen Bedürfnis der Zeit sehr wechseln, und sie hat „gewechselt, das Dogma nie. Kann also die catholische Kirche dies von sich beweisen, „so muß sie ja die einzig wahre seyn, denn zwey oder mehrere widersprechende können „doch nicht alle wahr seyn, weil natürlich im Geiste Gottes kein Widerspruch ist. Ist „sie aber die einzig wahre, von Gott eingesetzte Kirche, so müssen wir auch vollkommenen „Glauben ihr schenken, wir müssen hören, was sie sagt und unsern eignen schwachen „Verstand gefangen nehmen.“ Was konnte ich darauf erwidern? es war mir alles so klar, so überzeugend, daß es mir wie Schuppen von den Augen fiel, ich war von der Wahrheit überführt, ihr mußt ich mich beugen. Zu gleicher Zeit gab mir der Geistliche, in welchem ich wirklich fand, was meine Freunde mir von ihm gesagt hatten, ein Buch über die Reformation, das den Titel führt: la Storia delle Variazioni delle Chiese protestanti von Bossuet, also freylich von einem Catholiken geschrieben, aber zusammengetragen aus lauter Schriften der Reformatoren selbst, folglich in gewisser Rücksicht authentisch. Ich habe angefangen es zu lesen, und bin beynahe schon durch die Hälfte des ersten Bandes so überzeugt worden, daß ich es für unnöthig halte weiter zu lesen. Ein Mal über das andre mußte ich bey mir selbst ausrufen, während ich las: Gott ist das die Autorität, der wir das Heil unsrer Seelen anvertrauen! Ist das der Geist, der Reformatoren der christlichen Kirche erfüllen soll? Kommt es Menschen zu, so verwegen Eingriffe zu thun in die Offenbarungen Gottes? Unwillen und herzliche Trauer hat mich erfüllt, daß wir um solcher Spitzfindigkeiten willen von der Kirche mußten abgerissen werden, wie unsre Reformatoren vorgebracht haben!

Doch was werden Sie nun sagen, mein bester theuerster Vater, wird er Sie betrüben, dieser Brief? Gott weiß es, daß ich um Alles in der Welt Sie nicht betrüben möchte! Doch wie kann es Sie betrüben, Sie müssen ja wenigstens meinen redlichen Willen erkennen. Werden aber meine Worte Eingang bey Ihnen finden? Daß weiß Gott! Ihm befehle ich die Sache im inbrünstigen Gebete, ihn flehe ich an, daß er meinen schwachen Worten überzeugende Kraft geben möge! Sie werden indessen zum wenigsten gewissenhaft seyn, werden nach Ihren besten Kräften forschen, werden sich

nicht mit dem Schein begnügen. Und so bitte ich Sie denn inständig, lesen Sie dieses obengenannte Buch, lesen Sie zu gleicher Zeit das Concilium Tridentinum, das ich auch gegenwärtig besitze, und erkennen Sie, wes Geistes Kinder unsere angebeteten Reformatoren waren und welcher Geist dagegen aus den Aussprüchen eines solchen Conciliums spricht. Weiter kann ich Ihnen für heute nichts sagen, ich muß Ihre Einwürfe abwarten, und erwarte Sie mit Sehnsucht. — Nur lassen Sie mich aus Ihrem Briefe noch beweisen, daß Sie wahrlich die reine catholische Lehre durchaus nicht kennen. Sie verwechseln die Schale der freylich unzähligen Misbräuche mit dem Kerne der dogmatischen Lehre, und sehr natürlich, weil Sie nicht anhaltend in catholischen Ländern gelebt haben, sondern nur mit flüchtigen Blicken ihr verunstaltetes Aeußere haben kennen lernen können. Die Misbräuche zu heben kam wahren Reformatoren zu, und darauf haben schon vor Luther viele heilige Männer gedrungen, aber keineswegs das Gebäude des Dogma anzutasten. Oder welchem andern Ereigniß verdanken wir die grenzenlose Glaubensverwirrung unserer Zeit als dem unseligen Irrthum, daß man glaubte, weil an der Sache etwas mangelhaft geworden war, man müsse die Sache selbst umstoßen? Denn ganz natürlich kam, sobald Luther angefangen hatte zu behaupten, daß der heilige Geist jeden Einzelnen zur richtigen Auslegung erleuchte, kurz, sobald er das Tribunal umgestoßen hatte, ein Andrer nach ihm und sagte, mir hat meinen Glauben auch der Geist Gottes eingegeben, und mit dem gleichen Rechte, und so ein dritter, ein vierter und so weiter; jeder läugnete mehr und so sehen wir denn in der Geschichte in Einer zusammenhängenden Reihe von Luther an auf Zwingli, Calvin, Oecolampadius, Carlostadius, die Sozinianer bis auf einen Voltaire durch immer abnehmenden Glauben die Menschen bis zum Unglauben bis zum gänzlichen Atheismus unsrer Zeit herabsinken. Verfolgen Sie diese Kette durch alle Glieder durch, deren Namen Ihnen besser zur Hand sein werden als mir, und machen Sie mich, machen Sie sich selbst noch glauben, daß wir der Reformation etwas anderes als Entfernung von Gott, die alles übrige Elend einschließt, zu verdanken haben. Und wenn wir auch bey Protestanten viel wahres Glück, viel wahre Tugend, kurz viele Spuren der Gnade Gottes finden, beweist das etwas anderes, als daß Gottes Güte den unschuldigen Erben der Verirrung seine Gnade nicht ganz entziehen wollte? Und wenn wir auf der andern Seite die Catholiken fast eben so tief gesunken sehn, als wir es sind, beweis't das etwas anderes, als daß auch sie durch das allgemeine Verderben, was sich von dort her datirt, mit fortgerissen worden sind und gerechterweise um so mehr leiden, die sie, trotz des ewig bey ihnen fortleuchtenden Lichtes, der Wahrheit, selbst die Verblendung vorziehen? Vergleichen Sie aber mit dieser versunkenen Zeit alle früheren christlichen Zeiten! es können Ihnen ja auf Ihren häufigen Reisen die strahlenden Ueberreste derselben, die übriggebliebenen Kunstwerke meyne ich, jener himmelnahen hochbegnadigten Zeiten, nicht entgangen seyn, denn nicht die Mauern von Rom allein umschließen sie, in Deutschland in Frankreich, überall, wo das Gnadenlicht leuchtete, stehn redende Denkmäler einer Zeit, die man mit eben dem Rechte die barbarische nennt, wie das Evangelium Christi eine Thorheit genannt werden kann. Die lassen sich nicht wegdisputiren und philosophiren, wir stehn mit unsrer Weisheit beschämt ihnen gegenüber, denn wir erkennen wohl, wogegen unsre Eitelkeit sich so sehr sträubt, daß aus ihnen jenes wahre Gefangennehmen des Verstandes in den Gehorsam des Glaubens hervorleuchtet, welches die wahren Christen bezeichnet, und wiewohl von der Welt verachtet, köstlich vor Gott ist. Und wenn wir gleich besonders nur die spätern Jahrhunderte, nemlich das 13., 14., 15. und 16. durch Kunstwerke verherrlicht sehen, so können wir uns doch leicht selber sagen, daß an solcher Höhe alle früheren Jahrhunderte gebaut haben mußten, denn die noch vorhandenen unzähligen Schriften aus allen früheren Jahrhunderten beweisen uns ja, daß die Zeiten ihrem innern Gehalt nach nicht minder herrlich waren, und daß sie nur in der äußern Erscheinung noch nicht den Glanz erreicht hatten. Das Alles aber sehen wir schnell dahinsinken, sobald die Reformation zu wirken anfing, sobald die Ge-

meinschaft des Glaubens aufhörte, und also die Menschen von ihrem Beruf, von ihrem Heiland sich entfernten; statt jener stillen Größe in Gotteskraft sehen wir, wie die sich selbst genügenden Menschen in eitlem Schimmer sich aufblähen, hie und da zwar redliches Streben, aber ohne großen Erfolg, bey anscheinendem Wiederaufrichten immer tieferes Niedersinken, wenn anders alle menschliche Höhe, die nicht auf Gott beruht und zu Gott hinstrebt, die eigentliche Tiefe ist. Doch genug für heute, nur noch Eine Bitte: Lassen Sie das gesagte bester Vater! vorerst unter uns bleiben, wozu der guten Mutter unnöthige Sorgen machen! Erwägen Sie die Sache treu und gewissenhaft im Angesichte Gottes; dann aber lassen Sie mich bald Ihre Antwort hören! Was mich betrifft, so ist unnöthig, Ihnen über meinen Entschluß weiter etwas zu sagen; Sie selbst sehen ein, wo Gott uns die Wahrheit offenbahrt, da können wir nicht mehr fragen, sollen wir ihr glauben oder nicht. Lange habe ich gezaudert, diesen Brief zu schreiben, und oft Gott um Beystand dazu gebeten, nun ist er geschrieben, Gott geleite ihn! — — —

An Vater und Bruder.

Rom am 3. April 1813.

Da Ihr nunmehr Beyde, meine Geliebtesten, von unsrer Angelegenheit unterrichtet seyd, so schreibe ich auch an Euch Beyde zugleich, — Sie mein geliebtester Vater! und Dich, mein theurer, lieber Bruder, ich gebe mich ohne Verzug an die Beantwortung Ihres letzten Briefes, weil zu erwarten steht, daß vielleicht bald der Paß zwischen uns gesperrt seyn dürfte und fast fürchte ich schon für diese Zeilen! — Gott geleite Sie! Im Jammer müßten Sie Ihre Tage beschließen! im Jammer über mich, wenn ich nun zur Kirche mich bekennen würde? Und warum denn, um aller Liebe willen, warum denn? Weil es ein Zeichen wäre meines verdüstert und bethört gewordenen Sinnes? Was denken Sie denn, was dieser Schritt aus mir machen wird? Fürs erste glauben Sie es mir, von dem Sie, glaube ich, Selbstlob nicht gewohnt sind, daß ich schon jetzt mich erleuchteter und weiser (ist das ein Selbstlob, so ist es doch ein Lob, das nicht viel sagen will) fühle als je, indem ich wenigstens meine eigene Thorheit und Finsterniß erkenne. Und wenn ich nun hin gehe und mit ganzem Herzen vor Gott und der Welt der alten Kirche beytrete, wenn ich die heiligen Sacramente der Confirmation (die Taufe durch den h. Geist) des Abendmahles u. s. w. genießen werde, was wird denn alsdann aus mir werden? Werde ich etwa damit anfangen, alle Irrenden zu verdammen? Gott bewahre! der Geist Christi, den ich zu empfangen hoffe, ist der Geist der Liebe, und wird auch in mir alle Liebe neu beleben und kräftigen. Oder werde ich mich an den ersten, besten Pfaffen hängen, und was der mir vorschwatzt blind befolgen? eben so wenig. Prüfet Alles, heißt es ja. Der Zusatz aber: und das Beste behaltet, zeigt, daß in göttlicher Offenbahrung, weil ja in Gott Alles gut ist, das Beste ist, dieses Prüfen nicht gelten kann. Oder werde ich die Kirchenbilder zu meinen Götzen machen, mit Reliquien der Heiligen Abgötterey treiben? Wahrhaftig nicht! Die Kirche macht es ja keinem zur Pflicht vor Bildern zu beten, sie erlaubt es nur um die Andacht zu erwecken und da es mich im Gebete, weil nicht daran gewöhnt, mehr stören würde, so werde ich es unterlassen; nur darf ich die nicht Götzendiener schelten, die dieses Mittel zur Erbauung benutzen (auf unschuldige Weise). Oder werd' ich nun denken, daß mit einem mechanisch heruntergeplatterten Rosenkranz, mit pünctlichem aber andachtlosen Messehören, mit dem Nicht-Fleischessen, ich schon ein Gott wohlgefälliger Christ sey? Behüte Gott! Und wenn mein Uebertritt auch nur eins von diesen oder etwas dem ähnliches bewirkte, ja dann hätten Sie freylich Ursache über Ihren Sohn sich zu betrüben. Aber worin wird die Aenderung bestehen? Die unmittelbaren Gnadeneinflüsse der Sacramente werden mir Kraft verleihen, den alten Sauerteig auszufegen, den alten Adam abzulegen, und in

Liebe, Glaube, Demuth erneuerten Sinnes zu werden. Die strengeren Forderungen der Kirche in Rücksicht der Sittlichkeit werden mich strenger gegen mich selbst, gegen alle die verkapptesten bösen Neigungen machen, sie mit Stumpf und Stil auszurotten und mich so dem Himmel, der wahren Heiligung der Vereinigung mit unserm Herrn näher und näher zu führen. — — —

An den Vater.

Rom d. 8. Februar 1815.

— — — Ich füge noch dieses besondere Blättchen bey, um eine Frage in Ihrem Briefe zu beantworten, die ich nicht länger mit Stillschweigen übergehen mag, und o! daß Sie, Geliebtester, diese Antwort mit der Ruhe ja mit der Freudigkeit lesen möchten, womit ich sie schreibe! Ja mit der Freudigkeit, mit der heiligen Freude, die nur aus dem Geiste Gottes strömen kann, der in der stillen Verborgenheit des Herzens die beseligenden Wunder seiner Gnade wirkt, bekenne ich es Ihnen und der Welt, daß ich Besitz ergriffen habe von dem vollen Rechte der Kindschaft Gottes, das uns Jesus Christus erworben hat; daß ich aufgenommen bin in jene Heerde des guten Hirten, der seine Schafe bey Namen gerufen und mich seine Stimme hatte erkennen lassen, der bin ich gefolgt. Und alle, die seiner Stimme folgen, die wissen, daß sie berufen sind zu segnen und nicht zu fluchen, zu lieben und nicht zu hassen, denn sie sind Kinder des Geistes der Liebe. Und weil die Kinder wissen, das, was sie bitten vom Vater, das wird er ihnen gewähren, so bitten sie unablässig in gläubigem Vertrauen, daß er seine Heerde mehre, daß er alle, die ihn lieben und um deren Stimme Satanas vergeblich die Bande des Irrthums geschlungen, alle Wunder seiner Gnade genießen lasse, daß nur Ein Hirt sey und Eine Heerde. Zu solchen, geliebtester Vater! bekenne ich mich; also nicht um Partheygeist zu nähren, der sich auflehnt wider den Geist der Liebe, nicht um Pfaffenbetrug oder Aberwitz zu sanctioniren, der die heilige Wahrheit verfinstert, sondern vielmehr um stark zu seyn, ohne Menschenfurcht solchem allem zu begegnen; denn was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich und wohllautet, wo irgend eine Tugend, wo irgend ein Lob, dem denken wir nach und jagen ihm nach, als dem gesteckten Ziele. Der Gott aber alles Trostes lasse Ihnen solches zum Troste gereichen! —

Aegis oder Bogen?

Zur Erklärung des Apollo von Belvedere.

Von

Dr. Otto Adalbert Hoffmann.

Der Streit um die weltberühmte Statue des vatikanischen Apollo, insonderheit um das Attribut, das die verloren gegangene Linke gehalten haben mag, dauert an. Auch in seinem Verlauf sehen wir sich die alte Erscheinung wiederholen, daß zu gunsten einer neuen, mit Scharfsinn und vielem Geschick aufgestellten und verfochtenen Hypothese die alten bewährten Urteile der Früheren vielfach außer acht gesetzt werden, daß man sich der neuen Theorie bedingungslos in die Arme wirft, mögen auch noch so gewichtige Zweifel und Bedenken sich warnend entgegenstellen. Es sei nur erinnert an die vielberufene „homerische Frage" und ihre mannigfachen Wandlungen seit Friedrich August Wolf; hat doch die moderne Fachwissenschaft selbst jenes bekannte Urteil des Altmeisters Goethe wieder zu Ehren gebracht, der es nicht verstehen wollte, daß diese herrlichen Gesänge, wie die neuere Wissenschaft so überzeugend nachwies, aus einer unbestimmten Zahl von Liedern unbekannter Verfasser zusammengelesen sein sollten.

Nicht ganz unähnlich steht es mit unserer Frage nach dem Attribut der linken Hand des Apollo von Belvedere. Während seit den Tagen des großen Archäologen Winkelmann gegen die herkömmliche und natürliche Auffassung der Statue als eines bogenbewehrten Gottes ein stichhaltiger Gegenbeweis nicht erbracht worden ist, hat die Publikation des sogenannten „Apollo Stroganoff" durch den Petersburger Archäologen Stephani den größten Teil der Fachgelehrten für die von letzterem verfochtene neue Hypothese gewonnen, daß der Apollo Stroganoff und mit ihm der Apollo von Belvedere die Aegis geführt habe. Stephani schließt dies aus dem Vorhandensein eines fellartigen Fragmentes in der erhaltenen Linken der viertelmannshohen Petersburger Bronzestatuette, die sich im Besitz des Grafen Stroganoff befindet und zweifellos ein Miniaturebenbild der vatikanischen Statue oder des Prototyps derselben ist.

Indessen drängen sich bei genauer Prüfung gewichtige Bedenken auf. Nachdem man für die Erklärung eines ägishaltenden Apollo, den die vatikanische Statue vorstellen soll, die bekannte Stelle der Ilias (XV 306 ff.*) aufgegeben hat, weil das

*) Vor nun drangen die Troer mit Heeresmacht; Hektor voran ging
Mächtigen Schritts; vor ihm selbst dann wandelte Phöbos Apollon,
Eingehüllt in Gewölk, und trug die stürmische Aegis,

Motiv eines Troervernichters für jene späten Zeiten, in denen das Bildnis geschaffen sein muß, nicht annehmbar ist, hat die Vermutung Prellers, die er Stephani gegenüber ausgesprochen (vergl. Bulletin de l'Académie des Sciences de St-Pétersbourg IV, 1861, p. 329 ff.), die Frage nach dem Motiv der Statue scheinbar befriedigend gelöst. Sie beruht bekanntlich auf dem Bericht von der göttlichen Errettung des Heiligtums zu Delphi bei Gelegenheit des Einfalles der Galler im Jahre 279 v. Chr. Die Galler wurden damals durch das Erscheinen der Götter, insonderheit des Apollo und durch gewaltige Naturschrecken von dem Heiligtum zu Delphi verscheucht, und zum Andenken an dieses wunderbare Ereignis wurde das Fest der Soterien zu Ehren Zeus' des Erretters und des pythischen Apollo gefeiert. Sehr feinsinnig vermutet nun Preller und mit ihm Stephani, daß die Statuen, welche nachweislich zur Erinnerung an dieses Ereignis dem Apollo von den Aetolern gestiftet wurden, einen ägisbewaffneten Apollo aufgewiesen haben. Denn Donner und Blitz sind das Charakteristikum der Aegis, und da man sich den Apollo bei der Rettung seines Tempels besonders thätig zu denken habe, so sei es natürlich, daß der Gott mit dieser Waffe auch dargestellt sei. Um die Vermutung der Stiftung eines ägishaltenden Apollo auf ihre Wahrscheinlichkeit hin zu prüfen, ist es daher vor allem nötig, die Quellen selbst zu befragen; was melden sie uns?

Pausanias meldet im 15. Kapitel des zehnten Buches kurz, daß die Aetoler dem delphischen Gotte für die Rettung des Heiligtums neben den Statuen ihrer Feldherrn und der Göttinnen Athena und Artemis zwei Bildsäulen setzten. Derselbe erzählt ferner, daß auf der Agora zu Patrai ein sehenswertes Bild des Apollo aufgestellt sei, stammend aus der den Gallern abgenommenen Beute (VII, 20, 6). An einer dritten Stelle schildert er die Vorgänge bei Delphi folgendermaßen (X, 23, 3 rc.) „Dem Brennus und seinem Heere stellten sich die Griechen, welche bei Delphi zusammengezogen waren, entgegen und die Barbaren empfingen sofort und soviel wir wissen auf die unzweideutigste Art Zeichen des göttlichen Zornes. Die ganze Erde nämlich, so weit das Heer der Galler reichte, bebte am Tage heftig und weithin, und unaufhörlich folgten Donner und Blitz rc. . . . . . Durch solche Leiden und Schrecken wurden die Barbaren den ganzen Tag über in Atem gehalten; was aber in der Nacht geschah, sollte sie noch viel empfindlicher treffen: es trat nämlich eine grimmige Kälte und zugleich mit dieser Schneegestöber ein, und gewaltige Felsblöcke rollten vom Parnaß herab und Felsmauern, welche zerborsten, stürzten auf die Barbaren ein, und so wurden sie nicht einzeln oder zu zweien, sondern zu dreißig und noch mehr, je nachdem sie zufällig an demselben Platze die Wache versahen oder ausruhten, dicht gedrängt von den einschlagenden Felsstücken zerschmettert.“ Trotz dieser Naturereignisse halten die Kelten stand und werden erst am zweiten Tage von den Griechen nach tapferem Widerstand zurückgeschlagen, nachdem ihr Brennus verwundet: § 6: „Sie hielten jedoch im Beginn der Schlacht . . . . . . trotzig noch stand, obwohl sie von allen Seiten beschossen wurden und nicht wenig — besonders die Verwundeten — durch die Kälte litten; als aber der Brennus verwundet ward, da schafften sie ihn ohnmächtig aus der Schlacht weg, die Barbaren aber flohen gezwungen, da ihnen die Hellenen von allen Seiten zusetzten und ermordeten diejenigen unter sich, welche wegen ihrer Wunden oder infolge von Erschöpfung nicht zu folgen vermochten.“

Graunvoll, raumumsäumt, hochfeierlich: welche Hephästos
Schmiedet, und Zeus dem Donnerer gab zum Entsetzen der Männer:
Diese trug in den Händen der Gott, und führte die Völker — — — —
Weil noch still die Aegis einhertrug Phöbos Apollon,
Hafteten jegliches Heeres Geschoß', und es sanken die Völker.
Aber sobald er sie gegen der reisigen Danaer Antlitz
Schüttelte, laut aufschreiend und fürchterlich: jetzo verzagte
Ihnen im Busen das Herz und vergaß des stürmenden Mutes rc.

Erst in der darauf folgenden Nacht, nachdem sie sich bereits zurückgezogen haben, werden die Galler durch einen panischen Schrecken, der plötzlich einreißt, in Verwirrung gesetzt und richten unter sich selbst ein Blutbad an: § 7: „Und die einen lagerten sich da, wo die Nacht sie beim Rückzug überrascht hatte; in der Nacht aber überkam sie ein panischer Schrecken: ..... indem sie nun zu den Waffen griffen und sich zertrennten, töteten sie sich zum Teil gegenseitig und wurden anderseits niedergemacht ꝛc."

Ob Apollo diese Vernichtung der Galler durch seine Haupt- und Lieblingswaffe, den Bogen, oder durch die Aegis herbeigeführt habe, ist aus Pausanias nicht ersichtlich, weil dieser überhaupt von einem persönlichen Eingreifen des Apollo nichts erwähnt, während er z. B. das Erscheinen der Heroen Hyperochos, Laodokos, Pyrrhos und Phylakos ausdrücklich bezeugt:

Cap. 23 § 2: „Und es erschienen ihnen alsdann die Geister der Heroen, Hyperochos, Laodokos und Pyrrhos; einige zählen auch den Heroen Phylakos, den Landesheroen von Delphi dazu."

Die Anteilnahme des Apollo selbst an dem Kampf gegen die Kelten erzählt Trogus Pompejus (Justin. XXIV), und zwar geht aus seiner Schilderung unzweideutig hervor, daß der Gott sich zur Abwehr der Feinde des **Bogens** bediente. Seine Worte lauten: „Da kommen plötzlich die Priester sämtlicher Heiligtümer und zugleich die Priesterinnen mit aufgelöstem Haar, bekleidet mit ihren Amtsabzeichen und dem priesterlichen Kopfschmuck halb wahnsinnig vor Schrecken in die erste Linie der Kämpfenden gestürzt. Sie rufen laut hin, der Gott sei herzugekommen, und sie hätten ihn erblickt, wie er durch die offene Giebelspitze in den Tempel herabgeschwebt sei, während alle die Hilfe des Gottes inständigst erfleht hätten; und zwar sei er erschienen **als ein Jüngling von überirdischer Gestalt und herrlicher Schöne**, und zwei gewappnete Jungfrauen seien ihm aus den zwei benachbarten Tempeln der Diana und Minerva zu Hilfe geeilt; sie hätten dies nicht nur mit ihren Augen deutlich gesehen, **sondern auch das Klirren des Bogens und das Gerassel der Waffen gehört.** Sie ermahnten und beschworen daher die Kämpfer, sie sollten nicht zögern, unter Führung der Götter auf den Feind einzuhauen und teilzunehmen an dem Siege der Götter. Durch diese Zurufe entflammt stürzen alle um die Wette in den Kampf. Die Gegenwart der Götter spürten sie auch selbst sofort, denn es stürzte ein Teil des Berges durch ein Erdbeben herab und schlug in das Heer der Galler; und dichtgeschlossene Abteilungen der Feinde stürzten verwundet und auseinandergesprengt zu Boden. Es folgte sodann ein Unwetter, welches durch Hagelschlag und Kälte die an ihren Wunden Darniederliegenden aufrieb. U. s. w."

In dieser Schilderung, aus der man die Stiftung eines **ägis**bewaffneten Apollo mit Bezug auf die vorerwähnten Stellen bei Pausanias erschlossen hat, ist einer Aegis mit keinem Worte gedacht. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß die Priester den Gott „in überirdischer Schönheit" und nicht als den furchtbaren Schütteler der Waffe des Zeus erblickt haben, welch letzterer Umstand kaum unerwähnt bleiben konnte. Aber die ganze Darstellung hat mit einem ägisschüttelnden Apollo nichts zu thun. Ausdrücklich wird bemerkt, nicht nur, daß die Gottheiten deutlich gesehen wurden („haec se perspexisse"), sondern daß man auch das **Klirren des Bogens** und das Rasseln der Waffen vernommen habe. Wenn aber von Apollo und seinen Begleiterinnen Artemis und Athena erzählt und dabei von einem Klirren **des Bogens** gesprochen wird, so kann kein Zweifel obwalten, wessen Bogen gemeint ist. Nur eine vorgefaßte Meinung kann hier „das **Klirren des Bogens**" auf die Artemis beziehen wollen, die immerhin auch mit dem Bogen thätig gewesen sein kann; aber warum nicht ebensogut mit dem Wurfspieß, dem Jagdspeer?

Kurz, kein Wort in den Quellen berechtigt uns, eine Aegis vorauszusetzen, und alle Schlüsse, so scharfsinnig und bestechend sie auch auf der Erwähnung jener Naturereignisse aufgebaut sind, haben nur den Wert von Vermutungen. Die Quellen sagen kein Wort von einer Aegis, wohl aber wird als Waffe des Gottes der Bogen erwähnt. Und sollte Apollo nicht auch ohne Aegis die Felsblöcke seines heimischen Parnaß haben in Bewegung setzen können? Mußte er dazu wirklich erst die Waffe seines Vaters leihen? — Wenn Zeus nur die Locken seines Hauptes schüttelt, erbebt der ganze Olymp!

Wenn im Altertum wirklich die Sage verbreitet gewesen wäre, daß Apollo die Kelten mit der Aegis zurückgeschreckt habe, so müßte sich in den Schriftquellen, die, wie wir gesehen haben, zum Teil sehr ausführlich über die Ereignisse berichten, wenigstens irgend eine Andeutung entdecken lassen. Da diese sich nirgends findet, so schließe ich, daß es eine solche Sage überhaupt nicht gegeben hat, daß vielmehr, wenn man je von der Aegis gesprochen hat, man sich dieselbe in den Händen des Zeus Soter wirksam gedacht hat.

Dazu kommt das Ungewöhnliche des Motivs; denn was will es heißen, wenn gegenüber den unzähligen Bezeugungen des herkömmlichen und charakteristischen Typus in der Kunst sowohl als in der Litteratur ein paar Ausnahmen von sehr zweifelhaftem Wert ausfindig gemacht werden? Der ägishaltende Apollo bleibt trotz der bekannten Iliasstelle und trotz aller gegenteiligen Behauptungen eine Seltenheit.

Und wenn nun, wie die vielberegte Inschrift (C. I. A. II No. 323) vom Jahre 277 6 besagt „Zeus dem Erretter und dem pythischen Apollo zur Erinnerung an den Kampf gegen die Barbaren, welche gegen die Hellenen und das gemeinsame Apolloheiligtum der Hellenen zu Felde zogen u. s. w.", das Fest der Soterien gestiftet und gefeiert wurde — ohne daß auch in dieser Inschrift der besonderen Rettung durch Naturereignisse Erwähnung geschieht, — so hat man sicherlich, wenn einmal die Aegis eine Rolle dabei spielen soll, dem Zeus Soter die letztere gegeben oder vielmehr belassen. Zeus mit der Aegis, das ist ein aus der Kunst wie aus der Litteratur geläufiger Begriff; und wenn bei den Soterien von Delphi Zeus der Erretter und der pythische Apollo verehrt wurden, so hat gewiß niemand daran gedacht, den ersteren seine Aegis verleihen zu lassen, weil dies bei Homer auch einmal vorkommt. Nein, wenn die Aegis einmal dabei in Betracht kam, so führte sie der, dem sie gebührt, Zeus selbst, und Apollo Pythius hatte nicht nötig, sich dieselbe zu borgen; sicherlich war dieser mit seiner Waffe als Erretter von Delphi dargestellt, mit dem Bogen. —

Noch einige Worte zur Haltung des Apollo von Belvedere. Eine bloße Zusammenstellung der zum Teil sich geradezu widersprechenden Urteile über die für einen Bogenschützen mögliche oder unmögliche Haltung genügt, um die Unfruchtbarkeit dieses Streites darzulegen. Trotz aller Bemühungen bleibt die von vielen berufenen Beurteilern geteilte Ansicht Winkelmanns, daß dieser Gott ein Bogenschütze sein müsse, unerschüttert. So halte ich auch den Versuch Stephanis, aus antiken Bildwerken nachweisen zu wollen, daß die Haltung des Apollo von Belvedere, bez. des Apollo Stroganoff, einem Bogenschützen nicht angehören könne, für einen wenig glücklichen. Es wird keine großen Schwierigkeiten haben, diese oder jene Stellung beim Schießen selbst aus den uns erhaltenen Bildwerken als „unmöglich" beweisen zu wollen, weil die Haltung des Pfeilschützen je nach dem augenblicklichen Bedürfnis wechselt und es also sehr darauf ankommt, ob dieser aufrecht steht, kniet, ob er nach vorwärts, seitwärts oder rückwärts schießt, ob er ruhig steht oder in der Bewegung den Pfeil absendet. Der Körper kann dabei — je nach Bedürfnis — vor- oder zurückgelegt sein; der Bogen-, wie der Armbrustschütz benutzt dabei das rechte wie das linke Bein, — je nach Bedarf — als Spielbein; kurz, so mannigfaltig das Leben, so mannigfaltig die Kunst. Oder sollten wir wirklich den Mut haben, nach den uns zufällig erhaltenen wenigen Schießattitüden ein förmliches Schießreglement aufzusetzen und den Künstler nach diesem lückenhaften Gesetz, das wir uns selbst zurecht gemacht, richten zu wollen? Um wie viel aussichtsloser

muß es vollends sein, die unzählig denkbaren Stellungen nach dem Schuß in enge Grenzen wie die angedeuteten einfangen zu wollen?

Um auf unsere Statue zurückzukommen, so erklärt sich die etwas abgewandte Haltung des Hauptes oder richtiger das natürliche Seitwärtssinken des linken Armes nach dem Schuß und das scheinbar befremdende Sehen in die blaue Ferne, weit über den Handknauf hinweg, aus Folgendem: nicht auf wenige Schritte hat der Gott seine Beute erlegt, mag man nun als dieselbe die Reihen der Galler oder den Python, oder sonst ein Ziel ansehen; in dieser Nähe tritt der göttliche Bogenschütz nicht auf. Wohl aber wird jeder Unbefangene zugeben, daß ein Künstler den Blick des „ἑκατηβόλος“, des Fernhintreffers, kaum meisterhafter und natürlicher hätte darstellen können, als es hier geschehen.

Andererseits ist das Führen der Aegis schon wegen der niedrigen Haltung des linken Armes des Apollo von Belvedere weniger wahrscheinlich; mindestens sollte man erwarten, daß dieser Arm, falls er das Gorgoneion den Feinden vorhielt, erhoben wäre, wenn auch nur wenig über Kopfhöhe hinaus. Bei Homer muß Apollo die Waffe seines Vaters, die Aegis, mit beiden Händen tragen*); hier soll sein linker Arm sie in halber Körperhöhe halten? Und doch wird diese Höhe durch die Richtung des erhaltenen Armes vorausgesetzt. Selbst einen Schild, der doch den Handknauf um ein Bedeutendes überragen würde, hält man, wenn man ihn sichtbar machen will, in die Höhe; vollends also einen herabhängenden und kleineren Gegenstand, wie die Aegis.

Wer die Wahrscheinlichkeiten beider Auffassungen abwägt, wird zugeben, daß um vieles mehr für den Bogenschützen spricht: der fernhintreffende Gott, der das entscheidende, todbringende Geschoß von der Sehne hat schwirren lassen und dem zu Boden gestreckten Gegner noch einen Blick voller Hohn und Triumphes zugleich über die Achsel zuwirft, während er sich bereits halb abgewendet hat — und daneben die Vorstellung eines ägisschüttelnden Apollo, welcher die Hauptwaffe, mit der er kämpft, und um deren willen gewissermaßen das ganze Werk erfunden sein und die ihm das eigentümliche Gepräge geben soll, in halber Höhe und in der Linken hält. Der Gedanke ist an und für sich so unwahrscheinlich, daß ihn auch der Einwurf, diese Haltung sei vielleicht durch irgend welche Gruppierung — mit Artemis und Athena — geboten gewesen, nicht viel besser macht.

Was will dem gegenüber der Einwand bedeuten, die Aegis finde sich sonst meist in der Linken als Verteidigungswaffe? Sie findet sich auf dem linken Arm gewissermaßen als Schutzgewand; und gerade aus diesem Umstande geht hervor, daß sie in die Hand genommen, also von der Rechten ergriffen und in der Rechten gehalten werden mußte. Und selbst wenn die Tradition gegen die Rechte spräche, so hätte ein Künstler wie der Schöpfer unseres Apollo diese Ueberlieferung unbedenklich durchbrochen. Aber die Tradition kennt die ägisbewehrte Rechte sehr wohl; Zeus — Apollo kommt ja, abgesehen von jener Homerstelle (Il. XV 306 ff.) überhaupt nicht in Betracht — führt die Aegis als Angriffswaffe stets in der Rechten; in der Linken hält er sie nur dann, wenn die Rechte schon — mit dem Blitz — bewaffnet ist. Vergl. Vergil. Aen. VIII 352 ff.: „Die Arkader glauben,

Sie haben den Zeus selbst oft gesehen, wie er die dunkle
Aegis mit der Rechten schüttelte, und Regen heraufführte“

eine Stelle, zu welcher Ladewig-Schaper bemerken: „Gegen die Titanen trug Jupiter die Aegis als Abwehr in der Linken; aber zum Schrecken der Menschen sie erschütternd beständig in der Rechten, und erregte durch die Erschütterung Sturm und Blitz.“

Sogar wenn man das Verteidigungsmoment in den Vordergrund stellen und demgemäß die Aegis als eine Art Schild gelten lassen will, würde dies den Künstler kaum

*) Il. XV 311: Diese trug in den Händen der Gott, und führte die Völker.
Il. XV 318: Weil noch still in den Händen die Aegis einhertrug Phöbos Apollon.

vermocht haben, diesen Angelpunkt der ganzen Komposition — noch dazu in so wenig bezeichnender Weise — in die Linke zu verlegen. Auch will die Aegis heftig geschüttelt sein, damit sie die ihr zugeschriebene Wirkung ausübt; das erhellt aus jener vielberufenen und schon oben citierten Stelle bei Homer (Il. XV, 306 ff.):

„Weil noch still die Aegis einher trug Phöbos Apollon,
Hasteten jegliches Heeres Geschoß, und es sanken die Völker.
Aber sobald er sie gegen der reisigen Danaer Antlitz
Schüttelte, laut aufschreiend und fürchterlich: jetzo verzagte
Ihnen im Busen das Herz, und vergaß des stürmenden Mutes.
Jetzt wie die Herd' entweder des Hornviehs ꝛc. . . .
Also entflohn kraftlos die Danaer, ganz von Apollons
Schrecken betäubt."

Man denke sich aber den schwer behangenen linken Arm die Zotten der Aegis schütteln. Welch unruhiges Bild! Unzweifelhaft hätte sich ein Künstler wie der Schöpfer dieses Werkes, dem man sogar ein Haschen nach glanzvollem theatralischen Effekt vorwirft und dessen Raffinement in der Behandlung der Chlamys und ihres überaus kunstvollen Faltenwurfes ausdrücklich hervorgehoben zu werden pflegt, nicht damit begnügt, die heftige Bewegung an der Aegis allein zu symbolisieren und daneben einen vollkommen ruhigen Armbehang zu belassen. Das kann man einem Handwerker und Künstler zweiten Ranges wohl verzeihen; ein Bildner wie dieser, an dessen Kunstmittel man die höchsten Ansprüche zu stellen berechtigt ist und in der That auch gestellt hat, hätte die ruhig herabfallenden Falten der Chlamys anders geordnet. Dieser Faltenwurf soll sich um einen ruhig ausgestreckten oder wenigstens langsam sinkenden Arm gruppieren; straff, ohne Bauschungen fällt das Gewand herab. Der Gegenstand, welchen dieser Arm hält, wurde ruhig gehalten, und dieser Umstand steht im Gegensatz zu dem Charakteristikum der Aegis, die geschüttelt werden muß, um Donner, Blitz und anderen Aufruhr der Natur zu erzeugen, wie es bei der Niederlage der Galler erwähnt wird; ein ruhiges Vorübertragen der Aegis an der Schlachtreihe der Feinde widerspricht dem eigentlichen Wesen dieser Waffe.

Ein weiterer Umstand, der mir schwerer zu wiegen scheint als alle Gründe, die für die Aegis ins Feld geführt worden sind, ist der geöffnete Köcher, den der vatikanische Apollo trägt. O. Jahn hält ihn zwar für ein unwichtiges Beiwerk; wenn er aber den Keluléschen Ausführungen vorwirft, daß sie „das Unwesentliche und Schwankende vor dem Sicheren betonen", und auf das Gegenteil dringt, so widerspricht er eigentlich seinen eigenen Worten. Der Apollo von Belvedere muß von dem geöffneten Köcher aus als ein pfeilsendender Gott erklärt werden; das ist nicht nur Methode, sondern auch Pflicht. Wir wissen noch nicht zur vollen Genüge, ob der Apollo Stroganoff eine Aegis hielt oder nicht; wir wissen aber, daß der Vatikanus einen echten und antiken Köcher hat, wie erst neuere Untersuchungen dargethan haben. Von dieser Thatsache muß die Deutung dieses Bildwerkes ausgehen.

Hat der Apollo Stroganoff diesen Köcher nicht, nun, so erkläre man ihn, wenn man über das Attribut der Linken im Klaren ist, für einen Aegisschütteler; man sei aber gerecht und lasse die redenden Ueberreste des Altertums dort für den Pfeilschützen sprechen. —

Ueber den Einwurf betreffs des Alters der beiden Bearbeitungen unseres Motivs, den ich hier erwarte, werde ich unten sprechen und will hier nur noch einiges über die künstlerische Zuträglichkeit oder Unzuträglichkeit des Bogens hinzufügen. Die Befürchtung, die lange, steife Linie des Bogens müsse unschön erschienen sein, ist ziemlich unbegründet. Wie Wieseler treffend bemerkt, braucht der Bogen nicht senkrecht gehalten zu sein; warum soll ihn der Gott nicht schräg in der Hand gefaßt haben? Und die volle Länge des antiken Bogens dürfte dabei dem Künstler kaum Verpflichtung gewesen

sein. Wenn es ein Künstler verstanden hat, der Artemis von Versailles über den Kopf ihrer Hindin einen Bogen in die Linke zu geben, so wird der Schöpfer des Apollo noch weniger verlegen gewesen sein, wie er den Regeln der Schönheit zu genügen hatte. Wie soll sonst überhaupt ein pfeilschießender Apollo künstlerisch dargestellt gewesen sein?

Ein anderer Uebelstand, der sich bei Annahme der Aegis ergibt, ist, daß durch die letztere die linke Seite der Statue eine solch räumliche und statische Belastung erfahren würde, daß sie ungleich und unvorteilhaft gegen die rechte abstäche. Man stelle sich nur die mehr oder weniger dichten Zotten des Felles neben oder eigentlich vor den Falten der lang und gedoppelt über den weit ausgestreckten linken Arm geschlagenen Chlamys vor, und die linke Seite wird dadurch schwerfällig und überladen gegen die rechte erscheinen; schon die Masse des Materials stört dann das Gleichgewicht und Ebenmaß der Statue, wie denn auch ein Sachverständiger, Bötticher, eine derartige Belastung für statisch unmöglich erklärt hat. Einen solchen Verstoß gegen Gleichgewicht und Ebenmaß dem Schöpfer eines Apollo von Belvedere zuzutrauen, ist mehr als bedenklich.

Daß übrigens die um den Arm geschlungene Chlamys keineswegs ungewöhnlich und beim Schießen etwa hinderlich gewesen ist, beweisen verschiedene Darstellungen, die den Gott Apollo schießend und in fast derselben Manteltracht zeigen, wie unsere Statue, so z. B. eine Vase von Volci, wo Apollo den Tityos erlegt (Müller, Denkmäler I, Taf. XIII, Fig. 146). Ja, die Chlamys konnte dem Künstler sogar zu statten kommen, um die sonst unvermeidliche große Lücke zwischen Arm und Körper zu vermeiden, so daß der herrliche Faltenwurf derselben nicht bloß „dem theatralischen Effekt“ dient. Diese Lücke zwischen dem weit ausgestreckten Arm und der linken Körperhälfte auszufüllen, war für den Künstler ein Gebot der Schönheit, und es beweist nichts, wenn dagegen andere Beispiele, bei denen dieses Gebot unbeachtet geblieben, angeführt werden; denn zwischen Künstler und Künstler ist ein Unterschied. Und nun denke man sich dagegen nochmals zu der schon vorhandenen Fülle die Ueberfülle einer herabhängenden Aegis, welche außerdem die unentbehrliche Lücke zwischen dem linken Mantelsaum und den rückwärts herabfallenden Enden der Chlamys völlig schließen würde?

Diesen schwerwiegenden Bedenken gegenüber kommen die Folgerungen wenig in Betracht, welche aus der Haltung, Miene u. s. w. des Gottes gezogen worden sind. Was läßt sich nicht alles aus einer Miene, geschweige denn aus der ganzen Haltung einer Statue herauslesen, und wie sehr ist dabei der Subjektivität Thür und Thor geöffnet! Gewiß ist es an und für sich sinnig, sich den Gott als mit der Aegis an der Schlachtreihe der Feinde vorüberschwebend oder -schreitend zu denken und hiervon ausgehend die übrigen kleineren Züge zu deuten. Aber wie gesagt: diese Betrachtungen sind für den vorliegenden Fall so nebensächlich, daß schon aus der bloßen Zusammenstellung der bisherigen Auslassungen, die sich zum Teil geradezu widersprechen, nichts deutlicher erhellt, als die Unfruchtbarkeit des Streites; und ihre Berechtigung kann erst dann zugestanden werden, wenn die oben angedeuteten Widersprüche in befriedigender Weise gelöst worden sind.

* * *

Die Frage nach dem Attribut des vatikanischen Apollo muß aber außer von diesem rein technischen und ästhetischen noch von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet werden, und das ist der philologisch-historische. Zwar ist derselbe nichts weniger als neu, aber bisher nicht mit dem Nachdrucke vertreten, den seine Bedeutung gerade für unseren Gegenstand zu beanspruchen hat.

Findet sich in der alten Litteratur nirgends eine Bemerkung, eine Schilderung, die auf unser Kunstwerk Bezug hat?

Wenn man auch die Vertrauensseligkeit derjenigen ablehnen muß, welche jedes beliebige aus dem Altertum überkommene Bildwerk mit einer Schriftstelle belegen zu sollen glauben und vergessen, ein wie verschwindend kleiner Bruchteil der einst vorhandenen Kunstwerke — und unter diesen wie viel mittelmäßige — erhalten sind, so steht die Sache doch anders, sobald es sich um berühmte Werke der antiken Kunst handelt. Zu den letzteren dürfen wir aber den Apollo von Belvedere — oder doch sein Prototyp — zweifelsohne rechnen; denn daß das Bildwerk schon im Altertum nicht unbekannt geblieben sein kann, beweist der Umstand, daß es an räumlich weit getrennten Orten kopiert worden ist, wobei vorläufig dahingestellt bleibe, ob unser Apoll vielleicht selbst Kopie ist oder nicht. Wir finden die Venus Cnidia des Praxiteles, den Zeus und die Athena des Pheidias, die Kuh des Myron und viele andere auch namenlose Bildwerke des Altertums bei den verschiedenartigsten Schriftstellern erwähnt, zum Teil in förmlicher Beschreibung mit Nennung des Verfertigers, ungleich öfter jedoch in der Weise, daß — besonders bei Dichtern — die betreffende Gottheit u. s. w. bewußt oder unbewußt in der Haltung und mit den Attributen geschildert wird, die eines der weltberühmten Meisterwerke der bildenden Künste aufwies. Dergleichen Stellen bei Dichtern, wo bekannte Werke der Bildhauerkunst oder der Malerei in mehr oder weniger sinniger Weise, oft auch nur des bloßen Prunkes halber, für die poetische Schilderung herbeigezogen worden sind, finden sich in der römischen Litteratur der augusteischen Zeit immerhin recht zahlreich, zahlreicher, als man gemeinhin anzunehmen geneigt sein mag, wobei es für unseren Zweck gleichgültig bleibt, ob das betreffende Kunstwerk nach eigener Anschauung oder nach den Erwähnungen älterer Schriftsteller geschildert ist.

Eine solche Stelle, wo der Dichter — sei es unbewußt, sei es mit vollem Bewußtsein — die einzelnen Züge seiner Schilderung einem hehren, allgemein bekannten Kunstwerke entlehnt hat, glauben wir auch für unseren Apollo Vatikanus mit Sicherheit nachweisen zu können. Sie findet sich bei Properz in dem 6. Gedichte des V. Buches, dem Preisgesang auf die Schlacht bei Actium, von welcher der Dichter selbst in kurzen, markigen Zügen und mit dem ihm eigenen Schwunge ein lebendiges Bild entwirft. Die Verse, welche uns am meisten angehen, beginnen mit 25: „Endlich hatte Nereus die Schlachtlinien in doppelten Sichelbogen gekrümmt, und im Waffenglanz schimmerte und gleißte das Meer: da trat plötzlich Phöbus, verlassend sein Delos, das selbst er gebannt (denn vorher war es der Wut der Südstürme preisgegeben gewesen), dicht über das Hinterdeck der Triere des Augustus, und im Zickzack flammte es jäh und feurig am Himmel auf. Nicht war der Gott erschienen in dem Lockenhaar, das ihm sonst zwanglos auf den Nacken herabfällt, oder mit der friedlichen Weise der Leyer aus Schildkrot gefügt, sondern mit dem Blicke, mit welchem er den Pelopiden Agamemnon traf und das Lager der Dorer in flammenden Scheiterhaufen verheerte; oder wie er den Drachen, den Python erlegte, so daß er sich krümmend verendete, ihn, den Feind der friedlichen Leyer. Und unverzüglich begann er: „„Augustus, du Retter der Welt, entstammend von Alba, der du dich größer gezeigt, als deine trojanischen Ahnen: siege zur See, dein ist schon das Land: für dich kämpft mein Bogen, und diese Last von Geschossen, die dräuend mir ragt von der Schulter.... Jetzt ist es Zeit: die Schiffe zum Kampf! ich Gebieter der Zeiten führe mit siegender Hand Julische Schiffe zum Streit!““ Sprach's, und des Köchers Last saust dahin von der Sehne des Bogens: nächst den Pfeilen Apolls wütet des Cäsars Speer.... Davon bekam der Gott zu Actium ehrendes Denkmal, weil sein einzig Geschoß zehn der Trieren zerschlug."

Schwebte bei dieser Schilderung des fernhintreffenden Gottes dem Geiste des Dichters unser Meisterwerk vor? Wer diese Frage bejaht, kann etwa folgendes dafür anführen. Wie lebendig klingt im Urtexte das Perfektum „adstitit" nach dem vorangegangenen cum „repentinum"; es ist der rasche Akt des plötzlichen Hintretens, wie ihn selbst Stephani in der Haltung der Statue erkennen will und den der Dichter meister-

haft schildert; in dem ganzen elastischen Körper zittert noch gewissermaßen der Schwung aus der Höhe nach. Daher die leichte, aber doch unverkennbare Beugung des rechten Kniees, auf dem die Hauptlast des Körpers ruht; daher vor allem die energische Krümmung des linken Kniees und die Hebung des linken Fußes, der den Fußboden kaum mit den äußersten Zehenteilen berührt und vielleicht nicht einmal berühren sollte. Und in der That: diese Haltung lediglich als die eines Schreitenden zu denken, der an der Schlachtlinie der Feinde nur vorübergeht, sei es mit der Aegis, sei es mit dem Bogen, das heißt den Gedanken, den der Künstler gerade in dieser Bildung aussprechen will, verkennen.

„Hin trat er über die Triere des Augustus“ ....

Der Gott bei Properz schreitet zugleich zum Angriff; mit seinem Erscheinen beginnt der Kampf; denn die 18 Verse, die er spricht, wird man kaum für die Situation in Anschlag bringen können, bis auf die Endworte vielleicht: „Jetzt ist es Zeit, die Schiffe zum Kampf!“ Auf diese allein kommt es an, und die Worte: „Auf zum Sieg!“ sind rasch gesprochen: „Sprach's, und des Köchers Last saust dahin von der Sehne des Bogens“. Wie trefflich paßt hierzu Ausdruck und Haltung des vatikanischen Apollo: schon ist die Losung gegeben und mit ihr der verhängnisvolle Pfeil der Sehne entschwirrt, welcher Beginn und Ausgang des Kampfes zugleich bedeutet; mit einem einzigen Blick über die Achsel, in dem sich verachtungsvoller Unmut und göttlicher Triumph streiten, verfolgt der Fernhintreffer die Wirkung des Geschosses, das den feindlichen rechten, das ist den Hauptflügel, vernichtet, und mit dem Ablassen von der Sehne ist auch schon die Wendung nach rechts gegeben: „Davon bekam der Gott zu Actium ehrendes Denkmal, — weil sein einzig Geschoß zehn der Trieren zerschlug.“

Ja, der Dichter scheint unsern Apollo bis auf den Ausdruck der Miene, selbst bis auf die Eigentümlichkeit seiner Haartracht, bis auf den Krobylos zu schildern (Vers 31): „Nicht war er erschienen in dem Lockenhaar, das ihm sonst zwanglos auf den Nacken fällt“.

Dieser Umstand ist bemerkenswert: an sich hätte man eine andere Charakteristik des plötzlich erscheinenden Gottes vom Dichter erwartet: etwa die blendende Pracht der göttlichen Glieder, wie in jener Stelle des Justin, den Strahlenglanz der ganzen Erscheinung, das Blitzen des mächtigen, silbernen Bogens, das unheilvolle, erschütternde Klirren der Sehne und Schwirren des Pfeiles — nichts von alledem; statt dessen beschreibt der Dichter die Haltung des Haares und den Ausdruck des Gesichts; und auch hier bringt er zum Teil Einzelheiten, wie sie der ruhigen, unveränderlichen Haltung eines Bildwerkes entlehnt werden konnten; die Haare flattern nicht wild um das göttliche Haupt, wie es die aufgeregte Szene wohl erheischte, sondern „sie fallen nicht lang auf den Nacken herab“; und die Augen leuchten nicht in Kampfesbegeisterung, wie es die flammenden Worte voraussetzen lassen, die ihn Properz in 18 Versen an den Octavian richten läßt:

„Augustus, du Retter der Welt, entstammend von Alba,
Der dich größer gezeigt, als deine troischen Ahnen:
Siege zur See, dein ist schon das Land, für dich kämpft mein Bogen,
Und diese Last von Geschossen, die dräuend mir ragt von der Schulter!“ Und Vers 53:
„Jetzt ist es Zeit: die Schiffe zum Kampf! ich Gebieter der Zeiten
Führe mit siegender Hand Julische Schiffe zum Streit!“

sondern „der Gott ist nicht mit der friedlichen Leyer erschienen“ (wie er im palatinischen Tempel von Scopas' Hand zu sehen war); und sein Blick ist zornig düster, wie damals, als er auf den Frevelmut des Agamemnon herabsah, und seine pestbringenden Pfeile die Scheiterhaufen im Lager der Danaer aufflammen ließen, oder aber als er die Todeswindungen des Python mit den Blicken verfolgte.

Diese doppelte Umschreibung des Gesichtsausdruckes, der durchaus nicht zu den an

Octavian gerichteten Worten und besonders den triumphierenden Schlußworten paßt, überhaupt das vollständige Zurücktreten der hörbaren Umstände gegenüber den sichtbaren in der ganzen Schilderung läßt kaum einen Zweifel übrig, daß der Dichter hier, wie er es auch an anderen Stellen gethan, den Zügen eines Meisterwerkes der bildenden Kunst gefolgt ist. Ja dieser doppelte Vergleich des Gesichtsausdruckes klingt beinahe ein wenig wie gelehrte Deutung: ein eben erst aus der Luft gegriffenes Phantasiebild, wie es der zürnende Apollo hier ist, wird mit zwei anderen Dingen verglichen, die selbst nur in der Abstraktion existieren; denn die letzteren laufen auf Dichterstellen hinaus. Wieviel leichter läßt sich ein vorhandenes Konkretum in dieser Weise behandeln!

Zu der Annahme, daß dem Dichter ein Götterbild bei der Schilderung seines Apoll von Actium vorgeschwebt habe, passen Vers 67 und 68:

„Davon bekam der Gott zu Actium ehrendes Denkmal,
Weil sein einzig Geschoß zehn der Trieren zerschlug."

Allerdings braucht unter „Denkmal" keine Bildsäule verstanden zu werden; aber wenn man dabei auch zunächst an den Tempel von Actium denken will, so ist doch klar, daß der Dichter an das Bildnis des Gottes, welches Octavianus in demselben aufstellen ließ und das gewiß über den Tempelbezirk von Actium hinaus in der gebildeten römischen Welt berühmt gewesen sein wird, daß der Dichter an dieses in erster Reihe mit denkt.

Wie an dem Zeustempel zu Olympia das Bild des Gottes fast berühmter war, als der Tempel selbst; wie wir weniger von einem Tempel der Venus zu Knidos hören, als von dem Bildnis der Göttin; wie endlich der Apollo Palatinus, ein Werk des Scopas, durchaus charakteristische Form und Attribute hatte, so muß auch der Apoll von Actium bei der Wichtigkeit, welche die ganze Folge der dortigen Ereignisse für den römischen Staat hatte, nicht nur von hervorragendem Kunstwert gewesen sein, sondern es hat ihn sicherlich der gebildete Römer, wenn nicht aus eigener Anschauung, so doch aus Beschreibungen, Abbildungen oder Nachbildungen gekannt. Es liegt aber nahe, daß Properz sich bei der Beschreibung seines Schlachtengottes von Actium, wie er es an anderen Stellen in gleicher Weise gethan (so z. B. bei der wiederholten Erwähnung und Schilderung des friedebringenden Apollo Palatinus: III 31 und V 6) nicht an ein beliebiges Phantasiebild, sondern an das betreffende Tempelbild*) gehalten hat, das ihm als bekannt vorgeschwebte und dessen Bekanntschaft er auch bei den Gebildeten seiner Leser voraussetzen durfte.

Vortrefflich paßt zu diesen Properz-Versen eine Stelle aus Vergil, auf die schon Feuerbach bei Besprechung des belvederischen Apollo aufmerksam gemacht hat; sie lautet:

Aen. VIII 704: „Als der Apoll von Actium dies sah, erhob er den Bogen zum Schuß
Von der Höhe: erschreckt dadurch wandten alle Aegypter und Inder,
Alle Araber und Sabaeer sich zur Flucht."

Es wird der Schild des Aeneas beschrieben, der auch ein Bild der Schlacht von Actium enthält. Bezeichnend ist, daß auch hier der Gott plötzlich die Katastrophe herbeiführt ohne viel Mühe: „omnes eo terrore — vertebant terga"; nicht mit der Aegis, sondern mit dem Bogen, den er gegen den Feind „desuper", d. i. von erhöhtem Standpunkte aus, spannt, schreckt er denselben. Beiläufig sei daran erinnert, daß sowohl Properzens erwähntes Gedicht wie das 8. Buch der Aeneis nach dem Januar des Jahres 27 v. Chr. gedichtet sind. —

*) Ich gebrauche dieses Wort lieber als den Ausdruck „Kultus-Bild", weil man an diesem wegen der lebhaften Haltung der Statue Anstoß nehmen könnte; es hindert nichts, dabei an ein hervorragendes Weihgeschenk zu denken — obwohl ich Bedenken der Art für römische Gepflogenheiten jenes Zeitabschnittes kaum für nötig und stichhaltig erachte.

Was glauben wir also durch die bisher geführte Untersuchung festgestellt oder von neuem gesichert zu haben?

Erstens, daß die Statue des Apollo von Belvedere, die schon ihren Größenverhältnissen nach als ein Kunstwerk ersten Ranges und nicht als ein beliebiges Kunstspiel anzusehen ist, in der verloren gegangenen linken Hand den Bogen und nicht die Aegis gehalten hat.

Zweitens, daß dem Properz — vom Vergil abgesehen — in dem 6. Gedicht des V. Buches seiner Gewohnheit gemäß ein Bildwerk vorschwebt, dessen Beschreibung auf die uns erhaltene Statue des vatikanischen Apollo paßt.

Damit meine Darstellung bezüglich des letzteren Punktes nicht etwa in den Verdacht eines „circulus vitiosus“ gerate, sei es mir gestattet, meine Schlußfolgerungen noch einmal in Kürze zu entwickeln; es sind folgende:

Der Apollo Vaticanus (oder dessen Vorbild) ist schon im Altertum ein weit bekanntes Kunstwerk gewesen; das beweist die Schönheit der Statue und die erhaltenen Kopien und Spielarten. Wir sind daher berechtigt, nach einer Erwähnung derselben in der Litteratur zu suchen, wo das Meisterwerk, falls es wenigstens in oder bei Rom aufgestellt gewesen ist, kaum unerwähnt geblieben sein kann. Nun findet sich in der gesamten Kunstlitteratur nirgends eine Erwähnung eines ägisschüttelnden Apollo, wohl aber gibt Properz die Schilderung eines zürnenden Schlachtengottes, die bis in die Einzelheiten das Charakteristische unserer Statue aufweist. Dieser Apollo bei Properz, der Schlachtengott von Actium oder vielmehr dessen Bildwerk, weist aber den Bogen auf und läßt diesen auch bei dem Vaticanus mit Notwendigkeit voraussetzen.

So ist also der letztere mit dem ersteren als identisch zu betrachten?

Ich nehme keinen Anstand, diese Frage mit Ja zu beantworten, wobei natürlich die andere Frage offen und dem Techniker überlassen bleibt, ob wir in dem Apoll von Belvedere das Original von Actium selbst oder eine meisterhafte Nachbildung desselben zu erkennen haben. Da die Statue unter den Trümmern des alten Antium, einer kaiserlichen Villeggiatur, gefunden ist, so ist es vielleicht natürlicher, an eine Nachbildung zu denken, obgleich nichts hindert, anzunehmen, daß bei der großen Kunstrazzia eines Aeratus und Secundus Carinas unter Nero auch der Tempel von Actium gelitten habe, wie ja der von Delphi allein 500 Bronzebilder lassen mußte. Und wie sehr sich gerade Nero als Apollo gefiel, wenn auch vornehmlich als Citharödus, ist ja bekannt. In diesem Falle würde Properz natürlich nach dem in Actium selbst in Augenschein genommenen Original oder nach einer etwa in Rom befindlichen Kopie geschildert haben, deren es zu seiner Zeit sicher in Italien gegeben hat. —

Uns hat indessen noch eine andere und wichtigere Frage zu beschäftigen, deren Lösung nicht so leicht ist, als daß wir uns darüber ein endgültiges Urteil erlauben möchten. Es ist nämlich die Frage: ob der Apollo Actius selbst, das heißt die Bildsäule des Gottes in dem von Octavian restaurierten Tempel, eigens zu dem Zwecke auf Befehl des letzteren geschaffen oder aber als älteres Werk von irgendwo nach Actium übergeführt wurde, wie dies sonst häufig vorgekommen und bezeugt ist.

Wir wissen von Augustus insbesondere, daß er die Tempel Roms mit den Götterbildern der berühmtesten Künstler der Vor- und Mitwelt zu schmücken liebte und für dieselben zum Teil außergewöhnlich hohe Preise zahlte. So war der Apollo Palatinus von der Meisterhand des Scopas (Plin. N. H. XXXVI, 25: „desgleichen (machte Scopas) den Apollo Palatinus“); und selbstverständlich hat Augustus bei seiner Vorliebe für diesen Gott besonders viel auf den Besitz wertvoller und bekannter Statuen und Bildnisse des Apollo gegeben. Die Venus im Tempel des Brutus Gallaecus war gleichfalls von Scopas' Hand („nackt und vorzüglicher noch als die von Praxiteles“); die Venus des Apelles zu Cos wurde von Augustus für das templum Caesaris erworben („er weihte sie für das Heiligtum seines Ahnherrn Cäsar“), und so könnte man die Reihe der Denkmäler, die, von unsterblicher Künstlerhand geschaffen und ursprünglich

in irgend welchem Heiligtume auf griechischem Boden aufgestellt, dann aber in berühmte römische Kultusstätten übergeführt worden waren, weit ausdehnen.

Es ist ferner zur Genüge bekannt, daß neben dem Namen des Künstlers hauptsächlich auch das Alter der Kunstgegenstände ins Auge gefaßt und mit schwerem Gelde bezahlt wurde, wie denn die Liebhaberei für die „Antike" schon zu Cäsars Zeiten anfing, in Antiquitätensucht auszuarten.

Mit diesen bekannten Thatsachen, an die nur kurz erinnert werden mag, soll nur bewiesen werden, wie wahrscheinlich es ist, daß Augustus für sein berühmtes Apolloheiligtum zu Actium sich gleichfalls an vorhandene Werke früherer Meister gehalten hat, daß vor allem das Hauptbildnis des Gottes denen anderer Heiligtümer an Berühmtheit und Kunstwert kaum nachgestanden haben wird. Freilich hat C. Julius Cäsar, wenn ihm die Kraft eines ausgezeichneten zeitgenössischen Künstlers zur Verfügung stand, es nicht verschmäht, dessen Werkstatt für die Herstellung eines Götterbildes für die hervorragendste Stelle in Anspruch zu nehmen: die Bildsäule der **Venus Genetrix** in dem herrlichen, von Cäsar 46 dedizierten Tempel war ein Meisterwerk des berühmten Zeitgenossen Arcesilaus. Aber ein solches Verfahren scheint doch die Ausnahme von der Regel gebildet zu haben.

Was ist daher natürlicher, als daß Octavianus, der Delphi mit seinen unzähligen Götterbildern sicher aus eigener Anschauung kannte, aus dem dortigen Statuenhaine sich für den Tempel von Actium diejenige Darstellung des Gottes auswählte oder auswählen ließ, die dem Vorwurf eines dräuenden, triumphierenden Schlachtengottes am meisten entsprach? Sicherlich hat sich mehr als eine Statue unter der Fülle edler Werke befunden, die den Gott als Vorkämpfer, als Bogenschützen zeigte, indes vielleicht keine von so herrlicher Bildung und von so passendem Gesamtausdruck, als die, welche Properz beschreibt und welche wir im Apoll von Belvedere bewundern.

Nichts zwingt, gerade an Delphi zu denken, aber es liegt nahe: wenn irgendwo, so mußten hier Bildwerke vorhanden sein, die den Gott in den mannigfaltigsten Situationen darstellten; ganz abgesehen von der geringen Entfernung zwischen Actium und Delphi.

Und an diesem Punkte ließe sich unsere Vermutung, wenn sie das Richtige trifft, wieder mit der Propertianischen Schilderung zusammenreimen: Properz vergleicht nämlich den Ausdruck des actischen Gottes mit der Miene des Fernhintreffers, die dieser zur Schau trug, als sich der Völkerfürst Agamemnon an seinem Priester Chryses verging und er die pestbringenden Pfeile in das dorische Lager sandte, oder **als er den unheilvollen Python erlegte**. Möglich also, daß Octavian eine Apollo-Statue in das neugegründete Heiligtum stellen ließ, von der man schon zu Properz Zeit nicht genau wußte, welches Motiv ihr eigentlich zu Grunde liege: ob sie einen Rächer gottlosen Uebermutes oder einen Vernichter verderbenbringender Mächte darstelle.

Beide altklassische Motive konnten für einen Apoll von Actium vom Standpunkte eines Octavian aus gern in Anspruch genommen werden, und ihrer Verkörperung konnte er leicht eine tendenziöse, symbolische Deutung unterlegen oder unterlegen lassen: Antonius, mehr noch Kleopatra, waren das schwere politische wie sittliche Verderben, das dem römischen Staate nach der Auffassung Octavians drohte, wie der Python, „der Feind der friedlichen Leyer". Und beide waren Götterverächter, wie einst der Pelopide Agamemnon; nennt doch derselbe Properz die Kleopatra an einer andern Stelle (IV, 11, 41) „die sich erfrecht hat, unserem Jupiter den bellenden Anubis gegenüberzustellen — und Recht zu sprechen im Angesichte der Ehrenbilder und Kriegstrophäen eines Marius!" Besonders das Motiv eines Pythonvernichters ist glücklich. Die direkt gestellte Aufgabe, die Idee eines Apollo von Actium in klassischem Kultusgewande darzustellen, hätte kaum feinsinniger gelöst werden können, als indem der Künstler den Gott als den Ueberwinder des schleichenden Ungetüms, des Python, darstellte.

Octavian ist geflissentlich bestrebt gewesen, das Gefühl der Legitimität für Haus

und Sache der Julier zu erwerben und großzuziehen. Welchen Gedanken wollte Scopas in seinem langgewandeten, zitherspielenden Apollo zum Ausdruck bringen? Jedenfalls nicht den eines siegreichen Friedenstifters nach den Unruhen der römischen Bürgerkriege! Und doch mußte er dem Augustus diesen Gedanken verkörpern helfen, wie Tibull im 5. Gedicht des II. und Lygdamus im 4., sowie Properz im 31. Gedicht des III. und im 6. des V. Buches beweisen; vergl. V, 6, 69: „..... die Zither nun fordert Apollo
siegreich, und legt ab die Waffen zum friedlichen Reigen.“

Die Gründe, die von Erklärern des Apoll von Belvedere gegen das Motiv eines Pythonerlegers geltend gemacht worden sind, vor allem die große Jugend des Gottes bei diesem seinem ersten großen Abenteuer gegenüber dem reiferen Alter, das die Statue zum Ausdruck bringt, sind kaum stichhaltig. Als ob der Künstler so sklavisch an Tradition oder gar Schrifttum gebunden wäre! Auch kommt es hier zunächst nur darauf an, ob Properz in dem Apollo, wie ihn die Statue des Belvedere darstellt, einen Python-erleger hat erkennen können; und das ist meines Erachtens unbedingt zu bejahen. Freilich hat Ovid sich den Pythonerleger wohl etwas jugendlicher gedacht, wenn er von diesem aussagt, daß er vor diesem Kampfe mit dem Python die Pfeile nur zur Jagd gebraucht habe. Die Stelle des Ovid findet sich in den Metamorphosen (I 441 ff.):

„..... Aber auch dich, Ungetüm Python,
gebar sie damals, und der neuen Bevölkerung, die dich noch nicht kannte,
wardst du ein Schrecken: ein solches Stück des Berges bedecktest du.
Diesen vernichtete der bogenführende Gott, der seine Waffe bisher
nur gegen Damwild und flüchtige Gemsen erprobt,
nachdem er ihn mit tausend Pfeilen gespickt, sodaß der Köcher fast leer ward,
und das Gift des Getiers ergoß sich aus schwärzlichen Wunden.
Und damit die Zeit das Andenken an diese Ruhmesthat nicht vertilgen könne,
setzte er heilige Spiele ein mit berühmten Wettkämpfen,
die man „Pythien“ nannte nach dem Namen des getöteten Wurmes.
An diesen empfing jeder Jüngling, der im Ringkampf, im Lauf oder zu Wagen
gesiegt hatte, als Ehrenzeichen einen Eichenkranz.
Noch gab es nämlich keinen Lorbeer, und seine von langer Locke
umflossenen Schläfen zierte Phöbus mit jedwedem Laub.“

Noch einen Umstand will ich nicht unerwähnt lassen, der für die Auffassung unserer Statue bedeutsam ist. Winkelmann fand die Ansicht vom Pythonerleger bei den Italienern vor neben der andern, daß dieser Apoll der zürnende Gott aus dem 1. Buche der Ilias sei. Sind die Italiener dazu mit oder ohne Kenntnis jener vier propertianischen Verse gekommen: „sondern mit dem Blick, mit welchem er den Pelopiden Agamemnon traf und das Lager der Dorer in flammenden Scheiterhaufen verheerte; oder wie er den Drachen, den Python erlegte, so daß er sich krümmend verendete, ihn den Feind der friedlichen Leyer“ — —? Wenn das letztere, so wäre dies eine auffallende Uebereinstimmung von Kunstauffassungen so verschiedener Zeiten.

Der Apollo von Belvedere ist also ein Bogenschütze, der arcitenens, der „Fern-hintreffer“ des Homer selbst, der Baumstumpf aber, wenn man nicht vorzieht, ihn als Zuthat desjenigen zu erklären, der ein ohne diesen Baumstamm vorhandenes Original in Marmor kopierte, ein Lorbeer oder auch die Olive, für welch letztere sich Wieseler (Philol. Bd. 21, p. 251) ausspricht; und die kleine, sich daran emporringelnde Schlange bezeichnet vielleicht das Ziel des Schützen, den Python. Es ist wahr, daß diese Art der Andeutung des Zieles unser Gefühl wenig befriedigt; aber wie hätte der Bildner, ohne sich geradezu in Widerspruch mit aller Ueberlieferung zu setzen, es wohl fertig bringen sollen, die Einzelstatue eines Pythontöters anders als auf diese gleichsam heraldische Art zu kennzeichnen? Er hätte doch unmöglich dem Apollo den gewaltigen Drachen unter die Füße geben können, wie es Fernkorn bei seinem Ritter Georg gethan hat; einmal wäre dann der Gott nicht mehr der Fernhintreffer, sondern ein Nahkämpfer,

und dazu fehlt ihm Schwert und Lanze; und zweitens würde selbst das größte Abbild des „Ungetüm Python" unter dem Fuße des Gottes ebenso unschön wirken, als es hinter der Illusion zurückbleiben würde. Ein Fernkorn konnte unbedenklich das Ungetüm unter das mächtige, aufbäumende Roß seines Georgsritters legen, ohne daß die Schönheitsverhältnisse gestört oder unsere Einbildungskraft beeinträchtigt würde. Ganz anders verhält es sich mit dem Vorwurf unseres Künstlers; entweder wäre die Gestalt des Gottes von der Kolossalfigur des „felderbedeckenden" Python in den Schatten gestellt worden, oder unsere Einbildungskraft wäre durch ein Miniaturbild des Ungetüms getäuscht worden.

Wer von der alten Auffassung des Python-Erlegers gleichwohl nichts wissen will, der erkläre den Apollo von Belvedere für das Weihgeschenk der Aetoler oder der Athener nach Delphi, aber nur nicht für den Aegiserschütterer, von dem uns nichts berichtet ist, sondern in Uebereinstimmung mit der Ueberlieferung für den Pfeilschützen; es ist ja wohl möglich, daß er von Delphi den Weg nach Actium gefunden hat, als man seiner anderweitig bedurfte. —

Das Alles ist längst gefühlt und auch ausgesprochen, bald schüchterner, bald dreister, und doch hat die einzige Thatsache der Auffindung einer Bronzekopie mit einem ägisähnlichen Attribut genügt, der Wahrscheinlichkeit zuwider einen Apollo, der die Aegis in der Hand des schwer behangenen linken Armes trägt, aufzustellen. Allerdings ist an sich folgender Schluß methodisch: „Die Aehnlichkeit des Apoll von Belvedere mit dem Apollo Stroganoff macht es wahrscheinlich, daß beides Repliken derselben Originalstatue sind; und da der Apollo Stroganoff sogar einen älteren Typus zu tragen scheint, wie einige meinen, so ist es das Nächstliegende, zu schließen, daß auch der Apollo von Belvedere dasselbe Attribut gehabt habe wie der Apollo Stroganoff." Trotzdem bestreite ich, daß angesichts der von mir ausgeführten Bedenken ein solcher Schluß wahrscheinlich ist.

Nein, mögen wir den Mut haben, den Apollo Vaticanus für eine Kopie zu erklären, oder mögen wir ihn für ein Original halten: soviel scheint mir festzustehen: der Urtypus dieses Motivs war ein Pfeile sendender Apollo, kein ägisschüttelnder oder -haltender.

Und nun noch zum Schluß einige Worte über den Apollo Stroganoff. Wir haben es in der Petersburger Miniaturbronze meiner Ueberzeugung nach mit nichts mehr und nichts weniger als mit einer variierten Nachbildung — sagen wir des Apollo Vaticanus oder seines Originales — zu thun, und zwar einer Nachbildung von mäßigem Kunstwert, wie Stephani*) selbst zugiebt, wenn er die nachlässige Zusammensetzung der fünf Guß-Stücke, aus denen die Statuette besteht, auf die Gleichgültigkeit des Künstlers gegen sein eigenes Werk zurückführt. Warum soll nicht irgend ein mythologisierender Kunstliebhaber, einer von jenen „homines elegantiores atque docti" des Einfalls fähig gewesen sein, das vielleicht schon zu seiner Zeit verstümmelte Bildwerk durch einen Aegishalter — nach seiner Ansicht richtig — ergänzen zu lassen? Liegt diese Erwägung etwa außer dem Bereiche der Möglichkeiten, und sind ähnliche Fälle aus dem Altertume nicht mehrfach bekannt genau so, wie in der modernen Kunst gewisse weltbekannte Kunstwerke durch die Bequemlichkeit, mit der sich Zusätze oder zweckentsprechende Veränderungen an ihnen treffen ließen, zur Variation geradezu aufgefordert haben und in der That vielfach variiert worden sind? — In der alten Kunst erinnere ich nur an die so mannigfaltig umgebildete Praxitelische Venus im Bade, den Hermes desselben Meisters, die vielfach variierte Gruppe des Mars und der Venus, den Apollon Palatinus von Scopas' Hand; aus der neueren Kunst an den Merkur des Giovanni da

*) Apollon Boëdromios, Bronze-Statue im Besitze Sr. Erlaucht der Grafen Sergei Stroganoff, erläutert von L. Stephani im Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St-Pétersbourg, 1860.

Bologna, den Luther vom Wormser Reformationsdenkmal, den St. Georg von Fernkorn, den Christus und die Ariadne von Dannecker. Wie vielfache Variationen hat nicht jedes dieser Werke erfahren, man darf wohl meistens sagen „erlitten“!

Selbst wenn es nicht vielfach und ausdrücklich bezeugt wäre, dürften wir trotzdem annehmen, daß es in den späteren Kunstepochen des Altertums ebenso gehalten worden ist wie in unseren Tagen: auch hier wurde auf Bestellung durch Künstler und Fabrikanten nachgebildet und verändert, und eine solche aus dem Atelier eines auf Bestellung arbeitenden Erzgießers hervorgegangene variierte Kopie liegt auch wahrscheinlich in der Statuette des Apollo Stroganoff vor.

Und bei alledem setzen wir immer voraus — was noch nicht über allen Zweifel erhaben —, daß die Petersburger Bronze die Aegis wirklich hatte. Es ist noch nicht erwiesen, daß die „tête de Gorgone“, welche Pouqueville erwähnt*), zu dieser Statuette gehörte; und ich kann Wieseler nur beipflichten, wenn er sagt, daß jenes angebliche Gorgonenhaupt, wenn es Pouqueville nicht einmal als Fragment zu einem der 15 Fundstücke rekognosziert habe, auch ein Marsyasfell gewesen sein könne. Es steht ferner noch nicht einmal fest, daß der sogenannte Apollo Stroganoff jener von Pouqueville in seinem Reisewerke über Griechenland (tom. III, p. 161) erwähnte „Apollon quart de nature, pareil à celui du Belvédère“ ist. Aber beides zugegeben, so kann ich die dritte Behauptung nicht unterschreiben, daß diese kleine und oberflächlicher gearbeitete Bronze deshalb das „ältere Motiv“ darstellen soll. Warum das? Wer will jemals herausrechnen, wie viel von der angeblichen ruhigeren Haltung und den einfacheren Proportionen auf die bescheideneren und „einfacheren“ Fertigkeiten dieses Erzgießers zurückzuführen sei? Wird doch von Stephani selbst zugegeben, daß die Bronze in der Ausführung keine besondere Treue und Liebe des Künstlers verrate, und hat man doch sogar das Fehlen der linken Mantelhälfte allen Ernstes als Beispiel der größeren Klassizität und des vornehmeren, ruhigeren Gesamtcharakters angeführt, bis sich hinterher herausstellte, daß jenes Stück abgebrochen ist und die tot verlaufenden Falten, sowie der Bruchrand ausgehämmert und glatt gefeilt worden sind. Auch die veränderte Richtung des linken Armes gegenüber der vatikanischen Statue ist in demselben Sinne verwertet und für die Aegis in Anschlag gebracht worden, bis neuere Untersuchungen unwiderleglich dargethan haben, daß dies ebenfalls ein Irrtum und daß die Abweichung in der Arm-Richtung lediglich auf Kosten der Ungeschicklichkeit des Gießers zu setzen sei.

Die Behauptung, daß das Motiv des Stroganoffschen Apollo älter sei, als das des Apoll von Belvedere, schwebt in der Luft und ist unerweislich; dazu sind schon Dimensionen und Stoff beider Vergleichsobjekte viel zu ungleich, und ich kann mich nur den Worten Brunns auf der Würzburger Philologenversammlung anschließen, daß der vatikanische Apoll uns von dem Original eine vollständigere Vorstellung gewährt, als der Stroganoffsche. Jener aber führt den geöffneten Köcher, das untrügliche Zeichen des kämpfenden Bogenschützen.

Ob dieses Original eine Bronze oder ein Marmor war, wird sich kaum je erweisen lassen und ist auch verhältnismäßig gleichgültig. Die Hauptsache bleibt die, daß trotz des Stroganoffschen Problems jenes Original aller Wahrscheinlichkeit zufolge den Bogen führte, daß es den „Fernhintreffer“ darstellte, wie dies vor und nach Winkelmann viele der berufensten Kunstkenner, wie K. O. Müller und im großen Ganzen auch Feuerbach, mit ungeschmälertem Genuß für sicher gehalten haben.

*) Pouqueville „Voyge dans la Grèce“, tom. III, p. 161.

Der Bruder.*)

Roman

von

P. Friedheim.

Zweiter Teil.

12.

Johanna war das Benehmen der Bürgermeisterin nicht so zu Herzen gegangen, nur um des Kindes willen that es ihr leid. Aber selbst daran konnte sie nicht denken, als sie, in später Nachtstunde, ihr Lager aufsuchte, dasselbe, auf dem Ellens liebliche Gestalt soeben noch geruht hatte. Die Ereignisse der letzten Stunden verschwanden vollständig vor dem einen Bilde, das sich jetzt, wo sie endlich mit sich und ihren Gedanken allein war, in greller Klarheit vor ihre Seele stellte. „Lambert!" rief sie schmerzvoll. Wie oft hatte sie in stiller Nacht diesen Namen gerufen, wie oft das Traumgebäude ihrer geheimsten Hoffnungen aufgebaut. Sie konnte nicht schlafen. Unruhig stand sie auf und ging durch das Zimmer. War es möglich, konnte es Wahrheit sein, was Tauler ihr erzählt hatte? — Doch warum noch zweifeln? — „Sein edler, liebevoller Sinn zwang ihn, der Mutter letzten Wunsch zu erfüllen, und ich hatte ja entsagt," sprach sie zu sich selber. „Ich hatte ja selbst jede Verbindung mit ihm abgebrochen, uns beiden eine Erleichterung zu verschaffen. Ich wollte ja, daß er mich vergäße, damit nicht um meinetwillen ein einsames, freudloses Leben sein Teil werde. O, der Verblendung! Eine Trennung zwischen ihm und mir, zwischen seiner Seele und meiner Seele. Unmöglich. Als ob nicht die Liebe eine Brücke gebaut hätte unablässig, unaufhörlich. Jetzt ist diese Brücke abgebrochen, auf immer. — Auf immer, auf immer," klang es in ihrem Herzen.

Sie strich sich die braunen Haare, die aufgelöst über ihre Schultern hingen, aus der Stirne. Stark und fest mußte sie sein. Nur dies eine Mal durfte sie sich gehen lassen, jetzt in stiller Nacht, wo niemand sie sah, als Gott allein. Er kannte sie durch und durch, ihm war alles offenbar. Wie sehr hatte sie sich überschätzt, als sie meinte, das Opfer bereits gebracht zu haben, welches jetzt von ihr gefordert wurde. In der äußern Trennung von dem Geliebten hatte es bestanden, ein völliges Abgeben war ihr, sie fühlte es jetzt, in Wahrheit niemals in den Sinn gekommen. Dennoch hatte sie selbst einst zu Lambert gesagt: „Suche dir ein anderes, liebendes Weib, und ich will

*) Bei der vorhandenen Stofffülle war es leider unmöglich, den Roman „Der Bruder" im Jahrgang 1887 vollständig zum Abdruck zu bringen. Die Verlagshandlung erklärt sich aber bereit, den neu eintretenden Abonnenten das bereits Veröffentlichte gratis nachzuliefern, soweit der Vorrat dies gestattet. Außerdem bringt gegenwärtiges Heft den Anfang einer neuen Erzählung, und ist zu dem Zweck der festgesetzte Heftumfang von 7 Bogen nicht unwesentlich überschritten.

die erste sein, die dich segnet.“ Nein, sie durfte nicht klagen, daß er ihren Worten gefolgt war.

In seinem stillen Forsthause kostete Lambert unterdessen einen Schmerz anderer Art. Der erwachende Tag sollte ihn fort führen, weit fort von der Heimat, an die sich für ihn tausend Erinnerungen knüpften. Die Stelle des Oberverwalters eines sehr großen Gutes in entlegener Gegend war ihm angeboten, — nach kurzem Besinnen hatte er sie angenommen. Es war ein Vertrauensposten. Der Verwalter sollte als unumschränkter Gebieter schalten und walten, da der Besitzer, ein Graf von Soden, sich beständig auf Reisen befand und nur selten einige Wochen im Schloß seiner Väter verweilte. Lambert freute sich auf den großen Wirkungskreis, der ihm augenblicklich mehr zusagte, als das einförmige Waldleben, obgleich er tiefer denn je fühlte, daß sein Herz hier Wurzel geschlagen hatte, so tief, daß es ihm jetzt, da die Trennungsstunde näher rückte, fast unmöglich schien, sich loszureißen.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, als er zum letztenmal das bereits leere Haus durchwanderte, auch der Wald nahm ihn noch einmal auf. Ueberall galt es scheiden, jeder Baum war ihm lieb und bekannt, manches Plätzchen ein geweihtes. Im Garten blühten die Rosen in üppiger Fülle; er pflückte eine weiße Knospe und hielt sie lange sinnend in der Hand. Sie war feucht vom Nachttau, wie von Thränen. Auf der Moosbank, wo er so oft mit seiner Mutter gesessen hatte, bemerkte er zu seinem Erstaunen eine zusammengekauerte Gestalt, den blonden Kopf tief in den Händen verborgen.

„Schon auf, Heinrich?“ rief er freundlich.

„Ja wohl, Herr Förster.“ Der Bursche erhob sich und wollte sich still entfernen.

„Komm her,“ befahl sein Herr. Ein lautes, heftiges Schluchzen drang zu ihm herüber; Heinrich war aufs neue auf die Bank nieder gesunken, er weinte bitterlich. „Was fehlt dir, mein Bursche?“ fragte der Förster, auf ihn zuschreitend.

„O, nichts, Herr Förster, ich kann nur nicht aufhören zu weinen.“

„Und es fehlt dir nichts?“

„O, ja, doch, aber —“

„Nun, was aber?“

„Sie reisen so weit fort zu fremden Leuten,“ schluchzte er.

Lambert legte die Hand auf seine Schulter. „Es geht einmal nicht anders in diesem armen Leben,“ sagte er ernst. „Ueber kurz oder lang muß immer geschieden sein von dem, was uns lieb ist.“

„Ja; — aber Sie haben den Hektor verkauft und den Braunen und dann haben Sie niemand mehr, der Sie kennt.“ Lambert lächelte unwillkürlich, die Treue des guten Burschen rührte ihn tief. „Wenn ich nur bei Ihnen bleiben könnte und Ihr Knecht sein,“ fuhr dieser, mutiger werdend, fort. „Ich meine immer, ich könnte nicht hierbleiben. — Wenn Sie fortgehen muß ich auch fort.“

„Würdest du denn mit mir die weite Reise machen wollen?“ fragte sein Herr. „Bedenkst du auch, daß du hier alles verlassen mußt?“

„O, das macht gar nichts, Herr Förster,“ rief der Junge entzückt. „Nichts thäte ich lieber in der Welt als mit Ihnen gehen.“ Heinrich hatte die Thränen getrocknet und stand da mit strahlenden Augen, sein ganzes Gesicht leuchtete vor Freude.

„Nun, ich will mir's überlegen,“ meinte Lambert. „Jetzt will ich einen Strauß von diesen Rosen pflücken, den kannst du zu Braunfels tragen.“

Das Gespräch war zu Ende, der Bursche trollte vergnügt von dannen.

„Was bringst du für Nachrichten, Heinrich?“ fragte Lambert, als derselbe nach etwa einer Stunde von seinem Ausgang heimkehrte.

„Die alte Dame macht es viel besser,“ war die Antwort. „Der Doktor meinte, sie könne noch eine ganze Zeitlang leben, und Fräulein Franziska wollte heute nachmittag an den Bahnhof kommen, um uns abfahren zu sehen.“

„Uns? — Hast du ihr denn erzählt, daß ich dich mitnehmen würde?"

„Ja gewiß, Herr Förster, das weiß nun schon die ganze Stadt; allen Leuten, die mir begegneten, habe ich es zugerufen." —

Nach wenig Tagen hatte die neue Heimat Lambert und seinen jungen Diener aufgenommen. Es war ein prachtvolles Schloß, in dessen Seitenflügel man dem Verwalter eine Wohnung angewiesen hatte, fast zu großartig für den schlichten, bescheidenen Sinn desselben. Arbeit gab es in Hülle und Fülle. Die ganze Wirtschaft war in ziemlich verwahrlostem Zustand, und es kostete Lambert mühevolle Tage und Wochen, ehe die Einrichtung in etwa seinem gründlichen Ordnungssinn entsprach.

Es war um die Zeit der großen Ernte, als er eines Abends müde von der Inspektion der Felder heimkehrte.

„Ein Telegramm, Herr Inspektor," rief ihm die Haushälterin schon von weitem entgegen.

Hastig öffnete er dasselbe und las: „Mutter ist sehr schwach, bitte, komm zu deiner Franziska."

„Armes Kind," murmelte er mitleidig. „So jung und so allein."

Er trat in sein Zimmer und musterte die Briefe und Papiere, welche auf dem Tisch lagen. „Ein paar Tage könnte ich schon abkommen," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „die schlimmste Zeit ist vorüber und die Leute thun wacker ihre Pflicht."

Noch am selben Abend war eine Antwort unterwegs, welche Franziska seine Ankunft meldete. In der Frühe des folgenden Morgens saß er in dem Eisenbahnzug, welcher die bereits leeren Felder durchschnitt, um ihn in die Heimat zu bringen. Es war fast dunkel, als er in Herrenberg anlangte. Klar und hell war der Tag gewesen, klar und golden war die Sonne hinter den dunkeln Bergen hinabgesunken, jetzt wehte die Luft rauh und kalt. Die Leute gingen eilig an einander vorüber; das Jauchzen spielender Kinder, welche auf den Straßen ihr Wesen trieben, vermischte sich mit raschen Fußtritten, die auf dem Pflaster widerhallten. Endlich war Lambert am Ziel. Er schellte an dem wohlbekannten Hause, dessen Schwelle er so oft an der Seite seiner Mutter überschritten hatte. Eine Magd öffnete ihm; beim letzten Tagesschimmer, der mit ins Haus drang, sah er, daß sie heftig geweint hatte. Im Flur brannte kein Licht, öde und leer erschien es Lambert, wohin er blickte.

„Ach, Herr Förster, Herr Förster, die Frau Bergrätin ist tot," schluchzte das Mädchen. „Sie hat so oft nach Ihnen gefragt, das hat sie, und nun kommen Sie zu spät."

Lambert öffnete die Thüre des kleinen Wohnzimmers. Auch dort herrschte noch Dämmerung, grau und trübe lagerte sie auf dem sonst so traulichem Raum. In einem Sessel lag Franziska, das Gesicht in den Händen verborgen. Sie mußte sein Kommen nicht gehört haben, wenigstens rührte sie sich nicht. Erst als er die Hand auf ihr gesenktes Haupt legte und leise ihren Namen rief, fuhr sie jäh empor.

„Onkel Lambert, o Onkel Lambert!" Sie streckte die Arme nach ihm aus, plötzlich hatte sie ihn fest umschlungen. „Du bist jetzt der einzige, den ich noch habe," schluchzte sie, „der einzige in der weiten Welt."

Er ließ den ersten Schmerzensausbruch vorübergehen. Den Kopf an seine Schulter gelehnt, stand sie da.

„Gott weiß immer, was uns gut ist, Franziska. Ohne seinen Willen fällt kein Haar von unserm Haupte," tröstete er.

Sie nickte. „Ich will alles glauben, Onkel Lambert, alles. Aber jetzt kann ich nicht, es scheint mir so schwer."

„Armes Kind."

Er machte sich aus ihrer Umarmung los und führte sie zurück in den Sessel, in welchem sie gesessen hatte. Dann ließ er sich neben ihr nieder, ihre Hand in die seinige nehmend.

Die Magd brachte Licht herein, auch ihr schien Lamberts Nähe ein Gefühl von Beruhigung zu geben. Sein stilles, umsichtiges Walten verbreitete sich bald über alle Räume des Trauerhauses. Jede, auch die kleinste Sorge, hielt er von dem jungen Mädchen fern, liebevoll bemüht, ihr die äußere Stille zu bewahren. — Er stand mit ihr am Lager der Toten, er selbst holte eine Bekannte ihrer Mutter herbei, damit sie nicht allein sei, während er mit Doktor Sprenger die Vorbereitungen zur Beerdigung traf. Bis tief in die Nacht hinein war er beschäftigt; als er endlich sein Lager in dem benachbarten Hotel aufsuchte, fand er lange keine Ruhe. Die sonst so fröhliche, lebensvolle Franziska mit den Schmerzensthränen in den Augen, der Anblick that Lambert in der Seele weh. Ihr eine angenehme, helle Zukunft zu schaffen, darüber sann er die ganze Nacht, Pläne schmiedend und wieder verwerfend. Mit dem Morgengrauen fiel er in einen kurzen, unruhigen Schlummer. Ihm war, als neige sich ein edles, stilles Frauenbild über ihn, und sanfte, wohlbekannte braune Augen schauten ihn an mit tiefem, herzbewegendem Blick, aber zugleich umklammerten zitternde Arme seinen Hals und Franziskas von Thränen erstickte Stimme tönte an sein Ohr: „Du bist jetzt der einzige, den ich noch habe, der einzige in der großen, weiten Welt.

13.

Die ersten Trauertage waren vorüber gezogen, Frau Braunfels zu ihrer letzten Ruhestätte geleitet. Franziskas Thränen schienen versiegt. Sie hatte so viel geweint. „Meine Augen sind trocken, mein Herz ist leer," klagte sie. Jedoch im Garten blühten noch Rosen, das Laub des wilden Weines schlang seine üppigen Ranken um ihr Fenster. Wenn die Sonne darauf fiel leuchtete alles in Glut und Purpur, nicht mehr schwarz und nebelgrau, wie gestern und vorgestern. Der dunkle Schleier, der ihre Augen verhüllte, war ein ganz klein wenig gehoben; Franziska sah durch die Oeffnung hinein in das blühende, lächelnde, fröhliche Leben. Der Schmerz paßte nicht zu ihr, lange konnte sie sich demselben nicht hingeben, wie sehr sie auch die Mutter geliebt hatte. „Ihr ist wohl, wir wollen sie nicht zurück wünschen," sagten die Freundinnen, und das junge Mädchen seufzte aus voller Seele: „Ja, ach ja, sie war unendlich liebevoll gegen mich, wie schmerzlich werde ich sie vermissen, aber ihr ist wohl, gewiß ihr ist wohl."

Franziska fühlte sich umgeben von zarter, liebevoller Fürsorge, sie war die Königin ihres kleinen Kreises. Lambert verwaltete ihr ziemlich bedeutendes Vermögen, Lambert sorgte für eine andere, anmutige Heimat, Lambert richtete so gern alles nach ihren Wünschen. Still und zurückhaltend war sie ihm gegenüber geworden. Es war ihr unmöglich, ihn Onkel zu nennen, wie sie es doch von Kind an gethan hatte; eine Blume, ein Buch, oder gar ein Trostwort empfing sie mit scheuem, heißem Erröten.

Endlich ging alles zu Ende in der Heimat. Eine entfernte Kousine ihres Vaters hatte ihr vorläufig einen Aufenthalt bei ihr angeboten. Sie wohnte in einer größeren Stadt, dorthin wollte Lambert Franziska bringen. Vielleicht für den Winter — und dann — Franziskas Herz klopfte. Sie hörte es so gern, wenn ihre Bekannten den Verwalter Hiller einen stattlichen Mann nannten, den man gern haben müsse, seines frischen, kernigen Wesens halber. Sie wußte es, daß vieler Augen ihr folgten, als sie in ihr Trauergewand gehüllt, auf seinen Arm gestützt, zum letztenmale zum Grabe der Mutter wanderte. „Die gute, geliebte Mutter!" Der Schmerz in Franziskas Tochterherzen war aufrichtig; aber die Tote war begraben, auf ihrem Hügel lagen Trauerkränze und im Herzen der Lebenden keimten bereits neue, liebliche Hoffnungen.

„Es liegt alles hinter mir wie ein wüster, banger Traum," sagte Franziska, als sie an der Seite ihres Begleiters im Eisenbahnkoupee saß.

Lambert blickte väterlich zu ihr herüber. „Gebe Gott, daß sich dein neues Leben zu einem freundlichen für dich gestalte, Franziska.“

Sie lehnte sich zurück in die Wagenecke und schaute auf die Blumen, welche ihre Freundinnen zum Abschied gebracht hatten. Bald jedoch fesselte sie die anmutige Gegend, welche sie durcheilten, sie ließ sich von Lambert manches zeigen und erklären und wurde dabei ganz lebendig.

An einem der kleineren Bahnhöfe, in welchen sie soeben einfuhren, stand eine ländliche Kutsche, aus deren geräumiger Tiefe so viele Insassen herausstiegen, daß Lambert und Franziska sich des Lachens nicht erwehren konnten. Der erste, der sichtbar ward, war ein ziemlich korpulenter Herr, mit sehr freundlichem, gemütlichem Gesicht. An seiner weißen Halsbinde und dem schwarzen Rock erkannte man sofort den Prediger. Ihm folgte eine große blonde Dame in einfachem Kleide, schwarzem Hut und eben solchem Mäntelchen, und ihr nach tummelte sich eine ganze Schar Menschenkinder, den verschiedensten Altersstufen angehörend, blond und schwarzhaarig, Buben und Mädels durcheinander. Die kleine Kindsmagd, welche keuchend den Zug beschloß, hatte alle Mühe, ihren rotbackigen Pflegebefohlenen, einen Blondkopf von ungefähr zwei Jahren, heraus zu heben. „Dicke weiter fahren, Dicke nicht heraus,“ schrie er aus Leibeskräften. „Dicke muß aber Herrn Timotheus fortfahren sehen, mit der Eisenbahn, puff, paff, in die große Stadt, sieh' da, wo Papa und Mama stehen,“ stellte sie ihm mit großer Wichtigkeit vor, ihn trotz allen Sträubens auf den Arm hebend.

„Adieu, Herr Studente, schöne Reise,“ rief der Kutscher vom Bock herunter.

„Adieu, Trautmann, grüß' noch einmal alle zu Hause,“ rief Timotheus Erlen, sein Studentenmützchen lüftend.

„Haben wir auch nichts vergessen?“ meinte die besorgte Mutter, den Koffer ihres Sohnes beobachtend. — „Wilhelm und Friedel, geht ihr mit Vater und nehmt das Billet,“ befahl sie, „Emil und Paulus können bei den Schwestern bleiben.“

Der letztgenannte, ein netter, kleiner Junge mit leuchtenden, tiefschwarzen Augen, hielt indes die Hand des großen Bruders so fest, als sei die mütterliche Stimme für ihn gar nicht vorhanden. Auch als die beiden Schwestern, Elsa und Mathilde, sich seiner Person bemächtigen wollten, blieb er kaltblütig in seiner Stellung, was dann ein mütterliches: „Laßt ihn nur!“ zur Folge hatte.

„Gott behüte dich, mein lieber, lieber Timotheus! Wie schnell sind mir die Ferien diesmal dahin geflogen,“ wandte sich die Pfarrerin darauf an ihren Erstgebornen, ihn mit freudigem Stolze betrachtend. „Vergiß nicht, deine Socken zur rechten Zeit in die Wäsche zu geben, und achte auf die neuen Vorhemdchen, damit keines davon verloren geht.“

„Gewiß nicht, Mütterchen, es soll alles gut besorgt werden,“ beruhigte Timotheus, dessen runde Wangen bekundeten, daß er sich daheim gütlich gethan hatte.

„Im Koffer findest du mehrere Würste und ein Stück Rauchfleisch,“ fuhr die Mutter fort. „Zu deinem Geburtstag schicke ich dir eine zweite Sendung, nebst den gewünschten Kuchen.“

„Mit vielen Korinthen darin und Rosinen,“ ergänzte Paulus, den Bruder anstrahlend.

In diesem Augenblick kehrte der Pfarrer, begleitet von seinen beiden Adjutanten, zurück. „Hier ist das Billet und hier der Gepäckschein,“ sagte er. „Nimm Abschied, mein Sohn, es ist die höchste Zeit.“

Unzählige Hände streckten sich aus und eben so viele Gesichter hoben sich empor, um geküßt zu werden. Auch Dicke, der jetzt ganz gesittet an der Hand seiner Wärterin daher spazierte, hielt sein rosiges Mündchen zum Küssen hin.

„Denk' an die Bleistifte, Tim.“

„Vergiß nicht das bunte Papier.“

„Du hast mir auch ein Zeichenbuch versprochen, und mir einen Federkasten!“

So tönte es von allen Seiten durcheinander, während Timotheus Kuß um Kuß austeilte. Die Schwestern duldeten seine Umarmung mit leichtem Erröten. Die sanfte Elsa mußte ihr Taschentuch hervornehmen, einige Thränen abzutrocknen.

„Der Herr segne und geleite dich, mein Sohn," sagte der Vater, ihn ans Herz pressend. „Studiere fleißig weiter und schreibe bald, ob du gut angekommen bist."

Zuletzt kam die Mutter an die Reihe. Sie sprach nicht viel, aber es dauerte lange, ehe sich Timotheus aus ihren Armen losmachte. Er war immer ein Muttersöhnchen gewesen, alle Geschwister wußten das.

„Es ist Zeit, liebes Kind, und bis Weihnachten dauert nicht lange," ermahnte der Pfarrer, liebevoll den Arm seiner Gattin in den seinigen nehmend.

Timotheus war in dasselbe Koupee gestiegen, von welchem aus Lambert und Franziska der interessanten Familienszene beigewohnt hatten. Er stand am offenen Fenster und schwenkte seine Mütze.

„Grüße die Gräfin," rief die Mutter und lächelnd fügte sie hinzu: „auch deine Freundin, Johanna Werner, ich möchte sie gern kennen lernen."

Der Zug setzte sich in Bewegung, die Taschentücher flatterten, jetzt sah Timotheus nur noch der Mutter schwarzen Hut, ihr wehendes Mäntelchen, dann war alles verschwunden. Er ordnete seine Sachen und setzte sich, mit einem Gefühl von Wehmut und Erleichterung, in die Ecke.

„Sie reisen nach Bonn, wenn ich fragen darf?" redete Lambert nach einer Weile den jungen Studenten an.

„Ja wohl, mein Herr. Ich besuche dort die Universität."

„Sie sind Student der Theologie, wenn ich fragen darf?"

„Ja wohl."

Das Gespräch schwieg eine Weile, dann fing Lambert wieder an. „Kennen Sie vielleicht einen Studenten der Theologie, Werner mit Namen, wenn ich fragen darf?"

Timotheus sah erfreut aus. „Es ist mein bester Freund," sagte er warm.

„Das freut mich. Ich kannte ihn, als er noch ein Knabe war."

„Ah so."

Timotheus wußte nicht recht, wie er sich benehmen sollte, die schwarzgekleidete Dame, welche ihn unverwandt anblickte, genierte ihn gewaltig. So trat wiederum Schweigen ein.

„Kennen Sie vielleicht auch," Lambert stockte einen Augenblick so auffallend, daß Franziska ihn erstaunt anblickte. „Kennen Sie vielleicht auch seine Schwester, Fräulein Johanna Werner?"

Jetzt überflog Sonnenschein Timotheus offenes Gesicht. „Ja, die kenne ich sehr gut!" Er hätte beinahe hinzu gesetzt: „Sie ist meine beste Freundin."

Lambert war der Freudenschein im Gesicht des jungen Mannes nicht entgangen. „Ist sie noch immer Gesellschafterin im Hause der Gräfin von Schwarzenfeld?" fragte er.

„Gerade da habe ich sie kennen gelernt. Die Gräfin ist eine Freundin meiner Mutter."

„Eine angenehme Dame?"

„Sehr angenehm."

„Sympathisiert dieselbe mit Fräulein Werner?"

„Ganz gewiß," versicherte Timotheus begeistert. „Jedermann, der Fräulein Werner kennt, muß sie lieben, sie ist so — — so allerliebst," setzte er hinzu.

Auf Lamberts Lippen schwebte noch eine Frage. „Sieht sie glücklich aus?" hätte er gar zu gern gewußt, aber er unterdrückte sie.

„Köln, umsteigen!" unterbrach ihn der Schaffner in seinen Gedanken. Timotheus verabschiedete sich höflich.

„Darf ich Ihnen einen Gruß an Fräulein Werner mitgeben?"

„Sehr gern. Wie ist Ihr werter Name?"

„Hiller, Förster Hiller aus Herrenberg," antwortete Lambert.

Timotheus warf einen fragenden Blick auf Franziska Braunfels, welche mit großer Sorgfalt von ihrem Begleiter aus dem Koupee gehoben wurde. Jedoch im nächsten Augenblick riß ihn das allgemeine Gewühl mit sich fort; er sah seinen Reisegefährten nicht wieder. Lambert schlug mit Franziska die entgegengesetzte Richtung ein, während Timotheus den Zug nach Bonn aufsuchte. In kurzer Zeit befand er sich am Ziel seiner Reise und auf dem Wege in seine Studentenwohnung.

Am nächsten Morgen war sein erster Gang zu Theodor, eine von den Würsten seiner Mutter in der Tasche tragend. Er fand ihn glücklicherweise zu Hause.

„Bist du wieder da mit deinem guten, fröhlichen Gesicht?" rief Theodor, erfreut vom Sopha aufspringend, als er den blonden Kopf des Freundes vor sich auftauchen sah.

Timotheus ward selten ein so warmer Empfang zu teil; glückstrahlend erwiderte er Theodors stürmische Umarmung. „Wie geht's, Theodor? Wann seid ihr zurückgekommen?"

„Schon vor vierzehn Tagen. Du hast entsetzlich lange ausgehalten, Alter. Aber mach' dir's bequem auf dem Sofa."

Timotheus zog seine Wurst hervor. „Die hab' ich dir mitgebracht! Es war gar zu schön zu Hause, ich habe es recht genossen. Schade, daß du nicht wenigstens eine Woche bei uns sein konntest."

„Ja, es war schade, aber es ließ sich nicht machen. Tauler und ich haben unsere Fußtour weiter ausgedehnt, als es in unserem Plan lag, und nachher sind wir bei einem Vetter von ihm eingekehrt, der uns fast drei Wochen auf das Freundlichste beherbergt hat."

„Das mußt du mir alles haarklein erzählen," meinte Timotheus vergnügt, „aber erst sage mir, wie geht es deiner Schwester?"

„Meiner Schwester?"

Es kam Timotheus vor, als ob der andere die Farbe wechsele; oder hatte er bisher nicht darauf geachtet, daß derselbe bleicher wie gewöhnlich aussah.

„So viel ich weiß, geht es ihr gut," antwortete er zerstreut. „Sie hat mit der Gräfin eine Reise gemacht, ist aber bereits seit einigen Wochen zurück."

„Das ist köstlich, da kann ich morgen meinen Besuch dort machen. Hast du nichts mehr von der schönen Ellen gehört?"

„Nichts. Ihrer Mutter habe ich mit wenigen Worten das Geldgeschenk zurückgeschickt. Das weißt du doch?"

„Natürlich, das war ja lange vor den Ferien. Aber dir scheint deine Reise nicht so gut bekommen zu sein. Du bist so blaß, ganz anders wie sonst. Fehlt dir etwas?"

Timotheus war aufgestanden und hatte den Arm um die Schulter des Freundes gelegt. Dieser entzog sich ihm nicht.

„Du hast recht, es geht mir nicht sehr gut," sagte er.

„Wieder dein altes Leiden, Freund? Du mußt dich wirklich in acht nehmen, sonst bekommst du am Ende noch die Schwindsucht?"

Theodor lächelte. „Was weißt du Posaunenengel von der Schwindsucht? Der Arzt sagt, es habe nichts auf sich. Nun, den einen Nutzen hat mir meine schwache Gesundheit doch gebracht, daß ich untauglich für den Dienst erklärt bin."

„Da wird deine Schwester sich freuen!" meinte Timotheus.

Doch Theodors Gedanken schienen schon wieder mit anderen Dingen beschäftigt. „Hat dein Alter dir auch bares Geld mitgegeben, Tim?" fragte er plötzlich.

„Was meinst du?"

„Ich meine, ob du bares Geld mitgebracht hast, um mir aus einer augenblicklichen Verlegenheit zu helfen?"

Timotheus errötete leicht. „Viel hab' ich nicht. Dreißig Mark gab mir der Vater

beim Abschied, und die Mutter," setzte er leise hinzu, „hat mir anbefohlen, keine Schulden zu machen."

„Bis hierher hast du diese große Sünde wohl noch nicht begangen?" fragte Theodor. Es lag so viel Bitterkeit in dem Tone, mit dem er sprach, daß es selbst Timotheus auffiel.

„Armer Freund, du bist unglücklich, dich quält etwas," rief er in überwallender Zärtlichkeit für den Freund. „Sage mir alles und ich will gern helfen wo ich kann."

„Dreißig Mark hast du?" fragte Theodor noch einmal.

„Ja, das ist alles. Vater sagte, er könne mir vorerst nichts schicken; die vielen Kinder kosten ungeheure Summen."

„Dreißig Mark," wiederholte Theodor, „was ist das? Ein Tropfen gegen ein Meer!" Dann schnell sich emporraffend fügte er hinzu: „Wenn du mir dieselben für eine Zeitlang leihen kannst, bin ich dir sehr dankbar. Aber ich hätte sie gern sogleich, wenn es sein kann."

„Gewiß, ich kann sie sofort holen."

Tim nahm seine Mütze und wollte sich sofort entfernen. An der Thüre kehrte er noch einmal zurück. „Wäre es nicht besser, deiner Schwester deine Verlegenheit mitzuteilen?"

In Theodors Gesicht flammte eine dunkle Röte. „Sprich nicht von ihr, sie darf es nicht erfahren," rief er aufgeregt. „Versprich mir, daß du es niemand, auch Tauler nicht mitteilen willst. Hörst du, niemand, und vor allen Johanna nicht."

Timotheus sah traurig in das bleiche, erregte Gesicht vor ihm. Er fühlte, wie sehr er den Freund liebte, so sehr, daß er alles für ihn dahingegeben hätte.

„Ich verspreche es dir," sagte er fest, dann eilte er, so schnell er konnte die Treppe hinunter.

14.

Theodor blieb allein zurück. Sein Gesicht verdüsterte sich, als er an das Fenster trat und dem fortstürmenden Freunde nachblickte.

„Guter Junge," murmelte er, „doch was nützt mir deine Opferfreudigkeit! Eine kurze Frist und dann das alte Elend." Er wanderte rastlos durch das Zimmer. „Der schreckliche Jude verfolgt mich wie ein Gespenst; in einer Woche ist der Wechsel fällig. Dazu die Klagen der andern Völker, es ist zum Verzweifeln. — — O, daß ich nur nicht Prediger zu werden brauchte," rief er laut. „Die Wahrheit soll ich verkündigen, und Lüge wohnt im eigenen Herzen, auf den eigenen Lippen."

Theodor warf sich auf das Sofa und drückte den Kopf in die Kissen. „Guter Tim," sagte er, „er fragt nicht einmal, wozu ich das Geld brauchen will, er fordert keine Sicherheit. Eine kurze Gnadenfrist kann ich mir jedenfalls damit erkaufen, und sobald Johanna mein Monatsgeld auszahlt, soll er's zurückerhalten. Was später aus mir werden soll, wage ich nicht auszudenken." Er starrte vor sich hin. Da plötzlich glühten seine Wangen wie im Fieber, seine Augen leuchteten. Ein Gedanke schwebte an ihm vorüber, er ergriff ihn, fester und fester zog er ihn in seine Schlingen. „Vielleicht könnte mir das helfen," flüsterte er vor sich hin. Dann schüttelte er den Kopf. „Nein, nein, ich darf es nicht thun, wenigstens nicht mit dem geliehenen Gelde. Es ist Tims letztes, und ich handelte ehrlos, wollte ich's zu solchem Zweck gebrauchen."

Er wanderte aufs neue rastlos durch das Zimmer. Seine Blicke schweiften suchend umher. „Wenn ich nur anderswo an Geld kommen könnte, aber „ich habe nichts mehr, was Wert hätte," hob er wieder an, „nichts wie dieses hier." Theodor nahm seine Uhr aus der Tasche und betrachtete sie mit zärtlichen Blicken. „Sie ist mein Eigentum; doch mit welchen Opfern mag sie Johanna für mich erspart haben." Fast schluchzend

rangen sich diese Worte aus seinem Herzen, aber der Gedanke von vorhin schien zu lockend, er gewann wieder die Oberhand. „Ich löse sie ja jedenfalls wieder ein, und Johanna braucht es niemals zu erfahren," versuchte er zu beschwichtigen. „Die fünfundzwanzig Mark, welche ich im Pfandhaus erhalte, reichen zu einem Einsatz, und das Glück kann ja auch mir einmal günstig sein." Seine Miene klärte sich auf. „Wozu die bangen Ahnungen. Ein kühner Versuch, dann nie wieder. Niemand erfährt es, und sollte es fehl gehen, so machen fünfundzwanzig Mark meine Lage nicht schlimmer, wie dieselbe jetzt schon ist." — Er ordnete seinen Anzug.

„Wenn Herr Erlen kommt, sagen Sie, daß ich einen nötigen Ausgang zu machen habe und ihn bitten lasse, nicht auf mich zu warten; das, was er bringe, brauche ich nicht, da ich mich eines andern besonnen habe," sagte er zu seiner Wirtin, als er raschen Fußes das Haus verließ.

Es war ein nebliger Herbstmorgen. Nur matt bestrahlte die Sonne das fahle Laub, welches welk an den Bäumen hing. Düster blickte Theodor in die rollenden Wasserwogen. Doch je näher er seinem Ziele kam, um so stetiger ward sein Gang, um so fester sein Blick; nur ein scharfer Beobachter hätte sehen können, daß große Seelenangst hinter der äußern Ruhe verborgen lag.

„Ist er zu Hause, so soll es mir ein gutes Zeichen sein," flüsterte er vor sich hin, die hohe dunkle Treppe eines großen Hauses ersteigend. Oben angelangt, klopfte er an eine Thüre.

„Herein!"

„Also zu Hause."

Theodor wischte sich den Schweiß fort, der in großen Tropfen auf seiner Stirn perlte, er zögerte noch.

„Herein, herein," rief es von drinnen, und im selben Augenblicke öffnete sich die Thüre. Das rote, aufgedunsene Gesicht des Studenten Wulf schaute heraus. Derselbe hatte sich nicht zu seinem Vorteil verändert, eine große Schramme auf der linken Backe verlieh ihm nicht gerade ein gewinnendes Aussehen. Er war eben erst aus den Federn gekommen, wie sein struppiges Haar sowie die übrige, unvollendete Toilette bekundete. In seinen Augen blinzelte es seltsam, als er Theodors ansichtig ward.

„Sapperment, so früh auf den Beinen," schrie er. „Nur herein, Kamerad, es ist lange her, seit mir die Ehre deines Besuches zum letztenmal zuteil geworden. Ist der Schwarze nicht bei dir?" fragte er, sich auf dem Gang umblickend.

Theodor entging das spöttische Lächeln nicht, welches die letzte Frage begleitete, doch that er, als bemerke er nichts davon.

„Ich bin allein," sagte er eintretend.

„Dann nimm Platz, Kamerad; wenn du Lust hast, kannst du mit mir frühstücken. Ich will nur eben meinen Schlafrock überwerfen."

Er ging pfeifend in das Nebenzimmer, nachdem er zuerst auf dem Sofa, auf welchem Waffen und Kleidungsstücke im bunten Gewühl ausgestreut lagen, ein Eckchen für Theodor frei gemacht hatte.

„So, Kamerad," sagte er zurückkehrend. „Bist du nicht erstaunt, mich bereits wieder in den Mauern der Wissenschaft vorzufinden?"

„Ich wußte, daß du zurück seiest."

„Richtig, Tauler hat vor einigen Tagen mit mir gekneipt und dabei so etwas von euren Irrfahrten berichtet. War denn Johanna zufrieden mit den Ausgaben ihrer Pflegesöhne?"

„Sie hat nichts damit zu schaffen," erwiderte Theodor kurz.

„Nicht. Ich dachte, sie sei es, die den lustigen Schwarzen so solide gemacht hat, daß er sogar anfängt, eine Schlägerei zu verachten."

„Davon weiß ich nichts. Jedenfalls sind unsere Ansichten über dergleichen Dinge von den deinigen ziemlich verschieden."

„Darum keine Feindschaft nicht, altes Haus," lachte Wulf, seine Schramme streichelnd. „Vielleicht bekehrst du dich noch einmal zu meiner Auffassung vom Leben; lustiger als die deine ist sie jedenfalls."

Theodor ward es unheimlich zu Mut. Jedoch der erste Schritt auf seinem Wege war gemacht, er wollte und konnte nicht zurück.

„Haben eure geheimen Spielgesellschaften bereits wieder angefangen?" fragte er zögernd.

Wulf wandte sich dem Fenster zu, den Zug boshafter Befriedigung zu verbergen, der über sein Gesicht glitt. „Welche Gesellschaften meinst du?" fragte er unschuldig.

„Die Spielgesellschaften," wiederholte Theodor mit leiserer Stimme. „Du ludest mich einmal dazu ein."

„Richtig, richtig, altes Haus. Wir lassen sonst keine fremden Gäste zu, aber mit dir wollen wir eine Ausnahme machen. Damals fandest du es so über alle Maßen verwerflich; hast du dich jetzt anders besonnen?"

„Ich möchte deine Einladung annehmen."

Nun war es gesagt, Theodor fühlte sich unwiderruflich gefesselt. Wulf nahm zuerst eine verwunderte Miene an, dann klopfte er seinem Gaste auf die Schulter.

„Bravo, bravo!" rief er. „Trotz Johanna und dem sanften Schäferknaben, David oder Timotheus oder wie er heißt, ich sage, es kann noch ein Mensch aus dir werden, ein ordentlicher Mensch, wie andere arme Teufel. Also du willst mich wirklich begleiten? — Gleich heute abend kann's losgehen, und hoffentlich hast du so viel Glück, daß du gern ein zweites Mal bei uns einkehrst. Fidele Gesellschaft wirst du antreffen und unsere Einsätze sind hoch. Du kannst ein Vermögen gewinnen, das kann ich dir im voraus prophezeien."

„Wo soll ich dich treffen?" fragte Theodor, Wulfs Redeschwall unterbrechend.

„Heute abend um zehn Uhr in den Anlagen. Aber strengstes Geheimnis, wie du weißt." —

Theodors Uhr wanderte ins Pfandhaus, und die fünfundzwanzig Mark, welche er richtig dafür erhielt, steckte er in seine Tasche. Wie Feuer brannten sie auf seinem Herzen. Es war ihm lieb, daß er Timotheus nicht mehr in seiner Wohnung antraf; Tauler war, wie er wußte, ebenfalls in Anspruch genommen. So blieb er allein — allein mit den quälenden, peinigenden Gedanken. „Wär's nur erst Abend, wär's nur erst Nacht, wär's nur erst vorüber."

Er machte einen weiten Gang auf die Berge, gegen Abend kehrte er zurück. Ermattet legte er sich auf das Sofa, in der Hoffnung, die übrige Zeit zu verschlafen. Der Regen tickte an die Fensterscheiben, das Rauschen der Wogen drang zu ihm herüber. Einförmig sangen sie dasselbe Lied: „Du thust Unrecht, du thust Unrecht!" klang es in Theodors Ohren. „Einmal, nur ein einziges Mal," antwortete er unverdrossen. Er schloß die Augen, er versuchte zu schlummern. Schlief er endlich, träumte er, oder war es wirklich eine kühle, sanfte Hand, die sich auf seine pochenden Schläfen legte? — Jemand beugte sich über ihn, jemand drückte einen Kuß auf seine Stirn. „Bist du es, Johanna?" Er öffnete die Augen. „Mein lieber Bruder!" Sie streichelte sein Haar, liebevoll faßte sie seine Hände. „Du bist doch nicht krank, mein Bruder?"

Jetzt kam er zur Besinnung. „Durchaus nicht. — Wie kommst du darauf? — Wo kommst du her? — War die Thür offen? — War ich eingeschlafen?" Er überstürzte sich in seinen Fragen, eilig sich emporrichtend.

„Bleib liegen, Theodor, deine Stirn glüht und deine Hände brennen." Johanna neigte sich zärtlich über ihn. „Thut dein Kopf weh, oder spürst du dein altes Leiden?" Sie legte die Hand auf sein Herz. „Wie es pocht. Du bist zu weit gegangen, hast dich übermüdet, mein Junge." An der Seite des Sofas kniete sie nieder, den Kopf des Bruders an ihre Schulter lehnend. „Mein lieber, lieber Bruder, wie gut, daß ich dir so nahe sein darf, wie gut, daß ich dich pflegen kann."

„Ich bin durchaus nicht krank.“ Theodor versuchte zu lächeln. Wie ein müdes Kind ließ er eine Weile alles mit sich geschehen, dann sprang er plötzlich hastig in die Höhe. „Unsinn! Du übertreibst wieder einmal, wärest im stande, mich wirklich krank zu sprechen und mir Fliederthee zu kochen oder mich mit Pain-Expeller einzureiben, wie deine alte Gräfin daheim.“

Sie lachte, blickte aber doch ängstlich in sein erregtes Gesicht. „Es ließ mir heute keine Ruhe, Theodor, ich mußte dich sehen. Wir war's fortwährend, als sei dir ein Unglück geschehen.“

„Nun siehst du wieder einmal, daß es nichts ist mit deinen Ahnungen. Ein wenig Müdigkeit, das ist alles. Du sollst sehen, morgen mach' ich euch frisch und munter meine Aufwartung.“

„Wir wollen es hoffen, mein Junge.“ Sie sah ihm fest in die Augen. „Ich hatte thörichte Gedanken, Theodor,“ sagte sie. „Dein Herz schien so fern von mir. Ich bildete mir ein, du seiest in der letzten Zeit nicht mehr so offen gegen mich wie früher. Oft scheint es mir sogar, als quäle dich etwas, das ich nicht wisse.“

„Ich sagte dir eben noch, daß deine Ahnungen nichts auf sich haben,“ versetzte er.

„Vielleicht nicht; aber ich kann sie doch nicht bannen. Ist dein Herz wirklich ganz frei von Sorge, hast du mir nichts zu klagen, Theodor?“ fragte sie plötzlich.

„Nein, Johanna!“

Sie ergriff wieder seine Hände. „Du bist das Einzige, das Teuerste, was ich besitze in der weiten Welt, mein Theodor,“ sagte sie leise, „das Ziel und die Hoffnung meines Lebens ist, dich glücklich zu sehen. Du weißt, daß ich dir jeden Schatten fortnehmen möchte, daß mein innigstes Gebet dich umgibt, wo du geh'st und steh'st.“

Er neigte den Kopf tiefer auf ihre Schulter. „Ich weiß es, Johanna, du bist sehr gütig gegen mich.“

„Aber du bist in der letzten Zeit nicht glücklich, mein Bruder,“ beharrte sie. „Sei offen gegen mich; was es auch sei, laß es mich wissen. Kann ich nichts für dich thun, hast du mir nichts zu klagen?“ fragte sie noch einmal.

Er zögerte einen Augenblick, um dann aufs neue zu antworten: „Nein, Johanna!“

„Du mußt es wissen, daß für dich kein Opfer mir zu schwer sein wird,“ flüsterte sie.

Er erwiderte ihren Kuß. Sein ganzes Wesen zeugte von seltener Herzlichkeit, dennoch fühlte Johanna die unübersteigliche Schranke, die unsichtbar zwischen ihnen aufgebaut war. Als sie gegangen, starrte Theodor ihr lange nach.

„Sie ist so gut gegen mich,“ murmelte er vor sich hin, „und ich — — — ich bin ein Schurke!“ rief er plötzlich laut. Er nahm die fünfundzwanzig Mark aus der Brieftasche und betrachtete sie. „Sie können mir helfen, können aber auch verloren gehen,“ fuhr er fort. „Es ist schlecht von mir, daß ich die Uhr versetzte, das weiß ich.“ Er stöhnte laut. Im Zimmer ward es schon dunkel, als er seinen Hut nahm und ins Freie stürzte. Auf und nieder, hin und her ging er den Rhein entlang, wo er so oft in fröhlichen Gesprächen gewandert war. „Hast du mir nichts zu klagen, Theodor?“ sagte die Stimme seiner Schwester. Sein Gang ward zum Lauf. „Geh' von mir, Versucher,“ entfloh es zuweilen seinen Lippen. Der Abend war längst hereingebrochen, gespenstische Schatten lagerten zwischen den Baumstämmen der Allee, welche Theodor jetzt erreicht hatte. In den Zweigen rauschte der Wind, wie leiser Klageton klang es an des Jünglings Ohr. Er griff an sein Herz und schüttelte seinen Körper. Kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn, die Erregung war aufs höchste gestiegen.

„Bist du da, Kamerad?“ rief Wulfs Stimme.

„Ja, hier bin ich, Wulf, aber ich muß mein Wort zurücknehmen, ich kann nicht mit dir gehen heute abend.“

Theodor wunderte sich selbst, daß er so gelassen sprechen konnte. Der andere ließ ein kurzes Lachen hören.

„Nicht — —“ sagte er gedehnt. „Angst vor Johanna, oder fehlt es an Geld?“

„Ich habe kein Geld, aber selbst wenn ich es hätte, würde ich doch nicht mitgehen," antwortete Theodor.

„Unsinn, ich leihe dir Geld, soviel du willst, komm nur jetzt, wir haben keine Zeit zu verlieren." — Eine Weile war's still unter den Bäumen. — „Komm, Kamerad, sei tapfer und bezwinge deine Mädchennatur," rief Wulf mit einem Versuch, den Jüngling mit sich fortzuziehen.

In diesem Augenblick schrak Theodor zusammen. Ihm war's als berühre eine leichte Hand seine Schulter, doch es war nur ein welkes Blatt, welches auf ihn herabglitt. Er hob es vom Boden auf und hielt es fest in seiner Hand.

„Gute Nacht, Wulf, es thut mir leid, daß ich dich belästigt habe, aber ich gehe nicht mit," sagte er bestimmt.

Ehe der andere sich's versah war er auf und davon. Wulfs Spottreden tönten hinter ihm her, aber er achtete nicht darauf. Am Ende der Allee trat ihm eine dunkle Gestalt entgegen.

„Theodor," rief Tims erschrockene Stimme, „bist du hier. Es ließ mir keine Ruhe zu Hause, ich mußte vor Nacht noch einmal nach dir sehen."

Theodor schlang den Arm um seines Freundes Nacken. „Und ich bin auf dem Wege zum Pfandhause, meine Uhr einzulösen, welche ich heute morgen versetzt hatte," sagte er.

(Fortsetzung folgt.)

Moosbeere.

Erzählung

von

Ernst Salzmann.

I.

Im Glanz eines herrlichen Septembermorgens funkelte das Meer, als der schwedische Dampfer „Sten Sture“ langsam aus dem Hafen von Malmö glitt, um seine gewohnte Fahrt nach Stralsund zu machen. Wie ruhte es sich so behaglich in der auf dem Oberdeck angebrachten Rauchkabine, welche einen freien Ausblick gewährte auf die entschwindende Stadt und den von Schiffen belebten, im Sonnengold glitzernden Sund.

Ich war bei grauendem Morgen von Kopenhagen herübergefahren und hoffte den versäumten Schlaf hier nachholen zu können. Allein es sollte mir nicht so gut werden. Kaum hatte ich mich auf einem Diwan zurechtgelegt, als die Thür zur Kabine sich in den Angeln drehte und eine geräuschvolle Gesellschaft in den engen Raum hereinpolterte. Voran schritt ein dicker Vater mit klirrender Goldkette, hinter ihm schwankte seine noch umfangreichere Ehehälfte, dann hüpften 2 wohlgenährte Backfischchen mit begehrlichen schwarzen Augen über die Schwelle und endlich betrat die Kabine eine eisgraue spitzige Tante mit lederuem Antlitz; an ihren Rockschößen hing ein 12jähriger Junge, welcher sich eines prächtigen schwarzen Wollhaares und kühn gebogener Nase erfreute. Die Herrschaften gehörten unleugbar zu dem uralten Stamm derer von Sem. Im Handumdrehen waren die noch übrigen Diwans belegt. Ich schien unsichtbar zu sein und konnte mich nur wundern, daß nicht auch mein Körper zur Gepäckablage benutzt wurde. Während der weibliche Teil der Gesellschaft Daunenkissen von zweifelhafter Reinheit und ähnliche ruhedienliche Gegenstände aus den Nachtsäcken hervorkramte, machte sich der Junge daran, die Tischladen und Wandschränke in der Kajüte zu durchsuchen und ihnen alte Karten, Papierfetzen und ähnliches Material mit gewandten Fingern zu entnehmen.

Das Chaos entwickelte sich. Papa, für den der Raum zu eng war, drückte sich. Mama lag malerisch hingegossen auf einem Diwan, das große Haupt in ein Kissen geschmiegt, die Mädchen knusperten Backwerk und unterhielten sich aufs lebhafteste mit Seitenblicken auf meine Wenigkeit im reinsten Berliner Hochdeutsch; Tante Sally beschäftigte sich mit einer Häkelarbeit, und mein junger Freund streckte sich, eine schottisch karierte Reisemütze auf dem Lockenhaupt, zuthunlich wie er war, lang hin auf dem von mir besetzten Diwan, seine duftenden Stiefeln gegen mein Gesicht gekehrt. Und nun entfaltete er eine Thätigkeit, der ich meine Anerkennung als objektiv denkender Mensch nicht

versagen konnte. Er schnellte sich in abgemessenen Pausen mit dem Oberkörper auf, also daß die Mütze in die Höhe flog, und verstand es mit staunenswerter Geschicklichkeit, dieselbe bald mit dem Kopf, bald mit den Füßen wieder aufzufangen. Daß hierbei seine Stiefel in steter Gefahr waren, mit meiner Nase zusammenzustoßen, ließ zwar den jungen Künstler kalt, war aber für meinen projektierten Morgenschlaf nicht eben zweckdienlich.

Draußen erhob sich eine leichte Brise und trieb hüpfende Schaumwellen vor sich her; da fing das mutwillige Schiff ebenfalls an, auf eigene Faust gymnastische Uebungen zu machen, welche auf Mama und ihre Töchterchen eine nicht gerade ästhetische Wirkung ausübten. Die Mädchen schwankten in die frische Luft hinaus, Mama bohrte den Kopf stöhnend in ihr Kissen und ich grübelte darüber nach, ob ich dem süßen Knaben das Feld freilassen oder ihn als treffliches Mittel zur Mehrung meiner Geduld benützen sollte.

Da erschien auf dem Schauplatz ein alter, würdiger Herr, ein Pastor wie es schien, welcher eine sehr blaß aussehende hochgewachsene junge Dame mit auffallend starkem, aschblondem Haar am Arme hereinführte und ihr auf dem von den Schwestern verlassenen Platz mit Hilfe einer grauen Reisedecke sorgsam ein Lager bereitete. Kaum hatte der Herr sich entfernt und das sichtlich leidende Mädchen die Augen geschlossen, so änderte der Junge seine Taktik; er drehte sich um seine Achse und begann mit den Stiefeln gegen das Gesicht der Dame gewendet, seine Kunststücke mit noch größerer Kühnheit. Es war ein rührender, hilfesuchender Blick, der mich aus tiefblauen Augen traf. Ich weiß nicht recht, wie es zuging; aber ich fühlte mich in meinem Innern wie verwandelt, eine ganz eigene Empfindung wallte in mir auf — und plötzlich hatte ich die Beine des Unholds gepackt, um sie gegen mich herumzuschwenken. Ich mag nun ungeschickt zugegriffen oder der Sten Sture sich eben einen Seitensprung erlaubt haben, — während ich die Stiefel festhielt, rutschte der Oberkörper von der Bank herab, und der Wollenkopf schlug hohl dröhnend auf dem Boden auf. Sofort aber stand der Besitzer des solid gebauten Schädels wieder auf den Füßen und seine schwarzen Augen richteten sich mit einem so unsäglich komischen Gemisch von Staunen und Furcht auf mich, daß ich laut auflachen mußte. Da erhob sich die Mama, wie eine gereizte Löwin, trat dicht vor mich hin und warf mir, bleich vor Zorn und Seekrankheit, das eine Wort zu: „Empörend!“ Dann nahm sie den Knaben an ihren mütterlichen Busen und eilte von dannen. Unentwegt blieb die Tante sitzen, weiter häkelnd und das Gepäck mit Argusaugen bewachend. Die junge Dame, welche ich von ihrem Quälgeist befreit hatte, dankte mir in gebrochenem Deutsch, wickelte sich in ihre Decke und lag ganz still da. Ich nahm die Gelegenheit wahr, mir ihr liebliches Gesichtchen fest ins Gedächtnis einzuzeichnen. Ihr reiches, in Zöpfe geflochtenes Haar schlang sich um den ausdrucksvollen Kopf, auf dem holden Antlitz prägte sich große Herzensgüte aus. Das junge Mädchen hatte für mich vom ersten Augenblick an etwas ungemein Anheimelndes; es wurde mir zu Mut, wie wenn ich sie schon lange kennte; eine Art Heimatsgefühl umfing mich.

Inzwischen hatte sich der leichte Morgenwind zur Ruhe gesungen, die langen Wogen waren schlafen gegangen, das Meer lag da spiegelglatt gleich flüssigem Metall; nur zuzeiten noch ein leichter Atemzug, wie der eines schlafenden Kindes. Stolz zog das schlanke Schiff seine schnurgerade Bahn, einen breiten glitzernden Streifen hinter sich lassend. In der Ferne verschwand Wasser und Himmel in duftigem Schleier. Unter diesen ungünstigen Verhältnissen konnte sich die Seekrankheit nicht länger auf dem Schiff halten; die bleichen Wangen meines Schützlings röteten sich sichtlich und bald konnte sie die Kajüte verlassen; in ihren gemessenen Bewegungen lag etwas Freundliches und Weiches, „ganz schwedischen Typus“, sagte ich zu mir, als ich ihr nachschaute.

Ich beschloß nun endgültig dem Schlaf zu entsagen. Es zog mich mit magischer Gewalt aufs Deck. Hier saß die junge Dame neben dem breiten Kaminmantel, umgeben

von einer lebhaft plaudernden Gesellschaft. Sie schmiegte sich an den alten würdigen Herrn, offenbar ihren Vater, der in eifrigem Gespräch mit einem gutmütig blickenden Herrn in jenem Alter, das man das beste heißt, begriffen war. Auf einem Feldstuhl den dreien gegenüber schaukelte sich ein zierliches junges Mädchen, einem feinen Porzellanfigürchen aus der Rokokozeit gleichend, dem die frische Seeluft prächtige, pfirsichrote Wangen gemalt hatte. Als ich mich dieser Gruppe etwas befangen näherte, erhob sich der alte Herr, ergriff meine Hand, drückte sie mehrmals herzlich und sagte in gebrochenem Deutsch, während ich mich vergeblich bemühte, ein dummes Erröten zu unterdrücken: „Mein lieber Herr, ich bin ein Schwede, ein Prediger, ich kann nicht sprechen gut deutsch, meine Tochter sagt, sie waren gütig gegen sie. Vielmals Dank."

Auch der jüngere joviale Herr trat herzu, klopfte mir derb auf die Schulter und sagte: „So ist's recht, mein junger Herr, daß sie sich unserer Dame hier so ritterlich angenommen haben und diesem frechen Bengel so wacker mitgespielt."

Ich suchte vergeblich, Lob und Dank von mir zu weisen, indem ich betonte, daß es gar nicht meine Absicht gewesen sei, den Knaben auf den Boden zu werfen; ich wollte ihm nur eine Lektion geben, wie man sich Damen gegenüber zu betragen habe.

Bald war ein lebhaftes Gespräch im Gang über die Juden im allgemeinen und die Berliner Juden insbesondere, wobei der jüngere Herr, der zwischen dem schwedischen Pastor und mir den Dolmetscher machte, sich als geborener Berliner und eifrigen Antisemiten entpuppte. Ich ließ die beiden Herren ihr Thema allein durchführen, denn ein anderer Gegenstand fesselte mich mächtig. Im fernen Westen tauchte wie ein Schattenbild in blauen verschwommenen Umrissen die Insel Möen aus dem Wasser auf. Während ich mein Glas dorthin richtete, um scheinbar die Einzelheiten des Bildes mir aufs genaueste einzuprägen, konnte ich ohne auffällig zu werden, den beiden Mädchen, die Arm in Arm auf dem Verdeck hin und her wanderten, nachblicken. Die schlanke, kräftig gebaute Schwedin neben der feinen lebhaften Norddeutschen zog übrigens auch noch andere Augen auf sich. Innigst erfreut darüber, daß allmählig auch die Wangen der blonden Nordlandstochter in hellem Rot mit denen der Deutschen wetteiferten, blickte ich still lächelnd vor mich hin, da ergriff mich der Berliner Herr im Eifer des Gesprächs am Arm und rief mit komisch wirkender Heftigkeit: „Sie sind doch auch meiner Meinung; zu was haben wir denn Kolonieen, wenn wir nicht die ganze Gesellschaft aufgreifen und nach Kamerun verschiffen; dort sollen sie mit den Negern, die ja gewiegte Handelsleute sind, wetteifern."

„Gewiß, Sie haben ganz recht," erwiderte ich, „aber —"

„Sieh nur, Papa," unterbrach sein zierliches Töchterlein die Unterhaltung, die ungemütlich zu werden drohte, „sieh nur, welch seltsame Fracht der Sten Sture geladen hat, dort die unermeßlich vielen roten Beeren auf dem Zwischendeck."

Wir drei traten an die Brüstung des Oberdecks und beobachteten mit Interesse das Schauspiel, welches auf dem beträchtlich größeren Mitteldeck sich entwickelte. Dort war der ganze verfügbare Raum mit hoch aufgestapelten Kisten und Körben besetzt, die alle nur eine Ware enthielten, prächtig rote Beeren. Zwischen dieser Beerenfülle ging der junge, schon etwas beleibte Kapitän umher, ein echter Gewalthaber, dessen bloßes Stirnrunzeln die Matrosen zu flinkerer Arbeit anspornte. Alle diese Kisten mußten in andere Körbe verladen werden, eine Arbeit, die von den wenigen Schiffsleuten sehr geschickt besorgt wurde.

„Was für eine Frucht mag das sein?" fragte mein Nachbar.

„Ich denke," erwiderte ich, „das sind Preißel- oder Moosbeeren. Wo kommen sie wohl her?"

„Diese Beeren stammen," mischte sich der Pastor ins Gespräch, „alle aus meiner Heimat, aus der ärmsten Provinz von Schweden, Norrland; dort in den unermeßlichen Wäldern und Mooren wachsen sie in großen Massen, arme Leute nähren sich oft wochenlang von solchen Waldbeeren. Die Sendung hier ist nach Berlin bestimmt, und

schon seit vierzehn Tagen werden, wie mir der Kapitän versichert, die Schiffe unserer Linie nur mit dieser Beere befrachtet."

Die lebhafte Berlinerin sagte: „Ich glaube wohl, daß alles dieses nach Berlin geht; meine Mama macht jedes Jahr ein ganzes Fäßchen davon ein, es sei eine so gesunde Speise, versichert sie."

„Und eine so süße dazu, ja, ja, ich kenne meine Kora, das Leckermäulchen," ergänzte der Papa lachend.

„An und für sich," sagte die Pfarrerstochter in ihrer Muttersprache, die mir freundlich verdeutscht wurde, „sind die Beeren von sauerem und etwas bitterem Geschmack und ohne Zucker kaum genießbar. Trotzdem sind sie ein wahrer Segen für das Land. Unsere alte Magd erzählt die Sage von ihrer Entstehung sehr gern, und das Volk glaubt daran."

Auf unsere vereinten Bitten berichtete das Mädchen die Geschichte in ihrer wohllautenden Sprache:

„In alter Vorzeit lebten hoch im Norden von Schweden zwei Königskinder, namens Erich und Hilde, die nach dem Tod ihres Vaters gemeinsam das Land regierten und sich zärtlich liebten. Der Ruf der wundersamen Schönheit von Hilde gelangte auch zu dem grausamen Normannenkönig Rolle; er begehrte die Jungfrau zur Gemahlin und überzog das Land mit Krieg, als er eine abschlägige Antwort erhalten hatte. Bald hatten seine kriegsgeübten Scharen das Reich in ihrer Gewalt; ihr Anführer tötete im Zweikampf den jungen König und führt Hilde gefangen mit sich. Aber beim Gelage, als der Sieger mit seinen Wickingern in den Banden des Mets lag, stieß die Jungfrau dem Wüterich sein eigenes Schwert in die Brust und floh der Heimat zu. Stachlichtes Gestrüpp und der harte Fels zerrissen ihre zarten Füße; allein sie achtete weder des rinnenden Blutes noch der brennenden Wunden; sie eilte weiter ohne Rast und Ruh, bis sie unweit der Walstatt den Leichnam ihres Bruders fand. Als sie mit dem Aufgebot ihrer letzten Kraft den Toten zur Ruhe bestattet hatte, sank sie selbst zum Tode erschöpft nieder, um nie wieder aufzuwachen. An all den Stellen, wo die Erde das edle Blut der Königstochter getrunken hatte, da sproßte niederes Buschwerk auf, über und über mit roten Beeren bedeckt, die ein Labsal sind für Mensch und Tier."

Hochaufatmend, lebhaftes Rot auf den Wangen, stand die Erzählerin vor uns, selbst einer Tochter jener alten Recken gleichend. Ich schwieg unter dem Eindruck des Erzählten; der lebhafte Berliner jedoch fand sofort Worte, um seiner Empfindung Luft zu machen. „Ei, ei, gratuliere, Herr Pastor, zu dem poetischen Talent ihrer Fräulein Tochter; man meinte wahrlich die weiten Waldungen Ihrer Heimat zu sehen und den frischen Windhauch und würzigen Waldesodem zu fühlen, und sie selbst", fuhr er scherzend fort, „gleicht sie nicht selbst einer jener Moosbeeren, so blühend, so appetitlich, so waldesfrisch".

„Allerdings," entgegnete lächelnd der würdige Pfarrherr, „hat mein Kind gerade diese Sage gut im Gedächtnis behalten; sie selber ist auf den Namen „Hilde" getauft und im trauten Familienkreis unter ihren Brüdern heißt sie oft im Scherz „unsere Moosbeere". Wenn sie in ihrer frischen Gesundheit in mein Studierstübchen tritt, mag ich sie auch manchmal vergleichen mit der lieblichen und erquickenden Frucht unserer Wälder." Ich redete nichts. Mein Auge sprach, und Kora, die schlaue Evastochter aus Berlin, die mein enthusiastisches Antlitz schon lange beobachtet hatte, warf mir einen neckischen, verständnisinnigen Blick zu.

Die Klingel des Speisewirts unterbrach das Gespräch. Aus dem Schiffsbauch krochen allerhand schwankende Gestalten hervor, auch die israelitische Familie stellte sich ein. Auf dem Oberdeck war unter dem Sonnensegel die Mittagstafel hergerichtet. Der Koch war in Verzweiflung; er hatte für 25 Personen gekocht und 50 Esser stellten sich ein. Mit Hilfe von viel Wasser und Konservebüchsen gelang es, das Mahl zu

strecken. Und wenn leere Schüsseln und fleischlose Knöchlein uns serviert wurden, tröstete uns der vielgereiste Berliner damit, daß die Küche des „Sten Sture" weltberühmt sei, natürlich diesmal müsse man vorlieb nehmen.

Was kümmerte mich die Spitalwassersuppe, was die abgestandenen Biere und spärlichen Fleischreste, nicht einmal die hämischen Blicke, welche der schwarzgelockte Jüngling, mein Freund aus der Rauchkabine, über den Tisch herüber mir zuwarf, konnten mich reizen. Vor meinen Augen schwand die essende, trinkende und witzereißende Gesellschaft; nur ein Bild stand vor mir in leuchtender Klarheit. Mit Zauberschnelle baute meine Phantasie vor mir ein freundliches Haus auf mitten im hübschen Garten. In der Vorhalle war ein Tisch gedeckt, ganz einfach, ein Blumenstrauß in der Mitte seine einzige Zier, und daneben war meine Holde im hellblauen Hauskleid beschäftigt, mir den Morgenkaffee zu bereiten. Wie gut mundet dieser Trank. „Noch ein Täßchen, Geliebte!" lispelte ich. Dann nahm sie meinen Hut vom Nagel, zupfte meinen Rock zurecht und sagte mit reizendem Lächeln: „Jetzt gehe nur, liebes Männchen, laß dich in der Schule nicht verstimmen durch die bösen Buben und bringe einen tüchtigen Appetit mit heim; weißt du, heute gibt es dein Leibessen zu Mittag, Spätzle mit Sauerkraut". Noch einen Kuß auf die kirschroten Lippen und — — — ein heftiges Klirren weckte mich aus meinen Träumen. Der boshafte Knabe mir gegenüber wollte seine Rache haben und er genoß sie. Mit einer geschickten Schwenkung der Wasserflasche war es ihm gelungen, mein Glas Bier umzustoßen und mich aus dem Himmel meiner Ideale unsanft auf die gemeine Erde oder richtiger die Planken des „Sten Sture" hinabzudrücken.

„Wo waren Sie denn?" fragte mich mein Nachbar, als ich beim Klirren der Gläser erschrocken zusammenfuhr; „Sie haben mir auf meine Fragen ganz sonderbare Antworten gegeben. Als ich Ihnen den Fisch anbot, sagten Sie: „bitte meine Liebe, noch ein Täßchen."

„Im Feenland war ich", versetzte ich begeistert. „O erzählen Sie doch vom Feenland", bat Kora. „Werde mich wohl hüten", erwiderte ich; „wissen Sie nicht, daß dem, welcher seine Erlebnisse im Feenland enthüllt, künftig der Weg durch die Dornhecke, die es umschließt, für immer verschlossen bleibt". „Ach!" sagte Kora, „durch eine Dornhecke geht der Weg, da haben Sie wohl dem Dornröschen einen Besuch gemacht, oder gar", sagte sie leise zu der neben ihr sitzenden Hilde, „war es eine Moosbeere. Nein, wie Sie rot werden, liebe Hilde."

Da ging eine Bewegung durch die Gesellschaft. „Die Türme von Stralsund sind in Sicht", sagte der Berliner. „Noch ein halbes Stündchen, und wir sind am Land. Kinder, wenn ihr eure Knochen vollends abgenagt habt, dann sucht eure Siebensachen zusammen und rüstet euch zur Ausschiffung." In flimmernder Ferne in dunstigem Blau erhoben sich die Spitzen der hochgetürmten Stadt; zur Rechten lag wie eine Seeschlange die sich in der Mittagshitze sonnt, die dünnleibige, unendlich lange Insel Hiddensör, „so lang wie Laurenzen sein Kind", sagte ein Matrose. Zur Linken leuchteten die sanft geschwungenen Ufer von Rügen. Der niedere Wasserstand nötigte das Schiff, in seltsamen Krümmungen seinem Ziel näher zu kommen. Endlich stieß der Dampfer an die Landungsbrücke; die Planke wurde gelegt und nichts hinderte die Reisenden am Verlassen des Boots, als die Gestalt eines Zollbeamten, der das Gepäck revidierte. Er war ein sehr höflicher Mann; nichtsdestoweniger lud er mich ein, ihm auf die Zollbude zu folgen, weil ich eine in Kopenhagen gekaufte Figur aus Terracotta zu versteuern hatte. Während ich dort meine Kiste öffnete, die Statue wiegen ließ, sie wieder einpackte und ganze 20 Pfennige Zoll bezahlte, war meine Reisegesellschaft in alle Winde zerstoben.

Aergerlich über die lange Verzögerung, ging ich, mein langes Gepäckstück unter dem Arm, auf den bereit stehenden Expreßzug zu; vor einem Wagen stand der schwedische

Pastor, aus einem andern warf mir der jüdische Knabe eine faule Orange nach. Es war für mich kein Zweifel, in welchen ich einzusteigen hatte.

Der alte Mann weinte wie ein Kind, als er sich von seinem Töchterlein, das zum Fenster heraus sah, verabschiedete und konnte nicht aufhören, dem freundlichen Berliner Herrn, der neben ihm stand, die Hand zu schütteln. „Wie sagt man bei Ihnen in Deutschland? Tausend Danks, tausend Danks und Gottes Segen und den Dank eines alten Mannes!"

Der Zug setzte sich in Bewegung. Unsere Waggonabteilung bestand aus einem Koupee erster und einem zweiter Klasse, die durch einen seitwärts gelegenen Gang mit einander in Verbindung standen. Mein Reisegefährte hatte mit seinen beiden Damen die erste Klasse inne, mir stand die zweite zur Verfügung. „Reisen Sie auch nach Berlin?" fragte er mich. Auf meine bejahende Antwort fuhr er fort: „Nun dann setzen Sie sich nur herein zu uns, wir müssen noch näher mit einander bekannt werden." Dann rückte er sich auf dem rotsamtnen Polster zurecht, steckte sich eine fein duftende Havanneserin an, schlug die Füße über einander und begann zu erzählen: „Sie haben gesehen, wie diese Dame hier von ihrem Vater sich verabschiedete, um in Begleitung von mir und meiner Tochter Kora die Reise fortzusetzen. Wie das kam, möchten Sie wohl wissen. Ich war mit meiner Familie einige Wochen in Saßnitz im Bad; vorgestern ist meine Frau nach Berlin abgereist; meine kleine Tochter aber quälte mich so lange mit der Bitte, eine Fahrt auf dem Meere machen zu dürfen, bis ich endlich nachgab; sie wollte durchaus die Seekrankheit kennen lernen."

„Ist mir aber nicht gelungen", unterbrach Fräulein Kora.

„Da hast du eben mehr Glück als Verstand gehabt. Wir fuhren beim herrlichsten Wetter mit dem „Sten Sture" nach Malmö. Dort trafen wir im Hotel „Kramer" den schwedischen Pastor Carlsson aus Gefle, der seine Tochter Hilde nach Meiningen, woselbst seine einzige Schwester, eine verwitwete Baurätin Haller, lebt, zu ihrer weiteren Ausbildung bringen wollte. Er befand sich in der größten Verlegenheit. Ein eben eingelaufenes Telegramm rief ihn sofort wieder zu seinem Amt zurück; er konnte seine Tochter höchstens bis Stralsund begleiten und mußte sie in fremdem Land sich selbst überlassen, obwohl sie der deutschen Sprache nur wenig mächtig ist. Da — nun Sie werden es für selbstverständlich halten, mein Herr — erbot ich mich, seine Tochter bis Berlin mitzunehmen und für ihre sichere Weiterreise nach Meiningen besorgt zu sein. Wie wird sich meine Frau freuen, wenn ich einen so lieben Gast mitbringe", sagte er sich an Hilde wendend, die aufmerksam, ohne den Sinn der Worte ganz zu verstehen, zuhörte. „Dem guten Pastor erschien mein Anerbieten als sichtliche Erhörung seiner Gebete; er überließ mir mit liebenswürdigem Vertrauen seinen größten Schatz. Die beiden Mädchen haben bereits innige Freundschaft mit einander geschlossen, und wir werden unsern lieben Besuch jedenfalls ein paar Tage festhalten."

Während dieser Erzählung lehnte ich bescheiden an der Verbindungsthür der beiden Koupees. Schon mehrmals hatte Hilde verlegen das ovale Gepäck auf dem Sitz betrachtet; endlich machte sie sich daran, dasselbe auf die Seite zu schieben und sagte stockend und tief errötend auf deutsch: „Der Herr da steht schon lang, mag ich ihm nicht Platz machen zu sitzen?"

Ich dankte lächelnd und freute mich inniglich über diesen hübschen Beweis von Takt und Gemüt.

Wir waren alle in bester Stimmung, und die Zigarre meines Reisegefährten roch in der That sehr fein. Die Mädchen kicherten mit einander nach Backfischart; Kora warf verstohlen schelmische Blicke auf mich und schien Hilde mit der Eroberung, die sie gemacht, zu necken. Ihr Vater, froh an mir einen geduldigen Zuhörer gefunden zu haben, zog die Schleußen seiner Beredtsamkeit weit auf, er wußte gut zu erzählen; mit sich und der ganzen Welt zufrieden, schilderte er die weiten Reisen, die er gemacht; dann zog er aus dem Gepäcknetz eine Reiseflasche hervor, entkorkte sie, hielt sie mir unter

die Nase mit den Worten: „Riechen Sie, kosten Sie, was ist das für ein Gewächs?"

Ein aromatischer starker Duft entquoll ihr. „Das ist echter Schwarzwälder Kirschengeist," sagte ich, nachdem ich gekostet.

„Erraten!" rief er; „er stammt aus Ihrer Heimat, denn daß Sie ein Schwabe sind, beweist ihre Sprache. Apropos! im Schwarzwald bin ich recht gut bekannt, oh, da wohnt ein prächtiger Menschenschlag und wie sagt der Dichter? „ihr Schwarzwaldmädchen braun und schlank," pikfein! sage ich." Er schnalzte mit der Zunge und holte sich einen tiefen Schluck aus seiner Flasche. „Nobles Getränk!"

„Allerdings," bestätigte ich; „die schwäbische Heidelbeere wird der schwedischen Moosbeere in nichts nachstehen." Da lachte mein Genosse, daß ihm das Bäuchlein wackelte, erhob sich, ergriff Hildes linke Hand und meine rechte und rief in komisch feierlichem Ton: „Moosbeere und Heidelbeere sie sollen leben hoch!" „und abermals hoch!" fiel mit heller Stimme Kora ein, während ein warmer Blick Hildes mir ins Herz drang.

So flossen die Stunden dahin in anregendem Gespräch. In sausendem Laufe führte uns der Expreßzug durch die fruchtbaren Gefilde von Mecklenburg. Auch ich gab mein Bestes. Dem Vater erzählte ich Schnurren aus der Studentenzeit, der Tochter Anekdoten aus der Töchterschule; aber alles, was ich sagte, war für Hilde bestimmt, ihr freundliches Aufmerken machte den unbeholfenen Menschen beredt.

Bei einbrechendem Abend war die Station der Berliner Ringbahn, „Gesundbrunnen", erreicht. Hier verließ meine angenehme Reisegesellschaft den Zug. Der Herr sagte mir noch beim Abschied, er wohne in der Nähe Berlins und fahre mit der Ringbahn weiter. Ich erhielt einen tiefen Blick von Hildens dunkelblauen Augen, und einen warmen Händedruck; dann fuhr ich allein weiter. Mein Herz blieb bei der blonden Schwedin zurück. Als ich am Stettiner Bahnhof angelangt war, fiel es mir ein, daß ich, ein blöder Schwabe, meinen Namen nicht genannt, also auch nicht den meines Mitreisenden erfahren hatte. Eine Fortsetzung des Reiseabenteuers war ausgeschlossen, und ich mußte mit meinem Landsmann Schiller seufzen:

„Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm."

II.

Mein Urlaub ging zur Neige; in Berlin blieb mir nur wenig zu thun übrig. Unter anderem beabsichtigte ich einen Besuch in Groß-Lichterfelde bei dem berühmten Schriftsteller Dr. Mayer zu machen, welcher meinen ersten litterarischen Versuch, eine pädagogische Erzählung, mit großer Liebenswürdigkeit der Lesewelt empfohlen hatte. Ein gewaltiges Buch, unter Umständen ein gefährliches Wurfstück, ist das Berliner Adreßbuch, das in jedem öffentlichen Lokal an eine Kette gefesselt auf besonderem Pult aufliegt. Als ich dieses Buch zu Rate zog, ergab es sich, daß der Gesuchte dort in einer neu angelegten Straße wohne, deren Häuser noch nicht mit Nummern versehen waren. Da wandte ich mich an den Verlagsbuchhändler, mit dem Dr. Mayer in Geschäftsverbindung steht, und erfuhr dort, daß die betreffende Straße dicht neben dem Anhalter Bahnhof in Lichterfelde und das Haus durch jedes Kind erfragt werden könne. Als ich befriedigt durch die gegebene Auskunft die Treppe herunter stieg, rief mir ein Packknecht nach: „Der Herr ist seit vierzehn Tagen umgezogen, er kommt jetzt mit der Potsdamer Bahn hierher." Näheres wußte er nicht. So ging ich denn auf gut Glück zum Potsdamer Bahnhof.

Während die neueren Berliner Bahnhöfe Muster von Bequemlichkeit und Uebersichtlichkeit sind, macht der Potsdamer eine unrühmliche Ausnahme. Schwierig ist es

den richtigen Eingang zu finden, schwieriger die Billetkasse zu entdecken, am schwierigsten aber, unter den drei Perrons den richtigen Abfahrtperron zu erraten. Es baumeln zwar drei lange Tafeln von der Decke herab, auf denen ein gutes Auge aufs genaueste die Abfahrtszeit und Richtung der einzelnen Züge lesen kann. Als ich glücklich herausbuchstabiert hatte, daß Lichterfelde auf 2 Tafeln stand und somit Gelegenheit zu kühnen Perronskombinationen bot, nahm ich mir die Freiheit einen müßig dastehenden Pförtner zu fragen, wo ich einzusteigen habe, um nach Lichterfelde zu kommen. Mit einer Armbewegung, die eines Tragöden würdig gewesen wäre, wies der Beamte nach der Richtung der Tafeln und brummte: „Werden wohl lesen können!“ Dann wandte er sich ab, stolz wie ein Spanier, und ließ den armen Sünder stehen. Der unerwartete Zweifel an meiner Lesekunst verblüffte mich dergestalt, daß ich keine Entgegnung fand, sondern sozusagen mit eingeklemmtem Schwanz mich in das Restaurant zurückzog. Dorthin folgte mir ein Herr, der die Antwort des Portiers gehört hatte, und erklärte mir: „Er hat gemeint, Sie wollten ihn uzen. Das weiß hier jedermann, daß man auf dem Mittelperron einsteigt.“ Dieses unbeabsichtigte Geständnis echter Kleinstädterei in der großen Weltstadt brachte meine erregten Nerven wieder in Ordnung. Ich stieg in den richtigen Zug ein und stand eine halbe Stunde später vor dem Bahnhof von Groß-Lichterfelde. So las ich es wenigstens an der Station angeschrieben.

Von einem Lichterfelde, dh. einem Orte mit Straßen und Häusern war freilich weit und breit nichts zu sehen; öder Sand gähnte mich an. Der Mann mit der roten Dienstmütze stand gelangweilt neben seinem Dienstzimmer; nur zaghaft wagte ich die Frage, wo wohl Herr Dr. Mayer wohne. Er strich seinen langen Backenbart, dann erwiderte er: „Herr von Mayer, meinen Sie; er muß ganz in der Nähe wohnen, in der Viktoriastraße, denke ich. Gehen Sie nur gerade aus, dann biegen Sie in die Bahnhofstraße ein, gehen längs derselben bis zur dritten Querstraße rechts, nach 5 Minuten kommen Sie auf die Ringstraße; dort sind Sie ganz nahe bei.“ Dann drehte er sich auf dem Absatz um und verschwand. Ein Bahnhofarbeiter ergänzte diese Anweisung: „Gehen der Herr nur der Telephonleitung nach.“

Das Auge auf die Telephonstangen geheftet, wandelte ich fürbaß. Straßen und Häuser schienen hier zu Land nicht üblich zu sein. Sand und abermals Sand und nochmals Sand. In geeigneten Zwischenräumen staken im Sandmeere Stangen mit Täfelchen, auf dem die Straßennamen geschrieben standen. Weit und breit war keine Menschenseele sichtbar. Die Sonne brannte glühend heiß; sie holte im September nach, was sie im Juli versäumt hatte. „Ich bin allein auf weiter Flur,“ summte ich vor mich hin. Da, auf einem Kartoffelfeld, erblickte ich eine gebückt stehende weibliche Person in braunem Gewand, es konnte auch eine Vogelscheuche sein. Aufs Geratewohl rief ich hinüber: „Sie, Madame, wissen Sie vielleicht, wo Herr Dr. Mayer wohnt.“ In der That, es kam Leben in die Gestalt, sie drehte sich halb gegen mich um und fragte zurück: „Ist der Herr, den Sie meinen, ein Villenbesitzer?“

„Das weiß ich nicht.“

„Wenn der Herr das nicht wissen, kann ich auch nicht sagen, wo der Herr wohnt; wir kennen nur die Villenbesitzer hier.“

„Aber, liebe Frau,“ wandte ich ein, „wenn ich nun sage, der betreffende Herr sei Villenbesitzer, wissen Sie dann, wo er wohnt?“

„Nein, ich nicht, aber vielleicht weiß es dann jemand anders, den der Herr fragen können.“

„So, danke schön für die Auskunft. Haben Sie vielleicht eine Ahnung, wo die Viktoriastraße ist?“

„Na, wer kann denn all die Damen-Straßennamen behalten; es mag so bei der Ringstraße sein; aber da gibt es keine Häuser nicht.“

„Gut, wo ist denn die Ringstraße?“

„Da vorn, wo die Bäume stehen.“

Unweit standen ein paar armselige Bäumlein im Halbkreis und langweilten sich; sie mochten aus einer Nürnberger Spielwarenschachtel herstammen. Bald hatte ich die Ringstraße erreicht. Nun fragte sich's, wie weiter? Links oder rechts. Auf gut Glück ging ich links; bei mir geht alles links im Leben, und ging in der That recht; schon nach ein paar Schritten traf ich auf einen Pfahl mit der Aufschrift: „Viktoriastraße." Ich atmete auf und ließ den Schweiß beruhigter fließen. Das Schild war da; aber die Straße, die Häuser, die Menschen fehlten. In der Ferne zeigt sich dürftiges Buschwerk. Vielleicht verbirgt sich ein Haus dahinter. Gehen wir drauf zu. „Gehen" im Sand, das muß auch gelernt sein, so gut wie das Radfahren und vollends in einem Sand, der ganz geeignet ist, das Ei des Kolumbus auszubrüten. Während der Irrfahrt durch das Sandmeer tauchte wie eine fata morgana Hildes liebliches Bild vor mir auf. Wo mochte sie weilen? Im Tiergartenviertel sollten, wie man mir sagte, die vornehmen Leute wohnen; ob ich sie dort erspähen könnte, von Haus zu Haus fragend. Wenn der Wille die Macht hat in die Ferne zu wirken, so mußte sie meine Sehnsucht herziehen in diese Einöde. Die gewaltige Sonnenglut versenkte mich in eine Art Betäubung, nicht mehr dem Gebüsch, das sich zusehends vergrößerte, nein ihr wandelte ich zu der Holden, die mit weißer Zauberhand mir winkte. „Ich fliege in deine Arme" rief ich mit lauter Stimme; da hatte ich eine geschmackvoll zusammengestellte Baumgruppe erreicht, in deren Schatten ein hübsches Wohnhaus im Schweizerstil sich barg. Das Hofthor stand weit offen, denn der Mann mit dem Koakswagen war da. Ich richtete an ihn meine stereotype Frage: „Wissen Sie vielleicht, wo Herr Dr. Meyer wohnt."

„Ne, dat weeß ick nich. Ick will det Mädchen fragen."

Das Mädchen kommt. „Wissen Sie u. s. w."

„Ne; ich will Madame fragen."

Madame erscheint.

„Wissen Sie vielleicht, wo Herr Dr. Meyer wohnt?"

„Herr von Meyer. O ja, der wohnt hier dichte bei. Ich will Sie durch den Garten führen."

Die gefällige Frau führte mich quer durch ihr kleines hübsches Gärtchen, entließ mich durch eine hölzerne Pforte, und wieder stand ich auf der Straße, pardon im Sand. Wieder zeigte sich einiges schmachtende Grün, ein langer Gartenzaun, eine Thüre mit Glocke, aber kein Haus. Nachdem ich mehrmals geklingelt, schlürfte ein erhitzt aussehendes Dienstmädchen herbei und erwiderte auf meine Frage, ob Herr Dr. Mayer hier wohne, „Herr von Meyer wohnt schon hier; sind Sie denn der Herr Kandidat?" „Gewiß," sagte ich ganz erstaunt darüber, erkannt zu sein von einer gewöhnlichen Magd. Ich mußte doch recht kandidatenhaft aussehen. „Na, dann treten Sie gefälligst näher." Ein freundliches Haus mit geräumiger Vorhalle öffnete mir seine Pforte, und eine stattliche, gut erhaltene Dame begrüßte mich sehr lebhaft mit den Worten: „Nun, da sind Sie ja, Herr Kandidat. Mein Mann wird sofort erscheinen."

Ich stotterte in großer Verlegenheit: „Es wird mich sehr freuen, Ihren berühmten Herrn Gemahl kennen zu lernen."

„Berühmt," erwiderte sie. „Wie man das so nimmt, in Lichtenfelde kennt ihn freilich jedermann."

„O bitte, verehrte Frau," wendete ich ein, „auch bei uns im Süden schätzt man seine Werke sehr."

„Werke?" fragte sie kopfschüttelnd. „Was für Werke meinen Sie denn?"

„Nun seine herrlichen Bücher, sie werden ja von Jung und Alt mit Entzücken gelesen."

„Aber mein lieber Herr Kandidat, welchem Spaßvogel sind Sie denn in die Hände geraten? Mein Mann rührt das ganze Jahr kein Buch an, höchstens den Kurszettel.

Uebrigens, wo bleibt er doch so lange? Sie klingelte. „Auguste, schicke die Kinder mal hieher."

„Ah, Sie haben Kinder, gnädige Frau, gratuliere."

„Nun ich denke," erwiderte sie höchst erstaunt, „wenn man einen Hauslehrer sucht, hat man doch wohl Kinder."

In höchster Verlegenheit sagte ich: „Sie reden von einem Hauslehrer, da muß ein Irrtum obwalten; ich — ich wollte den berühmten Schriftsteller Herrn Dr. Meyer aufsuchen."

„Was Sie nicht sagen! mein Mann ist weder Schriftsteller, noch hat er den Doktortitel? Sind Sie denn nicht der Kandidat Niedlich?"

„Nein bedaure," erwiderte ich; „ich bin allerdings ein Kandidat des höheren Lehrfachs, aber mein Name ist Wedel, Dr. Wedel."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und herein kamen 2 Knaben und hinter ihnen, wer beschreibt mein Erstaunen, das feine Töchterlein meines gemütlichen Reisegefährten von Malmö nach Berlin.

„Gott," rief Kora, „Mama, das ist ja der drollige Herr, von dem ich Dir erzählt habe. Und Sie sind unser neuer Hausgenosse und haben mit uns die ganze Reise gemacht und sich uns nicht einmal vorgestellt! Nein, das ist zu niedlich, Herr Niedlich." Ich öffnete den Mund zu einer Erklärung, da betrat eben der Vater das Zimmer, auch auf seinem Gesicht malte sich unverhohlenes Erstaunen: „Was, Sie sinds, Sie sind Herr Niedlich?" „Mein Herr," sagte ich, kam aber nicht weiter; denn mein Auge erblickte Fräulein Carlson, die eben eintrat und mit hochgeröteten Wangen wie erschrocken an der Thür stehen blieb. Um meine Fassung war es geschehen; ich sank auf einen Stuhl zurück.

Mama hatte ein Spitzentaschentuch ergriffen und hielt es krampfhaft vor den Mund, um den Lachreiz zu unterdrücken. „Liebes Männchen", sagte sie endlich, da muß ein Mißverständnis obwalten."

„Jawohl ein Mißverständnis", unterbrach ich hastig mich erhebend. „Ich bin gar nicht der Lehrer, den Sie erwarten".

„Aber", fragte der Hausherr, „wenn Sie nicht Herr Niedlich sind, wer sind Sie dann, und was verschafft uns die Ehre Ihres Besuches?"

„Mein Herr", wollte ich erwidern: „der Zug des Herzens", besann mich aber noch rechtzeitig und sagte: „es scheint, daß ich an der falschen Thüre angeklopft habe. Mein Name ist Dr. Wedel; ich habe soeben eine größere wissenschaftliche Reise beendigt und wollte, im Begriff nach Hause zurückzukehren, zuvor noch dem berühmten Schriftsteller, Herrn Dr. Meyer in Lichterfelde, meine Aufwartung machen. Man hat mich hierher gewiesen."

„Ah, jetzt wirds Tag!" sagte der Angeredete. „Ich heiße von Meyer, bin in Lichterfelde nicht ganz unbekannt, man hat Ihnen meine Adresse angegeben. Dr. Meyer wohnt dicht beim Anhalter Bahnhof; da hätten Sie mit der andern Bahn fahren müssen. Ich erwarte in diesen Tagen einen Kandidaten der Theologie, namens Niedlich, der sich der undankbaren Aufgabe unterziehen will, meine Söhne und meine Tochter Kora, die Sie schon kennen, in ihren wissenschaftlichen Studien weiter zu fördern. Ha, ha, zu drollig, dieses Mißverständnis! Und nun lachte er aus vollem Halse, und seine Buben lachten und Kora lachte, auch Hildes Antlitz strahlte vor Heiterkeit; es blieb mir nichts anderes übrig, als halb verlegen mitzulächeln. Da erbarmte sich die Hausfrau meiner Verlegenheit und sagte: „Jetzt lassen wir Sie aber nicht so schnell wieder fort; Ihr Dr. Meyer läuft Ihnen nicht davon; ohne Widerrede. Sie speisen heute bei uns." Mit schöner Vertraulichkeit reichte mir Hilde ihre weiche Hand und sagte: „Ich bin glücklich, unsern Reisegefährten vom „Sten Sture" wiederzusehen." Wer war vergnügter als ich! Es kostete mich nicht geringe Willensanstrengung, einen Luftsprung zu unterdrücken. Vor mein Kouvert stellte Herr v. Meyer schmunzelnd eine dickbäuchige

Flasche Heidelbeergeist, und seine Gattin versäumte nicht, eingemachte Moosbeeren aufzutischen, die Anlaß zu zahlreichen Neckereien gaben. Nachdem der Braten abgetragen war, schlug ich an mein Glas — woher mir der Mut dazu kam, weiß ich bis heute noch nicht — und ließ in tiefgefühlten Worten den einsamen Vater hoch im skandinavischen Norden und das gastfreie Haus in Lichterfeldes Sandgefilden hoch leben. „Hats brav gemacht, hats brav gemacht, drum wird er auch nicht ausgelacht", summte mein wackrer Wirt vor sich hin.

Lange saßen wir beisammen im trauten Verein; nur schwer trennte ich mich von dieser Stätte liebenswürdiger Gastfreundschaft. Endlich brach ich auf und erfuhr noch so nebenbei, daß Fräulein Carlson andern Tags mit dem Nachtschnellzuge vom Anhalter Bahnhofe aus abreisen werde, um über Eisenach, wo sie umzusteigen habe, Meiningen zu erreichen.

Der Schriftsteller Dr. Meyer war für mich nicht mehr vorhanden; nicht in tiefem Sand schritt ich zum Bahnhof Lichterfelde, auf Wolken schwebte ich dahin und sang jubelnd in den goldnen Abendhimmel hinein: „Han an em Ort es Bleamli gsehn, es Bleamli rot und wieß".

In stiller Nacht lag ich wachend auf meinem Lager und ließ die Bilder des Tages an mir vorüberziehen. Mein Herz quoll über vor seliger Lust; ich sprang auf mit dem Entschluß, ein Lied zu dichten auf meine Moosbeere, so schön, wie ich noch keines gesungen; und die Nacht lugte zum Fenster herein und spottete des thörichten Menschen, der statt zu schlafen, Verse studierend mit heißem Kopf im engen Stübchen umherwanderte.

Seit ich die Stunde von Hildes Abreise erfahren, hielt auch mich nichts mehr in Berlin zurück, sogar den Besuch bei Herrn Dr. Meyer verschob ich auf später und fand mich am Abend des folgenden Tages 2 Stunden vor Abgang des Zuges reisefertig in der weiten Abfahrtshalle des Anhalter Bahnhofes ein. Dank der elektrischen Beleuchtung entging es mir nicht, wie eine Viertelstunde vor Abgang des Zuges Herr von Meyer nebst Kora und Hilde Platz suchend die Wagenreihe entlangschritten. Ein richtiger deus ex machina fiel ich in die Szene.

„Ach, da ist ja auch unser Schwabe", rief Herr von Meyer, als sein lebhaftes Auge mich erspäht hatte, „sehr aufmerksam von Ihnen, sich noch einzufinden."

„Ich bin durch Umstände genötigt, ebenfalls abzureisen und habe bis Eisenach mit dem Fräulein einen Weg," erwiderte ich scheinbar gelassen.

„Um so besser," versetzte er, „dann fahren die Herrschaften zusammen, und ich nehme Ihnen das feierliche Versprechen ab, Herr Doktor, für unsern lieben Gast zu sorgen, wie für Ihren Augapfel und sie ritterlich vor allen Reiseflegeln zu schützen.

Ein leeres Koupee fand sich mit Hilfe eines dem Schaffner in die Hand gedrückten Päckchens Zigarren, noch einige Dankesworte und Abschiedsthränen, dann saß ich mit dem anvertrauten Gut allein in dem dämmerigen Wagen. Punkt 8 Uhr rollte der Zug in die sternenlose Nacht hinein. Welche Wonne, so durchs Leben reisen zu dürfen, Hand in Hand mit Hilde. Wie hatte ich mich gesehnt nach diesem Zusammensein! Wie dankte ich es der Fürsorge des Herrn v. Meyer, daß wir allein geblieben waren! Nun konnte ich eine der beiden Anreden, die ich in der Nacht, Wort für Wort erwägend, ersonnen hatte, an den Mann, oder vielmehr an das Fräulein bringen; die erste fing mit den bescheidenen Worten an: „„Zwar bin ich nichts und habe nichts, aber —"", die andere, welche ich mir von einem Fußfall begleitet dachte, platzte geradezu heraus: „„Hilde, ich liebe dich!"" Welche sollte ich nehmen. Jetzt, da der Augenblick der Entscheidung gekommen, war mir die Zunge wie gelähmt. Es wurde allmählig glühend heiß; ich konnte den Regenmantel, den ich zum Schutz gegen die Nachtluft umgelegt hatte, füglich entbehren; ich spürte auch den kühlen Wind nicht, der zu den klappernden Fenstern eindrang, dagegen schien Hilde darunter zu leiden. Im Uebermaß meines Gefühls

fand ich keine Worte. Endlich als das Schweigen peinlich zu werden drohte, stotterte ich: „Frieren Sie vielleicht, mein Fräulein?“

„Nur ein bischen,“ erwiderte sie lächelnd, „meine Reisedecke ist leider in den Koffer verpackt worden, und ich habe kühl.“

Wortlos reichte ich ihr meinen Regenmantel dar. Hildchen sträubte sich zwar ihn zu nehmen: „O, ich bin gar nicht verzärtelt,“ sagte sie; endlich gestattete sie mir ihn um ihre Schulter legen zu dürfen, und ein allerliebstes Gesichtchen sah unter der Kapuze hervor.

Mit holdem Zutrauen wandte sie sich an mich: „Ich habe mich so sehr gefürchtet vor der Eisenbahnfahrt bei Nacht; aber so lange Sie da sind, ist mir ganz wohl. Darf ich ein bischen schlafen, ich bin so müde?“

War das nicht ein entzückendes Zutrauen? „Schlafen Sie; ich wache!“ sagte ich mit Nachdruck. Sie faltete die Hände zum Nachtgebet, schloß die Augen, und bald verkündigten lange, ruhige Atemzüge, daß sie eingeschlummert war.

Mein Wächteramt war ein sehr anstrengendes. So oft der Zug hielt, fuhr ich mit dem Kopf zum Fenster hinaus und fragte den Schaffner: „Sind wir bald in Eisenach?“ Umsonst versicherte er mir, der Biedere, mehrmals: „Eisenach kommt noch lange nicht.“

Nach einiger Zeit bemächtigte sich auch meiner eine überwältigende Schlafsucht; nur eine Sekunde lang mußte ich die Augen schließen. Ich that's, und war im Nu im Reich der Träume. Ich flog so leicht, so schnell einem funkelnden Stern zu, der allmählich Hildes Gesichtszüge annahm. Da huschte der helle Schein einer Gaslaterne über mein Antlitz, ich erwachte plötzlich. Mechanisch steckte ich den Kopf zum Fenster hinaus: „Wo sind wir?“

„In Eisenach,“ rief ein Mann.

„Wie lange Aufenthalt?“

„Fünf Minuten!“

Meine Reisegefährtin lag sanft in Morpheus Armen. Da galt es rasch sein. Ich weckte Hilde, welche kostbare Minuten brauchte, bis sie sich besinnen konnte, wo sie war. „O es war so schön!“ seufzte sie.

„Bitte, nur schnell aussteigen,“ rief ich, „wir sind in Eisenach. Dort ist der Wartesaal. Sie haben zwei Stunden Aufenthalt, mein Zug geht sofort weiter.“ Mit sanfter Gewalt zog ich die Schlaftrunkene zum Wagen hinaus, führte sie in das leere, schwacherleuchtete Restaurationszimmer, drückte ihr noch ein Blatt Papier, auf das ich mein Gedicht in schönen, leider deutschen Strophen geschrieben hatte, in die Hand, nahm meinen Mantel an mich und sagte mit zitternder Stimme: „Auf Wiedersehen, liebes Fräulein.“ Dann stand ich auf der beinahe dunkeln Plattform des Bahnhofs. Die Uhr wies auf 3 Uhr morgens. Ein Glockenzeichen, ein schriller Pfiff; der Zug, mit dem ich angekommen war, und der mich nach Frankfurt bringen sollte, setzte sich in langsame Bewegung. Hui! mit drei Sätzen war ich drüben, erwischte noch eben das Trittbrett des letzten Wagens und schwang mich hinauf. Ich legte mich auf die weichen Polster, und ehe ich einen klaren Gedanken fassen konnte, schlief ich ein und flog zum zweitenmal auf meinen hold leuchtenden Stern zu.

Als ich ein paar Minuten später, wie mich deuchte, die Augen aufschlug, war es heller Tag.

Der Zug hielt still. Ich befand mich in Frankfurt am Main und traf einige Stunden später wohlbehalten in meinem tannenumsäumten Heimatstädtchen ein. Dort erwartete mich ein Regierungserlaß, der mich zum wohlbestallten Gymnasiallehrer in M. ernannte. Geschäfte der mannigfachsten Art bemühten sich, mich meine Reiseerlebnisse vergessen zu machen. Umsonst! Die Höflichkeit schon gebot mir, mich bei der verwitweten Frau Haller, geborenen Carlson in Meiningen, schriftlich nach dem Wohlbefinden Ihrer Nichte zu erkundigen. Ein Briefwechsel ergab sich auf natürliche Weise dadurch, daß ich es

für meine Pflicht als Lehrer hielt, meine sachverständigen Ratschläge, wie der Studienplan der Nichte einzurichten sei, nicht zurückzuhalten. In dem Verhältnis wie Hilde im Deutschen Fortschritte machte, wurden ihre Nachschriften zu den Schreiben ihrer Tante, die ich zu korrigieren versprochen hatte, länger. Auch meine Beschäftigung mit der schwedischen Sprache krönte der Erfolg. Ja, ich wurde schließlich so kühn, einen langen schwedisch abgefaßten Schreibebrief, dessen Abfassung mich manche Stunde gekostet hatte, an den guten alten Pastor Carlson in Gefle zu richten. Vierzehn Tage später erhielt ich aus der Gegend, wo die vielen Moosbeeren wachsen, ein Schreiben, das mich zum glücklichsten der Sterblichen machte; es war von der Hand des alten Pastors selbst; er teilte mir mit, daß er dem Glück seiner einzigen Tochter, die mich ins Herz geschlossen habe, nicht entgegentreten wolle, jedoch eine eigentliche Verlobung erst stattfinden könne, wenn wir uns näher kennen gelernt hätten. Er lade mich freundlich ein, die nächsten Sommerferien in seinem Hause zuzubringen. Hildes Aufenthalt in Meiningen sei bis dahin ebenfalls zu Ende, vielleicht treffe es sich, daß wir einen Teil der Reise gemeinsam machen könnten.

Ich werde somit in die Lage kommen, meine Hochzeitsreise noch vor der Verlobung anzutreten. Meine Braut und ich richten uns natürlich so ein, daß wir mit dem „Sten Sture“ hinüberfahren.

Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

November.

21. Ukas des Kaisers von Rußland, daß die 13. Kavalleriedivision aus dem Moskauer in den Warschauer Militärbezirk transloziert wird.
26. Der Bundesrat legt dem Reichstage eine Getreidezollnovelle vor und setzt den neuen Zoll sofort widerruflich in Kraft.

Dezember.

3. Rücktritt Grevys als Präsident der französischen Republik. Sein Nachfolger Sadi Carnot.
13. Militärische Konferenz in Wien unter Vorsitz des Kaisers.
17. Der Reichstag nimmt die Getreidezollnovelle unter Herabsetzung des Zolles für Roggen und Weizen von 6 auf 5 Mark an. — Vertagt sich dann.
18. Der Bundesrat stimmt der Getreidezollnovelle in der vom Reichstage angenommenen Fassung zu.

Politik.

Auf dem Gebiet der inneren Politik hat sich der alte Kampf um die Mittelpartei in neuen Formen fortgesetzt — die Offiziösen und einige Nationalliberale waren und sind, wie immer, für dieselbe, die Konservativen dagegen. Angeknüpft haben die Erörterungen diesmal an zwei Ereignisse. Einmal an den Umstand, daß Prinz Wilhelm eine private Versammlung in Berlin besucht hat, in welcher über Mittel und Wege beraten worden ist, dem Defizit der Berliner Stadtmission abzuhelfen. Weil nun der bestgehaßte Hofprediger Stöcker, der gleichzeitig Leiter der Stadtmission und der christlich-sozialen Partei ist, ebenfalls anwesend war, so wurden von den Gegnern, die längst wissen, daß Stöcker beim Prinzen in hohem Ansehen steht, geflissentlich das kirchliche und das politische Moment durcheinander geworfen, um, wenn möglich, den

Prinzen wegen politischer Parteinahme denunzieren zu können. Und zwar insofern mit einem gewissen Scheine des Rechts, als der Prinz die Notwendigkeit betont hatte, christlich-soziale Ideen in das Volk zu tragen. Das andere Ereignis aber, welches offiziöse Tintenströme entfesselte, ist ein Beschluß der „konservativen Gesamtvertretung" Berlins, durch welche die sogenannte „Berliner Bewegung" vom „Kartell" losgesagt worden ist. Der Beschluß hat den Zweck, „dem bei den letzten Wahlen gemachten Versuch, die konservative Berliner Bewegung mit anderen Parteien zu vermischen, in Zukunft einen Riegel vorzuschieben und unbefugten Mittelparteilern auf diesem Gebiete ein- für allemal das Handwerk zu legen." Die offiziösen Blätter sind natürlich sehr erschrocken über diese Wendung der Dinge. Unabhängige Konservative sind ihnen fast noch unangenehmer, als unabhängige Liberale. Daher setzten sie alle Hebel in Bewegung, den unliebsamen Beschluß zunächst zu leugnen, später als wirkungslos und verderblich hinzustellen: die christlich-soziale Partei sei das „tote Gewicht" in der Berliner Bewegung. Hierauf kann leicht entgegnet werden, daß diese kleine aber rührige Partei von jeher der eigentlich belebende Faktor der Bewegung gewesen, und Stöcker doch am letzten Ende der Urheber der ganzen politischen Besserung im fortschrittlichen Berlin sei. Freilich ist mit solcher Entgegnung wenig ausgerichtet worden. Denn wenn schon früher nicht unverbürgte Gerüchte umgingen, daß man an einer für gewisse Offiziöse maßgebenden Stelle Stöcker auf Grund des Sozialistengesetzes habe ausweisen wollen, so war es nun natürlich doppelt notwendig, den Prinzen vor „Stöckerei und vor Muckerei" zu warnen und ihn mit der ganzen Freiheit, die den Berliner Offiziösen eignet, auf die goldene Mittelstraße der Halbheit zu rufen. Indessen wird das voraussichtlich gar nichts helfen. Denn Prinz Wilhelm hat sich schon so oft als einen so festen und energischen Charakter bewährt und bewiesen, daß man sicher sein kann, er werde auch ferner, unbeirrt und unbekümmert um unberufene Ratgeber, die Straße festhalten, die seine Ueberzeugung ihn führt.

Der Reichstag ist wieder zusammengetreten und hat sich zunächst einen Präsidenten gegeben. Die Wahl bot keine Schwierigkeiten, sondern kostete nur Zeit. Das Ergebnis der infolge des Widerspruches des Zentrums gegen die Zurufswahl notwendig gewordenen Zettelwahl war das erwartete. Das Präsidium der vorigen Session v. Wedell — Buhl — v. Unruh-Bomst wurde von neuem gewählt. Das Zentrum, welches ebenso wie im Frühjahr den Anspruch geltend machte, den ersten Vizepräsidenten zu stellen, während ihm die Rechte nur den zweiten Vizepräsidenten einräumen wollte, stimmte bei dem zweiten Wahlgang für Freiherrn v. Franckenstein und gab bei der Wahl des ersten Präsidenten und des ersten Vizepräsidenten weiße Zettel ab. Man fürchtete auf Grund dieser umständlichen Einleitung, daß die Verhandlungen auch ferner sich nur mit erheblichen Hindernissen vollziehen würden. Indessen hat der Verlauf der Sitzungen erfreulicherweise diese Sorgen zu schanden gemacht.

Der Reichstag hat den Etat durchberaten, die Getreidezoll-Novelle in drei Lesungen erledigt und die neue Wehrvorlage, gegen welche kaum Widerspruch laut wurde, an eine Kommission verwiesen.

Am bedenklichsten sah es um das Zustandekommen der Getreidezoll-Novelle aus. In der Generaldebatte platzten die alten unzählige Male vorgebrachten Gründe und Gegengründe der Freihändler und Schutzzöllner, der Agrarier und Industriellen mit unverminderter Kraft auseinander. Das Ergebnis war die Verweisung der Vorlage an eine Kommission. Und das Ergebnis der Kommissionsberatungen völlige Ergebnislosigkeit. Man einigte sich über nichts; die ganze Sache schien gefährdet und die Regierung warf schon beinahe die Flinte ins Korn. Indessen klärte sich die Lage vor der dritten Beratung im Plenum. Ein Kompromiß, welches innerhalb des Zentrums abgeschlossen worden war, statt 6 M. 5 M. für Weizen und Roggen zu setzen, wurde zum Kompromiß aller Parteien und mit der Annahme desselben wieder einmal Herr Windthorst zum Herrn der Situation gemacht. Es ist eigentümlich genug, daß

gerade Regierung und Freikonservative immer wieder den Ultramontanen zu unvermuteten und unnötigen Siegen verhelfen. Einige Schwierigkeit machten dann noch die Sperrmaßregeln, die gleich bei Einführung der Zölle von der Regierung verfügt worden waren, um dem Mißbrauch des Uebergangsstadiums durch die Spekulation nach Möglichkeit vorzubeugen. Aber auch diese wurden im wesentlichen gutgeheißen. Nur sollte denjenigen Geschäften, welche gerichtlich nachweisbar vorher abgeschlossen sind, die Voraussetzung rechtlich gewahrt bleiben, die ihnen zollgesetzlich zu Grunde lag, wodurch in glücklicher Weise Privatrecht und Staatsinteresse ausgeglichen wurden. Kein Wunder, daß die manchesterliche Presse mit jedem Tage unglücklicher über den Gang der Ereignisse geworden ist. Ihre Zwickmühle von Beschuldigungen gegen die „Agrarier" hielt sie stets bereit. Sollte die Thorheit der „Agrarier" geschildert werden, so hieß es: die Zölle helfen dem Ackerbau nichts. Die Landwirte schädigen sich nur selbst. Sollte ihre Begehrlichkeit in düsteren Farben gemalt werden, so sagte man: die Landwirte werden ungeheuren Nutzen haben; sie bewilligen sich unzählige Millionen aus den Taschen anderer Leute. Auch die Sozialdemokraten stimmten durch Bebels Mund in die alten „liberalen" Beschuldigungen ein, während gerade die Vertreter dieser „Arbeiter"-Partei gegen ungezählte Vorlagen gestimmt haben, die eminent antikapitalistisch, ja zum Teil, wie die Monopole, durchaus sozialistischer Natur waren. Statt des arbeiterfreundlichen Sozialismus hat die Sozialdemokratie hier wie immer im Gefolge der eigentlichen Kapitalistenpartei des Reichstages — des Fortschritts — und unter Führung Bebels und des alten verbitterten Achtundvierzigers Liebknecht rein theoretischen Doktrinarismus getrieben, der die Lage der Arbeiterpartei um keinen Deut verbessert, sondern nur die sozialen Gegensätze verschärft und gesunde Reformen, wenn auch nicht ganz gehindert, doch wirksam genug erschwert hat. — Für „Sozialreform" als solche wollen wir zwar unsererseits den Kornzoll nicht ausgeben. Daß derselbe aber in seiner Geringfügigkeit irgend jemanden wirklich drücken könne, halten wir bis auf weiteres für völlig ausgeschlossen.

Inzwischen hat sich der Bundesrat mit den Aenderungen des Reichstages einverstanden erklärt; die Vorlage ist Gesetz geworden und als solches veröffentlicht.

Der andere Gesetzentwurf, welcher den Reichstag beschäftigt hat, betrifft eine Aenderung der Wehrpflicht. In der Begründung desselben wird hervorgehoben, daß Deutschland durch seine geographische Lage einem gleichzeitigen Angriffe starker Heere auf zwei Fronten ausgesetzt sei. Solcher Bedrohung gegenüber müsse die Heeresmacht noch größer sein als bisher. Das neue Gesetz will demnach sechs bisher dem Landsturm angehörige Jahrgänge für eine mögliche Zeit großer Gefahr sofort bereitstellen. Die laufenden Ausgaben, welche durch notwendige Vermehrung des Kontrollbestandes und des Büreaufonds erwachsen, sollen 150 000 M. nicht übersteigen. Die einmaligen Ausgaben werden etwa 250 000 M. betragen.

Fast alle Parteien anerkannten in der Debatte das Bedürfnis der Erhöhung und die Zweckmäßigkeit der Ausführung. Wenn gleichwohl die Vorlage an eine Kommission verwiesen wurde, so bedeutet das für diesmal kein dauerndes Begräbnis, sondern im Gegenteil die Aussicht, daß etwas aus der Beratung hervorgehen werde, was allen Parteien genehm ist. Daß die Last unserer Waffenrüstung immer größere Dimensionen annimmt, ist ja beklagenswert und eine Sache, die niemand ohne Sorge mit ansehen kann. Aber der Ernst der Zeit und die drohende Doppelgefahr sind uns allen und jedem einzelnen viel zu nahe gerückt, als daß man nicht lieber auch die schwersten Opfer im Frieden den verderblichen Folgen eines unglücklichen Krieges vorziehen sollte.

* * *

Die **auswärtige Lage** ist nach wie vor eine äußerst gespannte, oder richtiger: sie war es lange Zeit hindurch. In dem Augenblick, da wir schreiben, läßt die Spannung anscheinend etwas nach und wenigstens die Möglichkeit blickt durch, daß doch der Friede

noch erhalten werden könne. Die große Unsicherheit der Lage ist wesentlich dadurch entstanden, daß Rußland große Truppenmassen an die Westgrenze geworfen hat, und — soweit der Uneingeweihte sehen kann — die Auskunft darüber verweigert, was denn eigentlich die gewaltigen Verschiebungen für einen Zweck haben. Offiziös wird versichert, daß sie rein defensiver Natur seien, eine Ausflucht, die um so verwunderlicher ist, als niemand in der Welt daran denkt, Rußland anzugreifen. Charakteristisch ist, daß der Ukas, der die Verschiebungen anordnet, das Datum der Rückkehr des Kaisers von der Berliner Begegnung trägt, also gewissermaßen als Schlußergebnis derselben anzusehen ist. Kein Wunder, daß zunächst Oesterreich in große Sorge geraten ist und wenigstens vorläufige Gegenmaßregeln getroffen hat. Erschwerend für den Ernst der Lage, wenn man sie von weiterem Gesichtspunkt aus betrachtet, ist aber der Umstand, daß der Konflikt, um den es sich eigentlich handelt, unlösbar ist. Rußland will den alten Einfluß in Bulgarien wieder gewinnen. Oesterreich aber will sich denselben unter keinen Umständen gefallen lassen. Im Hinblick darauf ist es völlig gleichgültig, ob Fürst Ferdinand mit seiner unbedeutenden Person kommt oder geht. Sein Gehen als solches würde, wie es doch z. B. die Börse annahm, die Lage an sich durchaus nicht nachhaltig bessern.

Anderseits fällt als Gegengewicht für den Frieden in die Wagschale, daß zunächst Zar Alexander persönlich nach kriegerischen Lorbeern durchaus nicht lüstern sein soll. In zweiter Linie kommen die russischen Finanzen in Betracht, die selbst, wenn Friede bleibt, sich in einem Zustande befinden, der den Bankrott schwer vermeidlich erscheinen läßt. Auch fragt man sich, trotz aller Erwägungen, daß die Leidenschaft stärker zu sein pflegt, als die Vernunft, doch, ob selbst panslavistische Generäle, wie Gurko und Kuropatkine, im Herzen glauben, daß sie gegen die verbündete österreichisch-deutsche Armee aufkommen können?

Die Sache läge anders, wenn Frankreich zu den unbedingten Bundesgenossen Rußlands gehörte. Aber die Geneigtheit, mildere Saiten aufzuziehen, scheint jenseit der Vogesen eher im Wachsen, als im Schwinden begriffen zu sein. Und endlich dringen sogar von jenseit des Kanals Stimmen herüber, welche eine aktive Teilnahme Englands zur See im Interesse des Friedensbundes in Aussicht stellen. Mit welchem Recht, muß dahingestellt bleiben. Einiges Mißtrauen erweckt aber die Erwägung, da solche Bereitschaft der überlieferten Politik Englands — andere die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen — durchaus widerspricht. Indessen sei dem, wie ihm wolle — der Dreibund stellt auch ohne England eine so furchtbare Kriegsmacht dar, daß man kaum versteht, was eigentlich Rußland veranlaßt, sich ohne Geld, ohne Truppen, ohne Bundesgenossen so weit vorzuwagen, als es gethan hat.

Als Druckmittel bei etwa beabsichtigten Verhandlungen mag ja die Truppenverschiebung einen gewissen Wert im russischen Interesse haben. Indessen doch schwerlich einen so hohen, daß es, wie man sagt, dabei auf die Kosten kommen könnte. Offiziöse Notizen deuten an, daß die Ideen des Zaren über die Lösung der bulgarischen Fragen durchaus unmögliche seien.

Wie gesagt — in dem Augenblick, da wir schreiben, scheint die Spannung der Lage ein wenig nachzulassen. Indessen kann bei der völligen Ungelöstheit der Grundkonflikte jeder Tag uns neue Verschärfungen melden.

* * *

In **Frankreich** hat es wieder eine Umwälzung von größter politischer Tragweite gegeben. Bisher, seit Gründung der neuesten Republik im Jahre 1870, hatte sich die Tradition entwickelt und war von Grevy mit Geschick und Energie festgehalten worden, daß wohl die Ministerien je nach den parlamentarischen Mehrheitsstellungen wechselten, daß aber der Präsidentenstuhl den festen Punkt im wogenden Parteigetriebe abgebe. Wie bisher wollte es Grevy auch diesmal gehalten wissen, nachdem er durch allerlei

Schwindeleien seines Schwiegersohnes einigermaßen mit bloßgestellt war. Aber „es rast der See und will sein Opfer haben". Alle Personen, die in Frage kommen konnten bei neuer Kabinettsbildung, verweigerten ihm ebenso wie das alte Kabinett die Fortführung der Geschäfte, und so blieb denn schließlich dem persönlich nichts weniger als großartigen, aber im Interesse des Friedens sehr nützlichen Grevy kein anderer Ausweg übrig, als „außer der Zeit" sein Präsidentschaftsamt niederzulegen und damit auch das hohe Gehalt zu verlieren, von dem er sich unlieb trennte. In den Tagen der Wahl des Nachfolgers ging es außerordentlich wild in Paris her und man fürchtete wieder einmal die Anarchie. Indessen gelang es doch, die Ordnung aufrecht zu halten und einen Mann zu wählen, der bis dahin ziemlich unbekannt gewesen und erst neuerdings dadurch berühmt geworden war, daß er einem Bestechungsversuch im Ministerium siegreich widerstanden hatte — Herrn Sadi Carnot. Dieser trat sein Amt sofort an und erließ eine Botschaft mit hoffnungsvollen Versprechungen. Das Staatsbudget soll in der Schwebe gehalten, die Wehrkraft erhalten und gestärkt werden, in ganz Frankreich soll, wenn möglich schon im kommenden Jahre, Glück und Zufriedenheit einziehen. Die Beziehungen zum Auslande sind selbstverständlich die besten: Frankreich hat nur den einen Wunsch, an der Erhaltung und Befestigung des europäischen Friedens mitzuwirken. Das ist in der That alles sehr lobenswert, und niemand zweifelt, daß Herr Carnot die beste Absicht hat, Frieden zu halten. Leider scheint aber, daß er als Politiker doch wohl seiner Stellung nicht ganz gewachsen ist, und man zweifelt, daß er im stande sein werde, radikalen Stürmen zu trotzen. Schon die Kabinettsbildung ging äußerst kümmerlich vor sich. Mehrere Versuche mit Fallieres und Goblet scheiterten, und endlich kam nur mit genauer Not das gegenwärtige Ministerium Tirard zustande. Mit großer Mühe — spricht man doch davon, daß Präsident Carnot im Falle der Ablehnung Tirards mit seiner eigenen Abdankung gedroht habe — ist dasselbe lebensfähig geworden, nicht eben zur Freude der Pariser, denn, soweit sich bis jetzt übersehen läßt, ist eigentlich keine Partei von der neuen Schöpfung sonderlich erbaut. Der äußersten Linken ist sie zu gemäßigt, den Gemäßigten zu radikal, die Chauvinisten vermissen die Vertretung der Revancheidee, noch andere, und diese letzten haben ohne Zweifel sehr recht, nennen das ganze Ministerium unbedeutend und mittelmäßig. Es ist wieder ein reines Geschäfts-, ein Uebergangsministerium, welches aber kaum so glücklich zusammengesetzt sein dürfte, wie das verflossene Kabinett Rouvier.

* * *

In **Italien** hat Minister Crispi sehr erhebliche Veränderungen im Personalbestande der Diplomatie vorgenommen. Indessen haben dieselben wesentlich nur eine interne Bedeutung. Von europäischer Wichtigkeit konnte und sollte werden, ist aber bisher nicht geworden die Expedition nach Abessynien. Große Truppenmassen sind mit ungeheuren Kosten nach Massauah befördert worden, liegen dort aber seit Wochen unthätig fest. Die mit eingeborenen Händlern abgeschlossenen Kontrakte auf Lieferung von Kamelen wurden nicht erfüllt, dagegen traf eine englische Gesandtschaft ein, die sich zum Negus begeben und denselben auch gesprochen hat, ohne indes, wie sie doch wohl versucht hat, eine Friedensvermittelung zustandezubringen. Jetzt ist die Gesandtschaft zurückgekehrt, aber von einem Vorrücken der Italiener, die schon stark an Dysenterie leiden, nichts zu spüren. Im Gegenteil melden Telegramme ein Vorrücken der Abessynier auf Monkullo, und es gewinnt den Anschein, als ob ein Hauptangriff demnächst zu erwarten stände, der die Italiener in der Defensive treffen wird. Ein schließlicher Sieg der letzteren ist wohl kaum zu bezweifeln, da die Gegner halbwilde Völker ohne alles Geschütz sind, die Italiener aber vortrefflich ausgerüstet. Immerhin kann der Feldzug zunächst bedeutende Opfer kosten. Jedenfalls wirft der bisherige Gang der Dinge ein nichts weniger als günstiges Licht auf die italienische Kriegführung und Heeresleitung.

Wirtschaftspolitik.

Durch die Annahme des Zollsatzes von fünf Mark für Weizen und Roggen ist wohl für die Landwirtschaft insofern eine Verbesserung bewirkt worden, als immerhin für das Zwischengeschäft kein so großer Vorteil mehr beim Mischen des importierten schlechten Getreides mit dem guten deutschen herausspringt; allein der Zweck, der erstrebt werden muß, nämlich der, daß die schlechtesten fremden Getreidesorten überhaupt keinen Eingang mehr nach Deutschland gewinnen können, ist nicht entfernt erreicht und würde allerdings auch noch nicht bei einem Zollsatz von 6 Mark erreicht worden sein. Freilich haben ohne Zweifel die parlamentarischen Vertreter der Landwirtschaft zum Teil nicht wenig Schuld an dem ungenügenden Ergebnis der Reichstagsbeschlüsse, hauptsächlich durch Einwerfung des Vorschlages, den Identitätsnachweis für die Zollrückvergütung bei Wiederausfuhr von Getreide zu beseitigen.

Man kann wohl begreifen, daß Führer der konservativen Partei in Ostpreußen auf den Gedanken kommen können, den Nachteil, den der Handel und insbesondere die Spekulation durch die Zollerhöhung erleiden müssen, durch andere Vorteile auszugleichen, da insbesondere die beiden Hauptstädte von Ost- und Westpreußen am Getreidehandel, und zwar mehr am russischen als am deutschen, ein sehr großes Interesse haben. Und es liegt auch wohl nahe, daß von seiten jenes Getreidehandels die Beseitigung des Identitätsnachweises an die Hand gegeben wurde. Allein verständigerweise muß man sich auch sagen, daß es unmöglich ist, den Pudel zu waschen ohne ihn naß zu machen. Bei der Frage der Getreidezollerhöhung stehen sich die Interessen unbedingt und unversöhnlich gegenüber. Entweder muß der Handel eine Einschränkung erfahren oder die Landwirtschaft muß Verluste und dasselbe Schicksal erleiden, wie die englische. Entscheidend für unsere Stellung zur Getreidezollfrage ist es daher, welche wirtschaftliche Verzweigung ist für unseren nationalen Bestand und unsere Wohlfahrt wichtiger: die Landwirtschaft oder der Handel? Wir müssen uns fragen: woher erwächst die Kraft; aus der Produktion oder aus dem Umschlag derselben? Und wenn wir uns für die Landwirtschaft und die Produktion entscheiden, so müssen wir in dem Kampfe, der hier entsteht, auch voll und ganz für sie eintreten. Denn niemand kann zwei Herren dienen; am allerwenigsten im Kriege beiden Parteien; man wird dann, wenn nicht mit Willen und in Gesinnung, doch thatsächlich zum Verräter.

In der Wirkung muß die Einwerfung der Identitätsfrage als höchst unheilvoll bezeichnet werden; und auch sonst ist wohl kaum der Beweisführung der Gegner der Zollerhöhung mit dem gehörigen und entsprechenden Nachdruck entgegengetreten worden. Der Haupt-„Schlager" der Zollgegner ist immer, daß das Brot um den Zoll verteuert werden müsse. Nun ist aber Weizen in Deutschland gar kein Brotgetreide; wenn auch neuerdings mindere Sorten von Weizenmehl, welche geringeren Wert haben als Roggenmehl, von den Brotfabriken mit in das Brot verbacken worden sind. Es bleibt also die Roggeneinfuhr. Diese dürfte für das laufende Jahr etwa zehn Prozent des Bedarfes betragen. Also nur etwa zehn Prozent des in Deutschland verbrauchten Roggens würde von der Zollerhöhung betroffen werden und damit unter Umständen eine Brotverteuerung nach sich ziehen können. Nun wird zwar behauptet, diese Erhöhung erstrecke sich auf den Gesamtverbrauch von Roggen und der Zollbetrag werde von den Landwirten und insbesondere von den Großgrundbesitzern als gute Beute eingesteckt. Wie wenig dies aber zutrifft wird durch die Thatsache, daß trotz der ersten Zollerhöhungen der Getreidepreis immer mehr zurückgegangen ist, augenscheinlich widerlegt. Dies ist auch leicht erklärlich; denn infolge der latifundischen Produktion, welche in den überseeischen Ländern, sowie in Rußland rc. immer mehr um sich greift bez. dadurch, daß der Ertrag der Landwirtschaft in diesen Ländern aus den Händen des Besitzers immer mehr heraus in diejenigen der ausländischen Kapitalgläubiger fällt, besteht das Angebot unausgesetzt und ist ungefähr zu vergleichen mit einem Strom, der gegen die Dämme

schlägt und stets droht überzulaufen und durchzubrechen und der in der That auch öfter durchbricht und dann stets auch mit Wucht einen Ausgleich herbeiführt. Infolge der Zollerhöhung wird daher wohl der Getreidepreis in Deutschland zunächst steigen, dagegen sinkt er außerhalb, weil das Angebot durch die infolge der deutschen Zollerhöhung abgehaltene Menge steigt. Diese Erhöhung einerseits und der Herabgang anderseits bilden aber eine Differenz, durch welche die Wirkung des Zolles bis auf die Hälfte herabgedrückt wird, während infolge der zunehmenden Einbeziehung unkultivierter Länder in die Produktion durch das internationale Kapital die auswärtige Getreidegewinnung in unausgesetztem Wachsen, das Angebot also im Steigen ist. Man kann also mit ziemlicher Gewißheit den Zeitpunkt, wo auch die heutige Zollerhöhung wirkungslos werden wird, voraussagen.

Nun liegt aber der Schwerpunkt der Zollfrage für das Getreidezwischengeschäft bei der Mischung. Das Getreidezwischengeschäft macht seinen Gewinn nicht allein durch die Herabsetzung der Getreidepreise einer- und die Hinaufsetzung der Brotpreise anderseits, sondern auch dadurch, daß die schlechten Getreidesorten „verbessert" und als gut verkauft, bez. verwendet werden. Polnischer Roggen ist am Londoner Markt und auch in Westdeutschland gar nicht verkäuflich. Wenn derselbe aber zu einem Drittel oder zur Hälfte mit ostpreußischem bez. deutschem vermischt ist, so wird er einfach als solcher verkauft. Nun liegt es doch auf der Hand, daß dadurch die deutsche Produktion geschädigt wird. Der Ruf der deutschen Produktion leidet dadurch stark. Denn es liegt auf der Hand, daß deutsches Getreide, dem nur ein Drittel schlechtes polnisches beigemischt ist, nicht mehr die Güte besitzt als das reine; es kommt aber so an die Konsumtion, und es heißt, der deutsche Getreidebau verschlechtert sich; damit auch die Preise. Denn gesetzt, es würde durch solche Mischung der Export nach England ermöglicht, so käme das betreffende Produkt unter den guten Durchschnitt und demgemäß unter schärferen Preisdruck, wenn es aber heißt in London oder im Westen steht ostpreußisches Getreide unter dem guten Durchschnitt und demgemäß unter Preisdruck, so setzt sich dies natürlich auf die ostpreußischen Märkte selbst fort, obgleich dort kein verschlechtertes, sondern reines Getreide zu Markt kommt.

Wenn nun von den Verfechtern der Aufhebung des Identitätsnachweises, sofern sie Landwirte sind, diese begründet wird gerade durch den Hinweis auf die Mischungsmöglichkeit, so schneiden sie sich in das eigene Fleisch. Denn durch diese Beseitigung halten sie schon von vornherein der Zufuhr von schlechtem Getreide die Möglichkeit, welche durch die Zollerhöhung beseitigt werden sollte, offen; wenn aber schlechtes Getreide nach Deutschland überhaupt kommt und an den Börsen und Märkten ausgeboten und notiert wird, dann ist schon an und für sich Preisdruck vorhanden und dieser Preisdruck wird rückwirksam in der Weise, wie wir es eben ausgeführt haben.

Aber freilich, da man unverkennbar in manchen für die Stimmung der Landwirte maßgebenden Kreisen die Anschauung verbreitet hat, wenn man polnisches Getreide billig importiere und dafür unter Rückerstattung des für jenes gezahlten Zolles deutsches exportiere, so hat man die Achillesferse der wirtschaftlichen Dilettanten getroffen. Daß es Unsinn ist und keinesfalls vorteilhaft sein kann, aus einem Lande, wo man trotz des Schutzzolles noch Hunderttausende von Tonnen Getreide importiert, solches zu exportieren in das Ausland, wo sich das erzwungene Angebot drängt, ist doch gewiß ein naheliegender Gedanke; aber man hört das Wort „Export", und der Verstand ist ausgewischt.

Aehnlich ist es auf industriellem Gebiete, wo man jetzt zum gewaltsamen Export im Anschluß an die bevorstehende Ausstellung in Melbourne verleiten will. Ohne Zweifel kann es nichts schaden, wenn Deutschland auf dieser Ausstellung ebenfalls ansehnlich vertreten ist; aber wir verdenken es sicher keinem Industriellen, wenn er im Lande bleibt; aus einigen Fabrikstädten wird gemeldet, daß die dort gemachten Versuche, Kollektivausstellungen für Australien zustandezubringen, gescheitert seien, und wir

bedauern dies nicht. In Australien ist ein erfolgreiches Konkurrieren mit England nur für einzelne Artikel möglich; sonst würde solche Konkurrenz nur unter stärkstem Preisdruck zu ermöglichen sein; und dies würde nichts als weitere Lohnherabsetzungen in Deutschland selbst bezeichnen; also eine Verschlechterung der eigenen Verbrauchskraft. Das Beste für unsere Produktion, sei sie industriell, sei sie landwirtschaftlich, ist aber die Pflege der eigenen Konsumtion. Nur daran können jene gedeihen. Beim Export in fremde entlegene Länder liegt außerdem die Gefahr des Verlustes außerordentlich nahe. Gerade in Australien liegen jetzt die Verhältnisse sehr kritisch. In der einen Kolonie machte der Gouverneur, in der andern der Premierminister bankrott und beide blieben unbeirrt auf ihren Posten.

Immer noch fehlt unserer praktischen Sozialpolitik das systematische Ineinanderarbeiten. Dies zeigt sich am Verhalten des Bundesrates in der Sonntags-Angelegenheit ebenso wie hinsichtlich des Arbeiterschutzgesetzes. Auch im Entwurfe des Altersversorgungsgesetzes kommt durchaus nicht genügend zum Vorschein, daß es sich dabei im wirtschaftlichen Sinne wesentlich um Hebung des Konsums, in politischem um Hebung der Kraft der Bevölkerung, in sozialer Beziehung aber um eine einschneidende Maßregel gegen das Umsichgreifen des Pauperismus, den man bekanntlich in England durch die „Workhouses“ nicht bekämpft, sondern gezüchtet hat, handelt. Von diesem Standpunkte aus erscheint aber eine Invalidenrente von 120 Mark jährlich, also kaum 30 Pf. täglich, in keinem Verhältnis genügend; auch müßte statt beim 70. schon beim 65. Jahre die Altersgrenze gesetzt sein und die Karenzzeit möglichst wegfallen, was sich beim Umlageverfahren leicht thun läßt. Auch würden wir uns kaum für die Gleichartigkeit der Rente entscheiden können. In kapitalistischen Kreisen betrachtet man die Versicherung nur als eine besondere Art der Anlage erübrigten Kapitals; bei den Arbeitern kann natürlich von Kapitalerübrigung nicht die Rede sein, weswegen es auch schon deshalb richtig ist, anstatt der Kapitalversicherung die Rentenversicherung einzurichten. Was aber dort als eine Kapitalanlage gilt, soll hier als eine Arbeitsanlage, als eine Alterserſparung aufgefaßt werden, so daß dem Versicherten, wenn er auch unter dem Zwang der Versicherung steht, doch überlassen bliebe, über den Mindestsatz jener hinauszugehen und sich durch Erhöhung des Beitrages eine höhere Rente zu sichern. Auch sollte die Versicherung auf die Frauen erstreckt bleiben, wenn sie auch nicht mehr Arbeiterinnen sind. Da es sich hier gewissermaßen um eine nationale Versicherung handelt und der Versicherungszwang ein möglichst umfassender sein sollte, so sollte anderseits eine Schablonisierung, welche die Einzelverhältnisse vollständig ignoriert, möglichst ferngehalten werden, um so mehr, als wir Schwierigkeiten oder gar Gefährdung des Zweckes daraus nicht hervorgehen sehen. Es ist klar, daß man die Wirtschaftlichkeit bei den Arbeitern außerordentlich fördern würde, wenn es denselben gestattet wäre, durch freiwillige Erhöhung des Beitrages eine höhere Alters- und Invaliditätsrente zu erlangen; wobei dann allerdings das Beitragsverfahren ein anderes, als vorgeschlagen, sein müßte, um so mehr, als doch auch die Arbeitslosigkeit mehr, als es im Entwurf geschieht, in Berücksichtigung gezogen werden sollte. Gerade im Hinblick auf die letztere würden wir der Meinung sein, die Geschäftsbetriebe ganz von der Beitragsleistung frei zu lassen und dieselbe zu zwei Dritteln dem Versichernden zuzuweisen und zu einem Drittel auf das Reich zu übernehmen, da bei dem Arbeitgeber ohnehin die Tendenz, die Last von sich abzuwälzen und den Arbeitern zuzuschieben, schon bei der Krankenversicherung unerfreulich genug hervortritt. Uebrigens wird mit der Zeit auch nichts übrig bleiben, als den Invaliden- und Altersversicherungszwang über die eigentlichen Arbeiterkreise hinaus zu erstrecken, da die soziale Lage bei den geschäftlichen Angestellten meist kaum besser ist, als bei den Arbeitern; wobei dann die Einrichtung sich an die Arbeiterversicherung anschließen könnte. In welcher Weise die Schwächen der sozialen Zustände davor gesichert werden, daß sie zu sozialen Gefahren werden, ist ohne Zweifel einerlei, wenn es nur wirksam geschieht. Daß, wenn man die Bevöl-

kerungsmenge ernstlich vor dem Pauperismus bewahren will, dies nicht ohne Schmälerung der Kapitalbildung geschehen kann, ist selbstverständlich, aber auch notwendig. Denn da jede Verbesserung der Lage der Bevölkerung sich in einer Erhöhung des Gesamtverbrauchs derselben geltend macht und da die Arbeitsergebnisse entweder verbraucht oder kapitalisiert werden, welch letzteres jetzt hauptsächlich vermittelst des Exports geschieht, so ergibt sich von selbst, daß das, was infolge der neuen sozialen Einrichtungen mehr verbraucht wird, auch nicht mehr kapitalisiert werden kann, weshalb es auch einerlei ist, ob man die Arbeitsbetriebe direkt belastet oder frei läßt. Da die Betriebsart heutzutage fast durchweg kapitalistischer Art ist und auf die Kapitalbildung hinausläuft, so wird bei den Industrie- und Gewerbebetrieben immer die Richtung, sich der direkten Leistung zu entziehen, vorherrschen, weshalb man dieselben indirekt fassen muß. Demgemäß sind Arbeiterschutzgesetze und die Wiederherstellung der Sonntagsfeier notwendige Ergänzungen zu dem Versicherungsgesetz, weil sie indirekt die Beitragspflicht der Industriebetriebe herstellen werden, wie dies auch in den betreffenden Kreisen sehr wohl verstanden wird.

Uebrigens nimmt die soziale Schutzbewegung auch außerhalb Deutschlands unausgesetzt an Anhang zu. Wenn die belgischen Großindustriellen sich aufs äußerste gegen die Bestellung von Kanonen bei Krupp wehren, so vergessen sie ganz, daß sie selbst Hans in allen Gassen sind. Ueberall, wo in irgend einem Lande industrielle Gewinne zu machen sind, finden wir die belgische Industrie. Auch in Deutschland. In den großen Städten sind die meisten Pferdebahnen von Belgiern gebaut worden, und zwar die gewinnreichsten Strecken, dann haben sich die Industriellen, welche die Unternehmungen machten, mit der Börse in Verbindung gesetzt, haben arge Agiotage getrieben, indem sie ihre Unternehmungen in Aktiengesellschaften verwandelten und die Aktien zu hohen Kursen verkauften, so daß sie ihr Kapital mächtig steigerten, während die betreffenden Städte teure Fahrpreise und die Kapitalisten, welche die Aktien kauften, kleine Zinsen davon trugen. Wenn daher in Belgien eine Schutzbewegung, die ja anscheinend den free-trade nicht antastet, ihm aber doch entschieden gegen das „Prinzip" läuft, erfolgreich sein sollte, so wird dies auch auf die Wirtschaftspolitik der übrigen Länder nicht ohne Einfluß bleiben können. Jedenfalls ist die Agitation gegen die Kanonenbestellungen der belgischen Regierung, wenn sie auch von seiten der Großindustrie betrieben wird, auf demselben Boden gewachsen wie das gewaltsame Vorgehen der Ostender Fischer gegen die englischen, weil dieselben ihre Fische in den belgischen Häfen billiger verkaufen, als sie die Belgier selbst verkaufen können.

Selbst die spekulativen und vorwiegend unter dem Einfluß der Handelsinteressen stehenden Niederlande regen sich schutzzöllnerisch und in England erklärte zwar kürzlich in einer Rede der Premier Lord Salisbury, daß die Regierung keineswegs dem Schutzzoll zuneige; allein es ist schon bezeichnend, daß sich derselbe gegen diesen Vorwurf verteidigen mußte. Thatsächlich ist trotz des Abgeordneten Meyer im deutschen Reichstage, der behauptete, in England wisse man wohl von Zollerniedrigungen, nicht aber von Zollerhöhungen, die Schutzzollbewegung auch in England schon sehr mächtig, und die Konferenz wegen der Zuckerprämien, welche kürzlich zur Erwägung der gemachten Vorschläge durch die einzelnen Regierungen bis zum Frühjahr vertagt worden ist, steht ganz auf schutzzöllnerischem Boden und ist veranlaßt durch das Verlangen der Zuckerproduzenten in den Kolonien, der Rübenzucker-Konkurrenz einen Damm entgegenzustellen. Angeblich droht aber schon auch der Rübenzucker-Produktion eine neue Konkurrenz von den Vereinigten Staaten her.

Diesen letzteren soll angeblich großes Heil widerfahren. Der Präsident Cleveland erließ eine Proklamation in der Finanzfrage, wodurch er die Freihändler aller Länder in einen wahren Rausch versetzt hat — eigentlich mit sehr dünnem Getränk. Allein der Ertrinkende klammert sich bekanntlich an einen Strohhalm; und so wird der Lärm erklärlich. Denn in Wirklichkeit geht der Präsident um den Schutzzoll herum wie die

Katze um den heißen Brei; seine Proklamation betrifft den Geldüberfluß in den Kassen der Vereinigten Staaten, der allerdings ein erdrückender ist und unter dem Schutzzoll immer mehr anschwellen muß, der sich aber leicht beseitigen ließe, wenn man den Ueberschuß der Zentralkasse an die Einzelstaaten, wo er sehr rasch Verwendung finden würde, verteilen wollte. Nur nach einer Seite hin macht der Präsident bestimmte Andeutungen und zwar hinsichtlich des Zolles auf Wolle, indem er bemerkt, daß die Farmer den ganzen Gewinn, den sie bei der Wollzucht machen, wieder bei ihren teuren Kleidereinkäufen verlieren müßten. Allein der Präsident vergißt zweierlei — einmal, daß die Schafzucht in den Vereinigten Staaten, soweit sie die Farmer betrifft, als eine der Wirtschaftsgrundlagen gilt. Man darf Leute, welche als Farmer dort angefangen haben, oder solche, welche die Verhältnisse genau kennen, hören, so viel man will — immer wird man vernehmen, daß einige Schafe nebst der Kuh die Wirtschaft begründen, weil diese Tiere einiges Geld lösen lassen, ohne daß man sie selbst verkaufen muß und weil insbesondere auch die Schafe sich einen großen Teil des Jahres gewissermaßen selbst durchbringen. Der Präsident dürfte daher bei der Menge der Farmer mit seiner Meinung kaum viel Glück haben. Anderseits liegt aber der Schwerpunkt der amerikanischen Schafzucht nicht mehr bei den Farmwirtschaften, welche trotz des Schutzzolles und trotz des mächtigen Anwachsens der amerikanischen Textilindustrie der Konkurrenz immer weniger Stand zu halten vermögen, sondern bei den großen kapitalistischen Latifundien im Westen. Hier kommt das spekulative Kapital unter sich in Zwiespalt, ähnlich wie es bei der im Herbst beabsichtigten Berliner Spiritusbank der Fall war, und da ist es wahrscheinlicher, daß das Bestehende Sieger bleibe. Wir setzen also ohne weiteres voraus, daß die Clevelandsche Botschaft „viel Lärm um nichts" bleiben werde, um so mehr, als die Börse außerdem ein sehr großes Interesse an dem gegenwärtigen Zustande des Schatzes der Vereinigten Staaten hat. Allerdings melden die Zeitungen, daß die „freihändlerische Tendenz" der Botschaft allgemeinen Beifall finde, aber man wird gut thun, diese Nachrichten mit großer Vorsicht aufzunehmen, denn sie sagen zwar, was man in den einzelnen Kreisen wünscht, und sollen für diese Wünsche Stimmung machen, sind aber weit entfernt, irgend welche Sicherheit zu bieten.

Uebrigens haben die Vereinigten Staaten als Produktionsgebiete bereits unter fremder Konkurrenz zu leiden, trotz ihrer Schutzzölle, ein erheblicher Teil der südamerikanischen landwirtschaftlichen Produktion drängt sich auf englische und auch schon auf amerikanische Rechnung nach den Häfen der Vereinigten Staaten, da die Kaffeezufuhr aus Brasilien längere Zeit sehr schwach war und sich erst in neuerer Zeit wieder zu heben beginnt. Hat es doch fast den Anschein, als wolle die Agiotage dieses landwirtschaftliche Produktionsfeld der tropischen Länder, das sich so sehr zur Austauschproduktion gegen die Industrie- und Produktenzufuhr aus den Ländern der gemäßigten Zonen eignet, vollständig zerrütten. Der Kaffeekonsum hat infolge der Ausschreitungen der Spekulation und durch das Festnageln der Produktion durch die dritte und vierte Hand außerordentlich gelitten. Obgleich die Zufuhren aus den Produktionsgebieten thatsächlich geringer waren, als in den Vorjahren haben doch die Vorräte zugenommen. Der Verbrauch von Surrogaten, welche hier das Produkt auf keinen Fall ersetzen können, hat außerordentlich zugenommen. Dies wird nicht nur schwer auf die Produktion, wenn die Ernten wieder besser werden, zurückwirken, sondern auch den regelmäßigen Handel sehr schwer schädigen. Freilich sieht man gerade in dessen Kreisen am allerwenigsten ein, wie schädlich die windige, auf nichts als „Meinungen" gebaute Agiotage ist.

Um so erfreulicher ist es, wenn einmal von da her ein anderer Wind weht; und lange hat uns auf diesem Gebiete nichts so angenehm berührt, als die Erklärung der nordwestdeutschen Gruppe der Eisenindustriellen gegen die Einführung des Warrantwesens in Deutschland. Diese Erklärung hat, wie sich denken läßt, in Börsenkreisen außerordentlich verstimmt; aber man kann gegen die Gründe so wenig

ankommen, daß man es vorzieht, die Erklärung lieber totzuschweigen. Ohne Zweifel ist es unbedingt notwendig, das in der deutschen Reichsbank aufgespeicherte Kapital endlich auch für die Produktion nutzbar zu machen; aber es gibt dafür andere Wege, während die Einführung und allgemeine Verbreitung des Warrantwesens nur schwere Schädigungen für die Produktion herbeiführen und sie völlig in die Hände der Spekulanten treiben würde.

Ohnehin greift deren Einfluß immer schärfer und bedenklicher um sich. Bei uns haben die letzten Monate für verschiedene Gebiete in allen Gegenden Deutschlands die schwersten spekulativen Schädigungen gebracht. Berlin, Frankfurt a. M., Leipzig, Bingen, Husum bieten ein halbes Dutzend Fälle, wobei Millionen verloren gingen, in kaum eben so viel Wochen. Jetzt beabsichtigt man sogar das Sparkassenwesen in die Botmäßigkeit der Börse zu bringen; bereits sind mit bekannter Schlauheit die Einleitungen dazu getroffen. Dies macht aber die Frage der Postsparkassen, die man ohnehin viel zu leichthin beiseite liegen gelassen hat, wieder zur brennenden, wo ohnehin die sogenannten „Volksbanken" den Einfluß der Spekulation bis auf den kleinsten Besitz erstrecken — wie sehr, hat erst in diesen Tagen der Prozeß gegen die Direktoren der früheren Hamburger Gewerbebank, welche aus einer „Genossenschaft" in eine Aktiengesellschaft umgewandelt worden war, gezeigt, wobei die Direktoren und ein Mitbeteiligter zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurteilt wurden, und wobei die Gläubiger die Hälfte, die Aktionäre das Ganze ihrer Einschüsse verloren.

Wie bei uns ist es allerwärts. In Schweden ist, nachdem kaum eine spekulative Krisis vorüber, eine zweite ausgebrochen. Desgleichen in Norwegen. Dieselbe erstreckt sich auch auf Finnland. In Italien rückt der Augenblick, wo der Zwangskurs wieder eingeführt werden muß, immer näher. Thatsächlich ist jetzt schon keine Metallwährung dort mehr vorhanden; in Rom herrscht Baukrisis und in den Provinzialstädten setzen sich die schon vor Jahr und Tag begonnenen Bankrotte der Banken fort. In den agrarischen Ländern aber seufzt man unter dem Druck der Unverkäuflichkeit der Produkte, die den Besitz zerrüttet.

Kirche.

Der Monat Dezember hat keine erheblichen kirchlichen Ereignisse gebracht und gibt uns also Raum zu einigen allgemeineren Betrachtungen, mit denen wir den Eintritt in das neue Jahr begrüßen können. Als Ereignisse des letzten Monats vom Jahre 1887 sind nur noch die Synoden der älteren preußischen Provinzen aufzuführen, von denen die letzten die in Breslau und Posen bildeten. Auch diese haben sich, wie schon die ostpreußische und brandenburgische, den Beschlüssen der sächsischen in der Selbständigkeitsfrage angeschlossen. Interessant wären die Verhandlungen der Posener Synode über diesen Gegenstand dadurch, daß sich hier eine tiefgehende grundsätzliche Opposition erhob. Der Vertreter derselben war Herr Präsident von Tiedemann, der sich auf den Standpunkt stellte (leider ist derselbe vielfach noch derjenige der höheren Beamten, bei denen er früher zur absolutistischen Zeit der ausschließliche war), daß die evangelische Kirche im Grunde sich als eine Abteilung der Staatsverwaltung am besten befinde (also etwa wie das Theater- und Tierarzneiwesen) und daß auch gar kein Bedürfnis vorliege, daran etwas zu ändern. Natürlich hatten seine von diesem Standpunkt aus erhobenen Bedenken gegen die Anträge keinen Einfluß auf die Haltung der Synode.

Wir haben bereits im vorigen Bericht darauf hingewiesen, wie es eine geschichtliche Notwendigkeit ist, welche auf die größere Selbständigkeit der evangelischen Kirche dem

Staate gegenüber hindrängt. Die Notwendigkeit liegt begründet in der Veränderung des Charakters der Staatsgewalt, in der allgemeineren Herrschaft der Grundsätze der Toleranz, welche eine immer sorgsältigere Trennung der Gebiete des Zwanges und der Freiheit, der Politik und der Religion verlangt. Sie liegt aber auch begründet in der Entwickelung der Kirche, die das Bewußtsein ihres selbständigen Zweckes wieder erhalten und den Beweis ihrer selbständigen Leistungsfähigkeit zu geben angefangen hat.

Wie für das verflossene Jahr, so wird auch für das neue keine größere Aufgabe eintreten, als diese, die angeregten Fragen einer günstigen Beantwortung näher zu führen. Seitdem auf den Provinzialsynoden eine so erfreuliche Einmütigkeit in dieser Sache hervorgetreten ist, wird die Hauptfrage immer bleiben: wie stellt sich die Staatsregierung dazu? Bemerkt worden ist die viel mildere Stellung, welche die Königlichen Kommissare auf den einzelnen Provinzialsynoden diesmal eingenommen haben. Allein daß der Evangelische Oberkirchenrat in fast allen seinen Mitgliedern in diesen Fragen jetzt auf Seiten der Synoden steht, war schon von vornherein anzunehmen. Ob aber das mit den Intentionen der Staatsregierung stimme, dafür haben wir noch nirgends ein Anzeichen gesehen. Im Gegenteil läßt die Heftigkeit, mit der sich die von dieser beeinflußten Blätter gegen die Berliner kirchliche Versammlung vom November ausgesprochen haben, nicht darauf schließen, daß dort irgendwie ein Umschwung in der Witterung sich vorbereiten könne. Unsere Freunde finden das vielfach ganz unbegreiflich. Allein wir sind der Meinung, daß die Sache sehr wohl erklärlich ist, und daß man nicht ungerecht gegen die Stellung sein darf, welche der Politiker hierbei einnimmt.

Der Politiker rechnet überall mit Größen, die sich als lebendig und wirksam in der Gegenwart ausweisen, sei es durch einen Druck, den sie ausüben, oder ihren Widerstand. Er sieht die Sachen nicht mit Glaubensaugen an, sondern mit berechnenden. Darum muß für ihn die evangelische Kirche ganz anders erscheinen, als die katholische Kirche ist. Die letztere ist etwas Greifbares, jede Stelle, an der man sie anpackt, führt und weist auf einen Mittelpunkt hin, die Kurie. Der Papst ist die Kirche, und der Papst ist eine reelle Macht, mit der ein Diplomat auf seine Weise verhandeln kann über Krieg und Frieden. Wo aber stößt der Politiker auf eine greifbare Macht in der evangelischen Kirche? wo nur auf eine Stelle, an der er sie als solche anfassen kann? Hier steht er vor einem ganzen Heer von Päpsten, die nichts weniger sind als Diplomaten, und wo die Haltung des einen nicht eine Spur von Gewähr gibt für die Haltung der andern. Welch eine Verwirrung und Verzürnung der Parteien hat sofort wieder nur das Auftauchen des „Hammersteinschen Antrages" angerichtet! Wir haben es in unseren Kreisen seinerzeit dem Ministerium Falk verdacht, daß es sich der Altkatholiken annahm und sie mit so großem Wohlwollen finanziell ausstattete, also den Standpunkt einnahm: auch sie gehören der vom Staate anerkannten katholischen Kirche an und müssen demgemäß behandelt werden. Es lag darin eine Art von dogmatischer Entscheidung, da ja doch die bisher anerkannte katholische Kirche in ihren offiziellen Organen die Zugehörigkeit der Altkatholiken bestritt. Welche theologische Stellung soll nun die Staatsregierung gegenüber der evangelischen Kirche mit ihren auseinandergehenden Richtungen einnehmen? Soll sie etwa sagen: wir erkennen die Partei der Konfessionellen und der Positiv-Unierten als die wahren Vertreter der evangelischen Kirche an und stellen uns daher freundlich zu ihren Anträgen, während wir die Protestantenvereinler und die Mittelpartei beiseite schieben und ihre Opposition gegen die Verfassungsänderungen übersehen? Nicht nur Dr. Beyschlag und die Seinigen, auch ein Mann wie Dr. Fabri sind ja entschieden gegen die Hammersteiner aufgetreten. Wem soll die Staatsregierung nun recht geben?

Wir hoffen, daß das Auftreten der Generalsynoden eine gute Wirkung übt, erstlich durch die große Uebereinstimmung der Forderungen und Wünsche und zweitens durch die Sachlichkeit und Faßlichkeit derselben. Allein in bezug auf den letzteren Punkt

konnte gar nichts Besseres verlangt werden, als der schon am 20. März 1887 veröffentlichte, von den Herren von Kleist-Retzow und von Hammerstein ausgearbeitete Gesetzentwurf. Aber die Theologen umgeben die Sache noch fortwährend mit einer solchen Staubwolke von prinzipiellen Erörterungen, persönlichen Anklagen, Verdächtigungen (in bezug auf Romanisierung, hierarchische Bestrebungen u. s. w.), daß von einer vernünftigen sachlichen Diskussion jenes Entwurfes gar keine Rede sein konnte.

Wenn die evangelische Kirche keine greifbare Gestalt hat, so — könnte man sagen — ist es gerade Pflicht der Staatsgewalt, in deren Formen sie bisher aufging, ihr zu einer solchen zu verhelfen. Allein wenn diese jetzt Schwierigkeiten dabei macht, so hat sich die evangelische Kirche dafür bei ihrer Theologie zu bedanken, welche es bewirkt hat, daß der Staatsmann vor jeder Behandlung kirchlicher Angelegenheiten ein Grauen hat, weil er fürchten muß, die rabies theologorum dabei zu entfesseln. Wir wiederholen: wir hoffen, daß die sachlichen und einmütigen Beschlüsse der Synoden nach dieser Richtung eine gute Wirkung üben werden, und darum können wir nach menschlicher Berechnung nicht mit schlechten Aussichten in das neue Jahr eintreten. —

An diesem Wendepunkt, den der Jahreswechsel bietet, kommen wir noch einmal auf eine andere Sache zurück, die niemals vergessen werden darf, daß nämlich die Zukunft unserer evangelischen Kirche in Deutschland wesentlich abhängig ist von der ferneren Entwickelung der Theologie. Die augenblicklich siegreich, man möchte fast sagen unwiderstehlich vordringende Richtung, die Ritschlsche Theologie, muß, wenn sie praktisch wird, eine große Umwälzung in der Kirche hervorrufen. Zur Verselbständigung freilich würde das nicht führen. Wir müssen wünschen, daß alle Männer der Kirche sich mit der Ritschlschen Theologie und besonders ihren Konsequenzen für das kirchliche Leben bekannt machen. Wie bei ihrer wissenschaftlichen Methode, so erkennen wir auch bei ihren Reformforderungen im kirchlichen Leben gern einige Seiten an, die ihre tiefe Berechtigung haben. Bekanntlich geht ihre Hauptopposition gegen den Pietismus. Wir halten an dem Ausspruch des sel. Tholuck fest, daß die Theologie der Zukunft eine innige Verschmelzung von Orthodoxie und Pietismus sein müsse, und halten darum die Ritschlsche Theologie nicht für dieselbe, weil ihr beides fehlt. Allein daß durch ihre Polemik gegen den Pietismus in der That auch wunde Stellen getroffen wurden, wollen wir damit nicht leugnen, um so weniger, als wir selbst gegen dieselben schon seit Jahren kämpfen.

Einen Punkt greifen wir heute heraus, der um so zeitgemäßer ist, als diese Blätter gerade während der Gebetswoche in die Hände der Leser kommen werden, das sind die öffentlichen Gebete. Wir begreifen den Mut nicht, mit dem häufig Geistliche und Laien an eine solche Aufgabe gehen, eine große Versammlung mit einem freien Gebet zu eröffnen, — aber wir begreifen sehr gut die unerbauliche Unaufmerksamkeit, mit der die Massen unter solch einem Gebetsvortrage sich benehmen. Es ist die größeste, schwierigste Aufgabe im religiösen Leben, laut zu beten, so daß die anderen darin wirklich mitbeten können. Es gehört dazu entweder ein sehr kleiner Kreis, der in herzlicher Gemeinschaft des Glaubens und Lebens steht, oder eine solche innere Abgezogenheit, Sammlung, Reife und Gewohnheit im Verkehr mit Gott, wie sie sich doch nicht allzu häufig in unseren christlichen Kreisen findet. Ein langes freies Gebet vor großer Versammlung ist doch nur zu denken, wenn der Betende wirklich alles um sich her vergißt und nur mit Gott allein redet, als ob er allein wäre. Danach sehen aber die meisten Eröffnungs- und Schlußgebete, welche wir hören müssen, selten aus. Einen höchst bezeichnenden Ausdruck fanden wir kürzlich in einem Blatte. Die englische Judenmission, so wurde da berichtet, veranstaltet Versammlungen in Paris. Da John Bull nicht gern französisch spricht, so redet er natürlich englisch, und natürlich verstehen die ungeduldigen Zuhörer nichts davon, bis dann endlich ein Dolmetscher an die Reihe kommt. Die Zuhörer bestehen zum großen Teil aus Juden, aber der Reverend betet, „als ob es an gläubige Christen gerichtet wäre“. Abgesehen von dem hier hervorgehobenen

Versehen selbst ist uns dieser Ausdruck charakteristisch. Wir meinen: das Gebet richtet sich an Gott, und ist darum das Heiligste, was im Herzen vorgehen kann, — aber hier richtet es sich „an Zuhörer". Und ganz diesen Eindruck machen in der That viele Gebete, die zu Eröffnungen von Sitzungen und Konferenzen gehalten werden, die eine Art von Geschäftsprogramm entwickeln. Schreiber dieses hat vor Jahren die Teilnahme an einer kirchlichen Versammlung abgelehnt, weil er das Eröffnungsgebet halten und das im Programm gedruckt werden sollte. Seine Antwort lautete damals: ich gehe nicht zu Leuten, die drucken lassen, daß ich beten würde.

Unsere freundlichen Leser finden diese Aeußerungen vielleicht unberechtigt oder auch hart. Berichterstatter bittet aber, sie ernstlich in Erwägung zu nehmen. Es liegt hier ein Hindernis für Lebensentfaltung vor, das nicht genug gewürdigt wird. Alle diejenigen, die zu des sel. Beck Füßen gesessen haben, werden dieses Urteil verstehen. Es sollte aber dazu beitragen, das gesunde Urteil in unseren christlichen Kreisen vor Abwegen zu bewahren. Es kann gar nicht genug gebetet und um den Gebetsgeist gefleht werden, aber das soll im Kämmerlein und in kleinen Kreisen geschehen, — und geschieht es in größeren Versammlungen, so müssen die Aussprachen mit Gott ein Maß halten, in dem jeder Teilnehmer betend folgen kann. Die Methodisten meinen, sie werden erhört, wenn sie viele Worte machen. Unser Heiland sagt: „Euer Vater weiß, daß Ihr des alles bedürfet!" —

Neue Schriften.

1. Politik.

— Soziale Zeitfragen. (Neue Folge.) Herausgegeben von Dr. Theodor Müller, Gütersloh. 23. Heft. Soll Lothringen unser Irland werden? Von H. Gerdolle, kaiserl. Oberförster a. D. (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.) 1888. 36 S. 80 Pf.

Eine kleine Schrift, die wir ihrer großen Tragweite halber dem Leser in einer eigentlichen Analyse vorlegen wollen, damit zu dem näheren Studium einladend. Lothringen ist ein Land mit überwiegendem Großgrundbesitz, und zwar nach Westen zunehmend, die einzelnen Güter allerdings kleiner als in Nord- (und besonders Ost-) Deutschland der Fall ist. Demnach wäre der Großgrundbesitz auch in politischer Hinsicht zu einer vorwiegenden Stellung im Lande berufen. Allein der jetzige Großgrundbesitz hat seinen Beruf als Führer der Landbauer aufgegeben: er betrachtet seinen Landbesitz nur als eine — schlechte — Kapitalanlage, deren Zinsen man in der Stadt verzehren muß zur Entschädigung: daher ausschließliches Pächtersystem. So bleibt der Betrieb auf primitiver Stufe, denn das Großgrundeigentum wird nicht in intensiver Weise bewirtschaftet. Infolge davon findet der Kleinbauer nur während der Ernte Beschäftigung auf dem Gute und fordert dann enorme Löhne. Deshalb entwertet sich das Land mehr und mehr, und radikale Tendenzen finden wachsende Verbreitung. Die Protestler, bald auch die Umstürzler werden sofort ihre Ernte finden. So treibt Lothringen irländischen Zuständen entgegen, nur daß unsere Landlords in Frankreich wohnen.

Unmöglich wäre Abhilfe durch Auflösung in kleinbäuerlichen Betrieb; denn gerade hier verlangt der schwere Boden die große „Spannkraft" (Pferde, Ochsen) der Großgrundherren. So kommt die französische Oekonomistenschule Le Plays zum Naturalpachtsystem (Spannkraft gegen Erntedienst: modifiziertes Mittelalter!). Hier könnte nur geholfen werden, wenn der Großgrundbesitzer persönlich einen intensiven, liebevollen Betrieb leitete. Aber die ganze Stellung dieses Standes ist durch die demokratische Gesetzgebung verdorben. Ein bäuerlicher Maire gebietet dem Großgrundherrn, dem Dreiviertel des Gemeindeareals gehört! Leider ist die Errichtung selbständiger Gutsbezirke vorerst ein unerreichbares Ideal. Zum mindesten das bestehende deutsche Recht, namentlich Fideikommiß und Majorat sollte in französisch-demokratische Gesetzgebung Lothringens eingeführt werden. Hiernach müßte der Großgrundbesitz auch repräsentative Rechte erhalten. Der Verf. sähe am liebsten, wenn sich deutscher Adel dort ansiedeln ließe, wobei er einen berechtigten Ausfall auf die bête noire „der elsässisch-lothringischen Notabeln Möllerscher Zucht" macht.

Einladend wäre der billige Ankauf, die Möglichkeit rascher Meliorierung; abschreckend die einstweilige Isolierung unter Fremden und Widerwilligen. Schlecht ist der Zustand der Wirtschaftsgebäude. Kapital nötig! So wäre schließlich ein Verhältnis zu schaffen ähnlich dem in Posen, der Staat kauft etwa ein Drittel des lothringischen Großgrundbesitzes auf, und selbstwirtschaftende Landwirte (besonders etwa jüngere Söhne deutschen Adels) werden die Güter am liebsten aus der Hand des Staates nehmen. Der Ankauf läßt sich auf 30 Mill. Mark veranschlagen. — Ob aber unser Reichstag für eine so große Aktion zu haben sein wird? Hohe Zeit wäre es, da die Finanz sich anschickt, dort ihre Nester an den Boden zu legen. Möchte das Wort des konservativen und katholischen, aber durchaus nicht ultramontanen Volkswirtschafters recht weit und — recht hoch hinauf gehört werden! L. Sch.

— Der Antrag Hammerstein und die evangelische rheinisch-westfälische Kirche. Ein Wort zum Frieden von einem rheinischen Theologen. (Essen, Bädeker.) 1887. 38 S. 8°.

Offenbar vom Standpunkt und wohl auch in der Nähe des Kirchenregiments geschrieben, auch mit den Tugenden dieses Standpunktes: besonnen, mit gerechtem Streben, vorsichtig, milde und — wenn man das unter die Tugenden rechnen darf

— optimistisch. Notstände in unserer evangelischen Kirche erkennt der Verfasser nicht an, was ihn aber nicht abhält, die kirchliche Gegenwart zur Befreiung der Kirche vom Staat untauglich zu erklären. So ist er gegen den Hammersteinschen Gedanken und findet die Agitation dafür „unerhört". Seine besten Beweise sind ein in die Vergangenheit weisender: daß die verlangte Selbstbestimmung der Kirche niemals in Preußen (auch nicht in reformierten Landesteilen) bestanden habe; und ein in die Zukunft weisender, daß die Landeskirche allein die so verschieden gearteten Provinzialkirchen zusammenzuhalten vermöge. „Hammerstein" würde, meint er, zur Freikirche führen. Sowohl die episkopale wie die presbyteriale Ausgestaltung der vom Staat emanzipierten Kirche hält er für unmöglich. Eine Empfehlung vermögen wir dieser Schrift freilich nicht mitzugeben: alter Zopf überall in diesen Anschauungen, als wäre das Gewordene auch vernünftig und das Bestehende unverbesserlich. In seiner Unschuld meint auch der Verfasser, es sei unevangelisch sich zu ärgern, wenn der Staat die katholische Klerisei über die Maßen fetiere! — Wenn man den bösen Vorsatz hegt, gegen „Hammerstein" sich mit Gründen zu waffnen, dann mag man das freilich lieber aus dieser ernsten und auf dem Kirchenbekenntnis ruhenden Schrift thun, als aus dem unbesonnenen Büchlein Bornmanns, der die evangelische Kirche vollends in den Independentismus hineintreiben möchte.

L. Sch.

— Die katholische Reformbewegung und das vatikanische Konzil. Von Prof. Dr. Friedrich Michelis. Nach der Urschrift des Verewigten (Prof. Michelis) herausgegeben von Dr. Adolph Kohut. (Gießen, E. Roth.) 1887. 58 S. 8°. 1 M.

Nach Schultes epochemachendem Werk über den Altkatholizismus kommt dieser Nachtrag etwas geringfügig hinterher. Schon der Titel müßte ganz umgeschrieben werden und lauten: „Was hat Prof. Michelis für den Altkatholizismus thun wollen". Es ist kein glücklicher Gedanke gewesen, diese Papierreste zu veröffentlichen. Michelis erscheint hier zwar als ein Mann von dem edelsten Streben für eine gute Sache, aber wollte man ihn nur nach diesem Heftchen beurteilen, so müßte man ihn für einen ebenso unklaren als unpraktischen Kopf ansehen, ohne Menschenkenntnis, voller Illusionen, an dem die betreffende Partei schwer zu tragen gehabt. Freilich haben diese Fehler ihren Ursprung in einem idealistischen Optimismus und gereichen ihrem Träger insofern nicht zur Unehre, falls er sie nur — privatim ausübt. Manchem schönen Wort („der Primat ist nicht an Rom und an den heidnischen Aberglauben von seiner ewigen Bedeutung geknüpft") stehen falsche Urteile („Schiller und Goethe sind aus der Romantik hervorgegangen"!!) und vorschnelle Konstruktionen zahlreicher gegenüber. — Eine Thatsache ist von Wichtigkeit: von dem bekannten Vorwurf, dem Staat einen Eid geschworen zu haben, mit der Absicht ihn nicht zu halten, entlastet Michelis den Erzbischof Droste-Vischering. Aber wenn man ihm als nunmehrigen Gegner der ultramontanen Partei auch glauben will, bleibt doch noch die Zweifelfrage: warum ist der Erzbischof den Verhältnissen nicht rechtzeitig auf den Grund gegangen?

Lg.

2. Kirche.

— Unter dem Kreuz. Zwölf Predigten von Richard Schrader, Hof- und Domprediger in Berlin. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1887. 168 Seiten.

Die Predigten widmet der Verfasser „dem Gedächtnis meiner heimgerufenen Frau Marie geb. Touchon". Dies deutet das Kreuz an, unter dem sie in der Zeit vom Advent 1885 bis Totenfest 1886 gehalten sind; ausdrücklich berührt wird der Fall aber nur in der 2. Predigt (Leide dich! über 2. Kor. 4, 11—15) in der Form eines Dankes an die Domgemeinde für die Teilnahme an dem Kreuz ihres Pastors. Doch gibt er dem Ganzen Ton und Farbe. Andere Themata heißen noch: Wirf dein Anliegen auf den Herrn! (1. Kön. 19, 1—8), Durch Nacht zum Licht (Apostelg. 16, 25—34), Ewiges Leben (Röm. 6, 19 f.), Leben und Sterben (1. Kor. 15, 31) u. s. w. Es kommt Predigten immer zu gute, wenn man ihnen persönliches Erfahren und Empfinden abmerkt, und das gilt auch von den vorliegenden. Die Form ist nicht nach dem Maßstab homiletischer Korrektheit zu messen, indem es der Verfasser weder darauf ablegt, recht „textgemäß" zu predigen, noch auch auf die Einteilung großen Wert legt. Ref. blätterte wiederholt rückwärts, um sich zu vergewissern, in welchem Teile er jetzt eigentlich stünde. Allein das wird eben nur dem Rezensenten begegnen. Der Leser, der die Predigten zur eignen Erbauung vor sich hat, wird niemals Zeit haben, an derartige Fragen zu denken, weil er unausgesetzt durch die schöne, zuweilen hochpoetische Sprache, die Fülle der Gedanken, den hinreißenden Strom der Rede und die anregende Art der Behandlung gefesselt wird.

M. v. N.

— Der Messias ist gekommen. Eine Belehrung über 1. Joh. 5, 4—12 von D. Gottfr. Menken, und: Das Monarchienbild, eine Auslegung des 2. Kap. des Propheten Daniel für unsere Zeit, nach D. Gottfr. Menken, herausgegeben von Dr. Paul von Gersdorf. (Augsburg, Rich. Preuß). 1887. 80 Pf. u. 1 M.

Das erstere ist eine Art körniger und kräftiger Apologetik in Form einer Auslegung der angeführten Bibelstelle, mit Ausführungen über die Art des Evangeliums und des Glaubens einerseits und der Welt und des Zeitgeistes andererseits, aus der die ganze urkräftige Persönlichkeit dieses reich gesegneten biblischen Zeugen hervorleuchtet. Der Titel der zweiten Schrift redet für sich selbst. Wir empfehlen diese Büchlein ohne Bedenken, trotzdem wir wissen, daß Menken von der kirchlichen Lehre in gewissen Punkten abwich, die seine späteren Anhänger in eine gewisse Verwandtschaft mit Ritschl gebracht haben.

M. v. N.

— Abriß der Kirchengeschichte des neunzehnten Jahrhunderts bearbeitet von Lic. theol. G. Koffmane, Pastor in Kunitz. (Er-

langen, E. Besold.) 1887. VIII und 200 S. 8⁰. 4 M.

Erst im letzten Jahre sind zwei Abrisse derselben Epoche erschienen: Adolf Zahns vom streng reformierten Standpunkt aus, wie eines in unser Jahrhundert verschlagenen Voetius, und K. Sells geistreiche Uebersicht. Koffmanes Arbeit ist die Ergänzung der dreibändigen Kirchengeschichte des ehrwürdigen milden (†) Prof. Herzog in Erlangen, und wie der Herausgeber nicht deutlich genug sagt, aus dessen hinterlassenen Papieren hervorgegangen. Damit soll Koffmanes bedeutendes eigenes Verdienst nicht geschmälert sein. Schon sein Ausgangspunkt für den Entwurf des Ganzen ist mit großer Bestimmtheit auf dem richtigen Fleck genommen: „besonders in unserem Jahrhundert ist die Kirchengeschichte ihrer Hauptsache nach nicht Geschichte der Theologen und ihrer Meinungen". — Es ist unbestreitbar ein Verdienst des Protestantenvereinlers Nippold, daß die römische Kirche in ihrer wundervollen logischen Entwickelung von Wessenberg bis Belz und Konsorten heute von uns Evangelischen scharf beobachtet wird: auch hier nimmt sie ein Drittel des Buches ein. Auf der evangel. Seite ist die Union das große Ereignis. Wir müssen auf die Thatsache hinweisen, daß Herr Koffmane aus den Akten feststellt, die luther. Separation sei aus pietistischen Kreisen hervorgegangen, und das 16. Jahrhundert habe solche Theorien über Kirchenregiment wie die der separierten Schlesier nicht gekannt. Neben diesen beiden wohldurchgearbeiteten Partieen ist auch die Geschichte des Sektenwesens mit Geist und Sorgfalt behandelt. So sind die Mormonen unter der treffenden Rubrik „Afterchristentum" geführt. Zur völligen Religionslosigkeit und einem ausdrücklichen Kultus des Diesseits haben es die „Sekularisten" des berüchtigten Bradlaugh gebracht, deren Religion wir in Talbots Worte fassen dürfen:

— — — die Einsicht in das Nichts
Und herzliche Verachtung alles dessen,
Was uns erhaben schien und wünschenswert.

Mit großer Vorsicht spricht sich der Verf. über die Zukunft der Hammersteinischen Bewegung aus: „Der leitende Staatsmann scheint derselben feindselig gegenüberzustehen, was nicht ausschließt, daß er später, wenn sie zur Macht geworden, als Realpolitiker mit ihr rechnet." Und vielleicht gilt auch hierher, was Koffmane vom Kulturkampf sagt: „Der Logarithmus für die religiöse Bewegung unserer Zeit ist den Realpolitikern von heute, nicht minder den Parlamentariern und der Presse ebenso verborgen geblieben, wie den spanischen Politikern in Luthers Tagen."

Da jeder deutsche Geistliche Kurz' Kirchengeschichte besitzt, glaube ich mich vielen zur Charakterisierung unseres Werkes durch die Formel verständlich zu machen: bei aller Aehnlichkeit des Geistes verfügt Koffmane über eine objektivere Subjektivität, Kurz über eine mehr subjektive Objektivität. L. Sch.

— Synodalreden von Gottfr. Braun, Pf. und Dekan in Eyrichshof. Aus dessen Nachlaß herausgegeben und mit einem biographischen Vorworte versehen von Dr. A. v. Stählin, Oberkonsistorialpräsident in München. (Nördlingen, Beck.) 1887. 137 S. 8⁰.

Für den Wert und die Bedeutsamkeit dieser Reden bürgt schon der Name des Herausgebers. Dekan Braun gehörte durch Geburt und Erziehung dem geistlichen Adel der evangelischen Kirche Bayerns an; er war ein Neffe (Schwestersohn) jener Brüder Bomhard, von denen der eine, der Schulrat, eine Glanzperiode des bayrischen protestantischen Gymnasialwesens mit herbeiführen half, während die beiden anderen, der Kirchenrat in Augsburg und der Dekan in Roth, im Verein mit Pfarrer Brandt, die Begründer und Herausgeber jenes „Homiletisch-liturgischen Korrespondenzblattes" waren, das mit der Gewalt eines Aries die Bollwerke des rationalistischen Unglaubens im evangelischen Bayern niederwarf und eine neue bessere Zeit anbahnte. Unter so gesegneten Einflüssen aufgewachsen, ist Braun (gest. 1886) des Geschlechtes, dem er entsproßte, wert gewesen. Daß er seine erste Pfarrstelle, eine ländliche freiherrlich v. Rotenhansche Dorfpfarrei, bis zu seinem Tode, 33 Jahre lang, nicht verließ, und es nicht für Verlust hielt, unter so einfachen und bescheidenen Verhältnissen sein reiches Maß geistiger Kraft zu verbrauchen, ist an sich schon ein Beweis innerer Gediegenheit. Der Leichenredner hat an seinem Grabe ausgesprochen: „Braun würde die erste Kanzel unseres Landes geziert haben." Als ihm vor acht Jahren die Leitung seiner Diözese anvertraut wurde, erwies er sich nach dem Zeugnis seines Biographen und obersten Vorgesetzten „als ein Musterdekan", und dafür legen denn auch diese Synodalreden, die er in dieser seiner Eigenschaft als Dekan zur Eröffnung der Diözesansynode zu halten hatte, vollgültiges Zeugnis ab. Klassische, von aller Manier, Rhetorik und Wissenschaftlichthuerei freie Schlichtheit und Einfalt der Form bei großer Tiefe des Inhalts — das ist das Charakteristikum dieser Reden, die samt und sonders für die bäuerlichen weltlichen Synodalmitglieder völlig verständlich und gewiß von großem Segen waren, und doch zugleich den Amtsbrüdern reichen Stoff zum Nachdenken boten. Ein geschichtlicher Rückblick: „Wie sind unsre Gemeinden so geworden?" ist der Inhalt der ersten — „kirchlicher Optimismus und Pessimismus" der der zweiten — „kirchlicher Fortschritt" der der dritten Rede. Die „Knechtsgestalt des Reiches Gottes auf Erden", die „Schatten- und Lichtseiten des geistlichen Amtes" lauten die Themata der vierten und sechsten. In der fünften: „Bedeutung der statistischen Ziffern und Tabellen", gewinnt das scheinbar trockenste und dürrste in überraschender Weise Leben und Bedeutung. Eine Predigt zur Generalsynode, die Braun krankheitshalber nicht hatte halten können, bildet als Anhang den Schluß. — Nur schwer versagen wir uns, Proben aus diesen Reden, namentlich aus der zweiten, — vom falschen Optimismus, der die Sünde und deren Fluch nicht kennt und durch den richtigen Pessimismus Röm. 3 zu schanden gemacht wird, und vom falschen Pessimismus, der keinen Glauben an Gott und darum keine Hoffnung hat, zur Sektiererei führt und durch den wahren Optimismus Joh. 3, 16 überwunden werden muß —

ganze Seiten wörtlich anzuführen, wenn nur der Raum es gestattete! Ebenso geistvoll ist in der folgenden Rede der kirchliche Stillstand bei dem einen, was ewig steht und sich nicht ändern kann, dem Fortschritt der Welt in irdischen Erfindungen und Entdeckungen gegenübergestellt, und mit demjenigen kirchlichen äußern und innern Fortschritt, den der Herr Matth. 13, 31 f. und V. 33 zeichnet, in Einklang gesetzt.

A. E.

3. Geschichte.

— Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidentums. I. Staat und Kirche im Kampfe mit dem Heidentum. Von Victor Schultze, Prof. an der Univ. Greifswald. (Jena, H. Costenoble.) 1887. VIII und 455 S. 8°. 10 M.

Man darf nicht erschrecken, wenn die Kritik einer liberal-theologischen Litteraturzeitung dies Buch „ganz mißlungen" nennt. Denn ein berühmter Kenner dieser Periode nennt es dagegen eine solide Arbeit und der kritische Rhadamanthys in Leipzig, das litterar. Zentralblatt, lobt es trefflich. Jene absprechende theol. Kritik ist aber so silbenstecherisch und nörgelnd, daß sie denselben Fehler zweimal aufrechnet! Wenn eine richtig gestellte Aufgabe schon eine halbgelöste ist, so hat unser Buch von vornherein halb gewonnen: Denn in diesem ersten Bande wollte sein Verfasser, reinlich abteilend was sich reinlich abteilen läßt, zunächst die gesetzgeberischen Maßregeln des christlich gewordenen Staates gegen das Heidentum im Zusammenhange darstellen: der zweite wird die innere Zersetzung des Heidentums bringen. Das bedeutendste Ergebnis dieses Buches sehe ich in seiner neuen Betrachtung Constantin des Großen. Hatte doch Jakob Burckhardt aus dieses Kaisers Persönlichkeit jedes wahrhaft religiöse Element glücklich herausgeätzt, und seitdem wandelte er also entseelt durch die Geschichtsbücher dahin. Schultze hat nun bewiesen, daß Constantins Anfängen ein gewisser Schwung christlicher Ueberzeugung nicht mangelte und politisches Räsonnement bei ihm nicht alles erklärt; und ferner, daß heidnische Embleme auf Münzen gegen die christliche Gesinnung des Münzherrn in jener Uebergangszeit nichts beweisen. Nach Constantin schritt der christliche Staat 30 Jahre lang strenger und strenger gegen das Heidentum vor. Unser Verf. billigt diese doch politische Notwendigkeit nicht; aber er betont, daß man vom 4. Jahrh. noch nicht Toleranz fordern kann. Julian der Abtrünnige gebietet darin halt. Auch seine Persönlichkeit tritt hier in ein neues Licht. Es war das rechte Verfahren, Julians Lob aus dem Tadel seiner christlichen Gegner, das Tadelnswürdige aus dem Lob seiner Verherrlicher herauszudestillieren. Aber ungerechte Mißgunst gegen was Heidentum wirft man dem Verf. mit Unrecht vor: über Cyrill von Alexandrien urteilt er schroff; vas er von Ambrosius anführt, läßt mehr den rechnenden Diplomaten als den frommen Gottesmann erkennen. Das führt auf eine allgemeine Betrachtung: von den Profanhistorikern bekennt Prof. Schultze besonders gelernt zu haben. Und wie ich glaube besonders dies, daß er mit jener aus dem Rationalismus stammenden Auffassung gebrochen hat, als wäre die Geschichte Logik und die Menschen konsequent. So versteht man seine Charakteristiken, denen Uebelwollende Zusammenhangslosigkeit vorwarfen. Jene rationalistische Betrachtung ist ebenso unfähig, wie eine gewisse Romantik, welcher Julian, Hypatia, ja das Heidentum im Rechte sind, nur weil sie eben unterlagen.

Die Würdigung der späteren Kaiser, die u. E. am meisten Anfechtbares enthält, ist hier nicht näher zu besprechen. Daß das Buch vortrefflich geschrieben ist, in geschmackvoller Darstellung überall bedeutende Kenntnisse vermittelt,*) wird von allen Seiten zugestanden. Entschiedene Flüchtigkeiten und selbst Fehler mag eine rasche Zusammenstellung verschuldet haben. Der stärkste ist die mißglückte Berechnung der Zahl der Christen ums Jahr 300. Die einzelnen Positionen sind vorsichtig und gemäßigt — aber die hohe Gesamtsumme ergiebt sich daraus entfernt nicht. Das edictum Theodorici darf nicht auf Italien, sondern nur auf das von Theodorich verwaltete Spanien bezogen werden. Dem Eusebius bringt der Verf. ein ungewöhnliches Maß von Vertrauen entgegen.

Wir freuen uns auf den 2. Bd. und hoffen, daß viele Leser das neue Licht über Constantin und die vielen anderen schönen Dinge im Buche würdigen: das Buch ist dem Gebildeten geschrieben, die latein. und griech. Zitate stehen in den Fußnoten.

L. Schaedel.

— Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Gneomar Ernst v. Natzmer. Aus der Zeit Friedrich Wilhelms III. I. Teil: 1820—1832. (Gotha, F. A. Perthes.) 1887. XVI und 311 S. 8°. 6 M.

Seit den Tagen von Malplaquet ist der Name von Natzmer groß in der preußischen Geschichte. Oldwig v. Natzmer (geb. 1782) war frühe zum Berliner Hof in Beziehungen getreten, worin ihm Takt und Diskretion die Huld Prinz Wilhelm des Aelteren, sowie die Freundschaft des jüngeren Prinzen Wilhelm, unseres Kaisers, gewannen. „Allen deutschen Patrioten" können wir zwar das Buch nicht auch empfehlen, aber sehr wertvoll ist es dem Genealogen, dem Militär und besonders dem Cavalleristen, der hier mit Neid von Uebungen mit 12 Reiterregimentern auf einem Flecke lesen wird. Auch für die allgemeine Geschichte manch schöner Ertrag! So besonders über Frimonts militärischen Spaziergang nach Neapel, den Natzmer begleiten durfte; über die Kriegsbesorgnisse und Hoffnungen, in denen während der Julirevolution das bürgerliche und militärische Preußen schwebte; sodann auch über die Entstehung der ersten Verstimmungen gegen Oesterreich giebt Natzmers Briefwechsel manche beachtenswerte Einzelheit. Sein Herz stand ohnehin auf Humboldts Seite — natürlich Wilhelm, denn Alexander v. Humboldts frivole Unverfrorenheit stieß ihn ab. Bei aller Königs-

*) Als Maßstab diene: Der Dichter Prudentius hat den römischen Patriotismus christianisiert.

treue entdeckt man in Natzmer etwas Liberalisierendes.

Das Schildkleinod dieses Buches sind die eingeflochtenen Briefe von unseres Kaisers Majestät. Großherzig hat derselbe schon jetzt ihre Veröffentlichung mit gewissen Auslassungen verstattet. Für die militärische und persönliche Entwickelung des hohen Fürsten ist das Buch von Bedeutung, und in dieser Beziehung nimmt es die größte Beachtung in Anspruch. Schon der 30jährige Prinz, nicht erst Edwin v. Manteuffel, erkannte die bittere Notwendigkeit früherer Pensionierungen in höheren Chargen. — Letzteres macht der Verf. gewisse Voraussetzungen besonders an die genealogischen Kenntnisse des Lesers, meist ebnet er aber derartige Schwierigkeiten. Lg.

— Die Revolution seit dem sechzehnten Jahrhundert im Lichte der neuesten Forschung. Von Wilhelm Hohoff. (Freiburg i. B., Herder.) 1887. VII und 759 S. 8°. 9 M.

Ein skandalöses Machwerk, hoffentlich den Tiefpunkt ultramontaner Buschklepperei bezeichnend. Der Verf. verkündigt, daß der Protestantismus die Wurzel alles religiösen, moralischen und sozialen Uebels in der Welt ist, „daß die Reformation überall und in jeder Hinsicht nur Unheil und Unsegen bewirkt" hat. Und er will das aus den eigenen Eingeständnissen der protestantischen oder doch nicht katholischen Schriftsteller beweisen. Daher, meint er, verdiene die Reformation als Umsturz alles Guten vielmehr den Namen der Revolution.

Dieser Grundgedanke des Hohoffschen Lästerbuchs ist zwar schon unzähligemal widerlegt, und ein einziger Blick auf die romanischen und katholischen Republiken in Amerika und Europa und ein zweiter auf die germanischen Staaten zeigt, wo politische Ordnung und Sittlichkeit wirklich zu Hause sind. Sollte Fürst Bismarcks klassische Aeußerung darüber wirklich bei jenen Herren schon vergessen sein? Es ist eher zu vermuten, daß Hohoff den Namen Revolution adeln wird, wenn er die Reformation so nennt, als die Reformation besudeln mit seiner Titulatur. Zwar wäre es ein Kleines, ihm ein Gegenstück zu schreiben unter dem Titel „Götzendienst in und seit dem Mittelalter", als Gewährsmänner würde man nach seiner Art Joh. Ronge, den Ritter von Lang und Voltaire brauchen, der ohnehin für die Jesuiten geschrieben hat gegen Clemens XIV. Würde dann Herr Hohoff erkennen, daß eine Sammlung galliger Aeußerungen noch keinen Geschichtsbeweis bildet? Oder kann man nicht die erhabensten Vorgänge der Geschichte, die Befreiungskriege, das Jahr 1870 in ähnlicher Weise verzerren, wenn man die Kehrichtkästen aussucht? Aber was liegt solchen Herren wohl am Jahr 1870? fragen wir also in ihrem Sinne: welche Geschichte der Jeanne d'Arc ließe sich aus Shakespeare und Voltaire zusammenstellen!

Geistige Ausgaben hat sich unser Pamphletist nicht gemacht: er schreibt seine Zeugen 10 und 20 Seitenweise aus. Es kommt ihm dabei auch gar nicht darauf an — so gedankenlos ist sein Verfahren — vielfach Schmähungen gegen die kathol. Kirche mitabzudrucken, höchstens wendet er ein Fragezeichen an ihre Widerlegung. In anderer Weise stellt er wieder seine Zeugen dadurch bloß, daß er uns gewahren läßt, wie sie sich untereinander selbst abgeschrieben haben ohne sich namentlich anzuführen: es ist doch krasse Undankbarkeit von Herrn Hohoff, Leute so an den Pranger zu stellen, die ihm sein Buch geschrieben haben! Er zeigt, daß vom Protestantismus kommen: die Sittenlosigkeit und die neue Barbarei des 16. Jahrhunderts, das Sektenwesen, der Rationalismus, die naturalistische Philosophie, die trostlosen sozialen und religiösen Zustände der Gegenwart; sodann speziell in England Puritanismus und Libertinage (NB. beide Extreme aus der gleichen Wurzel!) und schmachvolle kirchliche Zustände; in Frankreich die Revolution, in Rußland der Nihilismus, denn der ihn erzeugende Materialismus ist natürlich wieder ein Sohn des Protestantismus. (Freund, bist du so bodenlos unwissend, daß du von hellenischem Materialismus nie gehört, und hältst du den Lucrez für einen Lutheraner?) Besehen wir uns für die große Anklageakte des Herrn Hohoff die Zeugenliste, so ist sie nicht ganz ungeschickt angelegt. Freilich sind es nicht wirklich alles gute Protestanten, die mit blutendem Herzen die Schande ihrer Mutter erzählen, sondern es sind auch Juden und Heiden und veritable Jesuiten darunter. Um aber die Sache nicht auffällig zu machen, mischt unser Guter zweierlei Sorten anständiger Schriftsteller immer darunter einmal solche ohne Tendenz (R. Pauli, A. Schmidt, E. E. Arnd u. a.) und dann solche mit Tendenzen, aber mit vorsichtig verschleierten, womöglich mit katonischem Ton (Macaulay, Carlyle, Scherr, Hellwald, Al. Brückner, der russische Hofhisteriograph, Sugenheim, Galiffe, Taine, Tocqueville u. a.). Zwischen diesen Männern von meist wenig bescholtenen Namen bringt er dann auch einen H. Heine, Karl Marx, Pückler-Muskau und solche, deren „Vorliebe" für das Evangelium man kennt. Oder er zieht seinen Zeugen, wenn sie verdächtig sind, einen anderen Rock an. Den abgesetzten Dulon nennt er „den protestantischen Pfarrer"; J. Swift citiert er „selbst ein (evangelischer) Priester"; den bekannten Konvertiten und Jesuiten von Starck nennt er keck den „evangelischen Oberhofprediger." Der Jude Sugenheim, der das alberne Märchen aufgebracht hat, Peter der Große habe die Leibeigenschaft in Rußland eingeführt, ist ihm eine hohe Appelinstanz! Heine ist seine Autorität über Luther und Kant; Milton sein Zeuge gegen den anglikanischen Klerus. Alles was Tholuck leider Arnolds Ketzerhistorie nachgeredet hat, wechselt Hohoff als gute Münze aus. Der im Grunde unwissende und geschwätzige Buckle, der christusfeindliche Lobredner auf ein hohles Piedestal erhoben, ist ihm heilig; Bayle ist ein „orthodoxer Protestant." Kurz, es ist empörend, wie dieser Mann mit seinen Zeugen umspringt, etwa wie ein Angeklagter in einem Skandalprozeß, der seine für 3 Mark gekauften Zeugen zu jeder Lüge zwingt. Schließen wir dies Widerliche mit einem kräftigen Wort Döllinger's, den ja Hohoff so gerne citiert. Derselbe schreibt am 23. März 1870 an Prof. Eberhard: „Leider kann ich mich selbst nicht von dem Vorwurfe entbinden, in meinen früheren Schriften durch die dem einseitigen Papstprincip dargebrachten

Huldigungen auch zu dem jetzt grassierenden unheilvollen Wesen — Jesuitismus, Ultramontanismus, — beigetragen zu haben."

Für eins danken wir aber zum Schluß selbst diesem Verfasser, für das indirekte Zugeständnis, man könne bei evangelischen Schriftstellern die Wahrheit erheben: daß man aus katholischen Skribenten die Wahrheit über den Katholicismus herausstellen könne, wagen wir freilich nicht hinwiederum zuzugestehen. Alles in allem ist es aber ein ganz dummes Buch, dumm, wie man den Teufel dumm nennt, und wie Luther den Antichrist, wie Blücher den Napoleon dumm genannt hat. Hände von der Geschichte, unwissende Fanatiker, auch wenn ihr ein paar Regale Bücher urteilslos in euch geschlungen, um sie, entstellter noch, wieder von euch zu geben!

„Wer die Reformation aus dem Evangelium nicht will, der will, wenn auch nicht der Absicht, so doch dem Erfolge nach, die Revolution aus dem Geiste der Gottlosigkeit." (Wilh. Baur.)

Darmstadt. Prof. Dr. L. Schaebel.

4. Biographisches.

— Lebensführungen. I. In jungen Jahren. Von A. Ebrard. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 560 S. 8⁰. 8 M., geb. 9 M.

„Wer wäre im stande, von der Fülle der Kindheit würdig zu sprechen," schreibt Goethe, als er sich anschickt, aus seinem Leben zu erzählen. Je reicher das Leben im Elternhause sich gestaltet, je mehr es verflochten ist in die Erlebnisse von Verwandten und Freunden, je weiter die Fäden sich spinnen, desto größer ist die Fülle der Erinnerungen, aus denen ein Mann zu schöpfen hat, der von seinen „Lebensführungen" erzählen will. Liegt nun das Haus, in dem er seiner Jugend Traum träumen dürfte, in einer Universitätsstadt, treten allgemein bekannte Persönlichkeiten in den Kreis, der den Erzähler umschloß, und ist er endlich selber zu einer bekannten Persönlichkeit geworden, so gewinnen die Erinnerungen an allgemeinem Interesse und finden viele, die sich gern in eine vergangene Zeit führen lassen. — Das alles trifft nun bei Ebrard's Lebensführungen zu. Der weite Kreis seiner Bekannten und Freunde wird ihn gern erzählen hören; für die Erlanger steckt ein Stückchen Geschichte ihrer Stadt darin; für viele, die dort studierten, besonders für alte Mitglieder der Studentenverbindungen Uttenruthia und Wingolf auch Verbindungsgeschichte. Dazu kommt die bekannte Vielseitigkeit des Professors, der als Knabe Schauspiele schreibt, Musik im höheren Stil treibt und als Student Theologie, Mathematik, Naturwissenschaft, Sprachen und noch etliches andere sich unterthan macht. Hiermit wächst er nun vor unseren Augen durch die in Erlangen und Berlin verlebten Studentenjahre hindurch, und wir haben beim Lesen reichlich Anteil an dem allen, was ein begabter und in reichem Freundeskreise sich bewegender Student erlebt.

Aber ob nicht den dem Verfasser ferner stehenden Lesern gedient gewesen wäre, wenn aus der großen Fülle der Erinnerungen eine sorgfältigere Auswahl geschehen wäre? Dürfen wir an das Wort erinnern von dem Meister in der Beschränkung? Die Meisterschaft Kügelgens in seinen „Erinnerungen eines alten Mannes" liegt unsers Bedünkens nicht nur in der Darstellung, sondern auch in der Selbstbeschränkung. Wir bewundern den Verfasser, wenn er beschreibt, wie er nach unendlichen Bemühungen festgestellt hat, daß sein Geschlecht westgothischen Ursprungs ist, daß die Ebrards mit den Kamisardenfeldherrn La Porte zusammen hängen u. s. w., aber ob viele Leser sich durch das Kapitel „Meine Vorfahren", welches 41 Seiten umfaßt, durcharbeiten werden, erscheint uns zweifelhaft. Was für die engere Familie von höchstem Interesse ist, kann dem großen Leserkreise ziemlich gleichgültig bleiben.

Indessen werden viele sich an dieser Gabe, wie an so vielen anderen seiner fleißigen Feder erfreuen, und wir wünschen dem Buche eine weite Verbreitung. —r.

Philipp Mainländer.

Ein Beitrag zur Erkenntnis moderner Geistesverwirrung.

Mitgeteilt von

Wilhelm Freiherr von Pechmann.

Im Verlage des königlichen Hofbuchhändlers Theodor Ackermann in München ist kurz vor Weihnachten eine Schrift herausgegeben worden, welche es verdient, den Lesern der Allgem. Konf. Monatsschrift als „Zeichen der Zeit" vorgestellt zu werden.

„Mainländer, ein neuer Messias. Eine frohe Botschaft inmitten der herrschenden Geistesverwirrung."

Dies ist der Titel. Max Seiling ist der Name des Verfassers. Das Motto aber, welches derselbe seiner „frohen Botschaft" voranschickt, ist ein Ausspruch des „neuen Messias" selbst und lautet:

„Ich sehe meine Philosophie, welche nichts anderes ist, als die gereinigte Philosophie des genialen Schopenhauer, für ein Motiv an, das dieselbe Verinnerlichung, Vertiefung und Konzentration in den Menschen unserer gegenwärtigen Geschichtsperiode hervorbringen wird, welche das Motiv des Heilands in den ersten Jahrhunderten nach seinem Tode hervorbrachte."

Wer war Mainländer? Ich fürchte, daß von den „Menschen der gegenwärtigen Geschichtsperiode", welchen er zum Heiland werden wollte, die meisten ihn noch nicht einmal dem Namen nach kennen, eine Thatsache, welche allerdings nur die Berechtigung seiner Klage:

„Es ist wirklich zu traurig, zu sehen, wie langsam die Wahrheit vorankommt"

bestätigen würde, wenn man voraussetzen dürfte, daß die Sache des „neuen Messias" die Sache der Wahrheit sei.

Philipp Mainländer war, wie ich bekennen muß, auch mir unbekannt geblieben, bis ich vor einigen Jahren mit einem an der Münchener Universität entstandenen „akademisch-philosophischen Vereine“ in Berührung kam, in welchem etliche Studenten, überaus unreif, aber durch ungewöhnliche Belesenheit und Redefertigkeit, vor allem durch einen rücksichtslosen Fanatismus den übrigen Mitgliedern weit überlegen, für die zersetzenden Gedanken der Nihilisten und Sozialisten eine wilde Propaganda machten. Die philosophische Autorität dieser jugendlichen Agitatoren, welche in Fragen der Kunst für Zola schwärmten, war Philipp Mainländer.

Indessen habe ich mich erst aus der Seilingschen Schrift über diesen Philosophen näher unterrichtet, insbesondere erst von Herrn Seiling erfahren, daß er der „Messias der gegenwärtigen Geschichtsperiode“ sei. Solcher Bedeutung gegenüber lohnt es nun aber doch wohl der Mühe, sich das Leben und die Lehre dieses Mannes genauer zu besehen.

„Philipp Mainländer wurde am 5. Oktober 1841 zu Offenbach am Main geboren, wo sein Vater einem industriellen Etablissement vorstand.“ Sein Name war eigentlich Batz. Aber „aus tiefliegenden Gründen“ (S. 5) zog er es vor, als Schriftsteller und neuer Heiland unter jenem Pseudonym aufzutreten.

Nachdem er sich, zuerst durch Gymnasialstudien, dann an der Handelsakademie zu Dresden, für den kaufmännischen Beruf vorbereitet und behufs praktischer Ausbildung in demselben nach Neapel begeben hatte, wurde er im Alter von siebenzehn Jahren mit Schopenhauers Werken bekannt und durch den Eindruck, welchen er hier empfing, für die Philosophie gewonnen. Er befolgte übrigens „gewissenhaft Schopenhauers „„ehrlichen und wohlgemeinten Rat, keine Zeit mit der Katheder-philosophie zu verlieren““, und betrieb, sein eigener Meister, überhaupt keinerlei Universitätsstudien“.*)

Nach siebenjährigem Aufenthalte in Italien und nach zweijähriger Thätigkeit in Offenbach, wo er seinem Vater in der Fabrikleitung behilflich war, begab er sich, „um dem Herde der sozialen Bewegung näher zu stehen“, nach Berlin, wo er „nebenbei im Bankhause des Baron Magnus beschäftigt war“. (S. 6.)

In den Jahren 1872—73 schrieb er sein Hauptwerk, den I. Band der „Philosophie der Erlösung“.

Demnächst diente er ein Jahr lang in einem Kürassierregimente. Nach der nicht ganz verständlichen Mitteilung seines Apostels Seiling übernahm er „freiwillig (?) die Last des schwersten Militärdienstes und diente, gleich dem Aermsten aus dem Volke, als gemeiner Soldat (?)“.

*) Im Jahre seiner Geburt hatte A. F. C. Vilmar die Zeit gekennzeichnet, in welcher „die Meisterlosigkeit an der Tagesordnung ist, und jeder lieber mit seinen eigenen halben Gedanken denkt, als mit den ganzen eines Meisters“. (Anfangsgründe der deutschen Grammatik, aus dem Vorwort zur zweiten Auflage.)

„Nach Ablauf seines Militärjahres schrieb er in Offenbach in der unglaublich kurzen Zeit von nur 4 Monaten den II. Band der „„Philosophie der Erlösung““ und vollendete neben einigen kleineren Arbeiten seine Autobiographie.“ Die letztere wird demnächst erscheinen und uns „das Bild eines über der Menschheit stehenden, weisen Helden zeigen, wie nur wenige auf Erden gewandelt sind“.

„Inzwischen war der I. Band der „„Philosophie der Erlösung““ dem Drucke übergeben worden. Nur einen Tag, den 31. März 1876, hielt Mainländer sein gedrucktes Werk in Händen. Dann durfte er seine Lebensaufgabe als gelöst erkennen und schied im Besitze des höchsten Herzensfriedens aus dem Leben. Gleich Sokrates und Christus drückte er mit dem freiwilligen Tode seiner großen Lehre das Siegel auf“ (S. 6). Er „vermochte der Todessehnsucht nicht mehr länger zu widerstehen: er hatte das Leben im höchsten und in jedem Sinne überwunden. Ein leuchtendes Beispiel in der fernsten Zukunft, erfaßte er verklärt und ruhevoll das von ihm gelehrte Ziel des Weltprozesses“ (S. 85).

Mainländer hat also, mit anderen Worten, durch Selbstmord geendet. Die Berechtigung des Selbstmordes bildet einen wiederholt und nachdrücklich betonten Bestandteil seiner Lehre.*) „Ich bestehe deshalb,“ sagte er, „so sehr auf diesem Punkte, weil, wie ich offen gestehen muß, das herzlose Urteil der meisten Menschen, namentlich der Pfaffen, über den Selbstmörder das einzige ist, was mich noch tief empören kann. Ich möchte ferner alle windigen Motive zerstören, welche den Menschen abhalten können, die stille Nacht des Todes zu suchen.“ (S. 84.)

Aber wer sollte es glauben, daß sich Mainländer in diesem Lehrstücke auf — Jesum Christum beriefe? In seinem Hauptwerke findet sich eine „erschöpfende Abhandlung der christlichen Ethik“, in welcher „auf Grund zahlreicher Bibelstellen“ bewiesen wird, „daß Christus die volle und ganze Ablösung des Individuums von der Welt, mit anderen Worten: langsamen Selbstmord verlangt habe“. (S. 104. 105.) „Wer ein echter Christ sein will, darf und kann mit dem Leben keinen Kompromiß abschließen,“ sagt Mainländer. „Entweder — Oder: tertium non datur.“ (S. 105.)

Ein anderer Lehrsatz dieses Philosophen der Erlösung ist die Berechtigung aller Revolutionen, und auch diesen leitet er aus dem Evangelium — dem christlichen nämlich — ab. „Christus sprach,“

*) Seiling legt auf diesen Lehrsatz seiner „frohen Botschaft“ das größte Gewicht. „Welche Rolle der Selbstmord in zukünftigen Zeiten spielen wird, weiß uns auch der geistreiche Nietzsche auf eine originelle Weise zu erklären. „„Was ist vernünftiger, die Maschine still zu stellen, wenn das Werk, das man von ihr verlangte, ausgeführt ist, — oder sie laufen zu lassen, bis sie von selber stille steht, d. h. bis sie verdorben ist? Ist letzteres nicht eine Vergeudung der Unterhaltungskosten, ein Mißbrauch mit der Kraft und der Aufmerksamkeit der Bedienenden?...““ (S. 83. 84.)

nach Mainländer, „das Gesetz aller politischen Revolutionen aus und heiligte dieselben. Aber vergeblich dienen sie mir, dieweil sie lehren solche Lehren, die nichts denn Menschengebote sind. (Matth. 15, 9.) Es gibt nämlich nur Ein unwandelbares, heiliges, unantastbares Gesetz und das ist das göttliche Gesetz (die vier christlichen Tugenden), welches die beiden Grundgesetze des Staates gegen Mord und Diebstahl (Gerechtigkeit) in sich faßt. Alles andere Gesetz ist Menschengebot, das, wenn es dem göttlichen Gesetz widerspricht, eben vom Grunde des göttlichen Gesetzes aus angegriffen und gestürzt werden darf; ja, wer dies thut, handelt eo ipso eminent moralisch. Alle gewesenen politischen und sozialen Revolutionen lassen sich aus dem Teil des göttlichen Gebotes ableiten, der heißt: „„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst““; und alle kommenden werden sich daraus ableiten lassen . . .“ (S. 105.) Ein Paulus hat freilich diesen Teil des göttlichen Gebotes in anderer Weise ausgelegt (1. Kor. 13 und Röm. 13, 1—4). Aber er kann gegen Mainländer nicht aufkommen, weil, wie dieser sagt, „sein Christentum geradezu Fälschung der Lehre des milden Heilands“ ist. Paulus hat nach Mainländer „die größten Verdienste um die Ausbreitung des Christentums, aber seinen Meister hat er nicht begriffen“. (S. 105.)

Dagegen führt die Philosophie der Erlösung in einem dritten Lehrsatze auch nach der Meinung ihres Urhebers über die Lehre Christi hinaus. Dies ist der Lehrsatz von der „freien Liebe“. Der II. Band der „Philosophie der Erlösung“ enthält unter dem Titel „Der theoretische Sozialismus. Den höheren Schichten des deutschen Volkes gewidmet“, Betrachtungen über „Kommunismus“ und „freie Liebe“, welche Herrn Max Seiling ungemein ansprechen und davon überzeugen, daß diese beiden „Spukgestalten“ oder „Ungeheuer“ in richtiger Beleuchtung sich „manchem wohl wider Erwarten als zwei Friedensengel zeigen, deren glühender Herzenswunsch eine leidlose Menschheit ist“. (S. 108.)

Mainländer stellt zunächst beruhigend fest, daß „das Institut der freien Liebe die Ehe nicht aufhebt“. Es beschränkt sich vielmehr auf eine Reform des Eherechts durch Einführung folgender Sätze:

„1) Liebt ein Mann ein Weib und dieses ihn, so begründen sie eine Gemeinschaft;

2) lieben mehrere Weiber einen Mann, so kann dieser mit mehreren Weibern zusammenleben;

3) ist der Mann des Weibes oder das Weib des Mannes überdrüssig, so scheiden sie sich;

4) die Kinder werden gleich, oder einige Zeit nach der Geburt, dem Staate übergeben.“ (S. 110.)

Von dieser Reform verspricht sich Mainländer die erheblichste Förderung der „menschlichen Gattung“, welche dadurch, daß die bisherige Ehe eine „Zwangsanstalt“ gewesen sei, nachweislich eine bedeutende Hemmung in ihrer Entwickelung erfahren habe, und die Erlösung der Menschheit von „einer gar nicht festzustellenden Summe von Leid“. (S. 111.) Er führt im einzelnen aus, was den Eltern und den Kindern abgenommen würde; z. B. den Eltern „die Sorgen um die Zukunft der Kinder“, der Schmerz über schlechte und über den Tod guter Kinder u. dgl. m., den Kindern

„1) der Schmerz über Schandthaten der Eltern;

„2) der Schmerz über unwürdiges Betragen der Eltern;

„3) das Herzeleid über langwierige körperliche Leiden und auf dem Grabe der Eltern;

„4) die Scham über Unthaten der Geschwister;

„5) die Sorge um die Geschwister.“ (S. 112.)

Anderseits beantwortet er „die Hauptfrage, ob das Institut der freien Liebe . . . das herrliche Elterngefühl zerstören würde“: „In keiner Weise! Die Elternliebe würde ihre schlackenfreie lichtvolle Metamorphose in der Liebe zu den Kindern schlechthin finden; diese Liebe wäre die verklärte, die idealisierte Elternliebe. Die ordinäre Elternliebe ist Liebe zu bestimmten Kindern, die andere Liebe ist Liebe zu allen Kindern. In der ersteren liegt die letztere, d. h. in der unreinen, anekelnden Hülle der Affenliebe und eitelsten Selbstliebe.“ . . . Die Affenliebe . . . ist „die abstoßende Mischung“ einer Selbstliebe, welche Mainländer mit der Selbstbespiegelung eines von Eitelkeit trunkenen Weibes vergleicht, „mit den Ueberbleibseln des Elterninstinkts, der jetzt für die Erhaltung der Brut notwendig ist, in einem idealen Staate aber schon in der zweiten Generation rudimentär werden würde.“ . . . . „Ich behaupte kühn, das Gefühl, das wir dann hätten“ (wenn die Kinder an den Staat abgetreten werden müßten) „wäre ein unverhältnismäßig reineres und edleres, als unsere einfältige Affenliebe, welche nur deshalb einen Adelsbrief besitzt, weil sie jenes reine Gefühl in sich schließt.“ (S. 112. 113.)

Es ist nicht nötig, auch noch den Kommunismus in der Mainländerschen Beleuchtung „als Friedensengel“ kennen zu lernen.

Die Leser wissen nun schon zur Genüge, was sie von der „frohen Botschaft“ des Herrn Seiling und von der „Philosophie der Erlösung“ des Herrn Batz, des „neuen Messias“, zu halten haben. Aber so gewiß es das Gefühl jedes an Christum gläubigen Deutschen auf das Tiefste verletzt, wenn eine solche Häufung von verbrecherischem Aberwitz dem deutschen Volke im Angesicht des Weihnachtsfestes als „frohe Botschaft“ geboten, und in den Tagen des Ausblicks auf die Wiederkunft des Heilands ein ausgemachter Narr als „neuer Messias“ ausgerufen werden konnte, so gewiß wird man nicht erleben, daß diese That des (der nationalliberalen Partei angehörigen) königlichen Hofbuchhändlers in München auf dem weiten Felde liberaler Preßthätigkeit auch nur eine Feder, es sei denn die Reklamefeder, in Bewegung setzt. Wenn dagegen Prinz Wilhelm es gewagt hat, sich zu dem gesegneten Werke der Berliner Stadtmission zu bekennen, welche den von den „kräftigen Irrtümern“ der Herren Mainländer und Genossen verführten Volksmassen die wahre „frohe Botschaft“ von Jesu Christo bringen will, so kam die gesamte liberale Presse in eine nicht enden wollende Aufregung und schlug Lärm, als wäre die Zukunft des deutschen Reiches von der schwersten Gefahr bedroht. Das sind „Zeichen der Zeit“.

Druck von Ramm & Seemann in Leipzig. — Papier von Berth. Siegismund, Leipzig.

Wie wird unsere Infanterie fechten?

Von

Karl von Bruch.

Die Zeiten sind ernst. Wir wissen nicht, wie bald das junge deutsche Reich mit den Waffen in der Hand sich des feindlichen Ansturmes zu erwehren haben wird: um so mehr müssen wir beklagen, daß Fragen, wie die in der Ueberschrift gestellte, nicht nur nicht zur Ruhe kommen können, sondern gerade jetzt in beunruhigender Weise aufs neue angeregt werden. Ein alter Spruch besagt: Der Krieg ist ein Examen für das im Frieden Erlernte. Daraus folgt, daß die Friedensausbildung sich mit der Kriegswirklichkeit decken muß, sollen nicht Ströme kostbaren Blutes nutzlos vergossen werden. In Führer wie Mannschaft muß die Ueberzeugung lebendig sein, daß die im Frieden geübten Formen sich auch vor dem Feinde bewähren werden; jedes Schwanken, jedes Mißtrauen in die erlernte Fechtart ist unheilvoll.

Seltsam! gleich nach dem Kriege 1870/71 wußte ein jeder, wie der Infanterist unserer Zeit zu fechten hat. Die zahlreichen taktischen Schriften, welche als Niederschlag der Feldzugserfahrungen anzusehen sind, die mit vorsichtiger Hand eingeführten Abänderungen des Exerzier-Reglements, begegnen sich in den leitenden Gedanken. Diese kehren in den Dienstvorschriften aller europäischen Staaten wieder, und wir können vollberechtigt sagen: nicht nur die Bewaffnung, der Ausbildungsgang in seiner äußeren Erscheinung, sondern auch die Fechtart halten sich allerorts die Wage. Mögen sich Verschiedenheiten finden, so sind sie verhältnismäßig gering: hier breitere, dort tiefere Aufstellung; hier etwas frühere Entwickelung, ein früheres Feuern, dort ein näheres Herangehen an den Feind; hier stärkere Schützen-Schwärme, dort Vorliebe für das Geschlossenhalten der Truppe, so lange es im feindlichen Feuer durchführbar ist. Obendrein handelt es sich um allgemeine Regeln für das Gefecht, die unter der zwingenden Macht des wirklichen Krieges allerlei Abänderungen und Ausgleiche erleben werden, herbeigeführt durch die jedesmalige Gefechtslage und die Eigenart des Geländes. Auch wir werden im Ernstfall nicht genau nach dem Buchstaben des Reglements fechten, so wie es heute noch ist.

Im großen Ganzen spielt sich das Infanterie-Gefecht — beim Angriff — überall gleichmäßig wie folgt ab: Sobald die Truppe in den Bereich der feindlichen Gewehre tritt (1600—2000 Meter), zerlegt sie sich in kleinere Einheiten, Kompanie-Kolonnen, und geht mit schwachen Schützen oder ganz ohne dieselben bis auf 6—800 Meter an den Feind heran. Hier Bildung bezw. Verstärkung der Schützenlinie und Eröffnung des Feuergefechts. Während sich die Schützen bis auf etwa 400 Meter an den Feind

heranschießen, folgen die rückwärts stehenden Verstärkungs-Truppen in zwei Treffen, so daß im ganzen drei Treffen zu unterscheiden sind. Von 400 Meter ab befindet sich der Angreifer im wirksamsten feindlichen Feuer; es ist ihm nicht mehr möglich, ohne die ernstesten Verluste im Schritt vorzurücken, und darum beginnt das „sprungweise Vorgehen“. Einzelne Teile der Schützenkette laufen plötzlich 50—80 Meter vor, während der liegenbleibende Teil den Feind durch verstärktes Feuer niederzuhalten sucht. Die hinteren Treffen rücken näher auf. In die Schützenlinie sind inzwischen die letzten geschlossenen Abteilungen des ersten Treffens eingerückt. Auf 100—200 Meter vom Feinde angekommen überschüttet die ganze Linie denselben mit Magazinfeuer; dann folgt, nachdem das zweite Treffen dicht herangekommen ist, ohne weiteres Zaudern der Anlauf gegen die feindliche Stellung — mit Sieg oder verhängnisvoller Niederlage endend. Während die ersten Phasen des Gefechts längere Zeit für sich in Anspruch nehmen, spielt sich die letztere verhältnismäßig rasch ab: die Verluste wachsen auf den nahen Entfernungen so stark, daß jeder Teil die rasche Entscheidung anstrebt.

Die Fechtart, wie wir sie in knappen Zügen vorzuführen versucht haben, ist nicht die Erfindung einer Laune des Augenblicks; sie ist auf geschichtlichem Boden erwachsen. Wie in der Natur, so gibt es auch in der Kriegskunst keine Sprünge; ein Glied reiht sich an das andere, bis das heutige Gebilde fertig vor uns steht. Die leichten Truppen des vorigen Jahrhunderts waren die Vorläufer unserer Schützenschwärme; der steigenden Entwickelung der Feuerwaffen entsprechend steigerte sich die Bedeutung der Schützen und sank die Verwendbarkeit der geschlossenen Form, denn nur in freier Handhabung, nur unter Ausnutzung aller Vorteile des Geländes ließen sich die Vorzüge des schnell und sicher schießenden Gewehrs ausnutzen. Von dem bekannten Worte Suworows: „Die Kugel ist eine Thörin, das Bajonett ist ein braver Kerl“ — sind wir übergegangen zu dem Wahlspruch, den Meckel seiner „Taktik“ vorgesetzt hat: „Das Feuer ist die Beherrscherin des Schlachtfeldes“.

Das Gefecht wird heute geführt und entschieden von Schützen; die geschlossenen Abteilungen dienen in der Hauptsache nur zur Unterstützung und als Rückhalt des Feuers der vordersten Linie, sowie als Mittel, die Leitung nicht ganz aus der Hand zu geben.

Diese lange Auseinandersetzung über das moderne Infanteriegefecht erschien uns notwendig, um kurz auf eine Schrift einzugehen, die in den militärischen Kreisen mehr Aufsehen erregt hat, als irgend eine in der letzten Zeit erschienene. Ueber eine Flugschrift, die als neuentdeckten Stein der Weisen die Einführung von Bataillons-Kanonen für die Infanterie empfahl, über eine andere, welche die Infanterie gar mit Raketen-Batterien beglücken will u. s. w. ist man einfach zur Tagesordnung übergegangen; nicht so über den „Sommernachtstraum, erzählt von einem älteren Infanteristen“*).

Selbst das Militär-Wochenblatt, das sonst an den Erscheinungen der Eintags-Litteratur kühl vorüberzugehen pflegt, beschäftigt sich wiederholt mit dieser Broschüre.

Der Reiz und damit die Gefährlichkeit des Sommernachtstraums liegen in der fesselnden Darstellung, die wir — leider! — in den Schriften militärischen Inhalts nur zu häufig vermissen. Aus ihr, wie auch aus dem lebhaften Betonen des seelischen Elements in der Gefechtsführung, sagen wir mit anderen Worten: einer durch hohe Mannszucht aufrecht erhaltenen Feuerdisziplin, zogen wir zuerst den Schluß, ein uns wohlbekannter und hochverdienter Militärschriftsteller, der Hauptmann F. Hönig könne der Verfasser sein. Machte uns dann nach reiflicherer Ueberlegung der Gedankenirrgang des ungenannten Verfassers schon stutzig, so wurden wir noch in letzter Minute — als unsere Ausführungen bereits niedergeschrieben waren — eines anderen belehrt, denn in einer Gegenschrift „Wintertagswirklichkeit“**) wendet sich der Verfasser der „Zwei

*) Berlin 1888. E. S. Mittler & Sohn. 82 S.
**) Berlin 1888. Fr. Luckhardt.

Brigaden" (F. Hönig) mit überzeugender Schärfe gegen die Lehren und Gesichte des Sommernachtsträumers.

Dieser kleidete seine Ansichten in eine anmutende Form: ein Gespräch mit seinem alten Freunde dem Oberst von Hallen geführt, und ein nächtlicher Traum, der ihm ein Gefecht nach der neuen Art zu kämpfen anschaulich vor Augen bringt und den Zweifler bekehrt. Dies anfängliche Widerstreben gegen die neue Lehre ist nicht der ungeschickteste Kunstgriff des Verfassers und wohl geeignet, die Denkkraft harmloser Gemüter in seinen Bann zu nehmen.

Oberst von Hallen bezeichnet als „die Pest der modernen Schlachtfelder" „das Massendrückebergertum". Tausende und aber Tausende von unverwundeten Soldaten gingen für die Entscheidung in der vordersten Linie verloren, weil sie die ihnen durch das Schützengefecht gebotene Freiheit mißbrauchten, um ihre Person in Sicherheit zu bringen. Diesem Uebel soll abgeholfen werden durch Abschaffung der zerstreuten Fechtart überhaupt und durch Schaffung einer besonderen Gefechtspolizei hinter der Front. Statt der Schützen sollen eingliederige Züge von 50 Mann geschlossen gegen den Feind vorrücken. Die Unordnung, das Durcheinanderkommen verschiedener Truppenteile, ja selbst verschiedener Züge derselben Kompanie gilt als verderblich in hohem Grade, und daher sollen die Züge beim Vorgehen in sich zusammenschließen, in die zwischen den Zügen entstehenden Lücken wieder volle Züge einrücken und wo sie mit einem Teile keinen Platz zur Entwickelung finden, im zweiten Gliede fechten.

Auf den weiteren Entfernungen gehen diese geschlossenen Linien im Schritt vor, auf den näheren werfen sie sich nieder und kommen in einzelnen Sprüngen im Laufschritt an den Feind. Sie feuern vom Anfang bis zum Ende nur Salven auf das Kommando des Offiziers.

Dies die Quintessenz der mit Begeisterung und unter voller Beherrschung des wissenschaftlichen Rüstzeugs vorgetragenen neuen Lehre.

Sie wird aufgebaut auf der Voraussetzung des Massendrückebergertums und nur auf dieser. Irgend einen taktischen Grund, wie bessere Ausnutzung des Gewehrs u. s. w. hat der Verfasser nicht ins Feld zu führen, und wir werden gleich sehen, wie viele dagegen sprechen. Gelingt es ihm nicht uns zu überzeugen, daß durch Massendrückerei von uns Schlachten verloren worden sind oder in Zukunft verloren werden müssen, so können wir eine Taktik nicht annehmen, die Erfolge nur mit Strömen vergossenen Blutes zu erringen weiß. Da haben wir's — wird der Verfasser sagen — „falsche Humanität!" wo ist „die blutige Energie des Krieges"? Gemach: Blut ist ein kostbarer Stoff, und wir wollen nicht vergessen, daß wir nicht ein feiles Söldnertum, daß wir nicht einen kleinen Bruchteil der männlichen Bevölkerung vor die Mündungen der feindlichen Gewehre und Kanonen führen, sondern die Blüte Deutschlands, so weit es Waffen tragen kann. Und wir haben eine bessere Meinung von unserem Volke als der Verfasser. Wir halten es für pflichtgetreu, tapfer und nicht „nervös"; der Ausdruck „Massendrückebergertum" deckt sich genau mit Massenfeigheit und wir halten unser Volk nicht für feige.

Wir waren im Kriege 1870, hatten aber leider keine Gelegenheit, Studien hinter der fechtenden Linie auf dem Schlachtfelde zu machen. Nachfragen bei Kameraden, die reichliche Gelegenheit zur Beobachtung hatten, haben uns überzeugt, daß des Verfassers Behauptungen in hohem Grade übertrieben sind. Sie sind eine Verläumdung, eine Beleidigung des deutschen Heeres. Wir wiederholen es nochmals: der deutsche Soldat ist in seiner „Masse" nicht feig. Und hätte es mit dem Massendrückebergertum seine Richtigkeit, so wäre der Hebel wo anders anzusetzen. Verfasser sucht das Heilmittel im Korporalstock, in dem fleißig gegen die eigenen Leute gebrauchten Degen und Revolver des Offiziers, in der Androhung schwerer Strafen, in der geschlossenen Form bis zum Augenblick des Einbruchs in den Feind, in der Wirksamkeit der Gefechtspolizei. Von allem diesen können wir nur die letztere annehmen, und eine

ähnliche Einrichtung wird zweifellos auf den Schlachtfeldern der Zukunft erscheinen; nicht um die Massendrückeberger, sondern um die Einzeldrückeberger aufzugreifen. Wir suchen aber das Heilmittel in der Erziehung des Soldaten zur Mannszucht und Feuerdisziplin, in seiner mit peinlicher Sorgfalt durchgeführten Ausbildung für das zerstreute Gefecht. Unser Ziel muß es sein, mit möglichst wenig Verlusten den Kriegszweck, die Vernichtung des Feindes zu erreichen.

Könnten und dürften wir des Sommernachtsträumers Fechtart anwenden, wie einfach würde sich unsere Ausbildung des Soldaten gestalten!

Schießausbildung, die jetzt ein gutes Drittel der Ausbildungszeit für sich in Anspruch nimmt? Thorheit: wir schießen nur noch Salven. Die sorgfältige Einzelausbildung, die den Schützen befähigt, im zerstreuten Gefecht auch den mehr oder minder gedeckten Gegner niederzustrecken, ist überflüssig; es genügt, wenn der Mann lernt, das Visier richtig zu stellen, geradeaus anzuschlagen und eine runde Salve abzugeben.

Und das Tiraillement? Wir haben nicht mehr nötig, die ungeschickten Leute mühsam in der Ausnutzung des Geländes zu unterweisen, denn die geschlossene Linie des Obersten von Hallen wird — trotzdem daß er anderer Meinung ist — nur geringen Gebrauch davon machen können. Die Schützenkette kann sich dem Gelände anschmiegen, die geschlossene Linie muß sich richten, soll sie in der Hand des Führers bleiben.

Wie bequem, wie einfach! Der Fortschrittstraum von der zweijährigen Dienstzeit erfüllt sich, denn zur Kampfmaschine, fähig sein Gewehr abzuschießen und in Gang gesetzt durch Furcht vor der Strafe in leichter Mischung mit patriotischer Begeisterung, können wir den Mann auch in zwei Jahren herandressieren. Deshalb empfiehlt sich die Traumtaktik besonders für unausgebildete Volksaufgebote, die nicht anders zu fechten wissen, die nicht anders gegen die feindliche Stellung vorzubringen sind. Aber wehe diesen eingliedrigen Reihen, wenn sie den schießfertigen selbständigen und trotzdem in der höchsten Feuerdisziplin erzogenen Soldaten sich gegenüber finden, wie er als Ideal uns vorschwebt. Wollen wir diesem Ideal, der moralischen Erziehung des Soldaten neben der technischen, nahekommen, so erscheinen drei Jahre eine kurz bemessene Frist. Das ist unsere ehrliche Ansicht. Für uns hängt die Länge der aktiven Dienstzeit unmittelbar mit der Frage zusammen: wie werden wir fechten? — und diese Frage wieder ebenso unmittelbar mit unserem Wehrsystem, der allgemeinen Dienstpflicht.

So weit über diesen Punkt, der ein allgemeineres Interesse wohl für sich in Anspruch nehmen darf. Vom rein militärischen Standpunkte aus ließe sich unendlich viel gegen die im Sommernachtstraum vertretenen taktischen Ansichten vorbringen. An dieser Stelle mögen nur ein paar Punkte berührt werden. Oberst von Hallen sieht im Schützengefecht nur „organisierte Unordnung“ und hält das Durcheinanderkommen verschiedener Truppenteile — wie bereits oben erwähnt — für ein schwerlastendes Uebel. Nicht so wir. Wir halten selbst das Durcheinanderkommen verschiedener Regimenter nicht für gefahrbringend, sobald der einzelne Soldat in der von uns erstrebten Weise erzogen und sofern die Ausbildungsart in der ganzen Armee eine gleichmäßige ist. Daß in dieser Beziehung noch manches zu wünschen bleibt, geben wir ohne weiteres zu. Hoffentlich wird bald eine neue Exerzier-Vorschrift mehr Klarheit und Uebereinstimmung bringen.

Wir werden im „Sommernachtstraum“ auf manche Vorkommnisse des Jahres 1870 verwiesen. Vergessen wir aber nicht, daß damals das Schützengefecht als Hauptkampfsform auf dem Schlachtfelde noch nicht so allgemein in das Fleisch und Blut der Infanterie-Regimenter übergegangen war, wie heutzutage. Wir erinnern nur daran, wie die Garde vor St. Privat lernen und blutiges Lehrgeld zahlen mußte. Das Durcheinanderkommen der Truppen wird nicht solche Folgen nach sich ziehen, wie Drückerei, Versagen der Folge, wenn nicht gar des Gehorsams u. s. w., wenn die Truppen daran gewöhnt sind. Ist den Soldaten die „organisierte Unordnung“ nichts

Neues, so wird er in ihr seinen Platz ausfüllen und seinen Mann stehen; wird aber auf dem Schlachtfelde unter dem Zwange der Ereignisse etwas Neues, Fremdes von ihm verlangt, so wird er stutzig und versagt. Also nochmals: die Friedensausbildung muß sich mit der Kriegswirklichkeit decken.

Verfasser greift bei seiner Abneigung gegen das zerstreute Gefecht aber auch auf Zeiten zurück, die außerhalb der Vergleichszulässigkeit liegen. Die Schützen der napoleonischen Kolonnen-Taktik konnten dünn und spärlich bis auf ein paar Hundert Meter an die feindliche Front herangehen. Kann sich heute ein einzelner Mann in derselben Weise der feindlichen Linie nähern, ohne die Gewißheit, in kürzester Frist niedergeschossen zu werden? Friedrichs des Großen Linien hatten kaum ein Viertel des Weges von heute im Feuer zu durchschreiten, bis sie an den Feind kamen.

Dann wird dem modernen zerstreuten Gefecht vorgeworfen, daß es diesen Namen gar nicht verdiene. Die Schützenkette werde zuletzt so dicht gemacht, daß die Leute Arm an Arm lägen — also geschlossen. Ganz richtig; aber dann hat ja auch die eingliederige geschlossene Linie keinen Vorzug mehr, namentlich nicht in der Zone des wirksamsten feindlichen Feuers, wo sie sich ebenso, wie die Schützen, hinlegen soll. Das Drückebergertum ist dann ebenso möglich wie bei der heutigen Fechtordnung; der Offizier kommandiert dann seinen ausgeschwärmten Zug mit derselben Leichtigkeit wie den eingliederigen. Ob aber ein Zugführer den eingliederigen 50 Mann starken Zug wird überschreien können, wenn neben ihm auf weit sich dehnendem Schlachtfelde Salve auf Salve knattert, wenn die feindlichen Schützen ein rasendes Schnellfeuer abgeben und wenn die Geschütze Granate auf Granate, Shrapnel auf Shrapnel in rascher Schußfolge entsenden. Wir müssen es bezweifeln, ebenso wie die Wirksamkeit einer Salve gegen gedeckt liegende Schützen, denn der Feind wird nicht so thöricht sein, uns gleichfalls mit geschlossenen Abteilungen entgegenzutreten.

Denken wir uns den eingliederigen Zug im Vorgehen. Einzelne Leute fallen und der Zug zieht sich nach der Mitte zusammen. Vielfach wird zu dem Zwecke seitwärts gezogen werden müssen, also wird der Feind nicht auf dem nächsten Wege erreicht. Dieser hat ein prächtiges Ziel: er richtet ein konzentrisches Feuer gegen die Mitte der Züge und braucht seinen Zielpunkt bis zum Einbruch nicht zu verändern, denn die Mitte bildet sofort wieder ein festes Ziel. Mit eiserner Mannszucht, getrieben durch den Säbel des Offiziers, mit Halten, die dieser machen läßt, um die erschütterte Ordnung wieder herzustellen, unbekümmert darum, daß Mann auf Mann niedersinkt, gelangen 20—25 Mann von dem ursprünglich 50 Mann starken Zuge an den Feind. Werden sie überhaupt dahin gelangen, wenn infolge der geringen Ausnutzung des Geländes und des geringen Abbruchs, den man dem Feinde durch das Feuer gethan, die Hälfte kampfunfähig auf dem Schlachtfelde liegt?

Wir glauben es nicht. Und wenn doch, so wird der Feind nach solchen mit seiner Schußwaffe errungenen Erfolgen besonnen die letzte Patrone des Magazins verfeuern und dann entschieden dem atemlos anlaufenden Häuflein mit dem Bajonett entgegentreten. Der schließliche Ausgang kann nicht zweifelhaft sein. Man hat jede „falsche Humanität" beiseite gesetzt, aber dafür hat man nicht nur nicht gesiegt, sondern ist geradezu vernichtet worden.

Verfasser beklagt das Durchgehen nach vorwärts, das Vorschieben einzelner Teile der Schützenlinie, die dann das Feuer der anderen hindern. Beides würde bei der eingliederigen geschlossenen Linie nicht nur ebenso, sondern noch mehr hervortreten. Ueberhaupt erscheint ein einheitliches Leiten und Vorgehen einer Schlachtlinie, die sich aus solchen Zügen zusammensetzt, weit schwieriger als bei der Schützenkette; die einmal angesetzte Stoßrichtung wird nur mit der größten Mühe und nur unter starken Verlusten zu verändern sein. Die Verstärkungen sollen, um das so gefürchtete Durcheinanderkommen verschiedener Truppenteile zu vermeiden, möglichst auf den Flügeln verlängern:

Was für eine Schieberei in der Gefechtslinie beim Eintreten starker Verluste, wie sie bei der Traumtaktik stets unvermeidlich sein werden!

Noch ein Wort über die Verluste. Verfasser stellt als Thesen auf:

„Erstens bieten eingliederige geschlossene Züge kein wesentlich leichter zu treffendes Ziel wie dichte Schützenschwärme."

Dies bestreiten wir rundweg, zumal erstere, wie oben bereits gesagt, die Deckungen des Geländes nur unvollkommen ausnutzen können.

„Zweitens wird derjenige in der Dauer eines ernsten Gefechtes am wenigsten Verluste haben, der dem Feinde am meisten Abbruch thut."

Der mit wohlgezieltem Schützenfeuer fechtende Feind wird dem geschlossenen Zuge mehr Abbruch thun, als dieser jenem durch Salven.

„Drittens muß eine Armee, die von der Krankheit der Verlustscheu befallen oder noch nicht ganz ausgeheilt ist, keinen Krieg führen, denn im Kriege siegt die Rücksichtslosigkeit und das Leben der Menschen gilt nichts."

Auch darüber haben wir uns schon geäußert. Wenn der erstrebte Zweck durch eine geschicktere, zweckmäßigere Fechtart mit weniger Blut zu erreichen ist, so wäre es ein Frevel, diese Fechtart nicht anwenden zu wollen.

Wir haben uns an verschiedenen Stellen mit einer gewissen Schärfe gegen die Irrlehren — wir müssen sie so bezeichnen — des Oberst Hallen gewandt. Unsere Mißstimmung erklärt sich aus dem eingangs dieses Aufsatzes ausgeführten Gedanken. Nicht als ob wir im Ernst eine Umbildung unseres Feuergefechts nach den Ideen des Sommernachtstraumes von der Zukunft befürchteten. Wie die Kriegsgeschichte keine unvermittelten Sprünge nach vorwärts kennt, so auch nicht nach rückwärts, und die Taktik der geschlossenen Glieder in der vordersten Gefechtslinie würde ein Rückschritt sein.

Nein, die Gefahr liegt in der Beunruhigung weiter Kreise des Heeres. Der Sommernachtstraum erscheint zu einer Zeit, die vielleicht der Vorabend eines großen Krieges ist, und zu einer Zeit außerdem, in der die Herausgabe einer neuen Exerziervorschrift für die Infanterie zu erwarten ist. (Wir besitzen keine besondere „Vorschrift für die Gefechtsführung" gleich den Franzosen und Italienern und finden die allgemeinen Regeln für die Verwendung der Infanterie in der Exerzier-Vorschrift.)

Von der bestrickenden Gabe des „älteren Infanteristen", seine Gedanken und Träume vorzuführen, sie den Lesern mundgerecht zu machen, haben wir oben bereits gesprochen. Sie wird ihren Eindruck auf junge phantasiebegabte Herzen nicht verfehlen, zumal ein kühnes rücksichtsloses Drauflosgehen gepredigt wird, das dem noch nicht abgeklärten Stürmer und Dränger als der echte altpreußische Schneid erscheint. Die Weihnachtstage hatten aus allen Winkeln des Reiches zahlreiche Offiziere in eine mittelgroße Stadt Norddeutschlands geführt: Urlauber, die ihre Heimat aufsuchten. Ein alltäglicher Vereinigungspunkt war gegeben und das Gespräch kam wiederholt auf den „Sommernachtstraum". Waren auch unter den Anwesenden nur vereinzelte Verfechter der „verjüngten Lineartaktik", so wußte doch fast jeder von fanatischen Anhängern derselben unter seinen Regimentskameraden zu erzählen.

Werden solche Offiziere die etwa erscheinende neue Exerzier-Vorschrift mit dem unbedingten Vertrauen empfangen, wie es zur gedeihlichen Ausbildung der Truppe in den vorgeschriebenen Formen durchaus erforderlich ist? Werden sie mit fester Zuversicht auf Erfolg dem feindlichen Feuer in der bislang gepflegten Fechtart entgegenmarschieren?

Von dem Erzählertalent des „älteren Infanteristen" hier eine Probe: Kurz vor dem Einbruch in die feindliche Stellung gerät die Angriffslinie des 1. Regiments (Oberst v. Hallen) durch schwere Verluste in ein bedenkliches Schwanken. Der Anlauf scheint abgeschlagen zu werden. „Da hörte ich plötzlich eine gewaltige Stimme. Es war die meines Freundes Hallen, der von rückwärts zu Fuß herbeieilte. „Zusammenschließen!" donnerte er den Zurückströmenden entgegen und die Nächsten wirbelte er nach vorwärts.

„Zusammenschließen!“ wiederholten mehrere auf der Flucht Befindliche, indem sie beim Anblick ihres Obersten sich plötzlich auf dem Absatz herumdrehten, ihre Kameraden in den Arm nahmen und mit ihnen der Fahne zueilten. „Zusammenschließen!“ rief es hier und da. Ein Pfiff erscholl und wiederholte sich allmählich durch die ganze Linie. „Zusammenschließen!“ schrie man überall mit der letzten Kraft der Verzweiflung. Dies Wort wirkte wie ein Zauberschlag. Die Schießenden wurden in die Höhe gerissen, die gesunkene Fahne hob sich wieder. Alles drängte sich ins Glied der Fahne zu. Das Feuer schwieg an dieser Stelle fast gänzlich. Alles dies war das Werk eines Augenblickes.“

Einzelne Stellen lesen sich wie ein Roman, und so konnte der Verfasser der „Wintertagswirklichkeit“ sich von einem Freunde schreiben lassen, seine Frau habe ihm den „Sommernachtstraum“ vorgelesen. Die leichte Lesbarkeit wird ohne Zweifel zur Folge haben, daß die Traumschlacht auch in den Kreisen der Reserve-Offiziere vielfach gelesen wird. Mögen sie es lesen, dann aber nachher nicht versäumen, einen geistvoll geschriebenen Aufsatz des „Militär-Wochenblattes“ (1887 Nr. 106) sowie die „Wintertagswirklichkeit“ mit gleichem Interesse zu lesen. In dem letzteren Buche finden sie eine ebenso anregend geschriebene wie gründlich aufräumende Erwiderung auf den „Sommernachtstraum“, außerdem aber auch ein Kapitel, das sie ganz besonders fesseln wird. Es ist betitelt: „Reserve- und Berufsoffizier“. Wir wollten den Punkt nicht berühren, weil er uns zu peinlich war, thun es nun aber doch, da der Verfasser der „Wintertagswirklichkeit“ ihn mit berechtigter sittlicher Entrüstung aufgegriffen hat.

Im „Sommernachtstraum“ erscheint unter den Drückebergern des Schlachtfeldes in den Erinnerungen des Erzählers, nicht in der geträumten Schlacht, auch ein Offizier — ein Reserve-Offizier. Geben wir dem Verfasser der „Wintertagswirklichkeit“ das Wort.

„Kein Reserve- oder Landwehr-Offizier wird sich dauernd verletzt fühlen, wenn man sagt, daß es ihm an Erfahrung, Wissen und Können fehle, denn leider krankt die Einrichtung in dieser Beziehung an großen Mängeln; aber einen Unterschied auf dem moralischen Gebiet zwischen Berufs- und Reserve-Offizieren machen, auf dem Gebiete, ohne welches ein Mann seines schönsten Schmuckes beraubt wäre, das ist unpolitisch, unkameradschaftlich, ja geradezu die Homogenität zerstörend; und es ist öffentlich und anonym geschehen! Warum wandte der Anonymus sich nicht an das nächste Ehrengericht, warum thut er es heute nicht? Das wäre seine Pflicht gewesen; dagegen ist das, was er jetzt thut, sträflich. Keine falsche Humanität!“

Und an einer anderen Stelle: „Wir haben aus dem Kriege das Gefühl der Achtung mitgebracht vor dem Mute und Wollen der Reserve-Offiziere und das des Bedauerns vor dem geringen handwerksmäßigen Können.“

Auch die folgenden Kapitel der „Wintertagswirklichkeit“ verdienen von allen Offizieren des Beurlaubtenstandes gelesen zu werden: Kriegszucht. — Ist Nervosität Feigheit? — Das Gesetz der Verantwortung und der Kriegsenergie. — Drill und Erziehung. Sie mahnen immer und immer wieder zur psychologischen Vertiefung der Dienstauffassung, zur Erziehung der eigenen Person wie des Untergebenen.

Der „Sommernachtstraum“ und die „Wintertagswirklichkeit“ haben uns einen Seitenweg geführt, und wir sind von der Frage, wie unsere Infanterie im nächsten Kriege fechten wird, etwas abgekommen. Die Zukunft prophezeien wollen, ist ein undankbares Amt. Aber trotzdem glauben wir versichern zu dürfen, daß der Normalangriff, wie wir ihn oben knapp zu schildern versucht haben, für die nächste Zeit der Fechtart unserer Infanterie zu Grunde liegen wird: Höchste Ausnutzung der Feuerwirkung und gleichzeitig des Geländes, beides erreicht durch das Schützengefecht; kleine Kolonnen dahinter zur Nährung und Leitung des Kampfes; weiter rückwärts eine Reserve.

Wohl wird empfohlen, daß man in jeden neuen Krieg mit einer neuen Fechtart ziehen solle, d. h. daß die Ueberraschung des Gegners durch eine ihm nicht bekannte Art der Gefechtsführung viele Aussicht auf Erfolg gibt. Aber doch auch nur innerhalb gewisser Grenzen. Die Römer haben sich durch die Elefanten des Pyrrhus auch nur ein einziges Mal schrecken lassen; bei der Taktik Hallens dürfte zudem die Ueberraschung — und zwar eine recht traurige — auf der Seite dessen sein, der sie anwendet.

Bringt der nächste Krieg uns Ueberraschungen, so dürfen sie vielleicht in dem häufigeren Vorkommen der so gescheuten Nachtgefechte bestehen. Sie werden unter Umständen dazu dienen können, mit möglichst geringem Verlust den Gefechtszweck, namentlich die Fortnahme von festen Stellungen, zu erreichen. Seitens unseres westlichen Nachbarn werden wir derartige nächtliche Unternehmungen freilich nicht so bald zu besorgen haben, wenn auch General Boulanger während seiner Ministerzeit auf die Einübung der Nachtgefechte einen besonderen Druck auszuüben pflegte. Sie widerstreben zu sehr dem Naturell der Franzosen. Anders sieht es im Osten aus: im russischen Heere wird seit Jahren auf Nachtübungen großer Wert gelegt, und die Einnahme von Kars 1877 gilt als leuchtendes und verlockendes Beispiel für den Erfolg nächtlicher Unternehmungen.

In unserem Heere wird der Nachtfelddienst in nur mäßigen Grenzen geübt; trotzdem setzen wir in unseren Soldaten das Vertrauen, daß er sich auch dieser Aufgabe gewachsen zeigen wird, sobald sie an ihn herantritt, und die nächtlichen Unternehmungen des letzten Feldzuges rechtfertigen dieses Vertrauen vollauf. Wo war da der „innere Hundsfott“ des „Sommernachtstraums“, der durch Polizeimaßregeln vorwärts getrieben werden mußte? Sind in irgend einer kriegerischen Thätigkeit die moralischen Faktoren ausschlaggebend, dann im Nachtgefecht. Aber auch am Tage spielen sie die Hauptrolle. Bei gleicher Bewaffnung, Ausbildung und Fechtart ist Siegerin auf den Schlachtfeldern der Zukunft: die durch hohe Mannszucht und Feuerdisziplin gezügelte Intelligenz des einzelnen Soldaten, vom gemeinen Mann an aufwärts; und das Mittel hierzu ist sorgfältige Erziehung — nicht Abrichtung — im Frieden!

Fünf Wochen in der Londoner Stadtmission.

Briefe einer deutschen Erzieherin.

St. Catherine's Missionshouse a 42 Dockstreet London Docks.
4. August 85.

Gestern nachmittag gegen 4 Uhr kam ich hier an. Zuerst fuhr ich in einem Fiaker nach der nächsten Station der unterirdischen Stadtbahn, dann auf derselben mehrere Stationen weit; die letzte Strecke legte ich zu Fuß zurück und ließ mir von einem am Stationsgebäude herumlungernden Burschen meinen Koffer tragen. Mein Begleiter schien übrigens nicht sehr ortskundig zu sein, er fragte verschiedene Male nach dem Weg. Doch kamen wir schließlich nach Dockstreet und fanden auch endlich das Missionshaus, allerdings erst nachdem wir einigemal daran vorbeigelaufen waren, ohne es zu erkennen. Aber, o Schrecken, es war verschlossen und alles ausgeflogen, wovon ich mich durch vergebliches Schellen bald überzeugte. Was sollte ich thun! die Lage war nicht angenehm; denn die feinen Stadtteile lagen weit hinter mir. Ein Blick um mich hätte mich davon überzeugen müssen, wenn ich es nicht schon vorher gewußt hätte. Dazu war bank holiday (Bank-Feiertag), ein Tag, an dem alle Geschäfte stillstehen, und die Straßen schwärmten von feiernden Arbeitern. Zurück den weiten, kostspieligen Weg zum „Heim", woher ich gekommen war, dazu hatte ich gar keine Lust. Ich hatte mich ja dort erst verabschiedet, und manches Gesicht hatte sich ein wenig sonderbar verzogen, als man von meiner Absicht, meine Ferien im Missionshaus einer Schwesterschaft zu verbringen, hörte. Ueberdies war ich angemeldet, da konnte es doch nicht lange dauern, bis jemand zurückkehrte. So verabschiedete ich also meinen Begleiter, setzte mich vor der verschlossenen Thüre auf meinen Koffer und bemühte mich, die Blicke der neugierigen Gaffer möglichst wenig zu beachten. Nach einer Weile kam ein alter Seemann auf mich zu und fragte mich, ob ich eine Deutsche sei. Ich bejahte und fragte, ob er vielleicht hier in der Nähe wohne und mir Auskunft geben könne, wohin die Schwestern gegangen seien und ob sie wohl bald zurückkehren würden. Er sagte, er wohne allerdings dicht neben an, könne sogar hören, wenn die Schwestern in ihrer Kapelle Gottesdienst hätten; aber wo sie hingegangen seien, wisse er nicht. Doch wohne gerade gegenüber ein deutscher Schuhmacher, bei dem ich mein Gepäck abstellen könne. Der Mann hatte etwas Biederes, Offenes in seinem Wesen und gefiel mir. Ich folgte also seinem Rat und er half mir mein Gepäck zu dem deutschen Schuhmacher bringen. Die Schuhmachersleute hatten die Schwestern mit ihren Zöglingen fortgehen sehen und vermuteten, daß sie mit denselben einen Ausflug gemacht hätten. Es sei eben heute wegen des bank holiday die Restauration des Missionshauses geschlossen und man könne gar nicht

wissen, wann sie zurückkehren würden. Unter diesen Umständen war ich gern bereit, die Einladung des alten Seemannes, mit ihm ein wenig spazieren zu gehen, anzunehmen. Wir gingen durch mehrere Straßen, er zeigte mir das königliche Münzgebäude und erzählte, daß er auf seinen Fahrten auch nach Deutschland gekommen sei, brachte auch einige deutsche Brocken zum Vorschein, auf die er nicht wenig stolz war. Schließlich gingen wir wieder zum Schuhmacher zurück und ich hörte, daß die Schwestern noch immer nicht heimgekehrt seien und nun wohl auch nicht vor einbrechender Nacht zurückkommen würden. Die Frau des Schuhmachers war gerade im Begriff, mit ihren Kindern nach dem Viktoriapark zu gehen, und lud mich ein, sie zu begleiten. Mir schien dies die beste Art, die Zeit vollends herumzubringen und ich ging mit. Die Schuhmachersfrau ist ein nettes junges Weib, die von deutschen Eltern herstammt, auch etwas Deutsch versteht, aber nicht mehr deutsch sprechen kann. Sie schob ihren Kinderwagen und ich trabte neben ihr her und mochte mich ungefähr wie ihre Kinderfrau ausnehmen, nur hätte dann freilich ich den Wagen schieben müssen. Uebrigens unterhielten wir uns recht gut mit einander. Später kam die Schwester des Schuhmachers nach nebst noch einer Freundin. Die beiden Mädchen waren in ihrer Kleidung sehr aufgedonnert und sahen etwas ordinär aus, meine Gefährtin gefiel mir viel besser. Sie verschwanden auch bald wieder unter der Menge der Spaziergänger. So ging's durch viele buntbelebte Straßen und meine Füße wollten mich zuletzt fast nicht mehr tragen; endlich erreichten wir den Park. Meine Gefährtin mußte mir die Ermüdung wohl angesehen haben, sie riet mir, auf einer Bank Platz zu nehmen, sie wolle mit ihren Kindern, ich glaube zu einer Schaukel gehen, aber ich dürfe mich ja nicht von der Stelle entfernen, damit sie mich wieder finden könne. So saß ich denn auf der Bank allein und beobachtete den Menschenstrom, der in bunter Mannigfaltigkeit an mir vorüber flutete. Der Park trug im ganzen denselben Charakter wie der mir wohlbekannte Hydepark. Weite Rasenflächen wechselten mit Baumgruppen, Alleen und blumigen Rabatten; auch an Wasser fehlte es nicht; nur Standbilder erinnere ich mich nicht gesehen zu haben. Aber nicht die vornehme Welt, sondern das arbeitende Volk vergnügte sich hier, wie mir meine freundliche Begleiterin vorher gesagt hatte. Doch von Not und Elend war heute nicht viel zu sehen; ich mußte staunen über die Kleiderpracht, die sich vor meinen Augen entfaltete. Die Leutchen mußten auch ihr Feiertagsgesicht aufgesetzt haben, überall sah man heitere Gesichter und hörte fröhliches Lachen. Nur da und dort tauchte eine zerlumpte Gestalt auf, und eine bleiche Frau mit einem wimmernden Kinde hatte an dem anderen Ende der Bank, auf der ich saß, Platz genommen. Die Schuhmachersfrau blieb lange aus, ich hatte genug Zeit, meinen Betrachtungen nachzuhängen. Dazwischen kam mir auch manchmal der Gedanke: Wie, wenn sie nun nicht wiederkäme; du hast ja keine Vorstellung, wo du eigentlich bist und könntest dich unmöglich allein zurück finden. Ein Grauen wandelte mich bei dem Gedanken an, so allein in der Weltstadt zu sein; aber dies Grauen hatte etwa denselben Reiz wie für ein Kind das Gruseln, das es beim Lesen einer Gespenstergeschichte empfindet. Wäre ich wirklich in die fatale Lage gekommen, so hätte ich ja nur eine Droschke suchen dürfen und nach dem Heim zurückfahren oder nach einer Eisenbahnstation. Daran dachte ich zwar damals nicht, doch wäre ich im Notfall sicher darauf gekommen. Uebrigens war das alles gar nicht nötig, meine Gefährtin kehrte schließlich zurück, unserer Verabredung getreu; endlich nahmen auch die Begegnungen mit ihren verschiedenen Freunden und Bekannten und die sich daran schließenden Gespräche ein Ende, und wir befanden uns auf dem Rückweg. Die Dunkelheit war hereingebrochen, aber die Straßen waren noch dichter gefüllt als vorher, und aus den zahlreichen Wirtshäusern strömte blendender Lichterglanz. Auch an mancher dunkleren Seitenstraße kamen wir vorbei und sahen dort Gestalten zum Schall einer Drehorgel auf dem Pflaster tanzen. „Das sind schon die rechten," sagte meine Begleiterin, „durch diese Gassen möchte ich bei der Nacht nicht gehen." Es war schon halb neun Uhr, als wir Dockstreet erreichten und ich zu meiner

nicht geringen Erleichterung einige Fenster des Missionshauses erleuchtet sah. Dankend verabschiedete ich mich von der Schuhmachersfrau und begab mich sogleich hinüber. Ein junges Mädchen erschien, öffnete die Thüre und ging dann, eine Schwester zu rufen. Bald erschien auch eine solche, eine hohe Gestalt im wallenden schwarzen Gewand, das feine, edelgeformte Gesicht vom schwarzen Schleier umrahmt. Ich stellte mich vor und sie sah mich prüfend und verwundert an. Darauf holte ich den Brief der Sekretärin des Mutterhauses hervor, in welchem ich auf meine Bitte, in einer der Stationen eine Zeitlang mit den Schwestern arbeiten zu dürfen, aufgefordert worden war, mich in das Missionshaus in den Docks zu begeben. Beim Anblick dieses Briefes nahm das Antlitz der Schwester sofort den Ausdruck der gewinnendsten Freundlichkeit an. Sie sagte: „O ja, es ist schon gut," bedauerte sehr, daß ich das Haus verschlossen gefunden, es sei nämlich schon eine deutsche Dame gekommen, und führte mich dann hinauf in ein freundliches Zimmer, wo sie mich einigen daselbst befindlichen Damen vorstellte. Dann zog sie sich zurück. Eine dieser Damen war auch eine deutsche Erzieherin, die schon vor einer Woche mit derselben Absicht wie ich hierher gekommen ist. Es stellte sich heraus, daß wir beide verwechselt oder vielmehr für eine Person genommen worden waren. Dies konnte wohl geschehen, weil ich mich schon vor mehreren Wochen angemeldet hatte, war aber der Grund, weshalb ich nicht mehr erwartet wurde, sondern verschlossene Thüren fand. Die Damen hatten alle weiße Häubchen auf dem Kopf, ähnlich wie sie hierzulande Dienstmädchen, Wärterinnen ꝛc. tragen. Bald nachdem ich angekommen war, schellte es zum Abendbrot, da verschaffte mir meine freundliche Landsmännin schnell auch ein solches Häubchen, denn ohne dies, sagte sie, dürfe ich mich hier nicht blicken lassen. Als wir wieder hinauf kamen, war ich froh, mich in mein Schlafzimmer zurückziehen zu können, denn ich war zum umfallen müde. Dieses Zimmer gehört eigentlich einer Schwester, die eben abwesend ist, und ich werde es nur behalten dürfen, bis eine von den Damen (visitors) fort geht. Es ist äußerst einfach, enthält nur die unentbehrlichsten Möbel, und ein großes Kruzifix bildet den einzigen Schmuck der Wände: aber es heimelt mich an wie noch keins zuvor in England.

---

15. August 85.

Die Schwesterschaft, deren Stationen eine das Missionshaus ist, in dem ich mich hier befinde, nennt sich The Sisters of the church (Schwestern der Kirche). Natürlich gehört sie zur high church, will sagen der ritualistischen Richtung der englischen Kirche. Die low church, d. h. die entgegengesetzte Richtung, hat meines Wissens keine derartigen Anstalten, ihr scheinen, soviel ich zu beobachten Gelegenheit hatte, mehr die freisinnigen Elemente anzugehören. Das Missionshaus befindet sich im Ostende Londons.

Diese östlichen Stadtteile bilden einen schreienden Gegensatz zu den westlichen, wo auch das Heim unseres Vereins steht. Dort sind die Straßen weit, die Häuser hoch und luftig, oft in Gärten stehend; häufig unterbrechen Plätze voll grüner Bäume und Gebüsch die Einförmigkeit der Häuser, welche oft mehr den Namen Paläste verdienen. Alles zeugt von Reichtum und Luxus. Wohl sieht man dazwischen arme zerlumpte Gestalten, aber sie sind selten. Die Läden sind prachtvoll und entsprechen ganz den Anforderungen wohlgespickter Geldbeutel. Und was für ein Leben in den Straßen! Nürnbergs Verkehr ist nichts gegen dieses endlose Gewimmel von Omnibussen, Pferdebahnwagen, zwei- und vierspännigen Kutschen, Karren und Lastwagen, dazwischen einzelne elegante Karossen mit Lakaien. Doch nicht viele von diesen. Die elegante Welt ist jetzt auf Reisen. Aber zahlreiche Velocipeds winden sich mit bewunderungswürdiger Gewandtheit durch die Wagenmenge. Wünscht man eine Straße zu kreuzen, so thut man wohl, seine Augen aufzumachen, um seinen Weg geschickt zur rechten Zeit zwischen den Wagen zu finden. Und dann auf den Bürgersteigen zu beiden Seiten, was für

ein Strom von Menschen in beständiger, rastloser Bewegung! Zwar der Menschenstrom ist hier im Ostende eher noch dichter als dort. Wagen gibt es auch kaum weniger, doch sind es meist Karren und Lastwagen. Die Straßen aber sind viel enger, die Häuser niedriger und sehen zum Teil recht verkommen aus. Die Wirtshäuser sind unschwer als Spelunken zu erkennen. Und die Menschen meist so schmutzig und zerlumpt, besonders die Kinder. Ihr Aussehen ist so gedrückt und verkommen, so freudelos, oft auch boshaft und unheimlich, öfter gleichgültig und apathisch. Dazwischen, wie ein Hohn auf die Umgebung, Gestalten, die nichts weniger als fein aussehen, in üppigem Seiden- und Samtgewand; Lachen und Tanzmusik und laute Lustbarkeit besonders am Abend aus den meisten Wirtshäusern ertönend. Im ganzen ist mir ein derartiger Anblick nichts Neues; ich habe schon manches Aehnliche gesehen, aber natürlich nie in solchen Massen als hier.

In den Läden sieht man wenig neue Dinge; der Staat vom Westende taucht hier wieder auf, um vollends heruntergetragen zu werden. Betrüblich hängen dann all die schönen Verzierungen um die schmutzigen Gestalten; ich kann oft nicht begreifen, daß sie die Garnierungen nicht abtrennen, um die Löcher an den Ellbogen damit zu flicken.

Inmitten dieser Umgebung also steht das Missionshaus. Es besitzt in seinen unteren Räumen eine Restauration für Arbeiter und Seeleute, die an Werktagen von 8 Uhr morgens bis 6 Uhr abends geöffnet ist. Hier wird zu sehr billigen Preisen Kaffee, Thee, Schokolade, Suppe, Fleisch, Limonade &c. verkauft, aber keine Spirituosen und Weine, nicht einmal Bier. Ferner haben die Schwestern einen Distrikt, aus einem ganzen Haufen Straßen, Gassen, Höfen und Gäßchen bestehend. In diesem besuchen sie die Leute, bringen ihnen, wo dies zweckmäßig scheint, Zettel, wofür sie sich bei ihnen Speisen holen können, sammeln die Frauen zu Vereinen, halten Sonntagsschule &c., und eine Wärterin, die aber keine Schwester ist, geht vom Haus aus zu armen, verlassenen Kranken, ihnen Handreichung zu thun. Außerdem gehören ihnen an verschiedenen Orten in den großen Höfen der Docks kleine Buden, nach welchen immer mittags um 12 Uhr verschiedene Karren mit Reis, Suppe, Milch, Pudding gefahren werden, welche Speisen dann in Portionen für einen Penny oder einen halben Penny an die Dockarbeiter verkauft werden. Die Docks sind prächtige, große, künstliche Wasserbecken, von denen eine gute Anzahl an beiden Seiten der Themse angelegt sind. London Docks und St. Catherine Docks gehören zu den schönsten und sind hier ganz in der Nähe. Die Docks sind von ungeheuren Warenhäusern umgeben. Viele Schiffe aus allen Weltteilen laufen hier täglich ein und aus und viel Reichtum der Welt kommt hier zusammen, wo doch in nächster Nähe sich so viel bittere Armut findet. Die Warenhäuser schließen sich wie Ringmauern um die Docks und große Thorwege führen hinein, an denen gewöhnlich Polizeistationen angebracht sind. Das Missionshaus selbst soll früher auch ein Warenhaus gewesen sein, was man an der Höhe und Bauart noch wohl merken kann. Es ist so leicht gebaut, daß die Wände zittern, wenn ein schwerbeladener Wagen vorüber fährt.

Hier im Haus sind vier bis fünf Schwestern, aber ich sehe sie nur von weitem, ausgenommen die „sister in charge“, Oberschwester, wie wir sagen würden, welche von Zeit zu Zeit kommt, uns unsere Geschäfte anzuweisen. In unserem Zimmer hängt eine Karte, auf welcher wir unter anderem ersucht werden, die Zimmer der Schwestern nicht zu betreten und auf Gängen und Treppen mit denselben keine Gespräche anzuknüpfen. Dann sind noch sechs Mädchen hier im Alter von 13—17 Jahren, die zu Mägden herangezogen werden und die Hausarbeit thun. Das Küchenpersonal und die Küche habe ich noch nicht gesehen. Letztere befindet sich im Souterrain. Die Speisen werden mit Gas und Dampf gekocht. Außerdem sind hier fast immer einige „Visitors“, heißt eigentlich Besuch, wir würden sagen freiwillige Gehilfinnen. Gegenwärtig sind vier da, zu denen ich auch gehöre. Dies sind die einzigen Hausbewohner, deren Leben mir genauer bekannt ist. Jede von uns hat ein einfaches kleines Schlafzimmerchen für sich und

gemeinsam haben wir ein sitting-room oder Wohnzimmer, in dem sogar zwei kleine Sofas und zwei bequeme Armstühle stehen. Unsere Mahlzeiten nehmen wir gemeinsam im sogenannten Refektorium ein, das ist ein kleines Zimmer neben der Restauration. Wir haben nach meiner Ansicht sehr wenig zu thun. Um 7¾ Uhr haben wir Frühstück, vorher hat nur eine von uns ein wenig in der Restauration zu helfen. Von 8¼ bis 11½ Uhr haben wir dann abwechselnd am Büffett zu sein. Da verkaufen wir, wenn Leute kommen, spülen Gläser, machen Senf zurecht und dergleichen Dinge. Ist eigentlich nichts als Kellnerinnen-Arbeit. Die gröberen Arbeiten thun die Mädchen, von denen gewöhnlich eine oder zwei da sind. Ueber das Mittagessen, zu dem immer viele Arbeiter kommen, besorgen die Schwestern die Arbeiten am Büffett selbst und wir gehen nach den Docks. In der Regel kommen dazu noch Visitors vom Mutterhaus oder auch freiwillige Helferinnen aus der Stadt. Sind genügend Leute da, so gehen immer zwei zusammen nach einer der oben erwähnten Buden. Der zu der betreffenden Bude gehörige Mann fährt zu gleicher Zeit die Speisen hin. Wir schließen dann auf und richten die Sachen hin, bis eine Glocke auf einem der Warenhäuser geläutet wird, das Zeichen, daß jetzt die freie halbe Stunde der Arbeiter beginnt. Vorher darf nichts abgegeben werden. Mit dem ersten Glockenschlag kommen sie von allen Seiten herbei, und man muß sich in den ersten fünf Minuten gehörig beeilen, alle die Pennyportionen herauszufassen; denn das Publikum wird sehr ungeduldig, wenn es nicht sofort bedient wird. Jetzt in der warmen Sommerszeit ist übrigens der Andrang nicht so groß, als im Winter, wo die Wohlthat viel mehr als solche empfunden wird. Dazu bringt wohl auch irgend ein unternehmender Bursche ein Bierfaß hereingefahren, und das übt dann eine stärkere Anziehungskraft aus. Verlassen dürfen die Arbeiter die Docks während der Arbeitszeit nicht. Die Glocke gibt wieder das Zeichen, daß die freie Zeit abgelaufen ist; nun dürfen wir auch nichts mehr hergeben, es wird sofort zusammengepackt und wir gehen zurück. Von 1 Uhr an haben wir wieder abwechselnd in der Restauration zu sein; wer nicht da zu sein hat, wird ausgeschickt zu Hausbesuchen oder bekommt ein anderes Geschäft von der Oberschwester zugewiesen. Der Abend ist ganz frei für uns, außerdem oft noch viele Stunden am Tage, je nachdem mehr oder weniger Helferinnen da sind.

Fräulein L., meine Landsmännin, nimmt sich meiner sehr freundlich an; sie gibt mir bereitwillig Auskunft, wo ich nicht orientiert bin, und hat mich auch bei den Hausbesuchen in der ersten Zeit meist unter ihre Fittiche genommen. Wir haben eine Karte von dem Stadtteil, der unseren Distrikt bildet; diese nehmen wir gewöhnlich mit, wenn wir des Weges nicht ganz sicher sind, und finden uns mittelst derselben ganz gut zurecht. Frl. L. bedarf übrigens kaum mehr dieses Hilfsmittels, sie ist schon ganz daheim in der Gegend, kennt viele Leute und hat manche davon ins Herz geschlossen. So zum Beispiel zwei alte Jüngferchen. Die sind aber auch rührende Menschenkinder. Die eine davon ist schwindsüchtig, die andere herzleidend. Trotzdem arbeiten sie mit unermüdlichem Fleiß, fertigen Jacken für ein Geschäft im Westende; aber die äußerst kümmerliche Bezahlung ermöglicht ihnen kaum die nötigsten Bedürfnisse zu bestreiten. Natürlich ist ihre Stimmung unter diesen Umständen oft eine sehr gedrückte. Frl. L. suchte vergebens sie zu überreden, für vierzehn Tage zu ihrer Erholung aufs Land zu gehen, wo ihnen die Schwestern Unterkunft und Versorgung verschafft haben würden. Sie möchten wohl sehr gerne gehen, sind ja schon viele Jahre lang nicht mehr aus dieser düsteren Umgebung gekommen, aber sie trauen sich nicht fort. Die Nachbarsleute könnten unterdessen mit ihrer kleinen Habe ihren Schabernack treiben, sie hätten schon derartige Erfahrungen gemacht, und vor allem fürchten sie ihre Arbeit zu verlieren. Vor kurzem fand Frl. L. sie einmal strahlend vor Freude. Sie hatten lohnendere Arbeit gefunden und wollten nun sogar auf die kleine Unterstützung an Lebensmitteln verzichten, die sie von den Schwestern bekommen, weil es nun andere vielleicht noch nötiger brauchten.

Zwei Landsmänninnen sind auch unter denen, die wir besuchen. Die eine davon bekommt aber keine Unterstützung, sie kommt nur zu einem der von den Schwestern geleiteten Vereine. Sie ist eine sehr nette alte Frau, die schon seit vielen Jahren in England lebt und auch ihre Kinder hier verheiratet hat. Die andere ist weniger nett, hat aber ein tragisches Schicksal gehabt. Sie erzählte uns, daß sie in Köln an einen Arzt verheiratet gewesen sei und was für eine prächtige Reihe Zimmer sie damals ihr eigen genannt habe. Dann sei sie mit ihrem Manne nach London herübergekommen. Derselbe sei in einem großen Spital angestellt gewesen. Eines Tages sei er nach hause gekommen und habe so eigentümlich ausgesehen, ihr aber versichert, es fehle ihm nichts. Aber nach ganz kurzer Zeit sei er an Blutvergiftung gestorben; einer seiner Kollegen habe ihr später erzählt, wie es zugegangen sei. Sie habe weder in England noch in Deutschland nähere Verwandte gehabt, sei also auf einmal ganz allein gestanden. So lange sie jünger gewesen sei, habe sie sich durch Nadelarbeit fortgeholfen, aber nun seien ihre Finger von Gicht steif, sie könne nichts mehr thun und lebe fast nur von einer monatlichen Unterstützung, die sie von der deutschen Kolonie erhalte. Die Frau ist schon eine angehende Siebzigerin. Sie kann einen ja sehr dauern; aber sie macht so einen unangenehmen Eindruck. Ihr Zimmer, sie selbst und besonders das Bett, das ihr zugleich als Sofa dient, sind so entsetzlich schmutzig, über ihre Hausleute schimpft sie bei jeder Gelegenheit, dazwischen einmal macht sie einen faden Witz oder sagt einem ein noch faderes Kompliment. Ich habe ihr versprochen, ihr ihre Suppe zu bringen, weil ihr kein Kind der Nachbarschaft den Gefallen thun mag, sie zu holen. Sie hat aber gewöhnlich an der Suppe etwas auszusetzen, und ich gehe immer lieber zurück von ihr als hin zu ihr. Allein bin ich jetzt noch wenig ausgegangen, meistens mit Frl. L. Natürlich macht sie dann auch die Sprecherin und ich verhalte mich ziemlich passiv bei diesen Besuchen. Frl. L. bekam neulich den Auftrag, eine Anzahl Frauen, Teilnehmerinnen an einem der Vereine, nach einem Landgut in der Nähe Londons zu geleiten, wohin sie von den Besitzerinnen auf einen Nachmittag eingeladen waren. Das war schon eine etwas schwierige Aufgabe; es mußte auf dem Wege dorthin einigemal umgestiegen werden, wozu wenig Zeit vorhanden war; und die Weiblein waren zum Teil alt und gebrechlich, auch das Fahren auf der Eisenbahn den meisten ein ungeläufig Ding. Doch entledigte Frl. L. sich ihrer Aufgabe aufs beste und kam zurück sehr vergnügt über den wohlgelungenen Ausflug und die Freude, welche den Weiblein der Aufenthalt in dem schönen Garten, die gute Bewirtung und die großen Blumensträuße, die ihnen ihre Gastfreunde noch mitgegeben, gemacht hatten. Die Schwestern veranstalten gegenwärtig häufiger solche Ausflüge für ihre verschiedenen Vereine, welche großen Anklang finden. Man kann sich ja denken, wie wohl es den Leuten thun muß, einmal etwas anderes zu sehen, als ihre dumpfen, staubigen Gassen.

Außer Frl. L. sind noch zwei sehr nette englische Damen als Visitors da. Die eine, Miß P., ist eine ältliche feine Dame, die schon ziemlich lange hier ist und noch einige Zeit bleiben wird. Sie ist in tiefer Trauer um ihren Bruder, einen Geistlichen, der kürzlich gestorben ist, ehe er seinen Vorsatz, sich der Missionsarbeit in diesen elenden Stadtteilen zu widmen, ausführen konnte. Nun will sie an ihrem Teil wenigstens an dem Werk mithelfen. Die andere von den beiden Damen ist noch ziemlich jung und noch zurückhaltender und schweigsamer als Miß P. Sie trägt ein schwarzes Gewand von modernem Schnitt, aber um die Taille eine schwarze Schnur, an der ein schwarzes Kreuz befestigt ist. Sie steht, soviel ich weiß, in engerem Verband mit der Schwesterschaft, ist eine „Schwester dritter Ordnung". Die unter sich wieder verschieden abgestufte Schwesterschaft bildet nämlich ein Zentrum, um welches sich zwei weitere Kreise ziehen. Den ersten dieser Kreise bilden die „Schwestern dritter Ordnung". Diese verpflichten sich, das Werk der Gesellschaft zu fördern, wo immer es in ihren Kräften steht, sich mit derselben in den täglichen Gebeten, in welchen in den Gottesdiensten der Kapelle des Mutterhauses um Friede, Einigkeit und Ausbreitung der Kirche gebetet wird, zu

verbinden und verschiedene Regeln zu beobachten, welche neben den häuslichen und geselligen Pflichten ausführbar sind.

Den zweiten Kreis bilden die „Glieder des Vereins für Ausbreitung der Kirche". Auch sie verpflichten sich, das Werk, soviel in ihren Kräften steht, zu fördern und täglich eine kurze Kollekte für das Gedeihen desselben zu beten. Sie sowohl als die Schwestern dritter Ordnung sind jedoch keineswegs gebunden, sondern können jederzeit den Verband verlassen.

Miß B., die Dame, von der ich vorhin sprach, ist eine Waise und hilft seit mehreren Jahren oft viele Wochen lang in dem Missionshaus. Man merkt es auch wohl an der ruhigen, sicheren Art, mit der sie ihre Geschäfte verrichtet, daß sie überall aufs beste Bescheid weiß.

Die beiden englischen Damen gehen gewöhnlich am Abend zur Kirche, Frl. L. und ich auch manchmal, aber nicht so regelmäßig. Um diese Zeit sind die Straßen sehr belebt, und wir müssen durch eine der belebtesten Straßen der Nachbarschaft gehen. Ueberall sieht man da Gruppen von Menschen der verschiedensten Art, Musik erschallt aus den Wirtshäusern, zuweilen aber auch auf den Straßen, Leute tanzen dazu und Kinder bemühen sich, es nachzuahmen. Nicht weit davon vielleicht, da, wo durch Einmündung einer Seitenstraße der Weg breiter wird, steht ein Straßenprediger und eine Anzahl Zuhörer um ihn her. Gern wäre ich auch stehen geblieben, um zuzuhören, aber meine Gefährtin bedeutete mir, daß das nicht angehe. Gerade diese Straße soll übrigens eine der verrufensten in London sein, was Spelunken und schlechte Menschen anbetrifft. Mich wundert nur, daß wir trotzdem so unbelästigt gehen können und daß auch dem Straßenprediger kein Leid zu geschehen scheint. Doch wurde mir erzählt, daß die letzteren durchaus nicht immer unbehelligt bleiben und manchmal sogar die Polizei einschreiten müsse. Hier sollen besonders viele sharks wohnen, d. h. Leute, die es sich zum Geschäft machen, die Seeleute auszuplündern. Nicht weit von hier werden die Matrosen der ankommenden Schiffe ausbezahlt und dann gewöhnlich gleich von guten Freunden männlichen und weiblichen Geschlechts in Beschlag genommen, welchen es nur zu oft gelingt, sie betrunken zu machen und in einer Nacht um all ihren sauren Verdienst zu bringen. Doch ist in dieser Straße auch ein christliches Heim für Matrosen, und dann hat nicht sehr weit von hier eine norwegische Dame zunächst für ihre Landsleute ein Heim gegründet, sie schließt aber andere nicht aus. Diese Dame leistet Erstaunliches und hat schon viele aus den Klauen jener „Freunde" errettet. Ich las neulich ein interessantes kleines Schriftchen über ihr Werk und sah auch das schmucke, freundliche Haus im Vorübergehen. Das letzte Stück des Weges zur Kirche führt wieder ganz nahe an Docks vorüber; man geht sogar einmal auf einer Brücke über einen Kanal, der zwei davon verbindet. Da sieht es nun wunderschön aus, wenn im letzten Abendlicht die Schiffe mit ihren stattlichen Masten sich in dem dunklen Wasser spiegeln. Der Stadtteil, in welchem die Kirche liegt, heißt „Ile of docks", weil er rings von Docks umgeben ist. Die Docks sind das einzige, was der Gegend hier einen Reiz verleiht. Ihr kennt ja die Schilderung derselben in Grubes geographischen Charakterbildern. Es thut mir leid, daß ich das Innere der ungeheuren Warenhäuser nicht auch einmal sehen kann. Grubes Gewährsmann scheint gerade diejenigen, die hier in nächster Nachbarschaft sind, eingehender besichtigt zu haben. Man kann aber nur mit besonderer Erlaubnis hineinkommen, und ich wüßte nicht, wo die erlangen. Doch gehe ich nun alle Tage durch die großen Höfe und freue mich an den schönen Schiffen, die in den Docks liegen, um aus- und eingeladen zu werden. An manchen Stellen ist hier die Luft ganz angefüllt mit Zimmetgeruch. Die Dockarbeiter sind meist höflich und anständig, wenn sie kommen zu kaufen, selten wird einer grob. Es fällt mir überhaupt auf, daß englische Arbeiter in der Regel sehr anständig sind. Wir gehen oft durch dichte Haufen auch unbeschäftigter Leute, hören aber fast nie ein unverschämtes Wort. Ich weiß nicht, ob man dasselbe von deutschen Arbeitern erwarten könnte. Doch traut

man ihnen, wie es scheint, wenig Ehrlichkeit zu; kein Arbeiter darf die Docks verlassen, ohne von den am Eingange aufgestellten Polizeidienern untersucht zu sein; sogar in die leeren Töpfe, die unsere Männer herausfahren, gucken die Polizeidiener manchmal. Vom frühen Morgen an bis Mittag sind die Eingänge zu den Docks von Haufen Männern belagert, die auf Arbeit warten. Kommt vielleicht gerade ein Schiff an, das schnell ausgeladen werden soll, so geschieht's zuweilen, daß eine Partie von ihnen hereingerufen wird, weil die gewöhnlichen Arbeiter nicht genügen. Aber oft, sehr oft stehen die Armen und warten geduldig Stunde um Stunde und kommen doch nicht hinein. Kommt dann der Nachmittag, so schleichen sie nacheinander nach Hause. Oft schon haben wir bei unseren Hausbesuchen solche Männer dann auf ihrem Bett liegen sehen, als ob sie schliefen, und die Frau sagte erklärend: „Er hat viele Stunden vergeblich nach Arbeit gesucht und keine gefunden." Diese Gruppen bieten einen traurigen Anblick, es soll aber im Winter noch viel schlimmer sein. An diese Arbeitslosen werden auch Speisen verkauft zur Hälfte des geringen Preises. Auf dieser scheinbaren Bezahlung aber wird grundsätzlich bestanden, damit die Leute nicht zu Bettlern herabgewürdigt werden. Den Verkauf an die Beschäftigungslosen besorgt immer eine Schwester. Ich habe dieselbe schon oft gesehen, aber fast nie ein Wort sprechen hören; sie hat etwas sehr Einsilbiges, soll aber bei den Leuten sehr beliebt sein und viel Einfluß auf sie haben. Dieser Teil Londons ist ungeheuer dicht bevölkert, und da gerade Schulferien sind, wimmeln die Seitenstraßen und Gäßchen von meist schmutzigen, zerlumpten Kindern. Aber Kinder verstehen überall vergnügt zu sein. Es darf nur z. B. ein Drehorgelmann sich blicken lassen, so strömen sie von allen Seiten herbei und tanzen in hellen Haufen auf den Bürgersteigen. In den Seitenstraßen ist wenigstens nicht so viel Wagengerassel, doch soll es nicht geraten sein, nach Einbruch der Dunkelheit durch solche zu gehen.

Gestern vor acht Tagen d. i. an einem Samstag, wo die Restauration um 3 Uhr geschlossen wird, habe ich auch das Mutterhaus gesehen, das zugleich ein großes Waisenhaus ist, in dem etwa 200 Kinder untergebracht sind. Es ist ziemlich weit von hier; wir (d. h. noch zwei von den „Visitors" und ich) mußten ein gutes Stück auf der unterirdischen Bahn fahren und dann noch eine Strecke weit den Omnibus benutzen. Leider trafen wir es nicht sehr gut. Die Schwester, die uns das Haus zeigte, schien in großer Eile zu sein und führte uns nur durch einen Teil der Räume. Im Speisezimmer angekommen, wo Thee auf den Tischen stand, fragte sie uns, ob wir schon Thee gehabt hätten. Als wir es verneinten, ließ sie uns da und sagte, wenn wir fertig seien, würden wir wohl den Weg hinausfinden. Das war alles. Ich war schon etwas enttäuscht, da man mir vorher die Freundlichkeit der Bewohner des Mutterhauses gerühmt hatte. Einen flüchtigen Eindruck habe ich zwar von dem Haus, aber ich hätte es gern gründlicher gesehen und auch einiges von dem Leben und Treiben seiner Bewohner erfahren. Ich mußte in Gedanken immer mit Neuendettelsau vergleichen. Viel großartiger ist alles hier, obgleich das Haus viel jüngeren Datums ist, aber angeheimelt hat's mich nicht. Freilich habe ich außer der Kapelle eigentlich nur die für die Waisenmädchen verwendeten Räume gesehen. Besonders gut gefielen mir die Schlafsäle und die Betten, die alle mit prächtigen wollenen, gestrickten oder gehäkelten Ueberdecken versehen waren. Letztere sind Arbeiten meist reicher, vornehmer englischer Damen. Viele solche Damen adoptieren eine der hier untergebrachten Waisen, d. h. sie verpflichten sich, jährlich 240 Mark Kostgeld für dieselbe zu zahlen. Die Mädchen, lauter Doppelwaisen aus den ärmsten Familien, werden alle unentgeltlich aufgenommen und ihre Unterhaltungskosten durch freiwillige Liebesgaben bestritten. Sie dürfen bis zum 17. Jahre hier bleiben und werden je nach ihrer Fähigkeit zu Mägden, Kammerjungfern oder auch Volksschullehrerinnen herangebildet.

23. August 85.

Gegenwärtig sind weniger freiwillige Helferinnen hier, weshalb wir etwas mehr zu thun haben. Viel würde man es z. B. in Neuendettelsau noch lange nicht nennen. Und doch ist das Leben hier sehr ermüdend. Im Hause ist wenig Ruhe; schon ehe wir aufstehen, was freilich ziemlich spät geschieht, gibt's viel Lärm. Dann sind unsere Zimmer drei Treppen hoch gelegen, und man muß natürlich oft genug auf und ab rennen. Die Luft ist hier so dick und schlecht, wie in den schlimmsten Teilen unserer Fabrikstädte, nur mit dem Unterschied, daß man nicht so schnell in eine bessere kommen kann als dort. Arme Familien, Gäßchen und Höfe, die bei uns höchstens nach Hunderten zählen, zählen eben hier nach Tausenden. Wie froh bin ich, daß ich nicht mein Leben hier zubringen muß! Man lernt erst recht schätzen, was man hat, wenn man sieht, was andere nicht haben. Dieses massenhafte Elend, wogegen die geleistete Hilfe dem Tropfen auf dem heißen Stein gleicht, drückt einen förmlich nieder. Es sieht alles so hoffnungslos aus. Die meisten Leute scheinen längst aufgegeben zu haben, gegen ihre Not anzukämpfen, sich sogar, wenn sie nicht gerade am Hungertuch nagen, oder krank sind, oder beides, ganz behaglich in ihrem Schmutz und ihren Lumpen zu fühlen. Und diese modernen Fetzen sehen hundertmal miserabler aus als ländliche Lumpen.

Von den Schwestern habe ich Euch noch nicht erzählt. Viel weiß ich freilich selbst nicht von ihnen. Sie haben eine sehr malerische,. besonders für große, schlanke Gestalten kleidsame Tracht: ein weites, faltiges, schwarzes Gewand mit langen, sehr weiten Aermeln, über das bis zur Taille eine Art Pelerine von demselben Stoff fällt; um die Taille ist eine dicke schwarze Schnur geschlungen, an deren einem Ende an der Seite ein ziemlich großes, schwarzes Kreuz hängt; das andere Ende schließt ein dicker Knopf ab. Die Kleider schleppen ein wenig, was sehr hübsch aussieht aber nicht praktisch ist, weil sie deshalb oft schmutzig und zerrissen sind. Die Schwestern müssen sie immer aufnehmen, wenn sie ausgehen oder arbeiten. Vom Hals herunter ist die Brust ein Stück weit von einem weißen, viereckigen, steifen Kragen bedeckt. Ueber den Rücken und die Schultern fällt ein schwarzer Kaschmirschleier, den sie um den Kopf geschlungen tragen, und unter diesem sieht, das Gesicht umrahmend, eine weiße Haube etwa fingerbreit hervor. Die Novizen tragen weiße Schleier. Ein Teil der Schwestern haben nicht schwarze, sondern dunkelgraue Gewänder. Ich hörte, diese seien im Rang untergeordnet, und zwar weil sie beim Eintritt nicht soviel zahlen könnten. Man konnte mir es nicht für gewiß sagen, ich möchte wohl wissen, ob es wahr ist. Eine graue Schwester, zu der ich einmal auf dem Wege nach den Docks sagte, ob ich sie wohl fragen dürfe, ob und was für ein Unterschied zwischen den Grauen und Schwarzen sei, antwortete: „die Grauen pflegen Kranke“. Nun hier im Hause sind keine Kranken, aber gegenwärtig drei Graue. Ich fragte, ob die Schwarzen nicht, wenn nötig, auch Kranke pflegen. Sie sagte ja, aber weiter nichts, und ich merkte wohl, daß ihre Wangen einen Augenblick bedeutend dunkler waren als zuvor. Außerdem haben sie auch noch dienende Schwestern; die sind in ziemlich helles Blau gekleidet und auch der Schnitt ihrer Kleider ist anders. Diese sind keine „ladies“ sondern aus geringem Stand, etwa als arme Waisenkinder zuerst im Hause gewesen. Die ganze Schwesterschaft gleicht, soviel ich bis jetzt erfahren konnte, sehr den römisch-katholischen Orden. Die Schwestern tragen einen Goldreif am Finger und legen die üblichen Gelübde ab, wie die römischen. Sie nennen sich auch katholisch, betonen aber, daß sie nicht römisch-katholisch sind. Auch beobachten sie die alten Horen und haben auch hier im Hause eine kleine Kapelle, wo sie sich zu diesen Gebetsstunden versammeln. Wenn wir gerade frei haben, können wir auch dazu kommen.

Ein wunderliches Gebäude diese englische Kirche! Was haben nicht alles für Richtungen darinnen Platz! Sie hat mir schon manches zu denken gegeben, aber vieles ist mir trotzdem unverständlich. Das schöne alte Prayer-book (Gebetbuch), das all die

verschiedenen Richtungen gemeinsam haben, scheint das stärkste Band zu sein, das sie zusammenhält. Wir gehen zu einer echt oder vielmehr extrem hochkirchlichen Kirche. Drei oder vier Pfarrer sind an derselben angestellt, von denen auch immer einer hierher kommt, denn dreimal in der Woche wird morgens um 7 Uhr das heilige Abendmahl gefeiert. Die Leute, die in die Kirche kommen, verneigen sich immer beim Eintritt vor dem Altar, auch pflegen sie sich oft zu bekreuzen. Soviel ich weiß ist täglich zweimal Gottesdienst; an Sonntagen natürlich noch öfter. Jeden Sonntag vormittag ist high celebration, man könnte ebenso gut sagen Hochamt. Es ist meines Wissens auch das englische Wort dafür. Da kommt aus der Sakristeithüre im langen Zug der ganze Chor, gefolgt von den Pfarrern in prachtvollem Ornat, ein Kreuzträger voran, wie eine Prozession. Vorher hat man sie schon in der Sakristei Responsorien beten und mit einem kräftigen Amen schließen hören. Im Chorraum stellen sie sich im Viereck vor dem Altar auf, die Pfarrer in der Mitte, und nun kommt ein Gesang, den ich zuerst gar nicht verstand, später aber, als mich eine Nachbarin ihr Buch ein wenig benutzen ließ, zu meiner großen Freude als denselben Introitus erkannte, den ich oft in Neuendettelsau im Schwesternchor mitgesungen hatte. Während des Gesanges schwingen sie im Takt etwa vier Weihrauchfässer, so daß die Kirche mit Weihrauch erfüllt wird. Dann geht der Gottesdienst an. Er folgt in den Hauptzügen der Abendmahlsgottesdienstordnung im Prayerbuch. Manches liebe, altbekannte Stück aus unserer bayrischen Liturgie ist in derselben auch enthalten. Hier ist aber dazwischen noch viel eingeschaltet, das ich infolge des undeutlichen Sprechens und Singens bis jetzt nicht verstehen konnte. Manchmal scheint der Pfarrer absichtlich ganz leise zu sprechen. Ob das geschieht, um besondere Ehrerbietung auszudrücken, oder um nicht verstanden zu werden, ist mir nicht ganz klar. Fast alles wird gesungen: Gebete, Glaubensbekenntnis, Vaterunser, sogar das Evangelium. Das bei diesem Gottesdienste gebrauchte Glaubensbekenntnis ist das nicänische. Die Stelle von der Menschwerdung und dem Leiden des Herrn singt einer allein, leise, langsam und feierlich. Dabei fällt alles auf die Kniee. Dann erhebt man sich wieder; die Stelle von der Auferstehung und Himmelfahrt wird laut und doppelt so schnell gesungen. Dieser Teil des Gottesdienstes hat mich von Anfang an am meisten angesprochen. Bei den Einsetzungsworten wird zweimal eine Glocke dreifach angeschlagen. Die Bewegungen der Priester vor dem Altar sind, wenn ich mich nicht sehr täusche, genau dieselben, wie ich sie im Dom zu Regensburg gesehen habe. Auch funktionieren wie dort zugleich drei Priester. Wenn sie am Altar vorbeigehen, versäumen sie nie, sich zu verneigen. Nach der Konsekration verneigen sich die Choristen fast bis auf den Boden. Das Sakrament empfangen, soviel ich sah, in diesem Gottesdienst nur die Pfarrer. Und während dieser ganzen Zeremonie kniet man, so daß man schließlich sich kaum noch halten kann, Rückenschmerzen einem die Andacht austreiben und nur mit Sehnsucht den Augenblick erwarten lassen, wo man wieder aufstehen kann. Nach dem Glaubensbekenntnis, ehe die Konsekration anfängt, wird eine kurze Predigt gehalten. Es scheint mir nicht, daß der Prediger allzuviel Zeit aufs Studium derselben verwendet, denn es ist oft nicht viel Zusammenhang und Logik darin. Heute las er den letzten Satz des Sonntagsevangeliums vom Taubstummen als Text, sprach aber nicht darüber, sondern mehr über das ganze Evangelium. Er sprang dabei, wie sie meistens thun, von einem aufs andere. Bei Erwähnung dessen, was der Herr mit dem Taubstummen that, ehe er sein Hephata sprach, nahm er Anlaß von den Zeremonien zu reden. Ich spitzte die Ohren und dachte, nun bekommt man vielleicht etwas zum Verständnis derselben gesagt. Er sagte aber nicht viel. Zuerst einige Worte des Bedauerns, daß eine Zeremonie, die dem Thun des Herrn hier nachgeahmt und bei den Taufen üblich war, in „der Revolution des 16. Jahrhunderts" abgeschafft worden sei. Ferner daß die Zeremonien von etlichen als langweilig gerügt würden und es natürlich auch für den seien, der ihre Bedeutung nicht verstünde (worin ich gewiß mit ihm übereinstimme, ich kann mir nur das Folgende nicht recht dazu reimen), und schließlich, daß

ihr Zweck sei, Eindruck auf die Menschen zu machen. Wir sollten nur den Fall annehmen, daß Ausländer, vielleicht aus einem heidnischen Lande kommend, die Abendmahlsfeier, wie sie nachher folgen würde, mit erlebten. Sie würden sicherlich den Eindruck bekommen, daß hier etwas Geheimnisvolles, Göttliches vorgehe und zu dem Schluß gelangen: Gott ist gewiß unter ihnen. (Wohl eine Anspielung auf Jakobs Worte.)

Frl. L. behauptet, sicherlich habe er mit den Ausländern uns gemeint, da er uns jedenfalls in der Kapelle hier bemerkte und vielleicht in der Kirche wieder erkannte. Wogegen ich einwendete, daß er uns doch hoffentlich nicht für Leute, die aus einem heidnischen Lande kommen, halten würde. In dem Eindruck hatte er sich jedenfalls einigermaßen geirrt. Die Kirche ist nicht so voll, als sie sein könnte, und an Werktagen oft recht leer. Es scheint, der Kultus mit all seinem Glanz und Reichtum zieht die Tausende in diesem Stadtviertel nicht allzu sehr an.

Wie stolz sind die high-church-Leute auf ihre Kirche! Wie mitleidig sehen sie auf uns herab! Und doch, wo sind mehr und blühendere Dissentergemeinden, als in England! Zählen sie doch den, der vielleicht der größte Prediger des Jahrhunderts ist, zu den ihren. Und wo sind mehr Leute, die ohne Christentum leben und vielleicht sterben in irgend einer anderen sogenannten christlichen Stadt! Zwar es geschieht viel, sehr viel. Wie oft fällt einem eine Kapelle, ein Missionshaus, ein Straßenprediger in die Augen. Aber es ist bei weitem nicht die englische Kirche allein, die das thut. Die Dissenters haben ihr gut Teil daran.

Eine sonderbare Predigt hörten wir am letzten Sonntag abend in der obengenannten Kirche. Der Prediger war einer der jungen Kapläne und hatte den Text Kolosser 1, 24. Ich dachte, was für ein schwerer Text, was wird er davon sagen! Und was sagte er? Das Erstatten dessen, was noch hinterstellig ist in dem Leiden Christi, von dem St. Paulus hier spricht, bezog er auf die Pönitenz, die der Priester dem Beichtenden auferlegt. Manchmal vergibt Gott ganz und voll die Sünde, ohne Pönitenz zu verlangen; aber die Regel ist, daß der Beichtende, auch wenn er die Absolution empfangen hat, nicht vollständig von seiner Sünde befreit ist, wenn er sich nicht gewissenhaft seiner Pönitenz unterzieht. Hierfür brachte er Beispiele aus der heil. Schrift. Davids Sünde wurde vergeben, aber sein Kind mußte sterben. „Zerreißet eure Herzen und nicht eure Kleider,“ sagt der Prophet. St. Paulus sagt, er schlage seinen Leib schwarz und blau (welch letztere Stelle mir absolut unbekannt ist). Außerdem führte er noch verschiedenes aus der Heiligenlegende an. Schließlich: Unterzieht man sich aber der Pönitenz nicht, so muß man gewärtig sein, im Fegfeuer zu leiden vielleicht für endlose Zeiten (you will have to burn for ages and ages), bis man bereit ist, vor dem Heiligen zu erscheinen. Das wiederholte er in verschiedenen Wendungen, mit einer eigentümlich hohlen Grabesstimme sprechend, wobei seine dunklen Augen ganz aus dem Kopf hervorzutreten schienen. Ich traute meinen Ohren kaum und dachte: So, also das ist die englische Kirche!

Frl. L. war daheim geblieben. Als ich nach dem Nachhausekommen in unser Wohnzimmer trat, fand ich Miß B. (eine andere der Gäste) neben ihr auf dem Sofa sitzend in heller Entrüstung über die Predigt. Sie werde so bald nicht mehr dahin zur Kirche gehen, und Frl. L. solle nur nicht glauben, daß dies die Lehre der englischen Kirche sei. Miß B. bedurfte offenbar jemanden, zu dem sie sich aussprechen konnte. Auf unserem gemeinsamen Heimweg von der Kirche hatte sie kein Wort über die Predigt gesagt. Vielleicht fürchtete sie, Miß P. dadurch zu verletzen, oder sie erinnerte sich, wie mitleidig sie von den deutschen Protestanten zu mir gesprochen hatte (die sie, nebenbei gesagt, in Heidelberg kennen gelernt hat) und wie stolz von ihrer Kirche. Miß B. ist eigentlich als Visitor im Mutterhaus und kam nur einmal gelegentlich mit herunter zu den Docks. Hier gefiel es ihr aber so gut, daß sie wieder kam, um etwas länger zu bleiben, worüber wir, da vorher eine andere fortgegangen war, sehr froh waren. Sie ist mit einem Pfarrer verlobt, verehrt aber unsere bisherige Oberschwester viel mehr als ihn

und sagte auch, wenn sie noch nicht verlobt wäre, würde sie es sicher nicht wieder thun, sondern lieber Schwester werden, wenn sie auch die verehrte Schwester M. nur viermal im Jahr sehen könnte. Gegenwärtig ist sie nicht hier, kommt aber morgen wieder für eine Woche. Miß B. ist ein gutmütiges Menschenkind, außerordentlich lebhaft und ihrer Sache sicher, auch wenn sie's nicht versteht, dabei voll Witz und Unsinn. Auf einem Gang nach den Docks hatte ich einmal Gelegenheit, ihre sonderbare Logik zu bewundern in einem religiösen Gespräche, das sie mit einem Arbeiter führte. Der war übrigens ein kluger Bursche und führte sie sachte herum, bis sie zuletzt fast das Gegenteil sagte von dem, was sie zuerst gesagt hatte. Sie also schwärmte für Schwester M. in einer lächerlichen Weise, lief, wo sie dachte, einen Blick von ihr zu erhaschen, warf ihr Kußhände nach ꝛc. Ich konnte nicht umhin, sie und Frl. L., die etwas gemäßigter dasselbe that, gelegentlich damit aufzuziehen. Wir lachten viel und machten viel Unsinn, so lange sie hier war. Einmal ersannen die beiden den Scherz, an Miß P. einen Brief zu schreiben und ihn in den Briefkasten am Haus zu stecken, damit Schwester M. ihn am Abend in unser Zimmer bringen müsse und sie dieselbe bei der Gelegenheit sähen. Aber der Brief ward Miß P. durch jemand anders ausgehändigt. So könnt Ihr denken, wie Miß P. und ich die beiden auslachten. Trotzdem hatte ich mit Miß B. zweimal einen ernstlichen Zusammenstoß. Sie erzählte einmal, daß ein Organist und Sänger hier in St. Pauls Kathedrale keine Anstellung fand, weil er einen Voll- und Schnurrbart trug und man deshalb seine Stimme beim Singen nicht so gut habe hören können. Das kam mir nun höchst spaßig vor, denn ich kenne so manchen Pfarrer, der mit einem stattlichen Bart recht gut in der Kirche singen kann. Ich lachte also sehr und erklärte das für eine abgeschmackte Idee, dachte aber nicht daran, daß sie diese Meinung als die ihrige adoptiert hatte. Sie ward nun sehr zornig, nannte mich ein dummes, eingebildetes Mädchen, das alles besser wissen wolle, als solche kluge Männer. Ich lachte immer mehr, weil es mir so spaßig vorkam, daß eine solche Kleinigkeit sie so in Harnisch bringen konnte. Das machte sie aber nur noch zorniger, sie wurde ganz wild, und es war gut, daß wir nach den Docks gehen mußten und so das Gespräch ein Ende nahm.

Am Abend kamen wir darauf zu reden, daß bei uns die Frauen mit unbedecktem Haupte zum Sakrament gehen, was hier für im höchsten Grade unschicklich gilt, da es ja ausdrücklich durch St. Paulus verboten sei. Wir kamen davon allmählich auf die Reformation, von der die Hochkirchler sehr geringschätzig reden, und Miß B. erklärte ganz verächtlich Luther für einen großen Humbug. Ich war ganz baff vor Erstaunen, daß jemand aus einer Kirche, die ich mehr oder weniger als eine geistesverwandte zu betrachten gewohnt war, mir eine solche Behauptung mit unfehlbarer Sicherheit, ohne jeglichen Versuch eines Beweises, an den Kopf warf, und erklärte mit zornbebender Stimme, daß ich mir das nicht von ihr sagen lasse. Wie sie sah, daß mich's ärgerte, freute es sie nur noch mehr, und sie wiederholte es mit anderen Worten, worauf ich es für besser fand, zu schweigen. Nachher reute es mich, daß ich nicht kalt sagte, nur gedankenlose oder ununterrichtete Leute können von einem Manne, der so große Umwälzungen verursachte, noch ganz abgesehen von seiner Persönlichkeit, so sprechen. Aber wer halt immer das rechte Wort gleich bei der Hand hätte. Hochmütig sind sie eben, diese Engländer. Zwar hintennach schien sie's zu reuen, denn sie war sehr zuvorkommend gegen mich, aber ein Wort der Entschuldigung wegen ihrer Grobheit kam nicht über ihre Lippen.*)

Die Oberschwester M., von der ich vorhin sprach, war wirklich eine außergewöhnlich liebenswürdige Persönlichkeit. Dazu besaß sie ein imponierendes Aeußere, eine hohe, edle Gestalt, ein zwar nicht allen Regeln der Schönheit entsprechendes, aber doch angenehmes und äußerst anziehendes Gesicht. Ein älterer Arbeiter, der einmal in die

*) Wir bitten die gestrengen Leser um Entschuldigung, daß wir es nicht übers Herz gebracht haben, diese dramatische Szene zu unterdrücken. Die Redaktion.

Restauration kam, sah ihr mit verklärtem Blick nach, wie sie eben auf der Treppe verschwand, und sagte: „O, es thut einem armen Schlucker wie mir im Herzen wohl, einmal so was Schönes zu sehen!" Es that uns allen leid, wie sie uns verließ. Zunächst ging sie in Ferien, dann geht sie ins Mutterhaus. Sie soll aus einer vornehmen, reichen Familie stammen. Schwester M. und Schwester F. wechseln auf dem hiesigen Posten, und nun ist letztere hier. Schwester F. hat nicht Schwester M.s gewinnendes, freundliches Wesen, aber sie scheint mir im ganzen ihrem Posten in praktischer Beziehung mehr gewachsen zu sein. Mit scharfem Auge überschaut sie alles, und es entgeht ihr nicht leicht etwas. Ich fürchte immer, daß sie, wenn ich die Restauration zu versehen habe, etwas Ungehöriges entdeckt, weil wir nie eigentlich angelernt wurden. Eine von den Visitors hinterläßt es der anderen und zeigt ihr, soviel sie kann, weiß aber oft selbst nicht alles, und sonst bekommt man nur durch gelegentliche Bemerkungen zu wissen, was man eigentlich zu thun hat.

Unter den Gästen, die häufig vom Mutterhaus kommen, um mit nach den Docks zu gehen oder sonst ein wenig zu helfen, sind oft sehr nette Leute, manchmal aber auch das Gegenteil. So kam vor einigen Tagen eine kleine Strohwitwe (ihr Mann ist in Indien), und ich hatte das Glück, mit ihr zu gehen. Wir gingen zu einer der geringeren Buden und konnten unglücklicherweise nicht einmal aufschließen, weil der Schlüssel nicht sperrte, hatten daher durch eine kleine Hinterthür, die zum Glück da war, hineinzukriechen. Die Arbeiter waren immer, mit wenig Ausnahmen, sehr nett und anständig gewesen. An dem Tage waren besonders viele da, und durch das Aufeinanderwartenmüssen waren sie vielleicht lauter als gewöhnlich. Einer wurde auch grob, und kurzum, meine Begleiterin war sehr entrüstet über die rohen Männer und winkte mir immer, nicht mit ihnen zu sprechen oder freundlich zu sein. Ich wünschte, diese feinen Damen, die sich so hoch erhaben über die Arbeiter dünken, ließen ihre Hände von dergleichen Geschäften. Doch genug.

Den Tower habe ich in dieser Woche auch flüchtig gesehen; ein anderes Mal davon, wenn's Euch interessiert.

---

30. August 85.

Gestern nachmittag haben wir drei Visitors (auf diese Zahl sind wir gegenwärtig zusammengeschmolzen) einen netten Ausflug gemacht nach einer anderen Station derselben Schwesterschaft, nämlich nach einem ganz neuen Knabenwaisenhaus. Wir gingen um 4 Uhr nachmittags hier weg und kamen um halb 9 Uhr zurück. Der Weg wurde mit der Stadtbahn und dem Omnibus zurückgelegt, nur eine gute halbe Stunde gingen wir zuletzt zu Fuß.

Das Waisenhaus hat ein reicher englischer Pfarrer zur Erinnerung an seine verstorbene Frau erbaut und ein prächtiges Stück Rasenfläche, reich mit Gruppen schöner alter Bäume besetzt, ringsumher dazu geschenkt. Es war für uns ein großes Vergnügen, wieder reine, frische Luft zu atmen, grüne Bäume und weite Wiesenflächen zu sehen. Mir graut vor dem Gedanken, hier in dem lärmenden, rußigen, staubigen, übervölkerten Ost-London mein Leben zubringen zu müssen, und doch wie viele Tausende leben und sterben hier und sehen nie etwas anderes! Obengenanntes Waisenhaus steht wie ein kleines Schlößchen inmitten eines Parks. Unregelmäßig und malerisch, aber sehr praktisch ist es gebaut, wie die meisten englischen Häuser, so daß jeder Winkel nutzbar gemacht ist. Auf ein deutsches Menschenkind, das aus so bescheidenen Verhältnissen kommt wie ich, macht das Ganze, wie auch das ungeheure Mädchenwaisenhaus, das zugleich Mutterhaus der Schwesterschaft ist, einen sehr eleganten Eindruck. Was ich bisher von deutschen Waisenhäusern gesehen habe, kann sich daneben nicht blicken lassen. Die Kinder, lauter kleine Knaben (sie werden über 7 Jahre alt nicht aufgenommen, weil die Schwestern fürchten, sie möchten sonst schon zu unbändig sein), sahen vergnügt und

glücklich aus und schmiegten sich von allen Seiten an die Schwester, die uns das Haus zeigte. Glücklicherweise war es eine, die uns kannte, sie war vorher hier gewesen und deshalb doppelt freundlich. Die Schwesterschaft, der die Häuser gehören, ist noch verhältnismäßig sehr jung; sie konstituierte sich erst im Jahre 1870; aber das Unternehmen wächst riesig schnell. Sie haben übrigens ein sehr ausgebildetes Bettelsystem. In einem der Blätter, die sie herausgeben, befindet sich eine besondere Rubrik mit der Ueberschrift: „Um was wir bitten", und da werden denn eine Reihe Zwecke aufgeführt, wo für jeden um so und so viel Hundert oder Tausend Pfund gebeten wird. Sie haben jedoch auch Pennysammelkarten. Sie bitten meistens nicht vergebens. Miß P., die uns zwei Deutsche eigentlich zu diesem Ausflug mitgenommen hat, schenkte uns schließlich je eine Sammelbüchse und Karte, die sie im Mutterhaus, wo wir zuletzt noch kurze Zeit einkehrten, für uns erstanden. Ich werde jedoch nicht versuchen, in Deutschland zu sammeln. Wir haben dort ärmere Anstalten als die hiesigen.

Von dem Gedränge, durch das wir uns zu winden hatten auf dem Wege vom Omnibus zur Station und dann von der Endstation, bis wir die Hauptstraßen hinter uns hatten und in die Seitenstraßen bogen, macht Ihr Euch keinen Begriff. Am Samstag hat man oft Mühe, sich durchzuarbeiten. Es will zwar nicht viel sagen, daß ich nie Aehnliches gesehen habe, aber ich glaube Ihr auch nicht. Dazu das Rollen der Omnibusse, Pferdebahnen, Kutschen und Karren, das Brausen der über die verschiedenen Straßenüberbrückungen donnernden Züge, dies alles verursacht einen so betäubenden Lärm, daß ich oft fast wie im Traum neben oder hinter meinen Gefährtinnen dahin wandele und mir alle Lust zum Reden vergeht. Man muß sich auch beständig anschreien, um sich verständlich zu machen, und ich wenigstens verstehe doch oft nicht.

Diese Woche waren wir auch noch in einem anderen Haus der Schwesterschaft, das inmitten der City nicht weit von St. Pauls Kathedrale gelegen ist. Es besitzt auch eine Restauration und ein Buchhandel ist damit verbunden, hat aber einen etwas feineren, eleganteren Anstrich, als das hier in den Docks.

Von meiner Tower-Expedition will ich noch ein wenig erzählen. Eine Partie der Waisen im Mutterhause nebst einigen Schwestern von dort und von hier und einige der Mädchen hier im Hause gingen dahin, und Schwester M. war so freundlich, uns zum Mitgehen einzuladen. Seit der Explosion im Tower letzten Frühling, von der Ihr wohl gelesen habt, ist derselbe geschlossen und man darf nicht ohne Führer darin umher gehen. Die Schwestern haben einen Schlüssel zu dem Gartenstreifen, der außerhalb des alten Grabens ringsumher läuft. Der Tower selbst ist ein großer Gebäudekomplex, die Bauart natürlich sehr unregelmäßig. Die einzelnen Partien haben zum Teil charakteristische Namen, z. B. der blutige Tower. Leider konnten wir überall nur kurz verweilen. Wir folgten eben unserem Führer, dessen Erklärungen ich aber nur zum geringsten Teil hörte. Am längsten hielten wir uns im Zentralgebäude auf, das durch einen inneren Hof von den übrigen Gebäuden getrennt ist. Hier sind die großen alten Bankettsäle, jetzt als Waffensäle benützt. Die Waffen sind aus verschiedenen Ländern, auch indische und andere orientalische unter denselben. In diesem Gebäude befinden sich auch die großen dunklen Kerker und die Marterwerkzeuge. Da stand man denn im Dunkel und hörte, es seien einmal nicht weniger als 500 Gefangene zugleich darin gewesen, und schauerte bei dem Gedanken an all das Elend, das diese Mauern schon in sich schlossen, und an all die Verbrechen, deren schweigende Zeugen sie gewesen. Im inneren Hof ist die Exekutionsstätte durch eine einfache Steinplatte bezeichnet, auf welcher einige der erlauchten Namen verzeichnet stehen, deren Träger hier ihr Leben geendet. Eine Turmstube der näher an der äußeren Mauer gelegenen Gebäude war besonders interessant. Das alte Staatsgefängnis, wurde uns bedeutet. Die Steinwände dieses Gemaches sind bedeckt mit Inschriften, Wappen und Namen, welche die Gefangenen wohl nur mit Taschenmessern oder dergl. unvollkommenen Instrumenten in den Stein gegraben haben. Stunden hätte ich hier zubringen mögen, um die Inschriften

zu entziffern. Es gelang mir aber mit keiner einzigen, weil die Mauer durch ein Geländer vor zu nahem Zutritt geschützt ist.

Nächste Woche wird es in den Docks wohl lebhaft zugehen, weil der jährliche Wollverkauf beginnt. Ich bin in letzter Zeit fast immer nach derselben Bude geschickt worden, daher sind mir dort einige der Arbeiter, die regelmäßig kommen, schon ganz bekannt. Zwei davon interessieren mich besonders. Der eine ist ein junger, dunkeläugiger Bursche, der gern ein wenig plaudert und einen sehr aufgeweckten Eindruck macht. Miß B. hat ihn neulich aufgefordert, doch einmal zu einem Vortrag ins Missionshaus zu kommen; ich möchte wissen, ob er's thut. Der andere ist ein Mann noch in den mittleren Jahren. Sein im ganzen angenehmes und hübsches Gesicht trägt einen intelligenten, aber etwas verschmitzten Ausdruck. Da er merkte, wie sehr mich die Schiffe interessieren, erzählt er mir öfter, wo sie herkommen. Gestern z. B. lief ein prächtiges Dampfschiff vom Kap der guten Hoffnung ein. Er sagte mir, daß er auch schon in den dortigen Kolonien gewesen und daß er früher Schulmeister gewesen sei. Ich möchte zu gerne wissen, wie er so heruntergekommen ist, denn die Dockarbeiter gehören zu der geringsten Volksklasse; doch getraue ich mir nicht, ihn zu fragen. Neulich zeigte er mir einen anderen Arbeiter, der eben vorüberging, und sagte, der sei früher auch in eigener Karosse gefahren. Gestern brachte er auch einen Matrosen von dem neu eingelaufenen Schiff, der noch an Bord geblieben war, nachdem die anderen ausbezahlt waren. Des Mannes offenes, ehrliches Gesicht mußte gefallen, obwohl es von Ruß geschwärzt war. Nachdem derselbe mit seiner Milch abgezogen war, rühmte der erstgenannte ihn sehr als einen recht braven christlichen Menschen, den er schon lange kenne. Der Mann dauert mich; wenn er etwas Besseres kannte, muß ihm sein Los doch recht hart erscheinen; und doch sieht er eigentlich nicht unglücklich aus. Miß B. kann sehr nett mit den Dockarbeitern umgehen. Sie versteht es, sehr freundlich mit ihnen zu sein, ohne sich dabei etwas zu vergeben. Kommt etwa einer und verlangt seine Portion recht patzig, so sagt sie mit dem gewinnendsten Lächeln „Bitte!", worauf dann gewöhnlich die rauhen Züge sich auch zu einem Lächeln verziehen und das „Bitte" wiederholt wird.

Der erste Pfarrer an unserer Kirche flößt mir je länger je mehr Achtung ein. Er arbeitet mit unermüdlichem, rastlosem Fleiß in seiner Gemeinde und zeichnet sich in seinen Predigten vorteilhaft vor seinen Kollegen aus. Heute sprach er in der Predigt davon, daß man ja nicht denken solle, die zwar wundervollen, erhabenen Zeremonien seien die Hauptsache. Die Hauptsache sei die Gegenwart des Herrn, und die würde ohne die Zeremonieen ebenso herrlich sein. Leider aber kann man seine Predigten nur schwer verstehen, denn er spricht so schnell, daß er sich förmlich überstürzt. Und die Gebete liest er so leise, daß man sie ohne Prayerbuch unmöglich verstehen könnte. Ich wollte, ich könnte ihn einmal fragen, warum er das thut. Er kann doch nicht erwarten, daß sie jedermann wie er selbst auswendig weiß. Der Vorgänger dieses Mannes muß ein außergewöhnlicher Mann gewesen sein.*) Vater Lowder heißt er noch hier in aller Mund, und jährlich an seinem Todestag sammelt sich die Gemeinde zu einem Gedächtnisgottesdienst. Er hat sein lebenlang mit unermüdlicher Liebe in diesem elenden Stadtteile gearbeitet, die Gemeinde erst gesammelt, den Kirchbau ins Werk gesetzt. Er war ein begeisterter Anhänger des Ritualismus und die römische Kirche scheint ihn sehr angezogen zu haben, denn als er wegen einer Taktlosigkeit, die er sich hatte in seinem Eifer zu schulden kommen lassen, noch in seinen jungen Jahren eine Zeitlang vom Amt suspendiert war, hielt er sich in Frankreich in einem Kapuzinerkloster auf. Doch versuchten die Klosterbrüder schon damals vergeblich, ihn zum Uebertritt zu überreden. Später als sein Werk hier in Ostlondon unter großer Mühe doch einen gesegneten Fortgang nahm, mußte er erleben, daß seine drei Kapläne ihn verließen und zur

*) Vergl. sein Lebensbild im Jahrgang 1885 dieser Monatsschrift, Band I, S. 522 ff., 587 ff.
Anm. der Redaktion.

römischen Kirche übertraten. (Die gegenwärtigen Kapläne scheinen mir auch nicht weit von diesem Schritt zu sein.) Er selbst starb auf einer Erholungsreise im bayrischen Gebirge und rief sterbend noch eine englische Familie zu Zeugen an, daß er als Glied der englischen Kirche sterbe, und daß der römische Priester, der ihn noch vor seinem Tod zum Uebertritt hatte bewegen wollen, sich vergeblich bemüht habe.

Heute vor acht Tagen fand nach dem Abendgottesdienst eine Prozession durch die Kirche statt. Wir kamen etwas spät und bekamen infolge dessen keine guten Plätze. Der ganze Chor, die Choristen wie gewöhnlich in weißen Chorhemden, die Pfarrer in ihren Prachtgewändern mit Kruzifixen, Kerzen und Fahnen zogen langsam um die Kirche. Voran ging ein Chorknabe mit einer Kreuzesfahne. Die Kirche war sehr voll, ein Zeichen, daß derartiges anzieht. Dabei wurde ein Lied gesungen, dessen Refrain im Deutschen etwa so lautet:

Vorwärts, Christenstreiter, vorwärts in den Krieg,
Sieh', das Kreuz des Herren führet dich zum Sieg.

Es war eine schöne, frische Melodie, und die Choräle werden in der Kirche überhaupt sehr gut gesungen. Frl. L. war förmlich elektrisiert als der Gesang begann und wurde ganz ungeduldig, daß ich das Lied nicht auffinden konnte und nicht bei den ersten Akkorden wußte, was gesungen wurde. Daß ich in Wales derartiges nie gehört hatte, kam ihr dabei nicht in den Sinn.

Vor kurzem starb hier in London ein deutscher Musikus namens Julius Benedikt. Die Königin hat ihn bei seinen Lebzeiten in den Adelstand erhoben, und lange Artikel in den Zeitungen waren seinem Nachruf gewidmet. Weltberühmt (world wide was his fame) hieß es, sei er gewesen, so daß ich ganz beschämt war ob meiner Unwissenheit, in der ich nicht einmal des berühmten Mannes Namen kannte. Hier aber ist man, abgesehen von dem, was man in der Kirche hört, in bezug auf Musik ganz auf den Sand gesetzt. Wohl steht ein Flügel unten im Vereinssaal und gegenwärtig spielt eine Schwester einen Choral darauf, aber in der Regel darf nicht gespielt werden. Frl. L. vermißt die Musik auch sehr und vergangene Woche war eine Dame hier, die Witwe eines Geistlichen, die in Köln Hillers Schülerin war und in Gemeinschaft mit ihrem Mann später aus dessen Gemeinde auf der Insel Wight einen so guten Chor herschulte, daß sie Mendelsohns „Paulus“ und Spohrs „Letzte Dinge“ mit demselben aufführen konnten. Mit großem Stolz erzählte sie, wie sie Hiller, als er sie einmal besuchte, mit den Leistungen ihres Chors überrascht hätten. Sie habe ihn zuerst mit Hinweis auf die geringe musikalische Begabung der Engländer um Nachsicht gebeten; dann ließen sie eine seiner Kompositionen, die sie eingeübt hatten, von ihrem Chor singen und weideten sich an seiner Ueberraschung, mit der er gestand, nichts Derartiges erwartet zu haben. Wie gern hätte ich diese Dame singen hören und sie hätte auch gern gesungen.

Seit nur noch wenige freiwillige Helferinnen im Hause sind, mache ich auch allein Hausbesuche. Gewöhnlich habe ich dabei in verschiedenen Häusern Zettel mit Anweisungen auf Speisen, die an bestimmten Tagen im Missionshaus ausgeteilt werden, abzugeben, oder ich habe zu einer Vereinsversammlung einzuladen. Da ist z. B. ein Mütter-Verein (mothers-meeting), der kürzlich nach einigen Wochen Pause seine Zusammenkünfte wieder angefangen hat. Die Weiblein werden bei diesen Zusammenkünften zuerst mit Kaffee bewirtet. Bei der Zusammenkunft selbst bin ich nicht gewesen und weiß also nicht, wie weit auch praktische Zwecke damit verbunden sind. Die Frauen, die ich einzuladen hatte, machten meist einen sehr angenehmen Eindruck; besonders gut gefiel mir eine alte Witwe, die mir mit großem Stolz von ihrem Sohn, einem Seemann, erzählte und mir an den Wänden Abbildungen der Schiffe, auf denen er schon gefahren war, zeigte. Weniger vergnüglich sind die Besuche bei den Empfängern der Suppenzettel. Dies sind natürlich kranke oder sehr alte Leute, oder auch beides. Einige freundliche Worte möchte man doch mit den Leuten sprechen; nun fragt man sie

halt, wie es ihnen geht und hört oft lange Leidensgeschichten an mit dem schmerzlichen Gefühl, doch nicht helfen zu können. Aber ich denke, eine kleine Wohlthat ist es den Leuten doch, wenn sie sehen, daß man mit ihnen fühlt. Einmal hatte ich Gelegenheit, dies ganz deutlich wahrzunehmen. Ich war in das kleine, verhältnismäßig hübsch ausgestattete und sehr ordentliche Zimmer einer bejahrten Frau getreten. Sie selbst saß nahe bei dem Bett, ist krank und kann sich nur wenig bewegen. Ich fragte sie zuerst nach ihrem Leiden und hörte, daß sie es schon viele Jahre habe und daß es bald mehr bald minder erträglich sei. Dann bemerkte ich an der Wand Bilder von zwei hübschen jungen Mädchen und fragte, wer diese seien. Sie sagte: „Das sind meine beiden Töchter; sie waren beide verheiratet, da verliebte sich der Mann der einen in die andere und suchte sie zu bewegen, ihren Mann zu verlassen und mit ihm durchzugehen. Sie wollte aber nicht, da erschoß er sie. Er ward dafür gehängt und seine Frau ist nach Australien gegangen. Seitdem bin ich nicht wieder gesund geworden." Sie sprach mit einer so eigentümlich klanglosen Stimme, daß mir's durch Mark und Bein ging. Thränen traten mir in die Augen und ich reichte ihr schnell die Hand, um zu gehen. Sie aber hielt meine Hand fest und rief mit bewegter Stimme: „Gott segne Sie, mein Liebling." (God bless you, my darling.)

Ein einziges Mal ist mir bei diesen Besuchen etwas Unangenehmes zugestoßen. Ich suchte die Wohnung einer Frau, konnte aber die angegebene Straße nicht finden und ging in eine, deren Name ähnlich lautete. Dort fragte ich Leute, die vor einem Hause arbeiteten, und ein Mann gab mir bereitwillig Auskunft. Während ich noch mit ihm sprach, erschien unter der Thüre ein bleiches Weib mit geröteter Nase und rotem wirr fliegenden Haar und fing an entsetzlich zu schimpfen. Ich dachte zuerst, sie sei verrückt oder betrunken, verstand aber nicht recht, was sie sagte, denn es kostet mich oft noch Mühe, das schreckliche Englisch dieser Leute zu verstehen. Bald aber merkte ich, daß die Schimpferei mir gelte: dies sei ihr Mann, was denn mir einfiele, mit ihm zu sprechen. Ich wandte mich dann natürlich, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, und ging meines Weges. Die Umstehenden lachten; ich war aber nur froh, daß sie mir nicht ins Gesicht fuhr.

Oft hört man in diesen Straßen auch deutsch sprechen; es wohnen viele Deutsche hier, besonders auch viele deutsche Juden, und kommen immer mehr. Man hat aber im ganzen wenig Ursache, auf die Landsmannschaft stolz zu sein. Neulich redete ich einmal ein deutsches Mädchen auf der Straße an. Sie sagte, sie sei erst herübergekommen und könne noch nicht recht mit der Sprache fort. Ihre Begleiterin schien es aber nicht gern zu sehen, daß ich mit ihr sprach, sondern zog sie fort. Ich fürchte, sie war nicht in die besten Hände gefallen. Nebenbei muß ich bemerken, daß wir freiwilligen Helferinnen zu eigentlich sittlich Verkommenen nicht geschickt werden.

Ein deutscher Apotheker hier in der Nähe, bei dem wir etwas kauften, erzählte uns auch verschiedenes von den hier lebenden Deutschen. Unter anderem, sie ließen sich zu Arbeiten herbei, zu denen Engländer einfach nicht zu haben seien. So sei ganz in der Nähe eine Gerberei, in der feines Handschuhleder gegerbt werde. Es sei dies eine schreckliche Arbeit; er habe selbst gesehen, wie die Arbeiter in furchtbar erhitzten Räumen fast unbekleidet das Leder träten, eigentlich mit ihrem eigenen Schweiße gerbten. Und diese Arbeiter seien nur Deutsche und Irländer. Der Herr Apotheker war sehr gesprächig und unterrichtete uns auch über die Gelegenheit, bei welcher er in jene Fabrik gekommen sei. Ein deutscher Marineleutnant habe Pläne der Befestigungen von Kiel der englischen Regierung zum Kauf angeboten. Sein Anerbieten sei aber nicht angenommen worden, sondern die englische Regierung habe der deutschen davon Mitteilung gemacht. Der Offizier habe sich dann im Ostende Londons herumgetrieben und schließlich, von bitterer Not gezwungen, in besagter Gerberei gearbeitet. Trotzdem sei sein Aufenthalt hier entdeckt worden und eines Tages habe ein deutsches Schiff hier angelegt. Der Kapitän desselben habe ihn, den Apotheker, aufgesucht, ihm die Geschichte

mitgeteilt, dazu bemerkt, seiner Regierung sei viel daran gelegen, des Mannes habhaft zu werden, weil er die Papiere noch bei sich führe, und ihn ersucht, ihm dazu behilflich zu sein. Sie hätten dann den Mann mit noch einigen Arbeitern in eine Schenke gelockt, betrunken gemacht, und so sei er an Bord des Schiffes gebracht worden. Gegenwärtig befinde er sich auf einer preußischen Festung in Haft.

Die sonderbare Geschichte klingt etwas fabelhaft; doch was sollte der Apotheker für ein Interesse daran haben, uns einen derartigen Bären aufzubinden?

2, Powis Square London, 1. Sept. 85.

Die letzte Woche im Missionshaus verlief eben wie die vorhergehenden und brachte nichts Besonderes. Das andere deutsche Fräulein reiste ab; das war für mich etwa das größte Ereignis. Mir wurde es dadurch etwas einsam. Es waren zwar noch zwei „Visitors“ da, an und für sich sehr nette englische Damen. Aber ich weiß nicht, wie es kam, ich hatte vielleicht zu viel gefragt, besonders über kirchliche Dinge, so daß es ihnen recht zum Bewußtsein gekommen war, daß ich eine Fremde und kein Glied der englischen Kirche sei. Frl. L., immer sprudelnd von witzigen Einfällen und keine Schüchternheit kennend, war eine Art Bindeglied zwischen mir und den anderen gewesen; mit ihrem Gehen fiel das weg, und je besser sich die anderen verstanden, je mehr stand ich daneben. Sie waren zwar immer freundlich, aber es war denn doch besser, daß meine Zeit auch zu Ende ging. Die Luft Ost-Londons mußte auch meinem Gesicht den letzten Rest von Farbe genommen haben. Jedermann fragte mich, ob ich denn nicht wohl sei, und besonders eine junge, freundliche Probeschwester, die in letzter Zeit im Missionshaus war, konnte sich gar nicht über mein Aussehen beruhigen. Sie mußte wohl noch nicht lange dem Schwesternverband angehören, denn sie war nicht so einsilbig wie die anderen, sondern sprach immer freundlich mit uns, wenn sie in die Restauration kam, und wollte einige Male mich hinausschicken und meine Arbeit übernehmen. „Aber, Fräulein,“ sagte sie, „wissen Sie denn nicht, daß Sie sehr krank aussehen?“ Ich sagte natürlich, daß ich bleiben würde, so lange meine Arbeitszeit dauere, und suchte sie lachend über mein Aussehen zu beruhigen. Man erzählte mir, diese noch sehr junge Probeschwester sei die Tochter eines Generals und stamme aus einer sehr vornehmen Familie. Schon als Kind sei es ihr immer ein Bedürfnis gewesen, anderen Freundlichkeit zu erweisen und Armen wohl zu thun, und schließlich habe sie sich die Erlaubnis erwirkt, sich dem Schwesternverband anzuschließen.

An dem Tage, da ich das Missionshaus verließ, fuhr ich noch auf einem Flußdampfer nach Greenwich, eine Bekannte aus Deutschland zu besuchen. Auf dem Hinweg zu der Stelle, wo der Dampfer abfuhr, ging ich durch die Dockhöfe, auf dem Heimweg aber waren diese schon geschlossen, auch fand ich mich in meiner Erwartung, daß der Weg außen vorbei ebenso leicht zu finden sei, getäuscht und verirrte mich noch zuguterletzt in den Docks. Es war mir eine Weile schon recht angst, ich konnte auch nirgends einen Polizisten sehen, um ihn nach dem Wege zu fragen, und andere Leute zu fragen ist immer etwas gewagt. Doch fand ich mich schließlich zurecht und saß mit einbrechender Nacht in dem Zuge, der mich wieder den freundlichen Teilen Londons zuführte.

Die Wege der Natur-Erkenntnis im Altertum.*)

Von

R. Baurmeister, Oberbaurat und Professor.

Natur-Erkenntnis: dieser von mir gewählte Titel bedarf sogleich einer Erläuterung. Nicht von der religiösen Stellung der alten Heiden zur Natur will ich reden, welche Paulus damit bezeichnet, daß sie das Geschöpf mehr als den Schöpfer geehrt haben, obgleich sie Gottes unsichtbares Wesen an Seinen Werken wohl ersehen konnten. Ebenso wenig soll davon gehandelt werden, was in den Künsten Auffassung der Natur heißt, wobei es allerdings interessant wäre, nachzuweisen, wie sich dieselbe im Laufe der Zeiten geändert hat. Vielmehr möchte ich vom Standpunkt des Naturforschers schildern, in welchem Geiste die Alten, insbesondere Griechen und Römer, die Natur zu erkennen gesucht haben.

Jedes Kind, jeder Wilde macht eine Anzahl von Erfahrungen in der Natur. Die Bewegung der Himmelskörper, der Unterschied von Wärme und Kälte, manche chemische Vorgänge in der Küche sind längst bekannte Dinge. Den alten Völkern war in ihrem Ländergebiet eine besonders reiche Gelegenheit zu solchen Wahrnehmungen gegeben, auch ist eine große Menge derselben auf uns gekommen und noch für die heutige Naturforschung wichtig. Namentlich haben die vieltausendjährigen Himmelsbeobachtungen ein unersetzbares Hilfsmittel für den Aufbau der Astronomie gebildet. Allein dieser Schatz von Thatsachen, welchen die Natur gleichsam durch Anschauungsunterricht liefert, ist doch nur der Anfang ihrer Erkenntnis. Denn es sind die Erscheinungen noch nicht nach ihren Gesetzen und Ursachen ergründet. Dem Wie wird aber bei denkenden Menschen notwendig die Frage nach dem Warum folgen. Es gibt einen falschen und einen richtigen Weg zur Beantwortung dieser Frage, und beide sehen wir schon im Altertume eingeschlagen.

Verkehrt war das Bestreben, durch bloßes Spekulieren und Phantasieren ohne genügende und unbefangene Prüfung der Gegenstände und Vorgänge vermeintliche Naturgesetze auszudenken. Meinungen und Systeme wollte man in die Thatsachen hinein, statt aus ihnen heraus erklären. Insbesondere verfuhren griechische Philosophen vielfach mit der realen Welt, wie mit der geistigen, in beiden durch die Sophistik verleitet. Dem, was man als Wirkung einer Naturkraft sah, unterlegte man ein Wort, nannte das Wort Ursache und glaubte damit die Wirkung erklärt zu haben. Es

*) Nach einem Vortrage.

wurden Versuche und Operationen mit Worten vorgenommen, Wortspiele waren die Instrumente und Begriffe die Objekte dieser Naturphilosophie.

Glücklicherweise ist aber auch der richtige Weg der Naturforschung von manchen Gelehrten des Altertums eingeschlagen worden. Derselbe besteht in der Verbindung von Beobachtungen und Vernunftschlüssen, jedoch so, daß die letzteren sich stets den ersteren unterordnen müssen. Vermöge dieser induktiven Methode werden aus dem bunten Wechsel der Erscheinungen allgemeine Gesetze gezogen und aus diesen wieder neue Vorgänge gefolgert. So sehen wir die Anfänge echter Naturwissenschaft schon im antiken Kulturkreise. Freilich blieb es bei schwachen Anfängen, weil noch manches Jahrhundert hindurch beobachtet werden mußte, um zu weiteren Fortschritten zu gelangen, und weil damals noch die Instrumente fehlten, deren wir uns heute erfreuen, um sowohl außerordentlich kleine als sehr weit entfernte Gegenstände zu erkennen.

Naturanschauung, Naturspekulation, Naturwissenschaft, das sind die drei Wege der Erkenntnis. Der erste allein gewährt nur eine Grundlage, der zweite verliert sich nur zu leicht im Nebel, der dritte aber führt zu einem sicheren Aufbau und erfüllt in geistigem Sinne die alte göttliche Weisung: „Machet euch die Erde unterthan". Es sei mir nun gestattet, die einzelnen Gebiete der Naturkunde vorzuführen, um zu zeigen, wie das Altertum auf denselben gearbeitet hat: es sind die drei Reiche der Tiere, Pflanzen und Steine, dann Physik, Chemie, endlich Geographie und Astronomie. —

Was zuerst die Kenntnis von Tieren und Pflanzen betrifft, so war der hervorragendste Forscher der alten Welt Aristoteles. Es wurde damals durch die Züge Alexanders des Großen eine Menge von neuen Tieren und Pflanzen aus dem Gebiete vom atlantischen bis zum indischen Ozean, von den Grenzen Sibiriens bis zum Aequator entdeckt. Alexander förderte die Forschungen seines berühmten Lehrers, indem er ihm alle möglichen Exemplare, sowie die Beobachtungen der von ihm mitgenommenen Gelehrten zukommen ließ. Aristoteles und seine Nachfolger gingen auf diesem Felde stets von den thatsächlichen Erfahrungen aus und vermehrten dieselben noch durch eigene anatomische und biologische Untersuchungen. Aus diesem reichen Material entstanden dann Encyklopädien, deren umfassendste die Naturgeschichte des Plinius ist. Solche Werke zeigen uns den großen Umfang der damaligen Naturanschauung, aber sie bleiben noch fern von der Aufstellung durchgreifender Bildungsgesetze, vollends von einer systematischen Physiologie. Was insbesondere die Pflanzen betrifft, so bestand wohl das wichtigste Moment zu ihrer Erforschung und Beschreibung in dem medizinischen Gebrauch. Abgesehen von den nebenher laufenden abergläubischen Meinungen beruhte die alte Heilkunde wesentlich auf Erfahrungen, wie sie der große Hippokrates in seinen Werken niedergelegt hat. Wenn diese Kenntnis allerdings noch ohne tiefere Einsicht, auf der unteren Stufe blieb, so müssen wir gestehen, daß unsere Aerzte über manches auch noch nicht besser Bescheid wissen, als Naturkinder und Kräutersammler. Immerhin hat dieser empirische Weg der leidenden Menschheit genützt, während die Nachfolger des Hippokrates in der sog. dogmatischen Schule auf unfruchtbare metaphysische Spekulationen verfielen.

Auch in der Mineralogie haben die Alten sich beschränkt, die Exemplare nach äußerlicher Anschauung zu benennen, Fundort und Benutzung anzugeben, während die innere, die chemische Beschaffenheit noch ganz dunkel war. Etwas weiter kam es in der Geologie, in deren Bereich man nicht nur mannigfaltige Anschauungen besaß, sondern auch die Ursachen davon zu folgern suchte. So schließt Herodot aus den versteinerten Muscheln in Aegypten, daß dieses Land früher ein Meerbusen gewesen sein müsse. Der große Geograph Strabo dagegen nimmt bei deren Erklärung seine Zuflucht zu Hebungen auf vulkanischem Wege. Schon damals also der Gegensatz zwischen Neptunisten und Vulkanisten. Als drittes gesellte sich dazu die Ansicht, daß die Versteinerungen Erzeugnisse einer wunderlichen Naturkraft seien, welche sich in der Nachahmung tierischer Gebilde aus Stein gefalle. Ferner war den Alten die langsame Hebung von Kontinenten

infolge langjähriger Beobachtungen bekannt. Seneca schloß auf das Dasein eingeschlossener Dämpfe im Innern des Erdballs, welche sich bei Erdbeben Luft machten. Die letzteren wurden eingeteilt in senkrechte und wagerechte, in stoßende und wellenförmige. So bestand in der That ein Anfang wissenschaftlicher Erkenntnis. Indessen waren es nur vereinzelte Schlüsse. Allgemeine Gesetze über die Bildung der Erdrinde konnten erst viel später aufgestellt werden, nachdem die gesamte Erdoberfläche erkundet und nachdem die physikalisch-chemische Untersuchung als wichtiges Hilfsmittel gewonnen war. Die Schöpfungsgeschichte vollends verblieb gänzlich auf mythologischem, später auf philosophischem Boden. Für die echte Naturwissenschaft aber war der Kreis derartiger Ideen wertlos, ob die Welt aus sich heraus Götter erzeugt hat, oder ob die Götter sich mit dem Erschaffen von Dingen abgegeben haben, ob das Materielle aus dem Geistigen oder das Geistige aus dem Materiellen entstanden sei. —

Wenden wir uns nun zur Physik, so gehören ja desfallsige Vorgänge zu den einfachsten Anschauungen des täglichen Lebens, z. B. das ungleiche Gewicht verschiedener Stoffe, das Niederfallen von Gegenständen zur Erde. Sie mußten gewiß früh das Nachdenken reizen, aber an diesen einfachen Thatsachen zeigt sich auch am auffallendsten die Unfruchtbarkeit der spekulativen Methode, als deren erster Vertreter im Altertum ebenfalls Aristoteles genannt werden muß. Dafür einige Beispiele.

Die Ursache des Fallens ist die Schwere, die Schwere aber ist das Bestreben, abwärts zu kommen, d. h. ein Körper fällt, wenn er abwärts will. Das ist die ganze sog. Erklärung. Oder: es gibt leichte und schwere Körper, die ersteren wollen aufwärts, die letzteren wollen abwärts — ein bloßes Wortspiel, woraus dann allerlei Fehlschlüsse folgten. Einer der berühmtesten Sätze des Aristoteles war der, daß die Körper in demselben Verhältnis schneller fallen, je größer ihr Gewicht ist. Heute erkennt jedermann diese Behauptung als falsch, ein Kubikfuß Holz gelangt in der gleichen Zeit zur Erde wie ein Kubikfuß Eisen, eine hohle Kugel ebenso schnell wie eine massive. Nur verschiedene geometrische Formen oder Dimensionen verursachen vermöge des Luftwiderstandes gewisse Unterschiede. Doch stand jener spitzfindige Satz bis zu Galilei in Ansehen, weil niemand sich die Mühe gab, die Fallgeschwindigkeiten zu messen.

Seltsam ist auch die Erklärung des Aristoteles davon, daß ein Ball, aufwärts geworfen, eine Weile steigt und dann abwärts fällt. Er sollte doch eigentlich als schwerer Körper fallen, sobald die Hand ihn losgelassen. Nun, es wird beim Fortschleudern den nächsten Luftteilchen eine Bewegung erteilt, diese treiben wieder den Ball, der Ball die folgenden Luftteilchen u. s. f., bis er zu solchen Luftteilchen gelangt, welche sich nicht mehr rühren wollen. Man sieht, das ist nichts anderes, als die physikalische Umschreibung von Münchhausen, welcher sich am eigenen Kopf aus dem Sumpfe zieht.

Aehnliche Hirngespinnste, ohne die Thatsachen sorgfältig zu beachten, dienten bei den Erscheinungen vom Wasserdruck, von Licht und Schatten, von Farben und Blitzen, und genossen noch in späterer Zeit das Ansehen des Aristoteles. Aber daneben gab es doch auch einige wahrhaft wissenschaftliche Forscher, die Entdecker von wirklichen Naturgesetzen. Unter ihnen ist vor allem Archimedes zu nennen. Sein großer fruchtbarer Schritt bestand in dem Nachweis des Satzes über den Hebel, welcher dann sowohl bei den bekannten kleinen Schnellwagen, als bei den ungeheuren Kriegsmaschinen Anwendung fand, und welcher Archimedes zu dem berühmten Ausspruch gegen den Tyrannen von Syrakus berechtigte: „Gib mir einen festen Punkt außerhalb der Erde, und ich will die Erde aus ihren Angeln heben." Archimedes ist auch der Begründer mancher anderer Lehrsätze der Mechanik, insbesondere erläuterte er, warum ein ins Wasser eingetauchter Körper weniger wiegt, als in der Luft, und entwickelte daraus die Bedingungen des Schwimmens. Aber dieser Nachweis wurde noch während des Mittelalters so wenig klar eingesehen, daß man ihn das hydrostatische Paradoxon nannte. Erst viele Jahrhunderte nach Archimedes führte man auf den von ihm geschaffenen Grundlagen das vollständige Gebäude der theoretischen Mechanik auf.

Sodann sind Euklides und Claudius Ptolemäus als Urheber der **Optik** zu nennen. Aus ihren Schriften ersieht man die geometrischen Gesetze für die Form der Schatten, für die Reflexion des Lichtes in ebenen und Hohlspiegeln, für die Brechung der Lichtstrahlen beim Uebergange von Wasser in Luft, oder von Luft in Glas. Neben diesen Wahrheiten bestanden aber wieder sonderbare Vorstellungen über die **Beschaffenheit** des Lichtes, welche die Geister gefangen hielten, bis die Neuzeit auf Euklid's Sätzen weiterbaute.

Ferner ist Pythagoras als Erfinder der mathematischen Theorie der **Musik** zu verehren. Durch Versuche mit Metallsaiten von verschiedener Länge, Dicke und Spannung fand er den Zusammenhang zwischen diesen Elementen und der Höhe der Töne. Bewundernswert ist ferner sowohl das erste Beispiel absichtlichen Experimentierens als auch der Gedanke, zwei scheinbar so widersprechende Dinge, wie Töne und Zahlen, zu verbinden. Darüber hinaus suchte freilich Pythagoras die sieben Töne einer Oktave auch in den sieben Planeten wiederzufinden und denselben beim Umlauf um die Erde die sog. Sphärenmusik zuzuschreiben, welche nur zu stark für unser Ohr sei, um sie vernehmen zu können.

Die hiermit aufgezählten Ergebnisse der Physik erscheinen eigentlich gering im Vergleich zu der Fülle der Naturerscheinungen, welche zur Zeit des römischen Reiches unter drei Zonen geboten waren. Auch in der **praktischen Anwendung**, bei Bauausführungen und Mühlen, bei Wasserleitungen, Landbewässerungen u. s. w., eilte der unverstandene empirische Gebrauch der Begründung oder gar der Verbesserung und Erfindung auf wissenschaftlichem Wege weit voran. Wie kam das? Wenn auch das Aristotelische Spekulieren die Erkenntnis der wahren Naturgesetze erschwerte, warum diente der ebenfalls Aristotelische Trieb systematischen Sammelns und Ordnens nicht wenigstens dazu, die Erfahrungen auf eine Art niederzulegen, welche sie noch heute wertvoll machen würde? Wie wichtig würden z. B. alte Angaben über Lufttemperaturen für die Meteorologie, solche über Wassermengen in Flüssen und über die Höhe von Ebbe und Flut für die physische Geographie sein. Aber es war den Alten nicht gegeben, aus den meisten Vorgängen in der Natur mehr herauszubringen, als eben die unmittelbare Anschauung lehrt. Denn die Physik bedarf zur Ergänzung dessen, was sich ohne unser Zuthun in der großen Werkstätte der Natur ereignet, der Versuche im Kleinen, der **Experimente**. Dort erschweren die Großartigkeit und Flüchtigkeit der Erscheinungen oft ihre scharfe Beobachtung, sie müssen deshalb mit Absicht wiederholt werden, um eine für die menschliche Erkenntnis brauchbare Form anzunehmen. Aber davon finden wir im ganzen Altertum, außer den angeführten wenigen Ausnahmen aus der Optik und Akustik, kein Beispiel, und so bleiben die meisten Angaben der Schriftsteller Ausdrücke kindlicher Verwunderung ohne wissenschaftlichen Wert. Niemand kam auf den Gedanken, an einer sich ausdehnenden Substanz im Kleinen, d. i. durch ein Thermometer, die Veränderungen der Wärme in der Luft oder im Wasser scharf zu vergleichen. Ebenso wenig wurden die Geschwindigkeiten eines fallenden Steines, eines rollenden Wagens, des fließenden Wassers unter verschiedenen Umständen hervorgerufen und gemessen, um Schlüsse auf die Schwerkraft zu ziehen. Es fehlten genaue Uhren, Mikroskope, Elektrometer. Kurz von dem **methodischen** Vorgehen eines heutigen Forschers war kaum die Rede.

Wenn dies mit Bezug auf die **Physik** ein wesentliches Hindernis ihres Fortschrittes im Altertum bildete, so gilt es noch mehr für das Gebiet der **Chemie**. Denn diese Wissenschaft will ja **verborgene** Eigenschaften und Kräfte erkunden, welche selten so unmittelbar auf die Sinne wirken wie Schwere, Licht, Wärme, Schall, und welche selten in großen plötzlichen Naturerscheinungen auftreten. Das chemische Experiment hat daher nicht nur wie das physikalische den Zweck der Reproduktion, um Naturvorgänge der menschlichen Beobachtung und Messung zugänglich zu machen, sondern auch den, die verwickelten Bedingungen eines Falles so oft zu **ändern**, bis ein sicheres Urteil über die Beziehung zwischen Ursachen und Wirkungen gewonnen ist. Die erste

Stufe der Chemie ist eben Experimentierkunst. Eine weitere Aufgabe besteht sodann in der Darlegung allgemeiner Gesetze der chemischen Verwandtschaft. Dadurch gelangt man allmählich zur Erkenntnis einer einfachen Ursache für eine Reihe von Erscheinungen und zur Vorausbestimmung neuer Vorgänge.

Im Altertum bestand keinerlei wissenschaftliche Chemie, weder Experimentierkunst noch Theorie. An Stelle von Experimenten gab es nur eine Anzahl chemischer Gewerbe, welche rein empirisch betrieben wurden, z. B. Färberei und Gerberei, Metallgewinnung, Destillation geistiger Getränke, Bereitung von Glas, Mörtel, Käse. Und an Stelle einer auf genügende Thatsachen gegründeten Theorie erging sich wieder die Phantasie von Philosophen, um das Bedürfnis nach einer Erklärung chemischer Vorgänge zu befriedigen. Es sei mir gestattet, einiges aus diesen Ideen vorzuführen, deren Kühnheit ebenso in Erstaunen setzt, wie ihre Bodenlosigkeit.

Die Lehre von den vier Elementen: Erde, Luft, Feuer und Wasser ist das älteste chemische System und entstand wahrscheinlich schon vor der Zeit der griechischen Weisen. Bei den letzteren traten die Elemente zuerst einzeln auf, bis der große Direktor des Welttheaters, Aristoteles, sie zu einer Gesamtdarstellung auf mehrere Jahrhunderte engagierte. Dem weisen Thales erschien das Wasser als das Grundelement, aus dem alle Dinge hervorgegangen seien, dem Anaximenes dagegen die Luft, dem Heraklit das Feuer in Form des Lichtes, und Pharakydes nannte Feuer das thätige, Erde das leidende Prinzip: ein mystisches Wortspiel.

Das chemische System des Aristoteles ist nun folgendes. Es gibt außer und über jenen vier Elementen noch einen alles durchdringenden Urstoff, den Aether, später die quinta essentia genannt. Unter den Eigenschaften, welche derselbe annehmen kann, bestehen viele Gegensätze, als kalt und heiß, schwer und leicht, dicht und locker, hart und weich. Alle diese Gegensätze lassen sich aber aus zweien ableiten, welche die Grundeigenschaften aller Dinge bilden, nämlich warm oder kalt, naß oder trocken. Alles Tastbare besitzt zwei von diesen Eigenschaften, und das ist ja richtig, jedes Ding hat eine gewisse Temperatur und einen gewissen Grad von Trockenheit oder Nässe.

Zwischen jenen vier Grundeigenschaften gibt es ferner Verbindungen zu je zwei, welche mit den vier Elementen korrespondieren. Das Feuer ist warm und trocken, Luft oder Dampf warm und naß, die Erde kalt und trocken, das Wasser kalt und naß. Durch Entziehung einer Grundeigenschaft werden die Elemente in einander verwandelt: die Luft soll durch Entziehung der Nässe in Feuer, durch Entziehung der Wärme in Wasser übergehen, das Wasser durch Entziehung der Nässe in Erde, durch Entziehung der Kälte in Luft u. s. w. Diese Verwandlungen sind zum Teil richtig, wenn man die Elemente Erde, Wasser, Luft als Symbole der Zustände fest, flüssig, gasförmig auffaßt; zum Theil unrichtig und niemals wahrgenommen, allein sie müssen ja möglich sein, weil sonst das schöne Kartenhaus des Aristoteles umfallen würde. Demselben fehlt es übrigens nicht an Hilfsmitteln, denn um sein System einigermaßen mit der Naturanschauung in Einklang zu bringen, müssen ihm und seinen Nachfolgern nun noch allerlei weitere Dinge dienen.

Es gibt z. B. einen Stoff, namens Causticum, welcher die ätzende Eigenschaft des gebrannten Kalkes hervorbringt. Es gibt ein Acidum, wodurch der Geschmack von Essig, Zitronen und anderen damals bekannten organischen Säuren entsteht. Eine Substanz Phlogiston verursacht die Brennbarkeit, ein spiritus rector den Geruch. Eine Lebenskraft bewirkt alle Vorgänge des organischen Lebens, in welchen die vier Elemente nach Galen so verteilt sind, daß im Schleim das Wasser, in der gelben Galle das Feuer, in der schwarzen Galle die Erde vorwaltet und im Blute alle vier gemischt sind.

Alle diese vermeintlichen Erklärungen sind nur Umschreibungen. Die Eigenschaft eines Körpers wird Ursache genannt, und mit der Aufstellung eines entsprechenden Wortes ist alles fertig. Statt einer Zerlegung der Dinge in elementare Substanzen war es eine solche in Eigenschaftswörter.

Ich kann diese Andeutungen über die Chemie im Altertum nicht besser schließen, als mit dem Versuch, Gold zu machen, welcher schon im alten Aegypten seinen Ursprung hat, sodann durch die alexandrinische Schule und die Araber in das Mittelalter fortgepflanzt wurde. Hier zeigt sich recht, wohin eine falsche Spekulation führt und verführt. Gemäß der Aristotelischen Naturphilosophie dachte man sich in allen Metallen ein sog. Prinzip, welches ihnen eben den metallischen Charakter verleiht, und nannte es den Merkur. Es war etwas wie eine Lebenskraft für die unorganische Welt, welche in geringer Kraft und Menge die unreinen Erze, in größerer die gemeinen Metalle, in größter die edlen Metalle erzeugen sollte. Gelang es, dies Ding zu erhalten, so hatte man den Stein der Weisen, welcher, auf unreife Metalle gebracht, dieselben in edle verwandelt. Diese Schlußfolge erschien so plausibel, weil manche Erze, z. Bl. Bleiglanz, metallischen Glanz und Härte besitzen, durch Austreiben von Schwefel in wirkliches Metall (Blei) verwandelt und aus diesem wiederum oft kleine Mengen von Silber abgesondert werden. Statt nun das Silber im Bleierz zu vermuten, in welchem es thatsächlich schon vorhanden ist, hoffte man bei weiterer Vervollkommnung des Verfahrens alles Erz in Blei, alles Blei in Silber verwandeln zu können. Umgekehrt verlor beim Rosten das Eisen seine metallischen Eigenschaften, da mußte doch offenbar etwas von ihm gegangen, das metallische Lebensprinzip entwichen sein; aber man dachte nicht daran, nachzuwiegen, und entdeckte daher auch nicht die entgegengesetzte Thatsache, daß Rost mehr wiegt als das Eisen, aus welchem er entstanden ist. Quecksilber schien wegen seiner Verdampfbarkeit dem unerfahrenen Sinn am ähnlichsten einem flüssigen Prinzip, der metallischen Lebenskraft, und wurde deshalb zur Darstellung der letzteren auf mancherlei Art probiert, sowie man anderseits bei der Reduktion von Gold in ein gemeineres Metall den Stein der Weisen frei zu machen hoffte. Wenn wir über derartige Versuche lächeln, weil sie nicht unbefangen angestellt wurden, so müssen wir sie doch als den Anfang einer eigentlichen Experimentierkunst schätzen, welche endlich zur wissenschaftlichen Chemie geführt hat. —

Es folge nun die erhabenste der Naturwissenschaften, die Astronomie. Alle bekannten Kulturvölker des Altertums, Inder, Chaldäer, Aegypter, haben sich schon in den Zeiten mit der Sternkunde beschäftigt, aus welchen von ihren politischen Zuständen wenig Sicheres bekannt ist. Auch die späteren Entdecker fremder Weltteile haben bei deren Ureinwohnern geordnete Kenntnisse über den Lauf von Sonne, Mond und Sternen vorgefunden. Noch heute suchen die Eskimos ihre Wege in der Polarnacht nach den Sternen, und die Neger feiern ihre Opfer nach Neumonden. Aus der allgemeinen Verbreitung dieser Anschauungen hat man auf die Existenz eines gemeinsamen Stammvolkes schließen wollen, oder sie als den Ueberrest einer verlorenen tieferen Einweihung in die Geheimnisse des Himmels angesehen, oder gar die Mitnahme eines Restes gottähnlicher Einsicht aus dem verlorenen Paradiese ausgedacht. Aber das alles ist meines Erachtens gar nicht nötig. Vielmehr liegt die Erklärung einfach in den Bedürfnissen des Lebens. So gut wie die Pflanzenwelt beobachtet wurde, um Nutzen daraus zu ziehen, so trieb man es auch mit den Himmelskörpern. Der Landmann wollte den Kreislauf der Jahreszeiten wissen, um seine Felder rechtzeitig zu bestellen; der Nomade und der Seemann suchten am Himmel zuverlässige Wegweiser; der Trieb, die Schicksale eines Volkes der Nachwelt zu überliefern, bedurfte der Rechnung nach Tagen, Monden und Jahren; die Herrschsucht fand ein Mittel zur Unterjochung abergläubischer Gemüter, indem sie Neumonde und Finsternisse vorhersagte. Das alles sind ungezwungene Beweggründe, welche an den sich zunächst darbietenden Erscheinungen anknüpften und natürlich überall auf die gleichen Ergebnisse gelangten. Es ist zudem derselbe Gang astronomischen Anschauungsunterrichtes, den die noch jetzt bestehenden sog. wilden Völker nehmen, welche sicherlich weder wissenschaftlichen Trieb, noch ein sentimentales Gefühl für das Erhabene empfinden. Daneben werden allerdings auch Ueberlieferungen von Volk zu Volk nicht gefehlt haben.

Jene ersten chronologischen Begriffe sind die Vorläufer der wahrhaft wissenschaftlichen Astronomie. Um die Entwickelung der letzteren im Altertum richtig zu würdigen, ist es angemessen, sich ihr ganzes System zu vergegenwärtigen. Denn bei keinem wissenschaftlichen Gebäude stimmt der geschichtliche Ausbau so sehr mit der logischen Reihenfolge seiner Bestandteile überein. Die Teile eines astronomischen Lehrbuches folgen sich in derselben Reihe, wie die Jahrhunderte, in welchen sie begründet wurden.

Die Astronomie will die Bewegungen aller Himmelskörper so vollständig kennen lehren, daß für jeden Zeitpunkt in der Vergangenheit oder Zukunft Rechenschaft davon gegeben werden kann. Zunächst thut sie das für den als fest angenommenen irdischen Standpunkt des Beobachters, d. h. es werden die scheinbaren Bewegungen der Gestirne betrachtet und geometrisch erläutert.

Auf dieser ersten Stufe blieben Altertum und Mittelalter stehen. Jahrtausende hindurch hielt man für wahre Bewegung, was man von der Erde aus sah, wie ein im Eisenbahnwagen fahrendes Kind Bäume und Häuser in Bewegung glaubt. Für einen Standpunkt auf der Erde suchte man Regeln, durch welche die Bewegung eines Gestirns verfolgt und sein Ort jederzeit bestimmt werden konnte. Dazu dienen nun Beobachtungen über die Stellungen, in welchen der Himmelskörper zu verschiedenen Zeiten erblickt worden ist. Aus einer Reihe solcher Stellungen schließt man auf seine Bahn und seine Geschwindigkeit. Zwischen den Beobachtungen und den Gesetzen findet aber eine Wechselwirkung statt. Denn ehe eigentlich brauchbare Beobachtungen gemacht werden können, muß schon eine gewisse, wenngleich nicht geometrisch genaue Idee von der Bewegung des Gestirns vorhanden sein. Ohne diese Idee wird jemand den Himmel nur ansehen wie eine schöne Landschaft. Man konnte nicht den Ort eines Sternes durch Winkelabstände gegen andere Sterne deutlich ausdrücken, ohne die Voraussetzung, daß ihre Bewegungen nach Kreisen auf einer Kugel stattfinden. Man konnte nicht eingehend auf die Bahn des Mondes aus seinen Finsternissen schließen, wenn man nicht überlegt hatte, daß die letzteren durch den Schatten der Erde erzeugt werden. Anschauungen und Gesetze entstehen und wachsen in der Astronomie gleichzeitig. Je mehr die Beobachtungen verschärft werden, desto sicherer wird die abgeleitete Theorie, und umgekehrt nach jedem glücklichen Griff in der Entdeckung von Gesetzen wird auch die Methode der Beobachtung mehr auf das Wesentliche geleitet. Diese Wechselwirkungen treten in der Astronomie mehr als in jedem anderen Zweige der Naturkunde hervor, sie sind in ihrem scharf mathematischen Charakter begründet und machen es erklärlich, warum sie vom frühen Altertum an wahrhaft wissenschaftlich ausgebildet wurde. Zwar finden wir auch hier die Spuren einer falschen Philosophie, welche der sicheren Erfahrung voraneilen wollte, aber das gab doch in der Folge nur Veranlassung, die Beobachtungen, welche mit der vorgefaßten Meinung nicht stimmen wollten, zu vermehren und eventuell zu berichtigen, so daß auch die Wahrheit davon Nutzen hatte.

Es ist unmöglich, hier die ganze Entwickelung der Astronomie im Altertum darzulegen. Ich begnüge mich mit einigen Zügen, welche dem Zweck dieses Vortrages gemäß besonders geeignet sind, die drei Wege der Natur-Erkenntnis: Anschauung, Spekulation, Wissenschaft zu verdeutlichen.

Mit welcher Sorgfalt zunächst die Anschauung gepflegt wurde, und wie selbst die Unvollkommenheit der Instrumente durch unzählige Wiederholungen einer Beobachtung ausgeglichen wurde, zeigt sich gleich bei der Zeitrechnung. Das erste Zeitmaß war unstreitig die einmalige Umdrehung des ganzen Himmels: ein Tag. Dann folgte die Periode von einem Neumond zum anderen, ein Monat, dessen Länge anfangs auf 30 Tage geschätzt, bald aber mit abwechselnd 29 und 30 Tagen angenommen wurde. Im weiteren faßte man 12 solche Monate oder 354 Tage zu einem Mondenjahr zusammen; dasselbe diente schon in den grauesten Zeiten des Altertums z. B. in China seit dem 24. Jahrhundert v. Chr. Allein gerade durch den langen Gebrauch machte

sich bemerklich, daß die angenommene Durchschnittslänge von 29½ Tagen etwas kleiner ist, als der wahre Zeitraum zwischen zwei Neumonden, und der Unterschied summierte sich allmählich. Aristophanes läßt in einem Lustspiel den Mond über die schlechte Einrichtung des griechischen Kalenders Beschwerde führen.

Die Beobachtungen des Mondes genügten überhaupt nicht, um die für das ganze bürgerliche Leben so wichtige Wiederkehr der Jahreszeiten zu bestimmen, welche bekanntlich von der Sonne abhängt. Den Aegyptern gebührt die Ehre der Festsetzung des Sonnenumlaufs zu 365¼ Tagen. Der Ueberschuß von ¼ Tag wurde bei einigen Völkern durch Einschaltung eines Tages in jedem vierten Jahr berücksichtigt, wie wir noch heute thun. Die Mexikaner gaben am Ende von 52 Jahren noch 13 Tage hinzu, die Perser nach 120 Jahren einen Monat von 30 Tagen. Andere regulierten nur gelegentlich, wenn sich der Unterschied zu stark angehäuft hatte. So die Römer, deren Kalender durch Numa Pompilius eingerichtet, aber durch die Auguren vernachlässigt wurde, bis endlich Julius Cäsar auf den Rat des Astronomen Sosigenes die regelmäßige Einschaltung einführte. Um aber den ganz verfrühten Jahresanfang wieder an die gewohnte Stelle im Winter zu bringen, setzte er 90 Tage zu dem Jahre, in welchem die verbesserte Zeitrechnung begann, welches Jahr deshalb annus confusionis genannt wurde. Die alten Aegypter selbst, welche den Ueberschuß von ¼ Tag entdeckt hatten, schalteten dennoch niemals ein, weil sie wünschten, daß die Götter das Vergnügen hätten, ihre Festtage nach und nach in den verschiedenen Jahreszeiten zu feiern. Ein bestimmtes Opfer wurde demnach alle vier Jahre um einen Tag früher begangen, und die Periode, in welcher ein Fest alle Kalendertage durchlaufen hatte, betrug 4 mal 365 oder 1460 Jahre. Es ist die sothische Periode, benannt nach dem Sothis oder Sirius, dessen Beobachtung hauptsächlich dazu gedient hatte, jenen Ueberschuß festzustellen.

In der indischen Astronomie ist die Länge des Sonnenjahres noch viel genauer, nämlich zu 365 Tagen 5 Stunden 51 Minuten berechnet, somit nur um etwa 2 Minuten länger, als unsere jetzige Kenntnis besagt. Die Braminen sind im Besitz von Regeln und Tabellen, um über die Stellung von Mond und Sonne jederzeit Rechenschaft zu geben, und aus diesem Material hat sich gezeigt, daß man in Indien schon lange vor Christi Geburt ein so genaues Durchschnittsergebnis von der Jahreslänge besessen hat, wie es in Europa erst zu Keplers Zeit mit Hilfe des Fernrohres festgestellt wurde.

Mit der Umdrehung der Himmelskugel steht im engsten Zusammenhang, daß auch die in ihrem Mittelpunkt befindliche Erde eine kugelförmige Gestalt hat. In der That zeigten frühzeitige Reisen über viele Breitengrade hinweg die Verschiedenheit des Horizontes und der Sternenwelt an verschiedenen Orten der Erde. Bei der Umschiffung Afrikas sah man die Sonne im Norden, in Thule wollte sie am längsten Tage nicht mehr untergehen. Alles das führte auf die Aehnlichkeit der Oberfläche von Erde und Himmel. Diese Lehre ist ein wichtiger Schritt in der Wissenschaft, weil hier zuerst Vernunftschlüsse über die trügerischen Anschauungen siegten. Unzweifelhaft bestand sie schon bei den Aegyptern und gelangte von ihnen zu den Griechen, um die homerische Vorstellung von einer Scheibe zu verdrängen. Anaximander soll zuerst einen Globus konstruiert haben. Aristoteles lehrt die Kugelgestalt bestimmt und beweist sie nicht nur aus geographischen Thatsachen, sondern auch aus der rundbegrenzten Form des Erdschattens bei Mondfinsternissen und aus der Anziehungskraft der Erde. Es lag nun nahe, die Größe der Erdkugel zu berechnen, indem man einen bestimmten Teil ihres Umfanges direkt abmaß. Die Chaldäer drückten den Umfang der Erde so aus, daß ein guter Fußgänger ununterbrochen gehend in eben der Zeit wie die Sonne, nämlich in einem Jahre, um die Erde kommen würde — eine ganz zutreffende Angabe, sofern täglich 15 Meilen marschiert wird. Die berühmteste Messung wurde durch Eratosthenes im dritten Jahrhundert vor Christo ausgeführt, und zwar von Alexandrien nach Syene. Sie ergab den ganzen Umfang der Erde zu 250 000 Stadien, was etwa um ein Sechstel zu viel ist. Bald nachher legte Hipparch, Vorsteher des Museums

in Alexandria, der größte Astronom des Altertums, den Grund zur mathematischen Geographie durch die Einteilung der Erdkugel in Längen- und Breitengrade und durch die Methode der irdischen Ortsbestimmung mit Hilfe von Himmelsbeobachtungen.

Uralt ist die Wahrnehmung, daß sich auf der Himmelskugel nicht lauter Fixsterne befinden, deren gegenseitige Stellung während der täglichen Umdrehung der ganzen Kugel unveränderlich bleibt, sondern auch einige Körper, welche ihren Ort zwischen den Fixsternen von Tag zu Tag verschieben, den Himmel umwandern und nach einer gewissen Umlaufzeit wieder an ihren Ausgang zurückkehren. Vor allem sind das bekanntlich Sonne und Mond. Ihre Bahnen durch das Sternenheer erscheinen als Kreise auf der Himmelskugel und werden stetig binnen einem Jahr, bezw. binnen einem Monat umlaufen. Sodann die Planeten oder Wandelsterne, von welchen die fünf größten mit bloßem Auge erkennbar sind. Aber deren Bewegungen spotteten einer so einfachen Regel wie die Bahnen von Sonne und Mond; ein Planet scheint auf der Himmelskugel bald vorwärts, bald rückwärts verschoben zu werden, bald einige Tage still zu stehen, und so zwischen den Fixsternen umher zu irren, bis endlich auch er einen Umlauf vollendet hat. Zwar die ganze Umlaufzeit eines Planeten zu bestimmen, fiel nicht gerade schwer, wie sollte man aber das Gesetz der so merkwürdig verschlungenen Bahnen ausfindig machen? Die Chaldäer und Aegypter blieben bei astrologischen Deutungen, erst die Griechen suchten eine geometrische Erklärung, um den Tanz der Planeten ebenso scharf zu bestimmen, wie die Bahnen von Sonne und Mond. Ja, für die beiden letzteren mußten ebenfalls neue Gesetze gesucht werden, als genauere Beobachtungen lehrten, daß sie ihre Bahnen nicht mehr mit gleichförmiger Schnelligkeit durchlaufen wollten und daß ihre Ringbahnen selbst eine langsame Verschiebung am Himmel erfuhren.

Die Aufgabe wurde zuerst durch Plato klargestellt, aber von vornherein durch eine seltsame Bedingung erschwert. Die Platoniker nämlich, wie auch schon früher die Pythagoräer, verlangten bei sämtlichen Himmelskörpern Bewegungen in Kreisen und mit gleichmäßigen Geschwindigkeiten, da sie unter den göttlichen Dingen keine Abweichung von dem einfachsten und vollkommensten Gesetz zugeben konnten: immer gleich schneller Lauf und immer gleiche Krümmung der Bahn. Hiermit hatte die Phantasie auf einen Irrweg geführt, ein Prinzip aufgestellt, welches gar nicht der Anschauung entnommen, sondern nur mit metaphysischen Gründen gestützt war. Und zwei Jahrtausende haben sich die Astronomen abgemüht, die Thatsachen jenem Dogma möglichst anzupassen.

Das geometrische Hilfsmittel zu besagtem Zweck bestand in den sog. Epicykeln. Man setzt nämlich die Erde als festen Mittelpunkt eines Ringes, auf diesem Ringe läuft der Mittelpunkt eines zweiten Ringes herum, sodann auf dem zweiten Ringe der Mittelpunkt eines dritten und so fort, endlich auf dem letzten Ringe der Planet. Durch geeignete Wahl der Anzahl dieser Ringe, ihrer Halbmesser und Drehgeschwindigkeiten gelang es, die Bewegungen eines Planeten am Himmel vorschriftsmäßig in lauter Kreise aufzulösen. So soll schon das Modell des Kalippus, eines Schülers von Aristoteles, welches die Bahnen der sieben beweglichen Himmelskörper versinnlichte, aus nicht weniger als 55 Ringen bestanden haben. Nachdem aber durch Alexanders Züge das orientalische Beobachtungsmaterial gehoben war und immer neuere und schärfere Ortsbestimmungen hinzukamen, beschäftigten sich die Astronomen mit fortwährenden Korrekturen an der verwickelten Maschine. In Hipparch namentlich konzentrierte sich die desfallsige Arbeit der alexandrinischen Akademie. Von Ptolemäus, welcher im zweiten Jahrhundert nach Christo zu Alexandria lebte, besitzen wir die schriftliche Darstellung des Systems, wonach dasselbe den Namen des Ptolemäischen erhielt. Und wiederholt sah man sich in der Folge durch neu entdeckte Abweichungen an den Planetenbahnen genötigt, neue Epicykel einzufügen, so daß es einem schier schwindelig zwischen denselben werden mochte. Erst Kepler brach den Wahn und löste die Aufgabe ganz einfach mit dem Nachweis, daß die Bahnen der beweglichen Himmelskörper

nicht Kreise, sondern Ellipsen, daß ihre Geschwindigkeiten während des Umlaufs nicht konstant, sondern nach einem gewissen Gesetz veränderlich seien.

Es ist demnach im Altertum und Mittelalter viel Scharfsinn vergeblich aufgewendet worden, um die vorgefaßte Meinung der Philosophen aufrecht zu halten. Indessen war damals irgend eine Hypothese notwendig, die Theorie mußte vorwärts, damit die Beobachtungen fortgesetzt werden konnten, und ihr Ungenügen veranlaßte zum Glück, wie ich schon früher sagte, die letzteren nur noch sorgfältiger und reichhaltiger anzustellen. Der große Wert dieses durch Jahrtausende angesammelten Materials wird erst recht einleuchten, wenn ich es nunmehr versuche, in kurzen Worten den weiteren Ausbau der astronomischen Wissenschaft anzugeben.

Wir haben gesehen, wie das ganze Altertum und Mittelalter auf der ersten Stufe verharrte: von der als unbeweglich vorausgesetzten Erde wurde das Zifferblatt der großen Weltenuhr beschaut, der Gang der Zeiger beobachtet und die Angabe der Zeit gelernt.

Aus diesen scheinbaren Bewegungen gilt es nun aber, die wahren abzuleiten. Die Wissenschaft erhebt ihren Jünger auf einen Standpunkt außerhalb der Erde und zeigt ihm im Geist das himmlische System von Sonnen aller Arten. Es wird gleichsam das Räderwerk der Uhr untersucht und aus dessen Konstruktion rückwärts auf den Gang der Zeiger geschlossen. Diese zweite Stufe der Astronomie begann mit Kopernikus. Zwar finden sich schon im alten Aegypten Ahnungen davon; in der pythagoräischen Schule lehrte Aristarch die Bewegung der Erde um die Sonne, und Plato nahm in hohem Alter diese Wahrheit an, aber sie wurde noch nicht auf sämtliche Planeten ausgedehnt und erschien gerade den exakten Astronomen als Phantasiegemälde, weil sie der nächsten Anschauung widersprach.

Auf der dritten Stufe wird sodann die Frage nach der Kraft beantwortet, vermöge welcher die Gestirne stets auf ihren Bahnen bleiben. Da die Alten eine Antwort hierauf aus der Natur noch nicht fanden, so ließen sie jeden Planeten durch einen Gott regieren, welcher ihn von Irrwegen zurückhielt. Erst am Ende des 17. Jahrhunderts begründete Newton die sichere, jetzt im wesentlichen erfüllte Erwartung, alle, teilweise so verwickelten Bewegungen von Sonnen und Monden auf ein einziges Prinzip der Mechanik zurückzuführen, nämlich auf die Anziehungskraft zwischen festen Körpern. Wie denn auch in der kompliziertesten Uhr alle Bewegungen aus einer Triebkraft, aus Feder oder Gewicht, abgeleitet werden.

Endlich richtet sich die Forschung noch auf die Beschaffenheit der Himmelskörper, auf ihre chemischen Substanzen, ihre Einrichtungen zum Erzeugen von Licht und Wärme, ihre etwaigen atmosphärischen Prozesse. Und damit hängen die Fragen nach der bisherigen Entwickelung und nach der Möglichkeit künftiger Umwandlungen zusammen. Der Anfang zu dieser vierten Stufe der Astronomie fällt in unsere Tage. —

Indem wir damit in die Gegenwart eingerückt sind, taucht vor uns diejenige Frage auf, welche gegenüber der Geschichte des Altertums wohl die interessanteste ist, nämlich: Sind die Mittel und Wege der heutigen Naturerkenntnis reifer geworden, ist die Anschauung bereichert, die eitle Spekulation zurückgedrängt, die wahre Wissenschaft gefördert? Sicherlich dürfen wir diese Frage angesichts der ungemeinen Fortschritte aller Naturwissenschaften im ganzen bejahen. Infolge der Erweiterung unserer Kenntnisse über die ganze Erde, der verfeinerten Hilfsmittel zum Beobachten und Experimentieren, der Mitwirkung von Mathematik und Technik besitzen wir auf vielen Gebieten wohlbegründete Systeme von Naturgesetzen. Aber die Verirrungen der Menschen bleiben sich zu allen Zeiten gleich. So gibt es denn auch heute noch mächtige Strömungen der Geister, welche ohne eine sichere und ausreichende Grundlage von Thatsachen voreilige Luftschlösser aus ihrer eigenen Erfindung aufbauen möchten.

Dahin gehört zuerst der Darwinismus — eine Hypothese, um das heutige Bestehen der verschiedenen Klassen und Arten im Tier- und Pflanzenreich, das Verschwinden

gewisser Arten aus früheren geologischen Epochen und das Auftreten neuer Arten in späteren Epochen zu erklären. Es wird zu diesem Ende eine unablässige Umwandlung der Organismen angenommen, womit sowohl die scharfen Grenzlinien zwischen zwei Arten verwischt sind, als auch die Entstehung aller Arten aus einer einzigen, etwa aus einfachen belebten Schleimbläschen, ermöglicht wäre. Ohne auf alle einzelnen Veranlassungen zu solcher Umwandlung, die sog. Prinzipien Darwins, einzugehen, als Zuchtwahl, Kampf ums Dasein, Anpassung, Streben nach Vervollkommnung, will ich nur den Hauptwiderspruch seiner Theorie mit den in der Natur gegebenen Thatsachen kurz darlegen. Soweit nämlich die Wahrnehmungen des Menschengeschlechts reichen, sind in der organischen Welt die Merkmale jeder einzelnen Gattung konstant geblieben. Es gibt zwar bekanntlich Spielarten bei vielen Tieren und Pflanzen, aber nur innerhalb bestimmter Grenzen. Ein Gärtner kann zahllose Rosenarten züchten, aber niemals eine Rose in eine Nelke umwandeln. Wir sehen mannigfaltige Unterschiede der Menschenrassen unter sich, aber wesentlich anders sind doch diejenigen, welche sie sämtlich, schon rein naturgeschichtlich, von den Affen trennen. Soviel auch die Darwinisten teils in der Natur, teils durch Versuche geforscht haben: neue Arten sind entdeckt und neue Varietäten innerhalb einer Art, aber noch keine klaren Uebergänge zwischen zwei Arten. Die vermeintlichen Abweichungen von dem Gesetz der Unveränderlichkeit der Arten werden daher von namhaften Fachmännern für unstichhaltig oder unsicher erklärt. Man erwidert dann wohl von der anderen Seite, daß die bisherige Erfahrung der Menschen zu kurz gewesen sei, um das Entstehen neuer Arten aus alten zu beobachten. Nun, dann müßte die behauptete Umwandlung doch in den versteinerten Exemplaren früherer Epochen nachzuweisen sein, deren Dauer man ja auf Millionen von Jahren annehmen darf. Aber nein, auch dort begegnet uns dieselbe scharfe Sonderung der Typen wie in der Jetztzeit, und keinerlei Andeutung von den zahllosen Mittelgliedern, welche erforderlich wären, um die breite Kluft etwa zwischen Tannen und Palmen, oder zwischen Weichtieren und Wirbeltieren zu überbrücken. Nun helfen sich die Darwinisten mit der Ausrede, daß die fraglichen Zwischenformen verloren gegangen seien oder bei sorgfältigerer Nachforschung unter den versteinerten Ueberresten schon noch gefunden werden müßten. Welche Armseligkeit bei einem angeblichen Grundgesetz der ganzen organischen Welt, für welches man auf Schritt und Tritt Belege erwarten sollte! Der Darwinismus erscheint mir daher als eine naturphilosophische Verirrung gleich dem Ptolemäischen System der Planetenbahnen, schätzbar wie jenes nur durch den Antrieb zu mancherlei neuen Untersuchungen.

Ein ähnliches Urteil gebührt vom Standpunkt des Naturforschers aus dem Materialismus. „Alles ist Stoff, der Stoff ist ewig," so lautet hier das Dogma, und auch hier fehlen die Beweise, während alle Thatsachen das Gegenteil erkennen lassen. Gemäß den uns bekannten Naturgesetzen muß die Welt der festen Himmelskörper, insbesondere unsere Erde, in einem bestimmten Zeitpunkt mit ihrer Entwickelung begonnen haben, sie ist nicht von Ewigkeit da gewesen und wird nicht in Ewigkeit bleiben. Zur Erklärung ihres Entstehens aber reichen die uns bekannten Naturkräfte nicht aus, daher eine erschaffende Ursache außerhalb der Materie angenommen werden muß. Ebenso verhält es sich mit der Entstehung der belebten organischen Welt. Alle Versuche, das Leben aus dem Stoffe abzuleiten, sind bis jetzt mißglückt. Niemand hat die sog. Urzeugung kennen gelernt, und sie müßte doch jetzt noch stattfinden können, wenn wirklich der Stoff mit ewigen Kräften begabt wäre. Somit bleibt wiederum ein Schöpfungsakt der einzige Ausweg, wenn man nicht auf jede Erklärung verzichten will. Kaum brauche ich noch anzuführen, daß auch die materialistische Behauptung über unser Geistesleben, als das Ergebnis materieller Wandlungen im Gehirn, ein bodenloses Spiel mit wissenschaftlichen Begriffen ist. Die Materie kann der Natur der Sache nach nicht denken, wollen, fühlen, sie bildet nur das körperliche Organ dafür; deshalb ist es eine Anmaßung, in den Gesetzen der Natur die alleinigen Gesetze des

Lebens finden zu wollen. Schon in der griechischen Philosophie finden sich materialistische Lehren. Im übrigen besteht zwischen den falschen Spekulationen des Altertums und denjenigen der Neuzeit der Unterschied: Die Alten nahmen für physikalische und chemische Prozesse geistige Ursachen von dunkler Beschaffenheit an, die modernen Materialisten erfinden für geistige Vorgänge physikalische und chemische Ursachen.

Es gibt ein schönes Wort von Bunsen: „Mit Ehrfurcht und Freiheit will die Wissenschaft geübt sein.“ Ehrfurcht bedarf es vor den Grenzen unseres Wissens, Freiheit von Eigendünkel und Vorurteilen. Und doch zieht sich durch die ganze Geschichte der Menschheit die Selbstüberhebung, kraft der eigenen Vernunft rascher und bequemer vom Baume der Natur-Erkenntnis essen zu wollen, als durch besonnene und sorgfältige Prüfung der Thatsachen gelingen mag. Im tiefsten Grunde liegt dabei zumeist das Streben unter, ohne Gott auszukommen; es reizt die Hoffahrt, selbst Kräfte und Gesetze zu erfinden, statt deren Erschaffung anzuerkennen. „Ihr werdet sein wie Gott“ heißt die Lockung des Versuchers, aber das Urteil der göttlichen Wahrheit lautet: „Da sie sich für Weise hielten, sind sie zu Narren geworden.“ Wenn so manche berühmte Gelehrte gleich dem Aristoteles von der strengen naturwissenschaftlichen Methode abirren, kann es ja nicht Wunder nehmen, daß eine halbgebildete große Menge erst recht gefangen wird durch den Reiz, der Gottentfremdung eine vermeintlich wissenschaftliche Weihe zu geben. Wesentlich aus diesem Grunde sind die Naturwissenschaften populär geworden, aber auch vielfach mißverstanden und mißbraucht, so daß ihr Kultus schier zum Götzendienst auszuarten droht.

Die Stellung des Menschen zu Gott bildet meines Erachtens das wichtigste leitende Prinzip in jeder Art von Natur-Erkenntnis, bei dem einen klar, bei dem anderen unbewußt; und damit komme ich schließlich wieder auf den Anfang meiner Ausführungen, wo von der religiösen, der künstlerischen, der wissenschaftlichen Naturauffassung die Rede war. Nach allen drei Richtungen sehen wir im Heidentum, im alten und im modernen, die Abwendung von dem Einen allmächtigen Gott, daher Natur- und Menschenvergötterung. Hingegen gibt das Christentum dem Menschen die richtige Stellung zur Natur: im engeren religiösen Sinne preist er sie als das von Gott geschaffene und regierte Werk, in der Kunst verwertet er sie unbefangen, liebevoll, als Sinnbild höherer Ideale, in der Wissenschaft durchforscht er sie als Objekt bis zu den Grenzen des menschlichen Erkenntnisvermögens. Auch der Natur gegenüber wird man vor Verirrungen am besten geschützt durch die Tugenden der christlichen Nüchternheit und Demut.

Aus dem Leben Friedrich Overbecks.

Briefe an Eltern und Geschwister,

eingeleitet und herausgegeben von

Prof. Dr. P. Hasse in Kiel.

VI. Die Fresko-Malereien. — Die Hochzeit.

An den Vater.

Rom 1. Septbr. 1813.

— — — In Rücksicht auf meine Kunst melde ich Ihnen noch, daß ich gegenwärtig mit der Erscheinung Christi im Garten beschäftigt bin, welche ich für den Vater meines Freundes Vogel malen werde. Meine Anbetung der drei Könige habe ich nun endlich abgesandt und erwarte nächstens aus München etwas darüber zu hören; zugleich habe ich um die Erlaubniß angehalten, es in der bevorstehenden Münchener Ausstellung exponiren zu dürfen, doch machen die neuesten Gerüchte mir bange, daß überhaupt die Ausstellung einen Stoß erleiden dürfte. Die Beschreibung meines Bildes muß ich Ihnen auch heute noch schuldig bleiben. Mein liebes Rom wächst mir immer mehr ans Herz und ich mag an den Zeitpunkt nicht denken, wo ich es werde verlassen müssen. Täglich entdeckt man neue Kunstschätze, und die alten bekannten gewinnen immer an Wert und Interesse! Es braucht viele Zeit, bis man die vielseitigen Schönheiten recht genießen lernt, und recht nützen und ich sehe immermehr ein, daß es doch wohl möglich ist, woran ich anfangs fast zweifelte. Von Ihnen, mein innigst geliebter Vater! verlangt mich nun mit der äußersten Ungeduld recht bald wieder zu vernehmen, sowie von der Vaterstadt, von wo aus ich schon eine undenkliche Zeit ohne Nachricht bin. — — —

An die Eltern,

Rom 1. August 1814.

— — — So melde ich Ihnen mit Freuden, daß sich z. B. unter den Künstlern bereits ein so unendlich viel edlerer Geist regt als er noch vor wenigen Jahren ja selbst da ich hieher kam, der herrschende war, daß man sich die schönsten Früchte davon versprechen kann, und der Gedanke, durch ein stilles Beispiel vielleicht nicht wenig zu solcher Umwandlung beygetragen zu haben, gereicht mir zu nicht geringem Trost und Aneiferung. Darum halte ich es auch für besser, hier einstweilen mit stillem Beispiel fortzuwirken als mein Geschrey hören zu lassen auf den Gassen, da es in die Winde verhallt und

mag Ihrer Aufforderung zu einer öffentlichen Erklärung für jetzt noch nicht folgen, geliebtester Vater! wiewohl ich nicht in Abrede stellen will, daß auch eine solche zu ihrer Zeit heilsam sein dürfte. Schneller gedenke ich jenen andern Wunsch zu erfüllen, Sie in meiner Werkstatt im Geiste herumzuführen und auf den Flügeln der Fantasie einen Flug in schönere Welten mit Ihnen zu machen; ja ich würde schon jetzt es thun, wenn mir nicht gerade heute die Zeit dazu fehlte (der nachfolgenden Schilderung sehen Sie nur allzusehr die Eile an, Sie werden sie aber mit Nachsicht hinnehmen, und für diesmal den guten Willen für das Werk gelten lassen) und daß ich diesen Brief liegen lasse, bis sich solche findet, damit werden Sie selbst nicht zufrieden seyn. Ich komme aber bald einmal expreß Sie abzuholen, da wird Allongenperücke und Pelzmantel und Kragen fein bey Seite gelegt für eine Weile und Vater Overbeck, geführt von seinem Sohne, wallfahrtet, wie einst Vater Dante an der Hand seines Virgil in andre Welten. — — — Und siehe, schon stehn wir am Eingang eines Gartens. Der Blumen-geschmückte Teppich des Grases ladet uns ein hineinzutreten, ein kühler Abendwind bewegt die leichten Wipfel der Bäume, folgen Sie mir nach, wir treten dort an den Felsen hin. Sehen Sie dort auf jenem Hügel die drey Kreuze erhöht? Erwarten diese noch ihr Opfer, oder ist es bereits vollbracht? ich werde eine Leiter gewahr am mittleren, es ist also schon vollbracht; das Leiden ist vorüber, ihr Anblick müsse uns also nicht trüben. Doch was rauscht dort an der Thüre des Gartens? Zween Männer tragen einen Leichnam; wie, so weit tragt ihr den Gerichteten? war nicht jede Stätte gut, ihn zu verscharren? Doch das sind keine Henker, die ihn tragen, ich hielte sie eher für jene Boten, die einst auf Sinai den großen Propheten bestattet. Mit welcher Sorgfalt tragen sie die Bürde, als bedürfte auch der Todte noch der Schonung, daß ihm nicht wehe geschehe, Thränen sehe ich in ihren Augen; war der Verstorbene etwa ein naher Verwandter, oder ein geliebter Meister? Jetzt sehe ich andre nacheilen. Sie kommen näher gegen uns, vielleicht wollen sie den Leichnam hier in einer Höhle des Felsens verbergen. Aber wahrlich dieser war kein Missethäter, unmöglich kann ein solcher schuldig seyn, unschuldig ist er gerichtet, nein gemordet, sein Blut schreyt zum Himmel, aber sein sanfter Mund scheint nicht Rache sondern Vergebung für seine Mörder zu erbitten. Welch ein Schauspiel! und jenes Weib dort, warum weint sie so sehr, daß vor Mitleid die Tiefen meiner Seele erzittern? war sie etwa des Verstorbenen Mutter? doch die Jungfräulichkeit ihres Angesichtes könnte eher glauben machen, sie sey seine Tochter: und doch gleicht ihr zärtlicher Schmerz wohl dem Schmerze einer Mutter um einen einzigen Sohn, den Inbegriff ihrer Freuden. Und wiederum ein solcher sollte von einem schwachen Weibe gebohren seyn, ist er doch von solcher Hoheit als der den Himmel gemacht. Er wird getragen und scheint doch alle in ihrer Schwachheit zu tragen, in ihrem Schmerz aufrechtzuhalten, er ist todt und Leben scheint doch von ihm auszugehen, seine Hände sind wund und durchbohrt und sind doch als eines Arztes, der alle Wunden heilt. Wie reime ich solches alles? Doch jetzt wird mir Licht! Dieser ist fürwahr derselbe, der unsre Krankheit auf sich geladen und unsre Sorgen getragen hat, den wir gehalten haben als den Gott geschlagen, er ist aber um unsrer Missethat willen verwundet, auf daß wir durch seine Wunden heil würden; er ist der, der von der Jungfrau sollte geboren werden und sein Name ist Gott mit uns. Er ist seiner Tochter Sohn geworden und die er erschaffen hat, die hat er erwählet, daß er ihr Geschöpf würde. Er ist gerichtet von denen, deren Richter er ist und hat den Tod genommen aus den Händen derer, die durch ihn Leben haben. — Nun halten sie an die Träger! warum steht ihr stille, warum lasset ihr ihn nieder? Ach, hier erblicke ich die Grabeshöhle! Dahinein wollt ihr ihn tragen? o wartet noch, daß wir Abschied nehmen und uns an seinem Anblick noch einmal aufrichten! Nun eilet herbey ihr Weiber, ihr Jünger kommt herzu! waschet seine Wunden mit euren Zähren, bedecket ihn mit Küssen, eh' die Höhle ihn verbirgt, eh' der Grabstein ihn deckt! Auch du, o jungfräuliche Mutter du schmerzensreiche! tritt herzu! Doch auch! deine Kräfte schwinden, deine Füße schwanken! Nur

ein Kuß noch! doch du erreichst ihn nicht mehr! Die wunde Hand drückst du an dein wunderes Herz — o eilt zu Hülfe, sie sinkt! sinkt entseelt zu dem Entseelten hin! Wer bist du, Jüngling, der so treu die geliebte Last auffängt in deinen Armen? Ein auserwählter Jünger wahrlich mußt du seyn. O sey du hinfort der Mutter Sohn und nimm, Verwaister du, sie als Mutter an! —

Von diesem Abschied der Maria von dem todten Christus bin ich im Begriff eine ausgeführte Zeichnung zu vollenden. Wenige Striche fehlen noch, dann geht sie nach Berlin an den Director Schadow, den Vater meines Freundes, und wird vermuthlich dort auf der Ausstellung erscheinen. So himmelweit ich auch hinter meiner Aufgabe zurückgeblieben bin, so halte ich es doch für eine meiner besten Arbeiten und hoffe durch dieselbe mein Kunststreben in ein richtigeres Licht zu stellen, als es leider eine frühere Arbeit von mir gethan hat, in der ich sehr verkannt worden bin. Dies führt mich aber darauf Sie zu warnen, bester Vater! überall den etwaigen öffentlichen Nachrichten über Ihren Sohn kein allzu williges Ohr zu leihen, weder wenn sie in den Himmel erheben, noch wenn sie in den Koth erniedrigen wollen. Alles, was sich darüber sagen läßt, fasse ich selbst in die aufrichtigen Worte zusammen: Mein Wille ist redlich, und zu hoffen, daß der Herr auch zu dem Wollen das Vollbringen am Ende schenken werde; übrigens ist noch wenig gethan, das Ziel noch sehr ferne. Riesenschritte werden nur erfolgen, wenn sich die gesammten Kräfte an großen Werken schnell und harmonisch werden entwickeln können, wozu freylich bis jetzt die Gelegenheit mangelt, wenn gleich nicht gänzlich die Aussicht. Alles neue erscheint Anfangs als Parthey, so kann es auch unserm Streben nicht fehlen, daß nicht dafür und dawider gesprochen, geschrieben werde. Uebrigens wollen wir keine Parthey, sondern das was über aller Parthey ist.

Was meine Beschäftigung anbelangt, so melde ich Ihnen noch kurz, daß es daran nach wie vor nicht mangelt, daß ich im Gegenteil, wenn ich vier Hände hätte, mit allen zu thun haben würde; das Schlimme ist nur, daß da die Königin mich noch immer vergebens auf meinen Lohn warten läßt, ich von mehreren Arbeiten, die noch unangefangen sind, schon einen beträchtlichen Theil habe vorausbezahlt bekommen, so daß ich dadurch in eine tiefe Arbeitsschuld (schlimmer als Geldschulden) gerathen bin. Eine kürzlich mir aus München aufgetragene Bestellung zu einem kleinen Bilde werde ich daher nicht annehmen können, als unter Bedingung eines beträchtlichen Preises. — —

An den Vater.

Rom 8. Febr. 1815.

— — — Wenn man in meinen Arbeiten das Streben wahrnimmt, sich an eine große alte Zeit anzuschließen, so thut man sehr Unrecht, solches gradezu Nachäffung zu schelten. So wie Göthe einmal so wahr wie schön sagt: du schöne Natur bist nicht einerley und bist doch ewig die Gleiche, und alles ist alt und alles ist neu in deinem blühenden Reiche ꝛc., so möchte ich dasselbe von der Kunst sagen, die ja im Grunde nichts ist, als ein Bild von jener, in einem magischen Spiegel erblickt. Alle wahre Kunst hat eine innere Verwandtschaft, strebt nach ein und demselben Ziele, wandelt auf ein und derselben Bahn zu diesem Ziele. Nur die falsche Kunst, die keine wahre Originalität in sich trägt, möchte, um originell zu scheinen, immer davon abspringen, daher die Sucht nach Originalität in unsren characterlosen Zeiten, davon die Alten nichts wußten, die einfältiglich der Spur ihrer Meister folgten und nur dadurch dieselben zu übertreffen suchten, daß sie auf derselben Bahn immer um einige Schritte weiter vorwärts gingen. Diese Bahn ist aber kein durch Schulregeln oder durch Convention vorgeschriebener und mit Zwang beobachteter Weg, den eine jede einfältige unverdorbene Fantasie, die ja doch den wahren Künstler ausmacht, von selbst, ihrer Natur nach, einschlagen muß, nemlich Nachbildung der Natur, mit einem sinnigen Auge geschaut. Und zwar ist das Letztere das

wesentliche, nemlich das sinnige Auge, denn des Erstern, der Nachbildung der Natur rühmt sich ein jeder und wenn er auch den Staar auf beiden Augen hat, so daß er von der eigentlichen Natur nichts gewahr werden kann. Ich kann also diesen Tadel garnicht anerkennen, so gerne ich sonst, im Gefühl meiner Schwäche, die Mangelhaftigkeiten meiner Arbeiten eingestehe. Auf Ihre Bemerkung über das 15. Jahrhundert im Verhältniß zum 16ten antworte ich, daß Raphael die Zierde von beyden, der alten Kunst angehört und nicht der neuen, er ist als der letzte Gipfel, der Schlußstein des durchaus herrlichen Gebäudes der älteren Kunst anzusehen, nicht als der Eröffner oder als Grundstein einer modernen. Seine entarteten Nachfolger glaubten, statt die Schule durchzugehen, die er durchgegangen war, um zu seiner Höhe zu gelangen, gleich bey der Spitze, dem Thurm anfangen zu können. Dieser Dünkel ist schon an sich jeder wahren Kunst zuwider, die immer einfältige Herzenssprache bleiben muß, bey allem Streben nach Vollkommenheit. Es ist aber auch ein falsches Verfahren, weil es die Sache verkehrt angegriffen heißt. Die ächte Kunst aber schließt nicht das Unvollkommene aus, wohl aber das Falsche. Das Umkehren und werden wie die Kinder gilt recht buchstäblich in der Kunst. Die Franzosen mit allem ihrem Wissen und Können sind so weit von Raphael und jeder wahren Kunsthöhe entfernt, wie man es nur je gewesen ist, sie sind der entgegengesetzte Pol, da hingegen der erste Begründer der italiäuischen Kunst der unvollkommene Giotto wie ein Bruder des Raphael erscheint. Dieser wird auch gegenwärtig in Rom ziemlich allgemein anerkannt und die langen Kunstrecepte des Mengs, wie Schlegel sehr treffend sagt, die er selber in seinen geistlosen Werken am besten widerlegt hat, werden, wo sie noch aufzutreten wagen, wie ein altmodisch Kleid an einem Carnevals-Narren belacht. In Deutschland möchte Dies manchem Kunstrichter sehr anmaßend erscheinen, allein die Unverschämtheit der Marktschreyer, welche jene anpreisen, könnte auch die Bescheidenheit selber wohl reitzen, witzig zu werden.

Ueber meine gegenwärtigen Arbeiten folgendes: Eine Zeichnung in Wasserfarben von der Aufweckung des Töchterleins Jairus ist das letzte was ich gemacht, ja noch nicht ganz vollendet. Außerdem beschäftigt mich das Vollenden der Bilder für Vogels Vater in Zürich. Die Zeichnung für Schadows in Berlin ist allerdings noch nicht abgegangen, weil ich mit dem Sohne übereinkam, die bereits vollendete und für ihn bestimmte Grablegung in Bister einzutauschen gegen eine Kreuzschleifung, die ich später componirte und ihm persönlich noch besser gefiel, für die ursprüngliche Bestimmung aber, nemlich für ein Frauenzimmer in Frankfurt, des Gegenstandes halber nicht so passend zu seyn schien als jener anmuthigere Gegenstand. So werde ich nun also die Kreuzschleifung für Schadow anfertigen, die Grablegung aber mit einer nahen Gelegenheit nach Frankfurt senden. Die Zeichnungen aber, welche Schlosser besaß, hat er vor kurzem an den Buchhändler Reimer in Berlin verkauft, der mir darüber höchst aufmunternd schrieb und mich aufforderte, die Werke, dazu sie bestimmt seyen, für ihn fortzusetzen. Vielleicht aber wird diese Fortsetzung noch Aufschub erleiden müssen, weil ich mit Reimer noch nicht einig bin, ob sie nicht vielleicht auf Stein gezeichnet werden sollen, wodurch der ursprüngliche Zweck, sie unter die ärmeren Volksclassen auszubreiten leichter erreicht würde; dazu wäre meine Gegenwart in Deutschland aber nothwendig. Dabey fällt mir ein Project ein, das wir hier mit uns herumtragen, und das ich kürzlich mehreren Freunden vorgetragen, nemlich mit der Zeit in Deutschland eine neue Bilderbibel zu veranstalten. Es müssen dazu mehrere tauglich erfundene Künstler Beyträge liefern von Compositionen, die ein jeder selbst radiren oder besser noch auf Stein zeichnen müsse, zu gleicher Zeit müsse man sich nach wohlhabenden Männern umsehen, die hinreichend Interesse für die Sache hätten, um auf ihre Kosten den Druck zu veranstalten; ein solches Buch müßte sofort für einen sehr geringen Preis verkauft und unter die ärmern Stände umsonst vertheilt werden. Mit einem angefangenen Madonnenbilde habe ich das Unglück gehabt, daß die Tafel auf der es gemalt gesprungen ist, weshalb ich vermuthlich ein neues Bild werde anfangen müssen und zwar wünsche

ich an dessen statt eine Flucht nach Aegypten anzufangen, eine Composition, die ich bereits entworfen habe, und mit besonderer Liebe ausführen würde. Dieses Bild ist bestimmt für einen Privatmann in München. — — Sie theuerster Vater! werden nun in diesem Augenblicke vielleicht schon eine römische Arbeit von mir in Händen haben, das Veitsche Madonnenbild! wie werden Sie es aufgenommen haben, wird es Ihren Erwartungen einigermaßen entsprochen haben? ich fürchte sehr für das Gegentheil, bitte Sie aber zu bedenken, daß fürs erste der so sehr kleine Maßstab des Bildes nicht viel zu leisten zuließ, daß fürs zweyte das Bildchen auf der Reise nach Wien sehr gewaltig gelitten haben soll, indem eine Leiste des Rahmens losgieng und ein darin befindlicher Stift das blaue Gewand ganz zertrümmerte, so daß es nur mit Mühe ausgebessert werden konnte. Ferner geht es jetzt bereits ins vierte Jahr, daß ich das Bildchen gemalt habe, in welcher Zeit ich doch glaube nicht ganz unbedeutende Fortschritte gemacht zu haben. Alles dies zusammengenommen wird Sie überzeugen, daß Sie nur zu sehr mäßigen Forderungen berechtigt sind, und Sie werden danach hoffentlich mit dem armen Bildchen barmherziger umgehen, als es vor kurzem ein Münchner Recensent mit meiner Anbetung der Könige gethan, der unter andern sagt: die Charaktere der Köpfe seyen so kindisch, daß man glauben müsse, die Ideale dazu seyen von den Kritzeleyen auf den Schreibheften kunstsinniger Schulknaben hergenommen u. dergl. m. Eine andere Recension von der Münchener Ausstellung von Herrn v. Rumohr soll meiner Bilder rühmlicher und mit Auszeichnung erwähnen. Was den Cyclus von Zeichnungen zum Nibelungenliede anbelangt, so ist es eine für mich zu ehrenvolle Verwechselung, daß man sie mir zuschreibt (auch von einem Schreiben von Goethe weiß ich nichts), sie sind von meinem vortrefflichen Freunde, dem Meister Cornelius, dem **Hauptmann** nicht der Welschen aber der Deutschen Künstlerschaar. Von ihm wird noch in diesem Jahre ein Cyclus von Darstellungen aus Goethes Faust bey Wenner in Frankfurt erscheinen, den Sie gewiß mit großem Genusse sehen werden. — —

An den Vater.

Rom 21. Septbr. 1815.

— — Auch an meinem Einzuge habe ich nach langer Pause vor Kurzem wieder einen Apostel gemalt, ich glaubte um fünf Jahre verjüngt zu seyn; die Hoffnung, dies Bild so nach und nach noch zu vollenden, gebe ich noch immer nicht auf, wiewohl noch viel daran zu thun ist. Eine andre große Idee habe ich vor Kurzem entworfen. Es ist eine allegorische Darstellung der Weisheit und der Thorheit, veranlaßt durch einige Stellen aus dem Buche der Weisheit. Die Thorheit, als ein nacktes, schamloses Weib mit verbundenen Augen und der Narrenkappe rennt mit einer Fahne und einer Schelle einem langen Schwarm von Narren voran, die am Narrenseile ziehen, das sie in die Grube führt, in welche bereits einige stürzen; ihr gegenüber steht die Weisheit, verlassen und ruft den Vorübergehenden, wenige nur folgen ihrem Rufe; im Mittelgrunde sieht aus seinem Pallaste der weise König auf das Treiben der Menschen, auch hier sind Weisheit und Thorheit einander gegenüber gestellt, auf der einen Seite nämlich ist das unverschämte Weib im Hurenschmucke dargestellt, das den Jüngling umarmt, auf der andern ein Handwerker, der still sein Tagewerk vollbringt, hinten durchschneidet ein Leichenzug die Gasse, auf den Tod zu deuten, der unversehens den Menschen ereilt; in der Ferne sieht man das Meer mit einem Hafen und Leuchtthurm, auf die Worte zu deuten, das Gesetz des Herrn ist eine sichere Leuchte ꝛc. Das Vordere ist unter dem Thor dargestellt, dem Worte nach: Die Weisheit steht unter dem Thor ꝛc. Dieses bildet zugleich die Einfassung des Ganzen durch eine umherlaufende Verzierung, in welcher oben in der Mitte die heilige Dreyfaltigkeit dargestellt ist, zu der auf der andern Seite der Mensch durch die verschiedenen Grade der Annäherung emporstrebt, und von der er sich auf der andern durch Uebertretung entfernt u. A. — —

Hier haben wir jetzt eine deutsche Ausstellung im Werk, die eröffnet werden soll, wenn der Kaiser (von Oesterreich) hierher kommt, der nemlich nach der Krönung in Mailand auch hier erwartet wird, und zu der wir uns ein Local vom Papste erbitten werden. — —

An die Eltern.

Rom 4. Decbr. 1815.

— — Da die Aussicht vorhanden ist, daß der Kaiser auf seinem italiänischen Zuge auch bis nach Rom kommen werde, so arbeiten wir gesammten Deutschen hier an Vorkehrungen zu einer Ausstellung, zu der der Papst selber uns bereits ein Local angewiesen hat, indem, zur Schande unserer Fürsten, die sämmtlichen Deutschen in Rom in solchen Umständen leben, daß sie ohne diese besondre Gunst des Papstes, ein solches Vorhaben nicht realisiren könnten. Wir Deutschen stehen hier nemlich fast allen Nationen nach, weil es uns so ganz an Mitteln fehlt, große Arbeiten zu unternehmen, mit denen wir neben den Andern auftreten könnten; neben den Wand-großen Bildern der Franzosen, Spanier, Italiäner u. A. verschwinden unsere Bildchen in Duodez-Format dergestalt, daß man mitleidig auf uns herabsieht, denn man kennt heutzutage keinen andern Maßstab für Kunstwerke als die Elle. So werden wir denn freylich auch mit unsrer diesmaligen Ausstellung eine sehr bescheidene Rolle spielen, allein ich hoffe, daß jeder Verständige dennoch mehr wahren Genuß finden soll als die sinnlosen Tapeten der Andern zu gewähren im Stande sind, diese unverdauliche Speise. — —

An den Vater.

Rom 10. Januar 1816.

— — Vor Allem aber melde ich Ihnen nun die Ankunft der ersten Transporte von rückgekehrten Kunstsachen aus dem Pariser Museum, als den Gegenstand unsers großen Jubels. Schon stehen im Vatican die Kisten, die die Madonna von Foligno einschließen und die Cecilie von Bologna samt so manchen himmlischen Gestalten, die die freche Hand der Kirchenräuber aus Perugia, Assisi, Bologna u. A. entführte, und von Tage zu Tage erwarten wir nun, daß sie aus ihren Särgen auferstehen zu dem schönen Leben unter römischem Himmel. Daß unsere beabsichtigten Festlichkeiten zum Empfang dieser ersten Sendung durch die allzugroße Delicatesse der hiesigen Regierung, die um den Schein der Schadenfreude in den Augen der Franzosen zu vermeiden, alle lauten Freudenbezeugungen verbot, und ganz im Stillen die Sachen unversehens hereinschaffte, vereitelt wurden, das können wir noch immer kaum verschmerzen. Der Apoll, so war der Plan, sollte von uns sämmtlichen Künstlern gezogen werden, von Fackeln begleitet, und auf dem Capitol ein Freudenfest aller Nationen gefeyert werden. Denn auch der Apoll! der Laokoon! der Torso des Antonius! sind bereits innerhalb der Mauern des Vaticans und wir dürfen nicht jubeln, ist das nicht hart? Wenn Sie also von allen Orten her von Freudenfesten hören, und grade von Rom aus vielleicht nur die trockene Anzeige lesen, so wissen Sie sichs zu erklären und werden uns nicht der Gleichgültigkeit oder Geringschätzung zeihen. — Wie sehr ich mich samt allen meinen Freunden danach sehne, einmal ein größeres und bedeutenderes Werk unternehmen zu können, mögen Sie sich leicht vorstellen, denn nur ein solches vermag dem Volke der Kritiker die Mäuler zu stopfen. Allein bis jetzt fehlt mir leider die Aussicht dazu, da ich mit meinen kleinen Bilderchen in ein solches Labyrinth gerathe, aus dem ich kaum einen Ausweg sehe. An Aufträgen nemlich fehlt es mir freylich nicht, ich nehme im Gegenteil deren täglich neue an, und muß sie annehmen aus Noth, allein der Riß, den

meine Börse durch den unverhältnißmäßigen Zeitaufwand erlitten hat, den mich meine ersten Arbeiten, besonders das Bild für die Königin von Baiern gekostet hat, ist so groß, daß sie schier verbluten muß, wenn nicht bald ein Pflaster sich für diese Wunde findet, denn die neuen kleinen Aufträge, die man um der Vorausbezahlung willen annimmt, sind nur Palliative; so ein Sümmchen, das fällt durch den bodenlosen Beutel durch, eh man sich versieht und vergrößert nur den Riß. — — —

An den Vater.

Rom 5. März 1816.

— — Es scheint denn doch, als ob auch der deutschen Kunst sich nach und nach eine bessere Aussicht eröffnen wollte. Der hiesige preußische Consul Bartholdy hat z. B. den Entschluß gefaßt, zwey Zimmer seiner Wohnung al fresco ausmalen zu lassen, und da er damit die besten preußischen Künstler beschäftigen will, so hat seine Wahl Cornelius, Schadow und Cabel getroffen, welches unter uns allgemeinen Jubel erregt hat. Ein solches Beyspiel wird gewiß nicht ohne Nachahmung bleiben. — — —

An die Eltern.

Rom 27. Mai 1816.

Ein erübrigtes Morgenstündchen sey denn endlich wieder einmal meinen geliebtesten Eltern geweiht! ich kann es nicht länger auf dem Herzen behalten, so sehr auch die Zeit drängt, ich muß sie mit Ihnen theilen meine übergroße Freude, und muß sie bald mit Ihnen theilen, ehe der volle Genuß der Freude selber mir die Zeit dazu raubt. Eine große Arbeit nemlich wartet meiner, ich soll in Gemeinschaft mit meinen Freunden Cornelius und Schadow ein Zimmer al fresco ausmalen! Das ist denn nun ein Jubel, der nicht auszusprechen ist! und eine rechte Fügung war's, daß auch ich dazu gezogen wurde; anfangs war bestimmt worden, daß nur Preußische Künstler daran arbeiten sollten, wogegen sich auch nichts sagen ließ, da es ein preußischer Consul ist, Herr Bartholdy, der diese Arbeit ausführen läßt, und womit auch ich sehr zufrieden war, indem dazu meine Freunde gewählt wurden. Mit ihnen aber sollte noch ein Dritter malen, Herr Cabel. Sey es nun, daß dieser ohnehin überflüssige und vielleicht einträglichere Beschäftigungen hatte, denn er ist als genre-Maler hier jetzt gewaltig en vogue; sey es, daß er es denn doch nicht für gerathen fand, unmittelbar neben Cornelius und Schadow aufzutreten, kurz, er zog sich zurück, nachdem schon ein schriftlicher Accord gemacht worden war; Bartholdy bestand darauf, daß nur Preußen daran arbeiten sollten und doch wußte man keinen aufzutreiben, der dem Ding gewachsen gewesen wäre. Da versuchten es denn meine Freunde, mich in Vorschlag zu bringen, wovon er aber anfangs nichts wissen wollte; denn, wenn es ihm nicht darum zu thun gewesen wäre, keine Eifersucht unter den Deutschen zu erregen, sagte er, so hätte er mich auch wohl gleich von Anfang vorgezogen; allein auf die Vorstellung, daß kein andrer Preuße mehr vorhanden sey, auch sie beyde unmöglich bis auf den festgesetzten Termin, Ende October, die Arbeit zu beendigen vermöchten, ließ er endlich seine Idee fahren und willigte ein. Meinerseits hatte ich mir so etwas gar nicht träumen lassen und da mir zuerst der Antrag gemacht ward, lehnte ich ihn ab, da ich ohnehin so viele Arbeiten, darunter mehrere eilige, habe. Indessen war die Sache so reitzend für mich, daß ich nicht unterlassen konnte, mir Zeit zur Ueberlegung auszubitten. Da ward denn alles erwogen, hin und her, für und wider, und es siegte endlich das für, indem ich mich entschloß, mit größter Eile das nöthigste vorher fertig zu machen und das andre aber in Gottes Namen aufzuschieben. Und so ward denn abgeschlossen. Ob

Sie meinen Schritt nicht vielleicht gewissenlos finden werden, weiß ich nicht, doch meyne ich, daß ein solcher Fall bey jedem Billigen mich entschuldigen wird, da ohnehin der Aufschub doch nur fünf Monate beträgt. Mein Antheil besteht nun aus zwey Bildern colossaler Größe, dem Verkauf Josephs an die Ismaeliter und einer Allegorie auf die theure Zeit, die ich bereits als eine Mutter mit sieben schmachtenden Kindern (die sieben Jahre) entworfen hatte. Der Entwurf ist mit großem Beyfall aufgenommen worden, möchte nur die Ausführung gelingen. — — —

An den Vater.

21. August.

Wiewohl ich nunmehr seit den ersten Tagen des Juny so sehr mit meiner großen Fresco-Arbeit, von der Ihnen meine letzten Briefe Meldung thun, beschäftigt bin, daß ich mir kaum Zeit zum Essen und Schlafen nehmen kann, so ist mir doch der 21. August zu heilig, als daß ich nicht eine Ausnahme machen und den heutigen Tag durch eine herzliche Unterhaltung mit Ihnen feyern sollte. — Daß ich zwei große Wände al fresco auszumalen habe, sagt Ihnen schon mein letzter Brief, den Sie hoffentlich werden erhalten haben; nachdem ich im Juny und der ersten Hälfte des July, den Carton zu einer derselben gemacht hatte, fing ich am 19. July zu malen an, welches für mich ein großer Festtag war; denn so lange schon hatte ich mich nach einer solchen Arbeit gesehnt. Zwar traten dann bald bey der ganz fremden Art große Schwierigkeiten ein, zumal da wir mit der großen Hitze so viel zu kämpfen hatten, die uns kaum Zeit ließ 3—4 Stunden an einem Stück zu arbeiten, das am Morgen ganz frisch beworfen war; so daß wir täglich zweimal mußten frischen Kalk auftragen lassen. Jetzt aber hat sich die Hitze bereits etwas gebrochen, und so hoffe ich, daß wir am Ende uns schon durchschlagen werden. Nur sieht es mit der Zeit übel aus, und wenn Bartholdy will, kann er uns alle in den Schuldthurm werfen lassen, denn bis Ende October werden wir nun einmal gewiß nicht fertig. — —

An die Eltern.

Rom 2. Novbr. 1816.

— — Was meine Arbeit betrifft, so ist ein großes Fresco-Gemälde bereits fertig und ich soll nun an das zweyte gehn, das mich wiederum auf einige Monate beschäftigen wird. Mögte nur der Aufschub, den meine andern Arbeiten dadurch erleiden, von Allen so liberal aufgenommen werden, wie es Nolte[1]) gethan hat, der mich selbst dazu aufgemuntert hat; aber wie ich höre, fängt man an, unzufrieden zu seyn, und weil allerdings einiges Unrecht auf meiner Seite ist, so ist mir das eine Last auf dem Herzen. — —

[1]) Ein Hamburger Kaufmann, der Overbeck einen Auftrag gegeben hatte.

An die Eltern.

Rom 4. Januar 1817.

— — Auch ich bin jetzt mit einem neuen Carton beschäftigt zu einem großen Frescogemälde, den Verkauf Josephs vorstellend, der mir ungemein viel Freude macht, da mir der Gegenstand sehr lieb, Bartholdy eilt so sehr, daß ich auch den Abend zu Hülfe nehme, daran zu arbeiten und so hoffe ich in wenigen Monaten das zweyte Bild ausführen zu können. — —

An die Eltern.

Rom 24. März 1817.

Wenn ich abermals gesäumt habe, Ihnen zu schreiben, so ist es diesmal geschehen, um Ihnen heute desto erfreulichere Nachrichten geben zu können. Unsre noch unvollendete Arbeit im Hause des Hofraths Bartholdy hat nemlich bereits Früchte getragen, indem sie zu einer anderen bedeutenderen Anlaß gegeben. Ein kunstliebender römischer Edelmann, der Marchese Massini, ist durch dieselbe zu dem Entschluß gebracht worden, eine schöngelegene Villa von Cornelius und mir ausmalen zu lassen; ich eile Ihnen, Geliebteste! dieses mitzuteilen, da ich weiß, daß Sie meine Freude darüber von ganzem Herzen theilen werden, zumal wenn ich Ihnen sage, daß dieser Auftrag in seinen nähern Bestimmungen so höchst reizend ist. Es hat nemlich der Marchese die schöne Idee, in vier verschiedenen Räumen des Gartenhauses die vier bedeutendsten italiänischen Dichter Dante, Tasso, Petrarca und Ariosto bearbeiten zu lassen, und zwar so, daß in die Vorhalle, in die man durch drei offene Bögen in schönem Verhältniß gebaut, unmittelbar aus dem Garten eintritt, die fantastischen heitern Dichtungen des Ariosto kommen sollen, in die beyden Seitencabinette dann die epischen Dichter Dante und Tasso und in ein hinteres Gemach der Petrarca. Von diesen nun hat er Cornelius mit der Bearbeitung des Dante, mich mit der des Tasso beauftragt. Wie glücklich mich diese Aussicht macht, das kann ich Ihnen kaum beschreiben. Nicht zu gedenken, daß ich wahrscheinlich bey dieser Arbeit in haushälterischer Rücksicht sorgenloser werde seyn können, so sind so manche Umstände, die dieselbe ungleich reizender machen als unsre jetzige. Fürs erste liegt der ganzen Sache eine bestimmte Idee zum Grunde, und die Arbeit hat eine entschiedene Bestimmung, die nemlich ein Gartenhaus auf eine heitre und zugleich würdige Weise zu decoriren, wird also schon dadurch eines eigenthümlichen Characters fähig, was bey der jetzigen Arbeit wegfiel, wo die Wahl der Gegenstände durchaus der Willkühr überlassen blieb, auch keine besondere Bestimmung des Locals auf irgend etwas näheres hinwies, dann aber ist der wesentliche Unterschied, daß, in dem bei dieser neuen Arbeit jeder von uns beyden ein ganzes Zimmer auszufüllen hat, wir im Stande sind, in unsrer Arbeit ein in sich beschlossenes abgerundetes Ganze zu haben, was bey der jetzigen unmöglich war, da unser vier in einem Zimmer malen, von denen keiner das Ganze dirigirt, sondern jeder nur seinen Theil beyträgt, und dies ist besonders bei der Frescomalerey von der größten Bedeutung. Die Frescomalerey nemlich kann nur dann ihren Platz neben den andern Gattungen wie z. B. die Oelmalerey, behaupten, wenn sie ganz in ihrer Eigenthümlichkeit erscheint. Diese Eigenthümlichkeit aber besteht darin, daß sie durchaus architectonisch seyn muß, d. h. vereint mit der Architectur ein organisches Ganze bilden muß. Immer wird sie sehr im Nachtheil seyn, wenn man einzelne Frescogemälde mit einzelnen Oelgemälden vergleicht, indem man in ihr weder den Glanz der Farbe noch die Ausführung erreichen kann, wie in dieser; in diesen Vergleich sollte sie also auch nie eintreten, sondern nur da gebraucht werden, wo eben, wie gesagt, ein mit dem ganzen Local zusammenhängendes Ganze geleistet werden soll und kann; da kann denn wiederum die Oelmalerey durchaus nicht mit ihr rivalisiren. Und eben die Möglichkeit in dem gegebenen Local ein solches organisches Ganzes zu liefern, ist es, die mir diesen Auftrag so sehr reizend macht. Es sind nemlich die Zimmer zwar nur sehr kleine aber von edlen schönen regelmäßigen Verhältnissen, indem das Gebäude noch aus guter Zeit der Baukunst herstammt. Daß nun endlich der gegebene Gegenstand selber meiner innersten Natur so ganz zusagt, wenn ich gleich an der Form des Gedichtes manches anders wünschen möchte, ist, was mich schon jetzt zum voraus unbeschreiblich erfüllt. Mit welcher Entzückung werde ich mit jenen geweihten Schaaren nach der heiligen Stätte wohlfahrten, der ostersehnten, die mit leiblichem Fuße zu betreten, mir wohl schwerlich wird vergönnt werden, zu der dann aber die Fantasie mit dem vollsten Rechte hinüberschweifen darf. Und dieser hohe Genuß wird mir, wenn es Gottes Wille ist, noch in diesem Jahre zu Theil werden, da der Marchese uns gerne Zeit gönnt,

unsre jetzige Arbeit zu vollenden, und mir noch einige Monate, um mit meinen Bestellungen voranrücken zu können, dann aber uns in Beschlag nimmt. Außerdem bestätige ich Ihnen die Nachricht von Canovas ehrenvollem Anerbieten, von dem ich aber schwerlich werde Gebrauch machen, indem die gegebenen Gegenstände, die in ziemlich ordinären Allegorien bestehen, mir durchaus keine Freude machen könnten, auch der dazu bestimmte Platz nicht günstig ist, insofern es nur zur Decoration der Antikensäle im Museum dienen soll, mit denen es doch schwerlich harmoniren würde. Noch theile ich Ihnen mit, daß ich eben heute einen ausgeführten Carton von dem Verkauf Josephs, den ich grade zu malen beschäftigt bin, an einen Kaufmann aus Frankfurt am Mayn, Herrn Passavant, verkauft habe, so daß also abermals eine bedeutende Arbeit von mir nach Deutschland kommt. — —

Am 29. Von meiner gegenwärtigen Arbeit, die mich wohl noch anderthalb Monate beschäftigen kann, sage ich Ihnen noch einiges, — ich bin den ganzen Tag an der Fresco-Arbeit und zwar recht mit Leib und Seele, denn auch der Leib ist so daran gefesselt, daß er oft länger, als ihm lieb ist, des Mittagessens entbehren muß, welches ich gewöhnlich erst in der Dämmerung zu mir nehme. Es ist aber ein köstlich Ding, eine Arbeit, die so den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, ich fühle ihren wohlthätigen Einfluß auf Geist und Körper. Abends treffen sich dann, im berühmten griechischen Caffeehause, gute deutsche Freunde, da wird geplaudert, auch wohl eine Parthie Schach gemacht. Meine Arbeit selbst nun aber geht allerdings schon etwas besser von statten als beym ersten Versuch, allein es hat das Frescomalen seine eignen Schwierigkeiten, die man erst durch viele Uebung überwinden lernt, so daß dann fast täglich ein Misbehagen bleibt, das um so drückender ist, je mehr man glaubt, alles daran gesetzt zu haben. Wie glücklich aber, daß ich nun Aussicht habe, in der Uebung zu bleiben. Von Berlin aus werden uns auch Hofnungen zu größeren Aufträgen gemacht, wie es überhaupt, besonders für Cornelius und mich, nicht an den aufmunterndsten Aussichten mangelt, da sich so viele Edle wahrhaft für uns interessieren. Schade freylich, daß dieses Interesse oft noch mehr die Person dieses oder jenes einzelnen trift, als das Streben, das nun bereits anfängt, so allgemein zu erwachen. Nur halb wird uns dadurch geholfen, indem es uns wahrlich nicht um unser selbst willen am Herzen liegt, sondern um der Sache willen. Schmerzlich sogar ist es mir daher, ich kann es Ihnen nicht verhehlen, was ich, theils durch Sie, bester Vater, theils durch Andre über Doctor Meyers Schrift[1]) vernehme und die Art, womit er meiner erwähnt, die um so unbegreiflicher bey einem Manne wird, der so wenig von mir weiß und von meinen Arbeiten kennt. Um Gottes Willen wozu dieses Posaunen? Es ist wahrlich nicht die Art, wie einer guten Sache der Weg gebahnt wird. Und die Zeiten der Rafaele sind ohnehin nicht mehr, ach! davon sind wir noch zu weit entfernt! Am wenigsten aber ambire ich um solchen Namen, der ich aufs lebhafteste überzeugt bin, daß wenn ich auch wirklich alle großen Eigenschaften in mir vereinigen könnte, die einen Rafael zierten, von denen ich doch so entblößt bin, der Kunst damit noch wenig oder nichts geholfen wäre, denn der Einzelne thuts nicht heutzutage und wäre er der Größte, ein schöner reiner Sinn über viele ausgegossen, ist bei geringerem Grad der Ausbildung einstweilen viel wünschenswerther. — — —

[1]) Die schon erwähnten „Darstellungen aus Norddeutschland“.

An die Eltern.

Rom 4. Juny 1817.

— Außer unsrer dreytägigen Wanderung nach Frascati und Albano und Nemi in Gesellschaft von R. und einigen andern Freunden, gab die solenne Feyer von Dürers Geburtstage am 20sten May vor Kurzem Gelegenheit zu einer neu-belebenden Unterbrechung der gewöhnlichen Tagesordnung. Es war nemlich diese Feyer zwar ganz den

beschränkten Umständen deutscher Künstler in Rom, in Rücksicht des Aufwandes, entsprechend, da aber viele rüstige Hände zur Ausschmückung des gleichsam allgemeinen deutschen Künstlerfestes beytrugen, durch Kränzewinden unsern geräumigen Saal zu verzieren, so kam binnen zwey Tagen doch ein Ganzes zu Stande, das jeden Eintretenden überraschte. Mein Beytrag bestand in einem transparenten Gemählde, das den gefeyerten Kunstpatriarchen in Gesellschaft seines Freundes Raphael zeigte, so nemlich, daß sich beyde im Angesicht der Kirche, die personifizirt zwischen beyden steht, knieend die Hände reichen. Dieser mit Lorbeeren bekränzt, jener von einem dicken Eichenkranze die deutsche Stirn überschattet, Raphael ein Madonnenbild darbringend, Dürer ein Christusbild, welche die Kirche dankbar empfängt. Hinter Raphael erblickt man in der Ferne Rom mit der Peterskirche und dem Vatican, hinter Dürer Nürnberg mit seiner schönen alten Burg und spitzen Thürmen. Daß innerhalb zwey Tage sich keine sonderliche Ausführung erringen ließ, versteht sich von selbst, indessen trug es doch nicht wenig zur Verschönerung des Tages bey, besonders in Verbindung mit der übrigen Decoration von Lorbeeren und Eichenkränzen, die mehrere andre unterdeß von Rehbenitz geleitet und gespornt zu Stande gebracht hatten und die sich in der milden Beleuchtung durch farbige Lämpchen, die rings im Saale oben auf dem vorspringenden Gesimse, das dicht unter der gewölbten Decke fortläuft, angebracht waren, gar stattlich und festlich ausnahm. Eine für mehr als dreißig Personen gedeckte Tafel nahm die ganze Länge des Saales gar einladend ein, und kaum hatte sich alles fröhlich an derselben vereint, und strömte in lautem Jubel und festlichem Gläserklang seine Begeisterung aus, so überraschte uns unverhofft der treffliche, allgemein verehrte und beliebte Niebuhr, der, wie an allem unserm künstlerischen Treiben auch daran den herzlichsten Anteil nahm. Von diesem edlen Manne möchte ich Ihnen gerne noch recht viel sagen, wie liebevoll er einen jeden von uns zu heben und zu ermuntern sucht, wie er überall hilft und beysteht und tröstet, wie ihn ein jeder unter uns segnet und von ganzem Herzen verehrt, aber ich möchte es nicht so kurz und flüchtig, wie ich es heute müßte. Nur eins von ihm, was seine herzliche und thätige Theilnahme an unserm Streben am besten ausspricht. Ueberrascht von dem vielseitigen Talent, was er sich unter den jüngern deutschen Künstlern entwickeln sieht, wünscht er nichts sehnlicher, als daß dieses vom Vaterlande aus recht kräftig unterstützt und aufgemuntert werde, und hat deshalb einen trefflichen Aufsatz geschrieben und eben in diesen Tagen an den General Gneisenau abgesandt, der einen Vorschlag zu Errichtung einer Gesellschaft enthält, die Beyträge liefern soll zur Verfertigung von größern Kunstwerken zur Ausschmückung des öffentlichen Lebens; der geringste Beytrag soll in jährlichen 25 Thalern bestehen, die Gesellschaft aber womöglich sich durch ganz Deutschland erstrecken; er selber geht mit einem Beytrag von jährlich 100 Thalern als lohnendes Beispiel voran. Auch der Baron Rumohr, den ich vor Kurzem kennen gelernt und auch bald lieb gewonnen habe, hat bereits einen gleichen Beytrag zugesagt. — — —

An die Eltern.

Rom 22. July 1817.

Da die Beendigung meines zweyten Frescogemähldes, den Verkauf Josephs vorstellend, einen Abschnitt in meinen Arbeiten macht, so kann ich nicht umhin, auch einige Zeilen an Sie zu schreiben. — Die Ordnung, in der ich nun meine Arbeiten nach einander vorzunehmen gedenke, ist die: zuerst einige kleinere angefangene Sachen fertig zu machen, nemlich ein kleines Madonnenbildchen für die Fürstin Grassalkowicz in Wien [1]), dann die kleine Flucht nach Aegypten, die schon so lange angefangen ist und dann denke ich das Bildchen für den Assessor Fromme vorzunehmen, um hernach um so freyer an die große Arbeit gehen zu können; vielleicht daß ich einiges von diesen

kleinern Sachen in Frascati fertig mache, wozu mich Niebuhr einladet, der gegenwärtig mit seiner Frau und seinem Söhnlein Marcus, zu dessen Taufe ich per procura Gevatter gestanden habe, draußen wohnt. Es scheint, daß ihm das Klima nicht zuträglich ist, da er selbst in der reinen Luft von Frascati kränkelt. — — —

[1]) Der Verbleib dieses Bildes ist mir unbekannt.

An den Vater.

Frascati 8. Aug. 1817.

Zu nicht minder glücklicher Stunde wie mein Brief bey Ihnen, ist der Ihrige bey mir eingetroffen, ich stand auf dem Sprunge mit Rehbenitz Rom zu verlassen, um der freundlichen Einladung eines jungen Ehepaares, die ihre Flitterwochen in dem reizendsten Landhause in Frascati zubringen, zu folgen, putzte Pinsel und Palette, und packte mein Bündelchen zusammen, als denn endlich der langersehnte Brief kam, uns beyderseits aller Sorgen zu entladen. Der ganze Weg nach Frascati erscholl von Liedern, denen selbst die schon vorgerückte Nacht, denn über dem Lesen der Briefe hatten wir uns verspätet, bey mir kein Ende machen konnte. Und wie sehr dieser Brief, den ich natürlich zu mir steckte, nun dazu beyträgt, den Genuß der schönen Tage hier mir zu erhöhen, mögen Sie sich leicht vorstellen. Es ist mein Dr. Bunsen, der mich hier so freundlich aufgenommen hat, und täglich und stündlich samt seiner jungen Frau, einer liebenswürdigen und gebildeten Engländerinn, die ihm der Himmel in Rom zugeführt hat, darauf sinnt, mich mit zuvorkommender Freundschaft zu überhäufen; und so sitze ich denn in einem geräumigen lustigen Saal am offenen Balconfenster, das mir die Aussicht auf einen Teil von Frascati, den Berg hinab, dann die reizende Campagna, wo in duftiger Ferne sich das weite, gedehnte Rom mit seiner hervorragenden Peterskuppel zeigt und endlich noch auf einen schmalen Streif des Meeres eröffnet, und gedenke ungestört Ihrer, Geliebtester! und Ihrer Liebe zu mir. Wollen Sie nun meine nähern Umgebungen kennen, so sind es zunächst zwey kleine Kämmerlein, die mir ganz eingeräumt sind, wovon das eine des Nachts von mir bewohnt wird, das andre am Tage; und in letzterem steht gewöhnlich mein kleines Madonnenbild, das ich, hier zu beendigen, mitgenommen habe, auf der Staffeley und wartet darauf, daß ich male, allein es wird hier ein solches Schlaraffenleben geführt, daß man fast zu keinem Arbeiten kommen kann. Außerdem hat das Haus fast auf alle Seiten hinaus Terrassen, auf denen denn der größte Theil des Tages zugebracht wird, mit Lesen entweder oder mit Gesprächen, woran nicht selten die übrigen deutschen Freunde, die in Frascati ihre Sommerwohnung aufgeschlagen haben, theilnehmen. Nicht so heiter sieht es leider bey Niebuhr aus, der zwar in diesem Augenblick nicht eigentlich krank ist, aber in eine so gränzenlose Hypochondrie verfallen, daß nicht allein nichts im Stande ist ihn aufzuheitern, sondern sein häusliches Glück nur noch mehr dazu beyträgt, ihn zu Grunde zu richten. Das ist wahr, so sonderbar es auch klingen mag, denn seine Liebe zu dem kleinen Erben, den ihm der Himmel geschenkt, ist so unmäßig, daß, wiewohl das Knäblein aufs kräftigste gedeiht, jede Kleinigkeit, wie sie bey Kindern täglich vorfällt, ihn aufs heftigste afficirt. —

Rom 15. Novbr. 1817. — Nach einem Aufenthalt von 14 Tagen mußte ich, eben um meiner vielen Arbeiten willen wiederum nach Rom zurück, wo ich denn seitdem mehreres abgethan habe, um mir freye Hand zu schaffen, an meine große Arbeit zu gehen. Das Fertiggewordene ist: ein kleines Bild der Maria mit dem Christuskinde, welches sie küßt, für die Fürstin Grassalcowicz in Wien, und eine Zeichnung in Wasserfarben, von der ich Ihnen, glaube ich, früher schon geschrieben: die Verkündigung und Heimsuchung durch eine gemeinsame Einfassung verbunden für den Ihnen wohl-

bekannten Nolte in Neapel, eine Arbeit, die ich mit besondrer Liebe vollendet habe. Seit dem ersten dieses Monats habe ich nun angefangen, mich mit den ersten Entwürfen zu meiner größeren Arbeit zu beschäftigen. Nicht daß schon alles andre Rückständige bey Seite geschafft wäre, leider bleibt dessen noch gar vieles übrig, aber um den drängenden Marchese etwas zu befriedigen, muß ich einiges entwerfen. Freylich ist das Ganze noch so unreif, daß sich darüber im Einzelnen noch nicht viel mittheilen läßt; nur vorläufig so viel, daß ich die Arbeit theile in das mehr geschichtliche oder das was dem Stoffe wesentlich gehört und in die willkührlicher eingewobenen Episoden. Auf die Darstellung des ersten bedeutenderen Theiles werde ich die vier Wände des Zimmers verwenden, auf den letztern die Decke, und zur Unterscheidung diesen Theil mehr im Character von Ornamenten behandeln. Diesen Theil nun werde ich zuerst vornehmen, weil man notwendig die Decke zuerst malen muß. Und zwar zerfällt diese wiederum in fünf Theile, nemlich ein viereckiges Feld in der Mitte, gegen welches sich die vier Seitenfelder in schwacher Wölbung neigen. Das kleine Mittelfeld wird wahrscheinlich, gleichsam als Titelblatt, eine allegorische Darstellung vom befreiten Jerusalem enthalten, auf den vier größern Seitenfeldern sodann, denke ich, correspondirend mit dem Fortgange der geschichtlichen Bilder unten, die Episoden zu behandeln, worüber dann das Nähere später. —

— [Niebuhr] ist denn nun wieder, nach überstandener Ruhr, ebenfalls Folge der Hypochondrie, nach Rom zurückgekehrt, und zu voriger Rüstigkeit und Heiterkeit hergestellt zu unser Aller nicht geringer Beruhigung. Er nimmt, wie an all' unserm Treiben, so auch insbesondre an unsrer Arbeit für Massimi innigen und thätigen Antheil, indem er Cornelius auf ähnliche Weise behülflich ist, wie mir der treffliche Baron Rumohr. Am 18. October, wo er zur Feyer der Leipziger Schlacht viele Deutsche zu sich eingeladen, leerte er ein Glas auf das Gelingen dieser unsrer Arbeit. Leider kann ich ihn nicht so oft sehen, als ich wohl sollte, indem er sehr weit entfernt wohnt, jenseits des Capitols, also fast am andern Ende von Rom, und ich kann mich denn auch gar schwer überwinden den einförmigen Gang meiner täglichen Lebensweise zu unterbrechen, um Besuche zu machen: dazu wird es hier immer lebhafter jetzt von Deutschen, so daß, wenn man sich nicht vorsätzlich zurückhält, viel Zeit daraufgeht. Unter den Neuangekommenen hat besonders ein junger Dichter, **Rückert**, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, der auch in Deutschland schon unter einem andern Namen, ich glaube Freymund Reimer, treffliche Gedichte soll bekannt gemacht haben. Er beschäftigt sich nämlich grade mit dem Gegenstand meiner neuen Arbeit, den Kreuzzügen und geht wie ich glaube, gar mit einem Epos schwanger. Da passen wir denn auf einander wie Stahl und Stein. Dazu ist sein Aussehen so kräftig in seinen lang herntergelockten Haaren, daß ich mir ihn schon zu einem Kreuzritter ersehen habe und er sieht das wieder als ein gutes Omen an. —

An den Bruder.

Rom 13. Septbr. 1817.

Nur in Eile ein paar Worte, die ich Deinem, nun auch meinem Freunde Rumohr, der uns in diesen Tagen wieder verlassen, versprochen habe, statt seiner, Dir zu schreiben, als seinem Geschäftsführer. Der Edle nemlich, voll der wärmsten Theilnahme an unserm hiesigen Kunststreben, hat, um mir meinen Stand bey der neuen großen Arbeit, der nemlich, von der Du bereits weißt, beym Marchese Massimi zu erleichtern, da der Marchese Schwierigkeiten machte wegen der von mir verlangten Vorausbezahlung eines Drittheils der übereingekommenen Summe, sich anerboten, mir einen Vorschuß von 300 Scudi zu machen, die ich ihm nach Vollendung der Arbeit also spätestens nach drei Jahren zurückzahlen werde; welches Anerbieten ich denn mit großer Freude ange-

nommen habe gegen das Versprechen, Dir davon umgehend Nachricht zu geben. Die Summe wird in drei Terminen bezahlt vom hiesigen Banquier Snell & Co. und die erste Zahlung geschieht am 8. October dieses Jahrs, die beyden andern aber innerhalb der nächsten acht Monate. Welcher Vortheil mir daraus erwächst, wirst Du erst dann vollkommen einsehen, wenn ich Dir sage, daß ich ohne diesen Vorschuß während der ganzen Zeit der Arbeit nicht Herr der Cartons gewesen wäre, die der Marchese gleichsam als Pfand in Händen behalten wollte, nicht zu gedenken, daß ich hätte müssen mir gefallen lassen, monatliche Rechenschaft von meiner Arbeit abzulegen und das im Contract abgemachte Pensum aufzuweisen; Forderungen, die nicht geradezu unbillig sind zwischen Leuten, die sich näher kennen, die aber unendlich beengend für mich gewesen wären. Das alles fällt nun weg und ich gehe mit vollkommener Ruhe und Freudigkeit dieser schönen Arbeit entgegen, von der ich mir unter Gottes Beystand hohen Genuß verspreche. Cornelius, der ein andres Zimmer für eben diesen M. Massimi auszumalen hat, ist bereits mit den Entwürfen beschäftigt, ich durch mehrere andre Arbeiten aufgehalten, kann erst später Hand ans Werk legen, wiewohl auch ich eben in diesen Tagen bereits die Distribution des ganzen Zimmers einigermaßen zu Papier gebracht habe. Es ist nur ein kleines Zimmer und doch ein gewaltiges Unternehmen, wegen des großen Gegenstandes, so daß ich auf drei Jahr Arbeit rechne, also dreyjährige Fortdauer der Trennung von Euch meine Theuren! ist mir gewiß. — —

An die Eltern.

Rom 28. Febr. 1818.

— Mit meinen Arbeiten geht es rüstig vorwärts und, im Vertrauen auf ferneren Beystand von oben, hoffe ich, daß alles noch gut werden wird, so sehr mir auch manchmal der Mut sinken will. Großen Jubel verbreitet hier unter uns die Theilnahme und Aufmerksamkeit, die der hier anwesende Kronprinz von Bayern unserm Kunstbestreben schenkt; groß und klein, alles ist ihm wichtig, keiner wird übergangen und wohnte er auch in noch so abgelegenem Winkelgäßchen, wenn er nur wahren Kunstsinn kund gibt, dahingegen mancher sogenannte berühmte Mann jungen Anfängern, die es aber ernst und lebendig treiben, nachstehen muß. Von so einem Herrn hoffen wir denn für die Zukunft recht viel, da er ein Gemüth hat, das für große und hohe Dinge keineswegs verschlossen ist, und er sich über die Academieen ziemlich unzweydeutig geäußert hat, daß bey dem dummen Zeug nichts herauskomme. Täglich will er irgend einen von uns an der Tafel haben, und da fragt er nach dem geringsten unseres Handwerks, als wollt' er's uns nachahmen, ist auch oft recht fidel mit uns und Summa: scheint ihm überaus wohl zu gefallen unter uns. — Was meine Cartons anlangt zur großen Arbeit bey Massimi, so werde ich Ihnen mit Freuden Alles, was ich davon zu retten und zu bergen vermag, zu einer schicklichen Gelegenheit zur Uebersendung aufbewahren, alles würden Sie ja doch kaum lassen können, da deren eine ziemliche Anzahl werden wird. Jetzt beschäftigt mich der zweyte Carton zur Decke, die allein deren fünf erfordert. Es ist die Befreiung der Sofronia und des Olindo durch Clorinde, eine sehr reiche Composition, vor Juny fangen wir schwerlich an zu malen. — —

An den Vater.

Rom am Sonnabend vor Pfingsten (9. Mai) 1818.

Ihr trefflicher Brief — traf mich mit Transparents- und ähnlichen Vorrichtungen beschäftigt zu einem glänzenden Feste, das wir sämmtlichen deutschen Künstler aus

dankbarer Verehrung dem Kronprinzen von Bayern gegeben. Es war in einer der schönsten Villen Roms, vor dem Thore del popolo gelegen; alles war in der größten Bewegung, die einen malten, die andern flochten Kränze, noch andre liefen hin und her von und zur Stadt und man gönnte sich keinen Augenblick Ruhe, wegen Kürze der Zeit. Dennoch konnte ich nicht widerstehen, mir auf einem Balcon ein ruhiges Plätzchen zu suchen und Angesichts der Stadt und der herrlichen, im vollsten Frühling prangenden Landschaft, Ihre Briefe zu durchlesen. — — Ich komme nun zur Beantwortung Ihrer mir so höchst erfreulichen und aufmunternden Anfragen wegen eines Oelgemäldes für mein liebes Lübeck. Rumohr meint, es ließe sich in Vorschlag bringen, daß ich meinen schon ziemlich weit gediehenen Einzug Christi vollenden würde, doch käme es sehr darauf an, welchen Platz man diesem Bilde bestimmen würde; ich selbst wäre darin indifferent und würde mit gleicher Freude dieses vollenden oder ein neues malen, wie man es beschließen würde. Vor Ablauf der drey Jahre aber würde ich schwerlich etwas mehr als höchstens den Entwurf machen können, mithin brauchte auch auf keinen Fall von der Vorausbezahlung früher die Rede zu seyn. Die Ausführung des Bildes aber würde, wofern man sich für den Einzug Christi entschiede, leicht drei Vierteljahre auch wohl ein Jahr erfordern; wofern aber für ein neues, vielleicht noch mehr, je nachdem der Gegenstand mehr oder minder reich wäre. Die Preisbestimmung endlich scheint mir durchaus von der Bestimmung des Gegenstandes sowohl, als der Größe des Bildes abzuhängen. —

Von dem Feste für den Kronprinzen von Bayern, das gewiß einzig in seiner Art war, hätte ich Ihnen gerne eine Erzählung angehängt, allein aus Mangel an Zeit muß ich es verschieben. Leider konnte ich diesmal nur Cornelius dritte Hand abgeben, der die Hauptanordnung der Decoration traf, indem meine Zeit zu beschränkt war, auf mehr als Mitausführung seiner Entwürfe mich einzulassen; allein ich habe dennoch mit ganzem Herzen daran Theil genommen und zähle den Abend dieses Festes zu den schönsten meines Lebens. Ich verweise Sie einstweilen auf die Berichte, die gewiß sehr bald darüber in deutschen Zeitungen erscheinen werden, besonders auf einen Aufsatz, der in Weimar herauskommen soll, betitelt: Der Kronprinz von Bayern in Rom, von meinem trefflichen Freund, dem Dr. Ringseis, dem Leibarzt des Kronprinzen. Ach! wir sind doch überglückliche Menschen, wir Künstler! Daß Sie diesen Abend hätten mit uns theilen können, geliebteste Eltern! welch einen Schwung das Ganze hatte und wie der Glanz erhöht ward durch die Anwesenheit von einem Kranze der schönsten deutschen Frauen und Jungfrauen. — —

An die Eltern.

Rom 3. Juny 1818.

Wenn je die Stimme der kindlichen Liebe Ihnen süß und beweglich zu Ohr und Herzen geklungen hat, wenn es je Ihr Innerstes tief erschüttert hat, das Glück Ihres Kindes begründen zu können und es zu begründen, ja wenn je irgend was rein, was heilig, was unaussprechlich süß beglückend vom Himmel kommend und zum Himmel erhebend, auch Ihre Seelen durchströmt hat, o so möge jetzt, wo ich mit unendlich bewegtem Gemüthe mich vor Ihnen niederwerfe, für mich selber und ein zweytes besseres Ich Ihren elterlichen Segen zu erflehen, Ihr Herz erweicht sich neigen und eine innere Stimme Ihnen große Freude verkünden und mir Gehör meines Flehens erwerben. Ja, Geliebteste! Sie misverstehen mich nicht, wunderbar hat es der Himmel gefügt, daß auch Ihr jüngster Sohn Ihnen eine Tochter zuführen möchte. Was ich kaum von ferne zu ahnden im Stande war, was ich mit jungfräulichem Bangen zurückwieß, das hat der Himmel, der mir stets so gnädig sich erwiesen, nun auch im vollsten Maße über mich geschüttet, wofern Sie Ihren Segen mir dazu nicht entziehen wollen. Sie

wissen, daß ich nur einmal Ihren Willen nicht befolgt, nur damals, wie eine höhere Stimme mir unverkennbar ein Andres aufzuerlegen schien, und so kenne ich denn nun nichts mehr, worin mir Ihr Wille nicht Gesetz wäre, eingedenk des Spruches: Der Eltern Segen baut den Kindern Häuser. Wenn gleich mein ganzes Wesen bereits, ja mein Leben mir an dem unbeschreiblichen Gegenstande meiner Liebe zu hängen scheint, so will ich dennoch, wenn ich es gleich mit vielen Thränen, wie mein eigenes Todesurtheil niederschreibe, so will ich dennoch, selbst hierin, nichts wider Ihren Willen thun. Allein es ist nur der Gedanke des möglichen Falles, der mich so bewegt, mein Verhältniß ist von der Art, daß ich mit der muthigsten Hoffnung vor Ihnen erscheine, da ich es mir bewußt bin, daß es ganz Gottes Werk ist und ich keinen unbesonnenen, keinen leichtsinnigen Schritt mir vorzuwerfen habe. Zu Ihrer Beruhigung übrigens sage ich Ihnen nur zunächst, daß es eine Deutsche ist, die mir der Himmel zugedacht hat, gewiß, daß dieser Umstand nicht wenig dazu beytragen wird, Sie für mich zu gewinnen. Dann aber, was wohl allem übrigen vorangeht, daß es eine wahrhafte, festgegründete, im Glauben wie in der Liebe recht heldenmüthige Christinn ist und zwar — was mich unendlich beruhigt, wiewohl ich nicht weiß, ob ich mir so ganz ein Gleiches von Ihnen versprechen darf, der catholischen Kirche wie von Geburt so nach voller Ueberzeugung angehörig. Eine nähere Beschreibung werden mir unser trefflicher Rumohr sowohl, als auch Niebuhr, der väterliche Niebuhr und mein treuer Rehbenitz ersparen, nur noch im Allgemeinen sage ich Ihnen, daß Sie gewiß einst unendlich erbaut und beglückt seyn würden mit mir den wunderbaren Einklang ihrer reinen himmelgeborenen Seele und ihres unendlich schönen Leibes zu bewundern. Glauben Sie nicht, daß eine blinde thörichte Leidenschaft aus mir rede; der Himmel selber, der mich bisher von allem Frauenumgang entfernt gehalten, hat mir dieses seltene Wesen in seinem Lichte gezeigt, hat mir den Muth gegeben, zu ihr meine Wünsche zu erheben, gibt mir Vertrauen, um Ihren Segen zu flehen. Und gewiß des göttlichen Segens, wie sollte ich nicht mit vollem Vertrauen des Ihrigen hoffen? Aber nun einiges über die zeitlichen Erfordernisse. Meinerseits stehen zwar in diesem Augenblicke die Sachen nichts weniger als günstig; ohnehin schon durch mehrere rückständige Arbeiten verschuldet, hat die Aussicht auf eine einmal übernommene Arbeit auf mehrere Jahre hinaus, bey der ich kaum einzeln zu bestehen im Stande bin, wenig Tröstliches, und langer Aufschub scheint unmöglich, da meine Nina nicht mehr ganz jung ist. Indessen habe ich sogleich Schritte gethan, diese Schwierigkeiten zu heben, und wie ich es denn überhaupt überzeugt bin, daß die ganze Sache des Himmels Werk ist, so habe ich auch hierin die besten Hoffnungen. Daß ich für die Zukunft durchaus nicht zu sorgen brauche, davon habe ich in eben diesen Tagen einen doppelten Beweis gehabt; einmal durch einen Ruf nach Berlin, der mir ein sehr ansehnliches Gehalt sichern würde, ein andermal durch die Anerbietungen von meinem Marchese Massimi, daß er mir nach Beendigung dieser Arbeit, wofern ich für ihn fortarbeiten wollte, jährlich tausend Scudi geben wolle. Es kommt also nur darauf an, meine Lage für diesen Augenblick hinreichend zu sichern und dafür habe ich folgende Aussichten. Niebuhr verspricht mir einerseits, sein Möglichstes zu thun, daß, sobald die in Berlin nach seinem Vorschlage sich bildende Kunstgesellschaft zu Stande seyn werde, man dort die sämmtlichen Cartons zu meiner jetzigen Fresco-Arbeit kaufe, ferner habe ich Hoffnung, daß der Marchese sich so billig finden lassen wird, unter so veränderten Umständen auch andre Bedingungen trotz des schriftlichen Contractes einzugehen. Eine dritte Hoffnung stützt sich endlich an ein Verwenden von Ihrer Seite.

Es ist mir nemlich eingefallen, ob nicht vielleicht meine so freundlichen und wohlwollend gegen mich gesinnten Landsleute sich sollten bewegen lassen, jenen Auftrag, von dem Ihr letzter Brief Erwähnung that, so zu bestimmen, daß ich den schon ziemlich weit gediehenen Einzug Christi vollenden würde? Es wäre mir dieß besonders sehr wünschenswerth, wenn man sich dazu verstehen wollte, auf den schon vollendeten

Theil mir einen Vorschuß zu machen, eine Forderung, die man nicht unbillig finden kann, da doch schon zwey Drittel der Arbeit dastehen. Das Bild selbst gehört nach dem einstimmigen Urtheil meiner Freunde zu meinen besten Arbeiten, wenn man von den leicht zu verbessernden Jugendfehlern absieht; auch würde ich sehr gerne dieses Bild für eben den Preis beendigen, den ich für ein neues von wenig Figuren machen müßte; ich meyne also, es sey für beyde Theile Gewinn dabey, wenn man sich für dieses bestimmen würde. Was nun die Forderung angeht, so meynt Rumohr, daß ich kühn 12 hundert Scudi ansetzen dürfe und wofern man damit zufrieden wäre, hätte ich nach gewöhnlicher Ordnung der Dinge eine Summe von 4 hundert Scudi als Vorschuß zu erwarten, womit sich denn schon ein kleiner Anfang in der Wirthschaft machen ließe. Daß dies zu Stande komme, daß es sobald als möglich zu Stande komme, das, geliebtester Vater! lege ich Ihnen nun auf das allerdringendste ans Herz; ich thue es um so dringender, da ich sowohl um meiner Nina willen als auch um meinetwillen sehr wünsche, auf großes Gut von ihrer Seite Verzicht zu leisten. Denn da sie, seit den ersten Wochen ihres Lebens verwais't und in dem Hause eines Pflegevaters aufgewachsen, zwar die ganze Liebe dieses nicht unbegüterten Mannes besitzt, dahingegen von den Kindern desselben sehr angefeindet wird, aus Furcht, daß ihnen durch sie etwas würde entzogen werden, so können Sie leicht denken, wie beruhigend es für uns beyde wäre, wenn wir in Frieden von dieser Familie scheiden könnten; auch fühle ich es so sehr, welch ein Schatz in ihrer Person allein mir geworden ist, daß es mir drückend seyn könnte, noch äußere Güter durch sie zu erlangen. Ihr Pflegevater lebt in Wien und heißt Hartel von Luxenstein; an ihn geht ebenfalls heute ein Brief ab von Seiten meiner Nina. Der Herr neige denn sein Herz und neige die Herzen meiner theuren Eltern uns zu, wie wir es beiderseits inbrünstig von ihm erflehen.

Niebuhr an den Vater.

Rom 13. Juni 1818.

Ihr Sohn, hochverehrtester Herr, hat mich gebeten, Ihnen über seine Verlobung zu schreiben, und lieb und theuer, wie er mir durch Herz und Talent ist, kann ich ihm diesen Wunsch nicht versagen. Ihn trifft das Unpassende, daß ich nach einer sehr kurzen Bekanntschaft, deren an viele unvergeßliche Erinnerungen geknüpftes Andenken mir freilich sehr frisch geblieben ist, einen Auftrag annehme, der für ein genaues Verhältniß gehört; und dies werden Sie ihm und mir verzeihen. In größere Verlegenheit setzt es mich, daß ich zufälligerweise mit seiner Verlobten gar nicht bekannt bin, ja sie nie gesehen habe.

Erlauben Sie mir nun zuerst Ihnen zu sagen, daß mir und mehreren Freunden Ihres Sohnes die Nachricht von seiner Verlobung einen schweren Stein vom Herzen nahm: die Sorge nämlich, die wir beynahe als Gewißheit betrachteten, daß er in den klostergeistlichen Stand treten möchte. Das Leben ist wahrlich nirgends wünschenswerth, und gewiß nirgends weniger als hier, bey dieser vernichteten Nation, unter der die Geistlichen, und unter diesen die Mönche doch noch fast die allerversunkenste Classe sind. Abgesehen davon, so ist Ihres Sohnes Sinn darin von fast allen übrigen die den ersten Schritt wie er gethan verschieden, so inbrünstig und lebhaft auf die andere Welt und auf Andacht gerichtet, daß er nur durch innige Ankettung an die Welt, ihre Wirklichkeit, ihre Sorgen und Freuden, durch die edelsten Bande der menschlichen Natur eine Haltung bekommen konnte, die ihm eigentlich schon, zu unserm wehmüthigen Leide fehlte. Er wird, wenn Gott übrigens seinen Schutz und Segen gibt, an Frische und Freudigkeit unglaublich gewinnen; er wird aufblühen, anstatt daß ihm sonst ein nahes Verwelken zu drohen schien. Verzeihen Sie mir, daß ich Ihnen Dies so unverhohlen schreibe.

Von seiner Verlobten kann ich nur das sagen, daß jedermann ihren Geist und ihre Anmuth lobt und daß ein sehr geistreicher und tüchtiger Mann,[1]) dem sie Ihren Sohn vorgezogen, gewiß noch lange den Kummer ihres Verlustes im Herzen tragen wird. Daß sie Ihren Sohn sehr liebt, das beweis't wohl ihr Entschluß, in nichts weniger als reichliche äußere Verhältnisse zu treten, und diese Liebe muß sie auch zur Hausfrau machen, wenn sie es anders, durch ihre Erziehung und Verhältnisse gehindert, nicht seyn sollte.

Die nicht ganz heitre Seite sind seine oeconomischen Verhältnisse. Ich hoffe, daß er den Marchese Massimi bewegen wird, ihm zu erlauben, von Zeit zu Zeit Porträts zu malen, eine Arbeit, die einem solchen Künstler hier sehr reichlich bezahlt wird, und gebe der Himmel, daß die Gesellschaft für deutsche Kunst sich bilde, deren Plan ich seit einem Jahr betreibe! Dann würden die bewundernswürdigen Cartone der Massimischen Malereyen ihm so viel erwerben, daß er nicht dürftig zu leben brauchte.

Daß ich mich hier, wie in jedem Falle wo ich ihm nützlich seyn könnte, lebhaft verwenden werde, davon ist er selbst überzeugt; seyen Sie es auch, wenn eifrige Theilnahme eines redlichen Mannes, der nur nicht vermag, wie er wünscht, Ihnen Beruhigung über das äußere Loos eines Sohnes geben kann, der Ihnen mit Recht so theuer ist und in der ersten Reihe unserer ächten Künstler steht. Auf Ihren Segen rechnet er mit kindlicher Zuversicht.

Verzeihen Sie, ich bitte noch einmal, einen fast unpassenden Schritt und genehmigen die ausgezeichnete Hochachtung, womit ich bin Ew. Hochwohlgeboren ergebenster Diener Niebuhr.

[1]) Dr. Ringseis.

An die Eltern.

Rom 17. July 1818.

— — Ich weiß über die erste Jugend meiner geliebten Nina nur so viel zu sagen, daß sie ihren Vater, Schiffenhuber genannt, der in Wien beym Magistrat angestellt war, schon im siebenten Monat verlor und da ihre Mutter schon im Wochenbett gestorben war, so kam die Waise zu dem nächsten Freunde ihres Vaters, dem er sie auf dem Sterbebette anempfohlen hatte, ins Haus, zu eben dem Hofrath Hartl von Luxenstein, dessen Namen sie trägt. Dort lebte sie als Kind, wie sie mir erzählt, bis ins siebente Jahr ungefähr sehr still und fromm, unbeschreiblich geliebt von ihrem Pflegevater. Auch die Frau hatte indessen das Kind lieb gewonnen. Dann starb die Frau und er verheirathete sich aufs Neue mit einer Mutter von mehreren Kindern, er selbst hatte deren keine und hat auch nie welche bekommen. Als das Kind heranwuchs, ward zwar an ihrer Erziehung nichts gespart, allein die Richtung derselben war durchaus weltlich; da sie hübsch war und ausgezeichneten Verstand verrieth, so schmeichelte es dem Pflegevater durch sie zu glänzen, weshalb sie alles lernen mußte, wodurch nur irgend ein junges Mädchen Figur machen kann. Dadurch erhielt sie denn eine nicht gewöhnliche Bildung des Geistes, aber ihr Herz entfremdete sich mehr und mehr von dem alleinigen Gut und von ihrer früheren Frömmigkeit blieb mitten in dem Glanz eines großen besuchten Hauses, in dem sich alles nur um sie herumdrehte, nichts als eine stille Sehnsucht übrig, die in ruhigeren Stunden als ein Schutzengel zu ihr redete. Eine so edelgebohrne Seele wie die ihrige konnte wohl auf eine Zeit lang von ihrem Gott entfernt werden durch den trügerischen Glanz der Welt aber nicht auf immer verloren gehen; die göttliche Gnade, die bisher über ihr gewacht hatte, und zu ihrem Herzen durch die Stimme der wehmüthigen Sehnsucht gesprochen, führte ihr eine wahrhaft mütterliche Freundin zu, die sie dem Himmel wiedergewinnen sollte. Es war eben die Frau von Schlegel, deren ich früher erwähnt, die ihre edle Natur in ihr

erkannte und durch wenige Worte ihr die Augen über sich selbst öffnete; sie hat es mir selbst erzählt diese treffliche Frau, daß es unbeschreiblich sey, welchen Eindruck es auf sie gemacht habe, mitten unter dem großen wüsten Haufen diese seltne Pflanze aufblühen zu sehen; hatte gleich ihr Aeußeres den eitlen Anstrich ihrer Umgebung angenommen, so leuchtete doch ihre schöne Seele unverkennbar durch und der Same des Himmelreichs fiel auf den fruchtbarsten Boden, auf dem er bald aufging und herrliche Früchte trug. War sie nun früher schon von der Mutter sowohl als den Kindern scheel angesehen worden, die durch sie ihr künftiges Erbtheil geschmälert zu sehen fürchteten, so lud sie jetzt durch ihre religiöse Richtung den entschiedensten Haß dieser auf sich. Es verschlug sogar nichts, daß sie freywillig alle Ansprüche ausschlug, die ihr Hartl dadurch einräumen wollte, daß er sie öffentlich als seine Tochter adoptiren wollte; jeder Edelmuth von ihrer Seite ward mit neuer Lieblosigkeit und Verfolgung gelohnt. Trug sie es nun gleich stille und in vollem Vertrauen auf Gott, so konnte sie doch nicht verhindern, daß nicht endlich dem fortwährenden Seelenleiden ihr Körper unterlag. Sie fing an Blut zu brechen; mehrere Aerzte versuchten ihre Kunst an ihr, da aber das Uebel nur wuchs, rieth man zu einer Reise nach Italien, nach Italien wohin sie von früher Kindheit an ein unerklärliches Verlangen gehabt hatte. So kam sie nach Rom, vor etwa zwey Jahren, wenn ich nicht irre, von einer einzigen Jugendfreundinn begleitet, wo sie ihre Gesundheit bald wiedererlangte, sowohl durch die mildere Luft als auch die ruhigere Lebensweise, die sie in ihrer Einsamkeit führen konnte. Durch einige frühere Bekannte, die sie im Schlegelschen Hause in Wien gesehen, ward auch ich mit ihr bekannt. Nur dunkel erinnere ich mich des Eindruckes, den sie damals auf mich machte, denn da ich während der ganzen Reihe von Jahren, die ich im Auslande gelebt, mich ganz vom Umgange mit Frauen entwöhnt hatte, so wagte ich kaum mehr eine Frau anzusehen und wieß jedes Wohlgefallen strenge zurück. Eine jede Frau, deren Betragen nicht unwürdig war, schien mir schön, aber je schöner desto unzugänglicher für mich; ihre seltne Schönheit blieb mir nicht verborgen, machte mich aber um so scheuer, mich ihr zu nähern. Ich hörte indessen von meinen und ihren Freunden von ihrer tiefbegründeten Frömmigkeit, das machte mir Muth, sie dann und wann zu sehen, und ich glaube, daß in der großen Ehrfurcht, die ich vor ihr befand, schon der Keim verborgen lag zu dem mächtigen Triebe, der mich hernach so ganz erfüllte! Hätte ich geahndet, daß ich ihr schon damals nicht so gleichgültig war, wie ich voraussetzte, vielleicht hätte ich damals schon ein Herz gefaßt. Allein ich glaubte für sie der letzte Mensch in der Welt zu seyn, und wie sie nach vollkommen wiedererlangter Gesundheit Rom verließ, kostete es mich zwar eine stille Thräne, die ich mir aber als eine Thorheit verwieß. Sie war nach Hause zurückberufen worden und verließ Rom mit sehr schwerem Herzen und vielen Thränen. War es mein Ruf, der mich von jeher viel besser geschildert als ich war und bin, war es ein Wohlgefallen an meiner Kunst, ich weiß es nicht, kurz ich hatte einen Platz in ihrem Herzen gewonnen, und wie sie mich versichert, war es nicht die rauhe Luft auf ihrem Gute Pfannenberg in Steyermark allein, die sie bald wieder erkranken machte und das vorige Uebel zurückrief, sondern Schmerz von Rom vielleicht für immer getrennt zu sein, ohne Hoffnung, daß ich es nur jemals erfahren werde, wie gut sie mir sei. Ihre Krankheit nahm zu und sie mußte zum zweytenmal nach Italien kommen. Wehte sie italiänische Luft an, so fing sie, die schon aufgegeben war, an, wieder aufzuleben und aufzublühen. Es war im vorigen September, wie sie wieder in Rom ankam, alle frühern Bekannten eilten sie zu begrüßen, ja an die frühern schlossen sich neue an, nur ich in meiner klösterlichen Schüchternheit wagte es kaum sie wiederzusehen. Gekränkt darüber sagte sie mir beym Besuch ein Wort, daß ich härter deutete als es gemeint war, so daß ich nicht wiederkommen zu dürfen glaubte, und wirklich verging fast ein halbes Jahr, ohne daß ich sie sah. Indessen war der Kronprinz von Bayern nach Rom gekommen und hatte durch seine seltene Theilnahme an unsrer Kunst alle Deutsche so verpflichtet, daß wir ihm zum

Abschied ein glänzendes Fest bereiteten. Auf sein ausdrückliches Begehren, daß er auch Frauen dabey zu sehen wünschte, wurden nicht nur alle Künstlerfrauen geladen, sondern auch Frau von Humboldt mit ihren Töchtern und mehrere andere deutsche Frauen, die zufällig hier waren und unter ihnen auch das schöne Fräulein von der Tiber, meine geliebte Nina. Es war das glänzendste Fest, das irgend jemand gesehen hatte, nicht sowohl wegen des großen Prachtaufwandes, denn es waren arme Künstler, die es bereitet hatten, als wegen der künstlerischen Ausschmückung, an der so viele sinnvolle Künstler mit ganzer Seele gearbeitet hatten. Die Begeisterung war allgemein und es möchte nicht leicht eine Erzählung im Stande seyn, einen Begriff zu geben von diesem Abend, an den kein andrer meines ganzen Lebens reicht. Lassen Sie mich vollends schweigen von der hohen Schönheit, in der die holdseligste der Frauen stralte, genug daß ich Essen und Trinken vergaß und nur sie sah, und daß ich Muth genug hatte, einige Worte mit ihr zu reden, die mich überzeugten, daß ich es wieder wagen dürfte sie öfter zu sehen. Aller Augen waren auf sie gerichtet, alles fragte nach dem Fräulein im rothen Kleide, ein solcher Zauber war über ihr ganzes Wesen ausgegossen, indem der höchste Liebreiz mit einer Ehrfurcht-gebietenden Würde gepaart war und das Mädchen im rothen Kleide sah nach dem schüchternsten Maler im deutschen Rocke, der von ferne durch den Haufen hindurch in ihren Anblick versunken war. Der Abend verging und ließ einen unauslöschlichen Eindruck in meiner Seele zurück. Seitdem lag mir nichts im Sinne, als nur sie wiederzusehen, die mir wie eine Erscheinung die ganze Seele mit Glanz erfüllt hatte; bald sah ich sie mehreremale an Einem Tage, doch ich Unerfahrener dachte gar nicht daran, wie auffallend mein Betragen seyn mußte. Sie konnte das natürlich nicht so hingehen lassen, als unverheyrathetes Mädchen ihren Ruf so in Gefahr zu bringen und da sie zumal eine entfernte Neigung hatte ins Kloster zu gehen, so beunruhigten meine häufigen Besuche sie so sehr, daß sie sich an meinen Beichtvater wendete um sich Raths zu erholen, wie sie sich gegen mich zu verhalten habe. Ich hingegen hatte es mir kaum selbst noch gestanden, wie tief der Eindruck war den ich empfangen, indessen sprach auch ich bald davon mit meinem Beichtvater, ein französischer Geistlicher, einer der liebenswürdigsten und liebevollsten reinsten Menschen, die mir jemals erschienen sind, durch den ich dann zuerst erfuhr, daß ich dem edelsten Wesen nicht gleichgültig sey. —

An die Eltern.

Rom 26. Septb. 1818.

— — Wir haben einstweilen den 15. October als unsern Hochzeitstag angesetzt, Nina nemlich wünschte es so, weil sie aus besondrer Liebe zur heiligen Theresia sich gerne an dem Tage dieser Heiligen vermählen möchte und ich gebe ihr gern darin nach. — —

An die Eltern.

Rom 22. Octbr. 1818.

Unzertrennlich nun und unauflöslich verbunden mit meiner unvergleichlich süßen Nina, eile ich, mich mit ihr an das väterliche und an das mütterliche Herz zu werfen und Ihnen meinen kindlichsten Dank nun mit doppelter Zunge zu stammeln, für Ihre zärtliche Liebe, die nun nicht mich allein, die auch die holde Gefährtinn so unendlich beglückt. Seit dem 15. dieses Monats, wie ich Ihnen schrieb, sind wir mit dem heiligen Band verbunden. Es war in einer Kapelle unsrer damaligen Pfarrkirche, in der uns am frühen Morgen der Beichtvater meiner Nina traute, nachdem an den vorhergehenden Tagen alle Hindernisse wegen abgehender Taufscheine und sonstiger Zeugnisse durch

einen Eid waren beseitigt worden. Die Trauung geschah nur in Anwesenheit meiner Freunde Veit, die als Zeugen zugegen waren und ihrer Mutter, der trefflichen Frau von Schlegel, die ich als die Mutter meiner Nina ansehen kann, nach dem vollständigen Ritus der römischen Kirche, und hat für Zeitlebens uns beyden den tiefsten unauslöschlichsten Eindruck gemacht. Kurz ist die eigentliche Handlung der Vermählung, ihr aber folgt die Messe für Neuvermählte, in welcher wir beyde sowohl als die übrigen Anwesenden communicirten, die so unaussprechlich rührend ist in den oft wiederhohlten vorkommenden Segnungen, die besonders über die Braut ausgesprochen werden, daß kein Auge ohne Thränen blieb. Sie sey, heißt es darin z. B. geliebt von ihrem Manne wie Rahel, weise wie Rebecca, habe ein langes Leben und werde treu erfunden wie Sarah ꝛc., sie stärke ihre Schwachheit durch die Kraft der Zucht, sie sey strenge in der Sittsamkeit, in der Schamhaftigkeit ehrwürdig, unterrichtet in himmlischer Lehre ꝛc. Tief erschüttert und unendlich beglückt hub ich dann mein süßes Weib in den Wagen und führte sie, nachdem wir von den Freunden Abschied genommen, in meine reizende Villa. Der Himmel schien mit uns den Frühling zurückgerufen zu haben, die Welt lag in dem vollsten Sonnenglanz um uns her und über und in uns fühlten wir den Ewigliebenden, in dem wir uns liebten, in dem wir uns geheimnißvoll verbunden fühlten, dessen Segnungen nun in heiligender Kraft auf uns ruhten, zu dem auch außer unsern wortlosen Gelübden nun die Gebete vieler liebender heiliger Seelen andächtig emporstiegen. — —

Die neuentdeckten Grabdenkmäler Sidons.

In einem kleinen, 23 Seiten umfassenden Schriftchen*) gibt der Jesuit Julien aus Beirut im Anschluß an die Nachrichten des Jesuitenmissionars zu Sidon, Nourrit, einen höchst dankenswerten Bericht über die im Mai vorigen Jahres begonnenen Entdeckungen von Grabkammern und Grabdenkmälern in der Nähe von Sidon. Die Mitteilungen sind so interessant, die entdeckten Gegenstände so wichtig, daß einige genauere Angaben von allgemeinem Interesse sein werden.

Durch Zufall entdeckten die Arbeiter eines reichen Muselmans von Sidon, Mohemed Scherif, einen Brunnen, der in einen unter dem Felde dieses Besitzers liegenden Felsen eingehauen ist. Eine Forträumung des Schuttes zeigte, daß in der Tiefe von 11 Metern an allen vier Seiten des viereckigen Brunnens vier von Steinplatten verschlossene Oeffnungen sich befanden, einen Meter hoch, einen halben Meter breit. Dieselben gewährten Zutritt zu Leichenkammern, welche viele herrliche Sarkophage enthalten. Eine Anzeige nach Konstantinopel veranlaßte eine sorgfältige Bloßlegung und Ueberführung dieser Schätze ins Museum von Konstantinopel seitens Seiner Exzellenz Hamdi-Bey, des Konservators am Museum zu Konstantinopel, und seines Begleiters, des Archäologen Demosthenes Rattazzi-Bey.

Die Entdeckungsstelle befindet sich im Nordwesten vom Hafen der Stadt, 800 Meter vom Meeresufer entfernt. Die Wände des Brunnens sind den vier Himmelsrichtungen entsprechend angelegt. In der östlichen Kammer befindet sich neben einem wenig bemerkenswerten Sarge aus weißem Marmor ein zweiter — dem eintretenden Besucher zur Linken —, welcher durch seine reiche und vollendete Skulptur das Auge fesselt. Ein Säulengang ionischer Säulen umgibt mit dorischen Pilastern an den Ecken den Sarg. In jedem der 18 Zwischenräume befindet sich ein Klageweib (Haut-Relief) in griechischem Kostüm, alle in verschiedener Stellung, mit verschiedenem Ausdruck meisterhaft ausgeführt. An dem dachförmigen Deckel erblickt man einen Leichenzug. An der Spitze ein Mann in griechischer Gewandung, dem zwei an der Hand geführte Pferde, ein Triumphwagen, ein kleine Streifen tragender Mann, ein Wagen mit zwei Pferden, welche den Sarg des Toten ziehen, sich anschließen. Dies Denkmal, in welchem man Gebeine einer Frau und sieben Hundeköpfe fand, soll dem zweiten Jahrhundert vor Christi Geburt angehören.

Die Südkammer enthält außer einem einfachen Sarg aus schwarzem Marmor auch ein lykisches Grabmal, welches nicht allein deswegen von großer Bedeutung ist, weil

*) Les récentes fouilles de Saida (Sidon) extrait du Journal le Bachir 8 Juin 1887. Beyrouth 1887. (Wir verdanken ihre Mitteilung dem Herrn Konsul Loytved in Beirut.)

man bisher nur sieben lykische Grabstätten kennt. Die Skulptur an diesem Sarge ist von größter Vollendung. Die Pferde vor den beiden vierspännigen, von Amazonen gelenkten Wagen, welche man hier gebildet sieht, sind von solcher künstlerischen Schönheit, so lebendig und sprechend, daß Hamdi-Bey beim Anblick derselben ausrief: „Ich würde einen ganzen Sarg von den anderen für einen dieser Pferdeköpfe hingeben."

Die Perle aller entdeckten Gegenstände scheint aber zweifellos der größeste der vier Särge in der Westkammer zu sein. Seine Höhe (3,30 Meter) hat auch die größere Höhe dieser Grabkammer verursacht. Wir geben hier eine genauere Beschreibung. Dies Grabmal ist ein griechisches Werk. Seine Formen halten die Mitte zwischen dem herkömmlichen Archaismus der älteren und dem Realismus jüngerer Zeit griechischer Kunst. Er ist vollständig bemalt und weist die verschiedensten Purpurfarben auf, vom grellsten Rot bis zu Blau und intensivem Violett. Bekanntlich besaß Sidon große Purpurfabriken. Die übrigen (nicht Purpur-) Farben scheinen Ockerfarben zu sein, welche sich im Libanongebirge zur Genüge finden. Das Ganze macht, trotz des Glanzes und der Grellheit der Farben, einen wunderbar harmonischen Eindruck. Die Ausführung erstreckt sich auch bis auf das Geringste. Alles, auch die Augen der Menschen, Pferde, Löwen, sind durchaus treu wiedergegeben, ohne daß irgend ein Einschnitt im Marmor auch nur den Augenbogen oder die Pupille vorzeichnete. Alle Skulpturen sind Haut-Relief. Die frei hervortretenden Glieder der einzelnen Figuren sind nicht einmal durch Stützen gesichert. Die Darstellung von zwei Gegenständen nimmt die vier Seiten des Sarges ein. Die eine Breit- und Schmalseite führt eine Schlachtszene vor, die zwei anderen stellen eine Jagd dar.

Die Griechen, auf der Schlachtdarstellung, sind an ihrer Physiognomie und Ausrüstung kenntlich. Sie sind nur mit einem Helm und dem ihnen eigentümlichen Schilde versehen. Im übrigen sind sie im Gegensatz zu den Persern vollständig unbekleidet. Letztere werden durch ihre große, von der Stirn bis zum Nacken reichende Kopfbedeckung, die Mithra, die man auch bei den Begleitern des Darius auf dem großen Mosaik zu Pompeji findet, und durch lange, den asiatischen Völkern eigentümliche Beinkleider gekennzeichnet. Alle aus Gold gefertigten Waffen der Kämpfer sind bei einer früheren Beraubung dieser Stätten weggenommen.

Inmitten der Schlacht ist ein furchtbarer Knäuel von Reitern, Fußsoldaten, Toten und Sterbenden. Man sieht eine abgehauene Hand, die zur Seite geworfen, mit Füßen getreten wird. Die Perser kämpfen mit einer gegen die ruhige Unerschrockenheit, den martialischen Ernst der Griechen scharf abstechenden Kampfeswut. Man sieht, welcher Seite der Sieg gehört. Fast überall stoßen die Griechen ihr Schwert in die Brust der Barbaren, bevor diese mit ihrer Waffe, welche sie schwingen, sie verwunden können. Man sieht dort Figuren, Stellungen von vollendeter Schönheit. Die Erregung der Kämpfer, der Schmerz und die Angst der Sterbenden, das Beben der Rosse ist ganz wundervoll dargestellt. Griechischer Sitte gemäß befinden sich die zwei Führer an den beiden Enden des Bildes. Der eine von ihnen, durch seinen Standort, seine kriegerische Miene, den Reichtum seiner Gewandung auffallend, ist möglicherweise der hier bestattete Fürst. Der andere hat ein griechisches Gesicht vom schönsten Typus. Das Löwenfell, welches sein Haupt bedeckt, deutet vielleicht auf Alexander, den mehrere Medaillen mit solchem Kopfschmuck zeigen.

Auf dem zweiten Bild sieht man einen Löwen, der sich auf einen Reiter gestürzt und schon mit der einen Tatze die Brust des Pferdes, von welcher blutige Fleischteile herabhängen, ergriffen hat. Der Reiter hat ihn mit seinem Speer durchbohrt und strengt sich an, seines Renners Herr zu werden. Aber die Bestie hält noch ihre Beute fest, trotz eines gewaltigen Hundes, welcher sich ihr entschlossen entgegengeworfen, sie mit wütendem Bisse gepackt hat. Zwei Jäger eilen mit ihren Schwertern hinzu und in der Ferne schießt ein Bogenschütze seinen Pfeil ab. Unübertrefflich ist die Bewegung, der Mut und die Anstrengung von Menschen und Tieren gebildet. — Nicht weit davon

erregt ein armer Hirsch, welcher von zwei Jägern umstellt ist, denen er nicht entfliehen kann, die Teilnahme und bildet den Kontrast zum Vorigen.

Auch der dachförmige Deckel des Sarkophages, welcher mit schuppenartigen Ziegeln belegt scheint, ist nicht minder kunstvoll. Strahlenbekränzte Genien, Widder, besonders aber trauernde Löwen erregen lebhafteste Bewunderung.

Die drei anderen Särge dieser Kammer sind von edler Einfachheit und in ihrer Art ebenfalls Meisterwerke der Kunst.

Wir übergehen eine Beschreibung aller Einzelheiten. Es ist gewiß, daß wir es hier mit griechischer Kunst zu thun haben. Der Marmor selbst wird von den Inseln des Archipelagus nach Sidon geschafft und dort bearbeitet sein. Denn an der ganzen asiatischen Küste von Aegypten bis nach Smyrna findet sich kein Marmor.

Wir werden die Entstehung dieser Kunstwerke nicht viel über die letzten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung zu setzen haben. Eine Münze, welche man in den Brunnentrümmern gefunden hat, führt uns in die Zeit des syrischen Königs Alexander Bala (149—144 vor Christi Geburt). Inschriften, welche uns einen sicheren Anhalt geben könnten, fehlen vollständig.

Einer besonderen Erwähnung wert ist wegen seiner Eigenart und einer phönikischen Inschrift ein durch den Scharfsinn von Hamdi-Bey unter einer besonderen Kammer gefundener, sehr stark verwahrter Sarg in Menschenform. Der Boden dieser Kammer, in der man zwei sehr schöne große Bronzeleuchter fand, ist gebildet von einer dreifachen dicken Steinschicht, welche über einen ungeheuren, 10 Kubikmeter messenden Monolith gelegt worden ist. Dieser Block bedeckt eine in den lebendigen Felsen gehauene Gruft, in welcher sich ein herrlicher Sarkophag aus schwarzem Gestein, der Menschengestalt nachgebildet, befand. So sorgfältig sollte die Ruhe dieses Toten bewahrt werden. Dieser Sarg entspricht der ägyptischen Art, wie wir auch auf Kopf und Brust desselben Hieroglyphen sehen. Auf den ersten Blick erinnert der Sarg an den Sarkophag des Eschmunazar, der auch in den Gärten Sidons gefunden wurde und jetzt im Louvre aufbewahrt wird. Die Inschrift rechtfertigt diese Zusammenstellung. Sie besagt: Ich, Tabnit, Diener der Astarte und König von Sidon, Sohn Eschmunazars, des Dieners der Astarte und Königs von Sidon, der ich hier ruhe, sage: Unternimm es nicht, mein Grabmal zu öffnen; es birgt weder Gold noch Silber. Wer dies Grab öffnen wird, wird kein Glück unter der Sonne noch Ruhe im Grabe haben.“ Die hierzu in Betracht kommenden Zeilen des Eschmunazar-Sarges lauten: „Ich, Eschmunazar, König von Sidon, Sohn Tabnits, Königs von Sidon, Enkel Eschmunazars, Königs von Sidon, und meine Mutter Ammachtoreth, Königin und Tochter des Eschmunazar, Königs von Sidon, haben Tempel den Göttern errichtet“ 2c.

Demnach ist also die Mumie in diesem neugefundenen Sarge die des Tabnit, welcher, Sohn des Eschmunazar, seine Schwester, die Tochter des Königs Eschmunazar, geheiratet hatte. Diese mag in dem an die Grabkammer Tabnits stoßenden Gemach beigesetzt worden sein. In demselben hat man einen Sarg gefunden, den die Hände der Leichenräuber nicht berührt haben. Er enthält eine Masse Frauenschmuckes in Gold und Steinen, auch einen Spiegel, der ja sicher auf den Sarg einer Frau hindeutet.

Sie hat nach der Inschrift des Eschmunazar ihren königlichen Gemahl überlebt. Die Zeit Eschmunazars ist die um 395; so werden wir dies Grabmal des Tabnit um 400 entstanden denken müssen.

Eine solche Fülle von wertvollen Zeugen der Vergangenheit ist in so kurzer Zeit des vergangenen Sommers (vom Anfang Mai bis Anfang Juni) der Mitwelt aus dem Schoß der Erde entrissen worden. Möge die Fortsetzung der Ausgrabungsarbeiten, welche am Schluß des Schriftchens für den Februar dieses Jahres in Aussicht gestellt wird, von ähnlichen Erfolgen belohnt werden, und möge es auch dann gelingen, die Kunstgegenstände sicher und unversehrt zum Ort ihrer Bestimmung, zum Museum von Konstantinopel, zu befördern.

Der Bruder.

Roman

von

P. Friedheim.

Zweiter Teil.

15.

Im Wohnzimmer der Villa Schwarzenfeld brannte schon ein helles Feuer, seinen gemütlichen Schein auf den Teppich ausstrahlend. Nicht weit davon saß die Gräfin in ihrem Sessel, ihr zu Füßen, auf einem niedrigen Taburett, Johanna.

„Es ist gut, daß ich nun alles weiß, Kind," sagte die alte Dame, „aber unklug haben Sie doch gehandelt. Ich an Ihrer Stelle hätte in Gottes Namen meinen Förster geheiratet, für den Jungen würde der allmächtige Gott gewiß einen Weg gefunden haben."

„Theodor war aber doch allein auf mich angewiesen," warf Johanna ein.

„Alles recht, Kind. Aber niemand befahl Ihnen, ihn zum Gelehrten zu machen. Eine andere, weniger kostspielige Karriere wäre vielleicht auch nicht gerade ein Unglück für ihn gewesen."

„Das glaube ich doch. In seinen Gaben hab' ich mich nicht betrogen. Sie selbst müssen zugeben, daß es schade wäre, wenn dieselben nicht zu ihrer Entwickelung gebracht wären."

„Das gebe ich zu. Doch wer sagt Ihnen, daß sie nicht zur Entwickelung gekommen wären. Meinen Sie, Gott der Herr kenne nur einen Weg, die Menschen ans Ziel zu führen?"

Johanna schaute sinnend vor sich hin. „Ich habe doch unter Gebet versucht, seinen Weg zu gehen," sagte sie.

„Das haben Sie, Kind, und Ihrem Glück dabei gründlich im Licht gestanden. Aber kommt's Ihnen nicht selbst so vor, als hätten Sie dem allmächtigen Gott durch Ihr Thun ein wenig unter die Arme greifen wollen?"

Johanna mußte unwillkürlich lächeln. „Bei Ihrer Auffassung der Sache könnte es so aussehen. Ich erblickte, wie damals die Verhältnisse lagen, eine einfache Pflicht darin, des Bruders Lernbegierde zu unterstützen."

„Und den armen Förster abzuweisen," fiel die Gräfin ein. „So wie Sie ihn schildern, kann ich mir eigentlich gar nicht denken, daß er wirklich verheiratet ist. Ich

meine, er müsse eines Tages zum Vorschein kommen und seine Ansprüche geltend machen."

Johanna schüttelte den Kopf. „Außerdem ist Theodor noch immer nicht fertig."

„Pah, das wird nicht lange mehr dauern. Ich sehe schon den Tag aufgehen, an dem er in sein Amt eintritt; dann nimmt er natürlich eine junge, liebenswürdige Frau, und zu Ihnen heißt es: Habe Dank, liebe Schwester, für all deine Güte, aber jetzt bist du überflüssig."

„Das wird er nie thun," rief das Mädchen aufgebracht.

Die Gräfin drückte sie sanft auf ihren Sitz zurück. „Es klingt hart, Kind, aber die Welt ist einmal nicht anders, und darum wollte ich, daß Sie den Förster geheiratet hätten. Sie sind so ganz dazu geschaffen, einen Mann glücklich zu machen, und ich finde es abscheulich, daß Sie eine alte Jungfer werden."

„Wollen Sie mich denn durchaus los sein?"

Die Gräfin lachte herzlich. „Meinen Sie denn, ich würde ewig leben? Ein paar Jahre, vielleicht nur ein paar Monate und die Gräfin Schwarzenfeld gehört zu den Toten."

„Hoffentlich noch nicht so bald. Und muß denn eine alte Jungfer stets unglücklich sein?"

„Das nicht, Kind, sie sind oft glücklicher, wie die verheirateten Frauen, die sich leider in so vielen Fällen mit einer Scheinliebe begnügen müssen. Ich meine nur, eine wirkliche Liebe finden, wie Sie es mir in der Ihrigen geschildert, das ist ein besonderes Gnadengeschenk Gottes, welches nur wenigen Menschen zuteil wird. Ich glaube, wer solch köstliches Gut einmal besessen hat, wird danach immer einsam bleiben, so viel andere Blumen das Leben auch auf seinen Pfad streut. Bei Ihnen, Johanna, wird das der Fall sein, und darum möchte ich Sie vor solchem Los bewahrt sehen."

Die Gräfin sah ernst und bewegt aus.

„Ich weiß, daß Sie recht haben," entgegnete Johanna.

Eine lange Pause trat ein.

„Sie glauben also nach Herrn Erlens Beschreibung wirklich, daß die junge Dame die Gemahlin des Försters war?" fing die Gräfin wieder an.

„Es bleibt kein Zweifel, auch war es mir keine neue Nachricht; ich hatte dieselbe bereits vor Monaten erhalten."

„Also der Kampf ist bereits gekämpft?"

Johanna hob die braunen Augen zu der Gräfin empor. „Mit Gottes Hilfe, ja," antwortete sie fest.

„Es wohnt Kraft in dem Mädchen," murmelte die alte Dame, als Johanna bald darauf das Zimmer verließ. „Nach jedem neuen Sturm richtet sie sich empor und steht da, so ruhig und fest, daß ich alte Frau sie beneiden möchte."

Der Tag verging so ruhig wie immer. Vergebens erwartete Johanna ihren Bruder, er kam nicht. Gerade hatte sie sich angekleidet, um zu ihm zu gehen und erhielt von der Gräfin noch Instruktionen über einige Einkäufe, welche sie auf dem Rückwege machen sollte, als auf dem Korridor ein lauter Wortstreit entstand. Der Bediente wehrte augenscheinlich jemand den Eintritt und wurde dafür mit Schimpfworten überladen.

„Bleiben Sie hier, Kind, Sie könnten sich den rohen Worten eines Berauschten aussetzen," hielt die Gräfin Johanna zurück, welche im Begriff stand, sich nach der Ursache des Lärms zu erkundigen. Gleich darauf trat der Bediente ins Zimmer.

„Mit solch brutalem Volk ist rein nichts anzufangen," murmelte er im Hereintreten. „Draußen sind zwei Frauenzimmer, die behaupten, hier im Hause wohne ein Fräulein, welches ihnen eine große Summe Geld schuldig sei," berichtete er. „Ich kann ihnen unmöglich an den Verstand bringen, daß sie an der verkehrten Thüre geschellt haben."

Die Gräfin blickte auf Johanna. „Wissen Sie etwas davon, Kind?“

„Gar nichts.“

„Wollen die Weiber keinen Namen nennen?“

„Den wollen sie nur dem Fräulein selbst sagen.“

„Es ist am besten, daß ich zu ihnen gehe,“ meinte Johanna ruhig.

Ihr kam plötzlich ein Gedanke, der sich nicht abwenden ließ. Die Gräfin mochte wohl einen ähnlichen haben. „Bleiben Sie hier, Kind,“ sagte sie aufs neue. „Anton kann die Leute hier herein führen. Im Notfall stehe ich Ihnen dann zur Seite,“ setzte sie lachend hinzu.

Johanna hätte gern widerraten, doch Anton hatte sich schleunigst entfernt und führte die beiden Frauen ins Zimmer. Sie waren nett und ordentlich gekleidet, besonders die eine, welche ein hochroter Shawl auszeichnete, eine Rose in derselben Farbe zierte den braunen Strohhut. Die Gräfin betrachtete die Eintretenden mit der ihr eigenen Gutmütigkeit.

„Was wünschen Sie von uns?“ fragte sie, als der Bediente sich entfernt hatte.

Die Frau in dem roten Shawl trat vor, während ihre Begleiterin sich verlegen und scheu in eine Ecke drückte. „Ich bin die Frau des Schneiders Andreas Hansmann, und die dort die Frau des Hut- und Kappenmachers August Wilhelm Dünkel,“ sagte sie. „Wir suchen ein Fräulein, deren Bruder Student ist, mit Namen Werner. Ich glaube, Theodor Werner heißt er, sagt Hansmann.“

„Der Student Werner ist mein Bruder,“ erklärte Johanna, welcher jetzt kein Zweifel mehr blieb, um was es sich handele. „Was wünschen Sie also von mir?“

Madame Hansmann schaute mit triumphierendem Blick auf Madame Dünkel. „Siehst du, Ernestine, wir kommen zu unserm Recht,“ murmelte sie zwischen den Zähnen. Sie setzte sich in Positur, die Enden ihres Shawls über den Arm hängend. „Es thut mir leid, daß wir Sie belästigen müssen, Fräulein,“ begann sie höflich, „aber Sie wissen vielleicht, wie die Herren Studenten es treiben. Leichtsinnig sind sie alle, auch die besten, das kann ich ihnen versichern, und lügen thun sie alle, und einen zum Narren haben und — —“

„Sind Sie eigens zu dem Zweck gekommen, uns das mitzuteilen?“ fragte die Gräfin.

Frau Hansmann warf ihr einen keineswegs freundlichen Blick zu. „Ja, ich bin extra gekommen, um dem Fräulein zu sagen, daß ihr Bruder uns schon monatelang eine Summe von über hundert Mark schuldet und hier der Frau Dünkel, ‚red' doch selber, Ernestine,‘“ raunte sie dieser zu, ihr einen gelinden Stoß in die Seiten versetzend.

Doch Frau Dünkel schien das Schweigen vorzuziehen, darum fuhr Frau Hansmann fort:

„Hier Frau Dünkel, sag' ich, schuldet er wenigstens ein Dutzend Käppchen, Halsbinden, Handschuhe und weiß der Himmel, was mehr. Mahnen hilft bei solchen Herren nichts und Hansmann, — Hansmann ist, mit Verlaub zu sagen, ein wenig ein Esel und läßt sich mit schönen Worten abfertigen. Das geht bei mir aber anders.“

„Das glaub' ich,“ lachte die Gräfin, der das Ganze unbeschreiblich amüsant vorkam.

Frau Hansmann ließ sich indes nicht aus der Fassung bringen. „Das geht bei mir aber anders,“ wiederholte sie noch einmal. „Ich sage: Meisterlein und Schneiderlein und kapitaler Kerl oder nehmen Sie eine Zigarre Hansmännchen, — und was die Herren Studenten noch mehr ausdenken, das bringt uns nichts in den Beutel und wenn man täglich sechs hungrige Mäuler zu stopfen hat, so sind hundert Mark keine Kleinigkeit.“

Frau Hansmann war in der Hitze des Gefechts das Tuch von den Schultern gefallen, sie stand da, die Arme in die Seite gestemmt, gerade so, als wenn sie ihrer armen Ehehälfte eine Strafpredigt hielt.

„Ihr seid eine tapfere Frau, Frau Hansmann,“ lobte die Gräfin, „wenn Ihr

Euren Sprößlingen dasselbe Rednertalent einimpft, so kann noch etwas aus Eurer Familie werden."

„Was die Dame da sagt, verstehe ich nicht, versetzte Frau Hansmann, welche klug genug war, den spottenden Ton herauszuhören, „aber das weiß ich, daß ich nicht von der Stelle gehe, bis meine Rechnung bezahlt ist. Nächste Kirmeß wird es schon ein Jahr, daß wir auf das Geld warten. Hansmann, sagte ich, heute gehen wir, entweder du oder ich."

„Worauf Hansmann Euch wohl den Vortritt ließ," ergänzte die Gräfin.

„Das that er. Er kriecht am liebsten in ein Mauseloch, obwohl er in vielen Dingen ein guter Mann ist. Das muß und soll gesagt sein, wirklich ein guter Mann!"

„Also Eure Ehe ist keine unglückliche?"

Jetzt war es mit Frau Hansmanns Geduld zu Ende. „Was die Rechnung hier mit unserer Ehe zu thun hat, möchte ich wissen," rief sie herausfordernd. „Ich sage, ob sie glücklich oder unglücklich ist, das geht niemand etwas an, aber das Geld geht mich viel an und ich kann nicht länger darauf warten."

„Wo habt Ihr die Rechnung, Frau?" fragte Johanna, ihr Gesicht der Schneiderin zuwendend.

Diese zog ein Papier aus der Tasche. „Es thut mir leid, daß ich den jungen Herrn in Ungelegenheit bringen muß," sagte sie. „Aber alles hat hier auf Erden ein Ende, auch die Geduld, sage ich, und viermal hat der Herr Student bereits die Rechnung erhalten. Zieh' deine Rechnung auch hervor, Ernestine," sagte sie, dieser einen zweiten freundschaftlichen Stoß versetzend.

Frau Dünkel verging fast vor Verlegenheit; sie raffte all ihren Mut zusammen. „Das Fräulein hier kennt mich gewiß noch," meinte sie schüchtern. „Sie waren einmal selbst mit dem Herrn Bruder in unserm Laden, also wissen Sie, daß alles seine Richtigkeit hat."

Johanna zweifelte durchaus nicht an der Wahrheit der beiden Forderungen. „Ja wohl, ich kenne Euch," versetzte sie ruhig. „Ich werde heute noch mit meinem Bruder sprechen und Euch dann das Geld sofort in Eure Wohnung senden."

Die Gräfin hatte indessen einen tieferen Einblick in die Kasse ihrer Gesellschafterin, wie diese ahnen mochte.

„Ei was, Kind; die Frauen nehmen den Betrag besser gleich mit. Ich will nicht allein mit dem Volke bleiben," flüsterte sie ganz leise, „darum lassen Sie mich einstweilen für Sie auslegen." Sie hatte sich erhoben und ohne weiteres Johanna die Papiere aus der Hand genommen. „Kommt hierher, Frau Hansmann, schreibt Euren Namen und Ihr, Frau Dünkel, thut dasselbe und dankt Eurer Freundin, daß sie so vortrefflich für Euch das Wort geführt hat. Hundertzwanzig Mark für Schneider Hansmann," sagte sie, das Geld aus ihrem Schreibtisch nehmend, und zweihundert Mark für Hutmacher Dünkel, so, da habt Ihr's, auf Heller und Pfennig."

Frau Hansmann schien durch die Erreichung ihres Wunsches vollständig gezähmt zu sein, sie machte einen höflichen Knix. „Schönen Dank, mein Fräulein," sagte sie zu Johanna und „adieu, meine Dame," wandte sie sich an die Gräfin. Ihre Begleiterin that dasselbe.

„Die wären wir glücklich los," lachte die alte Dame. „Trotz ihres ungeheuren Mundstücks war Madame Hansmann nicht so übel; saß Charakter dahinter. Ich bin nur froh, daß ich mich nicht an Schneider Andreas Hansmanns Stelle befinde."

In Johannas Gesicht zuckte es wie Krampf, sie mußte sich schnell abwenden, die aufsteigenden Thränen zu verbergen.

„Kind, Kind, Sie weinen doch nicht," schalt die Gräfin. „Doch nicht um den Jungen! Das wäre der Mühe wert. Ich rate Ihnen, machen Sie es wie Frau Hansmann und lesen Sie ihm gehörig den Text für seinen Leichtsinn."

Johanna drückte herzlich die Hand der freundlichen Dame, sie konnte nicht sprechen, aber ehe sie das Haus verließ, eilte sie in ihr einsames Zimmer.

„Wer weiß, in welchen Verlegenheiten er sich befindet; nun ist mir alles klar," schluchzte sie. „Und mir hat er trotz meiner Bitten alles verdeckt, verheimlicht. O, Theodor, Theodor, warum hast du mir das gethan?"

16.

Theodor war an diesem Abend nicht zu hause, auch am folgenden Tage vermied er es, seiner Schwester zu begegnen. Es schien ihm unmöglich, sie jetzt zu besuchen. Einen Sieg über den Versucher hatte er errungen; aber Johanna die volle Wahrheit mitzuteilen, konnte er sich nicht entschließen.

„Vielleicht finde ich noch einen anderen Ausweg," sagte er sich immer wieder vor, wenn er sich vergegenwärtigte, daß ihm in wenig Tagen keine andere Wahl bleiben werde. „Ich habe mit Tauler einen Ausflug in die Berge geplant," schrieb er ihr, und kann darum erst am Ende der Woche zu dir kommen. Unruhe brauchst du dir nicht zu machen, da ich vollständig hergestellt bin."

Indessen als der Schwarze kam, ihn abzuholen, lag er auf dem Sofa, geistig und und körperlich unfähig, sich aufzurichten; dieser erkannte den Freund fast nicht wieder, so müde und krank erschien er ihm.

„Es steht nicht richtig mit dir, du versinkst förmlich in Melancholie. Plagen dich wieder einmal Zweifel, oder hast du sonst Unannehmlichkeiten?"

Theodor hatte dem Freunde nie etwas über seine Verhältnisse mitgeteilt, sich im Gegenteil stets als einen wohl situierten jungen Mann dargestellt, der es in jeder Hinsicht mit dem noblen Kameraden aufnehmen könne.

„Gesteh's nur, Alter," fuhr Tauler fort, „du bist im Kampf mit Wulf, vor dessen Umgang ich dich so oft gewarnt. Was habt ihr eigentlich miteinander gehabt?"

„Hat er dir etwas darüber mitgeteilt?" forschte Theodor.

„Nichts Bestimmtes. Er schimpfte nur so weidlich über dich, daß ich froh war, dich fern zu wissen. Er ist ein unheimlicher Geselle. Es würde mich gar nicht wundern, wenn er es fertig brächte, dich Hitzkopf einmal in ein Duell oder dergleichen zu verwickeln."

„Du weißt, solche Sachen sind gegen meine Grundsätze," gab Theodor zur Antwort.

„Ganz gewiß sind sie das. Du willst ja ein frommer Prediger werden, wenigstens wollen wir es hoffen. Du bist indes erst auf dem Wege und noch nicht am Ziel." Theodor seufzte schwer. „Ich bin froh, daß ich nicht an deiner Stelle bin," meinte Tauler. „Johanna hat mir im einfachen Gespräch mehr Weisheit mitgegeben, wie viele meiner gelehrten Professoren zusammen. Seit ich sie kennen gelernt, habe ich eigentlich eine ganz andere Auffassung vom Leben bekommen. Wenn ich Prediger werden müßte, so wollte ich entweder ein kräftiger Eiferer für die Wahrheit sein, oder gar keiner."

Theodor bewegte sich unruhig durch's Zimmer. „Nur muß man die Wahrheit erst selbst erkannt haben," sagte er.

„Das ist es ja eben," versetzte Tauler. „Deiner Schwester Christentum kommt mir so leicht vor, ihr ist es ganz natürlich, sich Gott in persönlicher Gemeinschaft mit ihr selbst vorzustellen. Die Gewißheit davon scheint sie allenthalben zu begleiten, und das muß es auch sein, was sie so gewiß und so ruhig macht in allem, was sie thut."

„Ich glaube, du hast recht," antwortete Theodor, den Freund erstaunt anblickend. „Jedoch dahin zu gelangen, dünkt mir unendlich schwer. Ich würde schon froh und glücklich sein, wenn ich auf dem Wege aller Tugenden Fortschritte machte."

Tauler lachte. „Also ein Tugendheld wolltest du werden? Das stimmt aber nicht

mit Johannas Ansichten. Sie sagte einmal, alle eigene Tugend und Gerechtigkeit sei nichts; sich selbst aufgeben und auf alle eigene Kraft verzichten, das sei das allein Richtige."

„Ich weiß wohl, daß sie so denkt, und ich glaube auch, daß viele Leute weit damit kommen, aber nicht Männer wie wir. Die müssen selbst kämpfen und selbst arbeiten, um an das Ziel zu gelangen."

„Willst du das einmal deiner Gemeinde vorpredigen?"

„Ich glaube ja."

„Nun, ich bleibe dabei, ich bin froh, daß ich eine andere Karriere mache," rief Tauler, „und mit all den Dingen nichts zu thun habe. Das Grübeln darüber würde mir vor der Zeit graue Haare einbringen, und doch würde ich grübeln, bis ich das Rechte gefunden."

Länger wie zwei Tage konnte indes Theodor seinen vorgeschobenen Ausflug nicht ausdehnen, er wußte, Johanna werde ihn aufsuchen, und um das zu vermeiden, entschloß er sich schweren Herzens, lieber zu ihr zu gehen.

„Ich brauche ihr ja nicht gleich alles zu sagen," beruhigte er sich, „so ein wenig durchblicken lassen, daß ich in Verlegenheit bin; ich kann dann noch immer sehen, wie sie es aufnimmt."

Er hatte richtig gerechnet; kaum war er in die Straße, die zu ihrer Wohnung führte, eingebogen, als er seine Schwester in der Ferne auf sich zukommen sah. Sie erschien ihm ungewöhnlich ernst, sogar gegen ihre Gewohnheit traurig, Theodor bekämpfte seine trübe Stimmung, er versuchte ein fröhliches Gesicht zu machen.

„Guten Morgen, Johanna, du siehst, ich bin wieder besser," rief er ihr entgegen.

Sie sah ihm forschend in die Augen.

„Geht es dir wirklich besser?"

„Wie du siehst. Ich bin auf dem Wege zu dir."

„Dann will ich gern mit dir umkehren, denn ich kam in der Absicht, dich zu besuchen."

Eine Weile gingen sie schweigend nebeneinander.

„Wohnt nicht dort in der Villa die Bürgermeisterin Lorenz?" fragte Theodor, um doch etwas zu sagen.

Johanna nickte. Auch sie blickte zu den Fenstern des großen, schönen Hauses hinauf, hinter dessen Scheiben ihr zuweilen Ellens liebliches Gesichtchen zugenickt hatte. Heute war indes alles leer, die Läden waren sogar an manchen Stellen noch geschlossen. Johanna sann darüber nach, ob die Bürgermeisterin vielleicht bereits die Stadt verlassen habe, als sich plötzlich die Hausthüre öffnete und Ellen, im weißen Morgenkleid, das Haar aufgelöst über die Schultern hängend, mit todbleichem Antlitz herausstürzte. Der Blick ihrer sonst so sanften blauen Augen war ein verzweiflungsvoller.

„O Johanna," mehr vermochte sie nicht zu sagen, als sie halb besinnungslos die Gerufene umklammerte.

„Mein armer Liebling, was ist geschehen?" fragte das Mädchen, sich über die leichte Gestalt herabbeugend.

Ein erschütternder, herzzerreißender Schrei war die Antwort, Ellen hob das thränenlose Gesicht mit dem unbeschreiblich qualvollen Ausdruck empor. „Ist Mama krank, mein Liebling?"

„Mama!"

Es war ein Schmerzenslaut aus der Tiefe des Herzens.

„Mama!" schrie Ellen, sich heftig emporrichtend. „Du mußt mit mir gehen, Johanna, komm' mit mir, sage, daß es nicht wahr ist, nicht wahr sein kann," flüsterte sie in abgebrochenen Lauten. Eine wilde Angst schien sich ihrer zu bemächtigen, wie von einem entsetzlichen Traum befangen starrte sie vor sich hin. Sie stürzte mit ungestümer

Hast, Johanna nach sich ziehend, dem Hause zu. Theodor folgte mechanisch. Ihm kam es vor, als sei Ellen wahnsinnig geworden.

Niemand war an der offenen Thür sichtbar, auch auf dem Korridor blieb alles totenstill, als alle drei die Treppe hinauf stiegen. Sie gingen durch mehrere dunkle Zimmer in ein Gemach, dessen weitgeöffnete Fensterläden das volle Tageslicht hereinließen, eine grausige Szene beleuchtend. Ein Schrei des Entsetzens tönte von der Geschwister Lippen. Selbst Johannas feste Gestalt wankte einen Augenblick, während Theodor, von Grauen geschüttelt, sich an einen Stuhl lehnte.

Auf dem Teppich, vor dem Sofa, lag die Bürgermeisterin ausgestreckt, das Gesicht mit den verzerrten Zügen dem Fenster zugekehrt. Blut rieselte langsam über ihre Wangen, es klebte an ihren Haaren und ihren Kleidern — sie war tot. Es war ein furchtbarer Anblick, und diesem Anblick hatte die zarte Ellen, vor wenig Minuten, allein gegenüber gestanden. Fast scheu blickte Johanna zu ihr hernieder. Sie verharrte noch immer in derselben Stellung. Mit einem Arm hielt sie Johanna umklammert, die Augen in namenloser Qual auf die tote Mutter geheftet. Plötzlich riß sie sich los. Mit einer schnellen Bewegung nahm sie einen Revolver in die Hand, der nicht weit von der Bürgermeisterin am Boden lag.

„Wie kam es, Johanna, sprich, wer hat Mama getötet?“ fragte sie in denselben Jammerlauten, die schon einmal die Seele ihrer Hörer erschüttert hatten.

Johanna wußte nicht, was sie antworten sollte, sanft wollte sie das arme Kind von dem Schauplatz des Schreckens hinwegziehen; aber es gelang ihr nicht.

„Arme, liebe Mama!“ rief Ellem, wie von heftigem Fieberfrost geschüttelt, aus. Sie kniete nieder und neigte sich über die Leiche.

„Dieselbe Waffe hat sie mir einmal, vor nicht langer Zeit, gezeigt,“ fuhr sie, aufs neue den Revolver in die Hand nehmend, in demselben Tone fort. „Damals lachte sie und sagte, es müsse lustig sein, den Knall zu hören, lustig, rotes Blut fließen zu sehen. Dann schloß sie dieselbe weg und ich sah sie lange, lange nicht wieder.“ Ellen schauderte.

„Machte sie nie wieder ähnliche Andeutungen?“ fragte Johanna, froh, das arme Kind zur Aussprache zu bewegen.

„Nie. Nur heute morgen beim Frühstück war Mama so fremd, daß ich mich vor ihr fürchtete. Sie sagte, ich solle sie nicht anrühren, es klebe Gift an ihren Kleidern, das würde mich töten. Sie schickte die Kammerfrau für den ganzen Tag fort, und als ich vorhin zufällig in ihr Zimmer blickte, sah ich den Revolver vor ihr auf dem Tisch liegen. Ich war lange in meinem Zimmer beschäftigt, als auf einmal der Schuß ertönte.“ Ellen bedeckte das Gesicht mit den Händen, dennoch schien es wie eine Erleichterung, daß sie alles sagen konnte. „Ich flog fast hierher,“ fuhr sie nach einer Weile fort, „ich dachte, als ich die Thür öffnete, es sei alles ein entsetzlicher Traum. Wie es kam, weiß ich selbst nicht, aber mein erster Blick fiel durch das Fenster, über das Schreckliche hinweg, auf dich, Johanna, — ich stürzte aus dem Hause, dich zu rufen.“

Ellens blaue Augen richteten sich aufs neue durchdringend auf der Freundin Antlitz, und wieder forschten die bleichen, zitternden Lippen: „Wie kam es, Johanna, sag' mir, wer hat Mama getötet?“

Mittlerweile hatte sich das Gemach mit Menschen gefüllt, überall begegnete man erschrockenen, entsetzten Gesichtern. Schluchzen und Weinen, vermischt mit lauten Ausrufen tönten durch das Haus. Eine Viertelstunde später befand sich Theodor auf der Straße. Er eilte zum Arzt. Wie verändert erschien ihm die Welt. Konnte es möglich sein, daß hier draußen alles seinen gewöhnlichen Gang ging, daß die Leute mit freundlichem Gruß aneinander vorüber eilten, daß eine bunte Gesellschaft unter Lachen und Lärmen dort das Vergnügungsschiff bestieg, sich einen lustigen Tag versprechend? — Theodor war es, als griffe eine kalte Hand nach seinem Herzen, als läge vor seinem Blick die Erde und alles irdische Getriebe, thöricht, nichtig, eitel, hoffnungslos. „Es

nimmt einmal ein Ende, ein Ende mit Schrecken," murmelte er leise vor sich hin. „Wenn ich so weiter gehe, wie wird es dann mit mir einmal aussehen?" Jeder seiner Fehler, seine Unwahrhaftigkeit, schien sich wie ein unübersteiglicher Berg vor ihm empor zu türmen, ihm das Blut in die Schläfen und die Angst ins Gewissen jagend, die verzerrten Züge der Bürgermeisterin verfolgten ihn auf Schritt und Tritt.

Am Abend desselben Tages zog er, wie so oft schon heute, abermals die Klingel des Unglückshauses. Eine Dienerin öffnete, sie führte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, die Treppe hinauf, an deren Ende ihm Johanna entgegentrat, das Licht, welches sie trug, mit der Hand beschattend.

„Ellen schläft," flüsterte sie, ihm in ein Zimmer vorangehend, „tritt leise auf, Theodor, ich kann das Kind keinen Augenblick verlassen."

Sie befanden sich in einem hohen Gemach, dessen kostbare Möbel steif und düster aus der Dämmerung hervortraten. Auf einem Ruhebette lag Ellen in Kissen gebettet.

„Endlich ist sie eingeschlafen," flüsterte Johanna dem Bruder zu.

„Armes Kind," sagte Theodor mitleidig.

„Hast du alles besorgt, mein Bruder, ist die Gräfin beruhigt?" fragte das Mädchen, als die Geschwister sich im Nebenzimmer niedergelassen. „Sie sah wohl ein, daß ich bis zur Ankunft des Bürgermeisters hier auf meinem Posten bleiben muß?"

„Sie überläßt dir alles, Johanna," entgegnete Theodor. Es lag etwas Müdes und Mattes in seiner Stimme.

„Armer Junge, du mußt jetzt nach Hause gehen, dich ausruhen und stärken," sagte Johanna herzlich. „Du hast Großes geleistet heute und bist gewiß übermüdet. Ich bin aber doch dankbar, daß wir so weit sind und dadurch dem Bürgermeister viel Schreckliches erspart haben." Sie schwieg und blickte traurig in Theodors bleiches Gesicht. „Es war ein schrecklicher Tag heute für uns beide, aber wie viel schrecklicher für das arme Kind dort," sagte sie.

Er antwortete noch immer nicht, doch glitt er leise zu ihren Füßen nieder und legte den Kopf in ihren Schoß. Erschrocken blickte sie auf ihn nieder. „Bist du krank, mein Bruder?"

„Ja, nenne es krank, Johanna, krank oder schlecht, oder wie du willst," rief er mit gedämpfter, tief erregter Stimme, „betrogen, belogen und hintergangen habe ich dich, ohne Scheu, ohne Aufhören!"

Das Eis war gebrochen. Theodor hatte den Mut gefaßt, zu sprechen, jetzt kam das Bekenntnis seiner Schuld wie ein Strom von seinen Lippen. Er verschwieg nichts. Jede Falte seines Herzens enthüllte er vor ihr, sich selbst mit den bittersten Worten anklagend. Ruhig, mit vorgebeugtem Kopf, saß Johanna da und lauschte. Nur als er die geheimen Sendungen aus der Heimat erwähnte, zuckte sie merklich zusammen.

„Bis wann sind deine Wechsel fällig?" fragte sie, als er geendet.

„In fünf Tagen, Johanna; aber das kümmert mich jetzt am wenigsten. Selbst wenn ich ins Schuldgefängnis wandern müßte, ich würde es ohne Murren auf mich nehmen," rief Theodor erregt. „Aber du, — kannst du es denn glauben, daß ich all deine aufopfernde Liebe so vergolten habe?"

Theodor hob das thränenüberströmte Gesicht zu der Schwester empor, er schämte sich dieser Thränen nicht. „Kannst du mir vergeben, wirst du mich je wieder lieb haben können?" fragte er zaghaft und traurig.

Sie senkte das Gesicht tiefer auf ihn herab. „Weißt du, was Liebe ist, mein Bruder?" entgegnete sie innig. „Wenn du es wüßtest, du könntest nicht so zweifeln."

Er umschlang sie mit beiden Armen, noch immer verharrte er in der knieenden Stellung. „Mit Gottes Hilfe will ich versuchen, ein anderer, besserer Mensch zu werden," sagte er.

Sie wußte, es waren keine leeren Worte. Einen innigen Kuß drückte sie auf seine Stirn. „Der Herr helfe dir, Theodor, dir — und mir."

17.

Theodor war gegangen. Ellen schlief noch immer, von Schmerz und Ermattung überwältigt. Johanna setzte sich neben das Sofa; den Kopf in die Hand gestützt, versank sie in tiefes Sinnen. Mitternacht war vorüber, die Dienerin bereits zur Ruhe gegangen. Die Hauswirtin, welche im Hintergebäude wohnte, kam noch einmal herein, nach Johannas Wünschen zu fragen. „Ich habe mit meiner Tochter ein Zimmer ganz hier in der Nähe bezogen, damit Sie nicht so allein sind," sagte sie freundlich.

„Ich danke Ihnen."

„Fürchten Sie sich denn gar nicht in dem großen, fremden Haus, mit der Toten darin? Soll ich nicht lieber bei Ihnen bleiben?"

„Der Herr Bürgermeister muß gleich hier sein, außerdem fürchte ich mich nicht."

Die Frau ging. Johanna hörte ihren Schritt in der Ferne verklingen. Draußen rüttelte der Wind an den Fenstern, schauerliche Klagetöne ausstoßend, in den Bäumen rauschte es seltsam. Zwei Thüren weiter lag die Bürgermeisterin in ihrem letzten Bette, in welches man sie bereits gebettet hatte. Johanna sah sie deutlich vor sich. Ein Grauen überschlich sie. War's doch in diesem Augenblick, als öffne sich die Thüre und die unglückliche Frau, angethan mit dem weißen Totengewand, träte herein, die Mordwaffe in der Hand. Unwillkürlich richteten sich Johannas Augen dorthin. Aber nur dunkle Schatten huschten über die Wände, während die Thür sich langsam in den Angeln zu bewegen schien. Das Mädchen schauderte. Fast war es ihr leid, das freundliche Anerbieten der Wirtin nicht angenommen zu haben. Doch gleich darauf richtete sie sich empor. „Ist nicht der Herr bei mir und würde ich nicht, an Seiner Seite, durch dunklere Thäler hindurch wandern?" — In dieser schrecklichen Stunde kam die Gewißheit von der Nähe des lebendigen Gottes so fühlbar über Johanna wie noch nie in ihrem bisherigen Leben. Furcht und Grauen mußten davor verschwinden, Sünde, Mangel und Schwachheit konnte sie getrost Ihm zu Füßen legen. „Gott, mein Gott, du bist bei mir, dir übergebe ich mich für Zeit und Ewigkeit," betete sie. Ein echtes Kindergefühl durchdrang sie, — ein Geborgensein inmitten des Schreckens — ein Ausruhen inmitten des Sturmes. Alle Irrgänge ihres Lebens sah sie plötzlich vor sich, allen Hochmut und alle Thorheit des eigenen Herzens, aber zugleich Gottes unendliche Barmherzigkeit, welche sie dennoch zum Ziele führen würde. Wieder richteten sich ihre Augen auf die verhängnisvolle Thüre, aber nicht mehr mit Grausen und Entsetzen. Wäre die unglückliche Frau wirklich hereingetreten, Johanna hätte ihr ruhig entgegengesehen. Tiefes, erbarmendes Mitleid mit ihr gewann in des Mädchens Seele die Oberhand, es steigerte sich zu unaussprechlicher Seelenqual.

„Mama, wo ist Mama?" rief Ellen, sich in unruhigem Schlummer aufrichtend.

Da rollte ein Wagen über das Steinpflaster, Thüren wurden geöffnet und zugeschlagen, gleich darauf dröhnten schwere Schritte auf der Treppe. Johannas Herz bebte. Im Nebenzimmer war es bereits hell, sie wußte, wer dort hereingetreten war und sie erwartete.

„Lebt meine Frau?"

Die Frage kam schnell und hastig von den Lippen des Mannes, dessen Gesicht sich mit forschendem Blick ihr zuwandte.

Er schien die Antwort in ihren Zügen zu lesen, abwehrend winkte er mit der Hand. „Still, still, ich weiß alles, sie ist tot!"

„Sie ist tot!"

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen. Eine unheimliche Stille entstand im Gemach, welche Johanna nicht zu unterbrechen wagte.

„Mama, wo ist Mama?" rief Ellens klagende Stimme.

Johanna stand auf, sie zu beruhigen. Auch der Bürgermeister hob lauschend den Kopf. Hastig war er ihr gefolgt. Im Rahmen der Thür blieb er stehen. Er sah,

wie das Mädchen sich mit beruhigenden Worten über die Schlafende beugte, sein Auge traf das reine, schuldlose Antlitz seines Kindes, nach dessen Anblick sein Vaterherz so lange gedürstet hatte. Etwas von der Bitterkeit des Schmerzes schien zu weichen.

„Ist das mein Kind, meine Ellen?" fragte er.

Johanna trat zurück, ihm Raum zu machen, aber er neigte verneinend das Haupt.

„Jetzt nicht. Bringen Sie mich zu ihr, — zu meiner Frau."

Armer Mann! — Johanna empfand die ganze Schwere ihrer Aufgabe. Durch ein Telegramm hatte sie ihn herbeigerufen, ihm mitteilend, daß seiner Gemahlin ein Unglück zugestoßen sei. Welcher Art dasselbe, wie es gekommen, das zu erklären, blieb jetzt ihr überlassen.

Sie nahm das Licht und ging ihm voran in das Totengemach. In dem kleinen Kabinett vor demselben hielt sie inne. Es war das Wohnzimmer der Verstorbenen, ihr Schreibtisch stand dort! Johanna stellte die Lampe darauf. „Vielleicht finden Sie hier ein Abschiedswort, oder etwas, was Ihnen Aufschluß über den Tod Ihrer Frau Gemahlin geben kann," sagte sie zögernd.

„Aufschluß?" Er schaute verwundert zu ihr auf. „Ja, — ja, — ich vergaß über der Schreckensnachricht zu fragen, wie das Unglück gekommen, — welcher Art es sei," sprach er langsam. „Bitte, sagen Sie es mir, ehe ich dort hinein trete."

Der schwere Augenblick war gekommen.

„Ein Schuß mit dem Revolver traf die Frau Bürgermeisterin, — — er war tötlich. — In wenig Augenblicken war alles vorüber"

Er starrte sie an wie eine Erscheinung. Dann wühlten seine Hände in den Papieren, welche vor ihm lagen. Ein Brief an seine Adresse gerichtet, war unter ihnen.

Johannas Herz blutete. O, daß sie ein Trostwort gefunden, nur einen Tropfen Balsam in die Wunde hätte gießen können, die in diesem Augenblick des Bürgermeisters Herz geschlagen wurde. Machtlos stand sie solchem Schmerz gegenüber. „Herr hilf du ihm, steh du ihm bei!" drängte es sich unwillkürlich laut von ihren Lippen.

Ob der Bürgermeister sie hörte? — Langsam drehte er sich nach ihr um, ihr den offenen Brief darreichend.

„Das Leben hat keinen Wert für mich, es ist mir eine Qual, besser ist es für uns beide, ich mache endlich ein Ende," stand da mit großen, deutlichen Buchstaben geschrieben.

Johanna schaute von ihnen hinweg auf ihn, an den sie gerichtet waren, sie erschrak vor dem Ausdruck düstern Grams, der sich über sein Gesicht lagerte.

„Gottes Strafgericht kommt über mich, es droht mich zu zermalmen," murmelte er.

„Aber Gottes Barmherzigkeit ist Ihnen dennoch nicht fern," wagte das Mädchen zu trösten.

„Gottes Barmherzigkeit," sagte er, wie abwesend. „Ja, Gott ist barmherzig, er ist aber auch gerecht. Arme Beatrix, unglückseliges Weib, mußte es dahin mit dir kommen!" Er war in die Knie gesunken. Unhörbar schlich Johanna aus dem Zimmer.

18.

„Weinen Sie sich nur aus, Kind, man kann nicht immer stark sein, die Natur will auch ihr Recht haben," sagte die Gräfin, in Johannas Zimmer, langsam auf und niederschreitend. Sie hatte soeben das sonst so starke Mädchen in Thränen gefunden, ein Anblick, der die gute Dame wirklich zu erschüttern schien. „Nehmen Sie es nicht zu sehr zu Herzen, Kind, es gibt einmal viel Schauerliches in der Welt, man kann das nicht ändern und muß es ertragen lernen. Ich glaube aber fast, es ist gar nicht um die Frau Bürgermeisterin, daß Sie weinen," fuhr sie, sich Johanna gegenüber

setzend, fort. „Kopf in die Höhe, Kind, und mit der Wahrheit heraus, es handelt sich wieder einmal um den Allerweltsjungen?“

Das Mädchen antwortete noch immer nicht.

„Kopf in die Höhe, Kind, und Mut gefaßt,“ wiederholte sie noch einmal. „Ich weiß genau, was Sie beschwert, aber selbst das ist noch zu tragen.“

Johanna schaute erstaunt zu ihr empor.

„Ja, glauben Sie nur, daß ich es weiß. Die liebe Unschuld vom Lande hat gestern, als Sie fort waren, mit mir zu Abend gespeist. Daß Timotheus, wenn man ihn ein bischen anzapft, kein Geheimnis bewahren kann, wissen Sie.“

Johanna trocknete ihre Thränen.

„So, das ist recht, Kind,“ sagte die Gräfin beruhigter, „und nun denken Sie einmal, daß ich alte Frau Ihre Mutter wäre. Ist es Ihnen so schwer, mich wissen zu lassen, daß der Junge ein Leichtfuß gewesen ist und mehr verbraucht, als er im Säckel hat, — oder gehen Sie mit dem Gedanken um, bei jemand anders die Summe aufzunehmen?“

Johanna schüttelte den Kopf. „Die Sache, von der Sie reden, ist schlimm genug, wahrscheinlich schlimmer noch, als Sie denken; aber es ist augenblicklich wirklich nicht das, was mir ein solches Herzweh verursacht.“

„Also noch etwas anderes?“ Die hellen Augen der Gräfin ruhten durchdringend auf dem Mädchen; sie nahm die herabhängende Hand desselben in die ihrige. „Sie haben wohl Nachrichten über Förster Hiller, die —“

„Nein, nein, das ist es auch nicht. Ach, mein ganzes Leben ist ein verfehltes! Im Hochmut meines Herzens bin ich dennoch eigene Wege gegangen, darum kann Gottes Segen nicht auf mir ruhen,“ kam es heftig von ihren Lippen. „Sie selbst haben mir gesagt, ich habe durch mein Thun dem allmächtigen Gott unter die Arme greifen wollen. Sie hatten recht, mein Opfer war ein eigenes, selbstgewähltes, darum hat es der Herr nicht angenommen. Ich sehe das jetzt deutlich: Theodor hat mir gestern selbst bekannt, wenn er könne, so werde er noch jetzt einen andern Beruf erwählen. Er wird Prediger um Brot und Stellung, aber nicht um der tiefen, herrlichen Bedeutung des Amtes willen, wie mir dieselbe stets vorgeschwebt hat, seit ich ihn für diese Laufbahn bestimmte.“

„Aber, mein liebes Kind, denken Sie denn, alle jungen Theologen machten sich das vorher klar. Ich versichere Sie, die meisten wählen den geistlichen Beruf aus den eben genannten Gründen.“

„Leider ja. Ich hatte es mir nur mit Theodor so ganz anders gedacht, als ich,“ Johanna fügte das letzte zögernd hinzu, „als ich das größte Opfer meines Lebens darbrachte.“

„Dachten Sie, daß der Junge schon aus dem Grunde ein Prediger nach dem Herzen Gottes werden müßte?“ fiel die Gräfin ein.

„Ich glaube, ja.“

„Nun, zu schlimm wollen wir ihn denn auch nicht beurteilen,“ meinte die alte Dame mit einem Anflug von Ungeduld. „Das Geschehene wird ihm eine gute Lehre sein und zu einem wirklichen Taugenichts ist er doch sicherlich nicht herangewachsen.“

„Das nicht. Er hat gehandelt wie jeder andere, natürliche Mensch auch handeln könnte. Ich kann seinen Leichtsinn nicht beschönigen, aber er ist doch ein liebevoller Bruder geblieben, dem seine Verirrungen von Herzen leid sind. Selbst über diese will ich aber jetzt nicht klagen, denn ich, ich ganz allein bin die Schuldige.“

„Wir irren alle mannigfaltig, mein liebes Kind,“ tröstete die Gräfin.

„In der Thorheit meines Herzens war ich so überzeugt, den besten Weg zu gehen, daß ich nicht einmal daran dachte, Gott um Bewahrung vor Irrwegen und Selbsttäuschung zu bitten. Was ich erflehte, war allein die Kraft, mein selbstgewähltes

Opfer bringen zu können, und Kraft habe ich empfangen jeden Tag aufs neue," setzte sie stiller werdend hinzu.

„Also Kraft haben Sie empfangen, selbst auf dem Irrwege? — Denken Sie denn nun, da Ihnen die Augen geöffnet sind, werde Gott Ihnen dieselbe vorenthalten?"

Johannas Auge leuchtete wieder wie früher. Mutig stand sie auf. „Sie haben recht, auch jetzt wird mir die Kraft nicht fehlen," sagte sie. „Es ist nur ein überaus schmerzlicher Gedanke, das schönste Gut, welches mir auf Erden zugedacht war, mit eigener Hand auf immer von mir gestoßen zu haben."

Die Gräfin fand keine Antwort auf diese Klage. Die Wahrheit derselben war unbestreitbar. So lenkte sie bald das Gespräch in andere Bahnen.

In ihrer eigentümlichen Weise suchte sie das Mädchen, welches ihr lieb war, wie ein eigenes Kind, zu zerstreuen und aufzuheitern. Die Bitte des Bürgermeisters an sie, ihm Johanna zu Ellens Gesellschaft auf einige Tage mit in die Heimat zu geben, kam ihr darum recht gelegen. „Sie müssen das arme, kleine Lamm, welches so Entsetzliches ertragen hat, in den neuen Verhältnissen heimisch machen, Johanna, niemand in der Welt kann das so gut wie Sie, und ich versuche mittlerweile wie es drei Tage ohne Sie sein wird."

Johanna drückte der gütigen Dame dankbar die Hand. Auch Theodor hatte an derselben, in den letzten Tagen besonders, eine warme Fürsprecherin.

„Ueberlassen Sie mir den jungen Thunichtgut, Kind," bat sie. „Er muß einmal von fremden Leuten den Kopf gewaschen haben, das wirkt besser, als von solch einer sanften, liebevollen Schwester."

„Ich glaube sonst, daß ich ihn nicht gar zu sanft behandelt habe," meinte Johanna lächelnd.

„Mag sein. Aber trauen Sie mir alten Frau auch ein bischen Erfahrung zu. Ich habe nie einen Sohn gehabt," fuhr sie wehmütig fort, „darum gönnen Sie es der armen Einsamen auch einmal, derartige Freuden zu genießen." — —

Freuden mußte die Gräfin Schwarzenfeld wirklich gekostet haben, als sie mit strahlendem Antlitz den jungen Mann entließ, der reuigen, zerknirschten Herzens vor einer Stunde bei ihr eingetreten war.

„Wir haben eine lange Konferenz gehalten, und tüchtig hab' ich ihn durchgeschüchtelt," sagte sie zu Johanna, welche ängstlich auf den Ausgang des Gespräches wartete. „Nun ist aber auch alles in Ordnung, nicht wahr, mein Sohn?" wandte sie sich mütterlich an Theodor.

„Sie sind zu gütig, Frau Gräfin," stammelte dieser.

„Ach was, nichts weiter davon, ich will nie wieder etwas darüber hören, verstanden? — Und Sie Johanna, belästigen mich auch nicht länger mit Ihren Lamentationen. Der Junge hat alles gebeichtet und ich bin von heute an seine alleinige Gläubigerin geworden. Das Ganze ist eine Anleihe, welche Sie mir bei Gelegenheit auf die eine oder andere Weise zurückerstatten können."

„Aber eine solch ungeheure Summe! Es ist zu viel, wir dürfen diese Güte wirklich nicht annehmen," warf Johanna ein.

„Noch immer der alte Hochmut, Kind?" Die Gräfin sah ihr ernst in die Augen. „Ich dachte, nach unserm Gespräch von heute morgen, wären wir überein gekommen, denselben für alle Zeiten festzubinden." Hier übermannte sie die Rührung. „Kinder, Kinder, die Welt war eine Wüste für mich geworden, durch welche ich so fröhlich und so mutig es eben gehen wollte, einsam hindurch pilgerte. Seit ich Euch kenne, dich Johanna und auch den unnützen Jungen dort, schien es mir oft, als wolle eine eigens für mich entdeckte Oase darin grünen, jetzt wachsen sogar noch Blumen auf derselben. Ist es euch recht, Kinder, und könnt ihr mich verkehrte alte Frau ein wenig lieb haben, so bitte ich euch, bleibt bei mir und laßt mich eure Mutter sein."

Johannas Antlitz ruhte längst am Herzen der alten Dame. Theodor kniete neben

der Schwester nieder, tief bewegt den Kuß seiner neuen Mutter empfangend. Dann richtete sich diese empor und wischte energisch eine Thräne fort.

„So, Kinder, nun ist das Band geschlungen. Der Junge geht mir jetzt in seine Wohnung und holt seine Siebensachen, denn daß er, so lange er sich hier aufhält, bei Mutter und Schwester wohnt, ist wohl das Natürlichste; wir können ihn dann besser unter Augen haben. Sei nicht bange, mein Sohn,“ setzte sie, Theodor liebevoll anblickend, hinzu, „an ungebundener Freiheit soll es dir nicht fehlen, das gehört einmal zum Studentenleben. Nur vor dem Verkehr mit Juden und dem Umgang mit Leuten, welche ihr Geld verspielen, soll gewarnt werden, — solche Unthaten müssen ein- für allemal ihr Ende erreicht haben; — — verstanden!“

19.

Nicht lange verweilte der Bürgermeister auf dem Schauplatze des Schreckens. Wenige Tage nachdem die irdischen Ueberreste der Frau Bürgermeisterin in aller Stille bestattet waren, trat er mit Ellen und Johanna die Heimreise an. Das Ordnen der Verhältnisse hatte nicht so viel Zeit in Anspruch genommen, als er anfangs erwartete. Johanna und Theodor waren dabei, wo sie konnten, seine getreuen Gehilfen gewesen. Ellen schloß sich immer inniger an den Vater an, und obgleich die tiefe Melancholie, die seit der Mutter Tode auf ihr lastete, nicht weichen wollte, so schien es doch der beste Balsam für ihre Wunde zu sein, wenn sie dem geliebten Vater kleine Dienste leisten oder sich in der Nähe desselben aufhalten konnte.

Es war ein klarer Herbsttag, als die drei Reisenden am frühen Morgen in den Eisenbahnwagen einstiegen. Ellens blasses Gesichtchen, eingerahmt von dem schwarzen Flor des Krepphutes, lehnte an der Schulter ihres Vaters, sie hielt seine Hand in der ihrigen. Johanna saß ihnen gegenüber. Ein Gefühl von Freude und Schmerz durchdrang sie, als sie sich allmählich den bekannten Gegenden näherten, nach deren Anblick ihr Herz sich so oft gesehnt hatte. Daß die Stätten ihrer teuersten Erinnerungen verödet und leer seien, daß die geliebte Stimme, welche sie dort zu hören gewohnt war, nicht mehr für sie erklingen solle, wie das sein werde, das hatte sie sich bis dahin noch nicht völlig klar gemacht. Der Gedanke an Ellen nahm sie zu viel in Anspruch. Dem zarten Kinderherzen war Trost und Stütze so nötig.

Ellens ganze Seele lebte in der Vergangenheit. Unzählige Erinnerungen wurden auch in ihr lebendig. Dort die kleine Stadt erkannte sie sofort, — da das Schloß auf dem Berge hatte sie schon einmal gesehen, — sie wußte, sie war jetzt der Heimat ihrer Kindheit ganz nahe. Aber über allem lag der schwarze Schleier, durch den das Bild der unglücklichen Mutter hindurchsah.

Es war noch heller Tag, als sie in den Bahnhof von Herrenberg einfuhren. Eine hohe, vornehme Frauengestalt, ebenfalls in Trauerkleidung, stand erwartend am Koupee, zwei Herren, ein kleiner und ein großer, schlanker, befanden sich an ihrer Seite. Ellen erkannte den letzteren sofort, es war derselbe, den sie damals mit Lulu an der Gartenmauer gesehen hatte, es konnte kein anderer sein als Leonhard.

„Mein Vater!“ rief Ursula, dem Bürgermeister die Hände entgegenstreckend.

Er schloß sie an sein Herz, dann umarmte er Leonhard und seinen Schwiegersohn.

„Möge die Heimkehr nicht zu schwer für dich werden, lieber Vater,“ flüsterte der Baron teilnehmend.

Ursula hatte sich Ellen zugewandt. „Meine süße kleine Schwester, willkommen in der Heimat!“ Sie küßte das junge Mädchen wieder und wieder mit mütterlicher Zärtlichkeit. „Wir freuen uns so sehr, daß du zu uns kommst, liebe Ellen. Nicht wahr, Adolf, unser Recht an unser Schwesterchen machen wir gleich geltend?“

Johanna war vollständig von Leonhard in Anspruch genommen, welcher, außer sich vor Entzücken über ihr plötzliches Erscheinen, in heller Freude ihre Hand festhielt. Die schmerzliche Stimmung, welche sich aller trotz des Wiedersehens bemächtigte, schien ihn gar nicht zu berühren.

Da legten sich zwei weiche Arme um seinen Nacken. „Lieber Leonhard, kennst du mich nicht mehr?"

Wie elektrisiert sprang er empor, erschrocken sie von sich abwehrend.

„Ich bin Ellen, deine kleine Schwester Ellen," fuhr das sanfte Stimmchen fort. „Sieh' mich an, Leonhard, kennst du mich denn gar nicht mehr?"

Seine Augen wurden immer größer, prüfend betrachtete er sie von allen Seiten, dann blickte er Johanna fragend an.

„Glaubst du es nicht, daß ich deine Schwester Ellen bin, Leonhard?" fuhr diese dringender fort.

Er lächelte. „Ellen war so groß," sagte er, mit seiner Hand die Höhe bezeichnend, „und einen rosa Hut trug sie auf dem Kopf und Haare von Gold, — so, so lang und ein weißes Kleid, und dazu noch — — —"

Einer plötzlicher Eingebung folgend, nahm Ellen ihren Hut ab und löste die Nadeln, welche ihre Locken am Hinterkopf zusammenhielten. Wie ein goldener Schleier umgaben dieselben an beiden Seiten ihr kindliches Gesichtchen.

„Siehst du, daß ich Ellen bin," wiederholte sie. „Nur größer bin ich geworden und älter, das ist alles."

Leonhard war allen ihren Bewegungen gefolgt, sanft prüfte er mit der Hand die weichen Locken, er streichelte ihre blassen Wangen. „Ich glaube wirklich, daß es Ellen ist," rief er plötzlich. Dann trat er mit ängstlichem Blick zur Seite. „Ich war so oft am Bahnhof, dich abzuholen, Ellen; warum bist du nie gekommen?"

Ellen faßte seine Hand. „Jetzt bin ich da und will immer bei dir bleiben, Leonhard," lächelte sie, bemüht, ein heiteres Gesicht zu machen.

Mit fast ehrerbietigem Blick neigte er sich vor ihr und küßte sie. „Du bist schrecklich groß, Ellen, aber ich glaube, du bist doch Ellen. Komm nur schnell mit nach Hause, ich muß dir vieles zeigen."

Er wich nicht mehr von der Schwester Seite, selbst Johanna wurde darüber etwas vernachlässigt.

Mit warmer Herzlichkeit umgab Ursula ihre ehemalige Pflegerin. Als lieber und geehrter Gast stieg Johanna die Treppe hinauf in dieselben Räume, welche sie so oft als arme Näherin unter so ganz anderen Verhältnissen betreten hatte. Das ganze Haus trug einen düstern, unbewohnten Charakter.

„Hoffentlich wird es unter Ellens Walten bald anders hier werden," sagte Ursula. „Ich bin so dankbar, daß sie wenigstens meinem armen Vater geblieben ist."

Leonhard half Ellen über die ersten schweren Erinnerungen beim Eintritt in das Vaterhaus hinweg. Er ließ dem Bürgermeister kaum Zeit, sein geliebtes Kind in demselben willkommen zu heißen. Ohne Verzug mußte Ellen mit ihm von Zimmer zu Zimmer. Ursula und Johanna waren ihnen gefolgt.

„Sieh', hier schlafe ich jetzt, Ellen, in demselben Zimmer mit Vater, damit ich nicht immer so allein bin," erklärte er. „Gefällt es dir?"

Er verschwand hinter einem gewaltigen Bettschirm und kehrte gleich darauf mit triumphierender Miene zurück, einen hölzernen Kasten im Arm haltend.

„Dies gehört dir, Ellen, ich habe es für dich aufbewahrt. Jetzt macht es dir vielleicht aber keine Freude mehr, weil du so groß geworden bist."

Etwas wie Zweifel zog über sein Gesicht, als er eine Puppe, angethan mit einem himmelblauen, verblichenen Kleidchen, einen gelben Strohhut auf den schwarzen Haaren, daraus emporhob.

„Der eine Arm ist etwas lahm, darum muß man sie vorsichtig halten; schön ist sie doch noch, nicht wahr, Ellen?"

Der freudige Ausdruck war in seine dunkeln Augen zurückgekehrt, als er das lang gehütete Kleinod in Ellens Arm legte. Diese erinnerte sich recht wohl noch ihrer kindlichen Sehnsucht nach diesem vergessenen Liebling und der vielen Briefe, welche sie an Papa und Leonhard geschrieben, mit der Bitte, ihr denselben nachzusenden."

„Ich freue mich, Leonhard, daß du mir die Puppe so gut bewahrt hast," sagte sie, ihn umarmend.

Ursula und Johanna hatten mit tiefer Rührung der kleinen Szene beigewohnt Jetzt entführten sie Ellen, damit diese, nach den Anstrengungen des Tages, eine kurze Ruhe genießen könne.

Bei der Abendtafel trafen alle wieder zusammen. Die alte Mina, welche noch immer in den unteren Regionen des Bürgermeisterhauses das Szepter führte und ihrem Herrn in seiner Einsamkeit treulich zur Seite gestanden hatte, kam, um mit Freudenthränen das heimgekehrte Kind zu begrüßen. Selbst Ellens alter Spielgefährte, Heinrich Brauer, ward nicht vergessen.

„Der Junge hat sich oft genug nach dem lieben Fräulein erkundigt," antwortete die Alte auf Ellens Frage nach ihm. „Jetzt ist er freilich mit dem Förster Hiller auf und davon gegangen, in eine wildfremde Gegend."

„Aber er kann doch wiederkommen?" meinte Ellen.

„Das glaub' ich kaum, Fräulein Ellen. Seit der Förster sich das Fräulein Braunfels von hier zur Frau geholt hat, haben sie nichts mehr an diesem Ort zu schaffen. Der Heinrich hängt an seinem Herrn wie eine Klette und wird ihn wohl nie wieder verlassen."

Johannas Herz stand fast still bei Erwähnung des Geliebten, aber sie wagte nicht weiter nach ihm zu fragen, hörte sie doch auch hier aufs neue die Bestätigung, daß Lambert verheiratet sei.

Zum erstenmal nach einer Reihe von Jahren hatte das Eßzimmer des Bürgermeisterhauses einen gemütlichen Anstrich, trotz aller schmerzlichen Erinnerung eine Hoffnung auf bessere Tage verkündend. Mit herzlicher Freude bemerkte Johanna die Veränderung in dem sonst so schroffen, düstern Wesen des Bürgermeisters, — Ursulas und ihres Gatten stilles und doch so sichtbares Glück. Auch Ellen hatte ihre Gedanken. Trotz ihres kindlichen Alters hatten sich die Eindrücke, welche sie als kleines Mädchen hier in demselben Zimmer empfangen, nicht vollständig verwischt. Erstaunt blickte sie um sich, als nach aufgehobener Tafel Leonhard dienstfertig die Schelle zog, die Dienstboten herbeizurufen. Noch mehr aber wunderte sie sich, als der Bürgermeister selbst die Bibel aufschlug und mit tiefer, fester Stimme den dreiundzwanzigsten Psalm vorlas, worauf ein kurzes, inniges Gebet folgte. Leonhards andächtige Haltung, sein stilles, kindliches Wesen, mit dem er jedes Wort in sich aufzunehmen schien, hatte etwas unbeschreiblich Rührendes.

„Ich kann mich nicht genug wundern," meinte Ellen, als sie sich mit Johanna in dem gemeinsamen Schlafzimmer befand, „daß Leonhard bei all seinen unverständigen Einfällen sich sofort wie ein vernünftiger Mann beträgt, wenn die Rede auf göttliche Dinge kommt."

Johanna sah sinnend vor sich hin. „Das ist es, was auch ich, so lange ich mit ihm verkehrt habe, immer beobachten durfte," antwortete sie. „Es scheint mir ein kräftiger Beweis dafür, daß Gottes Wort überall und unter allen Verhältnissen Eingang finden kann, sobald sich die Herzen ihm öffnen wollen. In Leonhards umdüstertem Verstand haftet nichts so fest, als die Liebe des Heilands. Diese allein kann den Schleier der Melancholie, der ihn einhüllt, durchdringen und seinem sonst so traurigen und verlorenen Dasein wirkliche Freudenstunden bereiten."

Ellen neigte das liebliche Gesichtchen näher zu der Freundin.

„Möchte doch auch ich immer mehr den Heiland lieben lernen, Johanna!" —

Der Bürgermeister war schon zur Ruhe gegangen, auch Leonhard lag eine Weile still auf seinem Lager.

„Vater," rief er plötzlich zu diesem hinüber, „wie gut, daß ich nicht mehr auf den Erzvater zu warten brauche; der Heiland ist viel herrlicher, und ich fühle, er ist heute abend bei mir mit allen seinen Engeln."

20.

Das Forsthaus stand unbewohnt inmitten des sterbenden Waldes. Dürres Laub raschelte unter Johannas Füßen, als sie allein den bekannten Weg dahin wanderte. Noch einmal wollte sie dort weilen, wo ihre erste und einzige Liebe gegrünt und Wurzel geschlagen hatte. Vielleicht hatte sie es sich nicht vorgestellt, wie schwer dieser Gang für sie sein werde, als sie ihn antrat, wie lebendig die Erinnerung sei, welche ihr jetzt nichts als Schmerz brachte. Jeden Augenblick schien es ihr, als müsse die Thüre sich öffnen und Lambert heraustreten mit dem alten Blick seiner treuen Augen, in dem sie so oft die Versicherung seiner Liebe gelesen. Doch die Thür blieb verschlossen. Der Garten lag verödet. Das Ganze bot ein Bild der Verlassenheit. Wie eine Verlassene erschien sich auch Johanna, als sie sich auf der zerbrochenen Bank in der Nähe des Hauses niederließ. Durch die scharfe, klare Luft zog nur dann und wann ein kalter Windhauch, der die Wipfel der Bäume bewegte. Der Schlag der Holzhacker tönte aus der Ferne. Einzelne Krähen wiegten sich in den hohen Tannen, um dann plötzlich aufgescheucht von dannen zu fliegen, weit fort in das freie, luftige Stoppelfeld. Die mächtigen Baumzweige klopften nach wie vor an Lamberts Fenster. „Mach' auf, mach' auf," hätte Johanna rufen mögen, „laß mich ein, Lambert!" Vergeblich. Was sie einmal verloren, es kam niemals wieder. Heute zu erstenmal empfand sie das tiefe Weh, welches sie dem Geliebten bereitet hatte. Die Schwere ihres Opfers hatte sie stets empfunden, was Lambert darunter gelitten war ihr niemals völlig zum Bewußtsein gekommen. Jetzt, wo sie vereinsamt, vergessen vor der Thüre seines leeren Hauses saß, jetzt fühlte sie, was auch er erduldet hatte, all' die langen Jahre, in welchen er die Liebe für sie im Herzen getragen. „Mein Glück habe ich zerbrochen, und nicht das meinige allein," klagte sie, „den besten Teil auch seines Lebens habe ich verwüstet." In diesem Augenblick erschien es ihr fast wie ein Balsam auf ihre Wunde, daß er sie vergessen, daß er ein neues Glück gefunden hatte. „Wäre mein Opfer ein berechtigtes, er hätte auf mich gewartet, bis in alle Ewigkeit," dachte sie. „So aber ist seine Liebe gestorben, sein Herz für mich erkaltet, wie konnte ich es anders erwarten."

In dieser Stunde weinte Johanna nicht. Den Kopf an die Mauer gelehnt saß sie da, unbeweglich. Tannennadeln rieselten auf ihr Haupt und in ihren Schoß, kalt durchschauerte es ihren Körper. Ein Hase lief über den einsamen Weg. Ganz in des Mädchens Nähe blieb er stehen, lauschend den Kopf in die Höhe hebend, dann jagte er in hastigen Sprüngen davon.

Um Johannas Ruhe war es geschehen, ihr war, als könne sie nicht länger stille halten. Brennendes Verlangen bemächtigte sich ihrer. Sie schritt um das ganze Haus herum. Der Zaun an der hintern Seite desselben war zerbrochen, bequem konnte sie durch denselben in den Garten gelangen. Auch hier herrschte derselbe trostlose Zustand. Verwelkte Blumen hingen in Fülle an den Sträuchern; keine liebende Hand hatte sie gepflückt, kein Auge sich an ihnen erfreut. An einem geschützten Plätzchen blühten noch einige Astern. Gerade hier hatte sie mit Lambert gesessen, als er ihr zum erstenmal seine Liebe gestanden. Es trieb sie fort von dieser Stelle. Wie suchend ging sie weiter, sie hatte ein Gefühl, als könne sie nichts unberührt lassen. Die kleine Scheune, welche

an das Haus gebaut war, stand offen. Sie war angefüllt mit mancherlei altem Kram, der wahrscheinlich beim Einpacken beiseite gesetzt worden war. Zerbrochene Stühle, ein Tisch mit drei Beinen, ein verblichenes Gemälde mit zertrümmertem Rahmen, eine Kaffeemühle und mehr solcher Dinge lagen zwischen Papier und Kehricht allerlei Art zerstreut. Johanna warf einen wehmütigen Blick darauf. Ihr Auge, das mechanisch darüber hinschweifte, wurde plötzlich lebendig, sie bückte sich, einen Papierstreifen aufzuheben, den sie soeben noch mit Füßen getreten. So behutsam, als habe sie einen Schatz gefunden, trug sie denselben aus der Dämmerung der Scheune ans Tageslicht. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, als sie denselben wieder und wieder an ihre Lippen drückte. Niemand, der das schmale zerknitterte Papier in die Hand genommen, würde daraus klug geworden sein, aber für Johanna waren die mit roter und blauer Farbe darauf gemalten Schnörkel keine Hieroglyphen, sie wußte was dieselben bedeuteten. Von welch edlen Gesinnungen sprachen die wenigen Buchstaben dieses vergessenen Papieres. — Lambert war der Freund, der jahraus jahrein seine Ersparnisse dargebracht hatte, ihre Sorge um den Bruder zu erleichtern, Lambert, dessen Glück, um des Bruders willen, geopfert worden. — Wieder fiel der Gedanke, daß sie jetzt wenigstens allein litt, daß der Geliebte Entschädigung gefunden für einsame, traurige Jahre, wie ein Balsamtropfen auf die Wunde ihres Herzens. Noch nicht lange konnte es her sein, daß Theodor die letzte Sendung empfangen, — gewiß die letzte Spende an sie, in Erinnerung vergangener Zeiten. Sie hatte ja nichts davon geahnt bis zu dem Tage, da ihr Bruder seine Schuld bekannt, und selbst dann noch lag der Gedanke an den Geliebten fern, dessen Verhältnisse eine solche Gabe nicht zuließen. Wie teuer erschien ihr auf einmal jener erste Brief, der noch immer unberührt in ihrer Kommode lag. Ihr Herz hatte eifrig die Gelegenheit ersehnt und gesucht, den Inhalt desselben dem Geber zurückzustellen. Selbst in den sorgenvollsten Zeiten hatte sie den Gedanken, das Geld auszugeben, zurückgewiesen, bis zu der Stunde, da ihr Hochmut gänzlich gebrochen am Boden lag. Ohne Forschen und Fragen hatte Theodor jährlich dieselbe Summe angenommen und den Geber damit überzeugt, daß seine Gabe eine wünschenswerte und angenehme sei. Wieder preßte Johanna das Blatt an die Lippen. Es war von ihm, er hatte an sie gedacht, er hatte ihre Sorgen geteilt, er hatte ihr geholfen, er konnte ihr wenigstens nicht zürnen. „Sei glücklich, Lambert," flüsterte sie. Nach und nach legte sich die heftige Erregung ihres Innern, sie ward ruhiger. Nur müde und mutlos fühlte sie sich, so ganz verzagend an aller eigenen Kraft und Stärke.

Sie hörte das Rollen eines Wagens und erschrak fast bei der Annahme, daß ihre Freunde sie hier aufsuchen könnten, gerade jetzt, wo sie so sehr der Stille und Einsamkeit bedurfte. Jedoch das Geräusch verklang, sie blieb allein.

Ihr Ohr hatte sich indes nicht getäuscht. Der Bürgermeister machte mit dem Baron eine Spazierfahrt, ohne Ahnung, daß Johanna, welche sich einige Stunden für sich ausgebeten, um bekannte Stätten aufzusuchen, ihnen so nahe sei. Sie vermuteten sie auf dem Kirchhof am Grabe ihres Vaters oder in ihrer früheren Wohnung.

„Es ist schade, daß Fräulein Werner nicht noch einige Zeit bei uns bleiben kann," meinte der Baron im Laufe des Gespräches, „sie übt einen wohlthuenden Einfluß auf ihre ganze Umgebung aus."

„Sie ist ein seltenes Mädchen," bestätigte der Bürgermeister. „Die Kraft des Christentums kommt in ihrem Wesen deutlich zur Erscheinung, von ihr auf andere übergehend."

„Dasselbe sagte Ursula gestern abend. Sie meinte, auch auf unser Glück habe Johanna Werner nicht geringen Einfluß gehabt."

Der gute alte Baron wischte sich die Augen. Er konnte nie ohne tiefe Rührung von der Veränderung in seinem ehelichen Leben sprechen.

„Ganz gewiß. Die Zeit, welche sie bei euch als Pflegerin zugebracht, war nicht ohne Segen für Ursula. Ich ahnte das damals schon."

„Merkwürdig, daß sie jetzt wieder mit uns in Verbindung treten mußte," versetzte der Baron. „Es ist rührend zu sehen, mit welcher Liebe Ellen und Leonhard an ihr hängen."

„Und mir, vor allem, ist sie in den schrecklichsten Tagen meines Lebens eine kräftige Stütze und Hilfe gewesen," fügte der Bürgermeister hinzu. „Ich kann ihr das nie wieder gut machen."

„Ich glaube, sie selbst ahnt gar nicht, wie viel sie uns und anderen ist," fing der Baron nach einer Pause wieder an. „Ihr Auftreten ist so bescheiden und zurückhaltend. Manchmal kommt es Ursula und mir so vor, als trage sie ein verborgenes Leid, welches heimlich an ihr zehre."

„Vielleicht die Sorge um den Bruder," entgegnete der Bürgermeister. „Seine Gesundheit scheint sehr zart. Ich hörte die Gräfin Schwarzenfeld sich einmal sehr ängstlich darüber äußern."

„Denkst du das?"

Der Baron blickte hinüber zu dem Schloß, dessen Zinnen sie in einiger Entfernung schimmern sahen. „Ich werde den jungen Mann einmal zu einer längeren Kur zu uns einladen. Meine Ursula ist so geschickt in der Pflege. Da sie mich alten Mann verjüngt hat, so wird sie auch wohl solch junges Blut wieder auf die Beine bringen können."

Der Baron sah sehr glücklich aus.

„Ursula," rief er seiner Frau zu, welche Arm in Arm mit Ellen ihnen am Eingange des Parkes entgegen kam, „ich habe schon wieder einen Plan gemacht, und hoffe nur, du bist damit einverstanden."

Sie nickte freundlich.

„Ich werde schon müssen, Adolf. Wenn du nur nicht nach Italien reisen willst, ohne mich mitzunehmen."

(Schluß folgt.)

Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

Januar.

2. Veröffentlichung der gefälschten Aktenstücke im „Deutschen Reichsanzeiger".
13. Neujahrsempfang in Petersburg und Sofia.
13. Zusammentritt der französischen Kammern.
14. Der preußische Landtag eröffnet.
17. Erste Sitzung des deutschen Reichstages nach den Weihnachtsferien.
20. Verurteilung des Redakteurs der „Nowoje Wremja" wegen Verläumdung des Herrn v. Villaume.
21. Eröffnung des schwedischen Reichsrats durch den König.
22. Attentat auf Louise Michel.
23. Auflösung der serbischen Skupschtina.

Politik.

Der Reichstag hat nach Schluß der Weihnachtsferien seine Thätigkeit wieder aufgenommen und sich auch jetzt schon in ganz besonderer Weise mit sozialen Reformfragen beschäftigt, obschon die beiden großen Hauptvorlagen — Sozialistengesetz und Altersversicherung — noch gar nicht zur Sprache gekommen sind.

Auf Initiative des Reichstages selbst ist zunächst die Arbeiterschutzgesetzgebung erörtert worden, wobei der Antragsteller, der katholische Abgeordnete Hitze, sich die sehr berechtigte Anfrage an die Regierung zu stellen gestattete, was denn aus den vorjährigen Beschlüssen des Reichstages, die schon auf Reform der Fabrikgesetze, insonderheit Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit abzielten, geworden sei. Herr v. Bötticher konnte keine andere als eine diplomatisch ausweichende Antwort geben; seine Gründe werden niemanden überzeugt, sondern nur die allgemeine Annahme bestärkt haben, daß es nicht am Reichstag, sondern am Reichskanzler liegt, wenn nichts zustande kommt. Fürst Bismarck ist einmal ein Gegner der Fortbildung unserer Fabrikgesetzgebung, und darum haben weder alte noch neue Anträge viel Aussicht auf Verwirk-

lichung. Inzwischen wird das hoffentlich nicht hindern, daß diese Anträge immer wieder eingebracht werden und durch Beharrlichkeit der Volksvertretung doch endlich ein Gesetz durchgedrückt wird, welches zu den unerläßlichsten Bestandteilen der Sozialreform gehört.

Leider ist nicht nur hier, sondern auch sonst im abgelaufenen Monat der Gegensatz zwischen den sozialreformatorischen Parteien und zwischen den offiziellen Vertretern der Regierungspolitik, die sich mit Worten zu denselben Zielen bekennen, unliebsam hervorgetreten. Ganz besonders wieder mit Rücksicht auf den Hofprediger Stöcker, der doch der Regierung, wenn irgend jemand, die allergrößten Dienste geleistet hat und nun zum Lohn für seine Hingebung mit einem Undank gelohnt wird, der kaum zu erklären wäre, wenn nicht das Persönliche in der Politik eine mindestens ebenso große Rolle spielte, als das Sachliche. Sachlich will Stöcker im wesentlichen dasselbe, was die Regierung auch will; aber persönlich geht er eigene Wege; er ist ein fester Charakter, eine ausgeprägt selbständige Persönlichkeit; und für solche ist in der Gegenwart weder Raum noch Verständnis. Das ist zu bedauern. Denn die Bedeutung der von Stöcker gegründeten und geleiteten Partei ist eine um so größere, als dieselbe nicht nur für naheliegende Ziele agitiert, sondern besonders deshalb, weil sie ein weitaussehendes sozialpolitisches Programm geschaffen hat, welches über die allgemeinen Andeutungen der Kaiserlichen Botschaft und über die bisher bekannten Absichten der Regierung und der konservativen Parteien weit hinausgeht. Ein solches Programm scheint aber auf die Dauer unerläßlich, damit die Arbeiter erfahren, daß und in welcher Weise neben den religiösen und sittlichen auch ihre materiellen Interessen gewahrt werden sollen. Daß der selbständig gewordene Arbeiterstand jemals wieder die Vertretung dieser Interessen den besitzenden Klassen einfach überlassen sollte, glauben wir nicht. Darum aber kommt es im Interesse aller Stände, die doch in geordnetem Staatswesen friedlich nebeneinander wohnen sollen, darauf an, dasjenige programmatisch festzustellen, was als erreichbares Ziel bezeichnet werden kann, und es klar und deutlich von dem zu scheiden, was als unvereinbar mit dem Gemeinwohl in das Reich der Luftschlösser verwiesen werden muß.

Daß die Sozialdemokratie, die sich ja gern als die Vertreterin des ganzen Arbeiterstandes gibt, leider noch weit entfernt ist, von Luftschlössern sich frei zu halten und ruhig und sachlich zu operieren, bewies auch wieder in den Debatten des Monats das Vorgehen ihrer Redner, unter denen Herr Grillenberger am häufigsten sprach. Seine Kritik war hier und da zutreffend, oft aber auch in hohem Grade tendenziös, und sie begegnete sich dann gelegentlich — Herodes und Pilatus — mit den Anstrengungen des bekannten Zentralverbandes der Industriellen, der vorläufig noch alles daran setzt, jede dem Kapitalisten unbequeme Ausgestaltung der Altersversorgung zu hintertreiben. Nur um so treffender fielen mehrfach die Antworten aus, die vom Regierungstisch aus den Sozialisten erteilt wurden. Gegenüber den Bemängelungen des niedrigen Betrages der Altersrente, die ja den beliebtesten Gegengrund abgibt, hob Herr v. Bötticher zutreffend hervor, daß man es jederzeit, wenn sich die Möglichkeit dazu herausstelle, in der Hand haben werde, diesen Betrag zu erhöhen, während ein späterer notgedrungener Uebergang zu einer Verminderung der Rente mit Uebelständen verknüpft sein würde. Der Redewendung des sozialdemokratischen Abg. Grillenberger, daß die Arbeiter überzeugt wären, daß man auf dem Wege des Quittungsbuches für gezahlte Prämie lediglich die Arbeitsbücher wieder einführen wolle, und daß sie, ehe sie diese in den Kauf nähmen, lieber auf die ganze Alters- und Invalidenversicherung verzichten wollten, setzte der Minister die bestimmte Erklärung entgegen, daß die verbündeten Regierungen bereit wären, jede nur einigermaßen mit den Zwecken der Vorlage verträgliche Garantie dagegen in das Gesetz aufzunehmen, daß das Quittungsbuch nicht zu dem gefürchteten „Arbeitsbuch" werde. Ausdrücklich sei in den Grundzügen die Bestimmung vorgesehen: die Quittungsbücher sind öffentliche Urkunden. Eintragungen oder

Bezeichnungen, welche ein Urteil über die Führung oder Arbeitsleistung des Inhabers oder anderer Personen enthalten, sind unstatthaft. Quittungsbücher, in welchen derartige Eintragungen oder Bezeichnungen sich vorfinden, sind von jeder Behörde, welcher sie zugehen, einzubehalten und ist deren Ersetzung durch neue herbeizuführen. Herr Grillenberger solle wenigstens nicht vor die Oeffentlichkeit mit dem barocken Gedanken treten, daß man 50 Millionen von dem Reich fordere und mit der gleichen Summe die Arbeitgeber belasten wolle, nur um obligatorische Arbeitsbücher einzuführen. Indessen, so zutreffend das alles ist, bleibt leider zu fürchten, daß nur die agitatorische Aufreizung, aber nicht die Widerlegung in die sozialdemokratischen Arbeiterkreise dringen wird.

In der That ist den meisten sozialistischen Führern Aufhetzung dauernd die Hauptsache. Diesem Zweck dient auch eine von ihnen verfaßte „Denkschrift", welche den Kampf einiger „Genossen" mit Polizei und Gerichten schildert. Die „Frankf. Zeitung" meint dazu: „Das war sehr klug und geschickt, denn keine Beredsamkeit der Tribüne wäre im stande, einen so wichtigen Eindruck zu machen, wie es die schlichte Sprache der Thatsachen thut, die uns hier entgegentritt." Es fragt sich nur, auf wen! Auf ungebildete Leser vielleicht, welche unkritisch die Einseitigkeit der Darstellung nicht merken. Auf die Reichstagsmitglieder, denen das Opus beschert ist, gewiß nicht. Und es fragt sich doch ferner: wenn berufsmäßige sozialdemokratische Agitatoren auf jede Weise das Gesetz zu umgehen und der Polizei ein Schnippchen zu schlagen suchen — was soll man denn eigentlich mit ihnen thun? Sie ruhig gewähren lassen, ihnen wo möglich als „echten Idealisten" allen Vorschub leisten? Wenn das unter normalen Verhältnissen eine gewisse Berechtigung haben mag, im Zeitalter des Anarchismus hat es keine mehr. Dem „politischen Verbrecher" von heute gegenüber ist Mitleid ebenso wenig angebracht, als er es für seine Opfer empfindet. Nun erwidert man wohl, sagt sehr zutreffend ein großes konservatives Blatt, die deutschen Sozialdemokraten seien keine „Anarchisten"; allein die unbesonnene Einmischung der Herren Bebel und Genossen in die Handhabung der Gerechtigkeit gegen die Mordgesellen von Chicago hat gezeigt, daß zwischen den angeblich „Gemäßigten" bei uns und den Verbrechern sans phrase „überm großen Salzwasser" mindestens ein „ideales Band" besteht, und daß die Leute, welche die deutsche Arbeiterwelt nicht zur Ruhe kommen lassen, sehr weit davon entfernt sind, das Verhalten der Bombenwerfer am Michigansee vom sittlichen Standpunkt aus zu verdammen.

Bemerkenswert ist dabei übrigens doch die große Uneinigkeit der Sozialisten unter sich. Nicht weniger als drei internationale Weltkongresse sind im Augenblick ausgeschrieen. Unsere deutschen Herren und ihr Züricher „Sozialdemokrat" polemisieren dabei in der Mehrzahl sowohl gegen einen in England beschlossenen internationalen Gewerkschaftskongreß, wie gegen den von den französischen Possibilisten für 1889 ausgeschriebenen Kongreß, erwarten vielmehr das Heil nur von dem 1887 in St. Gallen beschlossenen und gleichfalls in London abzuhaltenden Arbeiterkongreß, als von dem einzig richtigen seiner Art. Ließe derselbe sich die Klärung möglicher Zukunftsideen angelegen sein, so wäre er wohl der Förderung wert. Nach allem Vergangenen scheint indes wenig Aussicht dazu vorhanden.

Bedeutungsvoll ist die Tagung des Reichstages, wenn auch noch nicht wieder im Plenum, doch in der Kommission auf anderem Gebiet gewesen, vor allem durch die Beratung der neuen Wehrvorlage, über deren militärische Seite wir uns schon früher ausgelassen haben. Leider ist der militärischen Nützlichkeit als hinkender Bote die finanzielle Schwierigkeit gefolgt. Nicht weniger als 280 Millionen sollen an einmaliger Ausgabe beschafft werden zur Ausrüstung der großen Kriegsarmee, die im Frieden nur auf dem Papier stehen wird. Wir möchten glauben, daß bei gutem Willen sich daran wesentlich wird sparen lassen. Es ist gewiß nicht mehr als menschlich, wenn von seinem Standpunkt aus der Kriegsminister die Konjunktur ausnutzt und sich soviel bewilligen läßt, als er irgend bekommen kann. In solchem Fall aber muß der Reichstag in besonnener Weise das Interesse der Steuerzahler wahren. Wo soll es schließlich hinaus

mit den Militärausgaben? und was nutzt uns die ganze Tripel-Allianz, wenn wir doch die Last allein tragen müssen?

Für die Landwirtschaft ist es von Bedeutung, daß ein Antrag Lohren-Graf Behr auf Aufhebung des Identitätsnachweises im Reichstage eingebracht ist, ein Antrag, der die Freiheit des Handels, zu machen was er will, sehr unverhohlen ausspricht. Wird der Antrag Gesetz, so ist dem verhängnisvollen Mischen Thür und Thor geöffnet und überdies ein neues leicht umsetzbares Kurspapier geschaffen. Daß das im Interesse des Handels liegt, leuchtet ein; ob auch in demjenigen der Landwirtschaft, muß zweifelhaft scheinen.

Auf dem Gebiet der Justiz ist eine neue wichtige Etappe der Rechtsentwickelung im deutschen Reich zu verzeichnen. Das Werk langer Jahre, das bürgerliche Gesetzbuch, an welchem von den berufensten Juristen der deutschen Bundesstaaten gearbeitet worden ist, liegt nunmehr vollendet vor. Präsident Dr. Pape hat dem Reichskanzler den in erster Lesung festgestellten Entwurf überreicht. Sobald der Entwurf auch von Bundesrat und Reichstag genehmigt sein wird, worüber freilich wohl noch Jahre vergehen werden, wird auch die volle Einheitlichkeit der deutschen Justiz durchgeführt sein, da bekanntlich das Reichsstrafgesetzbuch längst im Gebrauch und auch bereits die äußere Organisation in allen Staaten eine und dieselbe ist.

Unserer ostafrikanischen **Kolonisation** haben leider die Engländer wieder einen bösen Streich gespielt, indem sie einen wertvollen Küstenstrich, dessen Hinterland deutsch ist, vom Sultan von Sansibar „gepachtet" haben. Selbstredend ist diese „Pacht" nicht viel anders, als Annexion. Und die Unersättlichen erstreben offenbar auch dort ein großes Reich, das die Nilquellen umschließen und an die sansibarische Küste reichen soll. Ob dieser große Plan sich sobald verwirklichen wird, steht dahin. Das Projekt würde voraussetzen, daß Emir Pascha einwilligt, die von ihm Jahre hindurch behauptete ehemalige ägyptische Aequatorial-Provinz der englischen Herrschaft auszuliefern. Daran ist aber nach der letzten Auslassung des deutschen Afrikaforschers stark zu zweifeln. Und überdies scheint zunächst die Mission Stanleys, welche diesem Vorhaben galt, gescheitert, Stanley selbst verschollen. Es wäre sehr zu wünschen, daß bei uns das Reich sich der Kolonien entschiedener annähme. Haben wir 280 Millionen für Militär übrig, so werden auch jährlich ein paar Millionen für Eisenbahngarantie und Söldnertruppen in Ostafrika vorhanden sein.

* * *

Auch im verflossenen Monat war die Aufmerksamkeit der Politiker mit und ohne Beruf noch auf die **allgemeine europäische Lage** gerichtet, welche, trotz einer seit Weihnachten eingetretenen Hinneigung zum Besseren, nichts weniger als unbedenklich scheint. Zwar hatte der nach Petersburg gesandte deutsche Botschafter Graf von Schweinitz angeblich sehr befriedigende Erklärungen zurückgebracht, und gar wurden als Neujahrsgeschenk vom Deutschen Reichsanzeiger die vielgenannten gefälschten Aktenstücke veröffentlicht, so daß die Aktien des Friedens wieder einmal sehr hoch im Kurse standen. Aber zwölf Tage später schon erfolgte der Krach: Auch Rußland hatte sich zu seinem Neujahrstage ein Geschenk ausgedacht, bestehend in einigen Dekorationen für die hervorragendsten Staatsmänner der panslavistischen Partei und einer Reihe von ziemlich herausfordernden Neujahrsansprachen. Dazu kam das Fehlen des sonst herkömmlichen friedlichen Passus in der Ansprache des Zaren, Gründe genug, um die Presse aller Länder zu „Krieg in Sicht"-Artikeln zu begeistern. Doch auch dies dauerte wieder nicht lange, um so kürzer als die russische offiziöse Presse alles daran setzte, Europa von Rußlands außerordentlicher Friedensliebe zu überzeugen und jeden Zweifel an der vollständigen Unbedrohlichkeit seiner, allerdings fortgesetzten, Rüstungen zu benehmen. So hat sich denn die kriegerische Stimmung allmählich beruhigt, die Polemik hält sich, wie die des „Militärischen Wochenblattes", in sachlichen Grenzen. Aber die eigentlichen Ursachen

der Differenzen, die Lage der Dinge in Bulgarien oder noch ursächlicher das Streben Rußlands nach Konstantinopel, sind dieselben geblieben, die sie waren. So lange Rußland den Weg nach dem Bosporus verfolgt, werden auch die Beunruhigungen in Europa nicht ausbleiben. Ob dieser Weg über Bulgarien oder, wie die „Kölnische" neuerdings glauben machen will, über Erzerum durch Kleinasien führt, ist im wesentlichen gleichgültig. Im Interesse Bulgariens möchte man allerdings das Letztere wünschen.

* * *

In **Oesterreich**, als dem bei der allgemeinen Lage am meisten beteiligten Lande, war auf diese natürlich auch das Hauptaugenmerk gerichtet. Doch hatte man, besonders in den letzten Tagen, auch noch Zeit, sich des Näheren um die Dinge im eigenen Lande zu kümmern, und da nahmen vor allem die tschechisch-deutschen Ausgleichsverhandlungen das allgemeinste Interesse in Anspruch. Sie endigten mit der Ablehnung der tschechischen Vorschläge von seiten der deutsch-liberalen Partei, da die letztere ihre eigentlichen Beschwerdepunkte, nämlich die endgültige, paritätische Regelung der Sprachenfrage, durchaus nicht zufriedenstellend berücksichtigt sah. So werden denn die Deutschliberalen Böhmens im Prager Landtage noch weiter „streiken". — In Wien ist die Schulfrage abermals auf die Tagesordnung gesetzt durch einen Antrag des Fürsten von Liechtenstein auf Einführung der konfessionellen Schule. Derselbe, der von der liberalen Partei natürlich einstimmig verurteilt wird, scheint auch der Regierung nur schlecht zu behagen und wird dem Herrn v. Gautsch voraussichtlich noch manches Kopfzerbrechen machen.

* * *

Für **Frankreich** war der verflossene Monat eine Zeit der Ruhe und Erholung nach den vorausgegangenen schweren Krisen. An allerlei kleinen Vor- und Zwischenfällen, die, durch die Presse zu Haupt- und Staatsaktionen aufgebauscht, vorübergehend das leidenschaftliche Naturell des Franzosen in Erregung brachten, fehlte es trotzdem natürlich nicht. Der Florentiner Streitfall fing schon an, die Gemüter zu erhitzen; doch ist das Kabinett diesem an und für sich sehr mißliebigen Vorgange zu großem Danke verpflichtet, da ihm allein durch die glückliche Beilegung desselben das Leben noch bis dato verlängert ist. Bald nach dem am 13. Januar erfolgten Zusammentritt der Kammern gab man um den Bestand des Ministeriums Tirard keinen Heller, trotz des „Vertrauensvotums", welches ihm am 16. Januar zu teil wurde. Es war beschlossene Sache, dasselbe bei der Etatsberatung zu stürzen, und hauptsächlich das energische Vorgehen des Ministers Flourens in der Florentiner Angelegenheit hat den Sturz noch um einige Zeit verzögert. Auf wie lange freilich, darüber ist man um so weniger im Klaren, als eine demnächstige Auflösung der Kammern immer ernstlicher ins Auge gefaßt wird, und die daraus sich ergebenden Verhältnisse sich natürlich jeder Berechnung entziehen. — Der deutsch-französische Zwischenfall, aus dem man anfangs ebenfalls Kapital schlagen wollte, hat sich anscheinend doch als zu geringfügig erwiesen und ist der Thatbestand auch viel zu durchsichtig, als daß man ihn mit Nutzen verwerten könnte. — Den nötigen Stoff zur Unterhaltung liefert dem Pariser ein Attentat auf die „bittere Louise", sowie die fortgesetzte Untersuchung der Wilson-Affaire, welche sich als eine wahre Fundgrube für Klatsch- und Skandalgeschichten erweist.

* * *

In **England** nimmt man sich die europäische Frage fast mehr zu Herzen, als auf dem Kontinente selbst. Nicht nur, daß die englischen Staatsmänner keine Gelegenheit vorübergehen lassen, um in mehr oder minder bedeutenden Reden ihre Ansichten über

die Weltlage und deren allgemeine Unhaltbarkeit an den Mann zu bringen, sondern vor allem die Presse zeigt sich groß in theoretischen Erörterungen und Kombinationen jeder Art. Die „Times", welche in diesem Stücke natürlich nicht zurückbleiben, geben in einer schwachen Stunde den Grund dafür an. „Vom sicheren englischen Eiland aus," so schließt das „Weltblatt" einen seiner auswärtigen Orakelsprüche, „ist es leicht, mit philosophischer Ruhe diesen drohenden Nachbar, den Bau von Baracken und Bäckereien an den österreichischen Grenzen und die fortwährend stattfindenden Truppenverschiebungen nach dem Westen zu betrachten."

Das „englische Eiland" ist allerdings, da auch die Arbeitslosen ihre Umzüge eingestellt haben, gegenwärtig ziemlich sicher und ruhig. In Irland dagegen ist trotz der energischeren Maßnahmen der Polizei noch alles beim Alten. Verhaftungen, Exmissionen, Prozesse sind feil wie Brombeeren, ebenso aber auch Verbrechen, Boykotten, Umtriebe aller Art. Der Deputierte W. O'Brien, der sich durch sein Verhalten im Gefängnis eine so traurige Berühmtheit erwarb, ist jetzt glücklich wieder in Freiheit. Daß er aber seine Sprache mäßigen wird, ist kaum zu erwarten, nachdem seine Zeitung, das „United Ireland", am Vorabende seiner Befreiung eine Sprache geführt hat, wie sie in keinem anderen Lande geduldet würde. Man will eben in England durchaus nichts von der Einschränkung der Preßfreiheit wissen, wenn man auch die heillosen Resultate derselben handgreiflich vor Augen hat.

* * *

Italien war wieder einmal in zwei Heerlager gespalten, in ein geistliches und ein weltliches. Das erstere feierte mit ausgesuchter Pracht und mit römisch-katholischem Pomp das Papstjubiläum; das weltliche nahm von diesem keine Notiz, sondern beschäftigte sich mit dem Florentiner Zwischenfall sowie mit seinem Kriegsschauplatze. Von letzterem kommen noch immer keine sehr erfreulichen Nachrichten, es liefen vielmehr in letzter Zeit eine Reihe von sehr bedenklichen Meldungen ein, welche anscheinend darauf vorbereiten sollen, daß die italienischen Truppen in diesem Winter noch keine endgültige Entscheidung herbeiführen werden. Man glaubt, daß sie sich in ihren jetzigen Stellungen bis zum nächsten Herbst (ein Sommerfeldzug ist unmöglich) verschanzen werden, um dann, durch einige neue Regimenter verstärkt, die etwas aufgeschobene Rache für Dogali zu nehmen.

* * *

Fürst Ferdinand von Koburg sitzt noch immer auf dem Throne von **Bulgarien** und hat anläßlich des Neujahrsempfanges die Erklärung abgegeben, daß er bereit sei, denselben nötigenfalls mit dem Schwerte in der Hand zu verteidigen. Die Sobranje sowohl, wie das Volk scheint nach allen Berichten in der Mehrzahl ihm durchaus ergeben. Ein Handstreich auf Burgas, unternommen von dem bekannten Nabokoff, einem alten Verschwörer von Profession, wurde glücklich abgewiesen und kostete dem in russischen Solde stehenden Aufrührer das Leben.

* * *

In **Serbien**, wo bisher ein Kompromißministerium, aus Anhängern der liberalen und der radikalen Partei bestehend, am Ruder war, ging mit dem Sturze Ristics die Regierung gänzlich in die Hände der Radikalen über. Um für das neue Ministerium nun auch eine ausreichende und stets zuverlässige Majorität zu gewinnen, hat man jetzt die Skupschtina aufgelöst und Neuwahlen ausgeschrieben. Das Mittel ist sehr einfach und zugleich unfehlbar, denn nicht nur infolge allerlei „väterlicher", aber nichts destoweniger sehr deutlicher „Ratschläge", welche die Regierung in Wahlzeiten zu erteilen pflegt, sondern schon allein durch die Einrichtung der sog. Krondeputierten, welche der König nach seinem Ermessen zu ernennen hat, fallen die Wahlen in Serbien immer für die Regierung aus.

Wirtschaftspolitik.

Der vom Finanzminister dem preußischen Landtage vorgelegte Staatshaushalts-Entwurf hat die Befürchtungen, daß auch bei uns das Defizit chronisch werden würde, widerlegt. Derselbe ist geeignet, denselben Optimismus und denselben liberalen Enthusiasmus zu erwecken, wie die unter dem Zeichen des Milliardenstromes durch Herrn von Camphausen zum Vorschein gebrachten. Indes bleibt dieser liberale Enthusiasmus, der damals so stürmisch war, diesmal latent — aus wohlbegreiflichen Gründen. Die damaligen Ueberschüsse waren die Ergebnisse äußerer Vorgänge und ihrer Rückwirkungen, und diese Rückwirkungen verdeckten die Fehler der Manchesterpolitik. Die heutigen finanziellen Ergebnisse sind die Erfolge einer Wirtschaftspolitik, die prinzipiell und praktisch wenigstens zum Teil mit dem Manchestertum gebrochen hat, und zwar sind sie entstanden, obgleich äußere Einflüsse sich in überaus einschneidender Weise ungünstig bemerklich machen. Der Hauptredner der Liberalen hatte die erstaunliche Kühnheit, die Rede des Finanzministers bei Einbringung des Budgets als kläglich zu bezeichnen, weil den Einnahmebewilligungen keine „Entlastungen" gegenüberständen. Derartige Einwürfe hat man den Camphausenschen Finanzreden von keiner Seite je entgegengebracht; aber sie sind echt liberal und manchesterlich, weil sie nichts sagen. Die beste Entlastung ist die Förderung der nationalen Wirtschaftlichkeit, d. h. Einrichtungen, wodurch die Leistungsfähigkeit und die Kraft des einzelnen innerhalb der Nation gehoben wird. Bedauerlich bleibt von diesem Standpunkt aus freilich das Verhalten der Regierungen gegen das Arbeiterschutzgesetz. Wenn der Reichskanzler meint, daß dasselbe, wie es vom Reichstag beschlossen worden ist, nicht durchführbar erscheint, wenn er aber gleichzeitig der Meinung ist, daß auf diesem Gebiete vieles faul ist, so liegt es doch nahe, regierungsseitig einen neuen und besseren Entwurf auszuarbeiten. Nicht anders ist es hinsichtlich der Sonntagsfeier. Die Unthätigkeit nach Abschluß der Erhebungen über dieselbe entschuldigt man damit, daß die Bestimmungen darüber zu mannigfaltig seien. Allein das deutsche Reich ist doch wohl auch zum Teil entstanden aus dem Drange, die massenhaft vorhandenen im einzelnen unwesentlichen Verschiedenheiten, welche den Zusammenhang der Nation auflösen, zu beseitigen, und wir können auf Grund vielfacher Berührung mit den mannigfaltigsten Bevölkerungskreisen bestätigen, daß selbst in den bei diesen Fragen materiell am meisten interessierten Kreisen selbst strengere und vielleicht im einzelnen nachteilige Bestimmungen dem jetzigen Zustande, wo oft in unmittelbar nebeneinander liegenden Orten ganz verschiedene Bestimmungen gelten, vorgezogen werden. Ebenso notwendig wie die Kodifikation des Straf- und bürgerlichen Rechts ist eine Vereinheitlichung der Grundsätze des Polizeiwesens. Damit kommt die Bevölkerung in weit mannigfachere Berührung wie mit den Justizgesetzen und empfindet auch weit mehr noch als bei jenen die vielfachen Verschiedenheiten als Härten und Ungerechtigkeiten. Man kann es oft genug hören, daß gesagt wird, eine strengere Sonntagsfeier ꝛc. würde auch von den Nächstbeteiligten hinsichtlich des Interesses weniger hart empfunden werden, als der gegenwärtige Zustand, bei dem die Ordnung in jedem Ort gesetzlich anders und außerdem oft willkürlich gehandhabt wird. Das Arbeiterschutzgesetz aber sollte in Verbindung mit der Sonntagsfeier aufgefaßt werden als Ergänzung zum neuen Wehrgesetz. Denn auch die beste und umfassendste Organisation kann sich nicht bewähren, wenn nicht zugleich dafür gesorgt wird, daß die in derselben zur Wirksamkeit zu bringende Kraft sich erneuere und stärke, wenn vielmehr Maßnahmen, welche eine falsche Ausbeutung dieser Kraft verhindern, vernachlässigt werden. Die Feststellungen, welche allenthalben gelegentlich der Militäraushebungen gemacht werden, reden aber in dieser Hinsicht eine so laute Sprache, daß sie auch von den deutschen Regierungen nicht überhört werden sollten. Zugleich wird eine wirksame Arbeiterschutzgesetzgebung dazu dienen, die so unheilvolle Kapital-

ausfuhr aus Deutschland in vernünftigere Grenzen einzudämmen. In politischer Hinsicht würden aber die deutschen Regierungen den Agitationen der destruktiven Parteien ein Hauptverhetzungsmittel entziehen, wenn sie sich entschließen könnten, gegen die Verhältnisse, welche durch Sonntagsfeier und Arbeiterschutz berührt werden, in die Stellung, die der religiösen, politischen und wirtschaftlichen Notwendigkeit entspricht, zu gelangen.

Diese Punkte berührte auch eine Anregung des Oberbürgermeisters von Frankfurt am Main, Dr. Miquel, sehr nahe, indem derselbe im Reichstage auf die Notwendigkeit gesetzgeberischer Maßnahmen hinsichtlich der Wohnungsverhältnisse hinwies. Aber dieser Politiker, der ohne Zweifel die Abscheulichkeit der betreffenden Verhältnisse in den großen Städten und auch ihre Rückwirkung auf die sozialpolitische Haltung der Bevölkerung sehr genau kennt, der nicht minder weiß, wie wenig Neigung bei den die kommunale Verwaltung der großen Gemeinden beherrschenden Parteien vorhanden ist, eine Hand zur Besserung zu rühren, erhob sich nicht über platonische Wendungen und den Vorschlag halber und höchstens einleitender Maßnahmen. Gleichwohl sind hier von zwei Gesichtspunkten aus entschiedenere Maßnahmen dringendst geboten.

Unter den Gründen, welche die konservativen Politiker von Beruf besonders veranlassen sollten, mit Entschiedenheit auf gesetzliche Regelung der Wohnungsverhältnisse zu dringen, ist derjenige zunächst zu nennen, den Herr von Mirbach gelegentlich der Finanzdebatte im preußischen Abgeordnetenhause anregte, indem er hinwies auf die Schwierigkeiten, ländliche Arbeiter gegen die Verlockungen nach den großen Stätten zu bewahren. Ohne Zweifel kann eine entscheidende und wirkungsvolle Einflußnahme auf das Verbleiben der ländlichen Bevölkerung in ihren Wohnsitzen nur durch Maßregeln auf agrarischem Gebiete selbst erreicht werden. Aber es ist unzweifelhaft, daß ein Gesetz, wodurch die Aufnahmefähigkeit der größeren und großen Städte durch die Möglichkeit der wohnlichen Unterkunft bedingt würde, den Zustrom der Bevölkerung nach denselben erheblich einschränken würde. Bestände ein Gesetz, wonach bestimmt würde, wie groß die Wohnung, welche nachzuweisen ist, um den Aufenthalt zu erlangen, sein muß, und bestimmte dieses Gesetz, daß nach Ablauf von fünf Jahren Wohnungen unter jener Größe gar nicht mehr oder nicht von einer größeren als der zugelassenen Anzahl von Personen bewohnt werden dürfen, und fände dieses Gesetz schon von Erlaß an auf den neuen Zuzug Anwendung: so würden dadurch nicht nur sehr schwere soziale und moralische Schäden (abgesehen von den physischen) in den Städten selbst beseitigt werden, sondern man würde auch einen keineswegs unbedeutenden Damm gegen die Zuströmung der ländlichen Bevölkerung nach den Städten herstellen. Eine Aufnahme der von Herrn Dr. Miquel leise angeregten Angelegenheit von seiten der Konservativen im Reichstage und die Einbringung eines Gesetzentwurfes würden sehr nützlich und im landwirtschaftlichen Interesse sein. Rücksichtnahmen auf liberale und manchesterliche Neigungen sollte man dabei je eher je lieber abstreifen, um so mehr, als von seiten des Liberalismus nicht nur nichts nach dieser Richtung hin zu erwarten ist, weil man von dieser Seite jeden sozialpolitischen Anstoß sowohl inner- als außerhalb des Reichstages bekämpft, sondern auch weil man gerade hier sich bemüht, die Zustände auf landwirtschaftlichem Boden schlimmer zu zeichnen als auf dem der Kapitalmobilisierung.

Auf dem sozialpolitischen Gebiet zeigt sich indes die Reaktion der liberalen Einseitigkeit gegenüber immer mächtiger. Die schutzzöllnerische und agrarische, immer breiter gehende Bewegung sowohl in England als in Frankreich ist dafür der deutlichste Beweis. Da sich das Manchestertum mit dem Republikanismus identifiziert, so muß man doch hinsichtlich seiner Wirksamkeit da nachfragen, wo der letztere unumschränkt herrschend ist. Dies findet aber unzweifelhaft in erster Linie in Frankreich statt. Aber hier tritt nach allen Seiten hin die antimanchesterliche Richtung hervor. Von Marseille aus, also einem Hafenplatze, wo der internationale Geist doch unumschränkte Herrschaft ausüben sollte, ist eine Petition um — Besteuerung der fremden Arbeiter ein-

gereicht worden. Höher kann man schwerlich die schutzzöllnerischen Wünsche steigern. In Paris bereitet man ein Gesetz gegen die Einfuhr fremden Fleisches vor. Die Einfuhr desselben betrug im Vorjahr fast 10 000 Tonnen und hat sich gegen das Jahr 1884 verdoppelt. Nun wird behauptet, daß höhere Zölle ꝛc. gegen die gute Volksernährung gerichtet seien, indem die Einfuhr ein erhöhtes Bedürfnis, das vom Lande selbst nicht befriedigt werden könne, bezeichne. Thatsächlich geschieht aber die Einfuhr von Lebensmitteln auf Kosten der einheimischen Produktion, wie die Ausfuhr derselben auf Kosten der einheimischen Konsumtion geschieht, ohne daß die Produktion davon Nutzen hat. Auch Deutschland ist an der französischen Vieh- und Fleischeinfuhr beteiligt, wenn auch in mäßigem Umfange. Wir möchten sagen, daß wir durch den Export von Hammeln und Hammelfleisch ungefähr das französische Geflügel, das in Deutschland auf den Tafeln zu prangen hat, und die sonstigen französischen Delikatessen bezahlen.

Ziemlich still geworden ist es wieder von der Wirkung der Botschaft des Präsidenten der Vereinigten Staaten wegen des angeblich vorgeschlagenen Ueberganges zum Freihandel — der allerdings nur eine Unterschiebung der europäischen Freihandelspresse ist. Der eigentliche Schwerpunkt der Botschaft, die Reform der Finanzverwaltung der Vereinigten Staaten, ist aber immer noch und ohne Zweifel auf geraume Zeit hinaus ein noli me tangere für die internationale Börsengesellschaft, während die inneren Interessen der Vereinigten Staaten dem Freihandelswesen entschieden entgegenstehen, und zwar jetzt mehr als jemals. Die industrielle Produktion der Vereinigten Staaten hat eine so große Summe von Kapital neu aufgenommen, daß gar nicht daran zu zweifeln ist, daß jeder Versuch, dieselbe durch Abschwächung der Zollmaßregeln zu gefährden, aufs entschiedenste zurückgewiesen werden wird.

Die industrielle und wirtschaftliche Anschauung in England neigt sich unverkennbar wieder sehr stark dem Pessimismus zu. Die Produktion fühlt sich beengt sowohl durch die fremde Konkurrenz als durch die einheimische Agiotage. Wenn nicht vieles trügt, so vollzieht sich in der englischen Anschauung betreffs der letzteren ein sehr entschiedener Umschwung. Schon seit mehreren Monaten lesen wir fast keinen Bericht mehr über den englischen Eisenmarkt, der nicht voller Klagen wäre über die für das regelmäßige Geschäft im höchsten Grade beirrende Einwirkung der Warrantagiotage, die selbst dann, wenn der wirkliche Bedarf bedeutender auftritt, keine Festigkeit in die Preise kommen läßt. Indes scheint es während einiger Monate gelungen zu sein, wenigstens den Ausbruch von Lohnstreitigkeiten innerhalb der Industriebetriebe selbst zu verhindern, dagegen nimmt das Elend in den großen Handelsstädten, wohin sich die überschüssige Bevölkerung sowohl vom Lande als aus den rückgängigen Industriebezirken zieht, so weit sie nicht auswandert und die Konkurrenz in den Kolonien und den von Kapital abhängigen Ländern steigert, immer größeren Umfang an. In Schottland ist es zu agrarischen Unruhen gekommen, und auch in London wird das Auftreten der Arbeitslosen immer drohender; Forderungen, die fremden Arbeiter vom englischen Markt auszuschließen, gelten noch als mäßig. Dabei gewinnt die schutzzöllnerische und die Landbewegung immer breitere Wege. Die erstere hat immer noch ihren Hauptsitz in Manchester und man beabsichtigte eine Versammlung, wo die zum Schutz der englischen Industrie nötig erscheinenden Maßnahmen genauer festgestellt werden sollen. Anscheinend verhält sich freilich auch die am Ruder befindliche Toryregierung gegen die Bewegung ablehnend. Allein es ist doch fraglich, ob sie, nachdem sie für Beseitigung der europäischen Zuckerprämien im Interesse der Kolonien eingetreten ist, der Bewegung im Inland und für das Inland selbst sich entziehen kann. Eine Spaltung der Tories in schutzzöllnerische und freihändlerische, ähnlich wie die Spaltung im liberalen Lager auf nationalpolitischem Boden, ist gar nicht so unmöglich, wenn nur erst die sozialpolitischen Fragen so brennend werden wie die politischen. Freilich hat kürzlich der Finanzminister Göschen, der auch die Konversion der englischen Staatsschuld wieder aufzunehmen be-

absichtigt, zu beweisen gesucht, daß sich der englische Wohlstand hebe, der Notstand dagegen vermindere. Allein die Thatsachen lassen sich nicht verwischen. Göschen hat die Zunahme des Wohlstandes hauptsächlich daraus zu beweisen gesucht, daß die Anzahl der Lebensversicherungspolicen sich beständig vermehre. Mit solcher Beweisführung kann man aber nur die Oberflächlichkeit täuschen. Denn es ist längst bekannt, daß auch die Lebensversicherung nur eine Form der Kapitalbildung für die spekulativen Kreise ist; vielfache Versicherungen einer und derselben Person und der Glieder einer Familie sind schon in Deutschland sehr gebräuchlich, nach der Regel der Kapital-Vorsicht, den mobilen Besitz möglichst mannigfaltig zu gestalten, um bei eintretenden Krisen nicht alles oder das meiste zu verlieren. Krisen und Zusammenbrüche sind aber auch bei Versicherungsgesellschaften schon längst nicht mehr selten. Dies muß natürlich auch die Bevölkerungskreise, welche die Versicherung nicht spekulativ betrachten, sondern in der Versicherung eine Ersparung sehen, veranlassen, die Mittel, welche sie für die Versicherung aufwenden können, möglichst zu teilen; so daß sie selbst bei nur niedriger Versicherungsmöglichkeit die Versicherung auf mehrere Gesellschaften verteilen, in der Voraussetzung, daß es weniger wahrscheinlich ist bei mehreren als bei einer das ganze Kapital zu verlieren. Die Zunahme der Menge der Versicherungspolicen beweist also keineswegs eine Vermehrung des Nationalwohlstandes (im Gegensatz zum Nationalreichtum), sie ist vielmehr einerseits eine in der Entwickelung begriffene neue Seite der spekulativen Kapitalbildung (die ja dem Manchestertum über die Lebenshaltung hinausgeht) und anderseits auch der Erfolg der schlimmen mit den Versicherungsgesellschaften gemachten Erfahrungen, durch welche man veranlaßt wird, sich auf die einzig mögliche Weise gegen die spekulativen Geneigtheiten der Verwaltungen der Versicherungsgesellschaften selbst zu versichern.

Nur durch Einrichtung der Staatsversicherung könnte eine bessere Versicherung geschaffen werden. Die in Deutschland geplante Arbeiter-Invaliden- und Altersversicherung ist ohne Zweifel ein erheblicher Fortschritt auf dieser Bahn, wenn es gelingt, den Entwurf nach Maßgabe der sozialen Notwendigkeiten zu verbessern und die Einrichtung so zu gestalten, daß sie sich über die Gesamtheit der Bevölkerung wenigstens mit der Zeit erstrecken könnte. Selbstverständlich kann und soll dabei immer nur von einer Renten-, nie von einer Kapitalversicherung die Rede sein, selbst wenn sich dieselbe auch auf den Todesfall beziehen sollte. In solchem Falle könnte es sich nur um Witwen- und Waisenrenten handeln. Allein unbedingt müßte die Rente höher bemessen werden, als sie im Entwurf bemessen ist; und es müßte die Versicherung einer Sparkasse insofern ähnlicher gemacht werden, als es den Versichernden gestattet sein müßte, durch freiwillige Erhöhung des Beitrages sich eine höhere Rente zu sichern. Die jetzt vorgeschlagene Gleichartigkeit der Rente, die auch gar nicht vorhanden zu sein braucht, fiele damit allerdings fort, allein damit würde die Einrichtung nur allgemein brauchbarer werden. Ebenso müßte der Grundzug, daß die Versicherung gewissermaßen nur eine Erleichterung der lokalen Armenpflege sein solle, verschwinden. Wir würden vielmehr es für bedeutend halten, wenn man als Zweck und Ziel der Versicherung die Möglichkeit für jeden einzelnen, sich dem Verfall an die Armenpflege und an die Privathilfe zu entziehen, an die Spitze stellen wollte. Insbesondere die mächtige Rücksicht auf die sittliche und moralische Hebung der Gesamtbevölkerung sollte hier nicht unterschätzt werden.

Immer sollte aber ein Gesichtspunkt der erste bei allen sozialen Maßnahmen bleiben: der Gesichtspunkt nach Erhaltung der nationalen Selbständigkeit auf allen Wegen, insbesondere auch insofern, daß nicht Teile der Bevölkerung, und zwar mächtige und einflußreiche, ein größeres Interesse am Gedeihen der fremden als der heimischen Wohlfahrt erlangen können. Die letzten Monate haben die Wichtigkeit dieses Punktes hinsichtlich unserer Beziehungen zu Rußland gezeigt und jetzt, wo der russische Finanzminister seinen Voranschlag für das Jahr 1888 veröffentlicht, tritt dies wieder in ein

grelles und befremdendes Licht. Abermals finden wir in den Börsenblättern wie im vergangenen Sommer gelegentlich der deutschen Reichsanleihe, angedeutet, daß die deutsche Politik am schlechten „Rubelkurs“ schuld sei, indem sie die russischen Werte angreife, um auf ihre Kosten die deutschen zu heben — während jene Veröffentlichung des russischen Voranschlages für 1888 selbst die beste Aufklärung über die Ursachen des schlechten Rubelkurses vor Augen führt. Der Voranschlag zeigt allerdings Einnahme und Ausgabe im Gleichgewicht, aber auf eine Weise, daß man demselben wahrhaftig nichts zuzutrauen braucht. Dieses Gleichgewicht wird nur durch Eingriffe in das Kapitalvermögen des Landes ermöglicht. Nicht minder schlimm ist dabei der Ausweis des Budgets, daß sich der jährliche Bedarf für die Staatsschuld um mehr als 46 Prozent seit fünf Jahren gesteigert hat, während der Ertrag der Personal- und Grundsteuer sich von fast 110 Millionen Rubel auf wenig mehr als 40 Millionen seit fünf Jahren vermindert, und während der Ertrag der Zölle trotz der außerordentlichen Zollerhöhungen während dieser Zeit eine in keinem Verhältnis zu jenen Erhöhungen stehende Vermehrung erfahren hat. Dabei hat man noch wenig Meinung über den Ausfall, den die Finanzverwaltung für das abgelaufene Jahr haben wird.

Die erschreckende Unsicherheit der finanziellen und wirtschaftlichen Gestaltung der Länder, welche der Börse unbedingt unterworfen sind, zeigt auch der Gang der Dinge in Italien. Noch im Frühjahr 1887 konnte man dort von der Möglichkeit einer „glänzenden“ Konversion der Rente träumen. Bevor noch zwei Monate vergingen, erschien in diesem Lande bereits die Geldwährung (soweit man unter heutigen Umständen überhaupt noch von einer solchen reden kann) nicht nur gefährdet, sondern es bestand thatsächlich Geldagio und für den Teil der großen Eisenbahnanleihe, für den sich die Haute-Finance das Optionsrecht vorbehalten hat, wurde dieses Recht nicht ausgeübt, die Verhandlungen zu einem neuen Vertrag wegen Emission des noch vorhandenen, bez. verlangten Betrages jener Anleihe schweben ergebnislos bereits seit Wochen. Mittlerweile ist die Baukrisis in Rom noch nicht beendet und gefährdet sowohl die dortigen Banken als es die Besitzverhältnisse der Stadt auf das Tiefste erschüttert. In der Provinz aber fürchtet man immer noch eine weitergehende Erschütterung der Privatbanken, während die Regierung, welche ebenfalls dringend Geld braucht und für sich ebensowenig wie für die Eisenbahn zu einem Abschluß gelangen kann, durch ein neues Bankgesetz, welches das Geld- und Kreditwesen des Landes vollends an die Börse ausliefert, sich das Wohlwollen der Börse für ihre neuesten Geldwünsche zu erwerben sucht.

Auch Serbien hat eine neue Anleihe von zwanzig Millionen zu sechs Prozent abgeschlossen, wobei auch die Berliner Börse beteiligt ist. Der Abschluß hat aber nur unter den drückendsten Bedingungen, unter gänzlicher Auslieferung des Tabaksmonopols, stattgefunden. Es wird nun verbreitet, jene Anleihe solle gar nicht emittiert werden. In diesem Falle dürfte es sich nur darum handeln, daß die Börsenfirmen die sechsprozentigen Papiere in ihren Tresoren behalten, aber dafür Papiere mit niedrigerem Zinsfuß ausgeben.

Nicht minder schwer als die Lage Serbiens vor der Börse erscheint diejenige Ungarns, wo die Länge der Unterhandlungen wegen einer neuen Anleihe von 42 Millionen Gulden und die Schwankungen, unter welchen dabei die ungarischen Papiere gehalten werden, andeuten, wie hart die Rothschildgruppe mit dem ungarischen Finanzminister umgeht. Die Börse beharrt darauf, daß die neue Anleihe eine Goldanleihe sein soll, während es niemand entgehen kann, zu welcher Daumschraube eine Verpflichtung zur Lieferung einer Ware, welche man nicht besitzt, werden kann, und zu welcher sie Ungarn bereits geworden ist. Es liegt übrigens auf der Hand, daß auch jene 42 Millionen Gulden, von denen selbstverständlich der Gewinn der Börse abgeht, nicht lange ausreichen werden, um die ungarischen Finanzen über Wasser zu halten. Selbst wenn keine politischen Vorgänge weittragender Art eintreten und der Frieden erhalten

bleibt, ist nicht anzunehmen, daß Ungarn das Gleichgewicht in den Finanzen auch nur für ein Jahr herzustellen vermag.

Der Blick auf heranziehende finanzielle Katastrophen ist also im neuen Jahre offen, und die Führer der Börse scheinen keine Rücksicht darauf zu nehmen, daß dieselben auf sie selbst sehr empfindlich zurückfallen können. Die Katastrophe der Panamagesellschaft scheint sogar auf dem Wege einer Intrige schon in der nächsten Zeit herbeigeführt werden zu sollen. Die Tragweite eines solchen Vorganges würde aber weit hinausgehen über die Verhältnisse des Unternehmens selbst. Die Papiere desselben sind in Frankreich so weit verbreitet wie die Rententitel, da Herr von Lesseps ein unvergleichliches Vertrauen genoß; der Zusammenbruch des Unternehmens würde an aufregender Wirkung schwerlich hinter dem Bontoux-Krach zurückbleiben, um so mehr, als auch sonst die meisten der in den Händen der kleinen französischen Spekulanten befindlichen Kapitaltitel besonders gefährdet erscheinen. Darunter werden die italienischen von der chauvinistischen Presse besonders scharf angegriffen, während die türkischen der bekannte Baron Hirsch möglichst billig an sich zu ziehen sucht. Ein Zeichen der Zeit ist vielleicht die seltsame Reklame, welche dieser für sich machen läßt, indem er Nachrichten über ungeheure Wohlthätigkeitsakte seinerseits durch alle Zeitungen verbreiten läßt, obgleich daran kein wahres Wort ist. Die Welt glaubt aber alles, was in den Zeitungen steht, und hält das Unwahrscheinlichste für glaublich. Freilich kann man guten Grund dazu nicht abstreiten. In der That gehört es zu den ersten Neuigkeiten des neuen Jahres, daß der König von Portugal dem Frankfurter Bankier Stern das Kommandeurkreuz des Militärordens unseres Herrn Jesu Christi verliehen hat.

Kirche.

Eine der brennenden kirchlichen Fragen, welche auch in den Verhandlungen über die größere Freiheit und Selbständigkeit der evangelischen Kirche vielfach mit berührt worden ist, ist in der letzten Zeit etwas näher in den Vordergrund gerückt, das ist die Frage nach einer besseren und mehr praktischen Vorbereitung der Geistlichen zu ihrem Beruf. Im Monat Dezember hat eine Sitzung des Generalsynodalvorstandes in Gemeinschaft mit dem Evangelischen Oberkirchenrat stattgefunden, in welcher die Einführung des Vikariates in die preußische Landeskirche zur Beratung stand. Es wird allgemein gefühlt, daß der junge Theologe so wie er die Universität verläßt, nicht genügend ausgerüstet ist, um sofort ein evangelisches Pfarramt zu bekleiden. Zwar wird ihm durch keine Vorbereitung ersetzt werden können, daß er nicht selbst noch viele Erfahrungen machen muß, und es wird gewiß mancher, dem schon in welker Hand der Hirtenstab zittert, wünschen: jetzt möchtest du anfangen können, eine Herde zu weiden, jetzt, nachdem du die Erfahrungen gesammelt hast, die dazu nötig sind. Das geht ja nun einmal nicht; Erfahrungen selbständig zu machen wird niemand erspart. Allein der Anfänger könnte doch in eine günstigere Lage gesetzt werden, um befähigter zu sein Erfahrungen zu sammeln. Die einfache theoretische Anleitung dazu in einer Vorlesung über praktische Theologie u. dergl. wird ihm nicht dazu genügen, daß er sich eine Vorstellung davon mache, wie die Summe von wissenschaftlichem Detail, das er in den Studienjahren angesammelt hat, zur Verwertung in der seelsorgerlichen Behandlung einiger hundert oder tausend Menschenkinder kommen soll. Eine Zwischenstufe wird dazu nötig sein.

Man ist neuerdings darauf gekommen, diese Zwischenstufe in der Einrichtung eines Vikariates zu suchen, wie es z. B. in Württemberg durchgeführt ist. Auf den größeren Versammlungen, welche sich mit der sog. hammersteinschen Bewegung befaßten,

ist diese Angelegenheit mehrfach in besonderer Weise zum Gegenstand der Besprechung gemacht. Und es scheint uns auch dies der richtige Weg, daß man dem Anfänger Gelegenheit gibt, in der Nähe und in der Mitarbeit eines tüchtigen und erfahrenen Geistlichen die Aufgaben praktisch kennen zu lernen, die Probleme, die Schwierigkeiten, die Mittel und Wege mit denen er nachher in eigener Verantwortung zu thun haben soll. Eigentümlich ist, daß man in Preußen von einer Vermehrung der Predigerseminare jetzt gar nichts mehr hört. Wittenberg mit seiner verhältnismäßig doch sehr geringen Anzahl von Plätzen ist und bleibt das einzige.

Wir finden, man sollte neben den Bestrebungen für das Vikariat die Predigerseminare nicht vergessen. Die hannoversche Landessynode hat die Gründung eines zweiten, neben dem in Loccum bestehenden, dessen Wirksamkeit sehr anerkannt wird, jetzt beschlossen.

Die Einrichtung eines geordneten Vikariates kostet natürlich Geld, und aus eigenen Mitteln, d. h. durch Kirchensteuern, wird die Kirche dasselbe nicht aufbringen können. Die früheren eignen Mittel der Kirche befinden sich in der Hand des Staates. Ob derselbe willig sein wird, Mittel für den genannten Zweck zu bewilligen?

In dem Staatshaushaltetat für Preußen sind 740 000 Mk. eingestellt zur Aufbesserung der Gehälter der Geistlichen; doch ist dabei nicht zu vergessen, daß das auch die katholischen Geistlichen mit angeht. Es ist wohl mit Dank anzuerkennen, daß die Staatsregierung, trotz der schroffen Haltung gegenüber den Selbständigkeitsbestrebungen, nun doch beginnt, den einen Teil derselben, die erhöhten Geldmittel, zu berücksichtigen. Allein wir können bei aller Anerkennung doch nicht damit einverstanden sein, wenn von mancher Seite her diese 740 000 Mk. für die Aufbesserung der Gehälter aller Konfessionen als eine Befriedigung der nach dieser Seite hin vorliegenden kirchlichen Bedürfnisse bezeichnet wird. Es ist dabei auch ausgesprochen worden, daß durch diese Bewilligung die Verpflichtung des Staates zur Aufhebung der Stolgebühren, von der im Gesetz vom 9. März 1874 die Rede ist, beseitigt werde. Dem gegenüber muß hervorgehoben werden, daß allein für die evangelische Kirche der östlichen Provinzen der evangelische Oberkirchenrat in seiner Denkschrift von 1885 die Mittel, die zur Aufhebung der Stolgebühren nötig seien, auf 750 000 Mk. berechnet hat. Die Mittel aber, welche zur Entschädigung für die ausgefallenen Stolgebühren von staatswegen für die Kirchendiener ausgesetzt werden, gehen in jedem neuen Etat herunter, weil nur die zur Zeit der Einführung des Zivilstandsgesetzes im Amte befindlichen Geistlichen ꝛc. auf einen solchen Ersatz Anspruch haben. Unsere Wünsche können also mit einem Hinweis auf die 740 000 Mk. in keiner Weise als abgethan gelten.

Gerade für die Vorbildung der Geistlichen darf die evangelische Kirche an den Staat noch besondere Ansprüche machen. Der hannoverschen Landeskirche sind vom Herrn Kultusminister bereits Aussichten auf Gehaltszuschüsse für die dort anzustellenden Vikare gegeben. Die katholische Kirche bezieht jährlich vom preußischen Staat 360 000 Mk. für die Vorbildung der Geistlichen nach den Universitätsstudien. Sollte die evangelische Landeskirche da nicht auch Mittel für diesen Zweck beanspruchen dürfen? Und das um so mehr, als Friedrich Wilhelm IV. bereits im Jahre 1847 durch eine Kabinettsorder (vom 15. Januar) 80 000 Thaler zur Vikariatseinrichtung in der Landeskirche bewilligt hat, welche aber zufolge der Revolutionsstürme von 1848 nicht zur Ausführung gekommen ist.

Was die Sache selbst betrifft, so wird die von uns besprochene Zwischenstufe zwischen der rein wissenschaftlichen Universitätszeit und der praktischen Amtszeit um so notwendiger, je klaffender der Riß zwischen Wissenschaft und Kirche auseinandergeht, wie dies jetzt der Fall zu sein scheint. Wir haben des öfteren darauf hingewiesen, daß wir von der Ritschl'schen Theologie eine Ausfüllung dieser Kluft nicht erwarten. Die Verhandlungen der hannoverschen Landessynode kamen natürlich auch wieder auf diese Frage und gaben Anlaß zu einigen erregten Auseinandersetzungen. Es

wurde dort, wie bereits zu wiederholten Malen, Klage geführt über die Abweichungen von dem Bekenntnisboden der lutherischen Kirche, welche in der Ritschl'schen Theologie zu tage treten. Geführt wurde der Beweis an der Hand seiner Religionslehre für die Gymnasien, worin die Lehre von der Erbsünde, der Vorsehung, der Person Christi in völlig abweichender Weise vorgetragen werde. Dem Landeskonsistorium wurde die Adresse vorgehalten, die es gelegentlich der Göttinger Jubelfeier der Fakultät überreicht hatte, und die so klänge, als ob von einer Differenz zwischen der Lehre der Göttinger Fakultät und der Landeskirche gar nicht geredet werden könne. Die Behörde antwortete durch eine Erklärung, welche der Präsident Mejer verlas, worin den jüngeren Geistlichen aus Ritschl's Schule nicht nur ein gutes Zeugnis ausgestellt wurde, sondern auch ausgesprochen, daß dem Konsistorium von einer Beunruhigung der Gemeinden über die neue Theologie nichts bekannt sei. Dies nun verrät allerdings einen hohen Grad von Unbekanntschaft mit den Verhältnissen, und von den verschiedensten Seiten, namentlich auch von Laien, hielt man mit der Verwunderung über die Aeußerung nicht zurück. Schließlich wurde mit 35 gegen 31 Stimmen der Kommissionsantrag angenommen, in welchem mit Rücksicht auf den mangelnden Einfluß der kirchlichen Organe auf die Vorbildung der Geistlichen, mit Rücksicht ferner auf die gegenwärtige Lage und den Zustand der theologischen Wissenschaft, die Erwartung an das Kirchenregiment ausgesprochen wird, daß es auch bei der Leitung und Ueberwachung der Predigerseminare und bei dem neuen Institute des Vikariats das Ziel im Auge haben werde, bei den Kandidaten vor Eintritt in das kirchliche Amt den lebendigen, heilskräftigen Glauben zu frischem Leben und zu neuer Kraft zu erwecken. „Nachdem die bezeichneten ungünstigen Wahrnehmungen angefangen haben, schwere Beunruhigung in weiten Kreisen unseres christlichen Volkes hervorzurufen, hat die Synode geglaubt, bei dieser Gelegenheit mit der vorstehenden offenen Erklärung nicht zurückhalten zu dürfen."

Eine andere Art von Theologie hat eigentlich aufgehört, schwere Beunruhigung zu erregen, das ist nämlich die des Protestantenvereins. Nicht als ob man ihr gegenüber ganz ruhig sein könnte, im Gegenteil wird der Kampf ein ebenso energischer als andauernder bleiben müssen. Allein das Beunruhigende in theologischen Kämpfen besteht wesentlich da, wo man den eigentlichen Charakter des Gegners nicht erkennen und feststellen kann und nun die Besorgnis hegen muß, daß von weiten Kreisen der Kirche eine Lehre oder eine Ausdrucksweise für christlicher gehalten werde, als sie wirklich ist. Bei der Theologie des Protestantenvereins ist diese Besorgnis unnütz. Sie tritt viel zu offenherzig auf. Mehrfach ist in letzterer Zeit über einen protestantenvereinlichen Katechismus geredet, der im vorigen Herbst erschienen ist. Dr. Schramm in Bremen hat nämlich einen „Leitfaden für den Konfirmandenunterricht" herausgegeben, in welchem mit aller wünschenswerten Nacktheit das Material geboten wird, das auf die Frage von Strauß: Sind wir noch Christen? — die unzweifelhafte Antwort Nein geben heißt. Jesus ist ein bloßer Mensch, die Welt ist Gott, Wunder gibt es nicht, Beten ist ein Selbstgespräch, Auferstehung der Toten und göttliches Weltgericht eine Täuschung, die Taufe ein schönes Familienfest u. s. w. — Wir möchten doch hier einmal die Frage aufwerfen: Wenn solche Leute wie Dr. Schramm das schöne Familienfest begehen und dabei ohne Zweifel die Taufformel, das Wort Christi, nicht gebrauchen — sind dann die also religiös gefeierten Kinder getauft oder sind sie es nicht? — Und ist man bei den Streitigkeiten mit der römischen Kirche, die mehr und mehr den Brauch einzuführen scheint, ihre Konvertiten zu taufen, dazu berechtigt, lediglich auf Rom die Anklage zu werfen, daß es die alte „katholische" Stellung zur Ketzertaufe aufgegeben habe? — Müßte nicht daneben auch gefragt werden, ob innerhalb des Protestantismus nicht etwas zu geschehen habe, daß man die getauften Christen von denen unterscheiden könne, über die nur eine religiöse Weihe gesprochen ist? — Denn dabei bleiben wir doch: „Wasser thut's freilich nicht, sondern das Wort Gottes, so mit und bei dem Wasser ist und der Glaube, so solchem Worte Gottes im Wasser trauet."

Wir möchten dem Preßbüreau des Evangelischen Bundes empfehlen, dieser Sache sich anzunehmen. Durch die protestantenvereinlichen Verbindungen des Vorstandes dieses Bundes muß es ja leicht sein, authentische Erkundigungen darüber einzuziehen, mit welchem Gotteswort in Bremen und anderen Orten das „schöne Familienfest“ gewürzt wird. Wir hoffen, daß man uns hierauf nicht nach Analogie früherer Antworten erwidert: „Was kommt auf das Sakrament der Taufe an, wenn es sich um Abwehr des gemeinsamen Feindes in Rom handelt?“

Eine höchst bedeutsame Kundgebung sowohl für den zuletzt genannten Evangelischen Bund als auch für den Protestantenverein bringt die „Protestantische Kirchenzeitung“ in einem Referat des Pfarrers Müller zu Gotha, das derselbe in einer Versammlung gegeben hat. Da heißt es: „Für die Stellung des Protestantenvereins zum Evangelischen Bunde sind bezeichnend die Resolution des letzten Protestantentages und ein Schreiben des Vereinsbüreaus. Als oberster Grundsatz gilt, daß wir auch als Glieder des Bundes nicht aufhören können, die besonderen Aufgaben des Protestantenvereins zu verfolgen, den Kampf gegen das hierarchische Streben innerhalb der evangelischen Kirche selbst und wider ein äußerliches, in Formen erstarrendes Kirchentum. Was viele Freisinnige von dem Bunde fern hält, ist die Bestimmung, daß der Bund sich bekennt zu Jesu Christo, dem eingebornen Sohn Gottes, dem Mittler unseres Heils. Sie sehen darin eine dogmatische Fixierung und einen konfessionellen Zwang für die Mitglieder des Bundes. Dem soll aber nicht so sein. Wir können jene biblischen Worte ihres dogmatischen Gehaltes entkleiden und in ihnen den Ausdruck sehen für den Eindruck der Persönlichkeit Jesu und den über die Niedrigkeit der Erde himmelan erhebenden und mit dem Geist der Wahrheit und Liebe beseligenden Einfluß, den sie auf unser Leben übt. Wir können mit jenen Worten ohne theologische Deutelei mit voller Wahrhaftigkeit von dem reden, was in uns lebt, ohne uns zu einem Dogma von der Person Christi zu bekennen, mit welchem unsere Ueberzeugung nicht übereinstimmt.“ Das ist bezeichnend; es ist offen gesagt, wozu man sich nicht bekennt. Wozu sie sich aber bekennen, das braucht nicht gesagt zu werden; es steht ja auch für jeden, der es wissen will, in Schramms Leitfaden. Bezeichnend ist ja solche Aeußerung leider auch für die Zusammensetzung des Evangelischen Bundes, und der Protest einzelner seiner Mitglieder kann daran nichts ändern.

Die Erregung, welche sich an die Walderseesche Versammlung vom 28. Nov. geknüpft hat, gehört eigentlich gar nicht in einen kirchlichen Bericht. Denn bei der ganzen Sache handelt es sich um eine Enttäuschung, welche die politischen Parteien aller Richtungen, in denen die Juden und Judengenossen Einfluß haben, erfahren haben, die unbegreiflicherweise der Hoffnung lebten, daß es mit dem jetzigen Regime für immer vorbei sein werde mit einer konservativen Politik, die ihre Stellung auf religiöser Grundlage nimmt. Für uns ist bei der Offenbarung dieser Enttäuschung nur der sittliche Maßstab interessant, der danach an die Werkstätten unserer öffentlichen Meinung gelegt werden muß. Für die Kirche ist bei jener Versammlung in ihren Folgen die wichtigste Betrachtung die, welche Gefahren und welche Vorteile es mit sich bringe, wenn die Hohen dieser Erde sich ihrer Arbeit annehmen. Niemand wird es dem hohen Paare vergessen, daß sie den Glanz ihres Namens auf die so wichtige Arbeit der Stadtmission haben fallen lassen, noch mehr: daß sie ihr Herz an dieselbe gehängt haben; und wir wollen hoffen, daß die Bemühungen für die äußere Sicherung dieser Arbeit von gutem Erfolge begleitet sein werden; aber wir wollen doch auch nicht vergessen, daß es desto größeren Eifer gilt, die geistlichen Gaben zu erwecken, in denen allein das Werk des Herrn getrieben werden kann.

Zu erwähnen ist noch der endliche Ausgang des Prozesses gegen Pastor Thümmel in Remscheid, der am 13. Januar in Kassel zu 6 Wochen Gefängnis verurteilt ist, während sein Verleger 8 Tage erhielt. Daß eine Freisprechung nicht erfolgen könne

und werde, war wohl allen Beteiligten vorher klar; wir freuen uns aber aufrichtig, nicht nur, daß diese Sache nun erledigt, sondern auch, daß das Strafmaß so gemildert ist (von 9 Monaten, wozu er in Elberfeld verurteilt war). Der Prozeß selbst, das Auftreten des Pastor Thümmel u. s. w. sind früher von uns besprochen, und wir haben mit unserem Bedauern damals nicht zurückgehalten, daß derselbe eine Sache angefangen habe, der er moralisch nicht gewachsen scheint. Das hindert uns aber nicht, in dem ganzen Prozeß und sonderlich in den Kasseler Verhandlungen manches nicht unwichtige Zeichen der Zeit anzuerkennen. Die Reden der beiden Verteidiger, der Herren Sello und Klasing, verdienten ernste Beachtung.

Drei Punkte heben wir aus den Verhandlungen hervor. Seitens des Staatsanwaltes war auch das Konsistorium in Koblenz angeführt, das mit seinen Zuschriften an Pastor Thümmel bewiesen habe, daß es sein Auftreten nicht billige. Darauf erwiderte Dr. Klasing: das Urteil von Konsistorien sei für ihn nicht maßgebend, die oft nicht genügend im Leben drin stünden; er bedauere, daß die dem Pastor vorgesetzte Behörde das Material aus der Hand gegeben habe, das zu seiner Anklage diente, was von den Gewohnheiten, die sonst in der Beamtenhierarchie herrschen, abweiche, wo man seine Untergebenen zu decken suche. „Die evangelische Kirche steht und fällt überhaupt nicht mit dem Konsistorium; weite Kreise des evangelischen Volkes beklagen sich über die Konsistorien und von einem Konsistorium sind noch niemals Förderungen und Fortentwickelungen der Kirche ausgegangen.“ Wir irren wohl nicht, wenn wir in diesen Aeußerungen eines Sohnes der rheinisch-westfälischen Kirche die Mißstimmung erkennen, welche vielfach die Stellungnahme des Kirchenregiments zu den Selbständigkeitsbestrebungen erweckt hat.

Zweitens heben wir die von den Verteidigern „festgenagelte“ Aeußerung des Staatsanwaltes hervor, daß nicht nur Luther heutzutage mit seinen Ausdrücken unter den § 116 des Reichsstrafgesetzbuches fallen würde, sondern auch die Bekenntnisschriften. Ersteres ist zwar auch in der christlichen Welt sehr übel vermerkt worden; allein man darf dabei nicht an Luthers Katechismus und dergl. denken; es läßt sich doch wohl nicht leugnen, daß ein Buch wie z. B. seine Schrift wider den Hans Worst in England heutzutage nicht ungerügt bliebe. Aber daß die Bekenntnisse, auf welche die evangelische Kirche ihre Geistlichen verpflichtet, Ausdrücke enthielten, die unter das Strafgesetzbuch fallen, das war aus dem Munde eines königl. preußischen Staatsanwaltes eine peinliche Aeußerung, die nur dadurch gemildert wird, daß die theologische „Bildung“ des Mannes ihn entschuldigt, der u. a. als bekannt voraussetzte, daß der Antichrist der Teufel sei. Es scheint der Vorschlag am Platze, daß das den Theologen abgenommene Examen über allgemeine Bildung eine Zeitlang für die Herren Juristen reserviert würde.

Drittens weisen wir auf die Enthüllungen hin, welche durch den Angeklagten und die Verteidiger über den Verein katholischer Juristen gemacht wurden. Wenn die preußische Rechtspflege noch fernerhin den Ruhm behalten soll, den sie seit der Mühle von Sanssouci unzweifelhaft hat, so scheint eine Beobachtung des genannten Bundes durch die höheren Behörden in der That sehr nothwendig zu sein.

Neue Schriften.

1. Politik.

— **Lehrbuch des deutschen Staatsrechts.** Von Dr. A. von Kirchenheim, ao. Professor an der Universität Heidelberg. (Stuttgart, Ferdinand Enke.) 1887. 440 S. 8°. 8 M., eleg. geb. 9 M.

Die Absicht des Verf. ist nicht, ein nach allen Seiten hin das gesamte Material umfassendes Handbuch darzubieten, sondern er will den Lesenden und Lernenden innerlich einführen in das behandelte Gebiet des öffentlichen Rechtes, hiermit das Bedürfnis der Vertiefung und jenen echt wissenschaftlichen Geist wachrufen, dessen Pflege ihm als einem Universitätslehrer besonders am Herzen liegt. Nach der Aussage von Fachgenossen ist diese Absicht erreicht, und wir stimmen gern dem mehrfach von der Kritik ausgesprochenen Urteile zu, daß das Werk mehr leistet, daß es nicht nur bei den Rechtsbeflissenen, sondern bei allen mit Politik sich befassenden Gebildeten staatliches Verständnis wecken und fördern kann. Man ist berechtigt, zum Beweise dafür auf das Verhalten der „freisinnigen" Blätter hinzuweisen, die sich bis jetzt zu keiner Erwähnung des Buches herbeigelassen haben.

Um kurz über den Inhalt zu berichten, bemerken wir, daß neben einer nur wenige Paragraphen umfassenden Erörterung der allgemeinen Vorbegriffe die geschichtliche Einführung den ersten Platz einnimmt. Bei der Vorführung der geschichtlichen Ereignisse befolgt der Verf. nicht das hergebrachte System der chronologischen Anordnung; er scheidet vielmehr nach inneren Entwickelungsmomenten und zeigt 1) Zersplitterung und Zerfall 843—1848, 2) die Entwickelung der Landeshoheit, 3) die Entwickelung der deutschen Einheitsidee und 4) die Entwickelung der konstitutionellen Ideen, woran sich eine in den meisten Lehrbüchern beiseite gelassene Darstellung der Entwickelung der staatsrechtlichen Wissenschaft schließt. (Ueber diese zusammengeschmiedete geschichtliche Darstellung [S. 19—96] sagt die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, daß auch der gereifte Staatsmann an ihr gern sein Gedächtnis in bequemer Weise auffrischen wird; uns sind „gereifte Staatsmänner" bekannt, welche die hier in aller Nüchternheit und mit seltener Klarheit ausgesprochenen Lehren der Geschichte niemals in ihr Gedächtnis aufgenommen zu haben scheinen, diese würden hier also auch noch einiges Neue lernen können.) Die systematische Darstellung ist in drei Teile gegliedert. Das erste Buch gibt die Grundlagen des öffentlichen Rechtes. Es wird hier zum erstenmal versucht, diese Lehren von den Quellen, vom Herrschaftsbereich der Staatsgewalt und von der Rechtsstellung der Unterthanen zusammenfassend in ihren Grundzügen zu behandeln, und zwar wird hier gleich bei den Quellen das gesammte Gesetzgebungsrecht erledigt. Bei der Erörterung des Verfassungsrechtes ist die Organisation der Einzelstaaten und die des Reiches getrennt behandelt, während die Funktionen des Staates (das Regierungsrecht) einheitlich zur Darstellung gelangen, und zwar Justiz, Heerwesen, Finanzwesen, äußere und innere Verwaltung. Mit besonderer Vorliebe ist das Militärrecht behandelt, welches der Verf. selbst erst in die Reihe der akademischen Vorlesungen erhoben hat. In diesem Rahmen findet das deutsche Staatsrecht der Gegenwart seine Darstellung. Dabei begegnen uns eine Reihe von Paragraphen, welche wir in den gangbaren Lehrbüchern nicht finden, z. B. über die Entwickelung der deutschen Staatsidee im allgemeinen, über die preußische Verfassung, ferner die Lehre vom Staatsgebiet; auch die Rechtsstellung der deutschen Kolonialgebiete wird hier zum erstenmal behandelt. Der Zusammenhang mit der Politik wird mehrfach hervorgehoben; so erhalten einige wichtige Fragen, wie das Diätenverbot (S. 309), das Septennat (S. 351), der Hamburger Zollanschluß (S. 283), die Stellung der Reichslande (S. 292, Nr. 3), die Matrikularbeiträge (S. 414) u. a. m. eingehende Erörterung. Die Anmerkungen über derartige Fragen sind in das Register mit aufgenommen, was die Benutzung für den Publizisten sehr erleichtert.

Diese Betonung des Zusammenhanges mit der Politik findet natürlich nicht überall Billigung. So ist in der „Kritischen Vierteljahrsschrift" (herausgegeben von dem partikularistisch-bayrischen Staats-

rechtslehrer Seydel) eine ausführliche Anzeige von v. Kirchenheims Staatsrecht erschienen, welche gerade das rügt, was der konservativ geschulte Publizist als Vorzug anerkennen muß. Daß die Gründe für das Zweikammersystem erörtert, die Wahlsysteme und das Dreiklassensystem innerlich geprüft werden, der Zweck der parlamentarischen Geschäftsordnung erwähnt, das Ziel des Heerwesens und die Notwendigkeit des einheitlichen Oberbefehls und der Kriegsartikel betont wird — alles dies soll nach jener Kritik über die Grenzen des Staatsrechts hinausgehen. Unseren Lesern ist aus dem Artikel v. Kirchenheims im Jahrgang 1884 der A. K. M. dessen Gegensatz zu einer gewissen Richtung im Staatsrechte bekannt. Selten aber dürfte die rein dialektische begriffsgymnastische Richtung sich selbst treffender charakterisiert haben, als es in den Worten jener Kritik geschieht: „allein zu oft läßt sich v. Kirchenheim verführen (!), neben der rechtlichen Gestaltung einer staatlichen Einrichtung auch den Zweck, welchem dieselbe dient, zu erwähnen!" Ganz wie unsre Philosophen! Den höchsten Ruhm einer wissenschaftlichen Darstellung finden sie in deren „Zwecklosigkeit"! — Wir dagegen möchten grade um seines im besten Sinne praktischen Gehaltes das Buch unseren Lesern empfehlen, wenn ihre Wahl unter den vorhandenen Lehrbüchern des Staatsrechtes schwankt.

Th. M.

2. Kirche.

— Beiträge zum Ausgleich zwischen alttestamentlicher Geschichtserzählung, Zeitrechnung und Prophetie einerseits und assyrischen nebst babylonischen Keilinschriften anderseits. Dargeboten zu Nutz der Gemeinde des Herrn von Nikolas Howard, Diener des göttlichen Worts. (Gotha, F. A. Perthes.) 1887. 290 S. 5 M.

Zur Schöpfungsgeschichte der heiligen Schrift sind aus dem Innern der Erde zahlreiche Zeugen aufgerufen worden. Deren Stimme ist jedoch auch von den Gegnern oft genug als der heiligen Schrift widersprechend citiert worden. Aehnlich ist es auch mit den Keilinschriften, die aus Ninive und Babel ein ungeheures Material historischer Quellurkunden geliefert haben. Wo Jahrhunderte, Jahrtausende lang tiefes Schweigen geherrscht, da vernimmt man jetzt Kunde aus alter Schrift, in Stein und gebrannte Erde gegraben, und aus unverlöschtem Bildwerke. Was sie uns verkünden, ist von besonderem Interesse im Blick auf die alttestamentliche Geschichte. Allein auch hier findet sich, daß, obwohl die Ergebnisse der Assyriologie als dem wesentlichen nach übereinstimmend mit alttestamentlicher Geschichte ziemlich allseitig erkannt sind: soweit es Personen und Ereignisse betrifft, doch auch nennenswerte Einwendungen aus den Keilinschriften gegen die biblische Erzählung entnommen werden. Es soll auch in diesen Stücken die Bibel ihren Charakter als Buch des Glaubens, nicht des Wissens bewahren. Wer die Bibel zu einer Quelle der Wissenschaftslehre machen will, der wird sich nicht allein an dem Schifferstil stoßen, sondern auch an ihrem Inhalt, der göttlichen Thorheit. Das schließt natürlich nicht aus, daß unsrerseits geschieht, was menschliche Erkenntnis vermag, um die Anstöße zu beseitigen; wie wir bei allem Vertrauen auf Gottes Vorsehung doch das Unsrige zu thun haben, um das tägliche Brot zu erwerben und die Anstöße im Leben zu überwinden. Ein solcher Versuch, die Anstöße, welche der Mangel an Uebereinstimmung zwischen Bibel und Keilinschrift hervorruft, zu vermitteln, ist das vorliegende Buch. Hauptsächlich will es zwei Punkte ins klare stellen: 1) den zeitlichen Abstand zwischen Ahab und Ahas (hier rechnet die Bibel ungefähr ein halbes Jahrhundert mehr als die Keilinschriften, wie man aus den Listen der sogenannten Eponymen, den Männern, welche je auf ein Jahr in höchster Stelle neben oder nach dem Könige standen, festgestellt haben will) und 2) die Feststellung des Zeitpunktes der Unternehmung Sanheribs gegen Hiskias. Hierin schließen sich noch Untersuchungen über die Zeitangaben zwischen Jerobeam und Nebukadnezer, über die israelitischen Jubeljahre, als ein Zeugnis für den Zeitpunkt der Sanheribischen Invasion u. s. w. an. Für die allgemeine Behandlung steht dem Verfasser von vornherein fest, daß die von Gott beglaubigte biblische Geschichterzählung doch mehr Glauben verdient, als die von Renommisterei strotzenden Inschriften der assyrischen Großkönige. In zwei Fällen hat Smith nachgewiesen, daß Tiglath-Pileser (es ist eine Prunkschrift seines 17. Regierungsjahres) Fürsten als seine gegenwärtigen Tributäre namhaft macht, die dazumal tot waren und wohl tot seit längerer Zeit. Und diese Beispiele lassen sich, wie der Verf. zeigt, leicht vermehren. Wie sollten diese Leute nicht auch an jenem Großthun Teil genommen haben, welches ein notwendiges Ingredienz des alten Heldentums ist. Dazu kommt, daß noch keineswegs erwiesen ist, daß die Verwaltungslisten mit den Eponymen lückenlos sind und man auch einfach für jeden Eponym ein Jahr einsetzen darf. Wie bei Konsulen u. s. w. können da auch Umstände eingetreten sein, welche denselben Eponym längere Zeit auf dem Posten hielten. Eine Reihe von Jahren mehr ergeben sich so leicht. So neigt sich die Wagschale, auch was fides humana anlangt, sehr zu Gunsten der Bibel. Ein interessantes Moment, auf welches der Verfasser aufmerksam macht, bezieht sich auf Jonas und dessen Predigt in Ninive. Was Howard sonst zur Beleuchtung des vielangefochtenen Buches beibringt, scheint uns wenig bedeutsam. Dagegen die Notiz von der hervorragenden Sonnenfinsternis vom Jahre 809 v. Ch., welche die Keilinschriften bringen, war uns höchst interessant. Kann doch gerade in diesem Jahre 809 Jonas (der unter Jerobeam gelebt haben soll) in Ninive recht gut seine Bußpredigt gehalten haben. Und man denke, welchen Eindruck Jonas Predigt alsbald vor oder nach diesem Ereignis auf jene Heiden gemacht haben muß!

Hat das vorliegende Buch viel Treffliches, so dürfen wir doch auch nicht verschweigen, daß uns auch vieles nicht anmutet. Verfehlt erscheint uns, daß der Verfasser halb Wissenschaft, halb erbauliche Ansprache gibt. Hier die Angaben an den assyrischen Inschriften und die chronologischen Berechnungen, welche die „gläubige Gemeinde" nicht

kontrollieren kann, und dann wieder erbauliche Einschiebsel. Das paßt nicht. Es wäre unseres Erachtens besser gewesen, die wissenschaftlichen Erträge in populärer Form in einem kleineren Buche zu geben. Auch ist, besonders in der Vorrede, manches aufgenommen, was mit dem sonstigen Inhalt des Buches sich nicht berührt. Da hören wir ein ausführliches Verwerfungsurteil über die Apokryphen und deren Abdruck in der Bibel. Ist Herr „Nikol. Haward, Diener des göttlichen Worts“ vielleicht ein Engländer? Ein ehrwürdiger Christ meinte einst, die Herren Engländer hätten solchen Zorn auf die Apokryphen, weil da das Wort stehe: „Wie ein Nagel in der Mauer zwischen zwei Steinen steckt, also steckt Sünde zwischen Käufer und Verkäufer“ (Sir. 27, 2). Doch das nebenbei. Jedenfalls gehört diese Auseinandersetzung nicht in ein Buch über Keilinschriften. Ebenso möchte es sich wenig empfehlen, gerade ein solches Buch mit solch fremden Wortformen drucken zu lassen. Warum sucht der Verf. auch nach Wunder herbeizuziehen, wo sie gar nicht nötig sind. Da soll Elias den Brief II, Chron. 21, 12—15 „aus der Höhe haben kommen lassen“! Wir wünschen das ganze Buch einfacher, klarer, kürzer geschrieben, so daß es auch nach dieser Seite hin geeigneter wäre, den gläubigen Kreisen aus der Feder eines Sachkenners einen Einblick in die für die heilige Schrift so günstige Sachlage zu gewähren.

B. F.

— **Verfassungsgeschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland.** I. Von D. Hermann Dalton. (Gotha, F. A. Perthes.) 1887. 344 S. 6 M.

Dies sehr verdienstliche Werk führt sich zugleich als erster der Beiträge zur Geschichte der evangelischen Kirche in Rußland von H. Dalton ein und bietet für dieses der Bearbeitung noch sehr bedürftige Gebiet reiches Material. Die russische lutherische Kirche ist bei uns sehr wenig bekannt. Vielleicht am meisten hören wir noch von den Ostseeprovinzen, welche übrigens hier auch eine Geschichte der Entwickelung ihrer Verfassung erhalten, die gewiß gerade im gegenwärtigen Momente allgemeines Interesse finden dürfte. Der dritte Abschnitt des Buches schildert die Verfassung der lutherischen Kirche in Rußland im 19. Jahrhundert; zuerst die rationalistische Zeit, dann die fernere Entwickelung. Wie tief in Rußland Kirche und Pfarramt durch die absolute Unterordnung unter das Beamtentum gesunken war, davon finden sich haarsträubende Proben. So redet das Justizkolleg die Pastoren nur noch „Er Pastor“ an. „Es hat also“ — schließt solch eine Stilübung — „Er Pastor nach solchem Ihrem Kayserlichen Befehl Sich zu achten. Petersburg, 24. August 1757.“ Der weltliche Arm griff bis in die Gottesdienstordnung ein. Ohne Widerspruch zu finden, konnte er den Gründonnerstag aus der Reihe der Feste streichen. Dafür wurde dann die Zahl der Staatsfeste gemehrt. Ihre Zahl war 1796 auf 29 gestiegen; darunter seit 1768 das in der Kirche zu feiernde Fest zum Andenken der an der Kaiserin (Katharina II.) und dem Großfürsten (Paul) glücklich vollzogenen Einimpfung der Blattern. Die Reden, welche der damals berühmteste Kanzelredner, Grot, in der Katharinenkirche bei diesen Festen „über Blatternimpfung“ hielt, sind in 2 Bänden 1780 erschienen. Der Prokureur des Justizkollegs verfaßte auch ein Kirchengebet, dessen Anfang sehr an jenes Seumesche Gebet erinnert: „Gott, Gott, den Mönch und Bonze nennet und weder Mönch noch Bonze kennet u. s. w.“ Unübertroffen an Byzantismus dürfte auch für jene Zeit die Stelle in diesem Gebet sein: „Laß unseren edlen Monarchen, laß Seine teuere Gemahlin und Seine treffliche Mutter, Sie, die Ihn in geheiligter Stunde empfing und Ihn uns schenkte, laß Seine edlen Geschwister, Sie alle lasse, o Gott, deine segnende Belohnung in dem Bewußtsein finden, das Glück des Volkes begründet und die Freudenthränen des Dankes verdient zu haben u. s. w.“ In dem ganzen unsagbar langen Gebete findet sich der Name Jesus nicht. Von der neuen Zeit erklärt Dalton, daß die 1819 mit so vielem Eifer und Entschiedenheit ins Werk gesetzte Episkopalierung der lutherischen Kirche Rußlands, in welcher man den geeigneten Damm gegen die Ueberflutung des Unglaubens gefunden zu haben wähnte, so völlig aufgegeben sei, „daß man den bischöflichen Namen bis zur Nichtigkeit einer bloßen Würde ohne jeden Inhalt einer Amtsbefugnis ausgeleert hat und diese altapostolische Bezeichnung verdienten Geistlichen aber auch Würdenträgern verleiht, die das griechische Wort in seiner lateinischen Uebertragung selbst mit dem Zusatze eines Generals, aber als Amtsbezeichnung längst besitzen.“ „Aber auch der konsistorialen Verfassung ist die gegenwärtige kirchliche Strömung abhold. Auch durch die Kirche geht unaufhaltsam ein starker Zug, der auch ihre gläubigsten treuesten Glieder berührt und für die Kirche, für die Gemeinden in ihr ein größeres Maß Selbständigkeit und allseitiger Bethätigung in der vollen Gebundenheit unter das Wort Gottes und das Bekenntnis der Kirche fordert.“

B. F.

— **Parallel-Bibel** oder die heilige Schrift alten und neuen Testaments in der Verdeutschung durch Dr. Martin Luther, nach der Originalausgabe von 1545 mit nebenstehender wortgetreuer Uebersetzung nach dem Grundtext. In 3 Bänden. (Gütersloh, Bertelsmann.) In 24 Liefrgn. à 50 Pf. (Vor uns liegen Liefrgn. 1—5.)

Diese Bibelausgabe bietet neben dem Text der lutherischen Uebersetzung nach der Originalausgabe von 1545 in der zweiten Kolumne eine den Grundtext mit den Hilfsmitteln, welche die heutige exegetische Wissenschaft gewährt, genau wiedergebende, vollständige zweite Uebersetzung. Da die Parallel-Bibel jedoch nicht einem litterarisch-historischen, sondern einem praktischen Zwecke dienen soll: so ist trotz dem Titel nicht auf die ursprünglichen Sprachformen der Ausgabe von 1545 zurückgegangen, sondern der Luthertext so aufgenommen, wie er allmählich von selbst, d. h. unter dem Druck des Bedürfnisses für die späteren Geschlechter sich gestaltet hat. Dabei ist kein nach bestimmten Prinzipien gestaltetes einheitliches Sprachgewand zur Anwendung gekommen. Während viele alte Worte, Formen u. s. w. gefallen sind, sind andere ebenso veraltete ohne weiteres beibehalten, z. B. Lev. 13, 48: Ein-

tracht (des Gewebes; jetzt Eintrag), Gen. 12, 10. Ex. 8, 22: sich enthalten (jetzt: sich aufhalten). Gen. 24, 64 u. o. fallen (jetzt: herabsteigen). Lev. 14, 56: Gnätze (jetzt: Krätze). Ex. 27, 3: Kreuel (jetzt: Gabel) Gen. 12, 13 u. o.: lieber (jetzt: doch). Ex. 25, 26. 24, 64: Ort, Ortbrett (jetzt: Eck, Eckbrett). Gen. 34, 25: thürstiglich (jetzt: kühnlich). Auch fehlt es nicht an ganz unnötigen Abweichungen vom Luthertext von 1545. Warum z. B. Deut 12, 2: Oerter statt Orte; ebendaselbst v. 29: verständen statt verstunden u. s. w. Hier hätten wir Konsequenz gewünscht. — In einer besonderen Spalte sind der Uebersetzung von 1545 zur Linken gestellt die abweichenden Uebersetzungen Luthers in anderen Ausgaben, soweit sie dem Grundtext genauer entsprechen. In der zweiten Hauptspalte steht eine wortgetreue Uebersetzung aus dem Urtext. Durch den kleineren Druck soll angedeutet sein, daß dieselbe sich keineswegs an Stelle des Luthertextes setzen will. Sie soll sogar mit dazu dienen, erkennen zu lassen, wie meisterhaft Luther gearbeitet hat; an Stellen aber, wo es nötig ist, auch Korrektur eintreten lassen; überall aber dem Leser eine Hilfe zum Verständnis sein. Im alten Testament erfolgt die Uebersetzung aus dem sogen. massoretischen Texte. Wo dieser aus gewichtigen Gründen verlassen wurde, ist dies am Rande angezeigt. Im N. Test. werden dann die kritischen Arbeiten eines Tischendorf und Gebhard berücksichtigt werden. In einer Randspalte sind endlich auch noch abweichende Uebersetzungen berücksichtigt, wobei wir, wie in der Polyglotte von Stier und Theile, die Namen der Uebersetzer angedeutet wünschten. Da der Preis des Werkes sehr billig ist, so läßt sich eine große Verbreitung erwarten, welche gewiß auch einer genaueren Bibelkenntnis im Volke zu statten kommen wird.

B. F.

3. Geschichte.

— Von mehreren geschichtlichen Werken stellen wir dasjenige voraus, welches für unseren Leserkreis wohl die meiste Anziehung enthalten dürfte: Der französisch geführte und wiedergegebene, aber mit deutscher Einleitung versehene „Briefwechsel der Königin Katharina und des Königs Jérôme von Westphalen, sowie des Kaisers Napoleon I. mit dem König Friedrich von Württemberg.“ Herausgegeben von Dr. Aug. v. Schloßberger, Vizedirektor des K. Württemb. Geh. Haus- und Staatsarchivs. Bd. I, XXXII u. 422 S., Bd. II, XLIV u. 280 S. 8⁰. (Stuttgart, Kohlhammer.) 1886 und 1887. Die eigentliche Heldin ist Katharina von Württemberg, die Gattin König Jérômes und vielleicht die Großmutter eines künftigen Kaisers der Franzosen. Aber der Zweck dieser Publikation ist zugestandenermaßen die Verteidigung des Königs Friedrich, mit dessen Tode sie daher abschließt (1801—1816). Damit richtet sie sich besonders gegen die Memoiren des Königs Jérôme. An der historischen Verwertung (auch des bedeutenderen zweiten Teiles) hindert jedoch schon der Umstand, daß viele wichtige Briefe nur in Bruchstücken vorgelegt sind. Das ist um so bedenklicher, da man das Urteil der nicht offiziellen und nicht württembergischen Geschichtschreibung über diesen berüchtigten Rheinbundsfürsten vollständig vergessen muß, wenn man Herrn v. Schloßbergers Tendenz begreifen will. Man denke nur, wie Treitschke (Deutsche Gesch. I, 359, 1. Aufl.) über Friedrich herwettert! Wenn wir uns auch nur an den Buchstaben der hier mitgeteilten Auswahl seiner Briefe halten, so überwiegt immer der schlaue Rechner über den zärtlichen Vater seiner „Trinette“. Wie unzart sind die Versuche nach Napoleons Sturz, dieselbe von dem Bruder des Gefallenen zu trennen, und dazu auch den Gatten bei der Gattin zu diskreditieren. Sie konnte sich nicht so geschickt umdenken, wie der Vater, dem Napoleon jetzt im Metternichschen Idiom „tyran“ und „l'horreur du monde“ hieß.

Lieber wird man lesen, wie der Stuttgarter Despot sein ganzes Gewicht — Kaiser Franz nannte ihn in Wien wegen seiner 537 Pfund Fleischgewicht die gewichtigste Person beim Kongreß: unser loyaler Autor sagt: der an Geist und Körper gleich gewaltige König! — eingesetzt hat bei Napoleon für möglichste Selbständigkeit seiner Truppen und Minderbelastung seines Landes. Wegen Vandammes ließ er es auf einen förmlichen Strauß mit dem Imperator ankommen. Trotzdem würden wir dies Buch nicht einmal königlich württembergischen Staatsbeamten empfehlen, wenn nicht eine edlere Figur dasselbe zierte, seine Tochter. Nicht daß ihre Briefe besondere historische oder politische Ausbeute gewährten, selbst nicht einmal über westfälische Zustände. Es charakterisiert diese Rheinbundsfürsten, daß Katharina, der es nicht an scharfer Beobachtungsgabe gebrach, in ihrem Westfalen wie eine Fremde lebte und z. B. beim Dörnbergschen Aufstande die abenteuerlichsten Gerüchte verbreitet. Deswegen kommen ja doch gelegentlich interessante Thatsachen und selbst historische Neuigkeiten vor: daß Napoleon schon 1808 zur Ehescheidung fast öffentlich entschieden war; daß die deutschen Rheinbundfürstinnen in kritischen Zeiten links vom Rhein als Geiseln wohnen müssen; daß Napoleon eigentlich Westfalen regiert hat; daß Jérôme noch 1814 frech einen Staat, wo und wie er auch sei, für sich verlangte, endlich daß derselbe in Napoleons Machtepoche dem württembergischen Schwiegervater viermal den Thron gerettet hat, was die Loyalität unseres Verf. freilich nicht glauben kann

Was aber dies Buch merkwürdig macht, das ist Königin Katharina. Sie war eine edle Frau; sie kennen zu lernen, wie sie geschichtlich war, ist besser als in dem fingerdick aufgetragenen Edelmut in modernen Romanen zu schwelgen. Die zartfühlende Tochter eines solchen Vaters; die treue Gattin eines Jérôme, der die Marke waterproofed wahrlich nicht verdienen würde, trotz seiner Marinejahre, und gegen sie oft nur das Zartgefühl eines Dorfbarbiers zeigte. Der väterlichen Verlockung zur Ehescheidung da zu entgegnen: und wenn ich die unglücklichste Gattin wäre, so würde ich meinen Gatten in der Stunde des Leids nicht verlassen — das ist Tugend, das ist Seelengröße. Natürlich fehlte ihr jeder nationale Hauch — kaum II, 82 über die mechante französische Verwaltung käme in betracht — aber sie betete noch deutsch. So ist

das Buch dennoch eine vornehme Lektüre in feingebildeten Familien, auch wenn junge Mädchen am Tische sitzen. Die Kapitelüberschriften sind nicht geschickt gemacht: zu viel Detail, zu wenig Gegenstand. Sonst ist das Buch vorzüglich ausgestattet, mit trefflichem Register und allen nötigen Erklärungen.

Mit wenigen Worten berichten wir über ein anderes Werk aus der württembergischen Vergangenheit, von dem uns der zweite Teil vorliegt: „Geschichte Württembergs." Von Paul Friedr. Stälin. Erster Band. Zweite Hälfte. (Bis 1496.) (Gotha, F. A. Perthes.) 1887. XIII und 451—864 S. 8⁰. 8 M. Das Werk stellt sich als eine Art neue Auflage der württembergischen Geschichte von Stälin, Vater, dar. Es ist gründlich, zuverlässig, mit treuer und ausgebreiteter Quellenkenntnis (einschließlich Zeitschriften und Archive) gearbeitet. Zu kritischen Auseinandersetzungen gibt es keinen Anlaß. Namentlich die ausgedehnten kulturhistorischen Abschnitte stehen unter rechten Gesichtspunkten; doch hätte hier noch mehr Stoff beigebracht werden, oder — das Detail mehr beiseite gelassen werden sollen. Die Darstellung ist ruhig, aber keineswegs trocken; allein es ist nicht ein schaffender Künstler — wir meinen im Sinne Rankes oder Treitschkes — sondern ein gewissenhafter Berichterstatter, der hier erzählt. Der religiös-sittliche Zustand der Geistlichkeit und der Klöster hätte auf Grund der neuesten Kontroversen wohl ausführlicher behandelt werden sollen. Es hat ja sein Gutes, wenn das betr. VII. Kapitel des 12. Abschnitts mehr im objektiven Tone des Verzeichnisses gehalten ist, auch mochte die Raumfrage mitsprechen; aber zwischen der statistischen Tabelle und dem Epigramm ist doch immer noch ein beträchtlicher Spielraum.

Gerade über mittelalterliches Klosterwesen haben wir auch die liebenswürdige Schrift eines Veteranen der evangelischen Kirche und der Wissenschaft: Geschichte der Sächsischen Klöster in der Mark Meißen und der Oberlausitz. Von Hermann Gustav Hasse, Lic., Doktor der Philos., Superint., Ritter, Mitglied u. s. w. (Gotha, F. A. Perthes.) 1888. VIII u. 317 S. 8⁰. 6 M. Wir sind dankbar für das Gebotene, wenn es auch oftmals mehr den Wunsch erregt, Abschließendes und Vollständiges zu erfahren, als daß es ihn befriedigte. Ueber die Geschichte von etwa 50 Klöstern kann man auf 317 Seiten nicht erschöpfend berichten. Einzelne Geschichten, wie die der Augustiner von St. Thomä in Leipzig, die schon viel bearbeitet ist, haben wohl eine gewisse Abrundung, andere wie Kloster Nimbschen (Kath. v. Bora!) oder St. Afra (Lessing!) sind willkommen durch das, was sie überhaupt darbieten. Archivalien hat der Verf. offenbar nicht benutzt. Nach unseren eigenen Erfahrungen kann man aber über Klostergeschichten ohne neue oder mindestens neugelesene Urkunden wirklich nichts Erkleckliches liefern. Als ein Tableau der sächsischen Klöster kann es heimatlicher Wißbegierde sich empfehlen. Der gut evangelische Verfasser gesteht in seinem „Rückblick", daß er den Wert der Klöster trotz des Augsburger Bekenntnisses hoch halte: eine Erklärung, mit der bekanntlich bei uns Evangelischen kein Martyrium mehr verbunden ist.

Bei solchen Erscheinungen in der evangelischen Litteratur brauchte die katholische Kirche nicht einen eigenen historischen Defensorenapparat aufzustellen, der nun gar leicht dem advocatus diaboli ins Gewerbe fällt. Von der Existenz desselben zeugt: „Die Bulle Ne praetereat und die Rekonziliationsverhandlungen Ludwigs des Bayers mit dem Papste Johann XXII." Von Wilhelm Felten. Mit einem Anhange von Urkunden aus Trier, Koblenz und dem Vatikan. Archiv. (Trier, Paulinus Druckerei.) 1885 und 1887. I Teil VIII und 79 S. 1 M. 20 Pf., II. Teil VI und 287 S. 8⁰. 3 M. 80 Pf. Die Bulle von Johann XXII. ist an sich ein Skandal, sie erklärt Italien und vielleicht das linke Rheinufer für strafweise abgetrennt vom Deutschen Reiche aus Haß gegen König Ludwig. Der Verf. empfindet den Skandal und will daher als sehr guter Katholik die auch sonst beanstandete Echtheit der Bulle vernichten. Auch den eigentlichen Verfasser vermutet, das Vermutete behauptet er. Felten gesteht selbst, daß die Tübinger und Straßburger Fakultät diese Arbeit zurückwiesen. Die Fehler seiner Methode, die sich dem Leser bald aufdrängen, liegen zutage. Vor allem ist ihm die Bulle zu ungeheuerlichen Inhalts, als daß sie von Rom ausgegangen sein könnte — der Gute!! L. Sch.

4. Biographisches.

— Elisabeth Prentiß. Verfasserin von „Himmelan". Ihr Leben und ihre Briefe von George L. Prentiß, Prof. Dr. theol. In teilweise verkürzter und freier Uebertragung von Marie Morgenstern. Mit Porträt in Stahlstich. (Basel, F. Schneider.) 1888. VI und 277 S. 4,80 M., geb. 6 M.

Elisabeth Prentiß, die Tochter einer alten Puritanerfamilie Nordamerikas, geboren am 26. Oktober 1818 in Portland (Massachusets), wo ihr Vater presbyterianischer Pfarrer war, gestorben in Dorset am 14. August 1878, ist eine um ihrer zahlreichen Kinderbücher und sonstigen litterarischen Werke willen in Amerika rühmlichst bekannte, auch in Deutschland nicht unbekannte Schriftstellerin. Ihr Leben wird von dem zurückgebliebenen Gatten auf Grund an einander gereihter Briefe und Tagebuchsauszüge dargestellt. Wenn auch die in Amerika, wie es scheint, beliebte Form einer so gestalteten Biographie manches zu wünschen übrig läßt, so ist doch nicht zu bestreiten, daß der Inhalt ein ganz vorzüglicher ist. Elisabeth Prentiß, eine reich angelegte Natur, in rein menschlichen Dingen durchaus liebenswürdig, von gesundem Witz und Humor, in geistlichen Dingen von bewundernswerter Thatkraft und glaubensvoller Zuversicht, wollte zunächst nichts anderes sein als die treue Mutter ihrer Kinder und die treue Gehilfin ihres Mannes. Dieser war zur Zeit ihrer Verheiratung (1845) Pfarrer in New-Bedford, später wurde er Pfarrer in Newark, dann in New-York, woselbst er 1873 Professor der Theologie an einem Seminar geworden ist. Zur Schriftstellerei ist Elisabeth Prentiß so zu sagen von selbst gekommen. An

Gedanken hat es ihr nie gefehlt, und da sie von Jugend an die Gabe schneller und guter Darstellung im reichsten Maße besaß, so sind, erst ihre Kinderbücher (Little Susys six birth days, Henry and Bessie, Little Susys six teachers, Little Lous Sayings and Doings u. s. w.), dann die aus ernster, schwerer Lebenserfahrung herausgeschriebenen Bücher wie „Die Perle der Familie" (Basel, F. Schneider), „Himmelan", ihr jetzt in 5. Auflage der deutschen Uebersetzung erschienes Hauptwerk (Basel, F. Schneider), „Was Lizzie erzählte" (Leipzig, G. Böhme), „Gentleman Jim" (daselbst), „Fred, Marie und ich" (Itzehoe, A. Nusser) vom Jahre 1873 an bis zum vorletzten Jahre ihres Lebens (1877) teils in Amerika, teils in England erschienen. Von 1868 an wurde ihr an freundschaftlichen Beziehungen keineswegs armes Leben durch die Freundschaft mit Miß Elisa Warner, der Verfasserin der bekannten Bücher „Wir beide, Graham und ich", „Wie ich zum Frieden kam" (Leipzig, G. Böhme), in schöner Weise bereichert. Zahlreiche Briefe geben über den persönlichen und schriftlichen Verkehr der beiden Schriftstellerinnen Auskunft. Daß Elisabeth Prentiß auch an den Büchern anderer sich erfreuen konnte, geht aus den lobenden Bemerkungen hervor, mit welchen sie G. Elliots „Adam Bede", das berühmte Buch „John Halifax" und die kleine Erzählung „Allein in London" erwähnt. — Wenn das Erscheinen der ins Deutsche übertragenen Lebensgeschichte der Elisabeth Prentiß zunächst für die vielen Freunde ihrer Bücher ein angenehmes Ereignis ist, so kann auch umgekehrt angenommen werden, daß die Lektüre des Lebensbildes einer geistig so bedeutenden, geistlich so gereiften Frau wie Elisabeth Prentiß antreibt, ihre Erzählungen kennen zu lernen. O. K.

— Erinnerungen an Dr. Josef Victor von Scheffel. Erlebtes und Erfahrenes von Gebhard Zernin. 2. verb. Aufl. (Darmstadt u. Leipzig, Ed. Zernin.) 1887. 95 S.

Der Verf., ein begeisterter Verehrer Scheffels, erzählt von seinen Begegnungen mit dem liebenswürdigen Dichter in den Jahren 1878—1884 und von mancherlei, was der Verf. bei diesen Begegnungen oder infolge derselben über Scheffels Dichten und Leben in Erfahrung gebracht hat, so z. B. von seinen Beziehungen zu dem Freiligrathfreund, Oberamtsrichter Ganzhorn in Neckarsulm, dessen Sohn Scheffel ein fünfstrophiges Gedicht gewidmet hat mit dem meisterlich verwendeten Kehrreim „ganz hörnen und ganz Horn". Auch das von Scheffel ohne Namennennung in das Fremdenbuch des Aescherswirts beim Wildkirchli am 10. September 1854, nach Beendigung der Lokalstudien zum Ekkehard, eingeschriebene Gedicht „Abschied vom Wildkirchli", bisher nur in Ed. Ossenbrüggens kulturhistorischen Bildern aus der Schweiz gleichfalls ohne Namennennung veröffentlicht, druckt der Verf. ab. — Bei einem seiner Besuche hat der Verf. Bertbold Auerbach getroffen, dessen persönliche Umgangsformen richtig dargestellt werden. Nach den Angaben Scheffels wird mitgeteilt, in welcher Weise Auerbach zu arbeiten pflegte (S. 58). — Der Stil des Verf. ist im ganzen ansprechend, doch hätten hier und da verkehrte Ausdrücke vermieden werden sollen. Statt einfach zu sagen: ich fuhr mit der Eisenbahn heißt es: ich bestieg das Dampfroß. Das klingt nicht nur falsch pathetisch, sondern ist auch sachlich falsch. „In die See" (S. 36) ist wohl nur Druckfehler. — Scheffelfreunde werden ihre Freude an diesem auf des Dichters Grab gelegten „kleinen Blumenstrauß" haben. O. K.

— Hugo Böhlau 1833—1887. Von E. J. Bekker. Sonderabdruck aus der Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte. VIII. Band. 31 S. (Weimar, Böhlau).

Die Schrift ist der Nekrolog, welchen der Heidelberger Pandektist seinem Freunde Hugo Böhlau gewidmet. Der Name Böhlau wird unseren Lesern in Mecklenburg bekannt sein, da das wissenschaftliche Hauptverdienst desselben in der gründlichen Bearbeitung des Mecklenburgischen Landrechts zu erblicken ist. Ein anderer Grund jedoch veranlaßt uns, diese Schrift von geringem Umfange an dieser Stelle zu erwähnen. Böhlau gehörte zu den Rechtslehrern, welche im strengsten Sinne christlich-konservativ waren. Es dürfte auch weitere Kreise interessieren, was der Verf. S. 5—14 aus persönlichen Erfahrungen und Beobachtungen über das Jahr 1848 und über seinen damaligen Bekanntenkreis in Halle mitteilt. Er skizziert hier die Stellung der Kreuzzeitungspartei und der „Linkser", zeigt, wie der eigentliche Streitpunkt nicht „König und Vaterland" sondern die „Verfassung" gewesen, und wie in den Kreisen jener jüngeren konservativen Rechtslehrer immer und immer der Gedanke maßgebend war, daß eine gute Verwaltung über die beste Verfassung gehe. Neben einigen Seitenblicken auf Tholuck, Perniee u. a. finden wir insbesondere die Erwähnung Leos: „Der anspruchslose Mann konnte im kleinen und vertrauten Kreise über politische und religiöse Fragen maßvoller und bescheidener zweifelnd sprechen, als irgend einer von seinen Freunden; aber allein, in der Studierstube, auf dem Arbeitsschemel, an dem „Volksblatt für Stadt und Land" schreibend, da kochten Gift und Galle auf, über die Verlogenheit und Verlumptheit der Welt, die er vor sich sah" . . Bei dieser Gelegenheit wird auch der streng christlichen Anschauungen des Verstorbenen gedacht, wie überhaupt das gezeichnete Lebensbild, welches alle Eigentümlichkeiten des rastlos arbeitenden, häufig grübelnden, nicht immer befriedigten Mannes hervortreten läßt, auch dem Nicht-Juristen manches Interessante bieten kann. v. K.

— Charles Haddon Spurgeon, Prediger, Schriftsteller und Philantrop. Mit Erinnerungen und Zügen aus seinem Leben von G. Holden Pike. Autorisierte und allein berechtigte Uebersetzung. (Hagen, H. Risel.) 1887. VIII und 227 S. Brosch. 3 M.

Gewiß ist das Buch gut gemeint und Spurgeons Name bürgt dafür, daß es viel des Interessanten enthält, natürlich auch viel Bekanntes. Wir, die wir gewohnt sind, die Methodisten und Baptisten und ihre Prediger, selbst einen Spurgeon, mit kritischem Auge anzusehen, können mit seinem Verf. in seiner Bewunderung des Mannes natürlich nicht

gleichen Schritt halten und hätten ihm gern manche Mitteilung erlassen, die durchaus nichts Besonderes an sich hat, wie wenn Spurgeon erklärt, ein Redner, der draußen zu sprechen hat, solle nicht gegen den Wind reden und der Sonne möglichst den Rücken drehen! Aber neben hunderterlei kleinen Zügen und Aeußerungen Spurgeons, die nicht wert sind, der Welt mitgeteilt zu werden, tritt uns auch hier vor allem wieder entgegen, daß das Sektentum alles nach dem sichtbaren Erfolg abschätzt. Sie können es, wie es scheint, nicht unterlassen, über die „Bekehrungen" Buch zu führen, und das stört ein evangelisches Gemüt auch in diesem Buche. Diese Bemerkung setzen wir aber auf Rechnung von Holden Pike und wollen Spurgeon damit nicht zu nahe treten, der übrigens soeben sich von den Baptisten losgesagt hat. Mit ihm würden wir uns auseinandersetzen, wenn es sich um die Lehre von der Kirche und den Sakramenten handeln sollte, und auch dazu gibt das Buch Veranlassung genug. — Wir denken, es schreibt jemand eine lesbare Biographie des originellen Mannes, wenn er einmal heimgegangen sein wird. —r.

5. Heerwesen.

— Unsere Offiziere a. D. Ein Schattenbild aus dem sozialen Leben von O. G. Hilder, Major a. D. (Berlin, R. Ecksteins Nachfolger.) 50 Pf.

Die Vorschläge, welche der Verf. in betreff der Lage zahlreicher verabschiedeter Offiziere macht, sind zweifellos gut gemeint und beziehen sich auf Verhältnisse, die später oder früher einer anderen Regelung wie bisher bedürfen werden. Die Flugschrift fordert höhere Pensionssätze, als die jetzt gewährten für alle wegen körperlicher Schwäche ausscheidenden Offiziere und niedrige Pensionen für alle freiwillig den Dienst verlassenden; sie fordert ferner die Unterbringung aller, aus anderen dringlichen Gründen verabschiedeten Offiziere in staatlichen oder kommunalen Zivilstellungen, betont also auch für die Offiziere a. D. gewissermaßen das „Recht auf Arbeit". Ohne diese Vorschläge hier näher besprechen zu wollen, mag doch erwähnt werden, daß u. E. die Zahl der zur Verfügung stehenden Zivilstellungen immer eine beschränkte sein wird, und daß demgemäß eine wirkliche Verbesserung der Lage der Offiziere a. D. wohl nur durch eine erhebliche Erhöhung der für die Pensionierung bereit zu stellenden Mittel herbeigeführt werden kann.

— Der serbisch-bulgarische Krieg von 1885. Eine militärische Studie von einem deutschen Offizier. Sonder-Abdruck aus der „Allgemeinen Militär-Zeitung". (Darmstadt und Leipzig, Eduard Zernin.) 1887.

Ueber den serbisch-bulgarischen Feldzug gibt es noch kein wahrheitsgetreues, objektiv gehaltenes geschichtliches Werk, und es ist sogar unwahrscheinlich, daß jemals ein solches erscheinen wird, weil aus der Zeit des Krieges selbst wenig schriftliches Material — Operationsbefehle, Kriegstagebücher und dergl. — vorhanden sein wird, weil es in Bulgarien an Leuten fehlt, die eine solche Geschichte schreiben können, und weil den Serben kaum daran gelegen sein kann, viel Licht über die für ihr Volk in jeder Beziehung traurige Zeit zu verbreiten. Bei diesem Mangel an einer guten Darstellung jenes Krieges ist die vorliegende Schrift erwünscht; sie bringt übersichtlich und kurz eine Schilderung der dem Feldzuge vorausgehenden politischen Entwickelung, eine Uebersicht über die beiderseitigen Streitkräfte und einen Bericht über den Verlust des Krieges selbst, dem noch eine Erzählung der Entthronung des Fürsten Alexander angefügt ist. Der Verf. ist selbstrebend nicht in der Lage, manches Unklare und Dunkle in jener Zeit aufzuhellen, aber was er wußte, ist gut zur Darstellung gebracht, und das Buch verdient deshalb Anerkennung und Beachtung.

— Die Wehrkraft der Schweiz und ihre Bedeutung für einen europäischen Krieg. (Berlin, Friedrich Luckhardt.) 1887. 1 M.

Eine Streitschrift gegen die augenblickliche Einrichtung des schweizerischen Heeres, namentlich gegen die dort übliche Heranbildung und Auswahl der höheren Truppenführer. Der anonyme Verfasser (v. S.) bezeichnet sich als Deutschen und gibt als Grund für die Veröffentlichung seiner Arbeit an, daß auch für Deutschland der Ausdruck eines Krieges mit Frankreich der Zustand der Wehrkraft der Schweiz von Bedeutung sei. Der Verf. tadelt nicht ausschließlich, sondern hält auch mit seiner Anerkennung nicht zurück, wodurch seine Urteile jedenfalls an Objektivität gewinnen; namentlich lobt er das Instruktionspersonal, d. h. die wenigen Berufssoldaten, über welche die Schweiz verfügt, und denen die schwierige Aufgabe obliegt, in sehr kurzer Zeit die neu eintretenden Wehrpflichtigen auszubilden. Am schärfsten wendet sich der Verf. gegen die Art und Weise, wie die höheren Kommandostellen besetzt werden; nach ihm sind Reichtum, Familienrücksichten und auch der Einfluß der Freimaurerlogen allein entscheidend für das Einrücken in eine solche, so daß die Mehrzahl der „Obersten" und auch der Generalstabs-Offiziere mehr oder weniger unbrauchbar ist. Die Schrift hätte durch Weglassung der weitläufigen Hinweise auf die doch ganz anderen militärischen Zustände der süddeutschen Staaten vor und nach 1866 kürzer gefaßt sein können, ist aber sonst nicht uninteressant und gibt ein scharfgezeichnetes Bild des schweizerischen Wehrwesens. Ob sie aber irgend welchen Eindruck in der Schweiz machen, oder gar eine Aenderung der dortigen Verhältnisse herbeiführen wird, ist uns schon der Anonymität des Verfassers wegen mindestens zweifelhaft.

— Nicht eine Streitschrift, sondern nur ein Mittel zu Belehrung soll das neue Werk des bekannten Militärschriftstellers H. Vogt sein: „Die europäischen Heere der Gegenwart. (Rathenow, Max Babenzien)", von dem uns die sich auf die südeuropäischen Länder, die Schweiz, Holland, Belgien und Skandinavien beziehenden Hefte X bis XXI, ferner die das Kriegswesen des deutschen Reiches behandelnden Hefte XXII—XXV vorliegen (jedes Heft 50 Pf.). Ohne die vielen Zahlen und Angaben über die einzelnen Heere, ihre Einrich-

tungen u. s. w. sämtlich auf ihre Richtigkeit prüfen zu können, scheint uns doch der Zweck der Hefte: ein übersichtliches Bild der europäischen Heere zu geben, gut erreicht zu sein, wozu auch die charakteristischen Zeichnungen von R. Knötel wesentlich beitragen. Die dem Texte eingefügten Angaben über die Seemacht der einzelnen Länder sind sehr kurz gehalten; u. E. mußten sie entweder im ähnlichen Umfange gegeben werden, wie die über die Landmacht, oder sie blieben besser ganz fort, zumal der Titel des Buches darauf schließen läßt, daß nur eine Schilderung der Landstreitkräfte beabsichtigt war. Aus demselben Verlage liegen noch zwei kleine Hefte von Major M. v. A. vor. Das eine: „Erklärung der Kriegsartikel und die Militär-Gerichtsbarkeit" scheint uns mit Vorteil von jungen Offizieren bei dem Unterricht der Rekruten benutzt werden zu können. Das andere: „Felddienst" ist in der vorliegenden Form völlig unbrauchbar, weil es auf längst veralteten Bestimmungen beruht, und es ist nicht recht klar, warum die sonst gut geleitete Verlagsbuchhandlung dieses Heft noch im Sommer 1887, also nach dem Erscheinen der neuen Felddienst-Ordnung vom 23. Mai 1887, versendet hat.

— Beiträge zur Geschichte des Feldzuges von 1806 nach Quellen des Archivs Marburg. Von Dechend, Premier-Leutnant im hessischen Füsilier-Regiment Nr. 80. (Berlin, Fr. Luckhardt.) 1887. 2,40 M.

Die Broschüre bringt auf 83 Seiten eine Reihe von Briefen, Berichten und Mitteilungen verschiedener Art aus dem Marburger Archiv über die Vorgeschichte des Feldzuges 1806, mit besonderer Berücksichtigung des Kurfürstentums Hessen, und über die Verhältnisse der preußischen Armee vor Jena, die, wie der Verf. mit Recht in seinem Schlußwort bemerkt, als Beweis gelten können, daß es auch in jener Zeit nicht an Eifer, Hingabe und Tapferkeit in Deutschland und Preußen gefehlt hat, und daß das oft allzu ungünstige Urteil über damalige Zustände keineswegs begründet ist. Die Schrift ist kein abgeschlossenes kriegsgeschichtliches Werk, sondern bringt, wie auch der Titel sagt, Beiträge und ist deshalb in erster Reihe denjenigen zu empfehlen, die der Geschichte des Jahres 1806 eine eingehendere Beschäftigung widmen wollen; mögen diese Leser sich nicht durch den unglücklichen Satzfehler abschrecken lassen, der die erste Reihe des Buches verunstaltet.

— Auf dieselbe Unglückszeit beziehen sich die Erlebnisse eines Gefangenen von Jena. Herausgegeben von W. Frhr. v. Waldenfels, Prem.-Leutnant im Kgl. Bayrischen 2. Fuß-Art.-Regiment. (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.) 1887.

Der Verfasser des Tagebuches, der preußische Stabskapitän im Feldjäger-Regiment, Karl von Reitzenstein, wurde in der Schlacht bei Jena gefangen und verlebte die Zeit bis zum Beginn des Jahres 1808 mit vielen anderen preußischen Offizieren und Mannschaften in Nancy; seine Erlebnisse hat er teils täglich, teils monatweise tagebuchartig niedergeschrieben. Gibt das Tagebuch auch keine Aufschlüsse über militärische oder politische Ereignisse, bezw. über Persönlichkeiten von Bedeutung, so ist sein Inhalt doch ein wahrheitsgetreues Zeugnis für das Elend jener Zeit und den Zustand des damaligen preußischen Heeres, besonders des Offizierkorps; durch die mehrfach eingestreuten Schilderungen des französischen Lebens in der Provinz, das der Verf. naturgemäß nicht ganz unbefangen beurteilt, gewinnt das Tagebuch an Frische und Abwechselung, die Schlichtheit und Ehrenhaftigkeit, die als Grundzüge des Verfassers auch in diesem Tagebuche hervortreten, erwärmen den Leser für ihn und seine Schicksale. Dem Buch ist im Anhang ein, so weit uns bekannt, noch nicht veröffentlichter interessanter Brief Gneisenaus beigefügt, in welcher dieser 1813 einen Gutsbesitzer in Franken und indirekt auch den damals verabschiedeten Verfasser des Tagebuches zur Erhebung gegen die Franzosen auffordert.

— Zum Schluß wollen wir noch auf ein Buch hinweisen, das freilich mehr der Unterhaltungs- als der Militär-Litteratur zuzuzählen ist: In ägyptischen Diensten. Erlebnisse eines ehemaligen preußischen Husarenoffiziers. Von Max Müller, Leutnant a. D. (Leipzig, F. A. Brockhaus.) 1888.

Der Verf. erzählt in unbefangener frischer Weise seine Erlebnisse als Subinspektor der ägyptischen Küstenwache unter dem Befehl des Engländers Morice Bey, der damals — im 70er Jahrzehnt — General-Inspektor des dortigen Grenzdienstes war. Sind auch die Abenteuer des ehemaligen Husarenoffiziers keine anderen, wie die, welche der Dienst als Grenzaufseher mit sich bringt: Kämpfe mit griechischen Schmugglern und verlotterten Beduinen, so versteht der Verf. doch, sie gut zu erzählen, und verbindet mit ihnen Mitteilungen über Land und Leute, fesselnde Naturschilderungen und Darstellungen ägyptischen Lebens. Merkwürdigerweise erfahren wir aus dem Buche nicht, wie lange der Verf. im Pharaonenlande geweilt, wann und warum er es verlassen hat; Jahreszahlen sind überhaupt geflissentlich vermieden, obwohl der Verf. vielfach Namen von Beamten nennt, aus denen man mit einiger Mühe feststellen könnte, in welchen Jahren Herr M. Müller sich am Nil aufgehalten hat. Das Buch — zwar keine hervorragende Erscheinung in der Flut von Reisewerken — ist angenehm zu lesen und belehrt nebenbei.

U. v. H.

6. Bildende Kunst.

— Kommet zu mir! Bilder aus dem Leben des Heilandes von Heinrich Hofmann. (Breslau, C. T. Wiskott.) 13 Bl. gr. Fol. In eleg. Mappe 25 M.

Dies Werk des Dresdener Meisters ist ebenso wie sein vor zwei Jahren erschienenes „Gedenke mein" ein Andachtsbuch, dazu bestimmt, in dem christusgläubigen Beschauer fromme Empfindungen zu erwecken. Diesen Zweck erreicht es so vollkommen wie kaum ein anderes uns bekanntes Bilderwerk. Es predigt die Erlösung von Sünde und Tod in einer schönen, dem Herzen sich einschmeichelnden Weise, die an die Poesieen Geroks erinnert. Die

Kunst stellt sich hier ganz in den Dienst der Religion. Da ist kein Versuch, neue typische Gestalten zu schaffen, die den Beschauer fremd anmuten und die Andacht stören würden, — kein Versuch, die profane Wirklichkeit mit den Mitteln archäologischer Weisheit und anatomischer Detailkenntnis nachzubilden, — selbst auf die Objektivität der modernen Historien-Malerei verzichtet Hofmann: seine Bilder sind mit unverkennbarer Absicht für den Beschauer gruppiert, um diesen mit seinem Empfinden gleichsam hineinzuziehen in das Ereignis. Hierin liegt das Geheimnis der Popularität Hofmanns. Vom Standpunkt des strengen Kunstrichters läßt sich mit ihm streiten; aber wer möchte das thun, da die Dankbarkeit es verbietet! Nur den Wunsch möchten wir äußern, daß der Meister die perspektivische und anatomische Korrektheit nicht absichtlich der formalen Schönheit der Linien opfern möchte, wo einmal die beiden in scheinbaren Widerstreit geraten, und daß er die Gefahr erkennen möchte, die sich aus seinem Prinzip mit Notwendigkeit ergibt, die Gefahr, daß die Gruppierung als „gestellt", der Ausdruck des Seelenlebens konventionell erscheint. Doch möchten wir, nachdem wir diese Bedenken mit pflichtmäßiger Offenheit ausgesprochen haben, nochmals hervorheben, daß das Werk reich ist an idealer Schönheit und frommen Gedanken, also seinem erbaulichen Zwecke, den der Titel schon ankündigt, aufs beste entspricht.

Th. M.

— **Julius Thaeter.** Das Lebensbild eines deutschen Kupferstechers. Zusammengestellt aus schriftlichem Nachlaß von Anna Thaeter. Mit Porträt in Lichtdruck. (Frankfurt a. M., Johannes Alt.) 1888. IV, Selbstbiographie 126 S. Briefwechsel und Anhang 185 S. 5 M, geb. 6 M.

Ein vortreffliches Buch, dessen erste Hälfte Jung und Alt zu empfehlen ist, während die zweite Hälfte gereifte Leser verlangt. Im Dezember 1859 hat Ernst Rietschel seinem „innigstgeliebten, teuersten Freund" Thaeter geschrieben: „Welch' ein Stoff ist Deine Kindheit und Jugend zum Spiegel für die heranwachsende und strebende oder nichtstrebende Jugend. Wer sie wüßte, dächt' ich, müßte Feuer und Flamme werden, das Aeußerste zu thun, wert zu werden dessen, was ihm geworden, denn den Meisten ist mehr geworden, und selten werden Beispiele der Art sich noch austhun, um mit Flammenschrift zu verkündigen, daß Gott den Demütigen Gnade gibt. Letztere ist immer vorhanden, nur an Demütigen fehlt es." Ein warmer Herzensfreund Thaeters, Ludwig Richter, sagt in seiner Selbstbiographie: „Wer das Herausarbeiten einer tüchtigen Menschen- und Künstlernatur aus bitterster Armut und Not zu einem edeln Leben und Wirken sich recht lebendig zur Anschauung bringen will, der lese Thaeters Jugendgeschichte, von ihm selbst niedergeschrieben und in einem Aufsatze von H. Riegel mitgeteilt." In dem vorliegenden Buche ist jetzt nicht bloß die Jugendgeschichte des bettelarmen Dresdner Jungen und werdenden Künstlers, sondern auch die Lebensgeschichte des ehrenfesten frommen Mannes und gewordenen, hervorragenden Künstlers der großen Leserwelt dargeboten. Die Briefe aus den Jahren 1826 bis 1870 sind fast ausschließlich an Künstler gerichtet, vor allen an E. Rietschel, L. Richter, Milde. Von Ludwig Richter sind sieben an Thaeter gerichtete Briefe abgedruckt, der siebente ist zugleich der letzte der ganzen Briefsammlung. Drei Monate später starb Thaeter, am 14. November 1870.

Der Kupferstecher Thaeter ist einer der im Aussterben begriffenen Repräsentanten einer idealen Kunst- und Lebensrichtung. Sein Leben, aufrichtig, demütig, schlicht, fromm, kann schwankenden, von den Erfolgen des Tages und der Mode geblendeten Leuten Aufschluß geben über das, was dauernden Wert behält über die Tage des 19. Jahrhunderts hinaus. — Das der Biographie beigegebene Bildnis Thaeters mit der hohen Stirn, den ernst-freundlichen Augen und dem Ausdrucke der Lauterkeit, Reinheit und Herzensgüte zeigt uns den Abglanz des erleuchteten Christen und echten Künstlers. Ich würde gesagt haben des gottbegnadeten Künstlers, wenn dieser Ausdruck durch die Stilübungen jüdischer und anderer Liberalen nicht bis zum Ekel verständiger Menschen entwertet und zur elendesten, inhaltlosesten Redensart zu gunsten solcher Leute herabgesetzt wäre, die über die Gnade Gottes lachen.

O. K.

7. Litteraturgeschichte.

— **Paul Heyses Novellen und Romane.** Von Otto Kraus. (Frankfurt a. M., Joh. Alt.) 1888. 170 S. 1,20 M.

Wer hat nicht vor einiger Zeit in den Tagesblättern die Namen P. Heyse und Graf Schack gelesen. Anläßlich der bekannten Ordensgeschichte fanden sie sich in jeder Zeitung, und schließlich hat der Prinz-Regent Luitpold von Bayern für gut befunden, den ihre Stücke von dem Hoftheater ausschließenden Theaterintendanten Freiherrn von Perfall zur Zurücknahme des Befehls zu veranlassen. Leider war diese Zurückweisung des Heyseschen Stückes von dem Münchener Hoftheater nur mit dessen Stellung zu der Maximilians-Ordens-Affaire motiviert. Oder soll durch jene Aeußerung des Ministers von Crailsheim, wonach die Auszeichnung von Männern der Wissenschaft auch künftig dem ausschließlichen Vorschlage der Fachgenossen überlassen bleiben könnte, nur bei den Männern der schönen Litteratur und der bildenden Künste müsse es anders werden, ein Hieb nach einer Seite gegeben werden, welche leider immer mehr eine verderbliche Macht für die deutsche Bildungswelt wird? Was Paul Heyse mit seiner hohen künstlerischen Formvollendung für Werke geschaffen hat und wie sehr nötig es ist, den Finger auf diesen bösen Schaden zu legen, hat O. Kraus in der hier von uns zu besprechenden Broschüre in dankenswerter Weise dargelegt. Empfunden wurde die Notwendigkeit einer solchen öffentlichen Besprechung schon vielfach. Aber wer tritt gern in die Anklägerrolle gegenüber einem so hervorragenden Schriftsteller, dem Tausende von Anbetern und noch mehr Anbeterinnen mit ihrem Weihrauch die klare Erkenntnis rauben, daß auch für die Genies die dürre hausbackene Moral der zehn Gebote Gottes in Kraft bestehe und durch keine fortgeschrittene Bildung beseitigt werden könne! Es

ist kein Geringerer gewesen, als Fürst Bismarck, der das Wort über Heyses Romane gesprochen hat: sie seien nicht für Männer geschrieben. Es fehlt ihnen Kraft und Strenge. Aber welche Einbuße an sittlicher Kraft erleidet die Frauenwelt durch diese Lektüre. Enthalten diese Romane doch solche Dinge über Unzucht und freie Liebe, über Ehe und Ehebruch, Autonomie des menschlichen Willens und Hingabe an die Macht der „Liebe“ genannten Sinnlichkeit, daß eine deutsche Frau mit Recht ihr Erstaunen darüber ausgesprochen hat, wie man den Franzosen noch ihre schlüpfrigen Romane zu verübeln wage. „P. Heyse aber soll ‚der vergötterte Lieblingsdichter der jungen Mädchen‘ sein. Ob oder in welchem Maße das richtig ist, kann ich nicht beurteilen. Ist es richtig, dann würde darin ein in hohem Grade bedenkliches Anzeichen unseres nationalen Niederganges liegen, denn Keuschheit, Jungfräulichkeit und Zucht waren seit Tacitus' Zeiten die Tugenden der deutschen Frauen. Von diesen Tugenden aber haben die Weiber Heyses nicht viel geerbt. Wenn Heyse Töchter hat, wird die Frage erlaubt sein: Hat der Dichter seine Novellen den Töchtern zur Lektüre überlassen? Wenn nicht, — warum hat er Tausenden von deutschen Töchtern seine unsittlichen Dichtungen nicht vorenthalten?“ (S. 84). Die Weltanschauung in diesen Romanen ist die des Darwinismus (den Heyse darum auch in besonderen Romanen verherrlicht, so z. in dem Hunde Homo in dem Roman: Im Paradies), die religiöse Gesinnung die eines David Strauß in seinem letzten Stadium, da er sagen konnte: Aus dieser Erde kommen meine Freuden, von dieser Erde kommen meine Leiden; was darüber ist, das kann mich wenig hindern. Die Moral endlich ist absolute Schrankenlosigkeit: Meineid, Ehebruch, Bigamie, Mord, Selbstmord, alles findet seine Absolution; die wahre Sünde ist die Sünde gegen die Natur. In eingehender Zergliederung der Heyseschen Novellen, Romane, Gedichte &c., wobei auch diejenigen desseren Inhalts gewürdigt sind, weiß O. Kraus sein Urteil zu begründen: „Paul Heyse ist ein reichbegabter Dichter, dessen Formvollendung bewundernswert, dessen Urteil in rein menschlichen Dingen nicht selten gesund, dessen Meinungen aber über das, was man glauben und was man im Sittlichen thun und lassen soll, einer vollendeten Gottlosigkeit und einer auf menschliche Uebereinkunft gestellten, folglich brüchigen, hinfälligen Moral ihr trauriges Dasein verdanken. Gegen die gottlosen unmoralischen Dichtungen Heyses muß protestiert werden, nicht bloß von den „Frommen“. Annette von Droste-Hülshoff hat in einem ihrer Briefe gesagt: Wer von uns eines Scherfleins Herr ist, soll es hergeben zum Baue des Dammes gegen Sittenlosigkeit und Unnatur, der die Irreligiosität so sicher folgt wie der Sünde der Tod. Das vorliegende kleine Buch mag ein solcher Beitrag zu den Kosten dieses Dammbaues sein“ (S. 168 f.). Und in wie weite Kreise sind diese Paul Heyseschen sittlichen Brandraketen gefahren! Auch in solche Blätter, an welche der Leser kaum denken mag. Zwar wenn das „Berliner Tageblatt“ berichtet, die „Schandnovelle“ Heyses, wie sie Kraus nennt, „Himmlische und irdische Liebe“ habe im Anzeiger für theologische Schriften, der in Mecklenburg erscheint, im Verzeichnis kirchlicher Schriften gestanden, so ist das Reklame; denn der betreffende Anzeiger soll gar nicht existieren. Aber — Kraus hat nicht darauf aufmerksam gemacht — im „Daheim“, diesem deutschen und christlichen Familienblatt, ist auch eine Heysesche Novelle wie „Das schöne Käthchen“ (vergl. S. 24 der Broschüre) erschienen. Wir können auch den Schluß der Broschüre, die wir einer ernsten Beachtung der gut, d. i. christlich konservativen Kreise um so mehr empfehlen, als man gewiß versuchen wird, sie gegnerischerseits totzuschweigen, nicht umhin, hierherzusetzen, obwohl er sehr schmerzlich zu berühren geeignet ist: „Die Männer, welche in den Anstalten und Vereinen für innere Mission thätig sind, haben sich die Aufgabe gestellt, am Damm gegen Sittenlosigkeit, Unnatur und Irreligiosität zu arbeiten, und der Zentralausschuß für innere Mission in Berlin muß viele ‚Scherflein‘ im eigentlichen Sinne einnehmen, um seine Aufgaben zu lösen. Der Schatzmeister des Zentralausschusses aber ist der Verleger der Heyseschen Romane und Novellen. Wir unterlassen jede weitere Bemerkung, fügen aber bei, daß deutsche Männer, die der inneren Mission fernstehen, aber ein Herz für die moralische Tüchtigkeit unseres Volkes haben, mit Betrübnis wahrnehmen, welch' verderblichen Einfluß Heyses unmoralische Novellen jahraus jahrein auf die Frauenwelt ausüben. Im Einverständnis mit diesen wahren Patrioten soll allen, welche eine autoritative Stellung im Leben einnehmen, die Mahnung dringend ans Herz gelegt werden: Wacht über die Unterhaltungslektüre und entfernt Heyses Novellen und Romane aus euren Häusern.“

B. F.

8. Pädagogik.

— Geschichte, Wesen und Weise der evangelischen Sonntagsschule. Drei Vorträge von Hermann Dalton. (Kassel, Ernst Röttger.) 1887. 61 S. 8°. 80 Pf.

Bei den Schriften Daltons hat man immer das angenehme Gefühl der Reife. Ein sicher beherrschter Stoff ist in lichtvoller Klarheit durchdacht und in edelster Form vorgetragen. Diese Vorzüge zeigen auch wieder die oben genannten Vorträge, durch die der Verfasser den Helferkreis seiner eigenen, der deutsch-reformierten Gemeinde in Petersburg in die Arbeit der Sonntagsschule tiefer einführen will. Tritt die Rücksicht auf die besonderen örtlichen Verhältnisse und das Bekenntnis einer bestimmten Kirche hier und da hervor, so kann das gewiß nicht als Mangel betrachtet werden, vielmehr erhält die Darstellung dadurch etwas besonders Anschauliches. — Als die geschichtlichen Ausgangspunkte zeigt Dalton uns einerseits die Kinderlehren, die schon auf Luther zurückgehen, aber vielfach im Rationalismus verkümmert sind, anderseits die Bedürfnisse in einem sich erst kirchlich gestaltenden Lande wie Amerika. Durch diese doppelte Wurzel entsteht eine gewisse Verschiedenheit des Wesens, die englisch-amerikanische muß den Unterricht stärker betonen, als die deutsche Sonntagsschule, die mit

dem Dasein eines christlichen Schulwesens rechnen darf, während die amerikanische Volksschule religionslos ist. Daraus entsteht auch der Kampf zweier Namen „Sonntagsschule" und „Kindergottesdienst". Dalton verbindet beide Arten in der Weise, daß er Kindergottesdienst an hohen Festen und außerdem etwa einmal monatlich hält, Sonntagsschule an den übrigen Sonntagen. Die Kindergottesdienste mit etwas mehr liturgischer Ausgestaltung, mit einer kleinen predigtähnlichen Ansprache, ohne Katechisation, im Beisein der Eltern bilden die Ueberleitung von der Sonntagsschule zum Gemeindegottesdienst, die Sonntagsschule mit ihren kleinen Gruppen den Uebergang von der Familie zum Kindergottesdienst. Gewiß gibt es viele treue Helfer in der Sonntagsschule, denen Geschichte und Wesen ihrer eigenen Arbeit noch nicht bekannt ist, ihnen sei diese Schrift bestens empfohlen; aber auch solche, denen diese Dinge schon bekannt sind, werden reiche Anregung schöpfen namentlich aus dem zweiten Vortrage über das Wesen der Sonntagsschule, deren reicher Segen auch für die Helfer in meisterhafter Weise dargestellt ist. Schfr.

— Die Pflege der christlichen Volkssitte durch die Schule. Von Dr. Albert Freybe. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1887. 75 S. 8⁰. 1 M.

Unsere Volkssitte ist vergleichbar dem Königssohne des Märchens. Der ist in der Urzeit unseres Volkes ein mächtiger Gott gewesen, Donar oder Baldur oder sonst wie geheißen. Als die alten Götter vergessen wurden, da lebte er weiter im Heldenliede als Recke Siegfried oder Hagen, und sein Ruhm erklang im Männersaale. Aber als die Menschen klug wurden und das Heldentum unpraktisch fanden, weil es Wunden und frühen Tod bringt, da verbarg sich der Held in der Kinderstube und wurde ein namenloser Prinz, an den nur echter Kindessinn noch glaubt. So ist es auch mit der Volkssitte gegangen. Emporgewachsen aus dem Glauben unserer Väter, der noch so manchen Strahl der Uroffenbarung enthielt, geläutert in dem Reinigungsbade des Christentums, ist sie von der Klugheit des Klassizismus und Rationalismus verspottet, von sinnloser Polizeiwillkür vielfach ausgerottet worden und fristet jetzt ein dürftiges Dasein im Kinderspiel, in unverstandenem Brauch. Die Romantik erst hat zurückzuführen gesucht zu diesen Quellen der Erkenntnis unserer Volksseele. Die Brüder Grimm haben den Grund neu gelegt, manch wackerer Mann hat weiter daran gearbeitet, als einer der tüchtigsten schafft gegenwärtig Freybe, der nach anderen wertvollen und sinnigen Schriften — ich nenne nur „Der Karfreitag in deutscher Dichtung" und „Weihnachten in deutscher Dichtung" — das obige gehaltreiche Büchlein veröffentlicht, das die Gewissen schärfen will zur Pflege der christlichen Volkssitte. Wohl hat die Schule hierbei eine große und dankbare Aufgabe, aber das Haus darf auch hier nicht alles der Schule überlassen, auch die Familie kann sehr viel, in mancher Beziehung das Beste thun. Möge Freybes Schrift recht vielen Lesern hierzu reiche Anregung geben. Auch abgesehen von den praktischen Zielen, die der Verfasser sich gesteckt hat, hat er seine Schrift zu einer wertvollen Fundgrube für Deutung manches unverstandenen Brauches gemacht, ich erinnere an das „unter den Hammer" kommen. Vielleicht darf noch, nicht für den Verfasser, denn der weiß es längst, aber für andere, denen es nicht bekannt ist, darauf hingewiesen werden, daß das Glock- und Hammerspiel den Sieg des Christentums über das Heidentum darstellt, also auch hier eine der Sitten, die, auf der religiösen Vorstellung beruhend, im Kinderspiele ausklingt. Schfr.

— Die Zillerianer strengster Observanz nach ihren litterarischen Produktionen beurteilt von Dr. G. Kühn. (Altenburg, Viktor Dietz.) 1887. 35 S. 8⁰.

Die vorstehende kleine Schrift bezieht sich zwar zunächst auf örtliche Verhältnisse, doch verdient sie es, in weiten Kreisen aller derer bekannt zu werden, welche mit den Gegensätzen in der modernen Pädagogik bekannt sind oder bekannt zu werden wünschen. Für die letzteren dürften einige knappe Hinweisungen nicht unerwünscht sein. Auf der Grundlage Herbartscher Psychologie und Pädagogik sucht die pädagogische Schule, die sich nach dem vor einigen Jahren verstorbenen Leipziger Professor Ziller nennt, ein festgeschlossenes System des „erziehlichen Unterrichts" aufzubauen. Die Verdienste dieser Schule um psychologische Grundlegung und sorgsamen, methodischen Aufbau sind ebenso wenig zu bestreiten, wie der sittliche Ernst und die christliche Weltanschauung ihres Stifters und seiner Anhänger. Es ist eine bekannte Thatsache, daß jede neu auftauchende pädagogische Richtung mit dem Anspruch auf Unfehlbarkeit und mit dem festen Vertrauen auf einen wunderbaren Erfolg auftritt. Es ist diese Erscheinung begründet durch den Idealismus, der für jeden echten Erzieher und Lehrer unerläßlich ist, und durch die Gewohnheit des Berufes, stets ex cathedra zu sprechen. So darf es nicht Wunder nehmen, wenn auch die Zillersche Schule einige seltsame Blüten getrieben hat. Als die bedenklichste, weil der Gedanke zunächst sehr viel Bestechendes hat, erscheint die Forderung der Konzentration des Unterrichts, d. h. es soll ein fester Zusammenhang des Stoffes der verschiedenen Fächer hergestellt werden. Was bei einer Durchführung dieses Gedankens herauskommt, hat Kühn in außerordentlich klarer, frischer Weise, teilweise mit köstlichem Humor dargestellt. Die Kritik ist scharf, aber nicht lieblos, sie richtet sich nicht gegen die Verdienste Zillers, die Kühn kennt und vollkommen würdigt, sondern gegen die Schrullen, die teils mit, teils ohne Schuld des Stifters sich an jede neue Lehre anhängen. Zu diesen Schrullen gehören auch viele schwer verständliche Fremdwörter und seltsame Wortbildungen, die, wie Schopenhauer sagt, vielen Deutschen teuer sind, weil sie hinter dem Unverstandenen etwas besonders Kluges vermuten; auch auf diesen Fehler der Zillerschen Schule weist Kühn hin. Die Gerechtigkeitsliebe des Verfassers zeigt sich noch darin, daß

er die Treue und Gewissenhaftigkeit, mit der die Zillerianer sich auf ihren Unterricht vorbereiten, als Muster aufstellt. Schfr.

9. Heilkunde.

— Zum gegenwärtigen Stand der Cholerafrage. Von Max von Pettenkofer. Mit 4 Tafeln. (München und Leipzig, R. Oldenbourg.) 1887. 745 S. gr. 8⁰. 15 M.

Der Schreiber dieser Zeilen hat im Septemberheft der „Allgem. Konservativen Monatsschrift" v. J. 1885 einen Aufsatz „Die Cholera" veröffentlicht, welcher in dem zu jener Zeit unter deutschen und ausländischen Forschern lebhaft entbrannten Streit um Natur, Verhütung und Heilung der Cholera auf die Seite Pettenkofers getreten war. Der hochverdiente Münchener Choleraforscher hat nunmehr die Ergebnisse aller seiner bezüglichen Untersuchungen in dem obengenannten Werke gesammelt, und aufs neue kann sich der Berichterstatter mit voller Ueberzeugung der Auffassung Pettenkofers anschließen, seinen Folgerungen beitreten. Das Ziel dieser ganzen Arbeit ist, wie Pettenkofer in der Vorrede sagt, wesentlich kein theoretisches, sondern nur ein praktisches. Er glaubt aus der Geschichte und dem thatsächlichen Verhalten der Cholera-Epidemieen unwiderleglich nachweisen zu können, daß die auf kontagionistischer Grundlage ruhenden, oft sehr kostspieligen und doch nie durchführbaren Maßregeln bisher nichts gefruchtet haben und auch in Zukunft nichts fruchten werden, da es nie möglich sein wird, den menschlichen Verkehr pilzdicht zu gestalten, daß es aber Orte und Gegenden und Zeiten gibt, welche für eine epidemische Entwickelung des durch den menschlichen Verkehr unvermeidlich verbreiteten Cholerakeimes unempfänglich oder immun sind, und daß es möglich ist, auch Orte, welche nicht schon von Natur aus immun sind, durch verhältnismäßig einfache und überall ausführbare Maßregeln cholerafrei zu machen. Dieses praktische Ergebnis schält sich aber heraus aus einer ungemein reichen Fülle von Beobachtungsthatsachen vermittelst im besten Sinne philosophisch-medizinischer Bearbeitung. Ueberall begegnet der Leser dem weitesten Blick des Verfassers, welchen keine modisch beliebte Betrachtungsweise einzuschränken vermag und welcher von urwüchsigem Denken begleitet wird. Bei aller nicht selten humorvollen Natürlichkeit des letzteren fehlt ihm doch nicht die Gründlichkeit und Vorsicht des gelehrten Forschers, so daß der Gesamteindruck des Pettenkoferschen Werkes für diejenigen ein ganz überwältigender und verblüffender sein muß, welche den Standpunkt Robert Kochs vertreten: Pilzkultus und Ansteckungslehre im modernen Sinne. Dort ein natürliches System, weiter Blick auf Länder und Völker; hier ein Stück Kunst in der Retorte und unter dem Mikroskop. — Möchte das schöne Buch viel gelesen werden von Aerzten und Laien; es ist großenteils auch diesen verständlich und höchst anregend. Jenen aber, den Aerzten, möchte es das Auge schärfen für die Erscheinungen des Lebens, welche in so reicher Fülle außerhalb des schulgemäßen Verständnisses vorhanden sind!

E. Sch.

— Grundsätze für die Gesundheitspflege des Kindes im ersten Lebensjahre. Für Zivilstandsämter, Gesundheitsbehörden, Frauen-Vereine etc. zur Verbreitung in Familien zusammengestellt von Dr. Gustav Custer. 3. Aufl. (Zürich, Schröter & Meyer.) 16 S. 8⁰. 20 Pf.

Ein vorzügliches Schriftchen, dem man weiteste Verbreitung wünschen möchte. In allgemein verständlicher, kurzer Form wird nicht nur die Ernährung des Kindes im ersten Jahre besprochen, sondern auch die Wohnung, Kleidung, Hautpflege, das Verhalten der frischen Luft gegenüber, die ersten Gehversuche, Zahnen, eine kurze Erwähnung derjenigen Erkrankungen, auf welche man besonders aufmerksam sein muß, Impfung, erste Erziehung. Den Wunsch des Verfassers, es möchte das so sehr billige Schriftchen bei der erstmaligen Geburtsanmeldung von den Zivilstandsämtern jeder Mutter übergeben werden (100 Exemplare kosten nur 8 Mark), wird wohl jeder Arzt teilen.

H. i. K.

10. Poesie.

— Biblische Poesieen. Von Christoph Hoffmann. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes.) 1887. 1,60 M.

— Lobe den Herrn, meine Seele! Ein Beitrag zum Blütenstrauß christlicher Dichtung. Von Hermann Köhler. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes.) 1887. 2,40 M.

— Verhaltene Gluten. Gedichte von Ewald Müller. (Norden, Hinricus Fischer, Nachf.) 1888.

Christoph Hoffmann, der Bruder des verewigten Berliner General-Superintendenten, bekannt als Gründer der deutschen Kolonieen in Palästina, gestorben 1885 zu Rephaim bei Jerusalem, hat im Laufe der Jahre eine Reihe von alttestamentlichen biblischen Gedichten geschrieben, welche, nachdem sie in verschiedenen Büchern und Blättern erschienen waren, hier zum erstenmal auf vielfaches Verlangen gesammelt herausgegeben werden. Daß dem Andenken des Verstorbenen mit dieser Herausgabe gedient sein könnte, glauben wir nicht. Es sind mechanische Reimereien ohne allen poetischen Wert. — Sehr viel höher stehen die Köhlerschen Gedichte. Es ist geistliche Lyrik ohne überraschende Tiefen oder blendenden Ausdruck, mehr religiös, aber freundliche Gedanken in gefälliger Form. In manchen Liedern steht der Dichter auf Spittascher Höhe. — Ueber die „Verhaltenen Gluten" endlich bleibt nur zu sagen, daß es ein schwaches Buch mit wunderlichem Titel ist. Wenn es dem Verf. darum zu thun war, zu zeigen, wie man Gluten verhält, so ist ihm das freilich wohl gelungen. Denn von Glut ist absolut nichts zu merken, trotz des Mottos „Poesie ist Leidenschaft". Vergebens haben wir die Frühlings- und Liebeslieder nach „Gluten" abgesucht, aber nichts gefunden als S. 11 ein Gedichtchen „Glutenaugen", das aber auch nur dadurch, daß Augen und tauchen sich reimen muß, auf die Glut des Sängers schließen läßt. Noch weniger glühend sind das „Jägerlied", das „Radfahrerlied" oder gar die philisterhafte Betrachtung

über eine Kirchgängerin, die nur um ihren Staat zu zeigen, in die Kirche kommt. Sapienti sat.

W. P.

— Jesus von Nazareth. Ein Epos von E. Rutenberg. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing.) 1888. 368 S. 3⁰. Geb. 4 M.

Die Ankündigung der Verlagshandlung schließt, wie üblich, mit den Worten: „Im übrigen möge das Buch selber für sich sprechen." Und das Buch spricht für sich mit einer süßen eindringlichen Stimme, die man nicht überhören kann; von der seligen Weihnachtszeit singt es alle die Gotteswunder bis zur Auffahrt des Gottessohnes und dem Kommen des heil. Geistes. Wir können nur bedauern, daß dies herrliche Epos den Lesern nicht vor Weihnachten noch genannt werden konnte. Seit Klopstocks „Messias" halten wir — einschließlich R. Wagners nachgelassenem Werke — dies für die beste, poetischste Behandlung der heil. Geschichte. Zwar vom „Messias" mußte Lessing klagen: „Doch wird ihn jeder lesen? Nein!" — Dies Buch aber, wer es aufschlägt, wird es zu Ende lesen. Wie rein erklingt hier, viel bescheidener in Zuthat wie Klopstock, der sich dann wieder (zeitlich) zu enge Grenzen gesetzt, nichts als das Echo der Evangelien. Einmal hat Rutenberg ein Gewitter eingeflochten, sonst nichts, was nicht zu direkter Motivierung diente. Wonnig liest sich in fein behandelten Quinaren geschrieben (wie unsere Dramen) die Wonnezeit der Menschheit, wo der Gottessohn leibhaft unter diesem Geschlecht von Kümmerlingen wandelte und in lauter Liebesthaten unseren blinden Sinnen einen Vorgeschmack der Ewigkeit gab, die ähnlich sein muß den Tagen von Genezareth. — Gute historische und lokale Studien sind überall bemerkbar, aber nur wenn man danach sucht; denn hier hat wahrer Künstlersinn gedichtet. Darum wundern uns einmal „Judäas Königsalpen". Mit der Auffassung des Chronologischen sind wir nicht ganz einverstanden. — Eine schönere Vereinigung von Christentum und Schönheit ließe sich kaum neben H. Hofmanns neue Bibelbilder stellen, als diese herrliche Dichtung.

Lg.

11. Unterhaltungslitteratur.

— Die Vernunftheirat und andere Novellen. Von Marie von Olfers. (Berlin, Wilhelm Hertz.) 1887. 300 S. 8⁰. 5 M.

Von diesen fünf Novellen kann man mit Recht den beliebten Ausdruck gebrauchen, daß sie „Themata behandeln". Freilich nicht so, daß sich die Verfasserin zu irgend einem mehr oder minder weisen Erfahrungssatze einfach eine Geschichte als beweisendes Beispiel ausgeklügelt hätte. Dazu ist M. v. Olfers zu sehr wirkliche Dichterin. Sicherlich aber ist es stets ihre Absicht gewesen, daß am Schlusse sich eine Nutzanwendung ergebe. Ich muß gestehen, daß mich diese Absicht häufig verstimmt hat. Wenn ich sie zu früh merkte, sagte ich mir, daß die Geschichte notwendig so und so verlaufen müsse, um als Beweismaterial gelten zu können, und da die Willkür der Erfinderin doch auch wieder jede Beweiskraft des Geschehenden ausschließt, so war mir das Spiel verdorben. Merkte ich aber „die Moral der Geschichte" nach Aufwendung aller mir zu Gebote stehenden Unbefangenheit erst am Schluß der Erzählung, so verwandelte sich mir das Mitleid mit den Unglücklichen, die Trauer um die in Schuld Geratenen, die Liebe zu den guten Menschen, kurz alles von der Dichterin erreichte edle Mitempfinden in die recht profane Freude an dem logisch richtigen Zusammenhang des Ganzen. Dennoch bleibt genug übrig, wofür ich der Verfasserin zu danken habe: die Charaktere, die Handlung, kurz alles ist anziehend, bedeutend, und wenn auch oft abenteuerlich, doch niemals ohne einen Zusammenhang mit der Wirklichkeit. Daß alle Personen einen ziemlich gleichen Grad von Geistreichigkeit aufweisen, rührt wohl daher, daß es der Verfasserin unmöglich ist, auch einmal nicht geistreich zu sein — ein Fehler, der bei Novellen nicht getadelt werden sollte. Als gewissenhafter Rezensent muß ich noch hinzufügen, daß die Novelle „Leben" in ihrem ersten Teil nachlässig aufgebaut ist und daß Satzbildung und Druckverbesserung oft sehr viel zu wünschen übrig lassen.

Th. M.

— Zweierlei Tuch. Heiteres und Ernstes aus dem Offiziersleben im Frieden. Von E. v. Münchershof. (Rostock, Wilh. Werther) 1888. 218 S. 8⁰. 3 M., geb. 4 M.

Militärhumoresken sind eine Gattung erzählender Poesie, die meist nur durch ihren Pferdegeruch an den Pegasus erinnert. Daran ist natürlich nicht das Militär schuld, sondern die im Dienst der Musen wie im Dienst des Kaisers recht eigentlich subalternen Verfasser. Hier haben wir es aber mit kleinen Erzählungen zu thun, die dem verwöhntesten Litteratur-Näscher ebenso gefallen werden, wie dem diensteifrigsten General. Denn der Verfasser, offenbar selbst ein höherer Offizier, schildert uns nicht — wie der Titel vermuten läßt — Uniformmenschen, die weiter nichts sind als dies, sondern Charaktere von mancherlei Art, immer menschlich interessant, zum Teil lebenswahr wie ein Spiegelbild; und in der Darstellung des „dienstlichen und außerdienstlichen Verhaltens" dieser Menschen waltet jener unbestimmbare Ton, den nur seelischer Adel und feinste Geistesbildung zu treffen weiß. Da knallt weder die Zirkuspeitsche noch die Duellpistole; wer es aber ordentlich knattern hören will, der lese z. B. die Novelle „Die verlappte Jungfrau" im heiteren Familienkreise vor, er wird dann die Lachsalven wie auf Kommando erschallen hören. Dies ist freilich das beste humoristische Stück der Sammlung. Nummer eins bis drei halten mit den folgenden sechs Erzählungen keinen Vergleich aus. Von den ernsten, zum Teil sehr rührenden Stücken hat mir „Gefährdete Laufbahn" am besten gefallen.

Th. M.

12. Verschiedenes.

— Naturalismus und Materialismus in Griechenland zu Platons Zeit. Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des deutschen Kaisers u. Königs von Preußen. Gehalten an der Christian-Albrechts-Universität am 22. März 1887

von Dr. Friedr. Blass, ord. Prof. der klass. Philologie. (Kiel, Univ.-Buchhandlung.) 19 S. 8°. 1 M.

Wir bedauern, daß ohne ein näheres Eingehen auf philosophische Grundlagen eine völlige Würdigung dieser trefflichen Betrachtung sich hier nicht erreichen ließe. Das Aufkommen des griechischen Naturalismus aus der Sophistik wird in geschmackvoller und einfach-gediegener Weise erörtert. Sehr belangreich ist das Schlußergebnis: „Der platonische Sokrates sieht sich dieser abgeschlossenen (materialistischen) Weltanschauung gegenüber in der Lage jemandes, der zwar selbst undurchdringlich gewappnet ist, aber in des Gegners Rüstung ebenso keinen Spalt findet, durch den er eindringen könnte." Das Warum dieser Unmöglichkeit anzugeben, war nicht Aufgabe des Historikers: es liegt an dem verkehrten Intellektualismus des Sokrates, Wissen sei Tugend. Dann steht Verstand gegen Verstand! Der Wille als ein vom unmittelbaren Bewußtsein des Guten (Gewissen) Gelenktes war von Sokrates noch nicht entdeckt. Die Thatsachen erst haben jene verkehrten Geister weggefegt: wie Jasons Riesen haben sie sich im Bürgerzwist grauenhaft untereinander verzehrt und ihre Lehre zur That gemacht, daß Gewalt allein Recht sei. Lg.

— Vollständige Enthüllungen über die Freimaurerei. Von Leo Taxil. Band I: Die Drei-Punkte-Brüder. Ausbreitung, Organisation und Thätigkeit der Freimaurerei. (Freiburg [Schweiz].) 1887.

Das Werk, von einem Katholiken verfaßt und aus dem Französischen übersetzt, ist mit außerordentlicher Sachkenntnis geschrieben und sehr empfehlenswert. Taxil hat selbst als langjähriger Freimaurer die Sache „von der Pike ab" kennen gelernt. Daher haben seine Enthüllungen ein ungewöhnlich großes Aufsehen erregt. In 5 Monaten sollen 22000 Exemplare abgesetzt worden und manche Freimaurer infolge der Enthüllungen ausgetreten sein. Auch eine spanische, italienische und englische Uebersetzung soll in Vorbereitung sein. Es sollen als Uebersetzungen auf diesen ersten Band noch folgen der zweite Band der „Drei-Punkte-Brüder" und „Der Kult des Weltenbaumeisters" (le culte du grand Architecte).

Aus dem Inhalt heben wir hervor erstens, was die Ausbreitung der Freimaurerei betrifft, daß nach Angabe von Taxil auf unserm Erdball etwa eine Million Mitglieder der Freimaurerloge sind, nicht $17\frac{1}{2}$ Millionen, wie andere behaupten.

Zweitens wollen wir hier aus der Verfassung der Freimaurerei die (kulturhistorischen) Prinzipien derselben anführen (S. 137), weil dieselben außerordentlich lehrreich sind.*)

„Prinzipien: § 1. Die Freimaurerei nimmt, wie sie dies seit ihrem Ursprung gethan, die Existenz eines schöpferischen Prinzips an, unter dem Namen „Großer Weltenbaumeister".

*) Schottischer Ritus, angenommen 1875 vom allgemeinen Konvent zu Lausanne, auf welchem übrigens Deutschland nicht vertreten war.

§ 2. Sie setzt der freien Forschung nach Wahrheit keine Grenze und verlangt, um die Freiheit allen zu garantieren, von allen Toleranz.

§ 3. Die Freimaurerei steht daher Leuten aller Nationalitäten, Rassen und Glaubensbekenntnisse offen.

§ 4 Sie untersagt in ihren Werkstätten jede politische oder religiöse Diskussion; sie nimmt jeden Profanen (Nicht-Maurer) ohne Rücksicht auf seine politischen oder religiösen Meinungen auf, vorausgesetzt, daß er frei sei und gute Sitten habe.

§ 5. Die Freimaurerei hat zum Zweck, die Unwissenheit in allen ihren Formen zu bekämpfen; sie ist eine wechselseitige Schule, deren Programm sich also ausdrücken läßt: den Gesetzen seines Landes gehorchen ... an der Beglückung der Menschheit arbeiten und friedlich ihre Emanzipation ins Werk setzen.

§ 6 verpflichtet jeden Maurer des „Schottischen Ritus" zum strikten Gehorsam gegen seine Ordensoberen.

Was dieselben ihm etwa befehlen könnten und was in der That der „Kampf gegen die Unwissenheit" und die „Emanzipation der Menschheit" zu bedeuten haben, darüber belehrt uns der zweite Teil von „Frères trois-points", S. 293, woselbst die fünf Eide mitgeteilt sind, welche die „Ordensoberen" bei ihrem Eintritt in die Ordensregierung ableisten müssen. Im Auszuge lauten diese fünf Eide, welche der „Fürst des Königlichen Geheimnisses" (31. Schottengrad) zu schwören hat, folgendermaßen: „Ich schwöre: I) daß nichts, absolut nichts, mich hindern soll, als Apostel der Aufklärung meine freimaurerische Pflicht zu erfüllen, um auf dem Fundamente der religiösen Aufklärung (d. i. des Unglaubens) Wahrheit und Tugend unter der Menschheit zu verbreiten; II) daß ich als Apostel der politischen Emanzipation gegen die Anmaßung auftrete, nach welcher überhaupt ein Mensch dem anderen etwas zu befehlen habe, vielmehr will ich eifrig eintreten für die Unabhängigkeit und Selbstbestimmung des Individuums. Jeder darf nur seinem eigenen Gewissen verantwortlich sein. Jedes Mittel soll mir recht sein zur Erreichung dieses Zieles. III) Ich schwöre als erbitterter Feind jeder Bevormundung der Geister und Gewissen, auf die Vernichtung der Kirche, jedes Gotteshauses, jeder Synagoge und jeder Moschee mit unerbittlicher Feindschaft, mit jedem beliebigen Mittel hinzustreben, Vernunft an die Stelle des Aberglaubens, Wahrheit an Stelle von Heuchelei und Fanatismus zu setzen — indem ich also die allerheiligste meiner freimaurerischen Pflichten erfülle." IV) Der vierte Eid verpflichtet den Ordensoberen zur praktischen Aufrichtung der Volkssouveränität: also demokratische Republik oder Königtum von Volkesgnaden. V) Der fünfte Eid bezieht sich auf die Logenherrschaft, die also noch über dem Volke steht.

— Die Martinskirche zu Darmstadt. Erinnerungsblätter an den 10. Nov. 1883 und den 11. Nov. 1885. Mit 3 Abbildungen gezeichnet von dem Architekten A. v. Kauffmann und L. Noack,

in Holz geschnitten von H. Weber in Stuttgart. Darmstadt und Leipzig. Eduard Zernin. VI und 71 S. 8°. 1 M. 80 Pf.

Es ist eins der merkwürdigsten Werke der inneren Mission an unserem evangelischen Volke, von dem dies Schriftchen berichtet. Aus freiestem Entschlusse, wie wir zur Steuer der Wahrheit in der Lage sind zu erklären, hat ein Ungenannter zu Darmstadt — gewissermaßen ein Utis — dem hessischen Oberkonsistorium eine Summe von 100 000 M., zur Herstellung einer selbständigen Pfarrei in einem weitentlegenen Teile von Darmstadt, zur Verfügung gestellt. Ueberdies hat derselbe eine in den edelsten Formen stilisierte Kirche mit Raum für 1000 bis 1500 Hörer erbauen lassen und samt einem entsprechenden Pfarrhaus gleichsam der hessischen evangelischen Kirche geschenkt. Unsere kleine Gedenkschrift bezieht sich auf den festlichen Tag, wo vor Fürst und Volk das neue Gotteshaus mit erhebenden Gottesdiensten eingeweiht ward. Seitdem hat sich eine fröhlich aufblühende und nach innen und außen wachsende Gemeinde um das Gotteshaus geschart, und der Segen jenes edlen Vorbildes ist noch nicht erschöpft. Da wird denn auch, wenn dieser Geist in der evangelischen Kirche lebendig bleibt, jene Klausel der Stiftungsurkunde nie müssen in Kraft treten: wenn grundstürzende Aenderungen in Lehre und Kult der evangelischen Kirche eintreten sollten, habe die Stiftung an die Brüderunität überzugehen. Lg.

Briefkasten der Redaktion.

v. U.-St. in Berlin. Wir geben mit verbindlichem Danke an dieser Stelle Kenntnis von Ihrer Berichtigung: Herr E. Freiherr von Ungern-Sternberg gehört nicht dem Verbande der Redaktion der „Kreuzzeitung" an, sondern ist ständiger Mitarbeiter dieses Blattes.

E. S. in Liebenzell. Auch wir bedauern aufs lebhafteste die uns aufgerückten Druckfehler in „Moosbeere", denen gegenüber Ihr Humor einen so schweren Stand gehabt hat. Was wir thun können, um dergleichen Mißgeschicken vorzubeugen, das geschieht; aber der bekannten force majeure unterliegen wir eben auch.

M. in Detmold. Ihre „Gedichte" zu besprechen werden wir „ergebenst ersucht". Wir wollen nicht so grausam sein. Doch können wir uns nicht versagen, einen Ihrer an den Abhängen des Parnaß verübten Kletterversuche hier abzubilden, und zwar aufs Geratewohl folgenden:

Zu der Höh empor des Waldes
Schickt ich mich zu klettern an,
Welcher jüngst sein Prachtkleid wieder
Zog bei Frühlingswettern an;

Saß im Moos und Epheu nieder,
Still das Haupt von Farrn umgrünt,
Nahm zu Händen einen Dichter,
Fing darin zu blättern an.

Hohe, duft'ge Laubeskronen
Rauschten sanft zu Häupten mir;
Schwirrend flog hinauf ein Käfer,
Traf viel braune Vettern an.

Durch Gezweig vorüberhuschte
Eines Hähers bunte Pracht;
Eichhorn kam ein Springer; sah ich
Je wohl einen nettern an?

Zärtlich scholl der Turtel Girren,
Kuckuck grüßte hier und dort;
Drosseln schlugen, Philomele
Hob ihr Lied zu schmettern an.

Da also zu mir ein Dichter
Redete der grüne Wald,
Mocht ich nicht mehr weiter schauen
Meines Buches Lettern an.

Möchten sich immer so schöne Hindernisse zwischen Sie und die Druckerschwärze schieben!

O. D. in Berlin. Ohne mit dem Verfasser des Artikels „Volapük" ganz einer Meinung zu sein, fürchten wir doch von den „weltsprachlichen" Bestrebungen keine Gefahr für die Einigkeit und Stärke des deutschen Volkes. Einzelne Heißsporne mögen sich allerdings an der neuen Erfindung bis zum Fanatismus berauschen; aber die wären auch ohnedies für näherliegende und notwendigere Bestrebungen nicht zu haben gewesen. — Bei dieser Gelegenheit möchten wir freundlichst bitten, uns nicht zumuten zu wollen, daß wir bei jedem Artikel unsere eigene Meinung zum besten geben. Manchmal haben wir wirklich keine, manchmal sehen wir keinen Grund, sie zu verraten; meistens aber müssen wir fürchten, den Leser gegen die sachlichen Ausführungen des Verfassers einzunehmen, wenn wir feststellen, daß das, was er mit heißem Bemühen vorträgt, bei uns nicht den beabsichtigten Eindruck gemacht hat.

A. Z. in Mannheim. Wir erfüllen gern Ihren Wunsch, bei unsern Lesern anzufragen, ob jemand für einen bewährten christlich-konservativen Journalisten eine Stelle als Privat-Sekretär oder dergl. zu vergeben hat.

Herr Schullehrer **Widmann in Aidlingen** (Württ.) schreibt uns:

Die beiden Aufsätze der „Allgem. Konservat. Monatsschrift" über Hypnotismus waren mir sehr interessant. Die Erklärung der Erscheinungen desselben, die Herr Dr. Hähnle gibt, halte ich für die einzig richtige. Doch suchte ich in seinen Ausführungen zwei Dinge vergebens:

1. Eine entschiedene Verurteilung alles Hypnotisierens, das nur den Zweck hat, zu unterhalten und zu paradieren. Die Darstellung Dr. Hähnles würde gewiß weniger Widerspruch und weniger Bedenken erregen, wenn bestimmt erklärt worden wäre, das Hypnotisieren habe eine Berechtigung nur dann, wenn es geschehe, um einen Kranken zu heilen oder den Hypnotiseur zu belehren. Ich glaube, daß auch solche, die am Hypnotismus gar nichts Bedenkliches sehen, diese Einschränkung stehen lassen.

2. Hätte doch auch die Frage beantwortet werden sollen, was wir als Christen vom Hypnotismus zu halten haben.

Eine Vergleichung der Heilung durch Hypnotisieren mit den Heilwundern des N. Testaments wäre nahe gelegen. Beide fordern Glauben von dem zu Heilenden. Aber der Zusammenhang ist ein noch innigerer.

In 1. Kor. 12 sind verschiedene Gnadengaben aufgezählt, welche den einzelnen Gliedern der Gemeinde Christi gegeben seien. Darunter sind auch die: Wunder zu thun und Kranke zu heilen. Ich glaube nun, daß jeder Mensch von Natur zu einer dieser vielerlei Gaben beanlagt ist. Wird er nun ein lebendiges Glied der Gemeinde Christi, so erkennt und erweckt er seine Gabe 1. Tim. 1, 6 und verwertet sie zur Ehre Gottes im Dienst der Gemeinde. Die beiden hier in Betracht kommenden Gaben des Wunderthuns und des Krankeheilens sind in der Gemeinde gegenwärtig sehr selten, weil sie von so vielen Gliedern weder erwartet noch erbittet noch geglaubt werden. Doch fehlen sie nicht ganz.

Bleibt nun einer ein natürlicher Mensch, so geht die Gabe meist verloren, sie wird weder erkannt noch verwertet. Dies ist das Gewöhnliche. Doch gibt es auch Fälle, wo ein natürlicher Mensch diese seine Gabe erkennt und anwendet, aber dann im besten Fall für sich selbst zum eigenen Nutzen und zu eigener Ehre. In diesem Falle ist der Hypnotiseur. Er könnte, wenn er ein Kind Gottes wäre, gläubige Kranke heilen, ohne sie vorher zu hypnotisieren.

Was dann die Selbsthypnose betrifft, so wird sie erklärt und gerichtet durch Matth. 17, 20: So ihr Glauben habt als ein Senfkorn 2c. Dies Wort verheißt Kindern Gottes noch viel Größeres, als das ist, was einer kann, der es versteht, sich selbst zu hypnotisieren.

Der Hypnotismus wäre demnach eine Karikatur, eine Verirrung zweier Gnadengaben, die Christus für seine Gemeinde verheißen hat und gibt. Daß beim Hypnotismus etwas nicht richtig ist, geht auch aus Dr. Hähnles Ausdruck Seite 4 hervor: er sei ein Glaube an eine Macht, die nicht existiert. Wer an eine solche glaubt, wird doch gewöhnlich ein Betrogener genannt. Darum läßt sich auf alle, die sich durch Hypnotisieren heilen lassen, das Psalmwort 53, 65 anwenden: Da fürchten sie sich, da nichts zu fürchten ist, aber Gott rufen sie nicht an.

Die Macht des Hypnotiseurs ist aber keine eingebildete, nicht hier steckt der Fehler; sie ist eine wirkliche, er weiß nur nicht, von wannen sie kommt und wozu er sie hat. Ohne daß er sie zur Sünde benützen will, wird sie unter seinen Händen zu einem der kräftigen Irrtümer, die in der letzten Zeit kommen sollen. Der Hypnotismus wird auch dazu beitragen, daß die Gesinnung: Wir wollen nicht, daß dieser über uns herrsche, lasset uns zerreißen ihre Bande 2c. Luk. 19, 14 und Ps. 23 immer weitere Schichten durchdringe.

Für Kinder Gottes kann die Bekanntschaft mit ihm aber insofern ein Förderungsmittel werden, als er ihnen zeigt, was sie im Glauben haben und haben können.

Der Deutschenhaß in Rußland.

(Aus St. Petersburg.)

Fast alle größeren Zeitungen haben es in der letzten Zeit mit mehr oder weniger Glück versucht, ihren Lesern die Gründe des Deutschenhasses in Rußland auseinander zu setzen, aber immer geschah dies in einer Weise, daß sich derjenige, welcher die Entwickelung der Dinge in Rußland seit langen Jahren und in unmittelbarer Nähe beobachten konnte, davon nicht besonders befriedigt fühlte.

Daß der Deutschenhaß in Rußland schon seit dem ersten Bekanntwerden der beiden Völker — wenn auch mehr im stillen — vorhanden gewesen ist und an Umfang und Stärke fortwährend zugenommen hat, läßt sich ebenso wenig aus der Welt schaffen, wie die Wahrscheinlichkeit, daß derselbe früher oder später zu einem verhängnisvollen Bruch zwischen den beiden Völkern führen muß. An diesen traurigen Verhältnissen ändern die Bemühungen der Diplomatie eben so wenig, wie die Anstrengungen der Deutschen und ihrer Presse in Rußland, die einen Krieg zwischen Russen und Deutschen mit vollem Recht als ein großes Unglück für beide betrachten.

Daß es zwischen dem Germanen- und Slaventum früher oder später zu einem Entscheidungskampfe kommen würde, war nicht allein bei der Diplomatie, sondern auch bei allen denkenden Russen schon längst zum Dogma geworden, aber bei der allgemeinen Ueberzeugung der letzteren, daß das russische Volk von der Vorsehung zur Weltherrschaft berufen sei und auf diesem Wege nur in der gleichen bequemen Weise wie bisher fortzuschreiten brauche, um infolge des zunehmenden Uebergewichts die übrigen europäischen Nationen einfach zu erdrücken, wurde dieser bevorstehende Kampf als ein einfaches politisches Duell betrachtet, bei dem der russische Sieger nicht nötig haben würde, mit besonderer Härte vorzugehen, und die Ueberwundenen sich sehr bald in das Unvermeidliche finden würden. — Daß im eigenen Lande jemals Verhältnisse wie die gegenwärtigen eintreten, daß das klar erschaute Ziel entweder nur sehr schwer oder gar nicht erreicht werden würde, ist früher keinem Russen auch nur im Traume eingefallen. Bei allem Aerger, welchen ihm der Deutsche verursachte, tröstete ihn immer der Gedanke, daß die Stunde nicht mehr fern sei, wo er als Weltgebieter den verachteten Njemetz einfach aus der Liste der politisch zählenden Völker streichen und schließlich vollständig vernichten würde. Aeußerungen, wie das eben Gesagte, sind für denjenigen Deutschen, der viel und lange mit den Russen umgegangen ist, etwas Altes; der Unterschied zwischen früher und jetzt besteht nur darin, daß dasjenige, was von den Russen früher sehr häufig in scherzender Form, jedenfalls aber in mehr ruhiger Weise und im Gefühl der Ueberlegenheit bekannten Deutschen im vertrauten Kreise gesagt, oder auch in den

Zeitungen geschrieben wurde, heute überall und mit den Zeichen der höchsten Erbitterung in die Welt hinausgeschrieen wird. Und diese Erbitterung der Russen gegen alles Deutsche muß einem ausbrechenden Kriege zwischen den beiden Völkern notwendig den Charakter eines gewöhnlichen Zweikampfes nehmen und denselben zu einem vielleicht Jahrhunderte dauernden Rassen- und Religionskampfe auf Leben und Tod gestalten, bei dem die Deutschen in Rußland dann am allerschwersten zu leiden haben.

Woher stammt dieser Deutschenhaß nun eigentlich?

In einem deutschen Zeitungs-Artikel hieß es neulich, „daß von allen fremden Völkern gerade der Deutsche im Charakter die größten Abweichungen von dem Russen zeigt." — Wie richtig diese Ansicht ist, beweist am besten die Aeußerung eines hohen, damals allerdings noch um so vieles jüngern, seinen Ansichten aber sonst treu gebliebenen Beamten, der schon vor etwa 25 Jahren dem Verfasser wörtlich sagte: „Zwischen den Russen und den Deutschen kann, ganz abgesehen von verschiedenen anderen Dingen, schon ihres gänzlich verschiedenen Charakters wegen wirkliche Freundschaft niemals bestehen. Ich kann mir nichts Widerlicheres denken, als dieses ewige Deutsche! Was wird aber aus der Sache werden, oder was wird das kosten? — Man möchte nur fragen, welchen Sinn dieses deutsche Geldzusammenscharren eigentlich hat? Wenn ich Geld nur dazu bekommen soll, um es in den Kasten zu legen, dann brauche ich es überhaupt nicht. Wenn wir Russen irgend etwas unternehmen wollen, so fragen wir auch nicht erst danach, was aus der Sache vielleicht Unangenehmes hervor gehen könnte, oder ob wir am anderen Morgen noch einen Kopeken in der Tasche haben, es wird einfach ausgeführt. Und sehen Sie denn nicht, daß wir mit dieser Denk- und Handlungsweise das größte Reich der Erde geschaffen haben, während die Deutschen mit all ihrer Pedanterie in politischer Beziehung ein Bild zum Erbarmen bieten und auch niemals dahin kommen werden, wo wir uns befinden? Wohl Beweis genug, daß der deutsche Charakter zum politischen Vorwärtskommen wenn nicht direkt schädlich, dann wenigstens überflüssig ist, und wir Russen uns trotz unserer Fehler auf dem richtigen Weg befinden."

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß dies nicht die Gesinnung aller Russen ist, die Mehrzahl dürfte damit aber so ziemlich einverstanden sein. — Bei dieser Charakterverschiedenheit der beiden Völker muß es nun aber auffallen, daß noch niemals wirklich recht ernst danach gefragt worden ist, woher diese Verschiedenheit der Charaktere eigentlich stammt? obgleich nur die Beantwortung dieser Frage hinreichend zeigen kann, daß wir in dem bestehenden Deutschenhaß bloß eine natürliche Erscheinung vor uns haben, deren Konsequenzen zu beseitigen in keines Menschen Macht liegt.

Das russische Volk hat sich unter Verhältnissen entwickelt, für welche sich weder in Europa, noch in der gesamten Weltgeschichte ein Analogon findet. Auf einer fast menschenleeren Fläche, die Hunderttausende von Quadratmeilen zählt und ihm ernstlich kaum streitig gemacht wurde, die von der Natur mit zahllosen, sehr fischreichen Seen und Flüssen und einem Boden versehen war, welcher den Menschen die notwendigsten Existenzmittel fast mühelos gewährte, wo also die ersten Bedingungen zum Erzeugen einer großen Menschenmasse und hierdurch eines mächtigen Staatswesens im Uebermaß vorhanden waren, lernte dasselbe einen eigentlichen Kampf um das Dasein, wie derselbe den westeuropäischen Völkern und besonders den Deutschen innerhalb ihrer engen Grenzen sehr bald aufgezwungen wurde, niemals kennen. Zu keiner Zeit seiner Existenz hatte der Russe — besonders bei den geringen Bedürfnissen der Masse — nötig, Kopf und Glieder auch nur annähernd so anzustrengen wie der Westeuropäer. Als Beleg für das eben Gesagte dient am besten die Thatsache, daß noch anfangs der sechziger Jahre in den größeren Handelsstädten im Innern der Wert des im Jahr nötigen Brotes für einen erwachsenen Menschen kaum zwei Rubel betrug, und dasselbe auf dem flachen Lande, wie schon immer, so gut wie vollkommen wertlos war.

Die Wirkungen und Folgen dieses fortwährenden Uebermaßes an Existenzmitteln sind denn auch die unvermeidlichen gewesen, und wir finden dieselben sowohl im Leben des einzelnen wie der Gesamtheit, überhaupt in allen Verhältnissen des russischen Volkes handgreiflich ausgeprägt. Neben den liebenswürdigen Eigenschaften des Russen: der Gastfreundschaft, der Bereitwilligkeit jedem zu helfen, der ihn nur bat, der Toleranz und Nachsicht gegen die Fehler ja Verbrechen seiner Nebenmenschen u. s. w., entstanden aber auch die schon so oft gerügten Mängel: die allgemeine Sorglosigkeit, das Fehlen jeder ruhigen Ueberlegung und Berechnung, der Mangel an wirklichem Rechtssinn, die Gleichgiltigkeit oder vielmehr der Haß der Masse gegen jeden Fortschritt, welcher das gewohnte Leben vielleicht hätte erschweren können, u. a. m. Und an diesem von jeher gewohnten bequemen Leben hat weder die Einführung des Christentums, noch die tatarische Herrschaft, weder die Einführung der Leibeigenschaft noch das Bekanntwerden mit der westeuropäischen Kultur oder sonst irgend etwas, eine wesentliche Veränderung hervorgebracht. Erst seit wenigen Jahren sind diese Verhältnisse andere geworden, und das ist auch der Grund der Erbitterung gegen die Deutschen, obgleich diese an der Sache die allergeringste Schuld tragen.

Daß die Einführung des Christentums den Russen nicht zu der westeuropäischen Arbeit und Sparsamkeit verholfen hat, sehen wir am besten an den heutigen Verhältnissen, wo die Notwendigkeit, mehr als früher zu arbeiten, bereits vor der Thür steht. Die russische Kirche hat, wie sich aus jedem Kalender sehen läßt, etwa 120 offizielle Feiertage im Jahre, also mehr als doppelt so viel wie die katholische in Frankreich, oder gar die protestantische Kirche. Zu diesen offiziellen Feiertagen hat die Geistlichkeit der Landbevölkerung und diese selbst — also 80 Prozent des gesamten Volkes — da die Verhältnisse diesen Luxus gestatteten, ganz abgesehen von Namenstagen und außerordentlichen Feiertagen, noch an sonstigen und speziellen Dorffeiertagen so viel hinzu gefügt, daß deren über 200 geworden sind, so daß für die Arbeit demnach etwa 150 Tage im Jahre übrig bleiben. Von fanatischen Russen, die aber die Verhältnisse auf dem flachen Lande ganz genau kannten, was sich von den Herren der russischen Presse durchaus nicht sagen läßt, konnten in Wirklichkeit bis jetzt nur 144 Arbeitstage bei den Bauern gezählt werden; lassen wir es aber bei 150, nur bitten wir diese Zahl und Sache fest im Auge zu behalten.

Ueber die Wirkungen der tatarischen Herrschaft können wir flüchtig hinweg gehen, da jeder, der die russische Geschichte hinreichend kennt, auch genügend weiß, daß sich die Tataren mit der Anerkennung ihrer Oberhoheit von seiten der russischen Fürsten und der Zahlung des Tributs begnügten, im übrigen aber das russische Volk ganz unbehelligt ließen.

Scheinbar ganz anders, in Wirklichkeit aber genau eben so, liegen die Dinge mit der Einführung der Leibeigenschaft, über deren Greuel sowohl von russischen wie westeuropäischen Schriftstellern genug geschrieben worden ist. Wer aber die Entwickelung der Dinge in Rußland nach Aufhebung der Leibeigenschaft und dem Bau der Eisenbahnen ruhig beobachtete, mußte auch zu der Ueberzeugung kommen, daß nach der Eroberung von Kasan, Astrachan und Sibirien (1582) die Einführung der Leibeigenschaft unter den Bauern und der Todesstrafe für das Verlassen der Städte damals unbedingt nötig war, wenn der bestehende russische Staat nicht verschwinden wollte; denn hätte den Städtebewohnern und Bauern der Umzug damals frei gestanden, so würden sie sich über die unermeßlichen Flächen jener neuerworbenen Länder derart zerstreut haben, daß die Regierung mit ihren Bojaren in den alten Provinzen allein gesessen hätte. Hat sich doch die russische Regierung noch bei Aufhebung der Leibeigenschaft zu ähnlichen Maßregeln verstehen müssen, ohne daß es ihr möglich wurde, ihre Absicht vollständig zu erreichen und die Wandersucht ihrer Bauern zu verhindern.

Die kompetentesten Richter über die frühere Lage der leibeigenen russischen Bauern sind jedenfalls diese selbst, oder Leute wie Herzen, Bakunin, Dolgorukow u. s. w. ge-

wesen, welche die Lage der Leibeigenen als das schrecklichste Los eines Menschen auf Erden betrachteten und deshalb für diese die Freiheit der Westeuropäer verlangten. Fragt man aber noch heute einen Bauern auf einer Stelle, wo die Herrschaft ihrer Härte halber allgemein verrufen war: ob man auch während der Leibeigenschaft ihre gebräuchlichen Feiertage u. s. w. gehalten hätte, so weiß er sehr häufig zuerst gar nicht, was damit eigentlich gemeint sein soll. Die Voraussetzung, daß es irgend jemand, selbst der härteste Gutsbesitzer, nur gewagt haben könne, seinen Feiertag anzutasten, erscheint ihm so sonderbar, daß er den Fragenden im stillen für nicht ganz zurechnungsfähig hält. Daß also die Bauern zu allen Zeiten wenigstens das halbe Jahr an Feiertagen für sich hatten, an denen es ihnen aber niemals eingefallen ist, einen Schlag für sich zu arbeiten, wird von keiner Seite bestritten, und das ist vorläufig genug um ihre Lage schon in einem anderen Lichte als dem der meisten Schilderungen erscheinen zu lassen. Am schlagendsten wird dies durch Herzen, Bakunin und Tausende von anderen Russen bewiesen, die für die Freiheit der Westeuropäer nur gerade so lange schwärmten, als sie nicht gesehen hatten, wie die Westeuropäer arbeiten müssen, die den westlichen Zuständen aber sofort den Rücken kehrten und alle Hoffnung verloren, daß von diesen unglücklichen Geschöpfen nur jemals der Versuch gemacht werden würde, die bestehende Gesellschaftsordnung in Rußland zu stürzen und eine neue bessere an deren Stelle zu setzen, sobald sie die Lage des russischen Bauern mit derjenigen der Westeuropäer verglichen. Für denjenigen Westeuropäer, welcher die Ansichten der Masse der Russen über schwere Arbeit und schwere Lage vollständig kennt, hat das Urteil besonders russischer Schriftsteller über diese Dinge überhaupt gar keinen Wert.

Mehr als ein halbes Jahrtausend war seit der Gründung des russischen Staates vergangen, als die ersten Deutschen — Handwerker u. s. w. — von denen wir etwas wissen, während der Regierung Iwans des Schrecklichen, nach Moskau berufen wurden, und die Nachrichten aus jener Zeit sagen uns hinreichend, daß der Haß gegen dieselben schon damals nicht geringer wie heute war. Gesteht doch die vielgelesene „St. Petersburger Gaseta“ in ihrer Nummer vom 29. Oktober (11. Nov.) 1887 zu, „daß offener, roh fanatischer Haß gegen die Deutschen, wie vor zwei Jahrhunderten, gegenwärtig wohl nicht mehr vorhanden sei“ u. s. w. — Vorläufig wollen wir noch nicht untersuchen, zu welcher Zeit der Deutschenhaß in Rußland am ärgsten war, bei den damaligen Kulturzuständen war derselbe wenigstens verzeihlicher. Den Russen war der Besuch des Westens bei Todesstrafe verboten, um sie vor der Leichtfertigkeit der Polen zu bewahren und die Verachtung der heimischen Sitten zu verhüten; keinem Andersgläubigen war der Besuch einer russischen Kirche erlaubt, wie noch heute die Berührung mit einem solchen bei vielen Altgläubigen als eine Sünde und Befleckung gilt. Menschen, die keine Fasten und außer den Sonntagen nur wenige Feiertage hielten, mußten den damaligen Russen als der Auswurf der Menschheit erscheinen, und man kann sich nur wundern, daß es gegen dieselben damals zu keinen anderen Beschränkungen, als dem Anweisen eines besonderen Viertels als Wohnsitz, dem gelegentlichen Abbrechen ihrer Kirche, deren Anblick den Zaren bei einem Spazierritt beleidigte, und dergleichen mehr kam. Erklären läßt sich dies nur dadurch, daß die Anwesenheit der Deutschen damals die Russen in keiner Weise in ihrem gewohnten bequemen Leben störte, daß sie keine Konkurrenten in den gewohnten Geschäften derselben waren, was später allerdings immer mehr der Fall wurde, und daß selbst die Geistlichkeit, der sie fortwährend ein Aergernis waren, nicht die nötige Energie besaß, um so wie die katholische zu handeln. Erst mit Peter dem Großen beginnen diese Dinge anders zu werden.

Peter der Große war, wie Zahllose nach ihm, der Ueberzeugung, daß man nur die westeuropäischen Einrichtungen und Gebräuche einzuführen brauche, um das russische Volk zu der gleichen Thätigkeit wie die Westeuropäer zu bringen. — Ist ihm oder einem seiner Nachfolger dies gelungen? In Aeußerlichkeiten und Nebendingen ja! — in der Hauptsache aber ist das Experiment nicht allein vollständig mißglückt, sondern

die Dinge stehen auf diesem Gebiete gegenwärtig vielleicht viel schlechter, als sie nur jemals gestanden haben, was auch der Grund ist, daß die Slawophilen schon längst riefen: „Zurück! — Weg mit der westlichen Kultur!"

Es ist kaum nötig zu sagen, daß in der Forderung der Slawophilen gerade so viel Sinn liegt, wie in dem Verlangen eines Menschen, der sich durch ungewohnte Genüsse sowohl physisch wie pekuniär ruiniert hat, wieder zu seiner sorglosen Kindheit zurückzukehren. Was denselben aber als Entschuldigung dienen kann, ist dasselbe, was so vielen Westeuropäern zum Vorwurf gemacht werden muß: daß sie bei ihrem Verdammen der westlichen Kultur ebensowenig fragen, wodurch und weshalb diese Kultur eigentlich entstanden ist, und worin sie besteht, wie sich die Westeuropäer beim Einführen ihrer Kultur unter Naturvölkern — und die Masse des russischen Volkes besteht noch aus halben Naturkindern — darum kümmern, ob bei diesen auch die Vorbedingungen zu dieser Kultur vorhanden sind. Der schon so oft geschriebene Satz: „Es ist Naturgesetz, daß Naturvölker untergehen, wenn sie mit der Kultur in Berührung kommen" — ist Antwort genug auf diese Frage.

Die westeuropäische Kultur ist das Produkt Jahrtausende langen eisernen Arbeitens und Denkens und einer furchtbaren Kampfes- und Leidensschule, also von Dingen, denen sich bis jetzt noch kein einziges, am allerwenigsten ein in bequemen Verhältnissen aufgewachsenes Volk freiwillig unterworfen hat oder je freiwillig unterwerfen wird. Zu allen Zeiten betrachtete die gedankenlose Masse ein Vermehren der Arbeit und der Anstrengung als eine Verschlechterung ihrer Lage und setzte sich zur Wehre dagegen; berücksichtigen wir dies, so wird es klar, daß die Absicht Peters des Großen, sein Volk zur westeuropäischen Thätigkeit zu bringen, scheitern mußte, so lange die äußeren bequemen Verhältnisse vorhanden waren.

Bei allen, welche die russischen Verhältnisse näher kennen, stand es schon längst fest, daß so lange die Masse des russischen Volkes zwei Drittel des Jahres zu Feiertagen und dem dazu gehörigen Besuch der Schenken verbraucht, jede Hoffnung auf ein Besserwerden der allgemeinen Lage nichts weiter als müßige Träumerei ist, aber eben so fest stand es auch, daß es das gefährlichste Unternehmen in Rußland sein würde, an diese Feiertage zu rühren. Gesagt ist es leicht, aber man versuche es nur! — In früheren Zeiten haben die Slawophilen dieser Frage wenig oder gar keine Beachtung geschenkt, erst seit der Aufhebung der Leibeigenschaft, wo deren ungeheure Bedeutung gegenüber den Lutheranern mit ihren 300 Arbeitstagen im Jahre klar hervorgetreten ist, haben sie auch erkannt, um was es sich hier eigentlich handelt. Doch hiervon weiter unten.

Peters I. Reformen waren in jeder Beziehung geeignet, den Haß gegen die Deutschen in allen Klassen des Volkes zu verschärfen. Gegen die westeuropäische Kleidung und Lebensweise hatten die oberen Klassen wohl noch am wenigsten einzuwenden, da deren Annahme keine persönliche Anstrengung, sondern nur vermehrte Ausgaben erforderte, die eben nicht von ihnen selbst, sondern von den Gütern und Leibeigenen beschafft werden mußten. Andere Dinge, die wir unter dem Begriff Schulbildung zusammenfassen, ließen sich nicht so leicht wie ein auf dem Markte gekauftes Kleid anlegen, und wie schwer es ist, ein ganzes Volk nur zu dem Notwendigsten in dieser Beziehung zu bringen, davon zeugen noch gegenwärtig die häufigen Fälle in Gerichts-, Bank-, überhaupt öffentlichen Lokalen, wo z. B. eine anspruchsvoll auftretende Dame in elegantester Kleidung, die sich vielleicht gar adlig nennt, auf die Aufforderung ihren Namen zu unterzeichnen etwas verlegen erwiedrt: „Entschuldigen Sie, ich verstehe nicht zu schreiben." — Zugegeben, daß solche Fälle in den höheren Ständen heute verhältnismäßig seltener sind, so liegt doch der Beweis in diesen, wie in tausend anderen Dingen vor, daß man sich bei der Annahme der modernen Bildung auf Aeußerlichkeiten und selbst bedenkliche Dinge beschränkte, den Kern der Sache aber ganz bei seite ließ.

Daß die Leibeigenen von der Annahme der deutschen Kleidung und Lebensweise von seiten ihrer Herrschaft, wie sie heute noch bei ihnen heißt, nicht sonderlich entzückt

waren, läßt sich leicht erklären, aber der Haß gegen die neuen deutschen Moden war sicher bei denen am ärgsten, die zu einem deutschen Meister in die Lehre gegeben wurden. Mit welchem Widerwillen sich die Masse der Bauern zu einem Geschäfte versteht, welches gleichmäßige Anstrengung erfordert, dafür spricht am besten das Verschwinden fast aller russischen Handwerker auf dem flachen Lande (mit Ausnahme verschiedener Fabrikdörfer), sowie der Zwang zum Erlernen eines solchen Handwerks nur aufhörte. Man braucht überhaupt nur an die immer zahlreicher werdenden deutschen Gutsverwalter und deutschen Meister zu denken, um die Erklärung des Hasses gegen alles Deutsche unter der Masse des russischen Volkes schon für das vorige Jahrhundet zu haben. In den oberen Ständen kamen hierzu aber noch andere Dinge wie die erwähnten.

Die Rolle, welche der deutsche Adel der Ostseeprovinzen in Rußland gespielt hat, brauchen wir nicht ausführlich zu erwähnen, da dieselbe schon oft genug besprochen worden ist. Zwischen diesen „kaiserlichen Mamelucken," wie sie ihrer Kaisertreue halber von der russischen Gesellschaft genannt wurden, und der letzteren wäre wirkliche Freundschaft wegen der verschiedenen Erziehung und der verschiedenen Charaktere selbst dann kaum möglich, wenn sie die dominierende Stellung im Staate überhaupt niemals inne gehabt hätten. Der tödliche Haß gegen diesen Adel, wie er sich vor kurzem noch in einer höheren russischen Gesellschaft einmal in der Aeußerung Luft machte, „daß Rußland noch Zuchthäuser genug habe, um die livländischen Barone und Herren Finnländer zur Besinnung zu bringen, wenn sie dem Russifizieren der Ostseeprovinzen noch ferner Widerstand entgegenstellen würden" — hat seinen Grund aber noch in einer Sache, die man begreiflicherweise nicht öffentlich, aber um so mehr in den intimen Kreisen besprechen konnte.

Die „Neue Preußische Zeitung" machte in No. 237 des vor. Jahres die Bemerkung, daß sich die Panslawisten eines Tages auch daran erinnern könnten, daß ihre eigene Zarenfamilie mehr deutsch als slawisch sei ... — Zu diesem läßt sich nur hinzufügen: der russische Adel hat es noch niemals vergessen, daß die Frauen der russischen Zaren früher aus seinen Kreisen gewählt wurden, und er erst durch die deutschen Heiraten der Großfürsten von direkten Verwandten und Angehörigen der Zarenfamilie zu Unterthanen von Fürstentöchtern degradiert wurde, deren Väter sehr häufig über weit weniger Grund und Boden verfügten als der hohe russische Adel. Die Verdienste dieser deutschen Fürstinnen um die Hebung der russischen Sitten und insbesondere um die Stellung der russischen Frau werden von der Masse ebensowenig anerkannt, wie die Verdienste des Deutschtums um den russischen Staat überhaupt. Mehr als einmal ist in den letzten Jahren von den baltischen Deutschen den Russen gesagt worden, daß Rußlands Geschichte ohne die Deutschen nicht geschrieben werden kann und dessen höchstes Ansehen (bis zum Krimkriege) nur so lange gedauert habe, als hauptsächlich Deutsche die Leitung der Staatsgeschäfte in den Händen hatten. Daß solche Reibereien nicht geeignet sind, die bestehende Feindschaft zwischen den beiden Nationen zu beseitigen, versteht sich wohl von selbst. — Beiläufig sei noch auf die unter den gebildeten Russen bestehende Ansicht aufmerksam gemacht, daß unter dem hohen russischen Adel noch eine Menge von direkten Nachkommen der alten russischen Zaren vorhanden sei, die mehr Recht auf den russischen Thron gehabt hätten, als das Haus Holstein-Gotorp u. s. w. Aus derartigen Ansichten hat übrigens die gebildete russische Gesellschaft da, wo sie vor direktem Verrate sicher war, niemals ein Hehl gemacht. Schon vor langer Zeit wurde es von westeuropäischen Reisenden ausgesprochen, „daß man sich in intimen Kreisen der Russen unter Republikanern und Radikalen zu befinden glaube, daß diese Gesinnung aber sofort verschwinde, sobald eine einflußreiche Person erscheine." Und wer in den immer wiederkehrenden Artikeln der panslawistischen Presse, die alles beschimpfen, was deutsch und lutherisch heißt, nur einigermaßen zwischen den Zeilen zu lesen versteht, kann auch keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, wem dieselben eigentlich gelten, daß sie sich gegen alles im Staate richten, was mit ihnen nicht durch dick und dünn geht. So lange aber der

deutsche und lutherische Adel, überhaupt alles was anderen Glauben hat, nicht vernichtet ist, wozu beiläufig gesagt herzlich wenig Aussicht vorhanden ist, können die Panslawisten auch nicht auf die Verwirklichung ihrer letzten Absichten rechnen.

Von besonderem Interesse dürfte es weiter sein zu erfahren, daß es trotz des steigenden Deutschenhasses gerade das russische Volk, und seit den letzten drei Jahrzehnten in erster Linie die russische Presse gewesen ist, die dem Deutschtum zu seiner gegenwärtigen Verbreitung und Stellung in Rußland verholfen hat. Wir haben hier eben wieder einmal die bekannte Erscheinung vor uns, daß einzelne Menschen und ganze Völker, in der festen Ueberzeugung, auf dem richtigen Wege zu sein, beim Streben nach einem Ziele das direkte Gegenteil von demjenigen thun, was sie eigentlich thun müßten.

Es ist bekannt, daß die russische Regierung seit Peter dem Großen deutsche Gelehrte, Schulmänner, Aerzte, Künstler, Handwerker u. s. w. ebenso heranzuziehen suchte, wie deutsche Landwirte als Kolonisten. Daß die ersterwähnten die Lehrer des russischen Volkes gewesen sind, wird zwar nicht bestritten, wohl aber hat es dabei noch niemals an dem Vorwurf gefehlt, daß alles Unheil, welches Rußland seit jener Zeit betroffen hat, mit diesen Deutschen in das Land gekommen sei. Etwas anders, aber nicht besser, liegen die Dinge mit den deutschen Kolonisten. Daß diese dem russischen Reiche Schaden gebracht hätten, wagt man natürlich nicht direkt zu behaupten, man beschränkt sich auf die zweideutige Angabe, „daß das russische Volk von ihnen keinen Nutzen gehabt habe." — Weshalb dies der Fall war, das zu sagen wird sich die russische Presse hüten; sie beschränkt sich einfach auf das Gesagte, um jene Kolonisten als direkt schädlich hinzustellen, was natürlich nicht erreicht werden könnte, wenn sie sagen wollte, daß das Beispiel dieser Deutschen an den Russen vollständig spurlos vorübergegangen ist und vorübergeht, — was nach deutschen Begriffen jedenfalls nicht die Schuld jener Kolonisten ist. Daß endlose, früher vollständig ertraglose Flächen, die gegenwärtig nach Tausenden von Quadratmeilen zählen, einzig und allein durch die deutsche Arbeit in ertragreiche Felder verwandelt wurden, aus denen der russische Staat fortwährend Millionen an Steuern und indirektem Nutzen bezieht, daß auf diesen Feldern Hunderte von Kolonien mit den schönsten Gebäuden, Kirchen und Schulen entstanden, daß weiter durch diese Kolonisten auf den südlichen Steppen Fragen, wie die Bewaldung der Steppe u. s. w. gelöst wurden, deren günstige Entscheidung man allgemein für unmöglich hielt, da die russische Regierung trotz riesiger Geldopfer und aller Mühe bei der russischen Bevölkerung in dieser Beziehung nicht das Geringste erreicht hat, die in deren Bereich befindlichen Waldbestände vielmehr immer mehr verschwinden, — alles dies wurde und wird nicht allein absichtlich verschwiegen, sondern von den Panslawisten zum Schüren des Deutschenhasses unter den Bauern ebenso benutzt, wie die Anwesenheit der deutschen Kaufleute und Fabrikanten zum Verhetzen der mittleren Klassen, und es muß zugestanden werden, daß ihre Bemühungen hier von dem besten Erfolge begleitet waren.

Es ist eine bekannte Erfahrung, daß in der ersten Entwickelungsperiode eines Volkes, wo die Bevölkerung noch wenig zahlreich und der Boden noch wenig ausgeraubt ist, dabei aber gleichzeitig genügende Kommunikationsmittel fehlen, die Vermittlung des Tausches der Waren und die damit verbundene Transportarbeit den größten Teil des Arbeitsertrages der Nation an sich reißt, daß also mit anderen Worten hauptsächlich die Kaufleute diejenigen sind, welche den ganzen Gewinn der Volksarbeit in die Tasche stecken. In dieser Beziehung lagen die Verhältnisse der letzteren in Rußland mehr als ein Jahrtausend hindurch so günstig, wie sie vielleicht nirgends gewesen sind. Bis zum Beginn der Dampfschiffahrt und der Eisenbahnen gehörte hier nur ein geringes Maß von Unternehmungsgeist und Vorsicht dazu, um oft in der kürzesten Zeit durch Handel die riesigsten Vermögen zusammen zu schlagen, wobei nicht einmal die geringste kaufmännische Fachbildung, ja häufig nicht einmal die Kenntnis von Lesen und Schreiben nötig war. Aus diesem sowie aus dem äußerst bequemen Leben der Händler

erklärt sich auch die allgemeine Vorliebe der Russen für die gewöhnlichste Art des Handels, aber nicht für den Handel, welcher höhere Bildung erfordert.

Diesen günstigen Verhältnissen verdanken auch sehr viele unternehmende Kolonisten ihre oft ganz bedeutenden Vermögen; da sich dieselben aber fast ganz auf die Kolonien beschränkten und den russischen Kaufleuten in keiner Weise unbequem wurden, so lag für die letzteren auch vorläufig kein Grund vor, die Deutschen zu hassen. Dasselbe war auch in den See- und Hauptstädten der Fall, wo der Export- und Importhandel fast nur in den Händen Fremder lag; da diese Art Handel, die wirklich kaufmännische Bildung und Gewandtheit verlangt, nicht mit dem pomadigen Wesen der Russen übereinstimmte, so überließ man ihn den Fremden um so lieber, als sich diese nicht um den gewinnbringenden Kleinhandel kümmerten. Alles dies änderte sich aber sofort, als Dampfschiffe und Eisenbahnen eingeführt wurden. Ueberall setzten sich ausländische Engroshändler fest, welche hauptsächlich Landesprodukte direkt von den Produzenten kauften und diesen bis dahin unerhörte Preise bezahlten. Nun war es wohl mit der wucherischen Thätigkeit und dem riesigen Gewinn der russischen Kaufleute vorbei, aber ebensogut hatte damit auch deren bisherige Gleichgültigkeit gegen die Deutschen ihr Ende erreicht, in denen sie von jetzt ab nichts weiter als ihre Todfeinde erblickten. Das Gleiche sehen wir auch überall bei industriellen Unternehmungen, besonders solchen, wo die Besitzer entweder über westeuropäische oder über protestantische Arbeiter verfügten. Welche Bedeutung dieses hat, werden wir sofort erkennen, wenn wir die Zahl der Arbeitstage der letzteren mit denjenigen der russischen oder orthodoxen Arbeiter vergleichen.

Die Erfolge der Deutschen in Rußland werden fast ausschließlich ihrer höheren Intelligenz, ihrem größeren Fleiß, ihrer Sparsamkeit und dergleichen Vorzügen zugeschrieben. Wenn dies in der Hauptsache nun auch richtig ist, so wird dabei doch fast regelmäßig übersehen, daß der Kampf zwischen zwei Konkurrenten, von denen der eine über eine doppelt so lange Arbeitszeit verfügt wie der andere, ein ganz ungleicher ist, und daß der unvermeidliche Sieg des ersteren eigentlich kein besonderes Verdienst genannt werden kann. Das Verhältnis ist dasselbe, als wenn der eine mit der doppelten Zahl Arbeiter fabrizierte. Der ungeheure Vorsprung des einen wird aber noch vergrößert, sobald auf der anderen Seite zu der geringen Arbeitszeit auch noch Schlaffheit und geringes technisches Geschick hinzukommen, und fassen wir dies alles zusammen, so begreift es sich leicht, daß ein Landwirt oder Fabrikant, der nur über Arbeiter mit 150 bis 200 Arbeitstagen im Jahre verfügt, unbedingt unterliegen muß, wenn er den Kampf mit einem in westeuropäischer Weise arbeitenden aufnehmen muß, und diese Erkenntnis hat Tausende von russischen Gutsbesitzern und Fabrikanten, welche die Deutschen sonst tödlich hassen, gezwungen, ihre russischen Verwalter und Arbeiter zu entlassen und westeuropäische, hauptsächlich deutsche und lutherische, an deren Stelle zu setzen. Daß diese an und für sich natürliche Bewegung, gegen deren Weitergreifen sich die Panslawisten mit den Kräften der Verzweiflung wehren, die heutige Ausdehnung erreichte, das ist — wie wir oben sagten — in erster Linie das Verdienst der Panslawisten und ihrer Presse selbst.

Zahllose Deutsche, welche die russischen Zustände nicht kennen, haben in den letzten Jahren nach dem eigentlichen Grunde der Deutschenhetze gefragt, ohne eine genügende Antwort zu erhalten; es läßt sich ihnen zum Troste aber sagen, daß es die russische Presse im eigenen Hause und den eigenen Landsleuten genau ebenso wie gegenwärtig den Deutschen gegenüber, und so lange getrieben hat, bis ihr dieses Gebiet der Hetzereien von oben herunter verschlossen wurde. Der Haß gegen alles Deutsche läßt sich wenigstens aus dem bisher Gegebenen hinreichend erklären, man wüßte aber wirklich nicht, was man zu der Haltung dieser Presse dem eigenen Lande gegenüber während der vorigen Regierung eigentlich sagen sollte, wenn nicht bekannt wäre, daß der stimmführende Teil dieser Presse nur durch das fortwährende Bekritteln der Regierungsmaß-

regeln und das Hetzen gegen die nationalen und kirchlichen Minoritäten des Reiches empor gekommen ist und sich durch dies auch nur allein erhalten kann. Da sie bei diesem Verfahren zugleich der Zustimmung der Volksmasse sicher ist, so wird sie sich auch hüten, irgend etwas zu thun oder zu unterlassen, was bei dieser ihren Interessen schaden könnte. Zur Erklärung des oben Gesagten diene das Folgende.

Leute, die viel freie Zeit haben oder sich solche nehmen und zugleich über nichts Besseres zu sprechen wissen, vertreiben sich die Langweile gewöhnlich, je nach dem Bildungsgrad in der einen oder anderen Weise, mit dem Durchhecheln ihrer Nebenmenschen oder derjenigen Dinge, die am nächsten liegen und bei der Menge am beliebtesten sind. Als Zeichen „liberaler" und „fortgeschrittener" Gesinnung hat es bei der Masse der gebildeten Russen nun von jeher gegolten, der Regierung, wenn nicht öffentlich, dann wenigstens hinter deren Rücken soviel als nur möglich Opposition zu machen und die übrigen Nationalitäten des Reiches, besonders die Deutschen, anzufeinden. In letzterem Punkte sind zwar alle einig, aber sonst stehen besonders die unteren besitzlosen Beamten, dann der besitzende Adel, und hierauf die übrigen Stände, jeder für sich allein und als Gegner dem anderen gegenüber, wenigstens insoweit als einer am anderen sehr viel, an sich selbst aber gar nichts oder nur sehr wenig auszusetzen hat. Trotz dieser unausgesetzten Kritik, die ein Stand am anderen übt, ist mit seltenen Ausnahmen weder der einzelne noch die Gesamtheit nur um einen Schritt vorwärts gekommen, die Zustände haben sich vielmehr seit der Zeit, daß die öffentliche Meinung in der Presse zum Ausdruck kommen konnte, noch ganz erheblich verschlechtert.

Der Krimkrieg hatte bewiesen, daß Rußland nicht der unbesiegbare Staat war, als welcher er in den Augen der Russen dastand, es handelte sich jetzt darum, die zu Tage getretenen Uebelstände zu beseitigen, um nicht noch einmal die gleichen unangenehmen Erfahrungen zu machen. So weit wäre alles in Ordnung gewesen, und die Aufgabe jeden russischen Staatsbürgers, besonders der Presse, war es, die Regierung hierbei zu unterstützen; aber sofort bemächtigte sich auch die Tagespresse — mit verschwindenden Ausnahmen — dieser Frage in einer Weise, die nichts Gutes verhieß.

Nicht Schritt für Schritt sollten die notwendigen Reformen erfolgen — reine Tafel sollte gemacht und mit einem mächtigen Sprung die ganze Kulturarbeit erledigt werden, zu deren Bewältigung das westliche Europa Jahrhunderte brauchte. „Entfesselung aller latenten Kräfte!" hieß jetzt das Schlagwort, und hierzu war in erster Reihe die Befreiung der Bauern und die Schöpfung eines gewaltigen Eisenbahnnetzes nötig. Von diesen hatte sich die unbedingt notwendige Befreiung der Bauern durch die Art und Weise ihrer Ausführung und die Haltung der russischen Presse bis zum Tode Alexanders I. am verhängnisvollsten erwiesen, und wenn es wahr ist, daß Graf Tolstoi gesagt hat: „Die Art, wie diese Reform ausgeführt worden, sei ein Verbrechen am russischen Staate gewesen," so hat er nur ein Wort ausgesprochen, dessen Richtigkeit die Russen in ihrem vollen Umfang erst später erkennen werden. Als ein Glück für die Deutschen darf es aber betrachtet werden, daß keiner von ihnen bei dieser Sache etwas zu thun hatte, daß es nur Russen waren, die ihrem Volke eine Suppe einbrockten, an deren Auseſſen im *günstigsten Falle* — bei vollem Frieden — noch verschiedene Generationen zu thun haben.

Ohne nur weiter zu überlegen, was daraus eigentlich werden könnte, stand es für die „Liberalen" Rußlands und ihre Presse von vornherein fest, daß der „*verkommene*" russische Adel, der aber thatsächlich nicht verkommener als alle übrigen im Lande war, die alleinige Schuld an der unbefriedigenden Lage des Volkes trage und deshalb so schnell als nur möglich vernichtet werden müsse, daß der russische Bauer nur frei und von jedermann unabhängig zu werden brauche, um sich in kurzer Zeit zu einer Höhe zu erheben, von welcher der Westen keinen Begriff habe.

Es fehlt wenig an 27 Jahren, daß die russischen Bauern frei sind, und was sagen jene Leute heute? Mehr als zwanzig Jahre lang — nur mit einer kurzen Unter-

brechung nach dem Karakassow'schen Attentat, infolge des kaiserlichen Reskripts vom 13. Mai 1866 — hat die russische Presse an dem Ruin des russischen Adels und Großgrundbesitzes mit Anwendung von Mitteln gearbeitet, die in der Geschichte der gesamten öffentlichen Presse ohne Beispiel dastehen. In Dutzenden von Artikeln, die uns noch gegenwärtig zur Verfügung stehen, läßt sich bei jedem der damals existierenden größeren Blätter der unwiderlegbare Nachweis führen, daß der russische Großgrundbesitz und Adel so gut wie vogelfrei erklärt war, daß jede Handlungsweise der verhetzten Bauern in Schutz genommen, jedes Verbrechen gegen das Eigentum oder selbst die Person der Grundbesitzer entweder verschwiegen, oder nur mit einigen Worten erwähnt und beschönigt wurde, daß überhaupt Grundsätze gepredigt wurden, die sich bloß noch in den Schriften der erklärten „Nihilisten“ und der Umsturzpartei ähnlich vorfanden.

Und was hat die russische Presse damit erreicht? Nichts weiter als den Ruin fast der gesamten russischen Land- und Volkswirtschaft, daß weiter von den verhaßten Deutschen neue Hunderttausende in das Land gerufen wurden, daß das Deutschtum im Innern des Landes hierdurch überhaupt erst Ausdehnung und Bedeutung erhielt, die es früher dort nie besessen hat und ohne die Handlungsweise der russischen „Liberalen“ und ihrer Presse wahrscheinlich auch nicht erhalten konnte. Wenn diese Presse heute also in der gleichen Weise gegen die von ihr — wenn auch nur indirekt — herbei geholten Deutschen hetzt, so darf man nur daran denken, daß sie das gleiche ohne eine Spur von Achtung vor den Rechten und dem Eigentum des russischen Adels gegen diesen eine lange Reihe von Jahren hindurch gethan hat, und daß von ihr nichts anderes zu erwarten ist. — Das aber muß der russischen Regierung zum Vorwurf gemacht werden, daß sie diesem Treiben der Presse nicht früher als bis nach dem Tode Alexanders II. die nötigen Zügel anlegte. Maßlosem Unheil wäre vorgebeugt worden, wenn es früher geschah. — — Gehen wir aber zu den Belegen des eben Gesagten über.

Mit welchem Leichtsinn und welcher Gewissenlosigkeit bei der Aufhebung der Leibeigenschaft überhaupt verfahren wurde, davon kann nur derjenige einen Begriff besitzen, welcher die Sache selbst mit durchlebt hat. Unter den unwahren Behauptungen, die damals von der russischen Presse verbreitet wurden, die aber auch ihre bodenlose Unkenntnis der russischen Zustände illustrierten, erwähnen wir nur diejenige, „daß der russische Adel eigene Wirtschaft oder eigenes Wirtschaftsinventar niemals besessen habe, daß derselbe also nur von den Erträgen der Bauernarbeit u. s. w. lebe,“ eine Behauptung, die wir leider auch in den Schriften des Freiherrn von Haxthausen finden, was Tausende der russischen Besitzer zu der Frage brachte, wo dieser **gründliche** Kenner der russischen Zustände eigentlich gewesen sei, um die (heute größtenteils verfallenen) Hunderttausende von Gutshöfen nicht zu sehen, in denen Millionen von Köpfen Vieh standen. Obgleich eine zweijährige Uebergangsperiode festgesetzt war, so mußten doch, da die von ihren Freunden aufgehetzten Bauern jede weitere Arbeit verweigerten, zahllose dieser Wirtschaften entweder sofort oder nach kurzer Zeit geschlossen werden, während sich die übrigen nur mit den größten Verlusten am Leben erhalten konnten. Unter solchen Umständen war es wohl natürlich genug, daß die zur Verzweiflung gebrachten Besitzer ihre Rettung da suchten, wo sie dieselbe allein noch erwarten konnten, daß sie sich in die zunächst liegenden Länder, also vor allem nach Deutschland und die Ostseeprovinzen wandten, um von dort Käufer, Pächter, Verwalter oder Arbeiter für ihre Güter zu erhalten.

Ueber die unangenehmen Erfahrungen, die viele der „**Herbeigerufenen**“ mit russischen Besitzern oder diese mit Deutschen machten, welche die russischen Zustände noch nicht kannten, gehen wir hinweg, die Mehrzahl der Herbeigeholten blieb infolge des Ankaufs, der Pachtung oder Verwaltung von Gütern, und diesen folgten, da die Bodenpreise bis ins Unerhörte herunter gingen, immer weitere nach. Erklärlich wird dies sofort, wenn wir daran erinnern, daß einige Jahre nach Aufhebung der Leibeigenschaft, die **Dessjatine** ($4^1/_4$ Morgen preußisch) des **besten Urbodens** in den süd-

lichen Steppengouvernements mit 6—8 Rubel verkauft wurde, in den nördlichen Gouvernements dagegen Fälle vorkamen, wo Güter bei gerichtlichem Verkauf die Dessjatine zu 10 ja sogar zu 5 Kopeken (also 20 und 10 Pfennige) losgeschlagen werden mußten. Wenn dies auch nur Ausnahmen waren, so zeigt es doch deutlich, wohin die russische Landwirtschaft gekommen war.

In der damaligen Zeit hätten die Bauern, wenn sie nur einigermaßen arbeitsam gewesen, oder bei ihnen und ihren Freunden auch nur eine Spur von Ueberlegen vorhanden gewesen wäre — wo dann allerdings die geschilderten Zustände auch nicht möglich waren — fast den ganzen Großgrundbesitz zu reinen Schleuderpreisen in die Hände bekommen können. Anstatt dessen trieb sich der eine Teil der Bauern in den Fabriken der Städte und im Lande nach Arbeit herum, die sie im reichlichsten Maße auf ihren liegen gelassenen Aeckern gefunden hätten, um dafür weiter nichts als neue Laster und Krankheiten mit nach Hause zu bringen, während der andere Teil, im Vertrauen auf die Hilfe seiner Freunde und deren Presse, die Hände in den Schoß legte oder auch noch den größeren Teil der Arbeitszeit in den Schenken zubrachte und jedem, der sie darauf aufmerksam machte, die günstige Gelegenheit zum Landerwerb zu benutzen, höhnisch und überlegen antwortete: „Was brauchen wir denn etwas zu kaufen, was wir in kurzem umsonst erhalten!" — Niemals innerhalb dieser langen und entsetzlichen Zeit ist es der russischen „liberalen" Presse auch nur ein einziges Mal eingefallen, die Bauern auf die Stelle im Befreiungs-Manifest aufmerksam zu machen, wo es heißt, daß nur Arbeit und Sparsamkeit ihnen zu Wohlstand u. s. w. verhelfen könne. Bis zu dem Tage, wo es ihr verboten wurde, noch ferner gegen die Grundbesitzer zu gunsten der Bauern zu schreiben, hat sie das oben geschilderte Verfahren getreulich eingehalten, und die unvermeidliche Folge hiervon war, daß täglich Quadratmeilen russischen Grundbesitzes in deutsche, lettische, esthnische oder sonst nichtrussische Hände übergingen, und diese Bewegung mit jeder Stunde an Umfang und Bedeutung wuchs. Beschleunigt wurde dieselbe besonders durch die polnische Revolution, wo den Polen der Ankauf von Grundbesitz verboten, den Deutschen dagegen die günstigste Gelegenheit zum Erwerb geboten wurde, durch die erneute Agitation der russischen Presse zu gunsten der Letten und Esthen in den Ostseeprovinzen, so wie endlich durch die immer prekärer werdende Lage der russischen Gutsbesitzer und Bauern, von denen die ersteren mit dem schnellen Steigen der Bodenpreise, die teilweise in wenigen Jahren auf das 5—10fache der niedrigsten hinauf gingen, immer mehr verkauften, während sich die russischen Bauern immer weniger im stande sahen, bei diesem Wettlaufe überhaupt nur mitzuhalten. — Parallel mit dieser Bewegung lief aber noch eine zweite, oder wenn wir wollen, noch eine dritte und vierte, welche zahllosen Nichtrussen vorteilhafte Stellungen verschaffte.

Schon früher machten wir darauf aufmerksam, daß mit dem Aufhören des Zwanges auch der größere Teil der russischen Handwerker auf dem flachen Lande verschwand. Die Mehrzahl derjenigen, die während der Leibeigenschaft gelernt hatten oder vielmehr lernen mußten, vertauschten das gelernte Handwerk nach der Befreiung mit einem bequemeren Posten als Lakai, Wald-, Feld- oder Hofwächter, oder ging in die großen Städte, und die übrigen wurden, weil fast ohne Ausnahme unheilbare Trinker, durch den Tod beseitigt, so daß sich die Gutsbesitzer und Pächter, da fast kein einziger junger Bauer ein Handwerk lernte, wieder gezwungen sahen, die nötigen Schmiede, Tischler u. s. w. entweder aus Deutschland oder den Ostseeprovinzen kommen zu lassen. Ohne diese würde es auf weiten Strecken Rußlands überhaupt kaum noch möglich gewesen sein, diese Landwirtschaft weiter zu führen.

Obwohl es bei ruhiger Ueberlegung nicht dem geringsten Zweifel unterliegt, daß durch das direkt mitgebrachte Kapital der deutschen Uebersiedler, welches sich ohne Uebertreibung auf Milliarden von Mark beläuft, sowie durch deren aufgewandte Arbeit und Intelligenz die russische Landwirtschaft auf ungeheuren Strecken vor dem schlimmsten, dem unheilbaren Ruin bewahrt, und die Folgen des wahnsinnigen Treibens der rus-

sischen Bauernfreunde größtenteils wett gemacht wurden, so brachte dies die letzteren doch keineswegs zur Besinnung, die Sache wurde von ihnen vielmehr wieder zum weiteren Schüren des schon vorhandenen Deutschenhasses benutzt. Daß die Anwesenden fast samt und sonders nicht aus freiem Antriebe gekommen, sondern von den Russen selbst geholt worden waren, kümmerte sie nicht, es war genug, daß sie da waren und sich keine Russen an ihrer Stelle befanden. Wenn auch weniger in der Presse, so entstand doch bald die allgemeine Frage: „Von woher nehmen diese Deutschen eigentlich das Geld, um solche riesige Landstrecken zu kaufen?“ Da die russischen Bauern und ihre Freunde zu solchen Dingen fast insgesamt kein Geld hatten, so konnten doch unmöglich die deutschen Bauern hierzu welches besitzen; es mußte ihnen also jemand dasselbe gegeben haben, und diesen „Jemand“ hatte man auch sehr bald in dem Fürsten Bismarck gefunden. Jetzt war die Sache klar! Also dieser unselige deutsche Reichskanzler unterstand sich auch schon, seine verruchte Hand nach dem russischen Grundbesitz auszustrecken und den arglosen Russen Tausende auf Tausende von gut bezahlten Spionen auf den Hals zu schicken. Nun war es aber hohe Zeit, zu handeln! — Aber wie?! —

Weiter oben wurde schon gesagt, daß mit der geschilderten doppelten Bewegung noch eine dritte und vierte parallel gelaufen sei, die zahlreichen Nichtrussen zu vorteilhaften Stellen verhalf. Die eine von diesen, die Herstellung des russischen Eisenbahnnetzes können wir flüchtig übergehen, da hier nichts weiter zu sagen ist, als daß bei dem Mangel an geeigneten Technikern, Mechanikern und Maschinisten in der ersten Zeit auch hierzu größtenteils Deutsche genommen wurden. Weit wichtiger ist dagegen die andere: die Schöpfung der modernen Industrie — weil diese auf die heutige Lage der Dinge den allerbedeutendsten Einfluß ausgeübt hat.

Die Versuche, eine Industrie wie die westeuropäische in Rußland zu gründen, um sich einesteils vom Auslande unabhängig zu machen und anderenteils mit den übrigen Völkern auf den Weltmärkten konkurrieren zu können, sind zwar ziemlich alt, aber bis zur Stunde noch von keinem wirklichen Erfolg begleitet gewesen. Es läßt sich sogar mit Bestimmtheit sagen, daß bereits der jetzige Stand der russischen Industrie nur auf Kosten der Landwirtschaft sowie der Volksgesundheit und Sittlichkeit, also um einen Preis erkauft wurde, der mit dem Erreichten in keinem Verhältnisse steht und früher oder später zum vollständigen Ruin beider Erwerbszweige, ja des ganzen Volkes führen müßte, zum Teil auch bereits geführt hat, wenn nicht in die Landwirtschaft Elemente wie das deutsche eingetreten wären, auf die das entnervende und demoralisierende Leben der Fabrik- und Großstädte fast keinen Einfluß ausübt. Doppelt bedenklich war besonders die Schöpfung einer modernen Industrie zu gleicher Zeit mit der Aufhebung der Leibeigenschaft, dem Entstehen eines riesigen Eisenbahnnetzes, überhaupt mit der Vornahme einer Reihe der einschneidendsten Reformen, zu deren Bewältigung dem russischen Volke entschieden die nötigen Kräfte fehlten.

Rußlands gesamte Zukunft ruht in seiner Landwirtschaft, und um dieselbe nach heutigen Begriffen nur auf einen erträglichen Stand zu bringen, sind in den 700 Menschen auf der Quadratmeile des europäischen Teiles kaum die nötigen Kräfte vorhanden, selbst dann, wenn dieselben wirklich in westeuropäischer Weise geschult wären. Man versucht es aber trotzdem, etwas zu erreichen, was in Ländern mit 3000 Menschen auf der Quadratmeile oder bei einem Volke wie den Amerikanern verständlich ist, um schließlich nur das Schauspiel zu haben, daß die heutigen Fabrikarbeiter morgen Landwirte, übermorgen wieder Fabrikarbeiter in einer anderen Branche u. s. w. sind und es weder in der einen noch in der anderen zu einer wirklichen Fertigkeit bringen, wohl aber am Ende zu keiner etwas taugen und nur Unheil in ihre Kreise und Dörfer tragen. Daß dem wirklich so ist, sehen wir am deutlichsten in den zentralen Gouvernements — Moskau, Twer, Wladimir, Tula u. s. w. —, wo nicht allein mächtige Flächen der Bauernländereien unbearbeitet liegen, sondern die Landbevölkerung auch mit Krankheiten

wie die Syphilis in einer Weise behaftet ist, daß sich selbst die dortigen Aerzte fragen, was es weiter werden soll. Daß wir in keiner Weise übertreiben, dafür spricht das im Jahre 1886 erfolgte Einsetzen einer Kommission, die sich mit der traurigen Lage der Volksgesundheit befassen sollte, von deren Verhandlungen aber gegenwärtig nichts weiter zu hören ist.

Der gefährliche Einfluß der Fabrik- und Großstädte auf die Landbevölkerung ist überall bekannt, aber keinen anderen wird derselbe so gefährlich wie den russischen Bauern, bei denen mit wenigen Ausnahmen keine Lust zu ernster Beschäftigung mit der Landwirtschaft vorhanden ist, für die aber die bequeme Fabrikarbeit oder die Verführungen der im Lande so seltenen Städte einen Reiz besitzen, von dem der Westeuropäer keinen Begriff besitzt. Außerordentlichen Vorschub hat diesem Einfluß die Herstellung der Eisenbahnen geleistet. Wie schon früher gesagt, hat die Regierung zwar Verschiedenes gethan, um die Bauern mehr an die Scholle zu binden, bis jetzt aber ohne eigentlichen Erfolg. Einerseits lehnten sich die Bauernfreunde, für die ihr Schützling der Inbegriff aller Tugenden unter allen Umständen ist und bleibt, in ihrer Presse dagegen auf, weil dem Bauer angeblich die Gelegenheit zum Geldverdienste genommen werde. Diese ist thatsächlich überall im reichsten Maße vorhanden, was sich am besten aus der allgemeinen Klage über Arbeitermangel, besonders an Dienstboten, erkennen läßt; Dienstmädchen z. B. antworten auf die Aufforderung, eine Stelle anzunehmen, fast regelmäßig: „Es sollte mir einfallen, mich im Kuhstalle herumzuquälen, wenn ich in der Stadt bei doppeltem Lohn noch spazieren gehen kann." Anderenteils ist aber der Russe von jeher gewohnt, daß überall wohl sehr viel befohlen wird, aber nur selten jemand vorhanden ist, der sich um die Ausführung des Befohlenen kümmert, wenn Rußland auch von den unterworfenen Nationen die fortwährende und strikte Befolgung des Befohlenen verlangt. Wir finden deshalb in allen Fabriken und Städten, sowie in sämtlichen Teilen des Landes regelmäßig Massen von Arbeitern, die Hunderte von Meilen von dort zu Hause sind und zu dieser Reise sehr häufig die einzige Kuh oder das einzige Pferd verkauften oder Schulden machten, aber nur selten einen Groschen wieder mit nach Hause bringen. Auf das Gefährliche dieser Lebensweise ist zwar schon häufig hingewiesen worden, aber nur, um nicht das geringste Gehör zu finden. So brachte bereits vor Jahren einmal der eingegangene „Golos" den Nachweis, daß die orthodoxe Bevölkerung des Landes im Abnehmen, dagegen diejenige der übrigen Nationalitäten des Reiches, besonders der deutschen, in schneller Zunahme begriffen sei. Es war hier nachgewiesen, daß die Sterblichkeit bei den Orthodoxen eine mehr als doppelt so große wie bei den übrigen, besonders den Lutheranern und Polen, oder 48 gegen 22 vom Tausend ist. Daß dies nicht aus der Luft gegriffen war, beweisen am besten die Kirchenbücher im Lande, die uns größtenteils sagen, daß bei den Orthodoxen die Zahl der Sterbefälle größer als diejenige der Geburten ist, daß in Tausenden von Dörfern, wo sich bei Aufhebung der Leibeigenschaft chronische Krankheiten nur in einzelnen Fällen fanden, fast kein einziger wirklich gesunder Mensch mehr gefunden werden kann und die Sterblichkeit unter den Kindern von 0—12 Monaten bis auf 50 und 76 Prozent stieg.

Derartige Dinge existieren für die russischen Nationalen natürlich nicht; dieselben sind von ihrer göttlichen Mission so fest überzeugt, daß sie solche Erscheinungen entweder grundsätzlich übersehen, oder mit einigen banalen Redensarten rechtfertigen. Und werden die Beweise etwas zu handgreiflich, so nehmen sie die Sache einen Augenblick wohl in die Hand, aber nur um dieselbe sofort wieder, und dann gewöhnlich für immer in die Ecke zu werfen. — Nur immer lustig weiter über Stock und Stein, ob auch Pferd und Reiter dabei den Hals bricht, ihnen gehört die Weltherrschaft!

Wir stehen hier einer Bewegung gegenüber, die mit elementarer Gewalt immer weitere Kreise zieht und von keiner menschlichen Macht voraussichtlich aufgehalten werden kann. Die Gründe des schnellen Wachstums und der Verbreitung des Deutschtums

haben wir schon früher auseinander gesetzt, zu diesem kommt aber noch das eben erwähnte, daß die Zahl der vorhandenen Deutschen durch die natürliche Vermehrung außerordentlich wächst, was durch ihre überwiegende Beschäftigung mit der Landwirtschaft nur noch mehr beschleunigt wird. Was thun die russischen Nationalen nun dieser bedenklichen Erscheinung gegenüber? Wie eben erwähnt, außer dem gewohnten Hetzen entweder gar nichts oder regelmäßig etwas, was die Sache nur noch schlechter macht. Um ein Ei zu erhalten, schlachten sie ganz einfach die Henne. Wir können dies ganz ruhig sagen, ohne befürchten zu müssen, daß sie sich ändern würden; wir haben es eben mit modernen Russen zu thun.

Wir glauben den erschöpfenden Nachweis geführt zu haben, daß die russische Industrie eine Konkurrenz mit der westeuropäischen so lange nicht aushalten kann, als sie nicht gleichfalls über beständige Arbeiter mit 300 Arbeitstagen im Jahr und der gleichen Schulung wie jene verfügt, und daß ferner die Landbevölkerung bei dem heutigen System zu Grunde geht. Daß in betreff des ersteren dem wirklich so ist, hat am besten die letzte Moskauer Industrieausstellung bewiesen, wo sämtliche Prämiierten — mit einigen russischen Ausnahmen — Ausländer und wieder vorzugsweise Deutsche waren, was selbst die russische Presse zu Spottgedichten auf ihre russischen Kaufleute veranlaßte. Unter solchen Verhältnissen liegt doch der Gedanke sehr nahe, wenigstens die Landbevölkerung von der gefährlichen Fabrikarbeit fern und gesund zu erhalten. Aber anstatt der Einwanderung ausländischer Fabrikarbeiter kein Hindernis in den Weg zu legen, hierdurch die Landbevölkerung zu zwingen, auf ihrem Grund und Boden zu bleiben, wußte man kein anderes Mittel, als fortwährend gesteigerte Schutzzölle und die Agitation gegen die von Ausländern gegründeten und mit ausländischen Arbeitern betriebenen Fabriken, was vorläufig allerdings erst im Königreich Polen den gewünschten Erfolg hatte.

Die Erfindung oder vielmehr die Verteidigung dieses genialen Gedanken gehört dem verstorbenen Katkow, der hiermit seinem Vaterlande einen Bärendienst erwies, wie er vollendeter nicht gedacht werden kann. Daß es nicht möglich ist, die heutigen Wege noch sehr lange einzuhalten, dafür spricht am besten die Aeußerung einiger stockrussischer Fabrikanten tief im Innern, die wörtlich sagten: „Wir mögen wollen oder nicht, wir müssen Arbeiter aus Polen oder dem Auslande holen, wenn wir nicht zu Grunde gehen wollen.“ Bezeichnend genug in einer Zeit wie der gegenwärtigen ist es jedenfalls, daß selbst die Regierung verschiedene ihrer von Russen geleiteten Fabriken entweder schließt, oder deren Leitung, wie z. B. in den Marinewerkstätten in Ishora bei Petersburg, Ausländern, in diesem Fall Engländern, in die Hände legt. Jedenfalls hat die Regierung auf anderen Plätzen die gleiche Erfahrung gemacht, wie in der kürzlich geschlossenen Fabrik in Lugan — Donezgebiet — wo u. A. das Stück der zum eigenen Bedarf dort fabrizierten Chamottesteine von erbärmlichster Beschaffenheit der Krone 3 Rubel 72 Kopeken, sage drei Rubel zweiundsiebzig Kopeken (das Stück) zu stehen kam, während das Hundert derselben Waare in einer benachbarten deutschen Fabrik mit 9 Rubel verkauft wurde. Alles dies ist durchaus nicht geeignet, die Ausländer und Deutschen bei den Russen beliebter zu machen. Doch weiter!

Als durch die unvermittelte Aufhebung der Leibeigenschaft und die Hetzerei der Bauernfreunde die Hoffnung auf ein baldiges Wieder-Emporkommen der Landwirtschaft geschwunden war, wandten sich diejenigen Besitzer, die noch über disponible Mittel verfügten, größtenteils industriellen Unternehmungen zu, die damals wie die Pilze aus der Erde schossen. Hierdurch wurden der russischen Landwirtschaft die ohnehin immer knappen Betriebsmittel zum größeren Teil ganz entzogen, um in Fabriken und Städten angelegt zu werden, die heute entweder wieder in Trümmern liegen, oder in die Hände anderer Unternehmer, größtenteils wieder deutscher, übergingen. Im Jahre 1886 schrieb u. A. ein russischer Techniker in einem Petersburger Blatt, daß es für einen Russen überhaupt nicht mehr lohne, irgend etwas zu lernen, da er doch keine Stelle erhalte oder sehr bald

durch einen Deutschen verdrängt werde. Wir begreifen sehr gut, daß derartiges verletzen muß, aber bei ruhiger Ueberlegung müssen sich solche Leute doch sagen, daß die Deutschen nicht daran schuld sind, wenn sie berufen werden, um die Stelle eines anderen einzunehmen. Jedenfalls ist bei den russischen Gutsbesitzern und Fabrikanten der Selbsterhaltungstrieb ebenso vorhanden, wie bei ihren ausländischen Kollegen, der sie trotz ihrem unbestreitbaren Patriotismus und gegen ihren Willen dazu zwingt, einen der verhaßten Deutschen zu nehmen. Wir könnten weltbekannte Namen nennen, deren Träger allgemein als Deutschenfeinde bekannt sind, die aber trotzdem ihren russischen Betriebsdirektoren auf die Bitte, noch Zuschüsse zu bewilligen, wörtlich die kategorische Antwort gaben: „Nicht einen Kopeken weiter, man hat mich endlich gelehrt, was ich zu thun habe!" — worauf jene mit den Arbeitern entlassen wurden.

Daß derartige Vernunftgründe an der Gesinnung der Masse der Russen den Deutschen gegenüber ebensowenig etwas ändern, wie das rücksichtsvollste Betragen der letzteren, wird sich jeder sagen müssen, der nur einige Lebenserfahrung besitzt, oder das bisher Gesagte mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat. Bei der Masse entscheidet in solchen Fällen der Instinkt, aber nicht die Vernunft. Seit Jahrhunderten ist die Mehrzahl der Russen daran gewöhnt, die Deutschen als Eindringlinge, und heute als ihre gefährlichsten Feinde zu betrachten. Das erstere gab noch keinen hinreichenden Grund, die vorhandene Abneigung ganz offen zu zeigen, da durch die Deutschen keine Aenderung in dem gewohnten Leben herbeigeführt wurde; heute jedoch, wo man an diesem Punkt ausschließlich durch eigene Schuld sehr früh angelangt ist, und wo zugleich die Ueberlegenheit der Deutschen in so bedenklicher Weise zutage tritt, müssen die letzteren als Sündenbock herhalten. Bei allen Völkern haßt die Menge den überlegenen Konkurrenten, und so dürfen wir uns auch nicht wundern, daß das Gleiche bei den Russen der Fall ist.

Seit Jahren fühlt hier jeder, daß es so nicht weiter gehen kann. Das Land verarmt immer mehr, trotz seiner noch vorhandenen natürlichen Reichtümer, die aber jetzt nur noch mit westeuropäischer Arbeit und Thatkraft zu heben sind; überall wächst die Unzufriedenheit über die jämmerliche Geschäftslage, aber über das „Wie" des Besserwerdens laufen die Ansichten im Volk unermeßlich weit auseinander. Ein großer Teil der russischen Intelligenz hat jede Hoffnung auf ein Besserwerden ohne eine große Katastrophe überhaupt schon aufgegeben und tröstet sich mit dem Gedanken, daß nichts mehr helfen könne als ein großer, nötigenfalls unglücklicher Krieg, der das Volk aus seiner Thatenlosigkeit herausreißt. Ein weiterer Teil der Gebildeten ist dagegen der Ueberzeugung, daß Rußland an dem Punkt angelangt ist, wo es darüber zu entscheiden hat, ob es entweder vollständig westeuropäisch denken und handeln, also mit dem bisherigen alten Schlendrian und halbeuropäischen Wesen brechen will, welches es zwar alle westeuropäischen nötigen und überflüssigen oder selbst schädlichen Bedürfnisse und Moden, aber keineswegs die westeuropäische Arbeit und Thatkraft annehmen ließ, und daß es dementsprechend auch alles (u. a. den bestehenden Glaubens- und Gewissenszwang) aus dem Wege räumt, was der Erreichung dieses Zieles hindernd im Wege steht — oder ob es auch in politischer Beziehung immer tiefer sinken will, um schließlich den wirtschaftlich und intellektuell überlegenen Rassen dienstbar zu werden.

Wir brauchen wohl kaum zu sagen, daß diese, unserer Ueberzeugung nach allein richtige Ansicht nicht die geringste Aussicht hat zur Geltung zu kommen, da ihr die Ueberzeugung der Massen und diejenige ihrer Wortführer diametral gegenübersteht. Hätten die Menschen nur jemals aus der Geschichte etwas gelernt, oder würde in den entscheidenden Augenblicken nur Vernunft und kaltes Ueberlegen bestimmen, so würde es auch keine untergegangenen Völker und Menschen gegeben haben. Mit jedem Tage tritt die Ansicht der hier am Ruder befindlichen Partei und ihrer Presse immer schärfer zutage, daß nur die Rückkehr zu dem alten russischen Leben und Treiben, vor allem aber die Beseitigung der Deutschen, zuerst im Lande, und wenn möglich dann im übrigen

Europa, dem russischen Volke wieder zu den früheren glücklichen Tagen und der Erreichung des geträumten Zieles verhelfen kann. Man könnte diesen Leuten vielleicht noch beweisen, daß sie Tote wieder zum Leben bringen wollen, oder ihnen sagen, daß viele unserer Großmütter auch einmal flotte Tänzerinnen waren und eine glänzende Rolle spielten, daß sie aber beides unterlassen mußten, als die Kräfte und die Mittel fehlten; — wir geben es aber auf, noch weiter tauben Ohren zu predigen, und wollen nur für die deutschen Leser noch einiges von Bedeutung zu dem bisher Gesagten fügen, an dem zu rütteln die russische Presse wohl unterlassen wird, da sie ausnahmsweise von der Richtigkeit des noch Anzuführenden überzeugt ist, wenn die Vertreter dieser Presse außer dem Treiben hoher Politik auch sonst nicht wissen, was vor den Thoren von Petersburg und Moskau passiert.

Daß das russische Volk — d. h. der orthodoxe Teil desselben — wie oben schon erwähnt, physisch bedenklich krank ist, können wir, außer mit zahllosen früheren, mit den Artikeln der gesamten russischen Presse belegen, die sie bei Gelegenheit der Sitzungen der früher erwähnten Sanitäts-Kommission brachte. Bei diesen trat aber wieder klar zutage, daß man von den eigentlichen Ursachen dieser bedenklichen Erscheinung — Herumtreiben in den Fabriken, Städten und im Lande, überhaupt liederliches Leben — entweder keine Ahnung besaß, oder nichts wissen wollte, sonst hätte man nicht die allersonderbarsten Vermutungen und Heilmittel zutage gefördert und dabei den Umstand vergessen, daß die Masse des Volkes bloß bei alten Weibern und Zauberkünstlern Hilfe sucht, von den wissenschaftlich gebildeten Aerzten aber nichts wissen will, was uns die letzteren selbst mitgeteilt haben. Zum Ueberfluß weisen wir noch auf die Berichte der Aushebungs-Kommissionen hin, deren Urteil über die Beschaffenheit der jetzigen Rekruten wohl schwer zu bezweifeln ist.

Weiter besaß das russische Volk — immer nur der orthodoxe Teil — vor dreißig Jahren in seinem Lande noch unermeßliche natürliche Reichtümer, die es heute nicht mehr besitzt; damals waren in der Nordhälfte des Reiches die Wälder noch wenig berührt und die Güter mit den Bauernländereien wenigstens noch im Betriebe, wenn derselbe auch kein mustergültiger genannt werden konnte. Von diesen sind alle nur einigermaßen schlagbaren Bestände der Wälder mit Ausnahme des Kronsbesitzes bis auf geringe Reste verschwunden oder verwüstet, die Gutsländereien entweder an Nichtrussen verkauft, oder fast durchgehends dermaßen verschuldet, daß sich ihre Besitzer kaum noch regen können, wozu noch die erfreuliche Thatsache kommt, daß zahllose Güter zwar den Betrieb einstellten, aber die liegen gelassenen Ländereien gleichzeitig durch Flachs- und Raubbau dermaßen aussaugten, daß dieselben kaum noch einige jämmerliche Gräser und Unkräuter tragen. Was sich hierzu nicht eignete, ist dann — wie der größere Teil der Bauernfelder und Wiesen — versumpft und verwachsen. Wirkliche Verbesserungen auf den Gütern sind so große Seltenheiten, daß sie nicht ins Gewicht fallen können, und bei den Bauern läßt sich von denselben nicht reden, weil sie dort einfach nirgends vorkommen.

Obgleich die Nordhälfte des Reiches bei einigermaßen befriedigender Arbeit thatsächlich weit bessere, besonders sicherere Ernten wie der Süden gibt, was sich am zuverlässigsten in den Ostseeprovinzen und dem westlichen Polen zeigt, die beide, wie statistisch nachgewiesen, die höchsten Durchschnittsernten im ganzen Reiche liefern, so sind doch die Waldflächen der südrussischen Schwarzerde von jeher das Ideal aller Russen gewesen, weil dort angeblich keine Düngung und nur äußerst wenig Arbeit nötig war, um das tägliche Brot zu gewinnen, worauf es der Masse der Russen allein ankommt. Die Dinge haben sich aber auch dort gewaltig geändert. Noch vor 25 Jahren waren im Süden bei einer Breite von etwa 100 deutschen Meilen, von den Karpathen bis zum Kaukasus und dem Ural und über diesen hinweg, unermeßliche Flächen von Urboden vorhanden, bedeckt mit Steppengräsern von 2—6 Fuß Höhe, auf denen wegen der Wertlosigkeit des Getreides nur wenig Ackerbau, dafür aber ausge-

dehnte Schaf- und Rindviehzucht betrieben wurde. Durch diese Steppengräser wurde aber gleichzeitig der Winterschnee festgehalten und der Boden vor den verwüstenden Steppenstürmen geschützt. Mit den Eisenbahnen sind nun nicht allein die Viehherden größtenteils, sondern auch die Steppengräser mit dem Urboden verschwunden, der zwar eine Reihe von immer geringer werdenden Ernten gab, — in 15 Jahren gingen dieselben vom 20.—30. Korn auf $1\frac{1}{2}$—2 zurück — aber gleichzeitig auch so trocken wurde, daß das Grundwasser überall, nur bei vielen Deutschen nicht, durchschnittlich um 7—10 Fuß herunter gegangen ist, und auf eine befriedigende Ernte gegenwärtig fünf unbefriedigende entfallen, ganz abgesehen von den übrigen Kalamitäten, der fortwährenden Rinderpest, Getreidekäfer, der amerikanischen und indischen Konkurrenz u. s. w.

Schon vor zwanzig Jahren wurde den Russen prophezeit, daß über kurz oder lang allgemeine Verarmung die unvermeidliche Folge der eingerissenen Raubwirtschaft sein werde. Vorzügliches hat in dieser Beziehung Professor Lindemann geleistet, der von der Regierung wiederholt nach dem Süden geschickt wurde und in einer Reihe ausgezeichneter Berichte und Artikel die Sachlage so klar darlegte, daß fast Wort für Wort von denselben eingetroffen ist. Wenn aber schon dessen deutscher Name bei der Masse der Russen genügte, um grundsätzlich keine Notiz von seinen Ansichten zu nehmen, so trug auch noch die vererbte Sorglosigkeit, das bekannte „Nitschewo“ — „Thut nichts“ — oder „awos“, „vielleicht geht's oder wird's nicht so“ — und manches andere im russischen Charakter dazu bei, um gegen das heranrückende Unheil die Augen zu verschließen.

Wie weit das Unheil bereits vorgeschritten ist, beweist am besten die verzweifelte Lage der Mehrzahl der russischen Gutsbesitzer, von deren Besitzungen die südlichen Agrarbanken ja Hunderte jährlich zum gerichtlichen Verkauf bringen. Wenige russische Ausnahmen abgerechnet sind die deutschen Gutsbesitzer und Kolonisten unter der gesamten südrussischen Bevölkerung die einzigen gewesen, die den Abnormitäten des dortigen Klimas wirklich Rechnung getragen und sich hierdurch vor dem Verfall bewahrt haben. Die Masse derselben hat den ruinierenden ausschließlichen Weizenbau aufgegeben, um wieder zur Viehzucht überzugehen, ohne dabei aber den Getreidebau ganz auszuschließen. Nur hat man denselben in der Weise modifiziert, daß man riesige Flächen Mais, entweder in geschlossenen Feldern oder mit bestimmten Zwischenräumen säet, aus dem im Herbst nur die Kolben gebrochen werden, während die Stengel stehen bleiben, um den Schnee aufzufangen und die verderbliche Wirkung der Steppenwinde auf das dazwischen gesäete Getreide zu beseitigen, worauf dann im Frühjahr, wenn das letztere groß genug ist, auch die Beseitigung der alten Maisstengel erfolgt.

Außerdem haben — ganz abgesehen von ihren bedeutenden Wald- und Obstanlagen, in denen alle Kolonien versteckt liegen — allein die Kolonisten an der Molotschna im taurischen Gouvernement Hunderte von Dämmen zum Auffangen des Regen- und Schneewassers und zur Bewässerung ihrer Felder und Heuschläge angelegt, und hierdurch bietet sich dem Reisenden in regenlosen Zeiten die eigentümliche Erscheinung, daß auf der einen Seite der Straße auf dem Kolonistenlande endlose Felder des prachtvollsten Getreides stehen, und auf der anderen Seite das Land der Russen ausgebrannt und vollständig kahl daliegt, oder der Wind unausgesetzt Wolken von Staub und feiner Erde über dasselbe treibt. Die schlimmste Wirkung des Jahrhunderte dauernden, fast mühelosen Erwerbes der Existenzmittel ist bei der Masse der Russen aber, daß sie die größte Not noch nicht dazu gebracht hat, dem Beispiele der Deutschen zu folgen, obgleich schon viele zu der Frage gekommen sind: „Was ist der eigentliche Grund des Erfolges der Deutschen?“ Die ungeheure Mehrzahl geht nur mit Erbitterung an den Feldern der Kolonisten vorüber, um entweder diesen selbst oder unter sich zu sagen: „Hinaus mit der deutschen Bande, die sich im Lande immer breiter macht, und deretwegen wir fortwährend hören müssen: „Weshalb ist es bei euch nicht so wie bei ihnen?“

Das ist es vor allem, was die Deutschen — aber auch ebensogut Franzosen und

Engländer — hier so verhaßt macht, aber nicht, daß es dieselben am wenigsten verstehen, die Zuneigung der Russen zu erwerben. Gegen diesen Haß vermag kein Mensch ein Mittel zu finden.

Was that und was thut nun die russische Presse diesem gegenüber? Außer dem oben Gesagten nichts weiter, als daß sie früher den deutschen Kolonisten insbesondere soviel als nur möglich am Zeuge zu flicken suchte und gegenwärtig den Kreuzzug gegen alle Deutschen predigt. Deutschem Ermessen nach wäre ihre Aufgabe in den letzten 30 Jahren gewesen, alles zu vermeiden, was ihrem Vaterlande schaden konnte, und dem Beispiele Preußens zu folgen, welches sich 50 Jahre lang auf die Durchführung seiner historischen Aufgabe vorbereitete, überhaupt alles zu thun, wodurch Gortschakoffs berühmtes Wort „Rußland sammelt sich!“ zur Wahrheit hätte werden können und die Erreichung des beabsichtigten Zieles möglich gewesen wäre.

Anstatt dessen haben wir es erleben müssen, daß die russische Land- und Volkswirtschaft, gegen den entschiedenen Willen des vorigen Kaisers, durch die Handlungsweise der russischen Nationalen in Atome gerissen, und während des ärgsten wirtschaftlichen Wirrwarrs von diesen selben Leuten ein Krieg provoziert wurde, den Alexander II. notorisch auch nicht wollte, weil dessen Ausgang vorauszusehen war, und daß gegenwärtig ein Vernichtungskrieg gegen alles Deutsche nur deshalb vorbereitet wird, weil Deutschland zwischen sich und den übrigen europäischen Mächten das Tafeltuch nicht zerschneiden und den Strick nicht selbst drehen will, an dem später alle Deutschen aufgehangen werden sollen. — Denn was die hiesige Masse gegen dieselben im Sinn führt, darüber besteht für denjenigen, der nicht blind und taub ist, oder vollständig gedankenlos durch das Leben geht, schon längst nicht der geringste Zweifel mehr. Wir wissen sehr gut, daß es zu dem, was den Deutschen hier schon längst angekündigt wurde, so lange nicht kommen wird, als die Regierung die Gewalt in den Händen behält; wer kann aber nach den bisherigen Erfahrungen sagen, daß dies immer der Fall sein wird, oder ob sich dieselbe nicht genötigt sieht, den Forderungen der Masse nachzugeben.

Zwischen den Absichten der stimmführenden russischen Partei und den Ueberzeugungen der Deutschen gähnt ein Abgrund, der durch nichts ausgefüllt oder überbrückt werden kann; wohl aber besteht zwischen den letzteren und denjenigen Russen kein Gegensatz, welche die Größe ihres Landes auf dem allein möglichen Wege der Besonnenheit und ernsten Arbeit, besonders des vollen Friedens zwischen den verschiedenen Nationalitäten des Reiches zu erreichen suchen, die aber ebenso wie die Deutschen im Lande 30 Jahre lang sehen mußten, wohin die Handlungsweise der sogenannten Nationalen eigentlich führt, und sich gleichfalls außer stande fühlen, das hereinbrechende Verhängnis aufzuhalten.

Was aber auch kommen mag, unbekümmert um die Verleumdungen der russischen Presse werden die Deutschen, deren Geschick entweder durch Jahrhunderte langen Aufenthalt und die Geburt oder durch ihren freien Willen an dasjenige Rußlands gebunden ist, ihre Kaisertreue und Ergebenheit, sowie die Beförderung des Landeswohles, nicht durch prahlerische und leere Worte, sondern dadurch zu beweisen suchen, daß sie den bisher gegangenen Weg der unausgesetzten und ernsten Arbeit auch ruhig weiter schreiten.

Zahl und Ziffer.

Von

Abu Kis.

Je mehr uns etwas zur Gewohnheit wird, desto weniger richten wir unser Nachdenken darauf; denn es liegt eben im Wesen der Gewohnheit, daß sie ohne neue bewußte geistige Anstrengung, mehr oder weniger mechanisch ausgeübt wird. Ganz besonders gilt dies von Dingen, die uns von Kindheit auf Gewohnheit sind und die wir daher von vornherein nicht mit vollbewußtem Denken erfaßt haben, die uns vielmehr gleich zu Anfang halb mechanisch angelernt sind. Sprüche und Verse z. B., welche das Kind auswendig gelernt, der Jüngling wohl noch rein äußerlich hergesagt und angewandt hat, werden nur zu oft erst von dem gereiften Mann auch inwendig gelernt, d. h. innerlich bedacht und erfaßt.

Es dürfte daher nicht ganz wertlos sein, wenn wir unsere Gedanken einmal auf eins der allergewöhnlichsten Dinge richten, nämlich auf die Zahl und was damit zusammenhängt. Wir werden da aber mit dem bloßen Nachdenken nur dann etwas erreichen, wenn wir auch die Geschichte und Berichte über andere Völker zu Rate ziehen.

I. Zahlenvorstellung.

Der Zahlensinn.

Unsere erste, aber auch fast die schwierigste Aufgabe ist, uns klar zu machen, was eigentlich das Zählen sei, dessen wir, soviel wir uns zurückerinnern können, gewohnt sind. Sobald ein Kind sprechen kann, fängt es auch an zu zählen, eins zwei drei; selten zwar kommt es bis fünf vor dem vierten Jahre. So lange die Menschheit Sprache hat, so lange hat sie auch gezählt, denn die Zahlwörter reichen in die ersten Anfänge der Sprachbildung zurück. Der Zahlensinn ist eine allgemeine, notwendige Eigenschaft des genus homo, ein stetiger Bestandteil des menschlichen Geistes. Und er scheint auch ein Vorrecht des Menschen zu sein, denn während wir z. B. Ortssinn, Farbensinn, (Musik- oder) Tonsinn, Zeitsinn, ja Kausalitätssinn und Schönheitssinn auch bei den Tieren kennen, wissen wir, daß jenes effektvolle Zirkusstück, wo das Pferd eine Reihe von Fragen, etwa: wie alt bist du, oder wieviel Hufe hast du, wieviel Nägel

dein Hufeisen u. s. f. — richtig durch Scharren mit dem Vorderhuf beantwortet, nur durch Beihilfe der Blicke, Stöße, Peitschenbewegungen ꝛc. des Dresseurs möglich ist. Ebenso wenn die Ente ihre Jungen, die Henne ihre Küchlein „zählt", so ist es nicht Zahlensinn, sondern Mutterliebe, welche jedes einzelne ihrer Sprößlinge kennt und daher auch sofort sieht, ob eins fehlt oder ob alle Herzblättchen da sind.

Allerdings gibt es außer dem Zählen in Worten noch ein anderes Zählen, welches an sich recht gut auch von Tieren geübt werden könnte. Ein Afrikareisender berichtet von einem südafrikanischen Stamme: Sie können kaum bis 10 zählen, dessen ungeachtet ist aber ihre Vorstellung von der Größe einer Herde Vieh so bestimmt, daß nicht eins fehlen darf, ohne daß sie es sogleich merkten. Wenn Herden von 4—500 Rindern nach Hause getrieben werden, sieht der Besitzer sie hereinkommen und weiß bestimmt, ob einige fehlen, wieviele und sogar welche. Wahrscheinlich, fügt der Erzähler bei, haben sie eine Art zu zählen, bei welcher sie keine Worte brauchen und wovon sie sich nicht Rechenschaft zu geben wissen, oder ihr Gedächtnis erlangt für diesen einzelnen Gegenstand durch die Uebung eine so ungemeine Stärke. Ueberhaupt ist das Gedächtnis dieser Leute sehr stark, sofern es in Erinnerung sinnlicher Beschauungen besteht.

Also auf dem Gedächtnisse und dem Sinne für Größenvorstellungen beruht hier das Zählen. Dies wird noch deutlicher durch folgenden Bericht über die Abiponen, eine amerikanische Völkerschaft, welche in der That nicht bis 3 zählen kann: Wenn ihrer etliche mit (geraubten) Pferden von den Feldern nach Hause zurückkehren, so wird kein Abiponer fragen: wieviel Pferde habt ihr gebracht? sondern: wieviel Raum nehmen die gebrachten Pferde ein? Es erfolgt dann die Antwort: Wenn wir unsere Pferde alle in eine Reihe hin zusammenstellen, so würden sie diesen Platz, den ihr hier seht, ganz einnehmen; oder: sie reichen von diesem Walde bis zu dem Ufer des Flusses. Diese Antwort genügt allen, weil sie aus der Größe auf die Menge einen Schluß ziehen können.

Größe und Menge, Ausdehnung und Zahl stehen ja allerdings in nahem Zusammenhange. Die Sprache gebraucht „Quantität" unterschiedslos für Menge und Größe; wir sprechen von **Zahlengrößen**; wir drücken die Größe eines Raumes in Zahlen aus und können umgekehrt die Größe einer Zahl räumlich darstellen. Was also einem Menschen oder Volksstamme, wie den Abiponen, an Zahlensinn abgeht, kann er sehr wohl durch den Größensinn ersetzen, und umgekehrt.

Das Messen.

Die Wörter Größensinn, Zahlensinn ꝛc. bedeuten soviel als Fähigkeit, Größen, Zahlen ꝛc. zu schätzen und im Gedächtnis zu halten. Bei Kindern und bei Völkern, die noch auf der Kindheitsstufe stehen, sind die Fähigkeiten unentwickelt und bildungsbedürftig. Das Unmündige greift nach dem Monde, es will im Zimmer den Baum draußen haschen. Es kann eben die Entfernung noch nicht schätzen; lernt es aber erst hingehen zu dem Baume, kann es erst die Entfernung selbst durchmessen, so wird sein Irrtum allmählich aufhören.

Durch das Messen lernt der Mensch die Größen bestimmen, durch fortgesetztes Messen lernt er Größen schätzen. Was heißt nun messen?

Die Größe oder Ausdehnung ist eine **abstrakte** Eigenschaft **aller Körper**. Zu einer Abstraktion gelangt man nur durch Vergleichung. Will ich daher die Größe eines Körpers bestimmen, so vergleiche ich ihn mit einem anderen, mir naheliegenden Körper, mit dessen Größe ich bereits vertraut bin und welchen ich dann Maß nenne, d. h. das, woran oder womit gemessen wird. Mit welchem Körper aber wäre wohl ein Mensch von Anfang an vertrauter, als mit seinem eigenen und seinen Teilen? So

macht er sich denn selbst zum Maß aller Dinge. Er sagt: jene Welle ist so hoch wie ich, sie ist mannshoch; jenes Brett ist so breit als meine Hand, handbreit; jener Körper ist so groß wie mein Fuß, er ist einen Fuß (1′) lang oder, falls die Kultur seine Füße schon beschuht hat, er mißt einen Schuh. Als Maßeinheit bildet sich heraus der Zoll, ursprünglich die Länge eines Fingers (im Lateinischen digitus transversus, italienisch dito vom lat. digitus, französisch pouce vom lat. pollex [Daumen], griechisch daktylos u. s. f.). Die „Handbreite" oder Finger- oder Armdicke war schon den alten Römern ein Maß. Vom Arm wird die Elle genommen, seltener der Oberarm, der sich viel unbequemer zum Messen hergibt. Sehr bequem dagegen ist der Schritt als Maß zu gebrauchen, welchem an der Hand die Spanne, bei den Armen die Klafter entspricht; das letztgenannte Wort leitet sich vom Auseinanderklaffen der Arme her Ein „Tagewerk", ein „Morgen", im Lateinischen ein „Joch", eigentlich „so viel als man an einem Tage, einem Morgen, mit einem Joch Ochsen pflügen kann", sind zum festen Maß geworden; ähnlich die „Stimmweite" der Mongolen (so viel als $^1/_4$ Meile), die „Pip-Toback" der niederdeutschen Bauern (s. v. a. $^1/_2$ Meile), die „Entfernung, in welcher man einen Mann von einer Frau nicht mehr unterscheiden kann" der Araber (s. v. a. eine Meile) u. s. f. Derartiger Maße ließen sich noch unzählige andere aufführen, denn jede Sprache bietet wieder neue. Uns kommt es aber vor allem auf die Maße und das Messen der Zahlengrößen an.

Das Zählen.

Das Messen von Zahlengrößen ist das Zählen. Das Zählen besteht also darin, daß man eine fragliche Summe mit einer bekannten Summe vergleicht, indem man von Einheit zu Einheit fortschreitet. Die bekannten Summen werden wir dann Zählmaß oder Maßzahl nennen. Auch diese ist dem Menschen wieder angeboren. Alle Teile seines Körpers, die in der Mehrheit vorkommen, kann er dazu verwenden. Am besten aber von allen eignen sich dazu die Finger, die denn auch von den meisten Völkern zum Zählen benutzt werden, gerade so wie der Fuß fast überall Längenmaß ist. Jedes Kind fängt an den Fingern an zu zählen. Redensarten, wie: er thut so, als ob er keine fünf zählen könne, oder: das kann man sich doch an den fünf Fingern abzählen, zeigen, daß das Zählen nach Fingern zu dem Elementarsten gehört, was es gibt.

Die Fingerzahl ist also genau ebenso ein Maß für Zahlengrößen, wie die Fußlänge für Raumgrößen. Wie nun die beschuhte Hälfte der Menschheit neben dem Fuß auch nach dem Schuh mißt, so zählt die unbeschuhte Hälfte neben den Fingern auch noch an den Zehen weiter. „Der Mensch sank herab von der Hand, dem edelen Werkzeuge aller Werkzeuge, dem Diener des Geistes, zum staubaufwühlenden Fuße, dem Sklaven des Leibes," sagt ein Gelehrter; freilich mehr bombastisch als richtig, denn diese Zählart findet sich gar nicht so selten und durchaus nicht nur bei unzivilisierten Völkern. Geht doch der gebildetste Araber, der reichste Mexikaner ebenso gerne barfuß als mit den beschwerenden Sandalen. Wir werden weiter unten darauf zurückkommen.

Es gibt auch einige Völker, welche nur nach 5 Fingern zählen und die andere Hand nur zum Abzählen benutzen. Wieder andere zählen nach den Gelenken der Finger, können also nur bis 3 kommen und müssen schon bei 4 wieder von vorne anheben.

Das Zahlensystem.

Die Zählweise ist die Grundlage für das Zahlensystem. Die 10 Finger, resp. 20 Finger und Zehen, reichen an und für sich nur aus, um ganz kleine Zahlen zu messen; so wie man mehr als 10 resp. 20 zu zählen hat, kann man nicht weiter. Bei vielen Völkern heißt daher auch alles, was jenseits der 10 liegt, kurzweg unzählig. Andere aber besiegen die Schwierigkeit durch genossenschaftliches Zusammenwirken. Von einigen Völkerschaften des südlichen Afrika hören wir folgendes: Beim Aufzählen, wenn es über 100 geht, müssen in der Regel immer 3 Mann die schwere Arbeit verrichten. Einer zählt dann an den Fingern, welche er einen nach dem anderen aufhebt und damit den zu zählenden Gegenstand andeutet oder wo möglich berührt, die Einheiten. Der zweite hebt seine Finger auf (immer mit dem kleinen Finger der linken Hand anfangend und bis zum kleinen Finger der Rechten fortlaufend) für die Zehner, sowie sie voll werden. Der dritte figuriert für die Hunderte.

Wenn der Neger zählt, so nimmt er seine Finger, resp. noch außerdem die Zehen ab und legt dann ein Steinchen beiseite, nimmt wieder die Finger ab, legt wieder ein Steinchen beiseite u. s. f. Ist er fertig mit Zählen, so teilt er die Steinchen in Häufchen von je 10, und wenn die Zahl so groß, muß er auch diese Häufchen noch einmal je 10 und 10 zusammenstellen. Auf diese Weise beherrscht er die ganze Zahlenwelt; er bringt sie eben in ein System, d. h. wörtlich in eine (eigentümliche, zweckmäßige) Zusammenstellung.

In der That wäre es unmöglich, alle Zahlen bis zu ihrer unendlichen Höhe hinauf ganz unabhängig von einander, aus dem gegenseitigen Zusammenhange völlig losgelöst, jede einzelne zu begreifen und ihrer Größe nach zu würdigen, ganz abgesehen von der später sich ergebenden Schwierigkeit, nun auch alle diese Zahlen unabhängig von einander zu bezeichnen, zu benennen. Der menschliche Gesichtskreis ist eben doch nur ein beschränkter. Der einzelne Mensch bewegt sich für gewöhnlich doch nur in kleinen Verhältnissen. Die meisten seiner Körperteile hat er nur 2fach, sein Körper selbst mißt höchstens 7 Fuß, sein Haus, seine ganze nächste Umgebung weisen nur kleine Zahlen und Größenverhältnisse auf. So wird denn naturgemäß auch seine geistige Fähigkeit nicht über diese gewohnten Verhältnisse hinaus klar zu unterscheiden vermögen, es sei denn, daß er alles auf jene gewohnten, ihm bekannten Verhältnisse zurückzuführen suche. Die Zahl 10 ist der Neger, dessen Zählweise wir soeben angeführt, von seinen Fingern her gewohnt; sowie die Zahlen nun höher hinaufgehen, führt er sie immer wieder auf die 10 zurück. Mag er Millionen zu zählen haben, er wird schließlich doch nur höchstens 10 Haufen vor sich haben, von denen jeder wieder aus nur 10 Häufchen besteht u. s. f.

Das ist also die natürliche Entstehungsart des Zahlensystems, wie bei dem Neger, so überhaupt. Jetzt hat man in der unterschiedslosen Reihe der Zahlen Ruhepunkte gewonnen, von denen aus man sich orientieren kann. Jeder Zahl ist ihr Platz unzweideutig angewiesen; da heißt es einfach das 7te Steinchen im 6ten Häufchen der 5ten Reihe des 4ten Haufens, und im Nu habe ich das 4567te Steinchen herausgegriffen. — Und ebenso werden jetzt die Zahlen auch im Kopfe geordnet. Man braucht nur die Vorstellung von 10 Zahlen festzuhalten, alle anderen lassen sich auf diese beziehen. Diese 10 Zahlen nennt man die Einer, die Zahl 10 die Grundzahl oder Basis des Systems. Jede weitere Zahl setzt sich demnach zusammen aus Einern und Grundzahl; z. B. 30 erhalte ich, wenn ich 3 mal bis zur Grundzahl zähle; es existiert also in meiner Vorstellung einfach als 3 mal 10 $(3 . 10)$; 15 erhalte ich, wenn ich zur Grundzahl noch 5 hinzuzähle, ich halte es mir also einfach vor als 10 plus 5 $(10 + 5)$. Bei 100 bin ich 10 mal bis zur Grundzahl gekommen, es ist also gleich $10 . 10$ oder 10^2, 1000 gleich $10 . 10 . 10$ oder 10^3 u. s. f. Diese letzteren Zahlen werden, wie man sieht, nur von der Grundzahl (ohne Multiplikation oder Addition von Einern)

gebildet; sie geben gewissermaßen die Stufe an, auf welche die Grundzahl erhoben wird, und werden daher Stufenzahlen genannt.

Ein Volk, welches gewohnt ist, nach den Fingern zu zählen, hat ein dezimales System. Nimmt es die 10 Zehen noch hinzu, so kommt es auf ein vigesimales, d. h. 20-System. Braucht es nur die 5 Finger der einen Hand zum Zählen, so wird es also ein quinäres, d. h. 5-System ausbilden. Merkwürdigerweise gehen fast alle quinären Systeme nachher doch noch ins dezimale über, insofern sie für 10 ein eigenes Wort, mithin auch eine eigene, von der Grundzahl 5 und den 5 Einern getrennte Vorstellung bilden. Das Quinär-System kommt im Nordosten von Asien, in Afrika und in Amerika vor. Lassen wir zur Probe die Jaloffs, einen afrikanischen Volksstamm, einmal zählen (ak s. v. a. und):

1. ben	6. guerom-ben	11. fuk-ak-ben	16. fuk-ak-guerom-ben
2. yaare	7. guerom-yaare	12. fuk-ak-yaare	17. fuk-ak-guerom-yaare
3. yet	8. guerom-yet	13. fuk-ak-yet	18. fuk-ak-guerom-yet
4. yanet	9. guerom-yanet	14. fuk-ak-yanet	19. fuk-ak-guerom-yanet
5. guerom	10. fuk	15. fuk-ak-guerom	20. nitte u. s. f.

Das Vigesimalsystem kommt in allen Erdteilen vor. Auch dies fällt insofern meist in das dezimale zurück, als doch die Einer von 10—20 meist auf die ersten 10 Einer bezogen werden. Für die 20 aber und ihre Vielfachen gibt es eigene Worte; meist auch für die Stufenzahlen von 20, also 400, 8000 u. s. f. Das vollkommenste, konsequenteste Vigesimalsystem haben neben den Maya-Indianern in Yucatan die Mexikaner, welche wir daher als Beispiel hier anführen (on oder om s. v. a. und):

1. ce, cem	6. chica-ce (5 + 1)	11. matlactli-on-ce	16. caxtulli-on-ce
2. ome	7. chic-ome (5 + 2)	12. matlactli-om-ome	17. caxtulli-om-ome
3. yey	8. chicu-ey (5 + 3)	13. matlactli-om-ey	18. caxtulli-om-ey
4. naui	9. chicu-naui (5 + 4)	14. matlactli-on-naui	19. caxtulli-on-naui
5. macuilli	10. matlactli	15. caxtulli	20. cem-poualli (1 × 20).

30. cem-poualli-om-matlactli (1 × 20 und 10)
40. om-poualli (2 × 20)
50. om-poualli-om-matlactli (2 × 20 und 10)
60. ye-poualli (3 × 20)
80. nauh-poualli (4 × 20)
100. macuil-poualli (5 × 20)
120. chiquacem-poualli (6 × 20)
300. caxtul-pohualli (15 × 20)
400. cen-tzuntli (1 × 400)
8000. cen-xiquipilli (1 × 8000) u. s. f.

Auch in Europa ist diese vigesimale Methode verbreitet, vor allem im Kaukasus, im Baskischen, Albanesischen und Keltischen. Daher haben die Iren, Welschen und Basbretonen, welche ja Kelten sind, Vigesimalsystem. Vom Basbreton aus ist letzteres, merkwürdig genug, auch in das moderne Französisch gedrungen. Die aus dem Lateinischen stammende dezimale Methode erstreckt sich dort nur bis 60, soixante; dann heißt es nicht weiter septante &c., sondern soixante-dix, 80 quatre-vingts! 90 quatre-vingt-dix, also ganz wie im Mexikanischen; ebenso, wenn auch seltener gebraucht 120: six-vingts, 140 sept-vingts, 160 huit-vingts, 300 quinze-vingts. „Les quinze vingts" heißt das Armenhaus in Paris für 300 Blinde.

Auch in den germanischen Sprachen finden sich Spuren dieses 20-Systems, wenn es im Dänischen heißt:

60. tresindstyve, tres (3 × 20)
80. firesindstyve, firs (4 × 20)
100. hundrede
50. halvtredsindstyve, halvtreds (das 3te Zwanzig halb)
70. halvfierdsindstyve, halvfierds (das 4te Zwanzig halb).
90. halvfemsindstyve, halvfems (das 5te Zwanzig halb).

Sogar in der Thatsache der einfachen germanischen Wörter für eine Anzahl von 20, deutsch die Stiege, englisch the score, holländisch snes ꝛc., könnte man eine Spur des Vigesimalprinzips finden.

Wie übrigens das vigesimale und quinäre System keineswegs nur bei unkultivierten Völkern vorkommt, so beschränkt sich erst recht das dezimale nicht auf die Kulturvölker; im Gegenteil, es findet sich bei sehr vielen gänzlich unzivilisierten Stämmen aller Weltteile. Die Wahl des Systems hängt nicht von der Beanlagung des Volkes, sondern allein von einem glücklichen Griff ab, den das betreffende Volk in seiner Kindheit, halb spielend, halb unbewußt, thut.

Ein einziges Volk, das der Neuseeländer, hat ein Undezimal, ein Elf-System, welches sogar für die Stufenzahlen 121 und 1331 eigene Worte hat. Es ist diese merkwürdige Abart des Dezimalsystems wohl so zu erklären, daß man sich daran gewöhnte, das nach jedesmaliger Abzählung der 10 Finger beiseite gelegte Steinchen als 11tes hinzuzuzählen. Man hat auch das deutsche „8 Tage" für 1 Woche und das französische „quinze jours" für 2 Wochen damit verglichen. Nicht minder könnte man eine von Rückert berichtete Angewohnheit des Heiden Bakel zum Vergleiche heranziehen, welcher nämlich, um 11 zu zählen, jedesmal zu den 10 Fingern noch die Zunge herausstreckte.

Der Anfang zu einem trinären System existiert z. B. bei einem Stamme in Wellington (Australien) und sonst; wie schon erwähnt, beruht es auf dem Gebrauche der Fingergelenke zum Zählen.

Ein sehr merkwürdiges System haben die Hawaiier, welche nach den 4 Extremitäten zur Grundzahl 4 gekommen sind. Sie fahren dann aber nicht, wie man erwarten sollte, mit 4 . 4 = 16, 4 . 16 = 64 u. s. w. als Stufenzahlen fort, sondern vielmehr folgendermaßen:

4	Einheiten	=	1	kauna	=	4
10	kauna	=	1	kanaha	=	40
10	kanaha	=	1	lau	=	400
10	lau	=	1	mano	=	4000
10	mano	=	1	kini	=	40000
10	kini	=	1	lehu	=	400000

Sie verbinden also in ganz konsequenter Weise das quaternäre wieder mit dem dezimalen Systeme.

Rohl erzählt, eine am Kaukasus wohnende Völkerschaft habe die Grundzahl 18, Humboldt vermutet bei den Zigeunern die Basis 7, und bei den australischen Rumilaros kommt ein Zwei-System vor. Dies sind aber die einzigen bekannten Fälle, wo der Mensch nicht der Natur, sondern einem Einfalle gefolgt zu sein scheint; Ausnahmen bestätigen die Regel: sonst hat er immer eine ihm angebotene Grundzahl, ein ihm durch seine Leiblichkeit gegebenes System fast instinktiv angenommen. —

Die Idee des Zahlensystems.

Die Idee des Zahlensystems wird uns erst dann recht klar werden, wenn wir uns einmal einbilden, als hätte die glückliche Zehn-Finger- und Zehen-Natur den Menschen

nicht, wie sie gethan, so ganz unwillkürlich zu der Herstellung eines Zahlensystems geleitet, sondern wir selbst ständen jetzt erst, durch die Masse der auf unseren Kopf hereinstürmenden Zahlen gedrungen, vor der Aufgabe, dieselben in ein System zu bringen. Dies System hätte dann die ideale Aufgabe zu erfüllen: jede Zahl nach einem festen Prinzip mit klarster Anschaulichkeit aus möglichst wenigen feststeheuden Zahlen darzustellen. Als festes Prinzip ließe sich wohl kaum ein besseres finden, als das in allen bestehenden Systemen angewandte „Häufchen-Prinzip" (vergl. oben die Zählweise des Negers). Aber auf welche Weise gelangen wir zu „möglichst wenigen feststehenden Zahlen", mit anderen Worten, welche Zahl nehmen wir zur Grundzahl?

Wir haben dabei vor allem auf zwei Dinge Rücksicht zu nehmen, nämlich

1) auf die Beschränktheit des menschlichen Geistes, der, wie schon dargelegt, nur mit möglichst wenig einfachen Begriffen, also auch Wörtern und Zeichen zu rechnen gewohnt und geneigt ist;

2) auf die Verschiedenheit der besonderen Eigenschaften der einzelnen Zahlen, welche ja praktisch sehr wichtig ist.

Bei dem ersten Punkt handelt es sich um ein Doppeltes:

a) Wie viele verschiedene einfache Zahlwörter und Zahlzeichen hätte man bei Wahl der und der Grundzahl auszubilden?

b) Wie oft hätte man Zahlzeichen und -Wörter zu wiederholen, um ein gewisses Gebiet von Zahlen durchzuzählen? —

a) Wählt man eine kleine Zahl zur Basis, so erhält man wenig Einer, dafür aber desto mehr Stufenzahlen; wählt man eine große Zahl, so kehrt sich das Verhältnis um. Beispielsweise wäre im binären System (Grundzahl 2) nur 1 Einer nötig, dagegen folgende Stufenzahlen bis zu 1000 hin: 2, 4, 8, 16, 32, 64, 128, 256, 512, 1024, während bei 10 als Basis 1000 erst die dritte Stufe ist. Vergleichen wir überhaupt die Anzahl der nötigen einfachen Wörter in den einzelnen Systemen, so erhält man

bei der Grundzahl	2	3	4	5	6	10	12	20	60
Einer	1	2	3	4	5	9	11	19	59
Stufenzahlen bis 1000	10	6	5	4	4	3	2	2	1
Stufenzahlen bis 1 Million	20	13	9	9	8	6	6	5	3.

Hiernach verdienten die Systeme auf der Basis 4, 5, 6 den Vorzug, denn sie weisen die geringste Summe von Einern und Stufenzahlen auf.

b) Aber die eben genannten Systeme haben den Nachteil, daß sich eine große Zahl in zu viel Teile zersplittert, wodurch ihr wörtlicher oder schriftlicher Ausdruck zu schleppend wird. In unserem dekadischen System hat man z. B bis 1000 im ganzen 9 einziffrige, 90 zweiziffrige, 900 dreiziffrige Zahlen, also zusammen $1.9 + 2.90 + 3.900 = 2889$ einfache Wörter resp. Zeichen nötig, um alle Zahlen von 1 bis 1000 schriftlich oder mündlich zu bezeichnen. Im Fünf-System erhält man $1.4 + 2.20 + 3.100 + 4.500. + 5.375 = 4219$ einfache Wörter für die ersten 1000 Zahlen; im Zwei-System sind es gar 9977; dagegen im Zwölf-System $1.11 + 2.132 + 3.856 = 2843$ und im Zwanzig-System nur $1.19 + 2.380 + 3.600 = 2579$.

Hiernach müßte die Grundzahl eine möglichst hohe Zahl sein, denn je höher die Basis, desto geringer die Zersplitterung der Zahlen.

Um dem zweiten Hauptpunkte, welcher sich um die besonderen Eigenschaften der Zahlen kümmert, gerecht zu werden, haben wir nur die Frage zu beantworten: Wie gestaltet sich das Rechnen in den betreffenden Systemen? Und diese Frage zerlegt sich auch wieder in zwei Teile, nämlich

a) Wie viele Sätze des Einmaleins hätte man sich zum Zwecke des Rechnens in dem betreffenden System einzuprägen?

b) Durch wie viele einfache Primfaktoren läßt sich die Grundzahl teilen? —

a) Im Dezimalsystem hat das Einmaleins bekanntlich $10 \times 10 = 100$ Sätze,

genauer besehen aber nur 15, denn $8 \times 7 = 56$ und $7 \times 8 = 56$ ist genau dasselbe, und $7 \times 10 = 70$, $6 \times 10 = 60$ u. s. f. ist durch die Namen „sechzig“, siebzig u. s. f. durch das System selbst gegeben. Das 5-System forderte nur 10 Sätze des Einmaleins, uud das 2-System hätte gar mit eiuem einzigen genug, nämlich $1 \times 1 = 1$, denn $1 \times 2 = 2$ und $2 \times 2 = 4$ ergäbe sich unmittelbar aus dem System, und 2×3 würde bereits dem „großen Einmaleins“ angehören.

Vergleichen wir die Anzahl der Sätze für die Grundzahlen 2 bis 10, nämlich 1, 3, 6, 10, 15, 21, 28, 36, 45 .... so ergibt sich, daß eine möglichst niedrige Grundzahl unsere Forderung am besten erfüllt, daß also das Zwei-System den Vorzug verdient. In der That suchte Leibnitz ein dyadisches System einzuführen.

b) Doch auf der anderen Seite ist wieder eine möglichst hohe Zahl geeigneter. 2 ist Primzahl, also unteilbar. 20 läßt sich nur durch 2 und 5 teilen, nicht aber durch die einfachen Zahlen 3 und 4. Viel annehmbarer als 10 wäre demnach schon die 6, weil sie sich durch 2 und durch 3 teilen läßt. Am entsprechendsten, bequemsten wären überhaupt die Produkte 1.2.2, 1.2.3, 1.2.2.3, 1.2.3.3, 1.2.2.3.3, 1.2.2.3.5 u. s. f., also 4, 6, 12, 18, 36, 60 u. s. f. Hiernach wäre die Grundzahl je höher desto besser, weil um so mehr Primfaktoren enthaltend.

Alles in allem hätte nun also die Grundzahl die widersprechendsten Bedingungen zu erfüllen. Während wir zuerst (in 1 a) 4, 5 und 6 als die geeignetsten Zahlen erfanden und nachher (in 2 a) sogar der 2 den Vorzug geben mußten, trat uns anderseits auch zweimal (1 b und 2 b) die Forderung einer möglichst hohen Grundzahl entgegen. Wir müssen den Mittelweg einschlagen, und da empfiehlt sich uns am meisten die Grundzahl 12 oder 10.

Duodezimal- und Dezimalsystem.

Das duodezimale System ist dem dezimalen entschieden deshalb vorzuziehen, weil 12 sich durch 3 und 4 teilen läßt. Dies ist auch darum schon nicht bedeutungslos, weil wir gewohnt sind, beim Zählen die Dinge in Gruppen von je 3 oder 4 zusammenzufassen; wir zählen kaum 1, 2, 3, 4 ...., sondern wohl meist 3, 6, 9, **12** .... oder gar 4, 8, **12**, 16 ....

Diesen Vorzug der 12-Zahl, daß sie durch 1, 2, 3, 4, sowie auch durch 6, also durch 5 Einer teilbar ist, haben die Völker von jeher erkannt. Bei den Römern und anderen Völkern beruhte die ganze Bruchrechnung, die ja, wie alle Rechenlehrer wissen, dem Menschen ganz eigene Schwierigkeiten macht, auf der Grundzahl 12, so daß also neben dem Dezimalsystem für ganze Zahlen ein völlig ausgebildetes Duodezimalsystem für die Bruchrechnung herlief. Bei Münzen, Maßen und Gewichten, überhaupt allerwegen, wo es wesentlich auf das Teilen ankommt, spielte stets und spielt noch die 12 die Hauptrolle. Das Jahr hat 12 Monate, der Tag 12 Stunden, 12 Zoll der Fuß, 12 Pfennig ein Silbergroschen u. s. f. Ja wir haben sogar für eine Anzahl von 12 Dingen ein eigenes Wort beliebt, „ein Dutzeud“, aus dem französischen douzaine entstanden; ja noch mehr, auch die zweite Stufenzahl von 12, $144 = 12.12$, hat ihren eigenen Namen erhalten, nämlich „ein Groß“. Also thatsächlich der Anfang eines 12-Systems.

Es ist, wie man sieht, nicht ungeschickt, das duodezimale System als das vorzugsweise der geistigen Natur des Menschen entsprechende zu bezeichnen, während das dezimale vielmehr durch leibliche Bedingungen gegeben ist. Beide Systeme kämpften lange Zeit hindurch um die Oberhand. Der nächste Ausgang dieses Kampfes war der Versuch, beide Systeme in Einklang zu bringen. Die Vermittelung dazu bot die Zahl 60, welche die Faktoren von 12 und 10 (1, 2, 3, 4, 5, 6) sämtlich in sich vereinigt. Eine Anzahl von 60 hat auch bei uns einen einfachen Namen, nämlich Schock. Die Stunde

hat 60 Minuten, zu 60 Sekunden, zu 60 Tertien, genau so wie auch jeder der 6 mal 60 Grade des Kreises eingeteilt ist. Der Gulden hatte 60 Kreuzer. Der Thaler zu 30 Groschen und das Pfund zu 30 Loth weisen ebenfalls auf die Basis 60, auf der u. a. auch das ganze griechische Münzsystem beruhte. Die Babylonier hatten ein sehr ausgeprägtes Sexagesimalsystem, in welchem sogar Grundzahl und zweite Stufenzahl einen einfachen Namen haben, 60: Sossos, 3600: Saros, 3721 also: 1 Saros 2 Sossos 1 Einer (60.60 + 2.60 + 1). Ihre ganze Bruchrechnung ist sexagesimal. Ihre Angaben über die Größe ihrer Mauern, ihrer Städte u. s. f. zeigen überall das Sexagesimalsystem. Die Chaldäer formten nach demselben sogar die Geschichte um, wenn sie die Zeit von Erschaffung der Welt bis zur Sintflut auf 20.60.60, die Zeit von da bis auf Kyrus auf 10.60.60 Jahre rechneten; auch besaßen sie einen astronomischen Cyklus von 600 und wahrscheinlich eine Schaltperiode von 120 Jahren.

Einige der alten germanischen Völkerschaften stellten die Verbindung des 10- und 12-Systems in 120 her. Bei den Altfriesen heißt 120 tolf-tich, genau so gebildet wie twin-tich, 20. Tolf-tich wird ein „Großhundert" genannt. Auch im Altnordischen gab es „Großhunderte", tolfra-ed, daher man das Jahr in „3 Hunderte und 5 Tage" (3.120 + 5) teilte. Das Angelsächsische hatte das Wort tvelftich.

Heutzutage läuft jener Kampf dahin aus, daß man das Dezimalsystem überall an Stelle eines früheren duodezimalen zu setzen sucht. Alles Duodezimale muß aus der der Welt. Dutzend, Schock und Groß sind nächstens altertümliche Wörter. Nach dem bisher Entwickelten ist das nur zu bedauern, besonders im Hinblick auf das Kopfrechnen, auf die kleineren Rechnungen des praktischen Lebens und im Hinblick auf den kleinen Mann. Im Interesse aber der Mathematik und großer Rechnungen auf dem Papier ist allerdings strenge Einheit des Systems geboten; sollte diese nun durchgeführt werden, so war das dezimale System dem Menschen dazu freilich angeboren, während das duodezimale zunächst große Verwirrungen und Umwälzungen verursacht haben würde.

Nur wenn man der Natur folgte — das haben wir oben beim Vergleich der Systeme der einzelnen Völker gefunden — konnte man ein einheitliches folgerichtiges System ausbilden und festhalten; denn das Problem des Zahlensystems ist an und für sich viel zu schwierig, als daß es die Menschen, die Völker durch abstrakte Spekulation zu lösen vermocht hätten. Auch hier bewährt sich der alte stoische Spruch: einfach in allen Dingen der Natur als der besten Führerin zu folgen. Und so liegt denn auch — wie wir gesehen — die Naturwahrheit des Kinderverses:

Zehn Finger hab' ich,
An jeder Hand fünf
Und zwanzig an Händen und Füßen

fast allen wirklich konsequenten Systemen zu Grunde.

Der Bruder.

Roman

von

P. Friedheim.

(Schluß.)

Zweiter Teil.

21.

Zweimal war der Winter vergangen, es ward wieder Frühling. Durch den Garten des ländlichen Gasthauses eines abgelegenen Dorfes wanderte an einem hellen Sonntagmorgen die Gräfin Schwarzenfeld am Arm ihrer Pflegetochter.

„Bist du nicht sehr glücklich, mein geliebtes Kind?“ fragte die alte Dame, herzlich die Hand ihrer Begleiterin drückend.

„Sehr glücklich,“ war die leise Antwort.

Johanna war zu bewegt, um mehr sagen zu können. Ihre klaren Augen hafteten auf der gegenüber liegenden kleinen Kirche, in deren einfachen Hallen Theodor heute sein erstes öffentliches Zeugnis abgelegt hatte.

„Der Junge hat wirklich etwas geleistet,“ fuhr die Gräfin, welche trotz ihrer Rührung nicht lange still bleiben konnte, fort; „ein tüchtiger Redner wird er werden, das kannst du glauben.“

Johanna nickte. „Gott hat am Ende noch all meine Thorheiten gut gemacht,“ sagte sie.

„Wir haben wirklich allen Grund, dankbar zu sein. Wie gut hat sich der Junge in Berlin aufgeführt, wo er sich doch so ganz selbst überlassen war, danach das glänzende Examen und nun gar diese Predigt, sie setzt allen meinen Erwartungen die Krone auf. Jetzt aber geh' hinein und begrüße du ihn zuerst allein, du hast doch, wie ich meine, die ersten Mutterrechte an ihn.“

Johanna ging. Sie fühlte sich wunderbar erhoben und gestärkt. Heute war es ihr, als wolle Gott, nachdem sie sich vor ihm gedemütigt, ihr Opfer dennoch gnädig ansehen. Sie wußte, es war noch nicht alles eigene Herzenserfahrung, aus der heraus Theodor den Frieden und die Freude des Glaubens schilderte, aber sein Beruf wurde ihm mehr und mehr Herzensberuf, er konnte ihm nie mehr gleichgültig sein. Die tiefe Blässe geistiger Erregung lag auf seiner Stirn, als er ihr an der Thür seines Zimmers entgegentrat.

„Meine geliebte Schwester, heute vor allem habe ich dir zu danken für alles, was du mir gewesen bist," sagte er tiefbewegt.

Sie erwiderte seine Umarmung. „Sprich nicht davon, mein Bruder, wir haben beide Gott zu danken, daß er so unaussprechlich gnädig ist."

Mit freudigem Stolze betrachtete sie ihn. Das Ziel ihres Lebens war jetzt erreicht, sie fühlte, von dieser Stunde an war sie frei. Er mochte wohl dasselbe denken, als er sie in seiner Herzensfreude wiederholt umarmte.

„Viel Mühe und Last habe ich dir doch gemacht, alte Dore," sagte er später, als er auch die Glückwünsche seiner Pflegemutter in Empfang genommen hatte und alle Drei an der Mittagstafel vereinigt waren.

„Ja, eine treue Schwester ist sie dir gewesen, du kannst stolz auf sie sein," bekräftigte die alte Dame. „Sie hat wirklich Unglaubliches geleistet."

Johanna sah flehend zu ihr empor. Daß sie im stande gewesen sei, ihr Lebensglück für ihn dahin zu geben, wußte Theodor, daß sie es wirklich gethan hatte, sollte er nach dem Willen seiner Schwester niemals erfahren.

Eine ganze Menge Leute hatte sich versammelt, als die Reisenden in einem offenen Wagen das kleine Dorf verließen. In der mehrere Stunden von dort entfernten größeren Stadt wollten sie übernachten, um morgen mit der Eisenbahn die Heimat zu erreichen.

„Guten Tag, guten Tag, Herr Prediger, glückliche Reise, Herr Prediger!" so tönte es von nah und fern in den Wagen hinein. Theodor grüßte freundlich nach allen Seiten. Zwei kleine Mädchen wurden von ihren Müttern emporgehoben, den Damen Sträuße von Veilchen und Schlüsselblumen zu überreichen, die Väter und Söhne des Dorfes schwenkten ihre Mützen.

„Schade, daß der Junge schon eine Stelle angenommen hat," sagte die Gräfin entzückt, „sonst könnten wir öfter solche Touren unternehmen. Das Ganze war wirklich idyllisch."

Die gute Dame hatte sich im Besitz ihrer beiden Kinder ganz verjüngt.

Unter fröhlichen Gesprächen fuhren sie dahin. Ueberall blühte der Frühling, süße Düfte durch die Luft tragend. Der Nachtigall Lied klang aus den fernen Gebüschen. Nach und nach wurden alle still, sich in Gedanken verlierend.

„Ist das Glockengeläute oder höre ich es nur in meiner Einbildung?" sagte die Gräfin, auf einmal in die Höhe fahrend.

Alle lauschten.

„Es ist wirklich Glockengeläute, das von einem der Dörfer zu uns herüberklingt," antwortete Theodor.

„Vielleicht wird jemand zur Ruhe getragen," sagte Johanna, in die stille Sommerluft hinaus horchend. Der Klang machte sie traurig, sie wußte selbst nicht warum.

In einem der Dörfer hielten sie an, die Pferde zu tränken.

„Wissen Sie, warum drüben so anhaltend geläutet wird?" fragte Theodor die Wirtin.

„Ja wohl, junger Herr. Dort drüben in Waldbach ist heute mittag ein furchtbarer Brand entstanden, deshalb ziehen sie noch wie unsinnig an den Glocken. Alle unsere Leute sind bereits hinüber, löschen zu helfen. Daher kommt's auch, daß es so still im Garten ist, der sonst am Sonntag von Gästen wimmelt."

Sie zeigte mit der Hand auf die leeren Tische und Bänke, wo nur einige junge Mädchen und Kinder ihr Wesen trieben.

„Ist es weit von hier?" fragte die Gräfin teilnehmend.

„Eine halbe Stunde, meine Dame, in der Richtung nach Dornau hin. Dort auf dem Hügel konnte man vorhin die Flamme sehen; jetzt scheint das Aergste vorbei, nur ein dicker Qualm steigt noch empor, man kann die brenzlige Luft bis hierher riechen."

„Sind mehrere Häuser in Gefahr?" forschte Johanna.

„Das weiß ich nicht, meine Dame. Das Schloß liegt ziemlich hoch, dort ist der Brand ausgebrochen. Wir wollen hoffen, daß es dabei bleibt. Reiche Leute können dergleichen besser vertragen, wie unsereins," setzte sie noch hinzu.

Die Pferde waren fertig, der Wagen setzte sich wieder in Bewegung.

„Wir kommen ganz in der Nähe der Unglücksstätte vorbei," sagte Theodor, der bei einem alten Bauer nähere Erkundigungen eingezogen hatte, „vielleicht gelingt es uns, Genaueres zu erfahren."

Auf der Landstraße war es still, aber je näher sie der Brandstelle kamen, um so deutlicher sahen Johannas und Theodors scharfe Augen das Schloß auf seiner Höhe liegen, einem rauchenden Trümmerhaufen ähnlich.

„Wie steht's mit dem Brande drüben?" rief Theodor einer Frau zu, welche mit ihren Kindern am Wege saß.

„Das Feuer ist gelöscht, Herr," gab sie zur Antwort. „Schlimm genug ist es dabei hergegangen, mehrere Menschen sollen stark beschädigt sein."

„Du möchtest wohl hinüber, mein Sohn?" fragte die Gräfin, den Wunsch in Theodors Blicken lesend.

„Ich möchte wohl, aber es wird zu spät für uns," sagte er, seine Uhr hervorziehend. „Ich sehe, die Entfernung ist nicht so gering, außerdem ist das Feuer gelöscht und an Hilfe kann es ja dort nicht fehlen. Seht nur, die Leute scheinen bereits zurückzukehren."

Aller Augen richteten sich auf einen dichten Menschenknäuel, der von der Brandstätte her sich dem Dorfe zu nähern schien. In der Mitte desselben sah man deutlich eine Bahre, welche von vier Mann getragen wurde.

„Wahrscheinlich ein Verwundeter. Die armen Menschen, noch dazu an diesem schönen Sonntag," klagte die Gräfin.

Johanna war ganz still. Sie wußte nicht, warum ihr Herz so unruhig schlug, warum es sie mit heftiger Sehnsucht trieb, aus dem Wagen zu springen und dem Unglücksplatze zuzueilen.

„Wenn die Herrschaften noch am Abend in Dornau sein wollen, dürfen wir uns nicht länger aufhalten," mahnte der Kutscher.

Noch einen langen Blick warf Johanna in die Ferne, dann rollte der Wagen donnernd über das holprige Pflaster der engen Dorfstraße. Der Bursche, der droben auf dem Bergpfade der Tragbahre am nächsten ging, hob bei diesem Laut einen Augenblick wie lauschend den blonden Kopf, um ihn sofort wieder zu senken.

„Sollte der Doktor schon aus der Stadt gekommen sein?" fragte er einen der Träger.

Dieser lächelte mitleidig. „So schnell geht's nicht, mein Junge. Der Bote ist vor einer halben Stunde fortgeritten, er kann unmöglich schon zurück sein."

„Denkt Ihr, daß mein Herr sterben muß?" fragte der andere wieder mit zitternder Stimme.

Ein zweiter mitleidiger Blick traf ihn. „Er ist stark mitgenommen; kein Wunder aber auch, er hat fast Uebermenschliches geleistet. Die Anneliese kann es ihm ihr lebenlang danken, daß er sie wie ein Kind aus dem Feuer getragen."

„So meint Ihr, daß er wirklich sterbe?" wiederholte der Bursche mit leisem, schmerzlichen Aufzucken.

Der Mann zuckte die Achseln. „Bei Gott ist kein Ding unmöglich, und dein Herr gehört zu den Frommen, ist's nicht so?"

„Heinrich," rief jemand aus der Menge, noch ehe der Bursche antworten konnte, „laß den Mut nicht sinken, mein Junge. „Haben wir den Herrn Inspektor erst gut gebettet und verbunden, so weiß man nicht, ob unser Herrgott nicht diesmal ein Wunder thut."

Es war eine laute, sehr freundliche Stimme, die das sprach, und eine kräftige

kleine Bauersfrau bahnte sich den Weg zu dem Angeredeten. Ihre Augen hatten einen eigentümlichen Glanz, als sie die Thüre eines netten, niedrigen Hauses öffnete, das, von Blütenbäumen fast überdeckt, am Anfang des Dorfes stand.

„Hier herein, ihr Leute, das Bett ist fertig und der Doktor muß auch bald kommen.“

Hinter den Trägern schloß sich die Thür wieder, die neugierige Menge ausschließend, welche aufs neue den Schloßberg hinaufzog. In einem traulichen, stillen Stübchen lag gleich darauf sorglich gebettet der Inspektor Lambert Hiller, der heute sein eigenes Leben mehr als einmal für das seiner Mitmenschen gewagt hatte.

22.

„Der Inspektor ist gestorben!“ Diese Kunde verbreitete sich wenige Wochen später durch das Dorf. Wie ein Lauffeuer ging sie von Haus zu Haus. Woher sie kam, wußte niemand zu sagen. Vor dem kleinen Häuschen, welches Lambert aufgenommen, versammelte sich eine weinende, fragende Menge. Männer, Weiber und Kinder blickten mit bangen, traurigen Augen auf die geschlossenen Läden. Endlich öffnete sich die Hausthür, die Besitzerin schaute heraus. Ihre Augen waren geschwollen vom Weinen, sie sah traurig aus.

„Geht nach Hause, Leute, der Inspektor wird genesen,“ sagte sie, so leise sie es vermochte. „Stört seine Ruhe nicht, wenn ihr ihn lieb habt.“

„So ist er nicht tot?“ hieß es verwundert von allen Seiten.

„Schlimmer noch als tot,“ murmelte sie so, daß es niemand verstand. Dann winkte sie ihnen aufs neue, zu gehen. „Ihr sollt ihn alle wiedersehen, das verspreche ich euch.“

Ein Jubelruf war die Antwort. Mutter Lena, so hieß die junge Frau, welche im ganzen Dorf in großem Ansehen stand, hatte es gesagt, sie konnten nicht mehr zweifeln.

Im Stübchen lag Lambert auf seinem Schmerzenslager. Er fühlte sich von sorglicher Liebe umgeben, er wußte, daß seine Genesung fortschreite. Die furchtbaren Brandwunden waren in der Heilung begriffen, die Fieberphantasien gewichen. Lambert freute sich an der reinen Luft, die durch das offene Fenster hereindrang und seine Schläfe umspielte, er empfand den Duft der Blumen, die Mutter Lena jeden Morgen an die Seite seines Bettes setzte. Er hörte den Gesang der Vögel im nahen Garten, aber über seinen Augen lag es wie ein dichter Nebel, den er nicht zu durchdringen vermochte.

„Heinrich,“ sagte er eines Nachmittags, als er lange still gelegen, „sind wir allein, mein Junge?“

„Ja, Herr Inspektor,“ antwortete der treue Bursche, der Tag und Nacht nicht von dem Lager des geliebten Herrn gewichen war.

„Weißt du, was der Doktor gestern über meinen Zustand gesagt hat?“

Keine Antwort erfolgte, nur ein lautes Schluchzen, welches Heinrich vergeblich zurückzuhalten versuchte.

Lambert tappte wie suchend umher. „Gib mir die Hand, lieber Junge, du weinst doch nicht über mich? Sagte nicht der Arzt, ich sei auf der Besserung?“

Neues, heftiges Schluchzen war die einzige Entgegnung.

„Sage mir die Wahrheit, Heinrich,“ fing Lambert nach einer Pause wieder an, „der Arzt fürchtete, daß ich das Augenlicht verliere, daß ich — — — daß ich — — blind sei.“

„O lieber Herr Inspektor, glauben Sie es nur nicht, es kann ja doch noch anders kommen,“ rief Heinrich in Verzweiflung.

Aber Lambert wußte genug. Der Kelch, um dessen Vorübergehen er Tag und Nacht in der Stille gerungen, stand vor ihm, er mußte ihn leeren.

„Gibt es gar keine Hoffnung für mich?" fragte er am anderen Morgen den Arzt, der schon früh bei ihm eintrat.

Der Doktor warf einen fragenden Blick auf Mutter Lena.

„Der Inspektor hat den Jungen gefragt, der hat es durch sein dummes Geweine verraten," antwortete diese. „Uebrigens machen Sie sich keine Sorge darüber, Herr Doktor. Der Mann dort ist ein Christ, und obgleich ich mich leider noch nicht zu seiner Sorte zählen kann, so weiß ich doch, daß er sein Leid besser tragen wird, wie jeder andere."

Sie hatte flüsternd gesprochen, aber Lambert hatte sie doch gehört. Eine kleine Szene aus vergangenen Tagen trat vor sein Gedächtnis, da er ähnliche Worte über Johanna geäußert, als er mit Doktor Sprenger am Totenbett ihres Vaters stand. Wie ein Trost wehte es ihm entgegen. „Er war ein Christ, er ging keinen anderen Weg als denjenigen, den sein Herr für ihn auswählte." Das war der beste Balsam für seine Wunde.

„Ganz hoffnungslos ist übrigens Ihr Zustand nicht, Herr Inspektor," tröstete der Arzt. „Der Balken, welcher auf Ihre Stirn gefallen, hat eine Lähmung des Sehnervs herbeigeführt, welche auf die Dauer vielleicht gehoben werden kann. Sobald wie möglich müssen Sie eine Luftveränderung haben. Ein schöner, kleiner Ort ist bereits für Sie ausgewählt, wo Sie Waldluft und Stille genießen können, fern vom Staub der Städte. Ein berühmter Augenarzt wohnt ganz in der Nähe. Der Herr Graf hat mir geschrieben und mich gebeten, nichts zu versäumen, was irgendwie Ihrer Wiederherstellung förderlich sein könne."

Lambert seufzte tief, er wußte, wie es mit ihm aussah.

„Hat der Herr Graf auch sonst noch etwas geäußert?" fragte er später seine Pflegerin.

„Das weiß ich nicht, Herr Inspektor. Die Leute haben bereits mit dem Aufbau des abgebrannten Flügels angefangen. Die Wirtschafterin sagte mir heute, der gnädige Herr werde in ganz kurzer Zeit selbst hier eintreffen, er habe sich sehr anerkennend über Ihre Leistungen bei dem Brande ausgesprochen."

„Ist der neue Verwalter bereits angekommen, Mutter Lena?"

Sie zögerte mit der Antwort. „Ja wohl, Herr Inspektor," sagte sie endlich. „Es ging einmal nicht ohne männliche Hilfe da droben und — —"

„Und ich bin unfähig, mein Amt wieder zu verwalten," versetzte Lambert mit einem Anflug von Bitterkeit.

Seine Genesung machte indes rasche Fortschritte. Mehrere Stunden des Tages konnte er bereits wieder im Sessel sitzen, auch hie und da einen Besuch aus dem Dorf empfangen. Eines Morgens hielt ein Wagen vor dem kleinen Hause. Eine elegante junge Dame sprang leichtfüßig aus demselben.

„So bin ich doch recht hier, Heinrich," rief sie, den Burschen erblickend, der im Garten unter den Bäumen ein Sitzplätzchen für seinen Herrn herrichtete.

„Ja wohl, Fräulein Franziska."

Zum erstenmal seit dem Unglücksfall zeigte Heinrichs Gesicht etwas von der alten Fröhlichkeit in der Gewißheit, daß dieser Besuch seinem Herrn große Freude machen werde.

„Mein armer, armer Onkel, muß ich dich so wiederfinden!"

Franziska Braunfels sank neben Lamberts Bett auf die Kniee und ergriff seine Hände. Er konnte seiner Bewegung nicht sofort Herr werden.

„Still, still, Kind," wehrte er sanft, als er sie leise schluchzen hörte. „Gottes Hand hat mich schwer getroffen, aber es ist Gottes Hand, ich versuche mich demütig unter sie zu beugen."

„Immer dieselbe Güte, dieselbe Sanftmut," sprach das Mädchen. „Ich wußte es wohl, Onkel Lambert, daß du nicht verzagen würdest."

Etwas an ihr berührte ihn fremd, oder war es nur das Wort „Onkel", das sie doch seit der Mutter Tode von seinem Namen fortgelassen.

„Wie lieb von dir, daß du gekommen bist, mich in meinem Elend zu besuchen, Franziska," sagte er freundlich.

„Natürlich, Onkelchen. Ich muß doch zusehen, wie du verpflegt wirst und ob es dir an nichts fehlt."

Er streichelte ihr Haar. Es that ihm wohl, sie in seiner Nähe zu wissen, das fröhliche Kind, das er stets mit der Liebe eines Bruders geliebt hatte. Sie konnte mit ihm von der Mutter reden, von der Heimat, von so manchem, was ihm teuer war. Ihre kindliche Zärtlichkeit hatte ihn stets beglückt, sie gab ihm auch jetzt ein Gefühl, daß ihm jemand in der Welt nahe stehe und verwandt sei, daß er nicht ganz verlassen sei.

„Ich bin so dankbar, daß du gekommen bist, mein liebes Kind," sagte er noch einmal.

„Hast du irgend einen Wunsch, den ich dir erfüllen kann?" forschte sie.

„Gar keinen. Die gute Mutter Lena hat mir so freundlich ihr Haus geöffnet und alle Leute sind so gütig gegen mich, viel mehr als ich es verdiene."

„Du hast ihnen aber auch unendlich viel Gutes gethan, Onkel Lambert. Zwei Frauen und ein Kind mit Lebensgefahr aus den Flammen zu holen, ist doch keine Kleinigkeit. Wie ist das Feuer eigentlich ausgebrochen?" fragte sie plötzlich.

„Der Knecht ist wahrscheinlich nicht vorsichtig mit dem Anzünden seiner Pfeife gewesen," antwortete Lambert. „In der Scheune ist das Feuer entstanden, von da ergriff es die Wirtschaftsgebäude und den bewohnten Schloßflügel. Da es Sonntag war und ich mich mit den meisten der Leute in der Kirche befand, hat man es so spät bemerkt."

„Sind deine Sachen alle mit verbrannt?" forschte das Mädchen weiter.

„Ich glaube, nicht alle. Die meisten meiner geliebten Bücher sind nebst meinem Schreibtisch gerettet."

Franziska verstand das leise Stöhnen, welches diese Worte begleitete, sie ging schnell auf ein anderes Thema über.

„Der Graf wird dir wohl eine schöne Summe für deinen Lebensunterhalt aussetzen," begann sie indes am Nachmittag das Gespräch aufs neue.

„Wie du sprichst, Kind," meinte Lambert fast erschrocken.

„Es ist mir doch ernst, Onkelchen, du mußt doch etwas zu leben haben."

Er lächelte matt. „Darum sorge nur nicht, Kind. Wem der Herr das köstlichste Gut genommen, der denkt nicht sogleich an dergleichen."

„Aber ich möchte daran denken," rief Franziska aufgeregt. „Wenn ich alles habe, was ich brauche und wüßte, du müßtest darben, ich ertrüge es nicht. Ich hätte so gern etwas für dich gethan," fuhr sie schnell fort, „oder dir doch wenigstens eine Zeitlang Gesellschaft geleistet, aber meine Freunde haben bereits anders über mich verfügt. Ich soll mit ihnen einige Monate in der Schweiz zubringen, danach wollen wir noch eine größere Reise machen."

Franziska schwieg einen Augenblick, mitleidig blickte sie auf Lamberts geschlossene Augen. Sie sah auch den Schatten, der minutenlang über das stille Gesicht zog

„So willst du schon bald wieder fort?" fragte er mit unverkennbarem Schrecken.

Sie neigte sich mit der alten Zärtlichkeit über ihn. „Ich bin selbst böse genug darum," sagte sie in schmollendem Tone, „und wäre gern, wenigstens ein paar Tage, bei dir geblieben. Herr L. wollte jedoch nichts davon hören, er war unerbittlich. Heute abend noch erwarten sie mich an der Eisenbahn." Franziska sah erleichtert aus, sie war froh, daß sie dies endlich ausgesprochen hatte.

Lambert war eine Weile still. „Ich gönne dir die Freude von Herzen, Kind," sagte er endlich. „Die Welt ist so schön und du passest besser in den hellen Sonnenschein, als in mein dunkles Krankenzimmer."

„Ich wäre aber doch so gern bei dir geblieben," versicherte sie.

Wenige Stunden später eilte Franziska Braunfels davon. Wie ein Schmetterling flog sie in die weite, bunte Welt hinein. Lamberts Segenswünsche folgten ihr, seine selbstlose Natur konnte ihr nicht zürnen.

„War das ein Irrwisch," sagte Mutter Lena zu Heinrich, als der Wagen verschwand. „Bei ihrem Geplauder wurde mir ganz unheimlich. Sie hieß doch nicht Johanna?" fragte sie plötzlich, wie erschrocken.

„Johanna?" sagte der Bursche, „nein, Johanna nicht, Franziska ist ihr Name, Franziska Braunfels."

„Franziska!" wiederholte Mutter Lena. „Weißt du es ganz genau, daß sie so heißt? Wär' mir auch leid, wenn es anders wäre," fügte sie rauh hinzu.

„Warum, Mutter Lena? Der Name ist doch ganz egal am Menschen," verwunderte sich Heinrich.

„Das schon, mein Junge. Aber nach Johanna rief dein Herr in seinen Fieberphantasien unaufhörlich, und es hätte mich geärgert, wenn er sich, auch nur im Schlaf, mit solch einem Luftvogel beschäftigte, wie diese da."

Es ging über Heinrichs Horizont, Mutter Lenas Rede zu verstehen, ein trauriges Gefühl aber hatte auch ihn beschlichen, er wünschte, Franziska wäre lieber gar nicht dagewesen.

„Soll ich Sie noch ein wenig in den Garten führen, Herr Inspektor?" sagte er zu seinem Herrn. „Die Luft ist so kühl und der Doktor hat es erlaubt."

Am Arm des Getreuen wanderte er langsam durch die Gartenwege. „Was ist das?" fragte er, ein Gebüsch betastend.

„Das ist ein Rosenstrauch, Herr Inspektor, eine einzige rote Blume sitzt daran."

Lambert beugte einen Augenblick das Gesicht über dieselbe, den süßen Duft einzuatmen. Ein kleines Gedicht kam ihm in die Gedanken, welches einmal ein junger Student aus dem Griechischen übersetzt hatte. Der Sinn desselben schien heute so gut auf ihn zu passen:

Rose, du am Borne, rote Rose,
Was erblühst du so in voller Schöne?
Wäre wohl versucht, dich abzubrechen.
Doch für wen? das ist die bange Frage.
Denn mein Vater ruhet tief im Grabe,
In die Schlacht gezogen ist der Bruder.
Mit dem Manne, welchen sie erkoren,
Fortgegangen ist mir auch die Schwester.
Blühe fort auf deinem Stock, o Rose,
Thränenübertaut und ungebrochen.

23.

Während Lambert in tiefer Trauer seine einsamen Tage zubrachte, herrschte im Hause der Gräfin Schwarzenfeld reges Leben und Treiben. Die Berufung Theodors als Pfarrverweser des Dorfes Blumenthal und die damit verbundenen Vorbereitungen zum Einzug in die neue Heimat nahmen seine Pflegemutter und Schwester vollständig in Anspruch. Diese wollten ihn wenigstens für die Sommermonate dorthin begleiten und die Gräfin war voller Eifer und Freude beschäftigt, das Pfarrhaus ihres Sohnes so hübsch wie möglich auszustatten.

„Die Lage des Dorfes ist wunderschön, Johanna, und wir haben den Jungen in

den letzten Tagen so sehr verwöhnt, daß er ohne uns sicher das Heimweh bekommen würde. Nachher holt er sich dann eine junge Frau. Er braucht nicht lange danach zu suchen, das habe ich mit meinen alten Augen bereits herausgefunden." Sie klopfte dem Mädchen lachend auf die Schulter. „Sieh' mich nicht so erstaunt an, Kind, ich weiß, was ich weiß. Als er neulich so träumerisch und still von dem Besuch auf Schloß Löwenhof zurückkehrte, habe ich ein wenig auf den Busch geklopft. Glaube mir, ein junger Mann gerät nicht umsonst in Verlegenheit, wenn man einem jungen Mädchen eine Lobrede hält. Du hättest ihn sehen sollen, als ich unsere kleine Ellen pries und ihr liebliches Walten bei Vater und Bruder mit warmen Worten anerkannte. Nun, Kind, was sagst du zu solch einer Schwester?"

„Ich würde niemanden lieber an dieser Stelle sehen, als Ellen," antwortete Johanna sinnend.

„Das will ich glauben, und das arme Kind, das so viel erduldet, wird endlich auch einmal Freude haben. Der Junge wird sie gewiß auf den Händen tragen."

„Wenn Ellen nur derselben Meinung ist," warf Johanna ein.

„Derselben Meinung, bei solch einem Jungen! Wer sollte ihr wohl besser gefallen? — Ich muß täglich mit Freuden sehen, wie er sich in der letzten Zeit an Leib und Seele so kräftig entwickelt hat."

„Es ist war, wir können nur danken," bestätigte Johanna.

Die Zeit verging im Fluge. Bis zum letzten Augenblick war die Gräfin so beschäftigt mit Aussuchen, Probieren und Einkaufen, daß der Abend vor der Abreise unvermerkt herannahte. Die Koffer standen bereits gepackt. Die alte Dame warf einen befriedigten Blick darauf.

„Ist nichts vergessen, Kind? Die Sendung Pain-Expeller ist glücklich noch zur rechten Zeit angelangt. Ich werde sämtliche Bauern vom Rheumatismus kurieren, verlaß dich darauf, Johanna. Nun muß sich der Junge noch das Schreibzeug auf seinen neuen Tisch aussuchen," sagte sie, auf ein großes Packet blickend, welches in der Ecke stand.

„Du kommst wie gerufen, mein Sohn," wandte sie sich an Theodor, der gerade auf der Thürschwelle erschien. „Ein echtes Pastoren-Dintenfaß sollst du dir aussuchen; groß genug darf es sein, damit recht viel Schönes daraus hervorgehen kann."

„Das wollen wir hoffen, mein Mütterchen."

„Ich habe es gern, wenn du mich so nennst," sagte sie herzlich.

„Aber ihr macht es wirklich zu arg mit all den Sachen."

Die Gräfin schmunzelte. „Hör' nur den Jungen, Johanna. Er spricht, als wenn es ihm ernst sei und hat doch gar zu gern ein hübsches Studierzimmer, worin alles nobel ist."

Theodor errötete. Ein trauriger Zug ging über sein männliches Gesicht. „Mein inniger Wunsch ist es zu lernen, in meinen Bedürfnissen bescheidener zu werden," sagte er ernst.

„Das wissen wir, mein Junge," begütigte die alte Dame.

Mit seiner Hilfe löste sie die Umhüllungen des Packetes, während Johanna mit ihrem gewöhnlichen Ordnungssinn jedes einzelne Papier zusammenfaltete. Sie warf hier und da ein Wort in das fröhliche Geplauder der beiden anderen und sah zufrieden und glücklich aus. Plötzlich ward sie sehr bleich, sie starrte auf die Zeitung in ihrer Hand, stand auf, trat eine Weile an das Fenster, legte dann, ohne ein einziges Wort zu sprechen, das Blatt vor die Gräfin nieder und verließ das Zimmer.

„Was hat das Kind?" fragte diese. „Ihr Benehmen schien mir ganz auffallend. Auf dem Papier, welches sie vor mich hingelegt hat, liegen Thränen," sagte sie plötzlich erschrocken und reichte Theodor die alte, zerknitterte Zeitung hin. „Sieh' nach, was bei den Thränen steht."

„Unglücksfall," las Theodor laut, und hastig die Zeilen überfliegend fuhr er fort:

„Das Feuer, welches letzten Sonntag auf Schloß Rehhorst in der Nähe des Dorfes Waldbach ausgebrochen, hat den Seitenflügel stark beschädigt. Den eifrigen Bemühungen des Herrn Inspektor Lambert Hiller ist es zu verdanken —"

„Lambert Hiller!" unterbrach sich Theodor nachdenklich.

„Weiter, nur weiter, mein Sohn," drängte die Gräfin.

„Ist es zu verdanken, daß das Hauptgebäude unangetastet blieb. Der kühne, opferfreudige Mann hat an dem Tage Großes geleistet. Leider ist er selbst, während er mehrere Menschenleben rettete, so zu Schaden gekommen, daß man seinen Tod erwartet. Glücklicherweise hat der Inspektor Hiller keine nähern Verwandten, die ihn als ihren Ernährer beklagen müßten."

Die Gräfin hatte sich bei den letzten Worten erhoben. „Welch eine Nachricht!" sagte sie bewegt, und verließ eilig das Zimmer.

Theodor blickte ihr erstaunt nach, er verstand weder Mutter noch Schwester. Oben kniete Johanna an der Seite ihres Bettes.

„Mein armes Kind," sagte die Gräfin, ihre Hand mütterlich auf das Haupt der Weinenden legend. „Sieh mich an und sprich mit mir, ich möchte dich so gern trösten."

Das Mädchen hob den Kopf. „O, warum bin ich nicht dem Zuge meines Herzens gefolgt, als es mich an jenem Sonntagabend mit so unerklärlicher Macht drängte, aus dem Wagen zu springen und zur Bahre des Verunglückten zu eilen. Noch lange, lange nach diesem Tage fühlte ich ein so schmerzliches Bangen beim Gedanken daran."

„Was sprichst du eigentlich, Kind?" unterbrach die Gräfin sie traurig.

„Hast du's nicht gesehen an dem Datum der Zeitung, daß das Unglück gerade an dem Sonntag stattgefunden hat, da Theodor zum erstenmal in Horn predigte und wir auf der Durchreise die Brandglocken hörten? O, wie ihr Klang mir durch die Seele ging, mehr noch der Anblick des Verunglückten, den sie in der Ferne an uns vorübertrugen. Der Verunglückte war Lambert, ich war in seiner Nähe und eilte nicht zu ihm. Und hast du es nicht gelesen, daß er keine näheren Verwandten hat," fuhr sie heftig fort, „daß wir uns dennoch getäuscht, — daß er nicht verheiratet gewesen, — daß er niemand Liebes gehabt, der ihm die Augen zugedrückt hat!" —

Sie blickte mit so verzweifelndem Schmerze zur Gräfin auf, daß diese erschrak.

„Es steht nicht da, daß er gestorben ist, Kind," suchte sie zu beschwichtigen.

„Das wird nie gleich dabei geschrieben," klagte Johanna, „aber es ist so, Mutter, du sollst sehen, daß es so ist."

Die Gräfin saß ratlos da. „Wir müssen uns natürlich gleich morgen danach erkundigen," sagte sie herzlich. „Oder, wie wär's," fügte sie, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, hinzu, „wenn du selbst hinreistest?"

Neues Leben schien in das Mädchen zu kommen. Sie richtete sich hastig auf. „Ja, laß mich hin, laß mich wenigstens die Beschreibung seiner letzten Augenblicke hören und das Grab sehen, in welches sie ihn gebettet haben."

Sie sah nun still und gefaßt aus, während sie ihre kleinen Vorbereitungen zur Reise traf.

24.

Ein Wagen rollte über die Landstraße.

„Ist das Schloß Rehhorst?" fragte Johanna den Kutscher, auf die Anhöhe zeigend.

„Ja wohl, Fräulein. Soll ich Sie dorthin fahren?"

Sie besann sich einen Augenblick. „Ich glaube, es ist am besten so."

Mit einem tiefen Seufzer lehnte sie sich zurück in den Wagen. Sie ließen das Dorf rechts liegen und fuhren den Weg aufwärts, dessen Windungen sie an jenem

Sonntag mit schmerzlichem Interesse verfolgt hatte. Vom hellen Nachmittagssonnenschein beleuchtet lag das Schloß vor ihr. An der einen Seite waren die Arbeiter beschäftigt, den zerstörten Flügel wieder herzustellen; ihr Singen und Jauchzen drang bis zu dem Mädchen herüber. Der Anblick des fröhlichen Treibens schnitt ihr ins Herz, eine mächtige Unruhe drohte ihr die errungene Festigkeit zu rauben. Die leise Hoffnung, an welche sie sich auf ihrer Reise zuweilen geklammert hatte, schwand dahin. Die Gegend schien ihr trotz der hellen Beleuchtung in einen düstern Nebel eingehüllt, wie ein Mißton klang jeder Freudenlaut an ihr Ohr. Sie hätte den Kutscher bitten mögen, stille zu halten, damit die Schreckensbotschaft, welche sie zu hören erwartete, noch etwas hinausgeschoben würde. Dann wieder raffte sie sich empor. „Besser das Aergste hören, als länger diese qualvolle Ungewißheit ertragen" Sie faltete die Hände. Ueber das erregte Gesicht breitete sich jener Ausdruck kraftvollen Wesens, mit welchem sie anderen schweren Stunden entgegen gegangen war. Ohne zu zittern verließ sie den Wagen.

„Soll ich Sie nicht lieber an die andere Seite fahren, Fräulein?" fragte der Kutscher.

„Ich danke, ich finde mich jetzt schon allein zurecht." Festen Schrittes ging sie auf einen der Arbeiter zu. „Können Sie mir sagen, wo die Verwalterwohnung ist?"

Der Mann blickte sie erstaunt an. Ihre auffallende Blässe schien ihn zu erschrecken. „Dort," sagte er kurz, mit der Hand auf den andern Flügel des Schlosses zeigend.

Johanna nahm den kürzesten Weg über Schutt und Trümmer, halb verkohlte Balken hemmten zuweilen ihren Fuß.

Eine alte Frau erhob sich aus dem Schatten eines mächtigen Eichbaumes. „Suchen Sie etwas, meine Dame?" fragte sie.

„Ich möchte den Verwalter des Schlosses sprechen," antwortete Johanna.

Die Frau zeigte auf die geschlossene Thüre. „Der macht sich auch einmal ein Vergnügen, meine Dame, und bei dem schönen Wetter ist ihm das wohl zu gönnen. Du lieber Himmel, was der — —"

„Ihr sagt mir, daß der Verwalter nicht zu Hause ist?" unterbrach das Mädchen sie eilig.

„So lassen Sie mich doch ausreden," rief die Alte ärgerlich. „Ich sage Ihnen, der macht sich auch einmal ein Vergnügen. Du lieber Himmel, was der auch für eine blasse Frau hat und die Kinder sehen aus wie Wachspuppen. Sie sind allesamt auf Reise gegangen und der Verwalter hat wahrscheinlich Heimweh nach ihnen bekommen." Sie kicherte. „Heute morgen mit dem Frühesten ist er auf und davon, wann er wiederkommt mag der Himmel wissen."

Johanna lehnte sich erschöpft und unschlüssig an die Mauer. „Könnt Ihr mir vielleicht etwas über den früheren Inspektor sagen, der hier bei dem Brande so schwer verletzt worden ist?" fragte sie nach kurzem Besinnen.

Das brummige Gesicht der Alten veränderte sich, es legte sich in freundliche Falten. „Der frühere Herr Inspektor Hiller? — Gott segne ihn, der war ein guter, frommer Mann, wie es selten einen gibt auf dieser bösen Welt."

Johanna preßte die Hand aufs Herz. „Wann ist er gestorben?" forschte sie leise und zögernd.

„Ist er gestorben?" schrie die Alte mit entsetzter Miene und ließ sich schwer auf die Schloßtreppe niederfallen. „Ach du lieber Himmel und solch ein guter Mann! Er hat mich armes altes Weib auf seinen eigenen Armen aus dem Feuer getragen," schluchzte sie.

Es war nichts mehr mit ihr anzufangen, auf alle ihre Fragen bekam Johanna nur die wehklagende Antwort: „Ach du lieber Himmel und solch ein guter Mann!"

„So nennt mir doch jemanden, der mit dem Inspektor gut bekannt gewesen ist?“ drängte sie, aufs äußerste gefoltert.

Die Alte erhob ihr runzelvolles Gesicht. „Gut bekannt waren wir alle mit ihm im Dorfe, — aber Mutter Lena hat ihn, glaube ich, doch am liebsten gehabt.“

„Mutter Lena,“ wiederholte das Mädchen erleichtert. „Kommt, zeigt mir wo sie wohnt.“

„Dort das kleine Haus unter den Bäumen. — Ach du lieber Himmel und solch ein guter Mann!“ hörte Johanna sie noch murmeln, als sie mit schnellen Schritten den Berg hinunter eilte.

Das kleine Haus bot einen überaus friedlichen Anblick dar, Johanna bemerkte das indes nicht, eilig klopfte sie an die Thüre. Mutter Lenas gutes, freundliches Gesicht blickte ihr entgegen.

„Man hat mir gesagt, Sie könnten mir etwas über den verunglückten Inspektor Lambert Hiller mitteilen,“ sagte sie, sich am Thürpfosten festhaltend.

„Gewiß, das kann ich; treten Sie nur gefälligst herein,“ antwortete Mutter Lena, die Fremde teilnehmend betrachtend. „Setzen Sie sich schnell,“ fuhr sie, die Stubenthür öffnend fort, „Sie sehen aus, als ob Ihnen nicht wohl wäre.“

„O, ja, ganz wohl, gute Frau. Aber, bitte, sagen Sie mir, was Sie von dem Verunglückten wissen.“

„Ich will Ihnen alles sagen, was ich von ihm weiß,“ sprach Mutter Lena freundlich. „Wären Sie nur ein paar Tag eher gekommen, Sie hätten ihn dort in der Ecke im Sessel sitzen sehen.“

Johannas Augen wandten sich dorthin. „Und jetzt — — ist er gestorben?“ kam es kaum hörbar über ihre Lippen.

„Gestorben? Nein gewiß nicht, Fräulein! So hart ist unser Herrgott nicht gewesen, obschon er schlimm genug mit ihm umgegangen. Sehen Sie — —“

Ein unterdrückter Schrei aus der Brust der Fremden unterbrach Mutter Lena.

„Mein Gott, was fehlt Ihnen?“ rief sie, das Mädchen mit ihren Armen stützend.

„Nichts, nichts, gute Frau,“ sagte Johanna. „Es ist nur Freude und Glück, — Sie sagten doch, daß er lebt?“ —

„Ganz gesund haben sie ihn am Montag hier fortgebracht, um womöglich seine armen Augen noch heilen zu lassen.“ Sie blickte wieder auf die Fremde, die jetzt still mit fast verklärtem Gesicht dasaß. „Sie sind wohl eine Verwandte vom Herrn Inspektor?“ fragte sie.

Johanna antwortete nicht darauf. „Erzählen Sie mir, wo man ihn hingebracht und was seinen Augen fehlt,“ rief sie.

„Ein klein wenig konnte er in der letzten Zeit wieder sehen, aber viel ist's nicht gewesen. Ich kann nichts anderes sagen, Fräulein, so leid es mir auch thut.“

„Und ist er ganz allein, ohne jemand, der ihn lieb hat?“ forschte Johanna, von ihren Gefühlen überwältigt.

„Der treue Bursche, der Heinrich, ist mit ihm gegangen. Gott weiß, wie gern ich ihn selbst weiter gepflegt hätte, er ist ein so guter, geduldiger Mann. Wie er hier im Fieber lag, hat er oft genug nach Ihnen gerufen, Fräulein. Sie sind doch Johanna, nicht wahr? — Sie können niemand anders als Johanna sein.“

Das Mädchen blickte erstaunt auf. „Mein Name ist Johanna Werner,“ sagte sie.

„O wie mich das freut,“ rief Mutter Lena entzückt. „Wie oft, wenn ich in der Nacht an seinem Bette saß, habe ich gesehen, daß er die Arme nach Ihnen ausstreckte und immer wieder Ihren Namen rief. O, wie mich das freut, wie mich das freut!“

Das Mädchen war aufgesprungen. „Sagen Sie, daß er in der Nacht Johanna gerufen, daß er die Arme nach Johanna ausgestreckt?“ rief sie freudestrahlend.

„Ja, immer und immer wieder,“ beteuerte Mutter Lena. „Wie schade, wie jammerschade, daß Sie nicht ein paar Tage früher gekommen sind.“

„Wo ist er denn jetzt, wo kann ich ihn finden?“ rief Johanna ungestüm.

„Der Herr Graf hat ihn selbst fortbringen lassen, an einen Ort, in dessen Nähe ein berühmter Augenarzt wohnt,“ erklärte Mutter Lena, „der neue Herr Verwalter wird alles davon wissen.“

„Ich war bereits bei ihm, er ist für einige Tage verreist. Aber sagen Sie mir, wo der Graf ist.“

„Der ist fast nie hier.“

„Und Sie selbst wissen nicht wie der Ort heißt, wo man den Inspektor hingebracht hat?“ unterbrach Johanna ihren Redefluß.

„Ich könnte mich prügeln, daß ich mich gar nicht darauf besinnen kann; es ging alles so unerwartet und so schnell, daß ich den Namen kaum gehört habe. Doch warten Sie einen Augenblick, ich werde schnell ins Dorf gehen und mich erkundigen, vielleicht weiß der Herr Schulmeister oder sonst einer etwas davon.“

Johanna blieb allein zurück. Langsam näherte sie sich dem Sessel, in welchem Lambert gesessen hatte. Sie drückte ihre Lippen auf das Kissen, an welchem sein armer Kopf geruht hatte. — „Blind und einsam!“ rief sie leise und schmerzlich. Dann schien ein Freudenschauer das Weh dieses Gedankens zu verdrängen. — „Er hat meinen Namen gerufen, er hat die Arme nach mir ausgestreckt, er hat sich nach mir gesehnt,“ — kam es fast jauchzend über ihre Lippen. Sie kniete neben dem Sessel. Es war so still im Zimmer, nur der Sonnenschein schaute durch das offene Fenster, ein Vogel zwitscherte im Gebüsch und Blumendüfte schwebten hinein aus dem nahen Garten.

Wie lange sie so gekniet wußte sie nicht; sie hörte die Thür gehen und Mutter Lena herein treten.

„Bringen Sie gute Nachrichten?“ fragte sie, rasch aufspringend.

„Ich könnte meinen dummen Kopf schlagen,“ sagte Mutter Lena ärgerlich, „aber daran ist nun nichts zu ändern. Der Name will mir durchaus nicht einfallen und im Dorfe weiß ihn keiner.“

„Wissen Sie denn auch nicht, wo der Verwalter hin ist?“ meinte Johanna enttäuscht.

„Der macht sich nicht so gemein mit den Leuten, wie der Herr Inspektor Hiller,“ brummte Mutter Lena ingrimmig, „von dem weiß niemand etwas.“

„Dann bleibt mir nichts anderes übrig, als auf seine Wiederkehr zu warten,“ sagte das Mädchen mit einem Seufzer. „Oder,“ fügte sie nach kurzem Nachdenken hinzu, „ich schreibe einen Brief an ihn, den Sie ihm dann wohl gleich nach seiner Ankunft übergeben.“

„Noch keine Minute soll er im Hause sein, oder er hat ihn,“ versicherte Mutter Lena. „Sehr gern hielt ich Sie all' die Tage hier, Fräulein, und würde auch gut für Sie sorgen; aber wie lange es währen wird, das kann ich nicht sagen, da der Verwalter erst gestern abend abgereist ist, über Sonntag, meinte sein Gärtner, bleibe er jedenfalls.“

„So lange!“ seufzte Johanna, dann verklärte sich wieder ihre Miene: „Er lebt und er sehnt sich nach mir,“ flüsterte sie wiederholt vor sich hin. —

Es war Samstagabend, als sie in Theodors neuer Heimat ankam. Nach kurzem Zögern hatte sie sich entschlossen, zu ihren Lieben zurückzukehren und dort die Nachricht des Verwalters abzuwarten. Unter Mutter Lenas gastlichem Dach hatte sie eine Nacht geruht, um dann von den Segenswünschen der guten Frau begleitet die Heimreise anzutreten. Unerwartet stand sie vor der Gräfin, welcher es mit Hilfe der Dienerinnen gelungen war, dem Hause bereits ein wohnliches Ansehen zu verleihen.

„Du siehst aus, als brächtest du gute Nachricht mit, mein liebes Kind,“ sagte die alte Dame, ihre Pflegetochter umarmend.

Johanna erzählte ihre Erlebnisse.

„Ich hab's immer gedacht, Kind, daß ihr beide euch noch finden würdet, obwohl du es mir niemals glauben wolltest. Wie wird Theodor sich freuen, Johanna! Schade,

daß wir ihn noch nicht rufen dürfen; er ist gerade beim Studium seiner Predigt; wenn wir ihn stören, fürchte ich, daß er morgen nichts Rechtes sagen kann."

Sie verließ dann plötzlich das Zimmer, kehrte aber nach ganz kurzer Zeit mit einer kleinen Schatulle in der Hand zurück. „Ich muß mir durchaus die Freude heute schon machen; es geht mir wie den Kindern, ich kann unmöglich länger warten. Sieh' her, dies ist dein Brautschmuck, Johanna, den ich seit lange für dich bestimmt hatte. Vor Jahren habe ich ihn einmal angekauft, weil er so ungewöhnlich und einfach schön ist."

Sie öffnete die Schatulle, — — vor Johannas erstaunten Blicken lag auf einem roten Samtkissen der Brautschmuck ihrer eigenen Mutter. —

„Gefällt er dir, mein Kind?" fragte die Dame freundlich.

„O, wenn du wüßtest, wie unaussprechlich teuer er mir ist," rief Johanna, beide Arme um den Hals der Gräfin legend. „Es ist der Brautschmuck meiner Mutter, dessen Verlust ich dir ja längst geklagt habe."

„Das scheint mir eine glückliche Vorbedeutung für dich, mein liebes Kind," sagte die Gräfin warm. „Deine Mutter im Himmel und deine Mutter auf Erden haben sich vereinigt, den Bund deines Herzens zu segnen."

25.

Der junge Prediger saß in seinem Studierzimmer. Er war so vertieft in die Predigt, daß er den leisen Schritt überhörte, der sich ihm näherte. Erst als sich eine Hand auf seine Schulter legte, erhob er den Kopf. „Sind Nachrichten von Johanna gekommen?" fragte er.

„Sie ist selbst da, mein Bruder," antwortete ihre Stimme.

Er sprang empor. Ein Ausdruck tiefer, unaussprechlicher Liebe prägte sich in seinem Gesichte aus, wie Johanna ihn noch nie an ihm wahrgenommen hatte. „Meine liebe, teure Schwester, ich höre an deiner Stimme, daß Gott uns gnädig gewesen ist, — Lambert lebt?" —

Er streckte ihr beide Hände entgegen. — „Ich weiß alles, Johanna. All' deine große, selbstlose Liebe ist mir erst jetzt völlig klar geworden. Du entsagtest deinem Lebensglück und brachtest ein Opfer, dessen Größe auszudenken mir fast unmöglich ist."

„Still, still, mein Bruder," wehrte das Mädchen, „sprich nicht davon."

„Aber ich will davon sprechen," rief Theodor erregt. „O wenn ich nur wüßte, wie ich es wieder gut machen soll, daß ich in meiner grenzenlosen Selbstsucht, ohne weiteres, als müsse es so sein, alles von dir angenommen habe, ohne je zu fragen, was es dich kostete."

Vergebens wehrte Johanna den bittern Anklagen, die über Theodors Lippen strömten.

„Ich kann nie wieder gut machen, was du durch mich gelitten hast, Johanna," fuhr er fort. „Du meinst vielleicht, ich könnte es nicht völlig verstehen, ahnte noch nicht, was echte, wahre Liebe sei." Theodors Augen leuchteten auf. „Sieh', Johanna, auch ich trage eine solche Liebe im Herzen, daß mir ist als würde mein Leben zur Wüste, wenn man sie mir entrisse. Und durch diese Wüste bist du gegangen Jahr um Jahr, ohne Klage, ohne Murren, durch meine Schuld."

„Es war mein eigener freier Wille, mein Bruder," sagte Johanna demütig.

Sie suchte ihn zu beschwichtigen, auf alle seine Vorwürfe hatte sie eine mildernde Antwort, überall war sie selbst die Irrende.

„Nein, nein, Johanna, du bist zu gütig, ich sehe mein Bild in ganz anderem Lichte. Ich weiß, du hast mir vergeben und auch der Herr will jede Missethat und

Sünde tilgen, wenn wir sie ihm zu Füßen legen; aber den Schmerz darüber werde ich nie ganz los werden können."

„Du wirst es lernen, mein Theodor."

„Vielleicht wenn ich dein Glück sehe, Johanna," sagte er leise. „Sagtest du nicht vorhin, daß Lambert dennoch leidend sei."

Des Mädchens Züge veränderten sich. „Er ist blind," antwortete sie gepreßt.

„Meine arme, arme Schwester!"

Sie lehnte ihren Kopf an seine Schulter, in sein Herz schüttete sie all ihr Bangen und Verlangen, ihm vertraute sie ihre Unruhe und ihr Zagen. „Wir haben die Rollen getauscht, mein Bruder," sagte sie seinen Trostgründen lauschend. „Du mußt jetzt meine Stütze sein, dein Verständnis thut mir unaussprechlich wohl."

Ein Freudenschein überflog seine Stirne. „Ich danke dir für das Wort, Johanna," sagte er einfach.

„Soll ich jetzt einmal raten, wer die Geliebte deines Herzens ist?" lächelte das Mädchen. — — „Ihr Name ist Ellen!" flüsterte sie ihm ins Ohr und an dem Leuchten seines Angesichtes sah sie, daß sie sich nicht getäuscht hatte. — —

„Meine liebe, kleine Schwester, Ellen," sagte Johanna vor sich hin, als sie allein in ihrem Schlafzimmer auf ihrem Lager ruhte und die Erlebnisse des Tages überdachte. Sie sah das liebliche Gesichtchen glückstrahlend an ihres Bruders Seite, dann wieder stand Theodor auf der Kanzel, mit Begeisterung das Evangelium verkündend, ein treuer Diener und Hirte, wie sie es sich einst erbeten hatte. Die Bilder zogen an ihr vorüber, Lamberts teure Gestalt tauchte vor ihr auf, nicht mehr in jugendlicher Frische und männlicher Kraft, sondern gebrochen, hilflos blind, allein. „Lambert, mein Geliebter, vergib mir all den Schmerz, den ich dir bereitet," rief sie, „laß mich zu dir kommen, laß mich dich pflegen, laß mich dein Augenlicht sein!" Sie hörte seine Stimme, sie eilte ihm entgegen und wollte ihn umfassen. Die Sehnsucht ihres Herzens zerriß alle Fesseln. „Endlich nach Jahren schmerzlichen Harrens bin ich dein!" Doch die Stimme klang ferner und ferner, vergebens rief sie nach ihm. In der Dunkelheit schien er sich ganz zu verlieren, dann wieder tauchte er auf. Sie eilte ihm nach, über Steine und Gestrüpp, vorüber an wilden brausenden Wassern. Wie Blei hing es an ihren Füßen, jeder Schritt verursachte Schmerz, und doch ging sie vorwärts. „Lambert, Lambert!" Mit einem Schrei war Johanna erwacht. Die Morgensonne schien in ihr freundliches Stübchen, sie richtete sich auf. Der Zweifel und die Unruhe, welche ihr bis in den Traum gefolgt, erwachten wieder mit ihr. „Werde ich ihn finden? — Kann ich nicht dennoch zu spät kommen? — Können nicht wenige Tage und Stunden alles verändern?" Sie kleidete sich an, es duldete sie nicht mehr im Zimmer, ihr rastloser Geist forderte körperliche Anstrengung. Alles war noch still im Hause, niemand hörte sie fortgehen. Auch das Dorf lag noch im Sonntagsschlaf, nur hier und da klang das Krähen eines Hahnes oder das Bellen eines Hundes durch die friedliche Stille. Sie wanderte über die taufrischen, blumigen Wiesen eine kleine Anhöhe hinauf. In Gold getaucht lag das Thal vor ihr, — Blumenthal —, ihres geliebten Bruders erste Arbeitsstätte. Einen Augenblick setzte sie sich auf die einfache Bank, die in Grün versteckt einen Blick über die Gegend gewährte.

„Hast du auch richtig gelesen, mein Junge, stand wirklich da: Herr Pfarrverweser Theodor Werner aus Bonn?" fragte plötzlich eine Stimme ganz in ihrer Nähe.

Johanna lauschte.

„Ja wohl, Herr Inspektor. Ich habe das Blatt in der Tasche, soll ich es Ihnen noch einmal vorlesen?"

Gleich darauf ertönte eine monotone, deutliche Knabenstimme. Was dieselbe las konnte Johanna nicht hören, wie gebannt saß sie an ihrem Platze.

„Wie viel Uhr ist es jetzt, Heinrich?" war das erste, was sie wieder vernahm.

„Es hat eben sieben Uhr geschlagen, Herr Inspektor."

„Und um neun beginnt die Kirche? Welch lange Nacht und welch langer Morgen!"

Ein Schrei tönte von des Mädchens Lippen, sie wußte, wer so sprach. Mit einer raschen Bewegung teilte sie das Gebüsch.

„War da jemand?" forschte der Blinde, lauschend den Kopf erhebend.

„Lambert, mein Geliebter, ich bin da. Deine Johanna ist gekommen, um nie wieder von dir zu gehen," rief das Mädchen, alles andere vergessend.

„Meine — Johanna!"

Lambert tastete suchend umher.

Sie umschlang ihn mit ihren Armen, sie legte den Kopf an seine Brust. „Lambert, Heißgeliebter, endlich habe ich dich gefunden," schluchzte sie. Sie küßte seine blinden Augen. „Deine armen, lieben Augen!"

„Meine Augen! — — Sie sehen, Johanna, sie sehen dich!" rief Lambert mit fast erschrockenem Jauchzen. „Meine Augen sehen und du bist mein, o, du barmherziger Gott, welch' unaussprechliche Gnade!"

Lange konnten beide kein Wort sprechen, ihre Liebe bedurfte keiner Erklärung. — Durch die plötzliche, heftige Erschütterung war die Lähmung der Sehnerven gehoben, welche Lamberts Augen das Licht geraubt hatte; als ein Sehender war er Johanna wiedergeschenkt.

„Erkennst du dort die Kirche, mein Lambert, in welcher Theodor heute morgen Gottes Wort verkündigen soll?" fragte Johanna freudetrunken, als sie eine Stunde später mit Lambert die Anhöhe hinabstieg.

Wie Verklärung lag es auf seinem Gesicht. „Ich konnte es kaum erwarten, daß die Glocken mich hinein riefen," sagte er, „und habe schon gestern dem Herrn gedankt, daß er dein Werk hat gelingen lassen."

„An welchem auch du jahraus, jahrein so treulich mitgeholfen, mein Geliebter," sprach das Mädchen innig. „Aber jetzt laß uns eilen, Theodor wartet darauf, seinen Bruder zu umarmen."

„Du kommst doch mit uns, mein Junge?" rief Lambert, sich nach seinem getreuen Heinrich umblickend, der sich vor Glück kaum zu fassen wußte.

„Ja wohl, Herr Inspektor, ich komme schon," war die freudige Antwort. „Ich muß nur eben nach Hause gehen, Ihr Gesangbuch zu holen, damit Sie in der Kirche auch mitsingen können."

Ende.

Die Galerie alter Meister im Amsterdamer Rijksmuseum.

Von

Alfred Bach, Universitätsrat.

Die Kunst der Niederländer hat nach langer Verkennung in den letzten Jahrzehnten einen immer steigenden Einfluß auf die moderne Kunstweise und wachsende Anerkennung bei den Kunstfreunden aller Nationen gewonnen.

Was einst einzelne kunstliebende Fürsten, zumeist im vorigen Jahrhundert, an Kunstschätzen sorgsam gesammelt, wird heutzutage durch Aufstellung in öffentlichen Gebäuden und schon auch durch reichliche Vervielfältigung zum Gemeingut des deutschen Volkes, und ihrem feinen Verständnis für das Schöne verdanken wir fast ausschließlich auch den ziemlich reichen Grundstock altniederländischer Meisterbilder, welche die deutschen Museen, München, Dresden, Berlin und Kassel vor allen, bewahren. Mit regem Eifer wird auch fast allerorten an die Vermehrung dieses Grundstockes gegangen, aber die immer teuerer, fast unerschwinglich werdenden Preise beweisen nur zu gut, wie allgemein der Wert dieser Kunstleistungen erkannt wird.

Wer die deutschen Galerien durchwandert, die verhältnismäßig vieles, und darunter sehr wertvolle Stücke von altniederländischer Kunst besitzen, wird wohl so viel sehen, um sich über den Wert und die Bedeutung dieser Kunst im allgemeinen eine Vorstellung zu bilden, er wird aber aus dem Gesehenen nicht nur einen lebendigen Anreiz erhalten, eine Kunst von so eigener Art auch in ihrer Heimat eingehender kennen zu lernen, sondern auch die Ueberzeugung gewinnen, daß sie nur aus der Kenntnis ihres heimatlichen Bodens voll verstanden werden kann. Wenn Einer, wie ich im Spätsommer vorigen Jahres, von diesen Gedanken getrieben Holland und Belgien durchreisend, die reichen Kunstmuseen dieser Länder besichtigt, wird er gewiß seine Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern noch übertroffen finden durch den Reichtum des Gebotenen, und aus dem Leben des Volkes, aus dem Anblick seiner Städte und seiner Landschaft wird er Aufschlüsse zum Verständnis desselben erhalten, welche den Reiz des Genießens wesentlich erhöhen. Keine Galerie unter allen der gesamten Niederlande bietet aber — wenn wir von dem ganz eigene Wege gehenden Rubens und seiner Schule absehen, von welcher fast überall anderwärts reichlichere Proben sich befinden — ein so vielseitiges Bild von der Blütezeit der alten Niederländer, als die des neuen Amsterdamer Rijksmuseums, und schwerlich bietet eine andere niederländische Stadt einen so passenden historischen und landschaftlichen Rahmen für ihre Galerie, als eben Amsterdam.

Mit der im einzelnen so mannigfaltigen Architektur ihrer hochemporstrebenden, spitzgegiebelten Häuser, deren enggeschlossene Fronten sich in dem flüssigen Elemente spiegeln, das für das alte Holland das Hauptfeld seiner Thaten und seiner Größe geworden ist, erscheint diese ehrwürdige interessante Stadt als ein Sinnbild des freien, im Gemeinsinn geschlossenen, thatenkräftigen Bürgertums, aus dessen Reihen kühne und bahnbrechende Meister der Kunst emporgewachsen sind.

In einem neuen Stadtteil unweit des Vondelparkes an der Stadhouderskade erhebt sich ein gewaltiger, in einer eigentümlichen Stilmischung errichteter Backsteinbau, dessen oberes Stockwerk neben einer Sammlung moderner Bilder die Gemäldegalerie alter Meister enthält. Der weit überwiegende Teil derselben entfällt auf die holländische Schule, nur ein kleiner auf die vlämische, und ein noch geringerer und im allgemeinen wenig bedeutender Teil auf die deutsche, französische, italienische und spanische Schule, welche letzteren außerhalb des Rahmens dieser Besprechung fallen.

Die Sammlung, obwohl in zusammenhängenden Sälen untergebracht, zerfällt äußerlich in zwei Teile verschiedenen Ursprungs, nämlich in die von König Ludwig Napoleon gegründete Sammlung des „königlichen Museums" und in die Sammlung v. d. Hoop, von diesem, einem angesehenen Handelsherrn und Kunstfreund, im Jahre 1854 der Stadt Amsterdam vermacht. Beide Sammlungen zusammen enthalten nahe an 1300 Gemälde.

Zunächst mögen einige Worte über die Räume vorausgeschickt werden, in denen die Galerie ihren Platz gefunden hat: Von einer großen, durch hohe bemalte Fenster erleuchteten Vorhalle führt ein breiter Gang, zu dessen beiden Seiten sich Kabinette, meist größere Bilder enthaltend, befinden, zu dem Ehrensaal, von dessen Inhalt später die Rede sein wird. Von ihm gehen die Räume, Kabinette und Säle, welche zum Teil auch die moderne Galerie und Ausstellungen altertümlicher Zimmereinrichtungen enthalten, nach beiden Seiten hufeisenförmig gebrochen, wieder zu der erwähnten Vorhalle zurück. Die Aufstellung und Beleuchtung der Bilder ist im ganzen eine zweckmäßige, namentlich was die großen Meisterwerke und die Hauptperlen der Galerie betrifft, ohne freilich den idealen Anforderungen erheblich nahe zu kommen.

Schon ein flüchtiges Durchgehen durch die Galerie umstrickt uns mit einem wunderbaren Zauber, man fühlt sich mehr als irgendwo anders in Räumen ähnlicher Art persönlich angesprochen, weil so viel Persönliches von den Wänden herab mit unvergleichlicher Lebenstreue zu uns redet, aber nicht eine bunte verwirrende Reihe, sondern eine von einheitlichem Geist erfüllte Vertretung einer ganzen großen Geschichtsepoche, die vor uns gewissermaßen handelt, uns einen Einblick in ihre Seele, ihr Wirken und Wesen verstattet, in einer Echtheit und Natürlichkeit uns entgegentritt, wie nie zuvor Gestalten, welche die Kunst verewigte, und trotz dieser Echtheit und Natürlichkeit umflossen von einem goldenen Schimmer, welchen nicht unsre Phantasie, der Reiz des Alters und große geschichtliche Erinnerungen uns vormalen, den vielmehr die Kunst der schaffenden Meister selbst in ihre Darstellung verwoben hat. Es ist ein liebendes Sichvertiefen in den Charakter und den Reiz des Individuellen, ja Individuellsten, in dem die Erklärung für diese auch den Kunstunkundigsten packende Wirkung zu suchen ist. Wie das freie und liebevolle Erfassen der menschlichen Persönlichkeit sich zu einem ebensolchen Erfassen der ganzen Natur, der beseelten wie der unbeseelten, erweiterte, weiß jeder, der nur einiges von altniederländischer Malerei gesehen hat. Das reiche Material, welches das Rijksmuseum an Landschaften, See- und Architekturbilder und Tierstücken aufweist, bildet gewissermaßen den Hintergrund und das notwendige Beiwerk zu den figürlichen Darstellungen. Und so gibt diese Sammlung ein Gesamtbild des ganzen Lebens der damaligen Epoche, welches lebendiger redet, als eine ganze Litteratur.

Die folgende Skizze über den Inhalt dieser reichen Sammlung, welche ohne jeden Anspruch auf Vollständigkeit, selbst in Hinsicht auf das Wertvollere, und ebenso ohne Anspruch auf die Sachkunde des eigentlichen Fachmanns, nur persönliche Eindrücke

wiedergeben will, ist in der Absicht niedergeschrieben, den zahlreichen kunstliebenden Lesern, welchen die Umstände eine Reise nach der holländischen Hauptstadt nicht gestatten, wenigstens in Umrissen eine Vorstellung von ihren Kunstschätzen und denen, welchen die Möglichkeit einer solchen Reise sich bietet, einen Anreiz zu geben, mit eigenen Augen zu schauen.

Das Porträt, welches vom Einzelporträt zum Gruppen- und Massenporträt fortschreitet, ist so zahlreich im Rijksmuseum vertreten, daß man glauben könnte, jene Zeit habe Legionen von Mediceergeschlechtern hervorgebracht; aber jene Männer und Frauen, die aus ihren Rahmen uns anblicken, zeigen vielfach nüchterne bürgerliche Physiognomien und lassen oft nur auf mittlere Wohlhabenheit schließen, und gerade die höchste Meisterschaft eines Rembrandt, Franz Hals, v. d. Helst und so vieler anderen Großen im Reich der Malerei, hat uns zahlreiche Porträts der bürgerlichen Mittelklassen überliefert.

Es ist charakteristisch, daß damals die Kunst in breiten Schichten des Volkes nicht nur ihre Objekte, sondern auch ihre Freunde fand. Die Schützen- und Regentenstücke, welche der altholländischen Kunst eigentümlich sind, sind die interessantesten und schönsten Belege hierfür, jene die Darstellungen von Korporalschaften der Schützenmiliz, diese der Vorsteher der Zünfte, der öffentlichen Korporationen oder gemeinnützigen Anstalten. Wer hätte nichts von den „Staalmeesters“ Rembrandts und von seiner „Nachtwache“ gehört, welche von im ganzen sechs Arbeiten seiner Hand — darunter das Gruppenbild „die jüdische Braut“ und ein Porträt der Admiralswitwe Elisabeth Jakobs Bas von unvergleichlicher Tiefe der Charakteristik — die berühmtesten der Sammlung sind? Von den niemals erreichten Vorzügen Rembrandtscher Technik ganz abgesehen, sind diese beiden Bilder durch die das schöpferische Genie bekundende malerische und freie Auffassung allen anderen, auch den besten ähnlichen Darstellungen weit überlegen. Die Staalmeesters (Stempelmeister), die Vorsteher der Tuchmacherzunft Amsterdams, sind ein Gruppenbild von sechs Personen, welche Rembrandt hinter einem Tische sitzend, bei der Beratung zumeist in lebhafter Bewegung begriffen darstellt, und zwar mit einer Durchbildung der Physiognomien, welche das ausschließliche Geheimnis des Meisters gewesen zu sein scheint.

Nicht einmal der elegante und in der Formbildung gewandte Van Dyk, von dem das Museum gleichfalls Meisterwerke ersten Ranges aufweist, — u. a. ein Bild des jugendlichen Prinzen Wilhelm von Oranien und seiner noch jugendlicheren Braut — ist ihm gerade in diesem Punkte voll ebenbürtig. Das zweite Bild, die „Nachtwache“, behandelt den Auszug der Kompanie des Kapitäns Franz Banning Cock aus ihrem Gildenhause. Die Bedeutung der Porträts verschwindet hier vollständig vor der Handlung, die voll dramatischen Lebens ist. Aus dem tiefen Dunkel des Hintergrundes lösen sich die in mannigfaltiger Gruppierung und Haltung vorschreitenden Gestalten, auf deren vorderste, den Kapitän und seinen neben ihm schreitenden Leutenant, ein helles Licht fällt. Die etwas schlaffe Haltung und unscheinbare Gestalt des besonders grell in die Augen fallenden Leutenants beeinträchtigen mir indessen, wie ich gestehe, wenigstens in etwas den reinen Genuß dieses großartigen Meisterwerkes, dem der mittlere Platz in dem eingangs genannten Ehrensaal, der beste der ganzen Sammlung, mit vollem Recht eingeräumt ist. Noch mehr als Rembrandt haben sich andere Meister des Porträtfachs der Darstellung von Schützenstücken gewidmet und diese schon früher üblichen Darstellungen auf die höchste Höhe der Kunst erhoben; es sind von dieser Gattung wahre Paradestücke der Porträtmalerei in großem historischen Stil zu sehen, von denen die schönsten im Ehrensaal neben Rembrandts „Nachtwache“ aufgehängt sind, so vor allem von dem schon genannten Franz Hals, von dem seine Vaterstadt Harlem in der Galerie des Rathauses freilich die reichsten Schätze bewahrt, dann Bartholomäus van der Helst, Govaert Flinck, de Keyser u. a. m. Ihre Darstellungen sind nüchterner und kälter, aber auch klarer als die Rembrandtsche „Nachtwache“; das Bestreben, jedem der Dargestellten sein volles Recht auf möglichste Repräsentation seiner Person zukommen

zu lassen, tritt viel mehr in den Vordergrund, aber innerhalb dieser Schranke hat der feine Sinn in der Gruppierung der Massen bei den meisten dieser Bilder das höchstmögliche geleistet. Herrliche Männergestalten in prunkender Waffenrüstung und in den reichen Trachten, welche wir aus der Zeit des 30jährigen Krieges kennen, treten uns hier vor das Auge, in Gruppen um ihre Führer geschart, oder tafelnd beim reichbesetzten fröhlichen Mahle, wie in v. d. Helsts berühmter Schützenmahlzeit zur Feier des westfälischen Friedens — beredte Bilder aus einer ebenso kampfes- wie lebensfrohen Zeit, welche dabei eine Fülle von Material für das Studium der Kulturgeschichte und der Kostümkunde enthalten. Man glaubt das Klirren der Waffen, das Rauschen der Fahnen zu vernehmen, wenn man sich träumend in ihr Anschauen vertieft, und eine in jugendlicher Frische emporstrebende Generation steht aus dem Schoße der Jahrhunderte leibhaftig vor uns auf.

Ein Seitenstück zu den Schützenbildern geben die erwähnten Regentenbilder, welche uns Leute aus der bürgerlichen Aristokratie jener Zeit vorführen, aber, abgesehen von den „Staalmeesters", an künstlerischer Bedeutung jenen im allgemeinen nachstehen. Während jenen ein flotter Zug innewohnt und eine reiche Farbenfülle schimmernder Gewänder von Seide und Samt dort das Auge besticht, sehen wir hier ernste würdige Männer und Frauen in feierliches Schwarz gekleidet, welche die Bedeutung, die ihr Amt ihnen verleiht, in Blick und Haltung deutlich widerspiegeln. Die verhältnismäßig große Zahl derselben ist ein Beweis für den hoch entwickelten genossenschaftlichen Sinn jener Zeit, dem ein starkes Selbstbewußtsein als natürlicher Begleiter zu Seite ging.

Die Sammelbildnisse dieser Art, unter denen die von Karel du Jardin und Dirk Santvoort mit als die besten genannt werden können, reichen bis weit in das 18. Jahrhundert hinein, werden aber, wie die Kunst überhaupt, in der späteren Periode immer flacher und interesseloser. Bei den Sammelbildnissen muß ich indessen auch noch zweier Familienbilder Erwähnung thun, die unter die besten Werke der Galerie zu rechnen sind: das erste von Thomas de Keyser, eine holländische Familie auf einem Hof darstellend, ein aufs feinste durchgebildetes Werk voll Anmut und ansprechendster Natürlichkeit, das zweite von Franz Hals, er selbst und seine zweite Gattin, ein blühendes noch jugendliches Weib von etwas ferniger Schönheit, mit einem so echten lustigen Lachen auf den Lippen, wie es nur der Pinsel eines Hals hervorbringen kann. Unter den Bildnissen müssen schließlich auch noch die Charakterköpfe dieses Künstlers erwähnt werden „der fröhliche Mann" und „der Narr" welche, ähnlich der „Hille Bobbe" im Berliner Museum, stark ins Groteske spielen, aber eine so keck virtuose Behandlung in der Wiedergabe seelischer Empfindungen zeigen, daß wir über den Genuß der Unterhaltung den seltsamen Eindruck vergessen, den das Dargestellte hervorbringt.

Mit diesen Charakterporträts sind wir eigentlich schon auf dem Grenzgebiet zwischen Porträt und Genre, dieser von den Holländern bekanntlich erst geschaffenen Gattung der Kunst, in der sie nach meiner Meinung anderswo Unerreichtes geleistet haben. In aller Welt sind Werke dieser Art zerstreut, und es ist nicht zu leugnen, daß von manchen Künstlern des Genre nichtholländische Galerien zum Teil eine reichere Auswahl an Bildern besitzen, als das Amsterdamer Rijksmuseum, aber in keiner ist die Schar der Meister des 17. Jahrhunderts so vollzählig, als hier, und es gilt das, was ich von der Galerie des Rijksmuseum bezüglich ihrer Vollständigkeit gesagt habe, in vollem Maße gerade bezüglich des Genre.

Während am Anblick der zahllosen Madonnen und Heiligen-Gestalten in den italienischen Galerien, so schön auch viele derselben sind, jeder sich bald satt und müde gesehen haben wird, bietet hier jedes Bild in Gegenstand wie in Schilderung neue Ueberraschung, neuen Genuß. Denn hier ist ein Schöpfen aus der unerschöpflichen Fülle des Lebens, ein intuitives Erkennen und neuschaffendes Wiedergeben seiner mannigfaltigen Reize, welches unsere Phantasie mächtiger ergreift, als die Darstellungen des Idealen und des Uebersinnlichen. In allen Stufen bis zum Derben herab, erfaßt diese

Kunst das menschliche Leben und Treiben, aber nirgends tritt sie aus der unbefangensten Natürlichkeit in der Auffassung desselben heraus. In dieser, man möchte fast sagen kindlichen Unbefangenheit der Betrachtung, liegt neben einer oft fast rätselhaften Kunst der Farbengebung eine Anziehungskraft, die auf jeden unwiderstehlich wirkt.

Man kann die gewöhnliche Einteilung des altniederländischen Genres in ein höheres und niederes als eine systematische dann gelten lassen, wenn man nicht sowohl den Gegensatz der Schilderung verschiedener sozialer Schichten als den der Schilderung der in bürgerlich geordneten Verhältnissen lebenden Individualitäten und der der ungezügelten, roh naturkräftigen darunter versteht, obwohl es bei der Freiheit und Ungebundenheit, der sich damals auch das gut bürgerliche Leben hingab, in zahlreichen Fällen schwer sein wird, eine scharfe Scheidelinie zu ziehen. Die Meister des ersteren, so Terborch, Metsu, Dou, Maes, van Mieris, Schalcken, van der Meer aus Delft, de Hooch und viele andere schildern die vornehmen wie die bürgerlichen Stände meist im Frieden des beschaulichen Daseins, in anmutiger Häuslichkeit, während die Meister des letzteren, denen man Brouwer, Ostade, Teniers aber auch den eigenartigen Jan Steen zuzählen muß, weniger den Frieden, als den Genuß des Lebens in seinen roheren Formen darzustellen lieben. Leider sind von dem trefflichen Terborch, dem Meister der berühmten „Lautenspielerin" in der Kasseler Galerie, nur 3 eigenhändige Bilder vorhanden, nämlich außer einem Selbstbildnis und einem Porträt seiner Gattin, ein mit der offenbar unpassenden Bezeichnung „Die väterliche Ermahnung" versehenes Genrebild, das uns schon aus der Berliner Sammlung bekannt ist. In seinen Darstellungen, die übrigens an Verständlichkeit der Handlung zuweilen, wie gerade das eben erwähnte, zu wünschen übrig lassen, offenbart sich eine Feinsinnigkeit in der Beobachtung kleinster Reize der Erscheinungen, mit der die Farbengebung vollkommen auf gleicher Höhe steht. Die zwar immerhin gute Kopie seines „Junge mit Hund", einer Perle der Münchner Pinakothek, gibt uns eine annähernde Vorstellung von dem Original, das jeden kunstsinnigen Beschauer in Entzücken versetzt. Der ihm nach Wahl der Stoffe, wie im Charakter der Darstellung sehr nahe verwandte Metsu ist, wennschon keineswegs ausgiebig, so doch etwas besser vertreten als Terborch, nämlich mit 5 Genrebildern, dem bürgerlichen Leben entnommen — nach meiner Meinung die besten: „alte Frau in Schlummer gesunken" und „das Frühstück," eine Frau bei einem Weinkrug darstellend — alle nicht nur von einer Treue der Durchbildung des einzelnen, sondern auch von einer frappanten Wahrheit in der Auffassung, einer Natürlichkeit, welche den Beschauer die Gestalten, man möchte sagen, lieb gewinnen läßt, auch dann, wenn es die Originale vielleicht nicht verdienten. Gerard Dou und seine Schüler Franz van Mieris der Aeltere und G. Schalcken zeigen in ihren Bildern, welche meist kleineren Umfanges sind, eine Weichheit in der Behandlung der Schattierung, welche zuweilen an Basreliefplastik erinnert. Die feine Abstufung der Farbentöne, welche Terborch und Metsu zu wunderbarer Vollendung gebracht, tritt bei ihnen zurück gegen die feine Modellierung in Licht- und Schattentönen, eine Malweise, welche bei dem ziemlich späteren, zu seiner Zeit hochgeschätzten Adrian van der Werff, von dem diese Sammlung gleichfalls einige bemerkenswerte Bilder besitzt, in Glätte und süßliche Weichheit ausartete, ein Vorwurf, von denen die vorgenannten Meister, jedenfalls Dou und Schalcken, vollkommen freizusprechen sind. Diesen beiden verdanken wir Bilder von hohem malerischen Reiz, Vorgänge und Personen bei Kerzenbeleuchtung zeigend, bei welchen ihre Manier ihre glänzendsten Vorzüge entfaltet. Ein klassisches Beispiel dieser Art ist Dou's „Abendschule". Im tiefen Dunkel einer Lehrstube haben sich um den an einem Tisch stehenden Lehrer Kinder zwanglos gruppiert, auf die ein elendes Licht seinen rötlichen Schimmer wirft. Das Spiel von Licht und Schatten auf den Gesichtern, auf den Körpern und auf allen Gegenständen des Zimmers bis in die entfernten Tiefen desselben, ist mit einer Schärfe der Beobachtung wiedergegeben, welche in demselben Maße in Erstaunen versetzt, wie das Bild selbst durch Gegenstand und Stimmung anziehend wirkt. Die Liebe zum Zierlichen, Niedlichen, auch in der Wahl der geschilderten Ge-

stalten ist bei diesen Meistern besonders ausgeprägt, und ihre glatte Feinmalerei ist ihren Gestalten, wenn man sich so ausdrücken dürfte, auf den Leib geschnitten, darum befreunden wir uns auch gern mit einer Technik, die bei größeren Gemälden unerträglich sein würde.

Den Gegensatz von Licht und Dunkel schildern uns in anderer Art, als Dou und Schalcken, der auch als Porträtist vertretene eigenartige Nicolas Maes und Pieter de Hooch. Von ersterem zählt das Museum zwei Kabinettsstücke: „die Spinnerin" und „die Träumende". In beiden weiß er aus der Tiefe eines dunklen Hintergrundes Gestalten herauszuarbeiten, auf die ein eigentümlich gedämpftes Licht seinen Schein wirft, eine Behandlung, die an Rembrandt erinnert, aus dessen Schule Maes auch hervorgegangen ist. Sie verleiht seinen Schilderungen, die er den einfachsten Lebenskreisen entnimmt, einen gewissen romantischen Zauber. In anderer Erscheinungsform führt der bekanntere Pieter de Hooch den Kampf zwischen Licht und Dunkel durch. In seinen Bildern, es sind im Rijksmuseum im ganzen 6 an der Zahl, ist alles Stimmung, die Personen und ihre Handlungen sind nicht die Hauptsache, nur ein Moment im Ganzen. De Hooch malt gegen das Licht — was ihm so leicht niemand nachzumachen versteht, obschon diese Manier in neuerer Zeit Nachahmer gefunden hat — und erzielt dadurch Effekte, welche ihm mit Recht seine Berühmtheit verschafft haben. Den hellen Lichtschein, der in das Dunkel behaglicher Zimmerräume einfällt und an den Wänden, auf dem Boden und über die Gegenstände hinspielt, weiß er so unübertrefflich darzustellen, daß wir im Bilde selbst die Lichtquelle suchen zu müssen meinen; oder er zeigt uns durch den dunklen Rahmen eines schwach beleuchteten Raumes einen sonnigen Ausblick ins Freie, in dem der Effekt des blendenden Lichtes so nahe erreicht wird, als dies ein an sich lichtloses Bild überhaupt zu erreichen vermag. Unter diesen 6 Bildern ist freilich keines, das an Feinheit der Stimmung sich mit dem den Kunstfreunden bekannten Bilde in der Münchener Pinakothek von demselben Künstler „Inneres einer holländischen Bauernstube", das ich lieber „Sonntagnachmittagsstille" betiteln möchte, messen könnte. Ein trefflicher Lichtmaler ist auch Jan van der Meer aus Delft, dessen einziges Bild der Sammlung, „lesende Dame", ein Kabinettsstück ersten Ranges ist. In ein Zimmer einfallendes helles Morgenlicht, das auch die Schattenpartien desselben noch durchleuchtet, umflutet eine in das Lesen eines Briefes vertiefte, dem Licht sich zuwendende, im Profil gemalte Dame. Man glaubt in dem Bilde den vielversprechenden Anfang einer interessanten Novelle vor sich zu sehen, die man in Gedanken beliebig auszuspinnen vermag. Dies einige wenige Proben von Hauptvertretern des höhern Genres; aber wir dürfen an den Vertretern des niederen Genres nicht achselzuckend vorbeigehen, ihre Kunst bereitet uns in ihrer Art ebenso reichen Genuß, als die der anderen. Der köstliche Jan Steen steht hier in der vordersten Reihe, ein Künstler, dessen zuweilen etwas freier, aber stets kerngesunder Humor alle seine Werke durchweht. Von ihnen besitzt das Rijksmuseum die stattliche Zahl von 17 — darunter die besten der van der Hooch'schen Sammlung gehörig. Sie schildern meist heitere Familienszenen voll naiver sinnlicher Lebensfreude, in denen selbst die Trunkenheit, vom Licht des Humors verklärt, alles Abstoßende verliert. Hier ist jeder Zug echt und ganz dem Leben nachgebildet. Wer so heitere Menschen malen konnte, wie Jan Steen, der mußte selbst eine heitere sonnige Natur sein, voll gemütlichen Behagens. Und das ist es, was uns in seinen Gemälden, unter der Feinheit und guten Stimmung seiner Farbentöne und der künstlerischen Anordnung der Gruppen, unwiderstehlich anzieht. Kongeniale Naturen in der Schilderung des ausgesprochen niederen Genres sind Adrian Brouwer, Adrian van Ostade und der unter des ersteren Einfluß gebildete David Teniers d. J. Während noch Jan Steen seine Gestalten fast durchaus in wohlgebildeter, anmutender Erscheinung vorführt, sehen jene fast geflissentlich von diesen Erfordernissen ab, und doch wird kein Unbefangener leugnen, daß diese Darstellungen ebenfalls ihre Berechtigung im Reiche der Kunst haben. Die feine Komik, die in den plumpen und verschmitzten Gesellen aus dem niedersten

Volke liegt, verstehen sie vortrefflich zur Wirkung gelangen zu lassen, und zwar je weniger sie die Absicht zu haben scheinen, dies zu thun. Ihre technische Behandlung hat etwas Flaches, nicht plastisch Wirkendes, und doch ist sie von einem malerischen pikanten Reize, welcher nur empfunden, schwer beschrieben werden kann. Von Brouwer sind leider nur 2, von A. Ostade und Teniers d. J. je 7 Bilder kleineren Umfangs in der Galerie.

Unübersehbar ist die Schar der minder bekannten Meister des Genres, von denen nur Samuel van Hoogstraaten Erwähnung finden möge, der eine „kranke Dame" — ein auch von Jan Steen behandeltes Motiv — so wunderbar natürlich und lieblich zugleich schildert, daß mir dieses Stück zu den besten der Sammlung zu gehören scheint.

Noch ein überreiches Material aus den bis jetzt nicht besprochenen, für die altholländische Kunst so charakteristischen Gebieten des Tierstücks, des sogen. Stilllebens, der Landschaft einschließlich des Architektur- und Marinestücks, bietet uns die Amsterdamer Galerie, dem ich zum Beschluß einige Worte widmen muß. Dieselbe Höhe meisterhaften Könnens, dasselbe tiefe Verständnis für das Schöne und das Charakteristische wie in der Darstellung des Menschen zeigt sich uns auch hier, in der Wiedergabe der Natur, der beseelten und unbeseelten.

Schon im Figurenbild ist die Betonung des Sächlichen, der äußeren Welt, die nicht als das Nebensächliche, sondern als etwas Gleichwertiges — wenn auch nicht an Interesse, so doch an künstlerischer Bedeutung — erscheint, in die Augen fallend. Aber diese Wertschätzung mußte naturgemäß zur Darstellung der reinen Natur führen, die für sich selbst betrachtet, als ein würdiges, die höchsten Leistungen herausforderndes Objekt sich offenbarte. Das Tierreich vor allem bot das reichste Feld künstlerischer Arbeit. Die jedem bekannten Namen Paul Potters und Melchior Hondekoeters, die dieser Gattung der Malerei für alle Zeiten ihren Rang gesichert, sind selbstverständlich auch im Rijksmuseum vertreten. Von ersterem, der nicht Idylliker, sondern nüchterner Naturalist ist, sind sieben Stücke vorhanden, darunter eine Bärenjagd in Lebensgröße, von Hondekoeter weist der Katalog 11 Werke auf, worunter es schwer ist, einem vor dem andern den Preis zuzuerkennen. Die „Gluckhenne in Angst" dürfte indessen wohl zu dem Vollendetsten gerechnet werden, was in dieser Art denkbar ist. Wer einmal irgendwo ein Bild dieses Malers mit der wundervollen Leuchtkraft und der feinen Stimmung seiner Farben gesehen hat, wird seine Hand leicht wieder erkennen. Auch von Jan Wenix, der mit Hondekoeter nahe verwandt ist, sind vorzügliche Stücke vorhanden, ebenso auch treffliche Viehstücke von dem vielseitigen Albert Cuyp. Unter den bekannten Meistern des Tierstücks kann wohl erst in letzter Linie des fruchtbaren Wouwerman Erwähnung geschehen, dessen Pferde- und Schlachtenbilder — im Rijksmuseum nicht weniger als 13 — den Werken der Vorgenannten an künstlerischem Wert erheblich nachstehen, zumeist aber eine sehr lebensvolle Komposition zeigen.

Während unter den Tierstücken manche sind, die totes Wild zeigen, also eigentlich unter die Stillleben gerechnet werden müssen, findet man die bekannten Frucht- und Frühstücksbilder auffallend selten. Auch von dem in diesem Gebiet klassischen Jan de Heem besitzt das Rijksmuseum nur einige wenige, allerdings hervorragend schöne Stücke.

Der Blumenmalerei der Alten wissen wir Modernen im ganzen weit weniger Geschmack abzugewinnen als den erwähnten Darstellungen derselben, weil für die duftigen Kinder der Flora die etwas schwere gründliche Behandlungsweise jener Zeit nicht geeignet ist; aber immerhin ist einiges von dem, was in dieser Gattung hier geboten ist, bemerkenswert, so die Arbeiten der Malerin Rachel Ruysch.

Bis zu einem gewissen Grade gilt das ebengesagte auch von der Landschaft. Nichts scheint so sehr die rein objektive, um nicht zu sagen photographische Wiedergabe zu erheischen, wie eben die Landschaft. Wer die sonnigen, farbigen, und im Verhältnis der Töne und des Werts des einzelnen zum ganzen meist so gut abgewogenen Landschaftsbilder unserer Zeit gewöhnt ist, wird den im Wechsel der Töne und in der Glut

der Farben viel sparsamer und mit einer gewissen Peinlichkeit im Detail gearbeiteten Landschaftsgemälden der alten Niederländer zunächst mit einem gewissen Vorurteil entgegentreten. Ihr Gesichtskreis für die Schönheit der Natur und ihrer mannigfaltigen Stimmungen ist noch ein engerer, ihre Auffassung noch eine naivere und subjektivere, als die heutige. Aber kein unbefangener Beobachter wird sich bei eingehenderer Betrachtung der altniederländischen Landschaftsbilder dem Eindruck verschließen, daß sie aus einem verständnisvollen Vertiefen in das Einzelne der Naturerscheinungen erwachsen sind. Von den berühmtesten Landschaftern Jacob van Ruisdael und Meindert Hobbema sehen wir im Rijksmuseum eine Reihe von Bildern, die hierfür ein sprechender Beweis sind, aber ihnen reihen sich noch zahlreiche Künstler an, von denen ich nur den schon erwähnten Karel du Jardin, Klaes Berchem, Jan van Goyen, Gerard Hoet, Jan Beerstraaten, der in einem größeren Bilde die Ruinen des alten Amsterdamer Stadthauses trefflich darstellt, und die Vertreter der Marinemalerei — zu denen übrigens teilweise auch die erstgenannten schon mit zu rechnen sind — Willem van de Velde und Jan Riehschoof namentlich nennen will. Daß die Holländer gerade in der Marinemalerei Gutes leisten, darf mit Grund vorausgesetzt werden, daß sie aber zur See ebenso künstlerisch, wie thatsächlich, in ihrem eigensten Elemente sind, davon überzeugen uns die Bilder der Genannten in einem Maße, welches unsere Erwartungen übertrifft. Van de Veldes zahlreiche Marinebilder sind Kunstwerke, die, wie ich glaube, mit den besten modernen sich messen können. Wenn wir dasselbe von der eigentlichen Landschaft nicht sagen können, der vor allem das warme, sonnige Grün fehlt, so finden wir doch auch hier ein, wenn auch vielleicht zu sehr unter dem Einfluß der dunklen Malerei des Porträts und Genres stehendes, doch für alles Anziehende im Naturleben aufgeschlossenes Auge, und ein Auge, das scharf, manchmal zu scharf sieht.

In diesem einzigartigen Museum, bei dessen Beschreibung ich eben so gerne länger hätte verweilen mögen, als jüngst beim Anblick seiner Meisterwerke, offenbarte sich mir der Genius einer ganzen Nation, einer ganzen Zeit in der Tiefe seiner Kraft, wie in der Weite seines Blickes. Als ich seine Hallen mit einer Art von trunkenem Hochgefühl verließ, schlich sich doch trübend der Schatten des Gedankens in die Seele, daß eine solche Periode der Kunst, soweit menschliche Voraussicht reicht, niemals wiederkehren wird.

Vom Allgemeinen deutschen Schulverein.

Bei Gelegenheit eines Abschiedsfestes, welches dem als stellvertretenden *Landeshauptmann* nach dem *Kaiser-Wilhelmsland* (Neu-Guinea) abgehenden Geh.-Rat **Krätke** gegeben wurde, hat der Reichspostmeister Dr. *Stephan* u. a. von den „Vorwehen" gesprochen, welche großen geistigen Bewegungen vorausgingen. Um so mehr müssen diese letzteren, wenn sie sich unwiderstehlich Bahn brechen, auf den großen Haufen, der die „Zeichen der Zeit" nicht zu beachten versteht, überraschend und verblüffend wirken.

Auf kein Volk vielleicht paßt diese in ihrer Allgemeinheit richtige Bemerkung besser, als auf das *deutsche*, weil keines, soweit wir sehen, schwerer aus den Geleisen einer *gewohnten* Denkweise herauszubringen ist, als gerade die Nation, welche sich mit besonderem Stolze das „Volk der Denker" nennt, von der man also annehmen sollte, daß sie dem alten Schlendrian, dem faulen Sichgehenlassen weniger Gewalt über sich einräumt als manche andere.

Mit dem bloßen „Denken" ist es aber eben nicht gethan; man kann sich auf manchem Gebiete sehr frei und unbefangen vorkommen und gehorcht doch, ohne es zu ahnen, dem durch „unvordenkliche Verjährung" bedingten Wesen, weil man einer Gesamtheit angehört, die sich ihrer geschichtlichen Entwickelung nach in eine bestimmte Anschauung hineingedrängt sieht, und dabei durch ihr natürliches phlegmatisch und zugleich kritisch angelegtes Wesen verhindert wird, neue Ideen, bei aller *theoretischen* Vorliebe für das Neue, rasch und entschlossen aufzufassen.

In dieser Lage befindet sich der Deutsche der Gegenwart, dem es aus Gründen, die nicht erst genannt zu werden brauchen, besonders nahe gelegt scheint, in eine „neue Haut" hineinzukriechen, *politisch* und *sozial* ein „neuer Mensch" zu werden, denn die äußeren und damit notwendig auch die inneren Bedingungen seines Daseins sind seit mehr als zwanzig Jahren andere geworden; mehr als irgend eine der übrigen Nationen, das moderne *Italien* etwa ausgenommen, sieht er sich auf einen Weg gewiesen, wo ihm *alles* unbekannt ist, wo er sich von der Ueberlieferung verlassen sieht und auf die Hilfsquellen seines eigenen Geistes zurückgreifen muß, wenn er weiter kommen will.

Es ist ihm darin bis jetzt leidlich gelungen; hier und da sogar über Erwarten gut. Es hieße sich jedoch täuschen, wenn er dies auf sein *eigenes* Verdienst zurückführte und nicht vielmehr den Männern die Ehre gäbe, ohne die er noch heute tief in dem *Sumpfe* von 1815 drin stecken würde. Diese großen Persönlichkeiten sind es, die für ihn „dichten und denken", ihn oft und sehr gegen seinen Willen nötigen, bald rechts bald links zu gehen und sich überhaupt vorwärts zu bewegen, während er am liebsten träger Ruhe pflegte.

Es ist das nicht zu viel gesagt, denn wo er es kann, wo ihn sein Meister nicht treibt und drängt, da thut er es, da spart er sich fast jeden Schritt.

So in der That muß unterschieden werden, wenn man die rührige Thätigkeit auf dem Gebiet der sog. offiziellen nationalen Entwickelung mit der außerordentlichen „Zurückhaltung", um es höflich auszudrücken, vergleicht, die auf dem der privat-nationalen herrscht, d. h. da, wo es der Natur der Sache nach dem einzelnen oder Vereinigungen von solchen überlassen bleibt, ob und was geschehen soll, um Deutschland in seinen eigenen Augen und in denen anderer Leute wieder zu dem zu machen, was es im Mittelalter war.

Wenn man das so rund heraus sagt, dann glaubt es einem freilich, wie man sich wohl auszudrücken pflegt, „der Zehnte nicht". Häufig genug vielmehr ist die Ansicht anzutreffen, daß unsere „nationale Bewegung" wenig zu wünschen lasse, im allerbesten Zuge sei. Fragt man aber etwas näher nach, was unter dieser „nationalen Bewegung" denn eigentlich zu verstehen sei, so findet sich fast stets, daß die oben genannte offizielle Politik gemeint ist, ja daß sich die Allermeisten unter „national" überhaupt nichts anderes zu denken verstehen, als was die Reichsregierung oder vielmehr der leitende Staatsmann dafür erklärt. Und damit beruhigen sie sich, gerade als ob die Leitung, welcher Deutschland jetzt gehorcht, nie eine andere werden könnte, während sie es, dem natürlichen Laufe der Dinge nach, in nicht allzu ferner Zeit werden muß und wird.

Gerade mit deshalb kann und darf nicht alles von oben herab gemacht werden, und der Reichskanzler hat recht, wenn er der Ansicht ist, daß da, wo das deutsche Volk in seinen Privatbeziehungen lebt, es auch aus sich selbst heraus dafür zu sorgen hat, daß das nachwachsende Geschlecht die Konsequenzen der Thatsachen ziehen lerne, die sich unter den Augen des lebenden vollendet haben.

Unter diesen Privatversuchen nimmt der erwähnte „Allgemeine deutsche Schulverein" seinem Umfange wie seinen praktischen Erfolgen nach die erste Stelle ein; von der Kolonialpolitik müssen wir hier absehen, weil es sich bei derselben keineswegs um das Moment des Privaten allein oder auch nur vorwiegend handelt — es mag deshalb nicht ohne Interesse sein, wenn wir der Entstehung und dem Wachstum gerade dieses Vereins einige Worte widmen.

Die erste Anregung zur Begründung des „Allgem. deutschen Schulvereins" hat das Vorgehen der Oesterreicher gegeben, welche im Jahre 1880, d. h. unmittelbar nach der Niederlage der „Verfassungspartei" im Kampfe gegen den vom Grafen Taaffe auf den Schild gehobenen slavischen Föderalismus, einen Verband ins Leben riefen, als dessen Aufgabe der Schutz des nunmehr bedroht erscheinenden Deutschtums in Cisleithanien oder doch in einem großen Teile davon — denn Galizien sowie die Gebiete mit italienischer Kultur sollten ausgenommen sein — bezeichnet wurde, und der es, wie bekannt, seitdem zu einer Mitgliederzahl von über 120 000 und zu einer jährlichen Einnahme von etwa 500 000 Mark gebracht hat und in der That eine Macht geworden ist.

Die Ziele des deutschen Vereins konnten sich mit denen des österreichischen indes nur im allgemeinsten Sinn decken. Von einer Bedrohung oder Gefährdung des Deutschtums in Deutschland selbst war und ist keine Rede; sollte für die Erhaltung des Deutschtums gleichwohl etwas geschehen, so mußte sich der Blick über die Grenzen des Reiches hinaus richten, und da fand sich allerdings des Stoffes mehr als genug. Das Jahr 1866 hatte überall, wo Deutsche unter fremdem Szepter leben, den Anstoß zu einer grimmigen Verfolgung derselben geboten. Die nun vom österreichischen Joche befreiten Magyaren zumal erachteten es als ihre erste nationale Pflicht, dem unter Bach eingedrungenen deutschen Wesen ein „Ende mit Schrecken" zu bereiten. Auch in Rußland begann es trotz der im ganzen deutschfreundlichen Gesinnung Alexanders II. mächtig zu gären, und wenn es in den slavischen Kronländern Oester-

reichs äußerlich still blieb, so hatte das mit gutem Willen nichts zu thun, ward vielmehr lediglich durch die Zurückhaltung der Dynastie bedingt, die bis zum Jahre 1879 an der althergebrachten Stellung zum Deutschtum festhielt. Mit jenem Jahre änderte sich das, wie gesagt, nun gab es vom deutschen Standpunkte auch in Cisleithanien zu thun, und wenn die Hauptarbeit derjenigen Deutschen außerhalb Oesterreichs, welche sich für die Erhaltung unseres Volkstums außerhalb der Grenzen des Reiches interessierten, der Natur der Sache nach auch vor allem auf die Gebiete beschränkt werden mußte, welche der „österreichische Schulverein" seinerseits unberücksichtigt ließ, d. h. neben den schon erwähnten Kronländern Galizien, Istrien u. s. w. vor allem das Königreich Ungarn mit seinen Nebenländern, so blieb doch auch in den übrigen cisleithanischen Gebieten für den „deutschen Schulverein" noch Raum genug.

Vorerst freilich waren die Mittel des von dem bekannten Afrikareisenden Dr. Fr. Falkenstein in Berlin im Verein mit Prof. Dr. Böth, Dr. E. Vormang u. a. ins Leben gerufenen Unternehmens sehr gering. Der Verein begann seine Thätigkeit mit etwa 900 Mitgliedern, die sich in eine Reihe von Ortsgruppen gliederten. Der jährliche Mindestbetrag war auf 3 Mark festgesetzt. Was hiernach an Unterstützungen für deutsche Schulzwecke, insbesondere in Siebenbürgen, geleistet werden konnte, hatte enge Grenzen. Der geschickten und taktvollen Leitung gelang es indessen bald, die Teilnahme für die Sache des Vereins in weitere Kreise zu tragen, vor allem dadurch, daß sich derselbe von jeder wie immer gearteten Parteistellung fern hielt. Im Zentralvorstande zu Berlin saßen und sitzen in der That Männer der verschiedensten Richtungen, ohne daß dies je zu Streitigkeiten Anlaß böte. Das gemeinsame nationale Interesse bildet eben den neutralen Boden, auf dem man sich in der besten Eintracht zusammenfindet. Hierin, wie gesagt, ist das Geheimnis eines Erfolges zu suchen, der im Jahre 1887, nach sechsjährigem Bestande mithin, über 30 000 Deutsche unter der Fahne des Schulvereins zusammenhielt.

Wie im Innern so vermeidet der Verein auch nach außen jede politisch-agitatorische Thätigkeit, welche fremden Regierungen Grund zu berechtigten Klagen geben und auch nur den Vorwand zu frivolen Anfeindungen bieten könnte. Was er will, ist einzig Erhaltung des Deutschtums, wo und wie es besteht. An eine „Italia irredenta" erinnert das Thun des Schulvereins in keiner Weise, und dem hat er es zu danken, daß die vielen Anfeindungen, denen er namentlich in Ungarn ausgesetzt gewesen ist, auf seine Wirksamkeit nicht haben hemmend einwirken können. Wenn dieselben bis jetzt noch keinen großen Umfang gewonnen haben, so hängt dies mit der Lauheit zusammen, mit der in Deutschland Bestrebungen dieser Art nach wie vor zu kämpfen haben und die darum nicht weniger vorhanden ist, weil der Schulverein verhältnismäßig rasch emporgekommen ist. Was will es denn am Ende sagen, daß sich unter den 48 Millionen Deutschen — 30 000 gefunden haben, die für die Erhaltung ihres Volkstums in der Fremde jährlich 3 Mark herzugeben bereit sind? Erst die zehnfache Zahl würde die nationale Opferfreudigkeit der Deutschen in einem einigermaßen annehmbaren Lichte erscheinen lassen, so daß sie sich neben der der Deutsch-Oesterreicher sehen lassen könnte, die wir heute in ganz anderem Maße thätig sehen.

Insbesondere gilt das vom deutschen Süden, mit Ausnahme von Baden. Bayern, welches zum Teil an das in erster Reihe bedrohte Böhmen grenzt, zeigt außerordentlich geringes Interesse für den „Schulverein", was ohne Zweifel mit der Abneigung der katholischen Geistlichkeit gegen denselben zusammenhängt. Der Schulverein gilt in diesen Kreisen — wie wir gesehen, ohne allen Grund — für eine „liberale Gründung" mit kirchenfeindlichem und antikatholischem Charakter, und deshalb wird der kirchliche Einfluß gegen ihn in Bewegung gesetzt, soweit das nötig ist. In Bayern dürfte es vorerst genügen, daß die Sache totgeschwiegen wird; auch der liberale Philister hegt keine Sympathie für sie, er sieht über seine vier Wände einstweilen nicht hinaus.

Sehr erfreulich dagegen lassen sich die Dinge in dem einst als besonders „partikularistisch", ja sogar als „reichsfeindlich" verschrieenen Königreich Sachsen an. Hier zählt der „Schulverein" innerhalb eines wohlorganisierten „Landesverbandes" fast 10 000 Mitglieder, das heißt etwa 15 mal so viel als der Reichsdurchschnitt beträgt. Um so bedeutsamer erscheint diese nationale Leistung, als Sachsen anderseits der Hauptsitz der internationalen, sozialdemokratischen Propaganda in Deutschland ist, die nirgend so viel Stimmen aufbringt, als gerade hier. Bei den letzten Reichstagswahlen (am 21. Februar 1887) sind es etwa gegen 150 000 gewesen, was eine mehr oder weniger sozialistisch gesinnte Bevölkerung von nahezu einer Million ergibt, die sich gegen alle nationalen und patriotischen Unternehmungen grundsätzlich ablehnend verhält oder in einer Stimmung dahin lebt, die nichts Derartiges gedeihen läßt.

So schroffe Gegensätze kommen außerhalb der großen Städte im ganzen Reiche sonst nicht vor, und zum Teil hieraus mag es sich erklären, daß sich die nationalen Elemente in Sachsen viel eifriger zeigen, als sonst irgendwo. Das Leben ist eben überall Kampf und läßt sich ohne Kampf nicht denken. Das Verdienst derjenigen jedoch, welche dieses Leben einer immer mächtiger werdenden gegnerischen Strömung zu wecken den Mut und die Kraft gefunden, kann dadurch nicht verringert werden.

Wir übersehen übrigens nicht, daß die Nähe des böhmischen Kriegsschauplatzes, wo sich Deutsche und Tschechen unausgesetzt befehden, das ihrige dazu beitragen mag, das nationale Interesse in Sachsen zu steigern und ihm immer neue Nahrung zuzusichern.

Aehnlich scheint die Nachbarschaft Rußlands in Ostpreußen zu wirken, wo sich neuerdings ein eigener Verband der Schulvereins-Ortsgruppen gebildet hat, der eine über das übliche Durchschnittsmaß hinausgehende Thätigkeit entwickelt — sich namentlich der im Osten, d. h. in Galizien, Rumänien u. s. w. befindlichen deutschen Diaspora hilfreich annimmt und ihr die Errichtung bez. Erhaltung eigener Schulen zu erleichtern sucht, während man in Sachsen vorzugsweise Böhmen ins Auge faßt.

Wenig Bewegung zeigt sich bis jetzt in Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, wie auch, soweit bekannt, im ganzen Westen von Deutschland mit Ausnahme vielleicht eines Teiles der Rheinprovinz, wo ebenfalls ein eigener Verband der Ortsgruppen besteht.

Aus dem flüchtigen Ueberblick, wie wir ihn hier gegeben, geht hervor, daß der „Allg. deutsche Schulverein", wenn er auch, wie gesagt, unter allen ähnlichen Unternehmungen in Deutschland, was Wachstum und Ausbreitung betrifft, voran steht, doch nur langsam und namentlich nicht in gleichmäßiger Weise vorwärts kommt. Während einzelne Teile des Reiches eine sehr erfreuliche Entwickelung zeigen, bleiben andere, ungleich ausgedehntere stark zurück und leisten wenig.

Auf die allgemeinen Gründe dieses Standes der Dinge haben wir schon im Eingange hingewiesen: sie liegen tief in dem Charakter der Nation begründet, wie er sich unter dem Einflusse weltgeschichtlicher Vorgänge seit drei Jahrhunderten gestaltet hat. Wenn wir nun noch ein Wort über die besonderen Ursachen sagen, unter denen die Ausbreitung des Schulvereins zu leiden hat, so versteht es sich freilich von selbst, daß dieselben mit jenen allgemeinen Gründen im engsten Zusammenhange stehen, nur einzelne Erscheinungsformen derselben bedeuten.

In diesem Sinne muß fast die gesamte Presse der größte Tadel treffen. Die Thätigkeit des Schulvereins wird zwar nicht mehr angefeindet — früher geschah auch das, besonders den Magyaren zuliebe — ebensowenig hat sich diese Thätigkeit jedoch kräftiger Unterstützung zu erfreuen. Nicht einmal das hat der Schulverein bisher zu erreichen vermocht, daß die von ihm (in monatlichen Fristen) herausgegebenen und kostenfrei versandten „Mitteilungen" in irgend erheblichem Umfange abgedruckt wurden, obwohl sie sich auf Thatsächliches beschränken und im Urteil sehr zurückhaltend sind. Ueber die Verhandlungen des „Schulvereins" werden nur selten ausführliche Berichte

gebracht. Jede beliebige andere Vereinigung — deren es in Deutschland Tausende gibt — darf in dieser Beziehung auf größeres Entgegenkommen rechnen; die Redaktionen gehen von der Ansicht aus und sie müssen ihre Leute doch kennen — daß das Publikum auch heute noch für alles Erdenkliche mehr Interesse besitzt, als für das eigentlich Nationale, für dasjenige, was diesen Charakter offen an der Stirn trägt und ihn in keiner Weise verleugnet oder doch verhüllt. Gegen diesen Begriff und seine Ausgestaltungen herrscht in der That nicht nur eine aus geschichtlichen Gründen, wie bemerkt, bis zu einem gewissen Grade erklärliche Gleichgültigkeit, sondern vielfach sogar eine völlig natürliche Abneigung, die z. B. bei Leuten wie Eugen Richter und seinen nächsten Freunden bei jeder Gelegenheit zum Vorschein kommt; eine Abneigung in der That, die sich bis zur förmlichen Erbitterung steigert, wo das Nationale mit der offiziellen Politik zusammenfällt, die sich aber auch da nicht verbirgt, wo die in keiner Weise zutrifft.

Wenn der Schulverein derartigen Anfeindungen bisher entgangen ist, so hat er das vielleicht mit seinem Namen zu verdanken, der an die Bildungsbestrebungen unserer Tage erinnert und deshalb der liberalen Sympathien sicher ist.

Was auf die Liberalen anziehend wirkt, der Name „Schulverein“, stößt auf konservativer Seite ohne Zweifel ab, weil es an Parteibestrebungen glauben macht, die wie wir gesehen thatsächlich nicht vorhanden sind, daher die kalte Zurückhaltung der sonst für alles Nationale leicht erwärmten konservativen Blätter. Man fürchtet unter einem wohlklingenden Vorwande für fremdartige Interessen eingefangen zu werden; und wer wollte leugnen, daß diese Furcht an sich nicht immer unbegründet ist? Der Liberalismus segelt zu gern unter falscher Flagge, als daß uns böse Erfahrung nicht mißtrauisch machen sollte. In dem vorliegenden Fall, das sei wiederholt, ist dieses Mißtrauen indessen nicht am Ort. Der Schulverein verfolgt Zwecke, denen sich jeder Konservative, wenn er anders ein guter Deutscher sein will, nicht nur anschließen darf sondern sogar anschließen muß, weil es gewiß ist, daß die deutsche Nation die Aufgabe, welche ihr Gott der Herr damit zugewiesen hat, daß er ihre politische Wiedererstehung zuließ, nur dann ganz zu erfüllen vermag, wenn sie sich neben der rechten Bescheidenheit des Christen mit dem Bewußtsein ihrer selbst erfüllt, ohne das im Widerstreit der Völker keine große That geschieht. Dieses Selbstbewußtsein aber wird sich vor allem darin äußern, daß die Nation in ihrem Glanz und ihrer Größe derer nicht vergißt, die draußen in der weiten Welt von ihr getrennt, schwer zu leiden haben, weil sie Deutsche nicht nur sind, sondern auch deutsch zu bleiben denken. Wie es für den einzelnen Ehrensache ist, den nicht im Stiche zu lassen, der sich zu ihm bekennt, so darf sich auch die Nation nicht kalt von den Brüdern abwenden, die sie gefährdet sieht.

Wer billig denkt, kann nicht erwarten, daß sich diese Teilnahme mit dem Säbel in der Faust zu äußern hat. Die deutsche Nation kann und wird sich um ihrer zerstreuten Glieder willen nicht mit der halben Welt in Kampf begeben. Was sie aber kann und soll, ist daß sie mit diesen zerstreuten Gliedern in einem idealen Bunde bleibt, daß sie ihr großes neugewonnens Ansehen unter den Völkern und ihre materiellen Mittel aufbietet, um den Stammesgenossen das fernere Dasein möglich zu machen, zu verhindern, daß sie dem Ansturme des Slaventums zumal erliegen.

Das aber will der deutsche Schulverein.

Eine Uhland-Reliquie.

Von

Paul Ludwig.

Unter den vielen Schriften, welche Uhland bei der Centennar-Feier seines Geburtstages verherrlichten, war doch keine von größerem Werte, als die von (Prof.) Wilh. Ludw. Holland „Zu Ludwig Uhlands Gedächtnis" (Leipzig, Mark 1.80); denn sie enthält am meisten Eigenes von Uhland selbst. Und so sehr wir es auch den durch Uhlands arglosen Spruch: „Singe, wem Gesang gegeben" entfesselten jüngeren Dichtern gönnen, wenn sie sich eine dankbare Gemeinde mühsam zusammensingen, so wird doch ein Gedicht von Uhland schon durch die bloße Ueberschrift Erwartung erregen. Das uns vorliegende aus Hollands Buche ist auch darum merkwürdig, weil der schwäbische Sänger, der sonst sonnenklare und sonnenwarme, hier einmal rätselhaft und philosophisch auftritt. Doch zuvor ein Wort über das genannte Buch. Es enthält Aufzeichnungen über ein Kollegium, welches Uhland in Tübingen während 4 Semestern von 1830—32 unter dem Namen „Stylisticum" gehalten hat, und worin Prosaaufsätze und Gedichte der Studenten von ihm besprochen und mit vielseitiger Anweisung begleitet wurden. Hierbei hat er seine Ansichten zwar meist in kurze, körnige Aussprüche zusammengedrängt, aber sich manchmal auch in breiteren Auseinandersetzungen über die Theorien der Dichtkunst ergangen. Noch heute leben Männer, die als einstige Teilnehmer mit Begeisterung von diesem Stilisticum erzählen.

Eine der Aufzeichnungen — sie sind von Uhlands eigener Hand — lautet also: „Für das „Stylisticum" des Sommerhalbjahres 1831 wurde gleichfalls von (stud. jur.) Fallati übergeben: „Der Heimatlose. Drei Sonette." Uhland bemerkte darüber 19. Mai 1831:

„Von diesen drei Sonetten, die sich zu einem Charakterbild, einem inneren Lebenslauf zusammenziehen, hat mich das zweite am meisten durch Idee und Ausführung angezogen; ich meine die Idee, daß der Wanderer sich nicht etwa durch den Anblick eines stillen abgeschlossenen Thales zur Begrenzung seiner Bahn gemahnt findet, sondern eben durch das vielbewegte grenzenlose Meer, um das aber doch ein mildes Abendrot seinen Saum zieht.

Es hat sich mir dabei ein eigener Entwurf aus früherer Zeit vergegenwärtigt: auch ein Wanderer sollte dargestellt werden, der, nachdem er sich lang auf dem Ozean umgetrieben, sich nach dem Lande seiner Jugend zurücksehnt. Nach einer stürmischen Fahrt langt sein Schiff an, wo der breite Strom sich in das Meer ergießt. Er steigt

an das Land, aber noch schwankt ihm der Boden unter den Füßen, und das Getümmel der großen Seestadt umbraust ihn, wie kaum zuvor das sturmbewegte Meer. Er zieht landeinwärts am Strome hinauf. Sein Weg führt ihn zu einem weiten, hochgewachsenen Aehrenfelde, das im Winde wallt und wogt; eben weht ein Windhauch die Halme auseinander, es öffnet sich ein schmaler Pfad, und der Wanderer stürzt mit freudigem Grauen hinein, während über ihm die goldenen Wogen zusammenschlagen. Er kommt auf seiner Weiterreise dahin, wo die weite Ebene aufhört und der Strom zwischen einer grünen Pforte von Rebenbergen hervorrauscht. Schon hat dort die fröhliche Weinlese begonnen. Der Wanderer steht droben im Weingarten und hält eine volle Traube gegen die Sonne. Da faßt ihn ein plötzlicher Schreck: in den kleinen, goldnen Beeren schläft ein stürmisch Meer von Meeren. Das Haupt schwindelt, der Fuß schwankt ihm, wie als er nach dem Seesturme das Land betrat. Er zieht weiter hinauf, wo der Strom über die Felsen stürzt, wo er im waldigen Thale die Sägemühlen, die Hammerwerke treibt. Von da gelangt er in ein grünendes Hirtenthal, durch das der Bach hinrieselt; daneben aber aus der Felsengrotte springt der Quell des Baches, ein Silberstrahl, zu dem eben eine schlanke jungfräuliche Gestalt mit dem Kruge tritt. Der dürstende Wanderer nähert sich ihr, sie um einen Trunk zu bitten. Plötzlich tritt er erstaunt zurück; er hat in ihr, herrlich aufgeblüht, seine erste, frühe Jugendliebe wieder erkannt. Sie aber reicht ihm freundlich den Krug, in den sie eben den Quell gefaßt, der immerfort zum Bach, zum Strom, zum Meere wird. Und der Wanderer verjüngt sich vom Trunke des Quelles."

Rätselhafte Dichtung! Durchsichtig auf den ersten Blick und schlicht, aber geheimnisvoll-offenbar wie Goethe sagt; gleich dem Seespiegel, der nahe am Ufer jedes Sandkorn zählen läßt, aber wenige Ruderschläge hinaus doch jedem nur das eigene Gesicht widerspiegelt, wirft dieses Gedicht jedem, der tiefer eindringen will, nichts wie die eigene Deutung zurück. Und wie mannigfach kann man es deuten! Wer sich Uhlands Märchen, jene herrliche Allegorie auf die Geschichte unserer Dichtung vergegenwärtigt, der mag Uhlands Wanderer auch auf die Wanderung der erwachenden deutschen Poesie in die Fremde (Opitz bis Gottsched) und ihre Heimkehr zum Einfachen und Heimatlichen (Klopstock, Lessing, Goethe) deuten, worin ein Jungbrunnen nie versiegenden Lebens quelle. Der philosophisch Gerichtete dagegen wird deuten wollen: der Wanderer sucht nach den letzten Ursachen und Kräften; die Traube läßt ihn die innere Verflochtenheit aller Weltkräfte ahnen, und im Quell erkennt er den Ursprung des irdischen Kreislaufes: er hat die Einheit der Natur gefunden. Der Dichterische endlich sieht darin den Gang nach dem Glück, welches der Mensch in der Fremde, wie in der Vielgestaltigkeit der Kulturformen (Handel, Industrie u. s. w.) vergebens sucht und bei den einfachen Hirten als sein Ruhethal, wie Uhland anderswo sagt, findet. Ja ich fürchte, daß selbst der Temperänzler dies Rätsel in seiner Art deuten wird: die Traube erschreckt, das Wasser erquickt!

Die Widerlegung aller dieser Erklärungen liegt darin, daß jede von ihnen einzelne Züge dieser Dichtung nicht zu erklären vermag, daß bei jeder tote Glieder, wenn ich so sagen darf, als Rest bleiben, sei es die Jungfrau, die Weinbeere, die Verjüngung am Schlusse oder die breit ausladende Schilderung der verschiedenen Erwerbsarten und Arbeitsbetriebe. Versuchen wir es zunächst mit der Wortdeutung und mit der Entfernung einiger sachlicher Schwierigkeiten. Die erste hat so wenig Dunkles, daß ich Goethes zopfige, aber wahre Worte darauf anwenden darf: „Die Hauptsache beim Tasso ist, daß man kein Kind mehr sei und gute Gesellschaft nicht entbehrt habe. Ein junger Mann von guter Familie mit hinreichendem Geist und Zartgefühl und genugsamer äußerer Bildung, wie sie aus dem Umgange mit vollendeten Menschen der höheren und höchsten Stände hervorgeht, wird den Tasso nicht schwer finden." Aber eine starke sachliche Schwierigkeit liegt doch darin, daß in der Ebene das Korn noch reift, während am Gebirgshange der Wein geherbstet wird: für unser Klima eine Differenz von 2 bis

3 Monaten. Ein kluger Geographe wird uns sagen, daß der Wanderer seinen Weg wohl von Norden nach Süden nehme und während er z. B. von Rotterdam bis in die Schweiz, von Danzig an den Fuß der Karpathen wandere, verstreiche jener Zeitraum. Aber nein, dazu bietet das Gedicht nicht die nötige Zeit: in ihm geht ja beinahe die Sonne nicht unter, es ist ein kurzer Stromlauf. Die Lösung liegt darin, daß der Dichter keine wirkliche, sondern eine ideale Landschaft im Auge hat, daß seine Dichtung keine rein novellistische, sondern eine symbolische ist. Uhland will nicht erzählen, er reflektiert und stellt darum alles Bedeutungsvolle nach seiner Idee zusammen. Hier schlägt also seine Dichtung in die didaktische Poesie hinüber, kein Ereignis leitet ihn, nur der wählende Gedanke, wie Goethe es in den ersten Zeilen seiner Harzreise so wunderbar ausdrückt.

Die nächste Frage ist, warum Uhland dieses bedeutende Dichtungsschema, das doch völlig abgerundet vorliegt, nie vollendet hat? Es zeigt ja in einzelnen Stellen schon den Schliff poetischer Form, die Alliteration („das im Winde wallt und wogt"), die Uhland auch sonst liebte, und an einer bedeutungsvollsten Stelle steht ein fertiger Reim: „in den kleinen goldnen Beeren schläft ein ganzes Meer von Meeren." Und am Schlusse endlich scheint alles noch einmal zusammengefaßt zu abrundender Einheit: Der Quell, der immerfort zum Bach, zum Strom, zum Meere wird. Aber es scheint nur so. Diese Dichtung hat keine Einheit und war daher der Vollendung überhaupt unfähig. Daher auch die Ratlosigkeit des Erklärers, die Fülle möglicher und doch wieder unmöglicher Deutungen. Das Schema besteht mindestens aus einem zweifachen Grundstock, nämlich einer Wandererballade, einem Heimwehsang und — aus einer reflektierenden Kulturdichtung über das Thema: „Was ist der Mensch? Alles hast du unter seine Füße gethan!" Der Beweis dafür wird hernach erbracht; zuvor scheide ich einen dritten Bestandteil, einen schon fertigen Gedichtkeim aus, der sich jeder Vereinigung mit dem Ganzen entgegenstemmt. Es ist das kleine sinnige Epigramm, dessen zweite Hälfte vollendet vor uns liegt, und dessen erste Hälfte etwa gelautet haben mag: ein so furchtbarer Feind des Menschen das stürmende Meer immer ist, in der kleinen goldenen Beere schläft ein ganzes Meer von Meeren. Aehnliche Gedanken von dem Sturm im Wein und auf der See klingen in Uhlands Trinklied an: „wir sind nicht mehr beim ersten Glas", und vielleicht ist unser Epigramm ein dabei abgefallener Span, es sind Trümmer, die Uhland in andere Umgebung verbaute, wie man alte römische Denkmäler in mittelalterliche Mauern eingefügt findet. Möglich, daß jenes Epigramm neckischer, nicht ernster Natur war. Uhland schließt gerne schalkhaft, ironisch, und bei dieser Gelegenheit möchten wir darauf nachdrücklich hinweisen, daß H. Heine seine berühmte ironische Schlußfigur gestohlen hat aus Uhland und Goethe. Recht mit Betonung sei es konstatiert, daß er mit der Findigkeit seiner Rasse fruktifiziert und „mit latschem Fuße breitgetreten" (Goethe) hat, was wir bei Uhland z. B. in „Winterreise", bei Goethe in „Selbstbetrug", die „Spröde", „Vorschlag zur Güte" oder im west-östlichen Diwan („sie lassen mich alle grüßen und hassen mich bis in den Tod") mit der Deutlichkeit eines Paradigmas vorgemacht sehen.

Aus unserer Dichtung eine volksliedähnliche Wanderernovelle herauszuschälen, hat geringe Schwierigkeiten. Sie wird an unzählige Volkslieder, an Uhlandische und andere süße Lieder anklingen. Wie der Untreue nach Schätzen fährt übers Meer, wohl weint die verlassene Liebste so sehr. Dann wirft ihn die öde See an den Strand: Willkommen, willkommen mein Heimatland! Es lockt ihn die Stadt und das reiche Gefild, das Herz blieb immer ihm ungestillt. Ein Thränlein, das in die Quelle rann, in den Strom, das hat es ihm angethan u. s. w. Aber mit dieser anspruchslosen Dichtung hat Uhland eine zweite verbunden. Dem einfachen Liede hat er einen gar tiefen Ideengehalt vom Kreislauf der Kraft aufgelastet. Wer daran noch zweifeln wollte, braucht nur die letzten Sätze zu lesen: Ein heimkehrender Wanderer hat im Angesicht der Jugendgeliebten wohl anderes zu thun, aber der Ideenträger, der verjüngt sich vor allen Dingen aus dem Quell,

„der immerfort“ u. s. w. Uhland hat gerade in seinem Stilistikum die didaktische oder Reflexionspoesie besprochen: man müsse sie gelten lassen, wenn man sie als die still betrachtende ansehe, bei welcher freilich die Denkkraft über Phantasie und Empfindung vorwalte. Der Gedankengehalt unserer Dichtung liegt ausgeführter in Schillers Spaziergang, in Mahomeds Gesang und im dramatischen Fragment Prometheus von Goethe. Das urälteste Beispiel solcher Kulturdichtung, deren Held der Mensch als Herr der Natur ist, bewundern wir im Schild des Achilles von Homer. Persönliche Momente, Angelegenheit des Individuums wird sie gar nicht enthalten dürfen, alles ist ins Allgemeingültige, Symbolische erhoben. Man vergleiche als ein Beispiel schlagendster Art den Unterschied zwischen Goethes dialogischem Gedichte „Der Wanderer“ (und die Frau) und dem Anlaß und Urbild dieser Dichtung in Werthers Briefe vom 27. Mai: ersteres symbolisch, das zweite individuell. Aber auch die Kulturdichtung, wenn ich so sagen darf, erfordert wieder ihre eigene Fabel, eine Handlung — und wäre sie so unausgebildet wie ein beschaulicher Wanderer! Uhland sagt ja: „solange der Gedanke von der Wärme des Gefühls getragen ist, oder in den Bildern der Phantasie seinen Ausdruck sucht, solange er sich nicht entschieden isoliert hat, ist auch das Gebiet der Poesie nicht völlig verlassen“. Daher stellt auch Uhland einen Menschen in ihre Mitte, der die tiefere Bedeutung der Dinge allmählich gleichsam entdeckt und sie so für den Leser wie verborgene Schätze hebt. Der Wanderer ist eine so poetische Figur, daß wir ihn von Goldsmiths traveller an bis heute in der Poesie umgehen sehen; die Brunnenszenen sind ein von Goethe aus dem alten Testament der Genieperiode übergebenes Requisit, während die Hirtenpoesie schon aus der ersten Empörung gegen die alexandrinische Ueberkultur (Theokrit) herrührt. Wir haben die Hirten nicht mehr so mit griechischen Namen, nackten Waden und Hirtenflöten wie von Vergil bis Geßner, sondern wir nennen ihre Schöpfungen Bauernnovellen und Dorfgeschichten. Es ist in ihnen in anderer Art der Gedanke, der die Robinsone durchdringt: der Mensch frei von Kultur, aber fähig sie zu erschaffen.

Die Entstehung des gesamten Dichtungsschemas, wie es jetzt vor uns liegt, dürfte hiernach diese sein: eine jugendliche Liedballade hatte das Heimweh zum Gegenstand, und ein fast fertig gewordenes Epigramm von der Weinbeere, die furchtbarer ist, als das stürmende Meer, hat ursprünglich sicherlich nicht dazu gehört. Später hat Uhland auf das einfache Gewebe seines Wanderers den Stoff einer Kulturdichtung aufgelegt, und dann das Epigramm hineingebettet. wie eine Druse im Gestein schön kristallisiert geborgen ist, weil dies Epigramm wie in einem Zauberring die größten Gegensätze von Natur und Kultur allerdings umfängt. Ihrer beider Krone ist der liebende Mensch, dem auch das Einfachste genügt bei der Geliebten, nachdem er alles erfahren und durchkämpft hat. Es ist kaum denkbar, daß hier Schillers Spaziergang nicht stark eingewirkt haben sollte und eine selbständige Ausführung erdrückte. Kurz darauf hat Lenau den gleichen Gedanken gesungen:

„Lang blickt ich ihnen nach, bis sie verschwunden;
Und daß ein Leben schön und glücklich nur,
Wenn es sich schmiegt an Gott und die Natur,
Hab' ich auf jenem Berge tief empfunden.“ (Weib und Kind.)

Den Weg, welchen in Mahomeds Gesang das Lied stromabwärts geht, werden wir hier aufwärts gelenkt: Handel, Ackerbau, Weinbau, Waldindustrie, endlich das Hirtenleben treten nach und nach in das Gesichtsfeld des Wanderers. So mag dem Reisenden, der von Holland, durch den Niederrhein, den Rheingau, das badische Land hinaufpilgert, allmählich Bild um Bild vor die Seele treten. Ausgeführt hätte Uhlands Kulturdichtung ein Preisgesang auf den deutschen Rhein werden müssen.

Wie jedoch? hat Uhland selbst sein Schema nicht ganz anders erklärt, ihm nicht eine Einheit gegeben in den oben angeführten Einleitungsworten: „ich meine die Idee, daß der Wanderer sich nicht etwa durch den Anblick eines stillen abgeschlossenen

Thales zur Begrenzung seiner Bahn gemahnt findet, sondern eben durch das vielbewegte grenzenlose Meer, um das aber doch ein mildes Abendrot seinen Saum zieht. Es hat sich mir dabei ein eigener Entwurf aus früherer Zeit vergegenwärtigt"? Aber diese Erläuterung ist durchaus unbestimmt: welche Idee dem jungen Dichter Fallati vorschwebte, das sagt Uhland ganz deutlich, ob aber sein eigener Wanderer in parallelem oder gegensätzlichem oder ergänzendem Verhältnis dazu stehe, das sagt er nicht. Eine reine Parallele ist offenbar ausgeschlossen, denn unser Wanderer befährt ja lange genug das Meer, um nicht durch dessen „Anblick" sich zur Begrenzung mahnen zu lassen, und es scheint vielmehr, daß er sich von der Heimat erst willig in immer engere Grenzen schnüren läßt. Und zudem sind die Auskünfte der Dichter über ihre Werke nicht immer die sichersten Wegweiser. Wie oft ändern sie ihren Plan, durch immer neue Vertiefung auch nicht selten die Einheit des Kunstwerks gefährdend. Die Geschichte der Malerei mit ihren vom Schöpfer übermalten Meisterwerken redet laut, noch lauter die Geschichte der Poesie, wenn wir an Lessings Virginie, die spätere Emilia Galotti, an Schillers Karlos, an Goethes Tasso und gar an seine Iphigenie denken, die viermal umgedichtete. Und so mag auch Uhland an der kleinen vielbedeutenden Dichtung, in die er dreierlei zusammenschmelzen wollte und doch nicht konnte, gar oft umsonst die Kunst versucht haben, verbindend und zerbrechend, wie seine geliebte nordische Sage erzählt von Wielands oftmals umgeschmiedetem Schwerte.

Nachschrift der Redaktion: Unsere verehrten Leserinnen, welche durch diese gelehrte Erklärung nicht befriedigt sein sollten, geben uns vielleicht eine einfachere, die wir dann nicht verschweigen werden.

Eine Harzfahrt mit Arabesken.

Von

Martin von Nathusius.

Es war an einem Septembermorgen, die Wälder noch vollkommen im sommerlichen Laubschmucke, der Himmel mit leichtem Gewölk nur halb verdeckt, das der Sonne genügende Gelegenheit gab, mit ihren Strahlen die herrlichen Berge und die fernen Ebenen zu beleuchten. Da fuhren zwei fröhliche Paare vom Fuße des Unterharzes aus, um den schon so lange von weitem grüßenden Brocken und seine Umgebungen zu besuchen. Klar standen die Berge vor uns, die Häuser der Roßtrappe und des Hexentanzplatzes hoben sich scharf heraus, dunkle zackige Schatten warfen die Felsen im Bodethal, in das wir einen vollen Einblick hatten. In bunten Wechseln spielten die Sonnenlichter und die fliegenden Wolkenschatten auf den bald dunkelblau, bald lichtgrün erscheinenden Massen des Buchenwaldes.

Es ging zunächst in schlankem Trabe auf glatten Wegen nach Blankenburg, um von dort eine neue Eisenbahn in den Oberharz zu benutzen.

Reisen! — „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt, dem will er seine Wunder weisen in Berg und Strom und Wies' und Feld." Unser Freund Eichendorff ist etwas ungerecht, wenn er fortfährt: „Die Trägen, die zu Hause liegen, erquicket nicht das Morgenrot u. s. w." Sind doch weit nicht alle zu träge zum Reisen, die es unterlassen. Aber der nervus rerum, wie man es in unserer mammonistischen Zeit nennt, kommt allerdings bei dem Romantiker nicht in Betracht. Erst kürzlich las ich einmal wieder — zur Auffrischung jugendlicher Erinnerungen — Ahnung und Gegenwart von Eichendorff und hatte mein Ergötzen an dieser herrlichen Erhabenheit über alle irdischen Angelegenheiten. Die Grafen, welche die Helden der Erzählung bilden, haben stets zur rechten Zeit und am rechten Orte eins ihrer Schlösser liegen, und auch nachdem im Kriege ihre Güter konfisziert sind, geht das alte romantische Streifleben — wahrscheinlich auf Flügelrossen — weiter. Und doch liegt etwas Erfrischendes in dieser kühnen Behandlung der Kleinigkeiten des Lebens, in denen der Philister, der geborene Feind der Romantik, mit geschäftiger Amtsmiene die Hauptaufgabe eines wohlassortierten Staatsbürgers erblickt.

Ist es nicht doch wie ein Stückchen Verwandtschaft mit dem Geiste, der in der Bergpredigt mit uns redet? oder der uns auffordert: So ihr nicht werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht in das Reich Gottes kommen?

Den lieben Gott laß ich nur walten,
Der Bächlein, Lerchen, Wies' und Feld
Und Erd' und Himmel kann erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt.

Nun im Oberharz ist es auch demjenigen noch möglich zu reisen, der nicht so gestellt ist wie die Eichendorffschen Grafen. Es kommt nur darauf an, wie man reist. Das eigentlich Genußreiche dabei kommt erst dann recht zutage, wenn man alles, was man gebraucht, bei sich trägt und also frei und froh in die schöne Gotteswelt hinein wandert, am Kreuzweg seine Pläne macht für die nächsten Stunden, ausruhend wo es schön ist, die Blumen am Wege pflückend und die Beeren, weiter ziehend, wenn man genossen hat, was Gottes herrliche Natur an diesem und jenem Fleckchen bietet. Freilich durften wir uns nicht zum Wahrspruch wählen, was der Student singt:

Und find' ich kein' Herberg', so bleib' ich zur Nacht
Wohl unter freiem Himmel, die Bäume halten Wacht.
Im Winde die Linde die rauscht mich ein gemach,
Es küsset in der Frühe das Morgenrot mich wach.

Denn die Mehrzahl unserer Reisegesellschaft bestand aus Damen und das jüngere der beiden Paare zählte erst 12 und 13 Jahre. Immerhin ging es so leicht geschürzt, als es die Verhältnisse gestatteten. Eine bequeme Tasche und zwei leinene Beutel bargen das Reisegepäck, das abwechselnd von der Gesellschaft getragen wurde. Und ein Einspänner ist fast in jedem Oertchen zu haben für den Fall, daß die jungen Füße ein erwünschtes Nachtquartier nicht mehr gut erreichen können. Zu mehreren Malen wurde auch seitens unserer Gesellschaft von dieser Gelegenheit Gebrauch gemacht, und der gemütliche Kutscher in Braunlage, der Herr Wirt zum braunen Hirsch, fragte, nachdem er seine Preisforderung gestellt, ganz treuherzig: „Das finden Sie doch nicht zu viel?“ Wir konnten die Frage aus vollem Herzen verneinen.

Doch derartige einfache Zustände, so anziehend sie für einen mit Gemüt und Verstand reisenden Menschen sind, würden nicht den einzigen Grund bilden, um den Oberharz zum Ziele einer Reise zu empfehlen. Sie sind auch dort mehr und mehr im Schwinden begriffen. Was aber diese Gegend unter allen Umständen zu einem Stück jener Welt macht, in die Gottes Gunst seine Kinder sendet, das ist der kräftige, wilde und großartige Gebirgscharakter, der den Oberharz von allen anderen Gebirgen des mittleren und nördlichen Deutschlands unterscheidet. Vor allem ist es der Brocken selbst, von dem dies gilt. Aber er ist es doch nicht allein. Die gewaltigen Nebenbuhler desselben, der Wormberg, der Bruchberg und andere, auch die Hochflächen, die sich westlich vom Brocken in zwei Absätzen ausdehnen, haben dieses Gepräge von großartiger Stille, das wohl eine besondere Einrichtung des Gemütes erfordert, wenn es schön gefunden werden soll. Mir ist der Oberharz wie ein Stück Seelenheimat, nachdem ich durch stets wiederholte Besuche von allerfrühester Jugend an und durch elterliche Einweihung in seine Geheimnisse das Verständnis für die stumme Sprache dieser gewaltigen Bergmassen, dieser unendlichen Tannenwälder und dieser einsamen Moor- und Heideflächen gewonnen habe. Wer dem sausenden Sange der Fichten, dem geheimnisvollen Gemurmel der goldbraunen Bäche, dem flatternden Gewölk, das um die Berghäupter zieht, sich mit den alten verwetterten Tannen zaust und den Granitblöcken zürnt, die mit wunderbaren Moosteppichen belegt, Wind und Wetter majestätisch trotzen — wer all diesen Tönen zu lauschen versteht und sich von ihnen erzählen läßt, dem werden einige Tage im Harz erfrischender sein für Leib und Seele als die Rebenufer des Rheins mit seinem Sonnenschein oder Thüringens grüne Matten mit seinen schönen Buchenkronen. Majestätischere Formen als der Harz zeigt wohl das Riesengebirge; allein es ist doch immer nur ein „Kamm“, von dem man rechts und links über schöne Thaleinschnitte herab in die Ebene blickt. Lieblichere Gegenden und — wenn ein Harzer dies zugibt, muß es wohl wahr sein — einen im ganzen schöneren Baumwuchs besitzt

der Thüringer Wald. Doch es fehlt ihm der Charakter des feierlich Großartigen, der dem ganzen Oberharz eigen ist. Die einzige an ihn erinnernde Gegend scheint mir die des hochgelegenen Oberhof.

Doch wird sind noch nicht im Oberharz. Rechts von unserer Straße erhebt sich ein Teil der **Teufelsmauer**, die uns schon fast eine Wegstunde lang mit ihren wunderlichen Sandsteinformen begleitet hat. Wir sind gerade an ihrem interessantesten Teile kurz vor Blankenburg, — „naturel wie eine Mauer gestalt, maßen dieselbe in einer solchen geraden Ordnung nach einander stehen, daß jemand, der keine Wissenschaft um dieses Natur-Spiel hätte, einen Eyd schweren solte, daß solches nicht natürlich, sondern von Menschen-Händen, nach der geradesten Linie, eine rechte Mauer dahin gezogen sey." So schreibt 1720 Herr D. **Georg Henning Behrens**, Physico Ordin. Subordin. in Nordhausen, in seinem „Curiösem Hartz-Wald, darinnen alle an- und auf dem Hartz gelegene Hölen, Seen, Brunnen, Berge und andern daselbsten anzutreffende Curiositäten beschrieben werden, mit unterschiedenen nützlich- und Ergötzlichen Medicinischen, Physicalischen und Historischen Anmerkungen." Er erzählt dann weiter: „Weilen aber, so wohl der Höhe des Orts, als auch der abscheulichen großen Steine wegen, es eine pur lautere unmögliche Sache ist, daß solche solte durch Menschen-Hand zubereitet seyn, so wird von dem gemeinen Mann vorgegeben: daß dieselbe der Teuffel gemachet habe, dahero sie auch den vorgedachten Ort die Teuffels-Mauer nennen, da es doch vielmehr ein Spiel der Natur oder Wunder-Geschöpffe des Allmächtigen Bau-Meisters Gottes ist."

Und während wir langsam an den merkwürdigen Sandsteinbildungen entlang fahren, mögen es sich die freundlichen Leser gefallen lassen, noch anzuhören, was Herr **Julius Bernhard von Rohr** in seinen „Geographischen und historischen Merkwürdigkeiten des Vor- oder Unterharzes" vom Jahre 1736 darüber schreibt: „Der Pöbel nennt diese Mauern Teufels-Mauern, welche doch vielmehr von dem allerweisesten und liebreichsten Schöpfer, der sie angeleget, Gottes-Mauern sollten genannt werden. Jedoch der Pöbel und andere abergläubische oder sonst mit ihnen gleichgesinnte Leute machen es so, wo sie etwas besonders wahrnehmen, so schreiben sie alsobald den Ursprung dem Teufel zu. Wann doch die Menschen so hurtig wären, die schändlichen Ausbrüche der Sünden dem Satan zuzuschreiben, als die herrlichen Werke Gottes und der Natur." — Man schreibt in diesem Stile jetzt keine Harz- und Reisebücher mehr. Mit welchem treuen Sinn und mit wieviel Lebensweisheit haben sich oft unsere Vorfahren die sie umgebende Welt angesehen. An einer andern Stelle erwähnt Herr von Rohr eine Felsgruppe, die den Namen Teufelsmühle führt, weil Satan daselbst eine Mühle habe anlegen wollen. „Jedoch," sagt er, „dieses ist ein abgeschmackt und einfältig Gedichte. Daß sich dieser Platz zur Anlegung einer Windmühle wohl schicke, daran ist kein Zweifel, daß Satan aber den Vorsatz gehabt, dergleichen anzulegen, ist wohl nicht zu vermuthen, inmassen er lieber einreisset als bauet."

Wir sind auf der Höhe vor **Blankenburg**. Das Schloß mit seinen hohen weißen Mauern, dunklem Dach mit vielen Schornsteinen, Winkeln und Vorbauten ragt aus grünem Thal. Darunter streckt die Stadtkirche ihr spitzes Turmdach aus dem Häusergewirre, das sich anmutig mit Obstbäumen vermischt an den Berg lagert. An einer ganzen Reihe neuer Villen fahren wir schnell vorbei. Aber ein altes eisernes Gitterthor hemmt den Schritt unserer Pferde. Wir haben vor Abgang des Zuges noch so viel Zeit, um dort auf dem Blankenburger Kirchhofe zwei Gräber zu besuchen. Ueber dem einen steht auf hohem Sockel von Gußeisen eine Leier. Die Saiten sind gesprungen und zerbogen. Auch den Klang der Leier, welche die in Händen hatte, die dort ruht, vernimmt kein Mensch mehr. Und doch war sie einst eine gefeierte Dichterin. Es ist die Ur-Ur-Großmutter der Kinder, die wir zu dem Grabe führten: **Philippine Engelhard**, die Tochter des gefeierten Geschichtsschreibers Gatterer, eines Begründers der Universalgeschichte. Sie war eine Freundin Bürgers, dessen Briefe an sie hoffent-

lich noch einmal den Lesern der Monatsschrift mitgeteilt werden. Sie war eine liebenswürdige Dichterin, welche den Edelmut und die Empfindsamkeit ihres Zeitalters in artige Reime zu bringen wußte. Durch einen Zufall ruht hart neben ihr ein alter Freund und Lehrer meiner Familie. Die heitersten Jugenderinnerungen werden jedesmal in mir wach bei dem Gedanken an seinen Namen. Und der reine Idealismus, der ihn beseelte, ist mir oft in meinen Studienjahren ein Merkzeichen gewesen für die Kraft, welche auch noch in Schleiermacherscher Form das Christentum zu entwickeln vermag. Jetzt ruht er unter einem weißen Marmorkreuz, an dem in goldener Schrift das verheißungsvolle Wort leuchtet: „Wer die Wahrheit thut, der kommt an das Licht.“ —

Vorbei, vorbei, du alter Freund meiner Jugend! Vorbei, vorbei, ihr Klänge von Lust und Liebe aus den Zeiten des Puders und des Reifrockes! Wo eilen die Geschlechter hin? Und jedes denkt: Wir sind die Rechten! wir sind die Hauptpersonen! — Und was bleibt von uns übrig? — Epheu und Immergrün, und eine Zeitlang noch bunte Sommerblumen, decken liebevoll die Reste aller menschlichen Herrlichkeit.

O Ewigkeit du schöne
Mein Herz an dich gewöhne,
Mein Heim ist nicht in dieser Zeit.

Mit Ewigkeitssinn die Gotteswelt sowohl zu betrachten als auch die geschichtlichen Ueberreste der Vergangenheit, das ist so recht eigentlich Aufgabe für den, der mit Genuß zu reisen beabsichtigt. Zu beidem hatten wir reichlich Gelegenheit. Als wir uns jetzt der Eisenbahn anvertraut hatten und langsam in gewaltigen Windungen den Bergen zu und in den Bergen hoch fuhren, waren die Blicke fortwährend gefesselt, teils durch die von immer neuen Seiten sich darbietende Stadt Blankenburg mit ihrem Schlosse, teils durch die immer weiter sichtbare duftige Ferne über Halberstadt hinaus in das Magdeburger Land, auf den Hakel und Huy, den Fallstein, den Elm und die Asse und welches noch mehr sind der bewaldeten Höhenzüge, die am nördlichen Harz den Uebergang zu der großen norddeutschen Ebene bilden. Vor allem aber war es der Regenstein, in dessen unmittelbarer Nähe die Bahn einige ihrer kühnen Bogen ausführt und den wir mit Bewunderung betrachten konnten.

Diese alte Residenz der Grafen von Reinstein, von denen die ganze Umgegend noch heute ihren Namen trägt, ist wirklich die merkwürdigste Ruine, die es gibt. Von der Harzseite sanft ansteigend und mit schönem Eichen- und Kiefernwald bestanden, schießt der Berg in schroffen Sandsteinfelsen plötzlich mehrere Hundert Fuß tief ab. Zur Burg aber hat man die oberste Kuppe des steilsten und nach drei Seiten hin abgeschlossenen Felsens benutzt, indem derselbe geradezu ausgehöhlt und mit Fenstern und Thüren versehen wurde. So stehen diese natürlichen Kasematten noch heute in derselben Wölbung da, wie sie schon vor vielleicht 800 Jahren standen. Zwar die Ritter sind verschwunden, nicht mehr schallet Schwert und Schild — doch an ihre Stelle sind die Kellner getreten, die den harmlos daher ziehenden Wanderer meuchlings mit gierigen Trinkgeldsblicken anfallen.

Je höher wir nun in unserer Harzbahn die Berge hinanstiegen, desto sichtbarer trat für uns an dem gegenüberliegenden Regenstein die Ruine und der schroffe Absturz heraus. Prachtvoll majestätisch ist der Anblick, — und ein Hauch von Begeisterung durchweht die jugendliche Seele bei dem Gedanken an das Leben, das einst auf diesem Felsen geführt sein mochte. Dort an jenem steilen Hang ließ sich einst Graf Albrecht an einem Seil herunter, als er, von den Feinden belagert, Entsatz herbeiholen wollte und dazu die Stelle zum Entkommen wählen mußte, an der ein Herunterklettern ganz unmöglich schien. Auf jenem Vorsprung pflegte der alte Tempelritter zu erscheinen, der dem Regensteinschen Hause Unglück weissagte. Dort hinüber ritten sie, um den Bruder auf der Heimburg zu besuchen, — und unter uns aus dem Buchenwalde ragen die Gebäude des schatten- und wasserreichen Klosters Michaelstein hervor; da liegen die Regensteiner be-

graben. Oder vielmehr — da lagen sie begraben; denn wo der Bauernkrieg über Klöstern getobt hat, da ist mit den Spuren der Vorzeit gut aufgeräumt. Nur der Dichter holt sie aus dem Schutt wieder heraus. Und der freundliche Leser wird wohl schon gemerkt haben, daß wir Julius Wolfs „Raubgrafen“ gelesen hatten und im Geist die lebensvollen Gestalten dieser Dichtung an uns vorüberziehen ließen, als wir in der herrlichen Morgenbeleuchtung von den Fenstern der Zahnradbahn aus die Sandsteinkolosse von Albrechts und Odas Burg betrachteten.

Doch die Aussicht hat nun ein Ende und es beginnt die Einsicht. Denn die Bahn hat jetzt den Wald erreicht, der keine Durchblicke mehr gestattet. Aber es bedarf derselben auch nicht. Welch ein Ausruhen des Auges und des Gemütes in dem unablässigen Schauen auf die lachenden grünen Blätter und unter die lockenden schattigen Hallen des Buchenwaldes, von dem Eichendorff singt:

Deutsch' Panier, das rauschend wallt,
Unter deinem grünen Bogen
Hast du treu uns auferzogen,
Frommer Sagen Aufenthalt,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Glücklicherweise sangen wir noch nicht Lebewohl sondern: sei gegrüßt! Wir stehen ja noch in den ersten Anfängen unserer Harzfahrt. Mitten im Walde auf halber Höhe hielt unser Zug an. Die Bahn ist nämlich, auch wenn sie nicht im Harze wäre, ein höchst interessanter Bau. Sie ist teilweise eine Zahnradbahn. Ist es für die Maschine zu steil zum einfachen Schieben, so schlägt das Zahnrad ein, für das zwischen den zwei Geleisen ein breites, dreifaches Zahngeleise angebracht ist. An unserer Haltestelle nun lief die Bahn in einen Sack aus, aus dem sie im spitzen Winkel wieder sich entfernt. Die Maschine mußte an uns vorbei keuchen, um am anderen Ende des Zuges wieder angespannt zu werden, wodurch wir die beste Gelegenheit hatten, die Einrichtung der Bahn zu beobachten. Uebrigens schiebt die Maschine den Zug anstatt ihn zu ziehen, damit sie — mit ihren trefflichen Hemmeinrichtungen — stets zu unterst fahre, um bei jedem etwa geschehenden Unfall den ganzen Zug zum Stehen bringen zu können. Deshalb hat sie beim Bergauffahren ihren Platz hinten, beim Herunterfahren aber vorn am Zuge.

Die Leser, deren Geduld uns bis hierher begleitet hat, werden nun schon merken, daß wir wirklich regelrecht zu reisen bestrebt waren, — durchaus nicht bloß als Jäger auf Eichendorffsche Romantik, sondern wir hatten mit Nutzen auch Vater Campe studiert, dessen unsagbar langweilige Unterbrechungen in Robinson Crusoe gewiß jedem Kinde, das damit gequält wird, unvergeßlich bleiben. In Campescher Art hat im vorigen Jahrhundert Herr J. A. E. Goeze die Welt mit einigen „Harzreisen“ geelendet. In seiner „zwoten kleinen Harzreise zum Unterricht und Vergnügen der Jugend“ (1786) bekennt er: „Wenn ich spazieren gehe und reise, so pflege ich auf alles, auch auf die kleinsten und geringsten Umstände Acht zu geben, und nach allem, was ich noch nicht weiß, zu fragen: wie geht das zu? warum ist das so und nicht anders? Für Kinder und junge Leute das beste Mittel, verständig zu werden, wenn sie fleißig nach Ursache und Wirkung fragen. Wißbegierde und Neugierde lassen sich dabei bald unterscheiden. Die erste thut alles mit Bescheidenheit und Geduld; die zwote ist ungestüm und heftig. Die erste macht gefällig und reizt andere Kinder zu belehren; die zwote macht unleidlich.“ Und nicht nur die Wißbegierde weiß Goeze zu befriedigen, sondern er bessert zugleich seine Leser, wie z. B. durch folgende Betrachtung: „Wagt euch ja nicht an diese Sandhöhlen, wenn ihr spazieren geht. Man kann nicht wissen, wie bald ein solcher Sandkeller über euch zusammenfällt . . . Denkt euch das schmälige Ende des Erstickens und Zerschmetterns in einer solchen Sandhöhle. Aus Vorwitz, um sich an gefährlichen Oertern etwas sehen zu lassen, hat sich schon mancher Knabe in Gefahr gewagt, und ist auch darin umgekommen . . . Wollt ihr wohl auch so unglücklich sterben? Aus

Vorwitz sind wirklich schon viele Kinder so gestorben. Ob sie wohl das Herzeleid, das sie ihren Aeltern machen, bei Gott, ihrem Schöpfer, zu verantworten haben?" — Siehst du Nauke, da hast du deine Pauke! —

Wir halten auf der endlich erreichten Höhe. — Station Hüttenrode! — Wie sich die Welt verändert. Hier ging ich einst als Schüler, als Student bei Nacht oder Tag auf den Brockenfahrten einsame Fußwege, hier wurde, aus dem Laubwald des Unterharzes aufsteigend, auf den schönen Weideflächen um das hochgelegene Dorf her, die erste Brust voll Oberharzluft genossen, von wo es nun überging in die Tannenwälder, über den Hardenberg nach Wernigerode oder direkt auf die Hohn zu, zum Vater Brocken. Jetzt hatte uns die Zahnradbahn hier hinaufgeführt. Und ganz freundlich grüßte zum Bahnhofe herüber der spitze Kirchtum, der von unserm Garten aus uns so oft als Wegweiser zum Brocken gewinkt hatte. Jetzt kam die Fahrt in das Thal hinab. Für nervöse Leute ist es nicht ratsam, hier genau zu beobachten und die kühnen Wendungen zu sehen mit dem steilen Gefälle, in denen der eiserne Weg uns hinabführt in das prächtige Bodethal. Links die Marmormühle mit Felspartien und dem rauschenden Wasser, dann ein Tunnel — und plötzlich sind wir in Rübeland. Quer durch den Ort geht die Eisenbahn, auf der Straße zwischen den Häusern hindurch, als ob nicht die ungefüge Dampfmaschine, sondern ein Kutscher mit Zügel und Pferden uns leiteten.

Wie kann doch die Eisenbahn trennen — so gut als sie andererseits verbinden kann. Ich fuhr einst in der Bahn, und an einer gewissen Stelle wurde ein junger Mitreisender unruhig. Er sah wiederholt aus dem Fenster und blieb endlich ganz in dem geöffneten Fenster liegen, daß ihm der sausende Zugwind um die Haare pfiff. Plötzlich passierten wir ein Wärterhäuschen. Der dienstthuende Beamte war ihm bekannt und er benutzte die Durchfahrt, um ihn zu begrüßen. Wir sausen heran, — hallo! he! guten Morgen! — ein Blick, ein Wink — fort waren wir, in rasender Eile fuhren wir dahin und der begrüßte Freund wird kaum gewußt haben, wer ihn aus der Windsbraut von Staub, Lärm, Funken und Rollen heraus begrüßt hatte. So ist das 19. Jahrhundert. An die Stelle des gemütlichen Einkehrens beim Gastfreund mit Händeschütteln und Erzählung tritt der Wink aus dem Eisenbahnfenster, an die Stelle des freundschaftlichen Briefes, der gewichtig und gefüllt, wirklich seine acht Groschen Porto wert war, tritt die Korrespondenzkarte, die auch Stephan nicht höher als fünf Pfennig schätzt.

Wie oft habe ich, in der Eisenbahn fahrend, dies Gefühl von unendlicher Trennung gehabt. Man fährt im Kourierzug in den dunkeln Abend hinein; man erwacht aus dem Schlaf, oder versucht einmal gerade eine andere Lage, um etwas bequemer sich das unbequeme Ruhebett zu gestalten. — Man reinigt die Fensterscheiben, um einen Blick in die Nacht hinaus zu werfen. — Wo mögen wir uns jetzt befinden? — Auf einmal sieht die Gegend so bekannt aus, am dunkeln Horizont ein Turm, dort ein Hügel, hier ein Wald und dort wirklich ein helles Fenster. O ihr Lieben, jetzt sitzt ihr dort so traulich zusammen um die abendliche Lampe, — so nah bei mir und doch so unerreichbar. Mein Herz hüpft, wenn ich an euch denke. Und wie viel Monate, wie viel Jahre wird's dauern, bis ich euch an dies Herz drücken kann? — Unnatürliche Zeit!

Mir kamen solche Gedanken, als wir durch Rübeland fuhren, hart an der Gartenveranda des Gasthofes vorbei, in dem ich so oft zu Fuß oder zu Pferde eingekehrt war. So nahe — und doch, eben weil wir an das Ungeheuer von Dampfmaschine gefesselt waren — unerreichbar.

Bunte wechselnde Bilder steigen trotz der schnellen Fahrt auf bei dem Anblick eines solchen Ortes, — eine Nacht, in der drei angehende Studenten mit der ganzen fröhlichen Ausgelassenheit jenes sorgenlosen Daseins bei Mondschein dem Brocken zusteuern, um zum Sonnenaufgang auf der Höhe zu sein; aber die Mitternacht ist schon vorüber, die Stunden schwinden, die Füße können das Unmögliche nicht mehr leisten; wo wird in dem schlafenden Rübeland ein Pferdchen aufzutreiben sein? Halt — da schallen

Fußtritte; ein Bäckerjunge kommt verschlafen die Straße herauf, um den Backofen beim Meister zur frühen Arbeit zurecht zu bringen; er erschrickt wohl über die drei nächtlichen Gestalten, führt uns aber willig am Gasthof vorbei — zu eben seinem Meister, der denn auch in den sauern Apfel beißt und in nächtlicher Fahrt — es war Herbstzeit — unsere klappernden Gebeine in halboffener Chaise nach Schierke fährt. O Leben wie bist du so schnelle! Was wird aus den Menschen, die am fröhlichen Jugendmorgen in die tauige duftige Ferne des Lebens zusammen ausschauen? Ach und wenn es nur eine Trennung wäre durch den Raum. Aber bespritzt vom schmutzigen Wege des Lebens, zerrissen und zerfetzt von mancher Irrfahrt sehen sie sich oft wieder, und der eine versteht des andern Sprache nicht mehr.

Ihr werten Gefährten
Wo seid ihr zur Zeit mir
Ihr Lieben geblieben? —
Ach alle zerstreut!
Die einen, sie weinen,
Die andern, sie wandern,
Die dritten sind mitten
Im Strome der Zeit.
Und viele am Ziele,
Zu den Toten entboten,
Gestorben, verdorben
In Lust und in Leid!

Und noch ein anderes Kleeblatt tritt mir lebendig vor die Seele bei dem Vorbeifliegen an jenem Gasthofsgarten. Wir waren wieder drei fröhliche Leute, aber nicht mehr in der Morgenzeit des Lebens, — drei „christliche Feuilletonisten“, wie jemand sagte, der uns ein Stückchen auf unserer Harzwanderung begleitete. Den einen der drei Gesellen darf ich nicht nennen, denn der hüllt sich, sobald er humoristisch wird, in den Deckmantel der Anonymität und tritt mit seinem Namen nur hervor, wenn er zu kritisieren hat, oder zu politisieren, beides ein undankbares Geschäft! Aber der andere Freund hält mit seinem Namen nicht zurück. Denkst du noch, lieber alter Kollege mit „Reisebildern und Heimatklängen“, an unsere Harzfahrt bis Rübeland? an unsere vergnügte Wanderung in das Selkethal, an die ernsten Gespräche auf der Landstraße in Mägdesprung, wo wir nach des Tages Wanderung den köstlichen lauen Abend noch im Freien genossen, wobei du deine Füße von den Wanderschuhen in den bequemsten Morgenschuhen ausruhen ließest, — ich glaube sie waren von grünem Plüsch. Und endlich landeten wir in der Gartenveranda in Rübeland, von wo unsere Wege auseinandergingen; vorher aber noch musterten wir unsere Mitreisenden und du taxiertest ihre Gesichter auf die Kenntnis deiner und unserer Schriften. Ja man kann den Gesichtern der Menschen vieles ablesen, ohne daß man ein Lavater zu sein braucht. Wenn die Menschen gerade auf Reisen immer daran dächten, wie sie in der Art zu sprechen, zu lachen, zu essen, zu gehen ihren inneren Menschen offenbaren, sie würden sich beschämt verkriechen. Aber noch anderes als diese äußeren Bewegungen legen Zeugnis ab von der Bewohnerin des Leibeshauses. Schon den bloßen Mienen sieht man es oft leichtlich an, daß dahinter verborgen ein edler Sklave liegt, dem man die Freiheit schuldig ist, — oder eine friedelose Seele, — oder eine andere, die in bezahlten Rechnungen, genossenen Bieren oder dergleichen völlig ihr Genügen findet. Und auch der Apostel Petrus hat uns zum Prüfen des inwendigen Menschen einen äußeren Maßstab gegeben, den sich die lieben Leserinnen in seinem ersten Brief, Kapitel 3, selbst nachlesen mögen. Wie wohlthuend, wenn man in dem Gewühl einer Großstadt oder eines Bahnhofs oder eines Reisehotels einer Erscheinung begegnet, bei der uns 1. Petri 3 Vers 5 lebendig vor der Seele steht: Denn also haben sich vor Zeiten die heiligen Weiber geschmückt, die ihre Hoffnung auf Gott setzten und ihren Männern unterthan waren.

Doch wo bleiben wir mit unseren Betrachtungen? Rübeland und das Bodethal liegen hinter uns. Ueber den Reisegefährten früherer Jahre hätte ich bald die Reisegefährten unserer diesmaligen Harzfahrt vergessen. Damit hatte es nämlich eine ganz besondere Bewandtnis. Schon neulich im Unterharz, als wir unter dem dunkelnden Buchenlaubdach des Hexentanzplatzes gemächlich einhergingen, tauchten plötzlich unmittel-

bar vor uns ein Paar liebe treue Augen unter der Krämpe eines schlappen Reisehutes auf, in die ich seit fünfzehn Jahren nicht gesehen hatte, und neben ihnen noch ein Paar Augen, die ich überhaupt noch nicht kannte. Das gab denn ein Ueberraschtsein, Freuen, Vorstellen, Begrüßen, Mitteilen, Pläne machen — alles in wenigen Minuten, da die Wege nach den entgegengesetzten Richtungen auseinanderliefen. Als wir nun am Beginn unserer Harzfahrt uns soeben in dem Eisenbahnwagen häuslich niedergelassen hatten, öffnete sich kurz vor Abgang des Zuges noch einmal die Thür und herein stiegen unsere Freunde vom Hexentanzplatz. Da hatten wir nun ein prächtiges gemeinsames Genießen. Zwischen den Ausblicken in Wald und Ferne hindurch konnten wir uns viel erzählen von alten Zeiten. Die Männer hatten manches Schwere gemeinsam durchgemacht und auch die späteren Lebenswege führten an lieben Gräbern vorbei. Neue Zeiten und Entwickelungen, neue Aemter und Wohnorte bildeten den Gegenstand der Gespräche. Die Frauen kannten sich noch gar nicht, aber auf gemeinsamem inneren Grund und Boden findet man sich leicht zurecht. Und hier gab es noch einen besonderen Berührungspunkt, — waren sie doch beide aus Pommern! Eben passierten wir auch bei Elbingerode an den sonnigen Triften mit großen Gänseherden vorbei. O heimatliche Erinnerung — Gänseschlachten, Leberwurst, Weißsauer, welch köstliche Gedanken! Und da die Wohnorte der beiden Paare jetzt nicht gar zu weit auseinander liegen, so konnten auch Gelegenheiten zu fröhlichem Wiedersehen geplant werden.

Vorläufig bedauerten wir, daß wir nicht gemeinsam den Brocken besteigen könnten, denn unser eigenes Reiseziel war heute der am südlichen Harzrand gelegene Ravensberg, den wir über Braunlage erreichen wollten, während unsere Freunde in Rothehütte den Eisenbahnzug verließen, um noch heute den Brocken zu ersteigen. Doch was sind menschliche Pläne! Auch auf unserer Reise sollte es nicht ohne Ueberraschungen abgehen, von denen wir aber hier noch nichts verraten. Wir lassen unsere Brockenfahrer ziehen und fahren allein weiter durch das hier ganz flache Bodethal, eine ziemlich breite Wiesenfläche, rechts und links von Tannenhügeln begrenzt — so zieht es sich bis nach Tanne.

„Station Tanne! Alles aussteigen!" — Wir brauchten nicht erst gemahnt zu werden, denn unser jugendliches Paar war schon ganz heißspornig auf das Aussteigen und hatte sich mit Mänteln, Taschen, Schirm und Stock fertig gemacht.

Und über die Felsenwände
Und auf dem grünen Plan
Da schallt's und jauchzt's ohne Ende:
Nun geht das Wandern an!

Es wanderte sich zunächst ganz heiter auf einer entsetzlich schmutzigen Dorfstraße, und als die Häuser aufhörten, fing ein leises Regnen an; es war eigentlich nur ein Sprühen zu nennen, aber wenn es lange sprüht, so kommt es doch allmählich durch. Die Regenmäntel wurden umgehängt und die Schirme geöffnet. Und nun mußte es sich zeigen, daß das Reisen eine Kunst ist. Wer bei schlechtem Wetter auf Fußreisen verstimmt wird, der soll nur auch bei gutem Wetter lieber zu Hause bleiben. Am besten ist es, man stimmt bei Regen ein fröhliches Lied an, — wenn man vor dem Humor, der sich in natürlicher Reaktion gegen die traurige Stimmung der Natur entwickelt, überhaupt dazu kommen kann.

So ging es erwartungsvoll auf der Landstraße der Bode entlang die erste halbe Stunde. Wir hatten absichtlich in Tanne nicht Mittag gemacht, obgleich es bald Mittagszeit war, um nach der langen Wagenfahrt die ersten frischen Kräfte gleich anzuwenden. Da aber das Sprühen jetzt nicht nachließ, zogen wir es vor, als sich links des Weges und der Bode eine Häusergruppe zeigte, die den ominösen Namen Sorge führt, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und zu versuchen, ob es sich in einer improvisierten Mittagspause nicht abregnen würde. Der kleine Ort hatte auch wirklich

seinen Gasthof. Derselbe entsprach den Zuständen, die überall im Harz zu herrschen pflegen, da wo Bädeker noch nicht hingekommen ist. Das Bild einer grünen Tanne, oder eines braunen Hirsches, oder eines weißen Rosses (das Welfenroß) bezeichnet über der Thür den Gasthof. Der Hausflur ist mit rohen Steinen grob gepflastert, links ein kleiner Laden mit Branntweinausschank, rechts führen zwei Stufen in das Gastzimmer. An den Wänden umher läuft eine Holzbank, davor schwere Tische und einige Stühle — alles rotbraun angestrichen; ebenso die hölzerne Vertäfelung, die rings umher bis in Fensterhöhe die Wand bekleidet. An der Wand hängt das Bild des Herzogs von Braunschweig, auch wohl des Kaisers, des Kronprinzen u. s. w.; dann noch etwa die Erstürmung der Düppeler Schanzen, der Einzug der Truppen in Berlin, — vielleicht auch noch einige bunt gekleckste Bilder mit einem verliebten Jäger oder dergl. Auf den Tischen, die noch die nassen Rundungen entfernter Bierseidel zeigen, liegen schmutzige Exemplare des Nordhäuser Kourier. Die weißen Dielen sind mit Sand bestreut.

Doch bald nach unserem Eintritt wird es gemütlich. Die Tochter des Hauses, deren Haartracht man es anmerkt, daß sie ein Jahr lang unten im Lande irgendwo Europens übertünchte Höflichkeit und etwas „Benehmigung" gelernt hat, entfernt mit dem Wischtuch die Spuren unserer Vorgänger und trägt das bestellte Mittagsmahl auf. Eine warme Mahlzeit im Oberharz — worin kann sie anders bestehen als in einer hohen Stange Warmbier und den gediegensten Eierkuchen, die man sich denken mag, mit etwas Gurkensalat oder eingemachten Preißelbeeren, dazu ein Laib Schwarzbrot, von dem man sich abschneidet, was man bedarf. So war auch unser heutiges Mahl beschaffen und erregte allerseits große Befriedigung. Zwischendurch wurde ein Blick in die verregnete Landschaft geworfen und in das Stillleben des Oertchens Sorge. Die ganze Ortschaft besteht nur aus ungefähr acht Häusern, die gerade die Thalbreite ausfüllen und durch eine Holzbrücke von der Landstraße aus zugänglich sind. Hier und da lugt ein Gesicht aus dem Fenster, um sich zu wundern über die sonderbaren Reisenden, die hier abgestiegen waren. Auf einem herrlichen Düngerhaufen stolziert ein goldner Hahn mit seiner Schar, dessen Krähen wenig Konkurrenten erweckt in diesem einsamen Dörfchen. Aus einem offenen Kuhstall dringt der Schall einer Glocke, die bei jeder Bewegung ihrer Trägerin anschlägt, und der balsamische Duft, der dem Stall entsteigt, weckt den Gedanken: könnten doch hier alle Lungenkranken unserer Fabrikstadt eine Zeitlang weilen!

Ueber diesem Stillleben wird aber das Wetter nicht vergessen. Nach dem Essen soll es ja weiter gehen. „Da hinten klärt es sich schon ganz dick auf," so heißt es in fröhlicher Selbstironie, denn noch immer rieselt melancholisch vor den schwarzen Tannen der Regen herab, schwere Wolkenschleier lagern auf den ferneren Bergen. Eine Postkutsche zeigt sich jenseits auf der Landstraße. Nach Braunlage? — Das ist ja unser Ziel. Sollen wir die gute Fahrgelegenheit nicht benutzen? — Eine Postkutsche im Oberharz! man muß diesen Gedanken nur fassen, um ihn sofort zu verwerfen. An diesen wunderbaren Gestellen, deren sich die deutsche Reichspost noch immer bedient, scheint die Zeit mit all ihren aufklärenden Wirkungen spurlos vorübergegangen zu sein. Die hochräderigen, viereckigen, gelben Kasten haben auch nicht einen Hauch von Aehnlichkeit etwa mit einem modernen Landauer an sich. Und wir dachten: nein, wir wollen doch lieber in Gottes freier Natur naß werden, als in dieser Mausefalle trocken bleiben, und ließen den Jünger Stephans als einen Ritter von der traurigen Gestalt fröhlich vorüberblasen. —

Und wir hatten uns nicht verrechnet. Den wetterkundigen Blicken war schon von vornherein die Wolkenbildung nicht gar zu bösartig erschienen. Und so zeigten sich denn auch bald hier bald da einige hellere Risse, der Regen ließ nach, und als wir nach beendigter Mahlzeit gerade wieder zum Wandern gerüstet waren, hatte er wirklich ganz aufgehört. Ja einige Stückchen des blauen Himmels und durchbrechende Sonnen-

strahlen, die über den dunkelgrünen Tannen und den hellen Wiesen, durch welche die Bode hier gemächlich ihre gewundenen Wege zieht, leuchteten — bildeten einen freundlichen Willkommen des Oberharzes für die munteren Wanderer. Das Thal, dem die Landstraße folgt, war zuerst ziemlich eintönig, doch bald zeigten sich rechts oder links Durchblicke auf die Riesen des Gebirges. Und auch die nächste Umgebung des Weges gestattete mehr und mehr Einblicke in den Charakter der Tannenwälder des Harzes. Wo die Tannen dicht zusammenstehen und ihre vollen grünen Zweige bis auf den Boden senken, lassen sie keinen unbefugten Blick die Geheimnisse des Waldes ergründen. Aber sie strecken sich zuweilen auch höher hinauf, lassen dann unten ihre schönen roten Stämme erblicken und den prachtvollen Moosteppich erkennen, der den Boden bedeckt. Dazwischen kommen lichtere Stellen, die schwarze Farbe des Bodens läßt auf den Kohlenmeiler schließen, der einst hier gestanden; jetzt wird die Lichtung von dichtem Huflattich mit seinen großen Blättern bedeckt, und dazwischen ragen die stolzen gelben Königskerzen oder — das eigentliche Kennzeichen des Oberharzes — der hohe rote Fingerhut. Besonders wo die Straße einen „Hei" passiert, eine abgehauene Stelle, wo die schlanken Stämme rings auf dem Boden liegen, schießen zwischen den mehrere Fuß über der Erde stehen gebliebenen „Stuken" zahllose dieser prächtigen Giftpflanzen hervor, — übertroffen nur noch von den etwas lichteren Dolden des Weidenröschens, das einem solchem Hei am Bergesabhang von weitem oft das Aussehen eines großen roten Feldes verleiht. Wird der Untergrund aber feuchter, in sumpfigen Niederungen, wo die Quellen sich sammeln, die nachher so tiefbraun und goldgelb über den Granitkies rieseln, um dann von Fels zu Fels munter der Ebene zuzuspringen, da tritt eine neue Pflanzenwelt zu den Füßen der alten Tannen auf; die Moose werden üppiger, die Gräser höher, und der Fingerhut wird durch Binsen ersetzt, durch Sumpfpflanzen mit ihrem daunenartigen Schmuck.

Doch über all diesen Schönheiten darf nicht vergessen werden, was den jüngeren Teil unserer Reisegesellschaft über die Maßen entzückte, das dichte Meer des Heidelbeergebüsches, das lange Strecken weit rechts und links der Straße den Boden schmückt, mit ungezählten erquickenden Früchten. Das sind wohl Schwarzbeeren? — fragt das Kind. — Nein es sind Blaubeeren. — Aber die sehen ja so rot aus? — Das macht weil sie noch grün sind. — Dieser bekannte Farbenscherz wurde unendlich oft auf unseren Streifereien wiederholt, und daneben der alte Harzer Vers:

Heilebeeren ät ik geern,
Wer will meck denn dat verwehren,
Dat ik äte Heilebeeren.

Und diese Beeren sind nicht die einzigen eßbaren Freuden, die sich dem Harzwanderer bieten. Eine ganze Sammlung der verschiedenartigsten Pilze ließ sich da studieren und die kundigen Augen suchten nach Rehpfötchen, Steintöpfen und was sonst noch von diesen wunderlichen und doch in ihrer Art eigentümlich schönen Gewächsen giftfrei ist.

So ging es in mannigfacher Abwechslung, schließlich leicht und langsam in einigen großen Windungen bergan steigend, der letzten Höhe vor Braunlage zu. Unsern Weg bildete eine jener schönen und mit großen Mühen hergerichteten Harzer Straßen, die besonders in den Braunschweigischen Teilen die größte Anerkennung verdienen. Nicht nur sind sie sehr gut gebaut, sondern sie werden sorgsam sauber gehalten; die Fußwege, die Rasenbänke, die geordneten Steinhaufen — alles macht einen angenehmen Eindruck. Als Wegebäume dienen meistens Ebereschen, die uns auch mit ihren roten Beeren von Tanne bis Braunlage fast ununterbrochen begleiteten und mit ihrem hellen Laub zu den dunkeln Tannen einen hübschen Kontrast bilden.

Wo sich der Weg nach Hohengeis, dem höchstgelegenen Orte des Harzes, abzweigt, links die Bode überbrückend und dann dem Ebesberg zustrebend, während wir rechts

abschwenkten, wurde der Meilenstein mit seinen sehr genauen Angaben studiert. Meilenstein darf man freilich eigentlich gar nicht mehr sagen. Seitdem sich das menschliche Geschlecht so herausgearbeitet hat, wie in unserem gebildeten Jahrhundert, und den Kopf so hoch hebt, daß er die ganze Erde zu überschauen vermag, da berechnet er die Größen und Entfernungen nicht mehr nach seinen Finger- und Handbreiten oder Armeslängen (Elle und Ellenbogen), nicht mehr nach der Länge seines Fußes und der Größe seiner Schritte, sondern er hat sich den Erdring ausgerechnet, und berechnet nun nach den Teilen desselben, den Metern. Mich erinnert aber der Umstand immer etwas an den Turmbau zu Babel, daß man sich bei der ersten Berechnung geirrt und nun also einen Meter festgesetzt hat, der gar nicht, wie er doch sein sollte, der zehnmillionenste Teil des Erdquadranten ist. Er ist um 0,03794 Pariser Linien zu klein, und das französische Gesetz von 1799, welches den Meter in seiner jetzigen Gestalt als den zehnmillionensten Teil des Erdquadranten festsetzte, beruhte — wie noch manches andere in der französischen Revolution — auf falscher Berechnung. Wie viel einfacher rechneten doch unsere Vorfahren! Eine alte Harzer Bezeichnung für Entfernungen lautete: „eine Piepe Tobak", d. h. so lange sie im Brand blieb. Und in einem hinterpommerschen Kreise haben noch Zeitgenossen am Wegweiser die Ortsbestimmung gelesen: „nach X., ein Hundsgeblaff".

Unser blauer Himmel war inzwischen wieder gänzlich gewichen, und als wir gerade im letzten Steigen begriffen waren, fingen die Wolken sogar wieder an, ihren nassen Inhalt über uns zu entleeren. Auf der Höhe, und seitwärts eines Heis, über den der Wind bequem hinsausen konnte, wurde der durchaus nicht mehr bloß sprühende Regen recht unangenehm. Wie melancholisch sahen auf einmal wieder die Fichten aus! Ein kleiner Einspänner mit einer Plane überdeckt, trabte an uns vorüber; von der andern Seite begegnete uns ein Halbwagen mit schnellen Pferden; jedesmal gab es ein bedauerndes Herausstecken der Köpfe, — gewiß freuten sich die Insassen ihres trockenen Sitzes angesichts der nassen Wanderer.

Doch diese konnten es mit jedem Mitleid kühn aufnehmen. Der Regen hörte zum zweitenmale auf, die Wolken verzogen sich, und als wir eben, wo sich die Landstraße wieder zu senken beginnt, den Wald verließen und die letzten der hohen Tannen im Rücken hatten, bot sich uns ein Anblick, um dessentwillen wir alle gern noch mehrere Stunden regnerischen Wanderns erduldet hätten. Vor uns lag eine weite freie Senkung, von den rings umgebenden tannenbekränzten Höhen ziehen sich die wunderbar leuchtenden Wiesen die Abhänge hinab, wo an der tiefsten Stelle der Ort Braunlage liegt; die hübschen kleinen Häuser, oben und um und um mit grauen Schindeln bekleidet nur einige rote Ziegeldächer das graue Gewimmel angenehm unterbrechend. Von allen Seiten laufen die Chausseen mit ihren Ebereschenreihen den Berg hinab dem Orte zu, der, selbst ziemlich baumlos, nur an einer Stelle, da wo die Bode ihn verläßt, dem Tannenwalde sich nähert. Und den Hintergrund dieses lebhaften Bildes gibt der Wormberg ab, ohne Zweifel der majestätischste Berg des Oberharzes. Seinen nächsten Nachbar, den Brocken, gerade verdeckend, steigt er von links her allmählich in die Höhe, und nachdem der Rücken ein kurze gerade Linie gezogen, hebt er sich noch einmal höher zu einem Kopf und stürzt dann plötzlich in überraschenden Linien nach rechts ab, einem Löwen vergleichbar, der in unbeweglicher Ruhe über dem Meer von Tannen und Wiesen sich zum Schlafen gelegt hat. Und dieser Anblick wurde uns gewährt bei dem herrlichsten Sonnenschein, während nur einzelne weiße Wolkensegler an dem tiefblauen Himmel der abgezogenen Armee des Regens nacheilten.

Lange standen wir im Aufsaugen dieses köstlichen Bildes versunken, dann ging es munter den Berg hinab, in das Dorf und dasselbe durchschreitend bis wo am andern Ende der Gasthof zum braunen Hirsch uns freundlich aufnahm.

Doch Ruhe durften wir uns noch nicht gönnen. Während der Kaffee bereitet wurde, machten wir uns schnell auf, um an der Bode entlang noch ein Viertelstündchen

weiter dem Wormberg zuzugehen, an dessen Fuße wir eine Glashütte gelegen wußten. Leider wurde zwar heute gerade nicht „geblasen", aber doch „gestreckt", und es war immerhin doch der Mühe wert, für wißbegierige höhere Töchter die Erlaubnis zum Eintritt zu erwirken. Da sahen wir denn unser blaues Wunder. Glaszylinder von etwa einem Meter Höhe und einem Durchmesser von zwei Fuß wurden in ein gewaltig glühendes Feuer gelegt; anstatt aber zu zerspringen, schlossen sie sich ganz willig auf und ließen es sich gefallen, daß man sie mit einem Brettchen, das an langer Stange befestigt war, in der Glut so lange bearbeitete, plättete und streckte, bis sie zu spiegelglatten Platten geebnet waren und nun von Ofen zu Ofen geschoben wurden, um in allmählicher Abkühlung zu erkalten. Welch' eine merkwürdige Sache! Wie oft haben wir einen Glaszylinder auf der Lampe zerspringen sehen, weil ihm die Flamme zu nahe kam, und hier wurde er mitten in die Flamme hineingethan und zersprang doch nicht. Man sieht, es kommt bei allen Dingen darauf an, daß man sie am richtigen Ende anfaßt, — Glaszylinder nicht minder wie Menschenseelen, junge und alte.

Nach diesem Bildungsausflug schmeckte der Kaffee mit herrlichem Gebäck vortrefflich. Auch Braunlage hat schon der modernen Zeit seinen Tribut zahlen müssen. Einzelne Sommerfrischler haben dieses entzückende Plateau ausgewittert, sogar eine Art Kurhaus soll entstanden sein und auch der braune Hirsch des Herrn Kirchner hatte sich eine großartige Veranda angebaut. Zum erstenmal stieß ich denn auch auf Fremde in diesem Gasthofe, obgleich ich seit über dreißig Jahre oftmals das einsame Harzdorf passiert hatte. Diesmal waren es drei Studenten, die mit uns in demselben Gastzimmer ein etwas verspätetes Mittagsmahl verzehrten. Und da ich von jeher eine unbändige Freude an Studenten gehabt habe, so konnte ich es auch nicht lassen, mich mit diesen Musensöhnen in ein Gespräch einzulassen. Daß sie Braunlage aufgesucht hatten, mußte ja das beste Vorurteil für sie erwecken.

Allein, allein, allein, allein,
Wie kann der Mensch sich trügen,
Ich fand dort nichts als Sand und Stein
Und ließ den Sack da liegen.

So hätte ich beinahe mit Claudius und seinem Herrn Urian gesungen, der in Mexiko das Geld hatte umherliegen geglaubt. Die jungen Herren waren ziemlich mürrisch über eine weite Wanderung, auf der sie das wohl nicht gefunden hatten, was sie gesucht, und sahen mich ganz verdutzt an, als ich das Wetter lobte, das mit seinen frischen Regenschauern und abwechselndem Sonnenschein so lebhafte Bilder und Ausblicke uns gewährte. Sie schienen doch noch andere Interessen zu haben — und ich glaube, ich habe niemals als Student ein so elegantes Sommerhütchen besessen als diese Regenfeinde. Ich überließ sie also ihrem Schicksal, da keine Saite erklingen wollte, die ich hätte spielen können, und ordnete meine Scharen zur Weiterreise.

Als eben unser Einspänner gemeldet wurde, den wir die nächste Strecke benutzen wollten, und wir unser Gepäck sammelten zum hinausgehen, fiel ein Blick durchs Fenster und — die erstauntesten Ausrufe begegneten sich von zwei Seiten. Denn soeben kamen unsere Reisegefährten, die wir auf der Wanderung nach dem Brocken glaubten, auf den Gasthof zugesteuert. Von Elend aus, auf dem Wege nach Schierke, hatten sie anstatt nördlich vom Wormberg an der Bode entlang, diesen Berg südlich umgangen und sahen sich plötzlich, aus dem Walde tretend, angesichts von Braunlage. Nun wollten sie im braunen Hirsch sich stärken, um den Abend noch Andreasberg zu erreichen. Die Heiterkeit war eine große, und dem Irrtum wurde Beifall gezollt, der eine so liebliche Ueberraschung hervorgerufen hatte. Nun war ja auch der Wunsch erfüllt, daß beide Reisegesellschaften morgen auf dem Brocken sich zusammenfinden würden. Doch hier greife ich gleich etwas vor. Nach drei unerwarteten Wiedersehen wurde gerade aus dem einzigen Verabredeten nichts. Unsere Freunde hatten am andern Tage das Wetter nicht freundlich genug gefunden und hatten den Brocken umgangen.

Erst nach Wochen klärte uns eine Karte von der roten Erde aus über ihre weiteren Schicksale auf.

Auch jetzt war uns kein langes Zusammensein beschieden. Unser Schimmel stand angespannt, die Sonne neigte sich nach Westen, und wir hatten noch einen starken Marsch bis zum Ravensberg, den wir erreichen mußten, da der um eine Stunde näher gelegene Höhengasthof auf dem Stöberhei im Sommer abgebrannt war. Der gute Herr Kirchner fuhr uns eine gute Stunde weit, zuerst dieselbe Chaussee langsam hinauf, die wir vorher herabgekommen waren, auf den Eversberg zu, dann rechts nach Westen zu schwenkend durch die herrlichsten Tannenwälder. Jetzt war alles grün und frisch und voll Leben. Aber wir ließen uns gern erzählen, wie der Tannenwald im Winter aussähe. Da stehen die ehrwürdigen Bäume oft gedrückt von Lasten des Schnees, die ihre Zweige zur Erde biegen; tritt dann ein plötzlicher Wechsel von Tauen und Frost ein, so ballen sich die Schneedecken zu Eismassen zusammen, und mancher alte Baum muß unter dem Schneebruch sein Leben enden. Noch höher aber liegt der Schnee auf dem Boden selbst. Wie Mauern türmt er sich im Windschutz auf; die Schlitten fahren hoch über dem Planum der Straße. Das Wild, das im Sommer sich tief drinnen im Dickicht hält, zeigt sich den Winterreisenden ganz in der Nähe. Oft sind die Hirsche schon in Harzdörfern bis an die Häuser und Höfe gekommen, um zu sehen, ob nicht da noch etwas für ihren Hunger zu haben sei. Dann geht der Förster und der Wildwärter in den Forst und schließt die Heuvorräte auf, dem darbenden Wilde zur Nahrung; Hunderte dieser prachtvollen Tiere versammeln sich um die Raufe, dankbar sich pflegen lassend von dem, dessen Blei ihnen einst doch den Tod bringt. Traurig aber ist es, wenn jener Wechsel von Tauen und Frieren eintritt, für das Wild. Dann gehen sie unbeholfen wie auf einer Eisbahn, sie brechen wohl zuweilen durch die Schneedecke, ohne sich heraushelfen zu können, und müssen im Schnee verenden.

Aber nicht nur für das Wild ist der Winter im Harz gefährlich. Unser Kutscher erzählte, daß erst im letzten November ein Steuerbeamter, von Braunlage nach Zorge reisend, infolge eines falschen Telegrammes keinen Wagen in Hohegeis findet, und sich zu Fuß auf den Weg macht. Da man ihn nicht erwartet, so vermißt man ihn auch nicht. Und als am anderen Tage die Extrapost ihn abholen will, stellt sich heraus, daß er nicht angekommen ist. Aber alles Suchen ist vergeblich, der junge Mann bleibt verloren. Und erst als im nächsten Frühjahr die Sonne den Schnee wegleckt, um den Frühlingstrieben Bahn zu machen, die an das Licht wollen, da taut aus ihrem kalten Grabe die Leiche des Verlorenen hervor. Was liegt in einer so einfachen Erzählung beschlossen, welche Fülle von wechselnden Gefühlen kann man sich dabei denken: die Reisefreudigkeit des jungen Mannes zu diesem Winterspaziergang durch den Harz, der Mut, mit dem er trotz der Warnungen zu Fuß aufbricht, das allmähliche Ermatten, das Erwachen der Besorgnisse, das Kämpfen, die endliche Erschöpfung — dann das Einschlafen unter dem Schnee. Und endlich die Klagen der Hinterbliebenen und die wehmütige Bestattung.

Schweigend hörten wir die kurze traurige Geschichte an. Schweigend sahen die Wälder auf uns hernieder, als wir langsam wieder einer Höhe zufuhren. Es hat etwas wunderbar Erhebendes, dies Gefühl von Unendlichkeit, das einen überkommt bei diesem Meer von Tannen. Meilenweit, wohin das Auge bei freien Durchblicken reicht, nichts als Tannen. Allein mit der Natur und ihrem Schöpfer. Auch von Wild konnten wir nichts erblicken, nur ein prachtvoller kleiner Adler saß auf einer alten Tanne und ließ uns ziemlich nahe herankommen, ehe er seine Fittiche ausdehnte, um sich weiter hinein in den Wald zu ziehen. Und an einer anderen Stelle führte munter ein Eichhörnchen seine erheiternden Kunststücke auf.

Doch die Fahrt war lang genug, um wechselnden Eindrücken Raum zu geben. Es erwachte die Lust zum Gesang. Und bald erklang ein Volkslied nach dem anderen durch die stillen Wälder, — zum Ergötzen unseres Rosselenkers, dem das Singen so

gefallen hatte, daß er beim Abschied ganz bescheiden fragte: ach, wie war doch das Lied von dem Knäblein? Man sieht, Goethe mit seinem „Sah ein Knab ein Röslein stehn" hatte ihm den meisten Eindruck gemacht.

Die Stunde des Abschiedes war also gekommen. Herr Kirchner beschrieb noch, wie der Holzweg, der sich von der Landstraße abzweigte, sich fortsetzte, bis er auf einer mir bekannten Strecke münde, und nach herzlichem Händeschütteln und beiderseitigen besten Wünschen trabte er mit seinem Schimmelchen langsam wieder Braunlage zu, während wir, mit Taschen, Mänteln, Stöcken und Schirmen wohl gerüstet, zu einer tüchtigen Wanderung uns in Marsch setzten. Es war halb 6 Uhr. Drei Stunden, hatte der Wirt bedenklich gemeint, würden wir bis zum Ravensberg noch gebrauchen. Ich hatte etwa auf zwei gerechnet, und es stellte sich heraus, daß die Wahrheit auch hier in der Mitte lag. Aber um diese Jahreszeit pflegt es um 7 Uhr dunkel zu werden — wie werden wir unseren Weg zu Ende bringen? — Nun wir machten uns vorläufig noch keine Sorgen. Im vollsten Uebermute ging es in den Wald hinein. Selbst ein böses Omen, das sofort eintrat, schreckte uns nicht; die Tasche nämlich, die unsere wichtigsten Habseligkeiten barg, fiel nach den ersten Schritten schon, samt ihrem Träger, zu Boden und kam so unglücklich zu liegen, daß die Gewässer einer kleinen Pfütze sich gerade auf unsere trockene Fußbekleidung ergießen mußten. Doch ist man gefallen, so steht man wieder auf. Zum Klagen und Untersuchen war keine Zeit, und der Weg wurde so herrlich, daß alles Unglück bald vergessen war.

Auf einer breiten Schneise, die stets auf dem Rücken eines Bergzuges entlang führt, folgten wir den alten Grenzsteinen zwischen Braunschweig und Hannover, ersteres durch ein W, nach dem Dörfchen Wiede, letzteres durch ein L, den Anfangsbuchstaben der Stadt Lauterberg bezeichnet. Nach rechts senkte sich der Berg steil hinab in das Oderthal, das mit seinen Schluchten und Seitenthälern fast bis zum Ravensberg uns begleitete. Doch hohe Bäume schlossen hier die Aussicht ab. Nach links flog der Blick zuerst über weite Flächen junger Tannenbestände auf die Kuppen und Höhen, welche die scharf eingeschnittenen Thäler von Wiede und Zorge umgeben, und die mit ihrer Mischung von Tannen- und Laubholz im Abendsonnenschein einen besonders freundlichen Anblick boten. Unser Grenzweg stieg bald etwas hinauf, bald wieder hinab. Unser nächstes Ziel, so hatte ich versprochen, ist der Jagdkopf, an dem der Stöberhei gelegen war. Allein so oft wir auch zu steigen hatten, — immer wollte die Höhe des Jagdkopfes noch nicht kommen. Zuweilen gestattete eine Lücke nach links, denn wir waren jetzt auf beiden Seiten von hohen Bäumen umgeben, einen Blick auf die prächtigen Schluchten, die sich wie Falten eines königlichen Mantels den besonders schön geformten Berg hinaufziehen. Hell leuchteten die Buchenblätter aus den dunkeln Tannengruppen, und zur Rechten schimmerte der Abendhimmel durch die Tannenzweige hindurch immer röter und röter.

„Wenn wir nur erst auf dem Jagdkopf wären! — es wird ordentlich schon dämmerig, und von da oben haben wir noch mindestens eine Stunde zu gehen." Endlich wurde die Steigung ernsthafter; einige scharfe Windungen brachten uns höher, noch eine kurze Strecke — und wir sind oben. Aber von Aussicht ist nichts mehr zu genießen! Kaum können wir auf dem mit Rasen bewachsenen Wege noch etwas erkennen, wie in einen dunklen Schlund sah man unter die herabhängenden Zweige der Tannen den Berg hinab, schaurig sah der düstere Himmel mit nur noch wenigen roten Lichtern auf uns hernieder. Unwillkürlich drängte sich von jetzt ab die Gesellschaft etwas enger aneinander. Steil ging es zunächst an der anderen Seite wieder hinab. Glücklicherweise war mir die ganze Strecke so bekannt, daß ich immer wieder einzelne Zeichen angeben konnte, deren Eintreffen uns zeigte, daß wir noch auf dem richtigen Wege waren. Wenn wir uns nun verirrten! — wie würden wir die Nacht zubringen? Mit dem besten Humor, der auf dem unbedingten Vertrauen zu dem väterlichem Schutze ruhte, wurden diese Fragen erörtert. Indianererinnerungen mit Borkehäuschen, nächt-

lichen Feuern u. s. w. wurden hervorgeholt. — Ja, wenn wir nur wenigstens Streichhölzer bei uns hätten! aber dem Indianer gleich aus Holz die Flamme durch Reiben zu wecken, würde sich doch niemand von uns zutrauen.

Und richtig, die Frage mit den Streichhölzern wurde praktisch. Ich hatte schon vorausgesagt: bis an den Fuß der eigentlichen Kuppe des Ravensberges weiß ich den Weg auswendig, aber da kommt eine Stelle, an der uns ein guter Stern leiten muß. Jetzt waren wir an dieser kritischen Stelle. Sollen wir rechts gehen, an einem dichten Gebüsch entlang? — oder links in das eigentliche Dunkel des Laubwaldes uns hineinwagen? Kein Stern wollte Antwort geben. Da ragte an einer freien Stelle etwas Dunkles in die Luft — ein Wegweiser. Doch was nützt das edle Geld dem reisenden Kaufmann in der Wüste Sahara, wenn er vor Durst verschmachtet und kein Wasser hat? Und was nützt dem Wanderer der schönste Wegweiser, wenn es so stockdunkel ist, daß er kaum die Arme unterscheiden kann? — Doch ein Versuch mußte gemacht werden. Ich machte mich also so leicht als möglich und begab mich ans Klettern, und durch allerlei freundliche Nachhülfen gestützt, gelang es wirklich, die Augen unmittelbar bis an die beschriebenen Arme zu bringen. Es waren ihrer drei, — zwei trugen einen langen Namen, der eine einen kurzen. Der kurze muß Sachsa heißen, — geht es aber hier nach Sachsa, so muß dort der Ravensberg liegen. Also mutig hinein in den dunkeln Wald!

Eine pechrabenschwarze Finsternis umgab uns. Es ging steil hinauf. Mit erhobenem Haupte mußten wir voranschreiten, um an dem lichteren Durchblick zum Himmel zu erkennen, wo etwa der Weg weiter ginge, denn ein Unterschied der Baumstämme, der Büsche und des Weges war nicht mehr zu erkennen. Allein das Herz schlug nicht mehr in banger Erwartung, denn wir hatten nun die Sicherheit wieder gewonnen, daß wir nicht in der Irre gingen. Gleich wird es um die Ecke gehen! Und kaum wars gesagt, so bog sich der Weg; Tannen wechselten mit Laubholz wieder ab, die Steigung hörte auf und plötzlich — ganz nahe vor uns leuchteten die hellsten Fenster eines freundlichen Gasthauses uns entgegen.

Jubelnd brach es heraus aus vier allmählich doch etwas bedrückten Herzen. Land, Land! — rief einst die Besatzung der Santa Maria des Kolumbus. Und Thalassa, Thalassa! die Mannen des Xenophon, als sie endlich, endlich das schwarze Meer von der Höhe der Berge erblickten. Doch jene konnten ihr Ziel nicht freudiger begrüßen, als wir jetzt unseren endlich gewonnenen Ravensberg. Ich kann aber an jenen Augenblick nicht zurückdenken, ohne eine Vorstellung des Geborgenseins zu bekommen, welche die Gedanken unwillkürlich zu dem Augenblicke führt, wo einst nach dunkler, rastloser, gedrückter Erdenwanderung das Ziel uns entgegenleuchtet, in dem wir zur Ruhe kommen werden. Was ist doch Ruhe für ein wundervoller Begriff und ein wundervolles Wort! In dem Liede „Alle Menschen müssen sterben“ wird von dem himmlischen Jerusalem gesungen: „O Jerusalem du schöne, ach wie helle glänzest du, ach wie lieblich Lobgetöne hört man da in *stolzer* Ruh.“ Ich habe in dem merkwürdigen Beiworte, das die Ruhe hier bekommt, immer das Gefühl der Sicherheit besonders treffend ausgedrückt gefunden, das erhaben ist über die Anfechtungen der Feinde, geborgen in den schützenden Mauern des himmlischen Zions. Wie muß es sich ausruhen lassen in der Ruhe, die Gott auserkoren, der Ruhe, die kein Ende nimmt! Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott.

Wie die ganze hübsche Harzfahrt ein Stückchen Ausruhen bildete von dem unruhigen Getriebe der Arbeit, der wir uns entrissen hatten, so war auf dieser Fahrt wieder eine Ankunft wie die am Abend auf dem Ravensberg besonders ein köstlicher Genuß des Ruhens, dem wir uns nun in vollem Maße hingeben konnten.

Der Ravensberg ist die höchste Erhebung am Südrande des Oberharzes, eine der beiden Porphyrkuppen des Harzes, seinem Bruder im Unterharz, dem Auerberg bei Stolberg (mit der Josephshöhe) ganz ähnlich gestaltet. Uns war er auf früheren

Harzfahrten immer ganz besonders lieb gewesen, wohl auch mit durch den Umstand, daß er in dieser Gegend das einzige Fleckchen altpreußischen Gebietes ist, das hier von Süden her in den Harz hineinragt. Dann aber auch, weil der Ausblick von hier oben einer der schönsten des ganzen Gebirges ist, wie er sich uns am Morgen des folgenden Tages darbot. Nach Süden die Ebenen der goldenen Aue, die Gegend von Nordhausen, jenseits begrenzt von dem langgestreckten, eigentümlichen Bergzuge der Hainleite, und weiter östlich schon in blauer Ferne von der Erhebung, an der sich scharf wie ein Zahn der einsame alte Turm abhebt, an dessen Namen sich für jeden Deutschen eine ganze Welt von Gefühlen knüpft: der Kyffhäuser. Im Westen der goldenen Aue die Berge des Eichsfeldes. Und im äußersten Hintergrund, gerade südlich, nur bei klarem Wetter sichtbar, die Berge des Thüringer Waldes, mit der deutlich hervortretenden Kuppe des Inselberges. Zu unseren Füßen aber in der Nähe bietet sich ein reiches Landschaftsbild. Der südliche Harzabhang ist kein so plötzlich in die Ebene fallender wie der nördliche; eine Fülle von Hügeln und Waldungen legt sich an den Fuß der Berge, zahllose Ortschaften blicken daraus hervor, in allernächster Nähe das Dörfchen Walkenried mit den wunderbaren Ruinen, die zwischen den alten Klosterteichen ganz deutlich mit bloßem Auge von unserer Höhe zu sehen sind. Wenden wir nun unseren Blick von Süden weiter nach Westen, so liegen dort im hellsten Blau die hessischen Berge, besonders kenntlich der Meißner bei Eschwege mit seinen geraden Linien. Und uns ganz herumwendend, lassen wir unsere Blicke über den Glanzpunkt der Aussicht schweifen, unseren geliebten Oberharz selbst. Welch' ein Reichtum von Thälern und Höhen, ganz in der Nähe die prächtigsten Buchenwälder, dann unendliche Züge mit Tannen besetzt, darüber große Wiesenflächen, die Lage von Andreasberg angebend. Von Bergkuppen hebt sich westwärts der kleine und große Knollen heraus, darüber der lange Rücken des hohen Ackers über dem Siebertthal, — im Osten grüßt ganz noch der alte Freund Jagdkopf herüber, der am frühen Morgen recht anders aussah, als gestern in der schaurigen Dämmerung. In der Mitte aber — gerade nach Norden — wo sonst der alles krönende Vater Brocken mit seinen Trabanten residiert, lag für uns ein großes schweres Gewölk, mit geradem Strich am Rehberg alles höhere abschneidend.

Eine solche Aussicht von oben herab auf ein Stückchen Erde kann etwas sehr Erhebendes haben, ja etwas Ueberwältigendes. Es hat für den menschlichen Geist immer etwas Erhebendes, sich mit großen Verhältnissen zu beschäftigen, sei es im Geistigen, sei es in der Kunst oder in der Natur. Wie mächtig wirkt auf das Gemüt der Anblick des gestirnten Himmels! An der alle Vorstellung übersteigenden Größe der sich darbietenden Verhältnisse und in der geheimnisvollen Ordnung drängt sich uns eine still wirkende Macht auf, die uns unwillkürlich die eigene Niedrigkeit und Ohnmacht vorhält, aber uns doch wiederum aufrichtet in dem Bewußtsein, daß wir diese Macht erkennen, daß wir sie fühlen können. So gibt ein weiter Rundblick über ein Stück Erde eine Erhebung über die gewöhnlichen Größenverhältnisse. Was wir sonst auf der Landkarte mit der Hand bedecken können, die ganze Gegend von den Umgebungen der Saale bei Halle bis in das Westfälische und die Hannöversche Ebene hinein, vom Brocken bis zum Inselsberg — lag vor unserem Auge. Welch eine Weite! — und doch das Ganze nur wie ein Nadelknopf auf dem Erdball, der uns trägt.

Und diese Berge — was haben sie nicht alles erlebt! was für Geschlechter haben gelebt in ihrem Schatten, die längst vergessen sind, welche Fülle von Lust und Leid ist dort in Liedern ausgeströmt, die längst verklungen sind. Ruinen, wie die von Walkenried erzählen von den vergangenen Tagen, von dem Streben edler Mönche, die ihre Bauhütte einst hier aufschlugen, um jene kühnen Bogen gotischer Säulenbündel aufzuführen, deren Trümmer uns heute noch entzücken; sie erzählen von stillen Studien und verborgenen Kämpfen hinter Klostermauern oder unter den rauschenden Eichen am Hag überm Teich, sie erzählen von einreißendem Verderben, von habsüchtigen Aebten, von aufrührerischen Bauern, Mordwaffen und Brandfackeln. Und nicht nur die Steine sind

es, die uns die Vergänglichkeit des Irdischen predigen. Diese Tannen um den Gasthof des Ravensberges, unter denen ich am frühen Morgen wandelte, um unter ihren Zweigen hindurch nach Aussichten zu spähen — einst sprangen wir in jugendlichem Spiel über ihre höchsten Spitzen, als sie kaum den Boden entwachsen, frei nach allen Seiten dem Blicke die Aussicht gewährten. Ganz besonders wehmütig ist es, wenn man selten einen solchen eindrucksvollen Ort betritt wie diese Bergeshöhe, und vergegenwärtigt sich die Zeiten, in denen wir zum letzten- oder zum erstenmal hier wandelten. Welch eine Lust war es, als hier oben einst in der großen Gaststube das Stroh geschüttet wurde, um der Reihe von Vettern, Brüdern und Hauslehrern, die einen Teil unserer vergnügten Reisegesellschaft bildeten, das Nachtlager zu bereiten! Und dann, welch ein Weh durchzuckt noch heute meine Seele, wenn ich mir den andern Abend vorstelle, wo einsam in der Dämmerung des weichen Abends der geliebte Vater in den kleinen Tannenwegen um die Kuppe her auf und abging und das Gedächtnis schöner Stunden auffrischte, die er hier mit seiner Marie verlebt hatte, die jetzt auf anderen Höhen weilte.

Wie stehn wir hier so helle!
Wird mancher bald schlafen gehn?
O Leben, wie bist du schnelle,
O Leben, wie bist du schön! —

Gemütlicher war es übrigens früher doch auf dem Ravensberg. Die Kultur hat auch hier schon zu viel ihrer Segnungen ausgeschüttet. Früher dies kleine Haus mit dem Bretterstübchen, den engen steilen Treppen, dem gemütlichen Herrn Kohlhaas, der aus Gesundheitsrücksichten für seine Frau das Bürgerleben im Städchten Sachsa mit dieser luftigen Höhe vertauscht hatte — jetzt ein schwarzbefrackter Kellner in der großen Glasveranda mit Speisekarte und allem Zubehör eines Hotels, bis auf den uniformierten Jüngling, der an seinem Fensterchen auf Bestellung von Briefen und sogar Depeschen der Ravensbergbesucher wartet. Und das kleine Mädchen, das hier einst auf dem Arm getragen wurde und dann als Mariechen Kohlhaas mit glänzend schwarzen Zöpfen mit die Honneurs machte, heißt jetzt Frau Gänsehals, geborene Kohlhaas, und ist die Hoteldame geworden. O Leben wie bist du schnelle! —

Am Morgen des zweiten Tages hatten sich unsere Reisenden außerordentlich erfrischt am Frühstückstisch zusammengefunden. Freilich die Schuhe waren noch nicht wieder recht geschmeidig geworden, auch manches andere Gepäckstück konnte nicht ganz trocken in die Taschen gepackt werden — aber es war doch alles glücklich untergebracht. Und nachdem wir uns von dem flachen Dach des Hauses (der kleine Aussichtsturm war leider in Reparaturbau begriffen) im Morgensonnenschein angesehen hatten, was uns das Dunkel des Abends verhüllt hatte, die Aussicht, deren Beschreibung der Leser schon vorhin gehört hat, ging es fröhlich die Berghänge hinab, durch das Steinathal nach Lauterberg. Diese Gegend des Harzes ist das Stück, das am meisten an den Thüringer Wald erinnert. Die Bergformen sind großartiger als im Unterharz und doch bedeckt sie der prächtigste Laubwald, dem nur in den Thälern üppig grüner Wiesenboden Platz macht. Es war ein köstlicher Gang bei hellstem Wetter in der frischen kräftigen Luft des Septembermorgens, unter den herrlichen Wölbungen der Buchenzweige mit den durchfallenden Lichtern zwischen den lachenden Blättern. Dann kam eine erwünschte Ruhestunde an dem Ufer des rings von waldigen Höhen umgebenen Wiesenbecker Teiches, wo die ganze Gesellschaft im Grase liegend ihre Zeichenkünste versuchte, und endlich noch eine kurze Wanderung durch Wiesen mit stärkendem Heuduft und abwechselndes Buschwerk nach Lauterberg hinein.

Lauterberg ist eine meiner ältesten Harzbekanntschaften, denn ich erinnere mich noch genau, wie uns in diesem Badeorte ein aus dem dänischen Feldzug von 1848 zurückgekehrter hannöverscher Infanterist eine Kugel zeigte, durch deren Oeffnung, wie er behauptete, ein vergifteter Faden gezogen gewesen sei. Daß mir neben den „Demokraten"

die Dänen meine ganze Jugend über, als das Schlimmste, was man sich von Menschen vorstellen könne, galten, mag wohl dieser Erinnerung zuzuschreiben sein. Eine meiner ersten künstlerischen Leistungen ist darum auch die brennende Fregatte Gesion, in deren Umgebung einige schauderhafte Dänen elendiglich im Meere umkommen. In der Freude, welche Kinder oft am Schaurigen und Grausamen haben, zeigt sich ein Stück des alten Adam. Wie gut, daß sie meistens selbst nicht so hart erzogen werden, wie sie ihre Puppen behandeln. Heute aber wollten wir keine alten Erinnerungen erneuern, es galt nur einen kurzen Besuch zu machen bei lieben Verwandten. Und da der Sohn dieses Hauses einer unserer tüchtigsten Afrikaforscher ist, so bewegten sich die Gespräche fast ganz um die Schiffbarkeit des Aruwimi, die Mündung und den Lauf des Kassai, die Lebensfähigkeit des Kongostaates u. s. w. — eine eigentümliche Abwechslung zu dem Genuß der goldbraunen Harzbäche und lichtgrünen Wiesen an den Ufern der Ocker und Lutter, die wir gesehen hatten.

Doch unseres Bleibens war nicht lange. Im Sturmschritt mußten wir die Promenade des immer eleganter werdenden Bades durchschreiten, um den Bahnhof zu erreichen, von dem uns eine angenehme Fahrt in einer Stunde nach Andreasberg führte. Herrlich sahen sich auch vom Fenster der Eisenbahn aus die steilen Hänge und kühnen Stämme der Oberharzberge an; ein rauschendes Wasser sprang uns entgegen, Kohlenwagen fuhren auf der Landstraße, die oft dicht neben dieser Sekundärbahn sich hinzog, und viel zu früh ertönte der Ruf: Andreasberg, alles aussteigen!

Der Bahnhof ist freilich noch weit von der Stadt entfernt und der Weg bis zu derselben gab uns noch Gelegenheit zu beobachten, wie schädlich die von der Silberhütte ausgehenden Dünste alle Vegetation vernichten. Auch da wo die Tannenwälder rings um die kahle Wüste wieder beginnen, tragen sie noch ein ausgedörrtes verkümmertes Ansehen. So wirkt das Silber schon bei seiner Bereitung vergiftend.

Andreasberg, oder eigentlich St. Andreasberg, ist die interessanteste der sieben Oberharzischen Bergstädte (die übrigen sechs sind: Klausthal, Zellerfeld, Grund, Wildemann, Lautenthal und Altenau). Goethe hat auf seiner Harzreise einen Eindruck dieser Städte gewonnen, der sie ihn mit seiner Vaterstadt Frankfurt vergleichen läßt, gegen die er freilich mit bitterem Gefühl erfüllt war. Er spricht im Jahre 1777 in seinem Tagebuch während seiner Reise im Harz von der seltsamen Empfindung, „aus der Reichsstadt, die in und mit ihren Privilegien vermodert, hier heraufzukommen, wo vom unterirdischen Segen die Bergstädte fröhlich nachwachsen". Der unterirdische Segen war es auch, der unsere Jugend lebhaft interessierte. Da wir bis zur Table d'hote noch eine Stunde Zeit hatten und es gerade die Mittagsstunde war, in der eine neue Schicht im Bergwerk einfuhr, so begaben wir uns unverweilt zur Grube Samson. Auf dem Hinwege begegneten uns schon einige der dem Tageslicht wiedergegebenen Bergleute. „Glück auf!" lautet ihr gewöhnlicher Gruß auch an die Fremden. Ihr schwarzer Anzug mit dem eigentümlichen breit herabfallenden Kragen um den Hals des „Grubenkittels", dem kleinen Sitzleder und der schirmlosen Mütze, redete von ihrer Beschäftigung in der Erde. Aber die freundlichen, treuherzigen und festen Gesichter zeugten davon, daß unter diesem Völkchen, die so hoch hinauf ihre Wohnung aufgeschlagen haben und so tief hinabsteigen, um ihren Unterhalt zu suchen, himmlischer Sinn nichts Fremdes ist. Die ersten persönlichen Eindrücke von einem Menschen, der in seinem Umgang mit Gott wunderbare Dinge erlebte, mit Visionen und finsteren Mächten zu thun hatte, hat mir ein Andreasberger Bergmann gegeben. Als Knaben war es uns stets eine große Freude, wenn der vom Schlage teilweise gelähmte alte Klapproth in seiner Grubentracht nach Reinstedt kam, entweder mit einem Bergwerkskasten oder einer schönen Steinsammlung u. dergl., die er für Geld zeigte. Seine wunderbaren Erlebnisse sind seinem Munde nacherzählt im „Volksblatt für Stadt und Land erschienen, und wer einen Separatabdruck davon gern lesen will, der kann sich bei mir melden.

Doch zurück zur Grube Samson. In ein großes, einer Scheune gleichendes Gebäude

tritt man ein. Ein kleiner Bretterbau bezeichnet die Stelle der Grubeneinfahrt. Der Wächter an derselben öffnete uns die Thür und erleuchtete mit dem Grubenlicht die obersten Teile der hinabführenden eigentümlichen Tretmaschine. Diese sinnreiche Einrichtung besteht in einer in die Tiefe führenden Reihe von je zwei nebeneinander fortwährend auf- und absteigenden Balken mit Trittbrettern. Der Bergmann steht auf dem einen, also z. B. dem rechten, und wird in die Höhe geführt, so, daß er gerade, ehe sein Balken zurücksinkt, auf das Trittbrett des nächsten links hinübertreten kann, um durch ihn ein Stück gefördert zu werden, so daß er dann wieder nach rechts übertritt u. s. w. Auf dieser durch Wasserkraft bewegten Maschine steigt der Bergmann unausgesetzt (nur auf der untersten Strecke stehen feste Leitern) anderthalb Stunden lang in die Tiefe oder in die Höhe. Denn 800 Meter tief geht der Schacht unter die Erde, wo er seine Arbeit hat. Welch ein niederdrückender Gedanke: Beinah einen Brocken über sich zu wissen bei der täglichen Beschäftigung. Ein zu Luft, Licht und Sonnenschein strebendes Gemüt krümmt sich unwillkürlich innerlich zusammen bei diesem Gedanken. Aber die Harzer wissen das nicht anders, und von Geschlecht zu Geschlecht pflanzt sich diese Berufswahl fort, zum Segen vieler Familien, zum Nutzen und Förderung der Staatskasse.

Jetzt blickten wir wieder in den dunklen Schlund mit den rastlos auf- und herabfahrenden Balken. Da sah man tief, tief unten ein Lichtlein, — und dahinter noch eins, — und noch mehr. Immer näher und näher kamen sie herauf, stets von rechts nach links und von links nach rechts übersetzend. Wir traten zurück — und nach wenigen Augenblicken trat der Träger des ersten Lichtes mit herzlichem Glückauf heraus, dann der zweite, und der dritte, und so eine ganze Reihe, die alle ziemlich wortlos ihre Grubenlichter beiseite setzten und ihr Gezäh oder Gezerre, d. h. nämlich das gebrauchte Werkzeug ablegten. Acht Stunden sind sie unter der Erde beschäftigt gewesen; was muß es doch jedesmal für ein Genuß für sie sein, wieder die überirdische Luft zu atmen und das Blau des Himmels zu erblicken.

Neben dieser Einfahrt aber geht eine andere Oeffnung in die Tiefe, der Schacht nämlich, in dem in riesigen Eimern das Gestein, welches die fleißigen Hände unten gelöst haben, heraufgewunden wird. In bereitstehende Karren werden die Eimer ausgeleert und ihr Inhalt in das nebenan befindliche Gebäude gefahren, wo die Erze zunächst gewaschen werden, um dann in die Silberhütte zum Schmelzen zu gelangen. Der freundliche alte Bergmann, welcher uns die Einrichtungen bereitwillig und verständlich erklärte, nahm einen Ballen Werg, zündete ihn an und warf ihn vor unseren Augen in den dunklen Schlund. Lange konnte ihn der Blick verfolgen, tiefer und tiefer sank der brennende Knäuel und verlosch endlich in unermeßlichem Abgrund.

Voll Staunens über diese ungewohnten Größenverhältnisse, die hier unsere Gedanken in die Tiefe geführt hatten, aber voll innerer Befriedigung, daß nicht auch unsere Leiber täglich diese Reise zu machen hatten, kehrten wir zum Gasthof zurück, um von da aus nach eingenommenem Mittagsmahl im Kreise einer noch recht stattlichen Zahl verspäteter Sommerfremden eine herrliche Fahrt, fast den Glanzpunkt der Reise, am berühmten Rehberger Graben entlang nach Oderbrück zu machen.

Der erste Teil derselben zeigte uns zunächst im Rückblick die Stadt Andreasberg und ihre Umgebung. Aus zwei Thälern klettern hier die Häuser in dichten Reihen die Höhe hinan, graue Schindeln und rote Ziegel in angenehmer Abwechselung und in passendem Kontrast zu den freudig grünen Wiesen, welche die Abhänge jener Thäler und die Breiten des erstiegenen Berges bedecken. Je höher wir fuhren, desto mehr versank die Stadt für unsere Blicke, aber desto weiter wurde der Gesichtskreis in die Umgegend. Gerade in dieser Gegend ist der Oberharz besonders zerklüftet durch tief eingeschnittene Thäler, deren abschließende Bergzüge in der wechselnden Belenchtung sich prächtig abhoben, immer eine Linie hinter und über der anderen wieder in wechselnden Formen.

Doch bald hatten die Rosse uns unsere erste Höhe hinaufgeführt. Nun lebe wohl Andreasberg! In schlankem Trabe ging es durch schöne Tannen auf glattem Wege dem Rehberg zu, den man rechts umgehend an den Graben gelangt, eine aus dem Oderteich kommende uralte Wasserleitung, durch welche die Andreasberger Bergwerke getrieben werden. Der Weg folgt dem Laufe der Leitung, die zumeist offen, zum Teil auch mit großen Steinplatten bedeckt, mehrere Fuß breit und ebenso tief, das goldbraune Wasser in stiller Strömung dahinführt. Die nächsten Umgebungen dieses Grabens, die prächtigen Farren und Moose, die gewaltigen Granitblöcke, die Fülle von Blumen und Kräutern bieten dem Auge fortwährende Abwechselung. Hart über dem Graben zu unsrer Linken hebt sich der Rehberg empor, dessen Absturz nach rechts wir scharf an dem nur einspurigen schmalen Wege hatten. Der Berg fällt hier in das Oderthal ab, gegenüber zeigt sich über schöngeformten massigen Geländen die sonderbare Geröllkuppe der Achtermannshöhe. Etwas ungemein Freies, Weites, Erhebendes hat dieser Blick, — dieses Meer von Tannenwäldern in nicht zu großer Entfernung, zum Teil unter uns, zum Teil gegenüber, diese Fülle von Grün an den Schluchten und Hängen hat etwas von dem Zauber, mit dem die Wasserjungfrau in Goethes Fischer es dem Knaben anzuthun sucht. „Ach wüßtest du, wie's wohlig ist dem Fischlein auf dem Grund" — so möchte man ähnlich sich in die dunklen Gründe jener Waldesbuchten flüchten, um auf ihren Moosen zu ruhen und auf den Sang der Wipfel zu lauschen, wenn der Wind durch die Millionen von Nadeln fährt und ihnen Töne entlockt, die keine Aeolsharfe wiederzugeben im stande ist.

Hart am Wege stehen wieder die schönen Giftpflanzen des Fingerhutes; üppige Gräser bedecken den Boden, zwischen denen Himbeeren suchende Frauen und Kinder ihrem Verdienst nachgehen; eine Anzahl von Arbeitern ruht am Wege, die einen gewaltigen Block zersprengt haben, um ihn als Schutz des Weges zu verwerten. Zuweilen stürzt von links ein kleiner Gießbach, überbrückt den Graben, und springt munter auf der anderen Seite der Straße in die Tiefe, der Oder zu.

Das große Sammelbecken der letzteren, den Oderteich, hatten wir nach $1^1/_2$ Stunden glücklich erreicht. Es ist die größte Wasserfläche des Harzes und bietet mit seinen uralten Tannen, die zumeist bis dicht an den Rand des Wassers treten, hier in dieser bedeutenden Höhe ein Bild des Friedens. Sehr sichtbare Erhebungen verschönern die Aussicht hier nicht, denn wir haben hier schon die Höhe des Brockenfeldes erreicht, über das sich nur links der Bruchberg erhebt, dessen wild bewachsener langer Rücken über die Tannen herübersieht. Wir machten am Teich einen kurzen Halt, stiegen herab an das Wasser, beobachteten die Arbeiter, die beschäftigt waren, einen Abzugskanal neu aufzumauern, wozu sie die prächtigsten Granite zerteilten. Zwischen den abgeschlagenen Steinen brannte am Boden ein kleines Feuer, die blaue Rauchsäule stieg durch die dunklen Tannenzweige zum Himmel auf, köstlicher Geruch von frischem Kienholz erfüllte die Luft — eine Szene des Stilllebens, die ohne daß ein Wort dabei zu sprechen wäre, sich tief in die Seele prägt.

Noch eine Viertelstunde und der Wagen hatte Oderbrück erreicht, von wo es nach der Stärkung durch ein Glas frischer Milch zu der Hauptaufgabe des Tages ging, der Ersteigung des Brockens. Es ging nun wieder an das Marschieren, und da es halb vier Uhr nachmittags war, so hatten wir bequem Zeit; heute in dieselbe Dunkelheit zu geraten wie gestern, wäre doch ein gewagtes Ding gewesen; die Torfmoore des Brockens hätten uns keinen solchen sicheren Weg gezeigt, wie die Tannen des Jagdkopfes.

Oderbrück ist eine, jener in tiefster Abgeschiedenheit liegende einsame Försterei des Oberharzes. Die Landstraße führt allerdings vorbei und so bläst täglich hier der Postillion, der zwischen Harzburg und Braunlage fährt; auch stärken sich hier häufig die von Westen aufsteigenden Brockenwanderer. Allein geht man nur fünf Minuten vom Hause ab, so umfängt einen die durch keinen Laut gestörte Stille der Natur.

Eine frisch grüne Wiese für die Kühe des Försters liegt hinter dem Häuschen, das mit graugelben Holzbeschlag vor des Wetters Unbilden geschützt ist. Hinter der Wiese geht es in die Tannenwälder. Unser Weg führte nach der anderen Seite. Wir folgten zunächst einem festen Fahrweg, die hier alle einem Steindamm gleichen, auf Granitblöcken ruhend, mit Granitkies befestigt. Denn rechts und links vom Wege ist der Boden sumpfig, viele kleine Quellen rieseln daraus hervor; auf beiden Seiten begleiten sie den Weg, bald still zwischen Sumpfgräsern und Heidelbeergebüsch hinschleichend, bald unterirdisch murmelnd wie eine verborgene Mühle, oder frisch und klar im Lichte über die Steine springend. Die Tannen wachsen auf diesem Boden nicht mehr schlank in die Höhe; lückenhaft stehen sie da, die langen Zweige breit auf den Boden legend, die Spitzen verwettert und verkümmert. So geht es langsam steigend durch das flache Brockenfeld bergan. Merkwürdig geformte Felspartien fallen uns zur Linken auf, die Hopfensäcke genannt, ein Geschiebe gewaltiger Granitmassen, wie Mauern auf einander getürmt; zur Rechten lugt zwischen den Lücken des Waldes zuweilen die wunderliche Achtermannshöhe herüber. Nach einer Stunde tüchtigen Gehens beginnt das eigentliche Steigen. Vor uns liegt zunächst ein Vorposten des Brockens, der Königsberg, dessen Rücken wir überschreiten müssen, um nach einer kurzen Senkung die letzte wirkliche Kuppe zu ersteigen.

Als die Steigung begann, nahmen uns wieder etwas höhere Tannen auf. Hunderte von Wurzeln in dichtem Geflecht laufen über den Boden hin und tragen, nebst den dichten Tannennadeln, die den Weg bedecken, nicht dazu bei den Schritt zu befestigen. Wie wird das Wetter werden? Das war nun die Hauptfrage. Der Sonnenschein des Vormittags war etwas spärlicher geworden, der Vater Brocken hatte sich gar noch nicht recht zeigen wollen. Wird der Wolkenschleier, der ihn umhüllt, zerreißen oder werden wir selbst bald von ihm umhüllt werden? Je höher wir kamen und nun auch rückwärts freie Bahn für das Auge gewannen, desto weitere Ausblicke bieten sich dar. Die nahen Wälder und Moore mit den Hopfensäcken, dahinter die Wiesen von Oderbrück, die roten Dächer des Hauses, weiter hinten der Bruchberg, und darüber hinaus tauchten jetzt auch schon die Berge von Klausthal und Goslar auf. Aber je höher hinauf, desto eisiger jagte der Wind über unseren Häuptern hin, und immer schwerer schien sich die graue Wolkendecke auf das Gebirge zu senken.

Jetzt waren wir bald auf der ersten Höhe, die Tannen wurden immer verwetterter; wie zerbrochen starren die Spitzen empor, grüner Behang flattert im Winde, kahle Aeste zeugen von den Sturmnächten und Schneemassen des Winters. Gespenstisch schauen sie uns an, — plötzlich, hu, fegt es wieder eisig durch die Glieder, der sausende Wind besprüht Gesicht und Hände mit kaltem Naß, die Umrisse der Tannen verschwinden, wie weiße Gestalten huscht es durch ihre Zweige, jetzt dunkler, jetzt blasser, sausend, pfeifend — vorüber, vorüber, alles grau in Grau, dann rast und reißt es auseinander, sie stehen wieder deutlich da die Ruinen der Bäume, um im nächsten Augenblick von neuem zu verschwinden — wir sind in der Region der Wolken.

Wir gestatten uns an dieser Stelle eine kleine Einschaltung über den Besuch des Brockens. Dieser königliche Berg muß sich entsetzlich viel Unbilden anthun lassen, er wird betreten von einem Geschlechte, das ihn nicht versteht. Behaglich setzt sich der Philister in die Eisenbahn, besteigt dann seinen Omnibus, der ihn bei dicht mit Leder verschlossenen Fensteröffnungen bis vor die Thür des Hotels führt; dort steigt er aus, freut sich des eleganten Salons, der behaglich geheizten Räume, spielt seinen Skat und macht schlechte Witze über seine wunderliche Lage, unterhält sich mit Gesinnungsgenossen über die Höhe der Preise und die Güte der Speisen und vor allem des Bieres; schläft lange in den Morgen hinein, schimpft, daß er absolut keine Aussicht gehabt, denn alles war im Nebel oder wenigstens sehr „dunstig"; er fährt im gut verschlossenen Omnibus wieder zur nächsten Bahnstation und versichert dann aller Welt: eine Brockenreise sei gar nicht lohnend.

Für eine solche Reise wählt man allerdings passender etwa die Leipziger Messe oder die Kochkunst-Ausstellung, oder einen allgemeinen deutschen Skatkongreß. Unsere Reisegesellschaft fand die Brockenreise außerordentlich lohnend. Wir befinden uns mit ihr noch am Königsberg, auf dessen Rücken wir soeben eine nicht weit von unserem Fußwege abgelegene Klippe erreicht hätten, die eine den Hopfensäcken ähnliche Gestalt hat und die Hirschhörner genannt wird. Wir genossen, zwischen dem Klippengeschiebe gelagert, in ausgiebiger Weise den Kampf der Wolken. Tief fällt nach Norden hin der Berg hier ab; völlig frei liegt die Gegend auch nach Westen zu, von wo der Wind kam. Und sie kamen, sie kamen, die Wolkenscharen, herüber über den Bruchberg, — sie verdecken seinen Rücken, — sie jagen über das Brockenfeld, noch ist's über uns frei, zu unseren Füßen blicken wir in ein graues Gewoge, das über die Tannenwälder flutet, — aber sie steigen auf Flügeln des Windes, sie jagen herauf, sie reißen um uns her, wir sind mitten in dem jagenden Meer, nach keiner Seite ist weiter als dreißig Schritt zu sehen. Doch plötzlich zerreißt es — dunkle Umrisse, dann deutliche Gestalten, Bergformen treten heraus, weit, weit hin eine helle Landschaft: die Gegend von Harzburg! Seht dort den Burgberg, dahinter die Dörfer in der braunschweigischen Ebene! — Doch im Augenblick ist es wieder verschwunden. Schon aber zerreißt der Schleier im Süden: der Rachberg, die Andreasberger Wiesen sind zu sehen, — dann im Westen Clausthal, und plötzlich alles wieder im weißen Sack. Und jetzt ist es auf einmal helle über unsern Häuptern, — wo sind die Wolken geblieben? Alles um uns her ist klar, zu unseren Füßen hängen nur noch einzelne Nachzügler in den Tannen; jetzt fliehen sie dem Brocken zu, — werden sie ihn gefangen halten? wird er sich uns enthüllen? — Lauter Jubel begrüßte plötzlich den Sieg: da lag er, der schön geformte liebe alte Berg, das Brockenhaus mit dem Turm, greifbar — nur noch eine halbe Stunde von uns getrennt.

So ging der Wolkenkampf im wachsenden Gewoge. Nur schwer trennten wir uns von unseren windigen Vorposten und stiegen langsam herab, dann über den großen Moor, aus dem nach links die Quellen der Ecker, nach rechts die der Bode abfließen, und über den uns eine Reihe großer Granitsteine führte, die dem Boden Halt und Sicherheit verleihen, und endlich nach einer halben Stunde Steigens auf nicht grade gemächlichem Wege bis zur Höhe.

Der Brocken, dieser höchste Punkt des nördlichen Deutschlands, dessen schneebedeckte Kuppe im frühen Sommer und im Herbst weithin in das Land sieht — von Burg und sogar von Brandenburg aus ist er zuweilen zu sehen — ist umwoben mit einem Kranz gespenstischer Sagen. Hierher reiten auf Besen in nächtlicher Luftfahrt in der Walpurgisnacht am 1. Mai die Hexen, vor deren gefährlicher Einkehr sich die Bewohner der Harzdörfer durch drei Kreuze an Brunnen und Haustüren sicherten. An den Fuß des Brockens hat Goethe seine Walpurgisnacht aus Faust verlegt. Und was Claudius im Rheinweinliede von ihm singt, ist allbekannt.

> Der Blocksberg ist der lange Herr Philister
> Wer macht mehr Wind wie der?
> Drum tanzen auch der Kuckuck und sein Küster
> Auf ihm die Kreuz und Quer.

Nun Philisterhaftes kann ich an unserem alten Blocksberg grade nichts finden, außer den Philistern, von denen ich vorhin erzählt, wie er seinen Spott mit ihm treibt. Vielmehr liegt um und über ihm eine Fülle von Poesie und Romantik. Freilich sein Name ist durch die neuere Wissenschaft recht in das Prosaische gezogen. Nicht von den alten Bructerern soll er ihn haben, oder von dem Kreis von Sagen und Legenden, die sich um ihn knüpfen sondern der Herr Archivrat Dr. Jacobs in Wernigerode, der alles weiß, was sich auf den Harz bezieht, hat in dem Archiv des Harzvereins nachgewiesen, daß man ihn den Brakenberg nannte und Braken sind die verkümmerten Tannen, die seinen Gipfel be-

kleiden, es soll also der Berg sein, der so hoch und kalt ist, daß die Tannen dort nicht mehr gedeihen.

Wie dem nun auch sei, der Gipfel des Brockens ist jedenfalls ein höchst interessanter Ort. In der That hören am Fuß der eigentlichen Kuppe, wie auch schon auf dem Rücken der drei Vorberge, Heinrichshöhe, kleiner Brocken und Königsberg, die Tannen allmählich auf; immer verkümmerter, je höher man steigt, verkriechen sie sich endlich als Knieholz hinter einzelnen Blöcken, und die höchste Kuppe ist ganz kahl. Desto lieber aber wachsen hier andere Gewächse. Vor allem gesucht ist die Brockenanemone, jene schöne weiße Blume, die zur alpinen Flora gehört und deren borstige Besen, die nach dem Verblühen stehen bleiben, in den Brockenbouketts eine Rolle spielen. Heide, Kronsbeeren, Taumäntelchen, Glockenblume u. a. bilden die übrige Bedeckung des Bodens, soweit vor herumliegenden moosüberwachsenen Blöcken dafür Raum bleibt. Der Eindruck dieses Bodens und dieser Vegetation ist ein außerordentlich erhabener. Wieder und wieder möchte ich zwischen jenen Klippen grasen, bald nach Süden bald nach Osten und Westen die Blicke schweifen lassend über den ganzen Harz, in die nordische Ebene und auf die fernen blauen Berge des mittleren Deutschlands. Und zwar ist bei jedem Wetter die Brockenhöhe gleich großartig. Ich habe vorhin versucht, dem Leser einen Eindruck zu geben von dem Genuß eines Wolkentages in dieser Höhe. Besonders interessant ist es, wenn die Wolken zu unsern Füßen liegen und die Schatten des Hauses und des Turmes, sowie der auf ihm befindlichen Personen sich gigantisch auf weißen Wolkenmassen malen, mit Regenbogenfarben wunderbar umrändert. Es gibt kein Wetter, das ich nicht auf dieser Höhe schon genossen hätte, — und immer war es gleich genußreich; sei es am leuchtend hellen Mittag eines Tages in der Pfingstwoche, wo langsam und still dicht über unseren Häuptern ein Storch seine Bahnen zog, über diesen höchsten Punkt des Landes hinweg, — oder bei hellem Mondschein, — oder beim Sonnenaufgang, wo wir beobachteten, wie der Schatten unserer Kuppe im Hessenlande auf Wiesennebeln lag, die dann der steigenden Sonne weichen mußten, oder bei Sonnenuntergang, wo die Thäler des Harzes längst im Abendschatten liegen, wenn für uns noch der feurige Ball sich erst feierlich dem Horizonte zuneigt, um weit hinten über Osnabrück weg zu versinken.

Diesmal war uns von solchen Genüssen nichts beschieden. Von dem Augenblick an, wo wir gegen Abend, kämpfend mit dem Winde, der um die Hausecken heulte, oben anlangten, bis zum anderen Vormittag, wo wir, dem Heer der Gäste folgend, im Rothehütter Omnibus herabfuhren, — gab es nichts als Wolken, Wolken, Wolken. Da hatten wir denn wenigstens das angenehme Bewußtsein, auf dem Brocken zu sein, herrlich zu ruhen und voll Erwartung dem letzten Tage unserer Wanderung entgegenzusehen.

Die Fremdenbücher des Brockenhauses sind der Zeit entsprechend charakteristisch verändert. Während man die Inschriften früherer Jahrzehnte, bis in das vorige Jahrhundert hinein, in gedruckten Büchern sammelte, findet sich jetzt nichts mehr, was auch nur des Lesens wert wäre. Noch in meiner Jugend habe ich viel trefflichen Humor darin gefunden, und die Brockenbücher waren damals noch ein begehrter Leseartikel. Jetzt scheint kaum einer der Gäste noch danach zu fragen. Aus dem vorigen Jahrhundert aber gibt es die Aufzeichnung eines Handwerksburschen, der in das Brockenbuch zu seinem Namen eingetragen hat:

Ich hang und bleib auch hangen an Christo als ein Glied,
Wo mein Haupt durch ist gangen, da nimmt Er mich auch mit.
Er reiset durch den Tod, durch Welt, Sünd und Not,
Er reiset durch die Höll, — ich bin stets sein Gesell.

Am Vormittag des dritten Tages ging es nun in einer unbeschreiblich schönen Fahrt durch die liebsten und vertrautesten Gegenden, über Schierke, diesem wahrhaften Alpendorfe, die Plessenburg, dem Gräflich Stolbergischen Jagdschloß hinab in das Ilse-

thal. Diese östlichen Abfälle des Brockens vereinigen auf gedrängtem Raume alles, was der Oberharz an romantischem Zauber, Waldeinsamkeit, Großartigkeit der Bergformen, der Felsen und Klippen aufzuweisen hat. Unser Weg führte uns bald durch hehren Hochwald, wo die mächtigen Tannen zu ihren Füßen den grünen Boden sehen lassen, der hier, auf dem Gebiete des Granits, weithin mit großen und kleinen Blöcken bedeckt ist, die aber alle der sanften Gewalt des Mooses sich beugen müssen, — bald durch wüste Trümmerfelder, wo nur hier und da über den scharfen Zacken einsame Tannen sich erheben, während alle Risse und Löcher mit schwankenden Gräsern, Gebüsch von hohem Fingerhut und niederem Strauchwerk bedeckt sind, — bald zeigten Wiesen weitere Blicke, in großartiger Umrahmung von Tannenwald und Bergrücken. Und als nun gar die Straße sich in das Ilsethal senkte, trat alles noch lebendiger hervor. Die Tannen, die breit über die Felsblöcke ihre Wurzeln strecken und sie fast umklammern, werden noch stärker und höher, Laubholz mischt sich zwischen das dunkle Grün, die Ilse rauscht über das granitene Gestein in munteren Fällen oder ruht auf goldigem Grund gedankenvoll aus im Schatten großer Farrenkräuter. Jetzt öffnet sich das Thal. Mächtig steigt der Ilsenstein zur Rechten empor, auf seiner Spitze das Kreuz, dann folgen die Sägemühlen, von unnedlichen Haufen schön duftender Fichtenbretter umlagert, — es folgen die ersten Häuser des Ortes; bald hebt sich über dem Dorfe der Bothobau hervor, das alte Ilsenburger Schloß, auf einer leichten Anhöhe über der Ilse gelegen, dessen Haupttheil in romanischem Stil erneuert ist, und das nun, von Bäumen umrauscht, herrlich in das Thal hinab und zum Brocken hinaufblickt.

In Ilsenburg „zu den roten Forellen" fanden wir frisches Reisegepäck, eine höchst angenehme Abwechselung nach dem mannigfach wechselnden Folgen von Regen und Sonnenschein, trockenen und nassen Wegen, die wir hinter uns hatten. Und so saßen wir denn wieder unter der Veranda am Teich. Der lag noch so still und feierlich wie vor 39 Jahren, wo ich ihn zuerst gesehen, dahinter die Eisenhämmer mit regelmäßigem Schlage, die Schwäne zogen wieder ihre stille Bahn wie damals, die Pappeln am Teich sind älter geworden, aber sie stehen doch noch da, und über den Teich her sieht der Giebel des Häuschens und die Bäume des Gartens, von wo uns damals der Brocken gezeigt wurde, damit wir den lieben Eltern, die ihn erstiegen, einen Gruß zuwinken könnten, wenn sie ihn auch nicht sahen.

Ich muß zum Schlusse eilen. Wollte ich von Ilsenburg und Wernigerode meine Gedanken-Arabesken zu zeichnen beginnen — wo sollte ich aufhören? O Ilsenburg — dein Zauber ist geblieben, obgleich du jetzt einen Bahnhof hast. Und wir fuhren denn auch ganz „nach Philister Art" im bequemen Koupee vom Oberharz ab, der Heimat zu.

Doch was ist denn das? — Vom Wagenfenster aus sieht der Blick noch einmal die Berge und — richtig, da liegt er breit und majestätisch, unser Brocken, ganz wolkenfrei, deutlich mit Haus und Turm! So hast du uns geneckt, du Tückischer? Sturm und Regen, Wolken und Wind hast du uns geschenkt, als wir auf deinem Rücken waren und hast uns keine Sonnenblicke gezeigt, und jetzt blickst du uns ganz unverschleiert höhnend nach? — Warte nur, du ungetreuer alter Freund, das nächstemal kommen wir doch wieder.

Bis dahin lebe wohl du schöner Oberharz mit deinen lieben Bewohnern. Möge es euch gehen nach eurem Harzer Spruch:

Es grünen die Tannen es wachse das Erz,
Gott schenke uns allen ein fröhliches Herz.

Indem ich dies schreibe, wende ich den Kopf und blicke durchs Fenster. Ich sehe auf eine Straße. Von hohen Häusern hernieder rieselt langsam kalter Regen, um den unendlichen Schmutz zu vermehren. Es wimmelt von geschäftigen Scharen der Arbeiter,

die aus den Fabriken kommen. Der Himmel, die Häuser, die Menschen — alles grau in grau. Zwischen zwei Dächern hindurch will sich ein Stückchen bewaldeten Berges zeigen, aber es gelingt ihm nicht, denn ein Schornstein versorgt gerade diese Stelle mit unaufhörlichen qualmend Rauchwolken.

Ich schließe einen Augenblick die Augen und stütze den Kopf in die Hand. Vor meiner Seele treten andere Bilder auf — grün, sonnig, warm.

O du Heimatflur, o du Heimatflur
Laß zu deinem selgen Raum
Mich noch einmal nur — Mich noch einmal nur
Entfliehn im Traum. —

Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

Januar.

27. Beginn der Sozialistendebatte im deutschen Reichstage.

Februar.

3. Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages.
3. Interpellation Cassagnac in der französischen Kammer wegen des Ordensschwindels.
6. Bismarcks Rede im deutschen Reichstage.
9. Vornahme des Luftröhrenschnitts am deutschen Kronprinzen.
9. Zusammentritt des englischen Parlaments.
11. Unterzeichnung der neuen Wehrvorlage durch den deutschen Kaiser.
13. Der Reichstag bewilligt das Sozialistengesetz auf fernere zwei Jahre.
20. Eröffnung der rumänischen Kammer.

Politik.

Wenn schon seit Jahr und Tag die Nachrichten, welche über das Befinden des deutschen Kronprinzen verbreitet worden sind, sich in bedenklichem Widerspruch mit den Thatsachen vielfach befunden haben, so ist niemals diese Abweichung stärker hervorgetreten, als gerade im letzten Monat. Eben hatten Berufene und Unberufene eine hoffnungsvolle Nachricht nach der anderen verbreitet, als am 9. Februar abends die Trauerkunde eintraf, daß wegen fortdauernd gesteigerter Atemnot der Luftröhrenschnitt notwendig geworden und durch Dr. Bramann an dem hohen Patienten vollzogen worden sei. Die Operation ist glücklich verlaufen und hat momentan Linderung verschafft. Indessen scheint leider alle Aussicht auf dauernde Heilung geschwunden und an Besserung kaum mehr als das jetzt Erreichte überhaupt erreichbar zu sein.

Zu vielfachem Aergernis hat bedauerlichst das Verhalten des englischen Arztes Dr. Mackenzie Anlaß gegeben. Statt sich selbst Diskretion aufzulegen, hat dieser

Herr mit einem Reporter des „Berliner Tageblatts" ein Kompaniegeschäft begründet und zum Staunen aller anständigen, monarchisch gesinnten Deutschen, uns darauf angewiesen, die Nachrichten über den Erben der deutschen Krone in Blättern zu suchen, welche sich durch mangelhafte Zuverlässigkeit und durch Abwesenheit aller wirklich monarchischen Gesinnung vor sämtlichen anderen Zeitungen stets unrühmlich ausgezeichnet haben. So erschien es unwürdig, daß Mackenzie seine eigene Diagnose, die, wie man ihren inneren Wert auch beurteilen mag, immerhin für die Behandlung und den Verlauf der Krankheit des Kronprinzen von hoher Bedeutung ist, statt in den „Reichs-Anzeiger", für den sie bestimmt war, in das „Berliner Tagebl." einrückte. Aber selbst diese Dinge haben noch eine Steigerung erfahren. „Herr Mackenzie," sagt sarkastisch eine Preßstimme, „hat mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit oder aus einem anderen Beweggrunde neuerdings noch einem zweiten Korrespondenten Mitteilungen über den Krankheitsverlauf gemacht; so ist eine Differenz in der Berichterstattung entstanden, und der alte und der neue Vertraute des englischen Arztes prügeln sich jetzt im Austrag dieses Konkurrenzstreites in den Spalten der von ihnen vertretenen Blätter, der „Voss. Ztg." und des „Berl. Tagebl.", unter einem Aufwand von Schimpfwörtern, wie sie kein Rollknecht kräftiger aus der Tiefe seiner Empfindungen schöpfen kann. Alles am Krankenbett des Kronprinzen und mitten in der „einzig autoritativen" Berichterstattung über einen Krankheitsverlauf, den das deutsche Volk mit den innigsten und reinsten Bewegungen, deren seine Seele fähig ist, begleitet."

In den kritischen Tagen der Krankheit, welche gleichzeitig politisch kritisch waren, war viel von einem Stellvertretungs- oder Regentschaftsgesetz die Rede. Durch das hohe Alter des Kaisers und die Krankheit des Kronprinzen liegt ja auch die Erwägung nahe genug, ob nicht für gewisse Eventualitäten auf die eine oder andere Weise Fürsorge getroffen werden müßte. Indes fehlt es bisher an jeder Bestätigung der Gerüchte.

Prinz Heinrich hat vor nicht lange aus San Remo ein wenig beachtetes Dankschreiben an die Kieler Behörden gerichtet. In demselben heißt es: „Möchte die Sr. Kaiserl. Hoheit dargebrachte Teilnahme alle Zeit gipfeln in der Zuversicht auf Gottes Gnadenwege, damit die Standhaftigkeit und zielbewußte Ruhe niemals verloren gehe, welche das Gute immer erhofft, dem Schweren aber mannhaft die Stirn bietet, wenn es der Ratschluß des Höchsten erfordert." — Es bedarf keines Hinweises, wie vorteilhaft sich diese Sprache vor vielen anderen Kundgebungen auszeichnet.

Im deutschen Reichstage hat der Februar eine ganze Fülle wichtiger Tage, Debatten und Vorlagen gebracht. In erster Linie ist das neue Wehrgesetz unter Dach gebracht worden, das nach der persönlichen Seite hin im Frieden nur unerhebliche Anforderungen an das Volk stellt, dagegen dauernd sehr bedeutende finanzielle Opfer erheischt. Die Beratung ist merkwürdig geworden durch zweierlei: zunächst daß der Reichskanzler Fürst Bismarck in die Debatte eingegriffen und eine dritthalbstündige Rede gehalten hat, und dann dadurch, daß der Erfolg dieser Rede die fast einstimmige Annahme des Gesetzes gewesen ist, eine Einmütigkeit der Volksvertretung, wie sie bisher nicht erlebt wurde. Selbst die Sozialisten wagten keinen Widerspruch.

Auf die Bedeutung der Kanzlerrede, die sich wesentlich mit auswärtiger Politik befaßte, kommen wir unten zurück. Hinsichtlich der Wehrvorlage selbst betonte der Kanzler die Notwendigkeit, das Heer so weit zu stärken, daß, abgesehen von allen Alliierten, gleichzeitig nach Ost und West Front zu machen möglich sei. Die hohen Kosten seien aber unumgänglich, denn für Familienväter müsse die Ausrüstung und Bewaffnung die denkbar beste sein. „Wir können, wenn das jetzt vorgelegte Gesetz angenommen wird, an jeder unserer Grenzen eine Million guter Soldaten aufstellen; dahinter stehen unsere Reserven. Man sage nicht: das können andere auch; sie können es eben nicht. Wir haben das nötige Material, die ungeheure Armee nicht nur zu bilden, sondern auch hinreichend Offiziere, um dieselbe zu befehligen."

Der Erfolg dieser Rede war, wie gesagt, fast einstimmige Annahme des Gesetzes und Bewilligung der Kosten. Hinsichtlich der Notwendigkeit der ganzen Maßregel muß der Laie natürlich sein Urteil bescheiden; hält der Kanzler dieselbe für nötig, so wird er seine Gründe haben. Auf diesem Gebiete hat ihn der politische Scharfblick bis jetzt noch niemals verlassen.

Neben der militärischen haben politische und soziale Debatten den Reichstag bewegt. Die hochpolitische Frage war die Verlängerung der Legislaturperioden von 3 auf 5 Jahre — eine oft von uns besprochene Maßregel, die so ziemlich bei allen denen, die politische Agitation nicht als Gewerbe treiben, mit Freude begrüßt worden ist. Merkwürdig war neuerdings, daß während früher das Zentrum, jetzt die Nationalliberalen die Maßregel befürworteten. Die Art und Weise, wie das Zentrum operierte, kann aber kaum anders, als eine im übelsten Sinne des Wortes jesuitische bezeichnet werden, als eine solche, die wenig Achtung erweckt. Herr Dr. Windthorst hat z. B. am 11. März 1881 im Reichstage geäußert: „Wir wählen in Deutschland entschieden zu viel, so viel, daß die Leute es überdrüssig werden.... Daneben kommt durch das viele Wählen eine Unruhe in das Volk, welche jede konservative Gesinnung in Gefahr bringt.... Wenn der Reichstag neu gewählt ist, so ist es ganz naturentsprechend, daß er in der ersten Session nicht mit voller Kraft zu arbeiten vermag. Das liegt teils daran, daß die Mitglieder noch unter den Wahlprogrammen stehen in einer zu stark gebundenen Art; teils daran, daß sie sich noch nicht kennen.... Erst in der zweiten Session beginnt die volle Arbeit. In der dritten muß man schon wieder nach den Wahlen sehen, hat der Kollege Dr. Lasker gesagt, und ich glaube, er hat Erfahrung und nicht Unrecht." Jetzt aber hat Herr Windthorst seine ganze vortreffliche Kritik total vergessen und ist eifriger Gegner geworden; und nicht nur er, sondern sogar Herr v. Schorlemer bestreitet das Vorhandensein eines Widerspruchs zwischen der damaligen und der heutigen Haltung, während doch am Tage liegt, daß die Herren je nach Befund und unter dem Gesichtspunkt höherer Zwecke abwechselnd das Register von den Volksrechten und von den konservativen Prinzipien ziehen. Gleichwohl ist das Schicksal des Antrages auf Abänderung des Artikels 24 der Verfassung keinen Augenblick zweifelhaft gewesen. Und selbst ein taktisch-interessanter Schachzug der Freisinnigen, welcher mit der Verlängerung der Legislaturperiode die Diätengewährung an die Mitglieder des Reichstages verbinden wollte, vermochte das Gesetz nicht zu Fall zu bringen. Der freisinnige Antrag wurde als der Geschäftsordnung zuwiderlaufend abgelehnt, die Verlängerung der Legislaturperiode aber mit großer Majorität genehmigt.

In der Debatte war es übrigens viel weniger Taktik der katholischen und nichtkatholischen Freisinnler, gegen den Antrag Gründe vorzubringen, als vielmehr gegen die Nationalliberalen und gegen deren Führer Herrn von Bennigsen zu polemisieren, bez. gegen die schrecklichen Dinge, welche in Zukunft von den „Reaktionären" noch an die Vorlage geknüpft werden würden und zu denen sich leider jetzt die Nationalliberalen in unerklärlicher Charakterschwäche verführen ließen.

Einen noch breiteren Raum als die Verfassungsfrage, hat aber die Behandlung des Sozialistengesetzes und der Arbeiterschutzgesetze erfordert. Da es sich diesmal nicht nur um Erneuerung, sondern auch noch um Verschärfung handelte, so hatten die Sozialdemokraten einen ganz besonders heftigen Sturm gegen die Regierung vorbereitet. Stundenlang unterhielten sie das Haus von ihrer eigenen Harmlosigkeit, von den Verfolgungen, denen sie ausgesetzt seien, von Spitzeltum und Agents Provocateurs. Aber sie fanden in Herrn v. Puttkamer, wie immer, ihren Mann. Die Entgegnungen desselben waren in hohem Grade interessant und treffend. Nur wenn er die Ansicht vertrat, daß eine Rückkehr zu gemeinem Recht unmöglich sei, so glauben wir im Gegenteil, daß die Regierung auch bei den Nationalliberalen viel mehr an nötigen Vollmachten erreicht haben würde und der fortwährenden aufregenden Neuberatungen längst überhoben sein könnte, wenn sie den ausnahmsgesetzlichen Boden

von selbst verlassen hätte. Die Aussichten, daß die von den verbündeten Regierungen vorgeschlagenen Verschärfungen des Gesetzes die Mehrheit des Hauses finden könnten, waren von vornherein schwach, und schließlich ist auch nur den Beschlüssen der Kommission gemäß, die Verlängerung auf 2 Jahre angenommen. Auf gemeinrechtlichem Boden würden gewiß auch die Nationalliberalen manche strengere Fassung zugestanden haben. Besonders wenig Glück mit seinen Ausführungen hatte durchweg der Abg. Bebel. Nachdem er mit viel „sittlicher" Entrüstung gegen den berüchtigten Ehrenberg gesprochen (wobei man erfuhr, daß er selbst noch vor nicht lange der Gast desselben gewesen), erklärte z. B. der Minister, daß die Regierung mit diesem Menschen absolut nichts zu thun gehabt und daß er bereit sei, dies gerichtlich feststellen zu lassen, wobei Herr Bebel als Zeuge mitwirken solle. Wenn ferner Herr Bebel beliebte, jeden Polizeiagenten zum Aufwiegler zu stempeln, so hätte er dabei sagen sollen, wie denn die Polizei anders verfahren könnte, um die Geheimnisse derer zu erfahren, die sich zur „Propaganda der That" bekennen. Wer da nicht selbst sich wenigstens so stellt, als ob er zu Thaten bereit wäre, würde doch wohl bald genug verdächtig werden.

Ist aber die Regierung in ihrem Recht, wenn sie sich zur Kontrole der Umsturzbewegungen die unentbehrliche Waffe der Geheimpolizei nicht nehmen läßt, so ist sie jetzt der Sonntagsfrage gegenüber ebenso sehr im Unrecht, als sie es im vorigen Monat hinsichtlich der Arbeiterschutzgesetze war. Der Reichstag hat den bekannten Antrag Lieber-Hitze, welcher Beschränkung der Sonntagsarbeit fordert, wieder vorgenommen. Die Stellung der Konservativen dieser Materie gegenüber ist stets die gleich wohlwollende gewesen und wurde auch jetzt wieder ganz in diesem Sinne von Herrn v. Kleist-Retzow mit einer Wärme vertreten, die offenbar ihres Eindrucks nicht verfehlt hat. Selbst Fortschrittler und Sozialdemokraten mochten anerkennende Worte für den Redner nicht unterdrücken, der in edlem Freimut auch dem Reichskanzler gegenüber energisch seine Meinung vertrat. Ob die Debatte praktischen Erfolg haben wird, muß dahingestellt bleiben. Der Antrag wurde mit Unterstützung der Konservativen und des Zentrums einer Kommission von 21 Mitgliedern überwiesen; aber in dieser Kommission erklärte auf eine Anfrage des Abg. Schmidt (Elberfeld), wie der Bundesrat zu dem Antrage stehe, Geh. Ober-Regierungsrat Lohmann, kein Mandat zu haben, darüber eine Erklärung abzugeben. Die Hoffnungen auf günstige Erledigung sind unter diesen Umständen gering. Gleichwohl hat die Kommission den Antrag durchberaten und einstimmig genehmigt.

Nicht unwichtig im politischen Parteileben ist endlich die Thatsache, daß vor kurzem eine der großen Berliner Zeitungen, das „Deutsche Tageblatt" und der kleinere „Vorwärts" aus sogenannten konservativen in nationalliberale Hände übergegangen sind. Großes Ansehen haben diese erst antisemitischen, dann philosemitisch-offiziösen Blätter nie genossen. Jetzt haben zwei hervorragende Nationalliberale, die Herren Dr. Hammacher und Baurat Kyllmann, dieselben samt Zubehör in der Presse erworben. Der Versuch, die Ueberführung von einer Partei zur anderen ganz unmerklich zu machen, ist gemacht worden, aber elend gescheitert. Die wirklich konservativen Blätter haben den Täuschungsversuch schonungslos aufgedeckt. „Wir haben nicht das Mindeste dagegen" — sagt die „N. Pr. Z." — „daß die Nationalliberalen sich in Berlin ein eigenes Organ schaffen; im Gegenteil, es wird uns sogar sehr lieb sein, wenn nun auch der rechte Flügel der Partei, der uns als solcher näher steht, in der Reichshauptstadt selbst eine publizistische Vertretung findet, während bis jetzt nur der äußerste linke, im Grunde noch heute mehr sezessionistische Flügel in der „Nationalzeitung" ein ebenso unsicheres als eigenwilliges Mundstück findet. Was wir aber nicht wollen und nicht wollen können, ist, daß die Nationalliberalen dabei auf unsere Kosten leben, d. h. ein Publikum unter ihren Fahnen sammeln, welches seiner ganzen Denkweise nach zu uns gehört. Gerade darauf aber ist das vom geschäftlichen Standpunkt übrigens ganz erklärliche Absehen des „Deutschen Tageblattes" gerichtet. Es will auf-

hören, konservativ zu sein, dabei aber seinen bisherigen konservativen Leserkreis behalten." — Ob nach diesen „Enthüllungen" die ganze Sache noch Zukunft hat, muß zweifelhaft scheinen. Die Zahl der Nationalliberalen in Berlin ist eine verschwindend geringe, und „ohne Mogeln" wohl kaum im stande ein Blatt über Wasser zu halten.

* * *

Die **europäische Lage**, um dieses von der Presse schon fast zu Tode gehetzte Wort in Ermangelung eines besseren zu gebrauchen, hat auch im abgelaufenen Monat noch viele Federn in Bewegung gesetzt. Man befand sich zu Anfang Februar im wesentlichen noch auf dem alten Fleck, den man schon Monate lang eingenommen hatte: alle Welt rüstete und versicherte sich gegenseitig, daß es nur um des lieben Friedens willen geschähe; Rußland fuhr außerdem fort, sein Militär an die Grenze zu werfen und in seiner nichtoffiziösen Presse die schlimmsten Hetzartikel gegen Deutschland zuzulassen. Da kam plötzlich, wie ein Schlag aus heiterem Himmel, am 3. Februar die Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages durch die offiziellen Organe der österreichisch-ungarischen und deutschen Regierungen. Jetzt konnte über das unzertrennliche Zusammengehen der beiden Reiche auch nicht der geringste Zweifel mehr aufkommen. Aber auch darüber bestand kein Zweifel, daß die Lage bei den Regierungen der verbündeten Staaten als sehr ernst aufgefaßt wurde. Man wollte offenbar endlich eine Klärung herbeiführen, da die fortdauernde Unsicherheit der bisherigen Zustände nahezu unerträglich geworden war. Einstweilen wurde diese Absicht noch nicht sofort erreicht. Denn wenn auch von England und Italien das Vorgehen der Zentralmächte als durchaus gerechtfertigt anerkannt wurde, Rußlands offiziöse Presse stellte sich nach wie vor auf den Standpunkt des Abwartens und Hinhaltens, und so war man eigentlich noch um keinen Schritt weiter gekommen. Indessen war Fürst Bismarck auch diesmal seinem Prinzip, sich immer einen Trumpf in Reserve zu behalten, treu geblieben. Am 6. Februar, der dadurch für die deutsche Geschichte zu einem Gedenktage geworden ist, nahm er Gelegenheit, klar und offen die Ziele der deutschen Politik in den letzten 40 Jahren bis in die Gegenwart hinein vor den Ohren Europas auseinanderzusetzen, einerseits den völlig friedlichen Charakter derselben mit überzeugender Schärfe darzuthun, andererseits aber auch dem Ernst und der Entschlossenheit Ausdruck zu leihen, mit denen Deutschland ohne Zweifel einen ihm etwa aufgedrängten Krieg zu führen bereit sei. Daß der Fürst keine leeren Worte gesprochen hatte, das bewies die Begeisterung, welche ihm überall im deutschen Lande, die lebhafte Zustimmung, die ihm auch bei den Vertragsmächten sowie in England zu teil wurde. Auch in Rußland hatte seine Rede ihren Eindruck nicht verfehlt. Zwar die unabhängige Presse, welche in derselben so sehr schlecht weggekommen war, blieb im Wesentlichen die alte; aber die Offiziösen schlugen ersichtlich einen anderen Ton an, sie bemühten sich, Deutschland Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und mehr durfte man vorläufig nicht erwarten. Die nächstfolgende Zeit, soweit sie nicht noch unter den Nachwirkungen der Bismarckrede stand, war wieder einmal den lebhaftesten Kombinationen gewidmet, welche die großen Blätter der einzelnen europäischen Länder unter sich austauschten. Es handelte sich dabei hauptsächlich um die Erörterung mutmaßlicher Bündnisse, ein etwas verfängliches Thema, wo man doch allseitig in Friedensbeteuerungen sich erschöpfte. Am meisten wurde die Stellung Englands in Betracht gezogen: die winterliche Reise des Lord Randolph nach Petersburg hatte wohl in Rußland selbst, noch mehr aber in dem „eng befreundeten" Frankreich allerlei hochfliegende Hoffnungen wachgerufen, welchen jedoch nicht nur durch die englische offiziöse Presse, sondern auch durch eine sehr deutliche Erklärung des Lord Salisbury im Unterhause ein frühes Ende bereitet wurde. Andererseits wollte man Belgien durch einen formellen Vertrag an die Tripelallianz gebunden wissen, eine Behauptung, deren Wahrheit von belgischer Seite offiziell in

Abrede genommen wurde. Inzwischen waren auch, im Auszuge wenigstens, die Bestimmungen, unter denen der Anschluß Italiens an die Mittelmächte stattgefunden hatte, von Rom aus in der Wiener „Neuen freien Presse" veröffentlicht, obgleich freilich die vollständige Echtheit der betr. Mitteilungen noch immer nicht ganz ausgemacht ist. Die Betrachtungen über die „Lage" dauerten nebenher fort und waren, besonders auch in der „Nordd. Allg. Ztg." durchweg ziemlich trostloser Natur. Erst in den letzten Tagen ist eine Änderung eingetreten, welche zwar irgend welche Aussichten auf die Zukunft noch nicht verheißt, aber doch insofern mit Genugthuung zu begrüßen ist, als durch dieselbe endlich einmal diejenige Frage, die die eigentliche Ursache zu all dem Unheil abgegeben hat, nämlich die bulgarische, aus ihrer Versumpfung aufgerührt und aufs neue in Fluß gebracht zu werden scheint. Den Anstoß dazu hat offenbar Bismarcks Rede gegeben, in welcher er die Stellung Deutschlands zu der bulgarischen Angelegenheit abermals dahin präzisierte, daß Deutschland durchaus kein Interesse weder an Bulgarien, noch an dessen gegenwärtigem Fürsten habe, daß es zwar durchaus nicht geneigt sei, zu gunsten Rußlands dort die Initiative zu ergreifen — das habe man früher versucht, sei aber nur mit Mißtrauen belohnt; „Deutschland läuft niemand nach" — andererseits werde man aber alle gerechtfertigten Wünsche Rußlands, falls sie ausgesprochen würden, gerne unterstützen. Sie sind jetzt ausgesprochen worden. Rußland hat bei den Signatarmächten des Berliner Vertrages anfangs vertraulich, sodann offiziell die Verhandlungen in der bulgarischen Frage wieder eröffnen lassen; es hat einen Kollektivschritt der Mächte gefordert, den Koburger als unrechtmäßigen Inhaber des bulgarischen Thrones zu erklären und der Pforte das Mandat zu seiner Absetzung zu übertragen. Frankreich hat schon seine Zustimmung erklärt, Deutschland wird dieselbe sicherlich nicht verweigern, Italien macht sein Verhalten von Österreich und England abhängig, diese beiden letzteren Staaten, die eigentlich allein wesentlich beteiligt sind, haben sich noch nicht geäußert. Bis soweit sind die Verhandlungen jetzt gediehen. Große Aussichten darf man an dieselben nicht knüpfen. Denn kommt der Kollektivschritt wirklich zustande, so wird der Koburger schwerlich geneigt sein, gutwillig abzudanken, um so weniger, als sein Verhältnis zu seinem Volke sich anscheinend sehr gefestigt hat. Zum gewaltsamen Einschreiten wird aber die Pforte kaum Lust haben, und Rußland hat von vornherein auf ein solches offiziell verzichtet. Würde aber wirklich Fürst Ferdinand freiwillig auf den Thron verzichten, so stünde man nur wieder da, wo man nach Abdankung des Fürsten Alexander stand, die Suche nach einem Nachfolger begänne aufs neue, und der eigentliche Knoten wäre keineswegs gelöst.

* * *

In **Oesterreich** hat das Abgeordnetenhaus einige interessante Verhandlungen gezeitigt. Allgemeinste Beachtung verdient die sogenannte Rothschilddebatte, welche kurz folgenden Thatbestand zu Tage förderte: Das Haus Rothschild in Wien ist seit Jahren im Besitz der Nordbahn, d. h. faktisch, dem Namen nach figuriert natürlich eine Aktiengesellschaft. Diese Gesellschaft hat sich nun besonders der Kohlenzufuhr bemächtigt und dieselbe geradezu monopolisiert. Damit nicht genug, hat sie dem Hause Rothschild besondere geheime Frachtermäßigungen bewilligt, sehr einfach, denn Rothschild selbst ist ja die Gesellschaft. Natürlich mußte auf diese Weise das ganze Kohlengeschäft in die Hände Rothschilds fallen, doch „dafür sind sie auch hoffähig geworden", wie ein Zwischenruf im Abgeordnetenhause konstatieren wollte. Das bedauerlichste an der Sache ist, daß dem Treiben gesetzlich auf keine Weise beizukommen ist, es kann nur, wie der daraufhin interpellierte Handelsminister selbst zugeben mußte, durch Veröffentlichung gebrandmarkt werden, aber aus dem „Brandmarken" macht sich Rothschild nichts. — Eine andere Verhandlung des Abgeordnetenhauses betraf die Beschränkung der akademischen Freiheit. Die Vorlage war durch die jüngst vorgekommenen Studentenunruhen

größeren Stils, bei denen auch die antisemitische Strömung eine nicht unbedeutende Rolle spielte, verursacht: sie hatte aber ein etwas anderes Resultat, wie man auf jüdisch-liberaler Seite erwartet und gehofft hatte. Die Rede des Herrn Ministers v. Gautsch, der den Gesetzentwurf zu verteidigen hatte, war nämlich weniger eine Strafrede für die Herren Studenten, als eine Lobrede auf den akademischen Geist in Deutschland, der im allgemeinen auch in Oesterreich heimisch sei. — Der Antrag Liechtenstein auf Einführung der konfessionellen Schule ist noch immer ein Thema, mit dem die Blätter täglich ganze Spalten füllen. Auf beiden Seiten wird eine anerkennenswerte Thätigkeit entfaltet, Versammlungen, Kundgebungen, Petitionen werden dafür und dagegen ins Werk gesetzt, und doch ist man sich sehr klar darüber, daß die Regierung dem Gesetze in vorliegender Form auf keine Weise ihre Zustimmung geben würde, auch wenn die Majorität des Hauses sich dafür entscheiden sollte.

* * *

England's Interesse wird durch sein in diesem Monat wiedereröffnetes Parlament vollauf in Anspruch genommen. Die Sitzungen lassen an Länge, wie üblich, nichts zu wünschen übrig, doch will die neuausgearbeitete Geschäftsordnung auch hierin einigen Wandel schaffen. Zunächst hat man es nun mit der Adreßdebatte, d. h. mit der Beratung der Adresse, die als Antwort auf die Thronrede an die Königin zu erlassen ist, zu thun, und dies Geschäft pflegt immer einige Wochen Zeit in Anspruch zu nehmen. Uebrigens kommen dabei auch schon allerlei andersartige Dinge zur Sprache, und hatte beispielsweise Lord Salisbury Gelegenheit, sich über die politische Stellung Englands ziemlich deutlich auszusprechen. Auch der Trafalgar Square ist schon hereingezogen und wird wohl demnächst sich einer noch ausführlicheren Behandlung zu erfreuen haben.

* * *

In **Italien** machte sich zeitweilig eine gewisse nationale Erregtheit, um nicht zu sagen Erbitterung, gegen Frankreich geltend, deren nächste Ursache die Rede Flourens' in Briançon bildete. Man zog sogar schon allen Ernstes die Eventualität eines Krieges in Rechnung und kolportierte eifrig die angebliche Aeußerung des englischen Admirals Hewett, welcher die Unterstützung Englands in Aussicht gestellt haben sollte. Jetzt haben sich die Wogen allgemach verlaufen, wenngleich eine gewisse Feindseligkeit, die auf dem natürlichen Interessengegensatz der beiden Länder beruht, auf beiden Seiten nicht wegzuläugnen ist. Der italienisch-französische Handelsvertrag ist ebenfalls noch nicht zustande gekommen und hat, wie es jetzt den Anschein nimmt, kaum Aussicht auf Verwirklichung. — Auf dem abyssinischen Kriegsschauplatze haben die Dinge indes eine merkliche Wendung zum Besseren genommen. Saati, das vielumstrittene, ist endgültig besetzt und befestigt; noch mehr, das Eindringen muhamedanischer Derwische in Süd-abyssinien gab den Italienern Gelegenheit, von Norden her noch weiter nach Südwesten vorzudringen und Chilet, wie weiter verlautet sogar Ghinda zu besetzen. Damit wäre in der That viel erreicht.

* * *

In **Rumänien** fanden jüngst die Kammerwahlen statt, welche der Regierung eine ganz überwiegende Majorität brachten. Bald darauf ist denn auch die Kammer mit einer Thronrede eröffnet worden und hat ihre Verhandlungen, die sich durchweg auf innere Fragen erstrecken, aufgenommen.

* * *

In **Frankreich** hat man letzthin wiederholt die sonst allen europäischen Fragen gegenüber zur Schau getragene Gleichgültigkeit abgestreift. Dies zeigte sich besonders bei der Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Vertrags, bei welcher Gelegenheit fast sämtliche Blätter einen deutsch-russischen Krieg voraussahen und daraufhin die schärfsten Revanche-Artikel vom Stapel ließen. Das Liebäugeln mit Rußland dauerte fort und erreichte seinen Höhepunkt in der Aussöhnung des zukünftigen Ministerpräsidenten Floquet mit dem russischen Botschafter v. Mohrenheim, durch welche angedeutet wurde, daß Rußland fürderhin den Ruf: „Vive la Pologne, Monsieur!“ durch welchen Floquet einst den Kaiser Alexander II. erzürnte, in Gnaden vergessen wolle. — Das Kabinett Tirard ist noch immer am Ruder, und obgleich man schon seit Zusammentritt der Kammern, also seit bald zwei Monaten, allwöchentlich ein paar Male seinen Zusammenbruch erwartete, so ist es doch durchaus nicht unmöglich, daß ihm die Gnadenfrist vielleicht noch auf Wochen hinaus verlängert wird. Einen dauernden Bestand kann es natürlich nicht haben, da ihm von Anfang an die eigentliche innere Lebensfähigkeit gänzlich abging; die des öfteren erfochtenen „Siege“ mit 8, höchstens 17 Stimmen Majorität haben auch nicht zu seiner Kräftigung beigetragen, und seitdem nun gar das Ansehen des Herrn Flourens, welches allein dem Kabinette noch einigen Halt gewährte, durch dessen seltsames Streben nach der Deputirtenwürde so unheilbar gelitten hat, ist Herrn Tirards Geschick lediglich dem Gutdünken seines mutmaßlichen Nachfolgers, Floquet's, anheimgegeben. Bis jetzt scheint Floquet die Zeit noch nicht für gekommen zu halten, die Erbschaft anzutreten, vielmehr bietet er alles auf, den Ministerpräsidenten noch auf seinem schwankenden Sessel festzuhalten. So hat denn auch Tirard, nach manchen andern Fährlichkeiten, selbst die Abstimmung über die geheimen Fonds, bei welcher man seinen Fall mit Gewißheit voraussehen wollte, überstanden und sogar eine über seine Verhältnisse eigentlich hinausgehende Majorität erhalten. Wie lange dies sonderbare Spiel dauern wird, muß man abwarten. General Boulanger ist schon in Paris, und seine etwaige Beteiligung an der früher oder später zu erwartenden Tirardschen Erbschaft gilt als durchaus nicht unwahrscheinlich. — Der Wilsonprozeß, der von der Untersuchungsinstanz vor das Zuchtpolizeigericht verwiesen wurde, steht noch in Blüte und scheint fast einen für den Angeklagten sehr bedenklichen Ausgang nehmen zu wollen. Der Staatsanwalt erachtete Wilson eines verbrecherischen Ordensschachers für schuldig und beantragte eine erhebliche Gefängnisstrafe. Damit ist der Ausgang des Prozesses freilich noch nicht entschieden, und im schlimmsten Falle kann es einem „Schwiegersohne“ in Frankreich unmöglich schwer fallen, sich auf irgend eine Weise für die strafende Gerechtigkeit unsichtbar zu machen.

Wirtschaftspolitik.

Die Macht der Bewegung, welche darauf hingeht, die Verwirrung, welche das Laissez-faire in den Besitzverhältnissen ebensowohl als in den sozialpolitischen Beziehungen angerichtet hat, zu korrigieren, ist ohne Zweifel geeignet, die Vertreter des Manchestertums zur Verzweiflung zu bringen; und wenn kürzlich von ihrer Seite im deutschen Reichstag die Bezeichnung als „Manchesterleute“ abgelehnt worden ist, weil die englische Schutzzollbewegung ebenso von Manchester ausgehe, wie ehedem die Freihandelsbewegung von dort ausgegangen ist, so bezeichnet dies einen Galgenhumor, der vollkommen der Sachlage entspricht.

In England verleugnet man freilich von seiten auch der konservativen Partei, also von seiten der Regierung, daß man irgend welche Absichten habe, gegen den free-trade aufzutreten oder irgendwie schutzzöllnerische Maßnahmen gutzuheißen. Und der

Schatzkanzler Göschen, der übrigens in wirtschaftlicher Hinsicht ein in der Wolle gefärbter Manchestermann ist, hat sich das wohlfeile und in England nicht seltene Vergnügen gemacht, eine neue Methode, um das Wachstum des englischen Nationalwohlstandes sogar unter gleichzeitiger Abnahme der großen Reichtümer zu beweisen, zu entdecken. Dergleichen hinkt aber immer. Und da Göschen seinen Beweis daher nimmt, daß sich das Aktienwesen in England immer mehr ausbreite und daß die Zahl der Lebensversicherungspolicen in rapider Zunahme sei, so sieht jeder Spatz auf den ersten Blick, daß da nicht ein Mann mit Fleisch und Blut, sondern eben eine Vogelscheuche durch den Minister aufgestellt ist, schwerlich geeignet, den tieferen Gang auch der Schutzzollbewegung in England aufzuhalten. Denn die Ausdehnung des Aktienwesens bezeichnet nicht eine weitere Verteilung des Eigentums, sondern weiteren Fortschritt in der Auflösung der Besitzverhältnisse, und die Vermehrung der Versicherungspolicen beweist nur, daß diejenigen, welche noch die Mittel zur Versicherung besitzen, vorsichtshalber ihre Versicherung soweit als thunlich teilen, um nicht bei dem etwaigen Bankerott einer Versicherungsgesellschaft ihre sämtlichen Einzahlungen zu verlieren.

Dagegen gehört sowohl das Bemühen, die Zuckerprämien zu beseitigen, als die neuerliche scharfe Handhabung des Gesetzes über die Warenetiketten durch die Zollbehörden entschieden zu den Symptomen der schutzzöllnerischen Bewegung in England. Und jüngst hat sich sogar die Regierung genötigt gesehen, im Parlament die Gefährlichkeit der landwirtschaftlichen Zustände anzuerkennen und ebenso die Notwendigkeit, Maßnahmen zur Besserung zu ergreifen, zuzugestehen.

Nicht minder bezeichnet die Aktion der Industriellen in Belgien gegen die Kruppschen Kanonen eine entschiedene schutzzöllnerische Bewegung. Freilich tritt es gerade hier besonders merklich hervor, wie schwer es ist, wirtschaftlich und handelspolitisch eine wirklich sichere und allgemein anerkannte Grundlage zu finden. Denn die Industriellen verlangen wohl Ausschließung der fremden Konkurrenz vom eigenen Boden, aber sie selbst beanspruchen, Hans in allen Gassen sein zu dürfen und verlangen dazu alle möglichen Unterstützungen — ganz so wie der Freihandel das Ideal der Wirtschaftlichkeit in einer großen Aus- und in einer kleinen Einfuhr sieht, unter der Behauptung, daß dies eine „günstige Handelsbilanz“ bedeute. Aber es gehört doch wahrhaftig nur ein bescheidener Verstand dazu, zu erkennen, daß sich Ein- und Ausfuhr schließlich bis zu einem gewissen Grad sich ausgleichen muß, denn anderswo muß doch das, was in dem einen Land Ausfuhr ist, Einfuhr werden; und nur die Verluste, welche beim Transport durch Untergang von Schiffen 2c. erlitten werden, können anderwärts nicht mehr eingeführt werden. Will man also das Eine: Behauptung des eigenen wirtschaftlichen Bodens vor der fremden Konkurrenz, so wird man sich ebenfalls hinsichtlich des eigenen konkurrierenden Auftretens auf fremdem Boden bescheiden müssen.

Praktisch ist die Schutzzollbewegung inzwischen fortgeschritten in Frankreich, wo weitere Zollerhöhungen auf landwirtschaftliche und auch industrielle Einfuhren bevorstehen und wo ebenfalls die industriellen Schutzbestimmungen noch verschärfter als früher gehandhabt werden. Der früher außerordentlich lebhafte Veredelungsverkehr zwischen den deutschen und den französischen Textilgebieten scheint schon fast ganz beseitigt zu sein. In Italien sind die Getreide- insbesondere die Weizenzölle beträchtlich erhöht worden. Freilich sind hier diese Zölle weniger Schutzzölle, als sie es scheinen. Die finanzielle Not des Staates zwingt zu denselben ebenso sehr wie der wirtschaftliche Notstand der Landwirtschaft. Hinsichtlich der Erhöhung der deutschen Schutzzölle ist eingetreten, was wir mehrfach in Aussicht gestellt haben; nämlich, daß dieselben unter der Einwirkung des fremden, besonders des russischen „Koupons“ höchstens einen weiteren Rückgang der Preise verhindern, nicht aber eine Erhöhung derselben herbeiführen könnten. Es betrugen die Durchschnittspreise in Berlin im April 1887 für Weizen 165 Mark, für Roggen 122 Mark, im Oktober für Weizen 156, für Roggen 111 Mark. Am 20. Februar dagegen, also nach der Zollerhöhung, waren die Preise

für Weizen 15,50 bis 17,50 Mark, also durchschnittlich 165 Mark, wie im April vorigen Jahres; für Roggen bewegten sich am 20. Februar die Preise zwischen 10,50 und 11,70 Mark, der Durchschnitt war also für Roggen 111 Mark, demnach erheblich niedriger als im April vorigen Jahres und demjenigen des Oktober gleich, wo bei Oktober das verstärkte Angebot unmittelbar nach der Ernte in Betracht kommt.

Dies ist wesentlich zurückzuführen auf die Marktlage und die Wirkung des russischen „Koupons". Deutschland ist das einzige große Land, das Roggen in Menge verbraucht; die skandinavischen Länder, welche daneben noch zu nennen sind, haben nur den zehnten Teil der Einwohner Deutschlands. Muß Rußland also Roggen exportieren, so bleibt ihm nur Deutschland; denn es wäre lächerlich, wenn es denselben nach England schicken wollte, da man dort gar keine Verwendung dafür hat. In der That betrug die russische Roggenausfuhr nach Deutschland im Jahr 1886 über 17 000 000 Pud, also gegen 700 000 Tonnen; die Weizenausfuhr nach Deutschland betrug im gleichen Zeitraum nur etwa 280 000 Tonnen. Diese 700 000 Tonnen Roggen und 280 000 Tonnen Weizen würden, nach dem Danziger Durchschnittspreis vom Oktober 1887 (für Weizen 141, für Roggen 104 Mark) auf den deutschen Märkten verkauft für Rußland ein Guthaben von etwa 112 Millionen Mark liefern, also ungefähr die Hälfte der Kouponzahlungen, welche Rußland über Berlin, Hamburg und Frankfurt in Deutschland zu machen hat, decken. Die andere Hälfte würde etwa gedeckt durch die weitere Ausfuhr russischer Erzeugnisse: Sprit, Zucker, Flachs, Lein und sonstigen Samen, Gold und einige andere weniger ins Gewicht fallende Erzeugnisse. Dabei gehen aber vom reinen Ertrag jener 112 Millionen der Zoll ab und dieser macht zum früheren Satz von 30 Mark für die Tonne gegen 29 400 000 Mark aus, wonach, abgesehen von Fracht und Spesen bis Danzig, der Ertrag für jene 980 000 Tonnen Weizen und Roggen auf 82 Millionen herabgeht; rechnen wir aber noch Fracht und Spesen, die im Danziger Preis schon liegen, ab, so dürfte der Ertrag aus jenem Verkauf zur Deckung des russischen Koupons kaum 60 000 000 Mark erreichen; also anstatt der Hälfte jenes Koupons würde hier nur ungefähr der vierte Teil gedeckt werden. Dazu kommt, daß wir doch auch Ausfuhr nach Rußland haben und diese ebenfalls durch russische Ausfuhrprodukte bezahlt werden muß. Ein Teil dieses Ausfalles wird nun allerdings gedeckt durch die russische Ausfuhr nach Italien und Frankreich, wo hauptsächlich Weizen ins Gewicht fällt. Wir erhalten einen Teil des russischen Koupons auch durch italienische und französische Erzeugnisse bezahlt, indem für den Erlös des in Italien und Frankreich verkauften russischen Weizens Wechsel auf Deutschland gekauft werden. Gleichwohl wird sich leicht erkennen lassen, daß immer noch ein hoher Betrag des in Deutschland zu zahlenden russischen Koupons ungedeckt bleibt und daß dafür immer noch russische Schuldtitel, also russische Papiere verkauft werden müssen. Und daraus ergibt sich der Fall der russischen Valuta, bez. der Fall des Rubelkurses. Weil zur Deckung der Kouponzahlungen übrigens nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und Holland nicht genug Wechsel auf die westeuropäischen Plätze seitens Rußlands aufgebracht werden und zur Erhaltung der notwendigen Guthaben an die betreffenden Finanzbankiers geliefert werden können, sind diese letzteren genötigt, ihrerseits Wechsel auf Rußland zu ziehen und zwar je mehr, je weniger Rußland aus dem Verkauf seiner Erzeugnisse in Westeuropa zu lösen im stande ist. Nun ist die deutsche Zollerhöhung dazu gekommen. Dadurch ist der Zoll von 30 auf 50 Mark gesteigert worden. Aber gleichzeitig ist auch in Italien und zuvor schon in Frankreich Zollerhöhung eingetreten und diese trifft hauptsächlich russische Erzeugnisse. Allein die Lage Rußlands hinsichtlich seines Koupons und seines Marktes bleibt dieselbe; der Koupon soll bezahlt werden und für seinen Roggen findet es nur in Deutschland, für seinen Weizen hier, in Italien und in Frankreich Absatz. Diese Länder haben aber sämtlich auch eigene Produktion und außerdem steht der russischen Produktion auch die Konkurrenz gegenüber; in Italien und Südfrankreich die indische, in Nordfrankreich und Deutschland die amerikanische. Nun sinkt aber der Ertrag des

gleichen Ausfuhrquantums russischen Getreides im Verkaufswert von 112 Millionen Mark durch den Zoll, abgesehen von Fracht und Spesen von 82 auf 62 Millionen. Rußland löst also vielleicht nur noch 40 Millionen aus der Weizen- und Roggenmenge, welche es nach Deutschland verkauft, während mindestens 60 Millionen gedeckt werden sollen. Es muß also womöglich noch mehr als bisher Getreide auf den Markt bringen und dadurch gerät es völlig in die Hände des Zwischenhandels; es muß um jeden Preis verkaufen; und das Angebot auf dem deutschen Markt wird so drückend, daß die Erhöhung der Schutzzölle gänzlich wirkungslos wird. Andererseits aber kommen unter dem Druck der Preise, der sich natürlich in Rußland genau so bemerklich macht, wie in Deutschland und infolge des Geldbedarfes, der dort noch mehr wächst, russische Schuldtitel, die sich im eigenen Lande befinden, massenhaft zum Ausgebot an den westlichen Börsen und ebenso massenhaft vermehren sich die auf Rußland gezogenen Wechsel. Das Ergebnis auf dieser Seite ist nun, wie bemerkt, neuerdings Sturz der russischen Werte und des „Rubelkurses“.

Befreit aus dieser Zwickmühle, in der einerseits unsere landwirtschaftliche Produktion andererseits unsere Kapitalisten geschraubt werden, werden wir erst dann werden, wenn der Umschlag und die Einfuhr fremder Schuldtitel in Deutschland auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt sein wird — was nicht ohne einschneidende Maßnahmen und ohne große Verluste erreicht werden kann. Was z. B. Rußland betrifft, so können wir keinen anderen Ausgang als den Bankerott erkennen; und da werden unsere Kapitalisten die hinsichtlich der Zulassung dieser Werte gemachten Fehler ebenso schwer büßen müssen, als sie jetzt schon unsere Landwirte büßen. Möge man sich nur keine Illusionen machen darüber, daß es leicht sein werde für Deutschland und die deutschen Kapitalisten, die russischen Schuldtitel wieder los zu werden. Die Russen können sie nicht kaufen; sie machten gern selbst neue Schuldscheine und suchen von den alten zu verkaufen, was möglich ist, wie wir sehen mit ungeheuren Verlusten. Die Franzosen, Holländer und Belgier werden uns die Papiere auch nicht abnehmen, denn sie haben den Versuch, eine neue große Anleihe für Rußland zu übernehmen, soeben erst abgelehnt; ebenso ist es mit England, wo sich ohnehin ebenfalls viele russische Schuldscheine befinden. Wenn Privatkapitalisten mit mehr oder weniger großen Verlusten ihren Besitz losschlagen, so bleibt er doch in Deutschland, die Börse behält ihn bis zu „besseren Zeiten“ und der „Koupon“ muß daher nach wie vor in Deutschland gedeckt werden; die Einfuhr russischer landwirtschaftlicher Erzeugnisse wird also dieselbe bleiben wie vorher; und die deutsche Konsumtion wie Produktion von Lebensmitteln wird ein Spielball der internationalen Spekulation bleiben, so lange sie es aushält.

Dennoch sagen wir nicht, daß uns nichts übrig bleibe, als höchstens für die Zukunft vorzubeugen. Ohne Zweifel haben wir unablässig dahin zu drängen. Was wir seit Jahr und Tag betont haben, daß eine scharfe Emissionssteuer nach Prozenten und Zehnern von Prozenten bemessen, der unmittelbaren Ueberschwemmung mit fremden Emissionen Einhalt thun müsse, und daß durch eine wirksame Börsenkontrole gewissen Emissionen, wie sie in den letzten Wochen wieder von Amerika her hereingekommen sind, der Eingang ganz verschlossen werde, betonen wir heute um so mehr. So wenig wir es erfreulich finden, daß auch wir in Deutschland auf dem Wege der staatlichen Verschuldung bedenkliche Fortschritte machen und daß das deutsche Reich bald ebenfalls über eine Milliarde Schulden haben wird, so ist dennoch der Geldbedarf des Reichs und der Staaten deshalb erfreulich, weil die Summen, welche sie nach den Beschlüssen des Reichstags und der Landtage aufnehmen werden, wenigstens nicht in das Ausland gehen können und weil durch dieselben die deutsche Arbeit für uns selbst in Nahrung gesetzt wird.

Aber die Vorbeugungsmaßnahmen gegen die Einfuhr fremder Erzeugnisse können nur in Zukunft wirken, während die landwirtschaftliche Produktion und der Lebensmittelbedarf in gleichem Maße leiden. Dem gegenwärtig im deutschen Reichstage verhandel-

ten Antrag Lohren wegen Regelung der Brotverkaufsverhältnisse stehen wir daher zwar sehr sympathisch gegenüber, sehen aber nicht ein, daß er sonderlichen Nutzen bringen könne, da er offenbar nicht weit genug geht. Es muß notwendig und unbedingt ein festes Verhältnis zwischen Roggen- und Brotpreis hergestellt werden, wenn die Schutzzölle einigermaßen wirksam sein sollen und wenn sich der Brotverbrauch ebenso wie das Bäckergewerbe wieder heben sollen. Und zwar darf der Brotpreis nicht mehr als um 25 Prozent den Roggenpreis übersteigen, so daß z. B. bei einem Roggenpreis von 111 Mark der Preis für ein Kilogramm gutes Schwarzbrot nicht höher als 14 Pfennige sein dürfte.

Wir wissen wohl, daß sich gegen diesen Vorschlag auf Seiten der Bäcker ein „Sturm der Entrüstung“ erheben wird. Ein Vertreter der Handwerkerinteressen im Reichstag hat sich sogar zum Sprachrohr solcher Entrüstung gemacht und gesagt, die Bäcker verdienten jetzt nicht mehr wie früher. Aber schon dadurch schlägt er seinen eigenen Widerstand. Wenn die Bäcker jetzt nicht mehr verdienen wie früher zur Zeit der Brottaxe, wo als Regel galt, daß der Brotpreis dem Roggenpreis gleich sei, so kann es ihnen ganz einerlei sein, ob der gegenwärtige Zustand bestehen bleibt oder ob wir zum früheren zurückkehren. Die Dinge werden sich nur insofern ändern, als die Bäcker dann, wenn die Brottaxe oder wenn ein gesetzliches Verhältnis zwischen Brot- und Roggenpreis eingeführt wird, ihr Mehl nicht mehr aus dritter und vierter Hand und auch nicht alles mögliche Mehl kaufen und verbacken können. Vielmehr werden sie, wenn sie etwas verdienen wollen, ihr Mehl oder noch besser ihr Getreide aus erster Hand kaufen und selbst wieder mahlen müssen. Dafür werden sie aber in ihrer Konkurrenz mit den Brotfabriken auf einen besseren Fuß gestellt sein. Diese letzteren werden zum Teil gar nicht bestehen können. Andererseits wird der Brodverbrauch bez. der Getreideverbrauch steigen. Denn da für die Mehrzahl der Bevölkerung der Brodverbrauch sich nicht nach ihrem Bedarf, sondern nach ihren Geldmitteln richtet, und da es feststeht, daß der gegenwärtige Brodverbrauch niedriger ist, als er unter gesunden Verhältnissen sein sollte, so muß der Brod- folglich auch der Getreideverbrauch steigen, sobald das Brod billiger wird. Dadurch wird aber auch die deutsche Landwirtschaft befähigter werden, die fremde Konkurrenz zu ertragen. Trotz der Verbilligung des Brodpreises werden die Getreidepreise steigen und auch die Bäcker werden sich wohler befinden, weil sie ihren Gewinn nicht mit den vielen Zwischenhänden wie jetzt, zu teilen haben werden. Nicht minderen Nutzen wird die Volksernährung und der soziale Frieden davon tragen.

Freilich das Zwischengeschäft, der Wucher in und außerhalb der Börse, würde sich minder wohl befinden. Daher kommt auch das Zetern der Börsenpresse gegen jeden Versuch einer einschneidenden Besserung, wo es gilt die Produktions- und Konsumtionsverhältnisse des Landes zu heben. Das grelle Licht, das jüngst im österreichischen Reichsrat von seiten des Abgeordneten Pattai auf die Art, wie die Haute-finance, selbst wenn sie im besonderen Fall schon übervoll gesogen ist, immer nur auf die Ausbeutung hinausläuft und wie sie sich über jedes Gesetz hinwegsetzt, könnte man auch auf andere Länder mit gleichem Effekt fallen lassen. Die „Hoffähigkeit“ der Frau von Rothschild ist freilich durch den Vorgang um so transparenter geworden. Wir haben übrigens schon den eigentlichen Kernpunkt und die Quelle jener Vorgänge früher berührt. Es ist Thatsache, daß die Kaiser-Ferdinand-Nordbahn, ursprünglich „Wien-Bochnia“ genannt, vom Geld des österreichischen Staats wenigstens größtenteils gebaut und, wie später die österreichische Südbahn, fast unentgeltlich Herrn von Rothschild in die Hände gespielt worden ist. Der letztere besitzt die Aktien fast ausschließlich und die Bahn selbst ist die erträgnisreichste in Oesterreich. Jetzt hätte nun nach den Konzessionsbedingungen jene Bahn an den Staat zurückfallen müßen. Aber Rothschild verstand es, ebenso gut wie die Vorstellung seiner Gattin bei Hofe durchzusetzen, diesen fettesten Bissen festzuhalten. Gegen die gesetzlichen Bestimmungen wurden dann seitens der Nordbahn, der

ebenfalls in Rothschildsche Gewalt befindlichen Südbahn geheime Begünstigungen für die Kohlenzufuhr gewährt, dadurch aber die steiermärkische Kohlenproduktion ebenso geschädigt, wie die Kohlenverbraucher der Stadt Wien, welche sehr hohe Kohlenfrachten zahlen müssen, benachteiligt. Nicht minder hatte Herr von Rothschild bei den Petroleumraffinerien in Fiume, wo ein großer Teil seines transkaspischen Naphtha raffiniert wird, sich einer Handlungsweise, welche ihm die Bezeichnung „Defraudant“ zuzog, schuldig gemacht. Es war ein nur zu sehr treffender Hohn, als im Reichsrat gerufen wurde: dafür ist er hoffähig geworden! Eine Warnung für andere Völker, sich den Internationalismus so mächtig über den Kopf wachsen zu lassen wie in Oesterreich, liegt darin ebenso wie darin, daß der Reichsratspräsident Smolka den Redner Pattai zu sich rufen ließ, um ihn zu sagen, er möge den Namen Rothschild nicht wieder in die Debatte ziehen, da es derselbe sonst leicht auf finanziellem Gebiet entgelten lassen könne! Herr von Rothschild fühlt sich also schon als Monarch und fordert parlamentarische Unnahbarkeit, während er sonst für den Parlamentarismus zu wählen gewohnt ist. Daß übrigens Herr von Rothschild, wo er die Macht hat, seinerseits für die Geschenke, die er sich machen läßt, und für die kühnen Griffe, die er verstohlen in die Taschen der Länder thut, keine Erkenntlichkeit hat, beweisen die schweren Bedingungen, welche er den Ungarn bei der neuesten Anleihe auferlegte. Obgleich der ungarische Ministerpräsident und Finanzminister Tisza zu den Günstlingen Rothschilds gehört, konnte er nicht einmal die Vergünstigung einer Papieranleihe erlangen und die bevorstehende ungarische Emission wird wieder für Gold erfolgen.

Welche seine Geschäftchen Herr von Rothschild aber auch in Deutschland beabsichtigt, bewies übrigens seine jüngste Frankfurter Emission der Bank der Georgia-Company. Man sollte dergleichen wirklich nicht für möglich halten. In Verbindung mit seinem New-Yorker Hause, Belmont & Ko., hat Rothschild 4 000 000 Dollars Shares einer Georgia-Eisenbahn- und Bankgesellschaft erworben und bezieht nach seiner Angabe davon mehr als 9 Prozent Dividende. Ohne Zweifel ist aber die Sicherheit von Kapital und Dividende nicht weit her. Jener konstituiert also eine neue „Gesellschaft“, „The Georgia Co.“, zu welcher natürlich nur er und seine New-Yorker Firma gehören, „übergibt“ derselben jene Shares und diese — emittiert darauf zum gleichen Nennwert Banks, welche dem deutschen Kapitalisten zugedacht sind. Damit zieht Herr von Rothschild den Nennwert der Shares (deren Kaufwert nur ein lächerlich geringer ist) an sich, gegen das Versprechen von 5 Prozent Zinsen, während er nach seiner Angabe mehr als neun Prozent erhält. Er steckt also vom Eigentum der deutschen Kapitalisten, welche auf diesen Köder anbeißen, 4 Prozent Zinsen jährlich ohne das mindeste Risiko in die Tasche und wenn es etwa mit der betreffenden Eisenbahn so gehen sollte, daß es keine Dividende mehr gibt und daher auch die Shares nichts mehr wert sind, dann ist Herr von Rothschild hinter dem Nebel „Georgia-Ko.“ verschwunden; er hat das Geld der Bankbesitzer in der Tasche und diese können sich an jene „sichere“ Georgia-Company in New-York und deren famoses Shares-Depot bei der dortigen Central-Trust-Company halten.

Dieser Vorgang steht aber nicht vereinzelt; es stoßen ähnliche in neuerer Zeit öfter auf und auch damit möchten wir die Notwendigkeit der Herstellung einer schärferen Börsenkontrolle begründen. Denn die Handelskammern, welche die Börsenbehörden bilden, prüfen die „Prospekte“ nur in formaler Beziehung. Das Materielle dabei ist ihnen völlig gleich und sie verlangen nicht einmal, daß für die betreffenden Zinsen eine Zahlstelle im Inland eingerichtet werde.

Begünstigt werden alle Börsenmanipulationen, welche, wie wir oben am russischen Verhältnis vielleicht verständlich gemacht haben, aufs tiefste und peinlichste in alle Besitzverhältnisse einschneiden, durch den unausgesetzten, zum Teil freilich künstlichen Kapitalüberfluß, infolge dessen der Bankdiskont in den kapitalreichen Ländern gegenwärtig wieder fast auf das Aeußerste herabgesetzt ist. Gleichwohl ist die Lage der

Spekulation kritisch genug. Eine ganze Reihe großer Börsenbankerotte hat stattgefunden. Darunter hat derjenige der Petersburger Firma Fehleisen wegen der Verwickelung sogar von Mitgliedern des kaiserlich russischen Hauses in demselben besondere Sensation erregt. Dabei wird die Agiotage immer weiter ausgedehnt. Die Bemühungen, das Kaffeetermingeschäft nach Berlin zu verpflanzen, werden immer noch fortgesetzt, obgleich der solide Hamburger Kaffeehandel seit Einführung des Termingeschäfts seine Grundlagen dort immer mehr schwinden sieht, und bereits eine Petition um Verbot des Termingeschäfts eingereicht worden ist. Mittlerweile ist aber auch noch das Zuckertermingeschäft in Hamburg eingerichtet worden!

Während aber auf spekulativem Boden offenbar die Konsequenzen der Ausbeutung bis aufs äußerste gezogen werden sollen, geht man auf konservativer Seite, in welche wir wenigstens hinsichtlich der Pflicht auch die leitenden Kreise einbegreifen, höchst zaghaft vor. Das Arbeiterschutzgesetz, so notwendig es gerade als Gegenwirkung gegen die heute vorzugsweise erörterten Zustände ist, liegt immer noch unerledigt bei dem Bundesrat und an eine etwaige Verbesserung desselben denkt man auch nicht. Auch das Schicksal des neuerlich eingebrachten Sonntagsgesetzes, wie sehr es auch abgeschwächt wurde, ist sehr ungewiß. Die Landwirte selbst erwarten immer noch Heil von der Beseitigung des Identitätsnachweises und von der Währungsreform. Nach beiden Seiten hin haben wir uns, wie man weiß, wenig hoffnungsreich aussprechen können. Kämen aber die Bimetallisten darauf, anstatt einer internationalen eine **nationale** Währungsreform anzustreben, dann stehen wir auf ihrer Seite.

Kirche.

Wir haben heute zuerst von einem Sturm zu berichten, der sich auf engem Gebiete erhoben und auch schon wieder gelegt hat. Aber wenn er auch lokal sehr begrenzt war, so sind ja doch kirchliche Beobachtungen gerade an solchen Einzelvorgängen besonders lehrreich. Auch in der Wissenschaft haben die mikroskopischen Untersuchungen und die Experimente an schnell vorübergehenden Erscheinungen ihren hohen Wert. Wir reden von der „Empörung", die innerhalb der **altkatholischen Kirche** Deutschlands stattgefunden und mit dem Ausscheiden des Pfarrers Rieck in Heidelberg geendet hat. Schon seit Jahren bestand zwischen dem Genannten und dem Bonner Kirchenregiment, dem Bischof Reinkens, Streit. **Rieck** hatte in dogmatischer Beziehung längst entschiedene evangelische Neigungen, wozu besonders sein Gegensatz gegen den Episkopalismus gehört, der innerhalb der altkatholischen Gemeinschaft durchaus auf dem Boden der apostolischen Succession steht, weshalb sich auch **Reinkens** s. Z. vom jansenistischen Bischof von Utrecht hat weihen lassen und auch mit den Anglikanern in gegenseitiger Anerkennung steht. Aus dieser inneren dogmatischen Stellung mögen manche Differenzen entsprungen sein. Dazu kam die abweichende Behandlung einer Stiftung von 100000 Frank zur Ausbildung von Theologen, welche dem Heidelberger Pfarrer übergeben und von diesem bei der Staatsregierung deponiert war, was in Bonn große Unzufriedenheit erregte. Außerdem hat der vielfach schwer gekränkte Pfarrer in seinen öffentlichen Aeußerungen (es sind verschiedene Streitschriften erschienen) nicht gerade seine liebenswürdigsten Seiten hervorgekehrt. Kurzum, es kam infolge mehrfacher Differenzen zur Disziplinaruntersuchung. Am 9. November sprach sich die Gemeinde Heidelberg fast einstimmig für ihren Pfarrer aus. Am 13. November nahm sie in einer erneuten Versammlung den entgegengesetzten Standpunkt ein. Und hierbei scheint gerade sein evangelisch-gläubiges Bekenntnis den Ausschlag gegeben zu haben, indem als seine

Gegner Leute auftraten, in Vergleich zu welchen — wie uns mitgeteilt wird — „ein Straußianer orthodox genannt werden könnte." Daß persönliche Rachsucht und gemeine Intriguen dabei gewaltet haben, scheint gleichfalls gewiß. Endlich wurde am 25. Januar die Suspension über Rieds verhängt. Und er ist nun zur evangelischen Kirche übergetreten. Die von ihm unterrichteten Kinder in Heidelberg werden fast alle evangelisch konfirmiert.

Bemerkenswert an der ganzen Sache ist, daß wir darin ein erneutes Zeichen für den Verfall der altkatholischen Bewegung haben. Wir begreifen die Begeisterung, mit der manche Evangelische für dieselbe eintreten. Aber um das unerbittliche Entweder—Oder, das in den römischen Ansprüchen und dem protestantischen Prinzip liegt, kamen sie nicht herum. Es gibt keinen Übergangsstandpunkt zwischen Ja und Nein. Und an dem Versuch, einen solchen zu schaffen, scheitert die altkatholische Kirche. Einen evangelisch gerichteten Mann stößt sie von sich aus und stützt sich dabei auf ihre atheistischen Mitglieder. Dies ist tragisch. Und Professor Beyschlag, der so treulich für die Altkatholiken eingetreten ist, muß nun Partei nehmen für den rite geweihten Bischof gegen den altkatholischen Pfarrer, der die Konsequenz seiner Stellung zieht, indem er evangelisch wird. Das ist komisch.

Etwas Tragikomisches vollzieht sich auch auf dem Gebiete der römischen Kirche. Wir meinen die Opposition, welche der Erzbischof von Posen-Gnesen bei seinen Geistlichen und Diözesanen gefunden hat, da er mit der Regierung, die einen den Polen feindlichen Erlaß in bezug auf Schulsprachsachen erlassen hatte, nicht offen gebrochen hatte. Den römischen Oberen, die das etwa noch nicht wußten, ist dadurch klar gemacht, in welchem Sinne die Polen den Katholizismus auffassen. Die polnische Kirche und die deutsche Kirche — so lauten ja die stehenden Bezeichnungen für die beiden Konfessionen. Wenn sich einmal ein deutscher Katholik aus Schlesien dorthin verirrt, so heißt er ein Deutschkatholik. Und die Pröbste machen die polnischen Wahlen. Selbst der Erzbischof Dinder wird daran nichts ändern, trotz aller väterlichen Mahnungen, die er an seine Dekane richtet, daß sie dafür sorgen möchten, daß ihre Geistlichen „jedes unbedachtsame und das Maß weiser Zurückhaltung überschreitende Auftreten in öffentlichen Versammlungen" vermieden. Pole ist sich guter Katholik — aber Kirche muß sich gut polnisch sein.

Die Verfolgungen der lutherischen Kirche in Rußland gehen ihren Weg. Geistliche werden in Anklagezustand gesetzt, Gewaltakte ohne Scheu begangen. Der theologische Professor Volk ist als Prorektor, wozu er mit großer Stimmenmehrheit durch das akademische Konzil gewählt war, nicht bestätigt; denn die Wahl eines Theologen in Dorpat sei unpassend, weil bei der gegenwärtigen Aufregung der Studenten (NB. der Studenten in Moskau, Charkow rc.) eine besonders strenge Beaufsichtigung nötig sei. — Ein Generaladjutant des Kaisers, Fürst Barklay de Tolly ist in die Verbannung geschickt, weil sein Enkelkind lutherisch getauft ist. Der Vater des Täuflings, der junge Fürst, ist lutherisch; seine Gemahlin ist griechisch; er ist aus der Armee entlassen und ist ihm angedroht, daß sein Kind einem Kloster überwiesen würde.

Aus dem barbarischen Rußland wenden wir unsere Blicke nach der freien Schweiz. Wir haben früher einmal berichtet von den Quälereien, welche die gläubige Minorität der heil. Geist-Gemeinde in Bern zu erdulden hatte. Jetzt haben sie auf den Rat eines Juristen sich als eine von der Landeskirche nicht getrennte besondere Glaubensgemeinde konstituiert, der evangelischen Gesellschaft eine Kapelle abgemietet, in der ein gläubiger Geistlicher ihnen den Gottesdienst hält. Das Urteil des Juristen stützte sich auf ähnliche Vorkommnisse im Elsaß, wo sich in den Gemeinden Plobsheim-Daubensand gleichfalls solche besondere Gemeinschaften mit eigenem Gottesdienst und Sakramentsverwaltung gebildet haben, die damit nicht aufhören, Glieder der territorialen Kirchengemeinde zu sein, was z. B. bei Gemeindewahlen zur Geltung kommt. Sie führen diesen Zustand weiter in der Hoffnung auf ein kommendes Kirchenregiment, das den gläubigen Gemeinden nicht mehr ungläubige Pfarrer aufdrängen werde. Es bleibt abzuwarten,

wie sich die Schweizer Behörden dazu stellen. Gelingt die Sache, so könnte sie von ungeheurer Bedeutung für die ganze evangelische Schweiz werden.

In der deutschen evangelischen Christenheit bilden vornehmlich zwei Fragen jetzt vielfach den Gegenstand der Besprechung, in der Presse wie in den Versammlungen. Die eine ist die Dotation der Kirche und die Stellung derselben zu der im preußischen Etat ausgeworfenen 740,000 Mark. Wir haben unser Urteil schon in der vorigen Nummer abgegeben und werden im nächsten Monat darauf zurückkommen, wo wir über die nach Essen auf den 7. März eingeladene kirchliche Versammlung zu berichten haben werden. — Die andere ist der evangelische Bund, von dem man hofft, daß er sich in einem Klärungsprozeß befinde. Der Austritt des Predigers Schramm aus demselben, das Auftreten des Predigers Richter in Berlin gegen ihn u. a. lassen die Hoffnung aufkommen, daß der Bund den Protestantenvereinlern zu positiv werde. Möchte sich diese Hoffnung erfüllen!

Nach Berlin soll an Stelle des Kirchenhistorikers Semisch der Prof. Harnack berufen werden. Derselbe ist ein hervorragender Vertreter der Ritschl'schen Richtung und hat eine höchst gelehrte Dogmengeschichte geschrieben, in der er den Nachweis unternimmt, daß alles, was man bisher Dogma nannte, nur dem Einfluß der platonischen Philosophie auf das Christentum sein Dasein verdanke. Der Ev. kirchl. Anzeiger hat zwei geharnischte Artikel gegen Harnacks Berufung nach Berlin gebracht, in denen seine wissenschaftliche Bedeutung anerkannt, seine Befähigung, künftige Kirchendiener in das Verständnis der Kirchengeschichte einzuführen, bestritten wird. Daß die Opposition von diesem Blatte ausgeht, das seine Verbindungen in der letzten Zeit mehr nach der Mittelpartei gesucht hat, ist nicht ohne Bedeutung.

Zum Schluß geben wir eine Betrachtung über unsere Zeit und ihre Aufgabe, die dem Neujahrswort Dr. Warnecks in seiner Allg. Missionszeitschrift entnommen ist und auf die wir gern aufmerksam machen möchten: „Es hat seit den Tagen der Reformation keine Zeit in der Geschichte der evangelischen Kirche gegeben, in welcher nicht bloß seitens der Geistlichen sondern auch der Laien im kirchlichen Gemeindebienst wie auf Synoden und freien Konferenzen und den weiten Gebieten der äußeren und inneren Mission mit einer größeren Rührigkeit gearbeitet worden wäre als die unsere. Obgleich es hier mehr dort weniger in diesen Arbeiten menschelt, so darf im großen und ganzen von den Arbeitern doch gesagt werden, was weiland der alte Evangelist von der Martha sagte: „sie machen sich viel zu schaffen, Ihm zu dienen."

Speziell gilt das auch von dem Werke der Heidenmission, seitdem dasselbe wieder aufgelebt ist in unserm Jahrhundert. Wenn man die ganze Fülle der immer wachsenden Veranstaltungen überblickt, durch welche die thätige Liebe für die Mission in der Heimat geweckt und gesteigert werden soll, und wenn man dann den immer großartigeren Arbeitsumfang ins Auge faßt, durch welchen auf dem Missionsgebiet selbst das Christianisierungswerk in der mannigfaltigsten Weise betrieben wird — dann ist es keine rednerische Übertreibung, gerade der Heidenmission das Zeugnis auszustellen: sie „macht sich viel zu schaffen, Ihm zu dienen."

Wir dürfen uns freuen, und unserm Gott danken, daß es zu einer solchen Regsamkeit in der evangelischen Kirche auch des lutherischen Bekenntnisses gekommen ist, daß man Rührigkeit der Hände und praktische Angriffigkeit gelernt hat, daß man schaffensfreudig, eifrig und erfinderisch geworden ist. So wenig es dem Heiland in den Sinn gekommen ist, dem Geiz der Wohlhabenden einen Freibrief auszustellen, wenn er einer armen Witwe, die zwei Scherflein in den Gotteskasten legt, ein hohes Lob erteilt, ebensowenig hat er die Trägheit privilegieren wollen, wenn er die zu seinen Füßen sitzende Maria gegen die Anklage ihrer rührigen Schwester in Schutz nahm. „Jesus hatte Martham lieb" und ohne Zweifel würde er sie manchem zum Vorbilde hingestellt haben, der sich selbst gern mit der Maria verglichen. Also machen wir uns nur getrost „viel zu schaffen Ihm zu dienen." Er selbst, der Herr, hat uns geboten zu

„handeln, bis daß er wiederkomme“ und ein ernstes Exempel zur Abschreckung an dem trägen Knechte statuiert, der sein Pfund im Schweißtuche vergraben.

Und doch — Er hat ein Recht, hinter die Anerkennung unserer Geschäftigkeit ein „Aber“ zu setzen und warnend den Finger zu erheben, um den rührigen Marthaseelen zuzurufen: „Eins aber ist not.“ Nur müssen wir ihn bei dieser Warnung von vornherein recht verstehen: was er tadelt, ist nicht das, daß man sich viel zu schaffen macht, Ihm zu dienen, sondern daß das viele Schaffen in eine bloße äußere Geschäftigkeit ausartet, bei der wir in Gefahr stehen, die innere Gemeinschaft mit Ihm zu verlieren, und daß wir über den vielen Kunstmitteln, welche der geschäftliche Eifer erfindet, vergessen oder doch nicht genügend beherzigen, wo die starken Wurzeln unsrer Kraft liegen.“ —

Neue Schriften.

1. Politik.

— Sozlale Zeitfragen. (Neue Folge.) Herausgegeben von Dr. Theodor Müller, Gütersloh. (Minden l. W. J. C. C. Bruns' Verlag.)

Heft 17: Reform und Ausbau des Krankenversicherungsgesetzes. Von Dr. jur. Huber, Dozent an der technischen Hochschule und Sekretär der Handelskammer in Stuttgart. 116 S. 8^0. 2,80 M.

Heft 18: Dle deusche Auswanderung und Kolonisation. Von Max Schön in Schöneberg-Berlin. 28 S. 8^0. 80 Pf.

Heft 20: Einfluß der sozlalen Mißstände auf die Zunahme der Geisteskrankheiten. Von Dr. J. L. A. Koch, Direktor der Königl. württemb. Staatslrrenanstalt zu Zwiefalten. 64 S. 8^0. 1,50 M.

Heft 22: Lebenshaltung und Sterblichkeit in den großen Städten, nebst Erörterung der sozialen Pflicht bessernder Wirksamkeit. Von Emll Richter in Frankfurt a. M. 64 S. 8^0. 1,50 M.

Die „Sozialen Zeitfragen" haben von dem Augenblick lhres Erscheinens das Lob verdient, daß sie wirkliche und bedeutsame Fragen der Zeit in anregender Welse behandeln. Aber einen Tadel konnte man ihnen nlcht ersparen; es war dies der, daß ihre Haltung lm Ganzen eine unsichere, tellweise unklare war, so daß bezügllch einzelner Teile derselben darüber kaum ein Zwelfel obwalten konnte, daß dleselben mehr den niederreißenden als den aufbauenden Bestrebungen förderlich sein werden. Dieser Tadel muß gegenüber ihrer „Neuen Folge", d. h. den Publikationen der jetzigen Redaktion verstummen: dieselben sind alle von elnem einheitlichen, durchaus von jeder Parteischablone freien, kiar und entschieden positiven Geiste beherrscht, und werden daher, gleichviel, ob sie bestehende Zustände kritisieren, oder Maßnahmen für die Zukunft befürworten, das ihrige zur Herbeiführung besserer öffentlicher Verhältnisse beitragen. — So lst, um mit den Arbeiten der kritischen Richtung zu beginnen, die letztgenannte Broschüre ein Weckruf, dem man einen Widerhall in den Herzen aller wünschen muß, welche auf die Gestaltung unserer sozlalwlrtschaftlichen Verhältnisse irgendwie Einfluß haben. Die Untersuchungen des Verfassers gründen sich auf dle Veröffentlichungen des statistischen Amtes der Stadt Frankfurt, und fördern geradezu erschreckende Verhältnisse zu Tage, um so erschreckender, als dieselben neben dem übermäßig gehäuften Reichtum einer an Zahl geringen Minderheit und lm Gefolge desselben einhergehen. Auf diese Verhältnlsse im einzelnen hier elnzugehen, lst nicht möglich. Wir wollen aus dem überreichen Stoff nur eine einzige Thatsache hervorheben, welche an sich schon auf die Zustände lm Ganzen eln erschreckendes Licht wirft: In der rechtsmainischen Außenstadt von Frankfurt, wo vorzugsweise die reichbegüterten Klassen wohnen, ist der Durchschnitt der Lebensdauer 37 Jahre $10\frac{1}{3}$ Monate; in der Frankfurter Altstadt hingegen, welche vorzugsweise von arbeitender Bevölkerung bewohnt ist, beträgt dieselbe noch nicht ganz $4\frac{2}{3}$ Jahre! Aehnlich sind die Verhältnisse in Altsachsenhausen (bloß 4 Jahre und $\frac{2}{5}$ Monate) und in Bornhelm (4 Jahre $7\frac{1}{3}$ Monate). Aehnliche Ergebnisse zeigen die Untersuchungen des Verfassers über die übrigen Zweige der Lebenshaltung. Es ist ein Nachtgemälde, welches der Verfasser entwirft, aber ein Nachtgemälde, welches die Tiefen unseres sozialen Lebens in naturwahrer Beleuchtung zeigt. — Einen ernsten Fingerzeig bildet auch die Schrift von Dr. Koch über den Einfluß der sozialen Mißstände auf die Zunahme der Geisteskrankheiten. Dieselbe wirkt um so eindringlicher, als der Verfasser von vornherein es sich ernstlich angelegen sein läßt, alle übertriebenen und unerwiesenen Behauptungen über ein Zunehmen der Geisteskrankheit ln unserm Volke auf ein richtiges Maß zurückzuführen. Der Verfasser kommt auf diesem Wege zu dem Ergebnis, daß man, ohne sich einer übertriebenen Schwarzseherei hinzugeben, doch den Ernst der Sache wohl lns Auge fassen dürfe, und zleht sodann diejenigen Umstände unseres Kulturlebens ln Betracht, welche geeignet sind, die Zahl der geistigen Erkrankungen zu fördern. Es sind dies Einseitigkeiten der Kinder-

erziehung, der Schule; Ueberarbeitung, aus Ehrgeiz oder aus Not; schlechte Ernährung oder übermäßiger Genuß, namentlich von Alkohol; geschlechtliche Ausschweifungen ꝛc. Sehr beherzigenswert ist, was er den Hausfrauen hinsichtlich der Leitung ihrer Kinder sagt; eine ernste Mahnung richtet er an die Schule, das „Tote und Tötende“ über Bord zu werfen, um ihre Schüler zu entlasten. Einen wohlthuenden Schlußakkord bildet schließlich das, was er über die Bedeutung des Christentums auch für die in Rede stehende Frage ausführt. Der wissenschaftlich gebildete und christlich gesinnte Irrenarzt verschmäht nicht die natürlichen Heilmittel, aber es ist seine Ueberzeugung, daß die christliche Religion das höchste und wirksamste Mittel darstellt, den erkrankten Geist wieder gesunden zu machen und aus unserer Gesellschaft das zu entfernen, was am meisten zu geistigen Erkrankungen führt. Die Schrift ist jedermann, besonders aber Eltern, Geistlichen und Lehrern zu empfehlen. — Eine im hervorragenden Sinne praktische Aufgabe hat sich der unermüdliche Handelskammersekretär Dr. Huber in Stuttgart in seiner Schrift: „Ausbau und Reform des Krankenversicherungsgesetzes“ gestellt. Die Einführung der Krankenversicherung ist ein so großartiges Unternehmen, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn in der Ausführung desselben Mängel in der Anlage und Funktion desselben zu tage treten. Selbstverständlich ist es nichtsdestoweniger unsere Pflicht, diese Mängel aufzusuchen und für ihre Beseitigung zu arbeiten. Dieser Pflicht hat sich auch der Verfasser vorliegender Broschüre unterzogen. Er legt darin eine ebenso eingehende Kenntnis der thatsächlichen Verhältnisse im Krankenkassenwesen, wie der dasselbe behandelnden Litteratur nieder, und erweist sich sowohl dadurch, wie durch den praktischen Blick, mit dem er die vorliegende Frage umfaßt, als durchaus berufenen Beurteiler derselben. Der erste Abschnitt der Schrift gibt zunächst einen Rückblick auf die Entstehung und bisherige Wirksamkeit des Gesetzes, die beiden andern Abschnitte behandeln die bisher zu tage getretenen Mängel in der Durchführung des Gesetzes, sodann die Mängel des Gesetzes selbst. In letzterer Beziehung ist besonders tief einschneidend, was er über die statutarische Auflösung der Fabrikskrankenkassen und der sogenannten „freien“ Krankenkassen ausführt; aber es ist wohlberechtigt und sehr beherzigenswert. Nicht minder sind dies seine Ausführungen über die Durchführung eines allgemeinen Versicherungszwangs, sowie über die Erweiterung der Autonomie der Ortskrankenkassen. Wir sind überzeugt, daß in der Schrift des Hrn. Dr. Huber ein reichliches Material zum Ausbau unseres Krankenversicherungswesens dargeboten ist. — Ein räumlich umfassenderes Gebiet behandelt Max Schön in seiner Schrift über „die deutsche Auswanderung und Kolonisation.“ So viel der Gegenstand in der neueren Zeit auch besprochen wurde, erschöpft ist er noch lange nicht, und so ist auch die vorliegende Arbeit des Verfassers als eine zeitgemäße zu begrüßen. Der Gedankengang derselben nimmt seinen Ausgang von dem merkwürdigen Umschwung, der seit hundert Jahren in unserm nationalen Denken vor sich gegangen ist. An Stelle eines vaterlandslosen Kosmopolitismus, dem die erleuchtetsten Geister unseres Volkes huldigten, ist ein kräftiges Nationalbewußtsein getreten, welchem auch die Frage der Auswanderung sich unterzuordnen beginnt. Unter den drei Hauptvolksstämmen der Gegenwart, dem slavischen, romanischen und germanischen, hat der letztere sich vorzugsweise zur kolonisierenden Auswanderung berufen gezeigt — leider ist die Bevölkerung von Nordamerika vor sich gegangen, ohne daß die nationale Verbindung zwischen den Ausgewanderten und dem Mutterlande gewahrt geblieben wäre. Deutschland und die Vereinigten Staaten sind sich in den letzten zwanzig Jahren trotz des gewaltigen Bevölkerungszuflusses, den die letzteren aus Deutschland erhalten haben, nicht im mindesten näher gekommen. Es ist an der Zeit, daß die Auswanderung von uns im nationalen Sinne kolonisierend geleitet wird. Der Verfasser bespricht die zu diesem Zwecke bereits getroffenen Anstalten, wie die subventionierten Dampferlinien, deren Erfolg alle vorhergesagten Befürchtungen und Bedenklichkeiten zu schanden gemacht hat, sowie noch zu treffende Maßregeln, wie z. B. ein ausgedehntes Nachrichtenwesen für Auswanderung, eine alle Deutschen auf der Erde und ihre Verhältnisse umfassende Statistik, Kreditanstalten für den überseeischen Verkehr, Flotten- und Kohlenstationen. Als ganz besonders wirksames Mittel, um die neuerworbenen Schutzgebiete mit Deutschland zu verbinden, erkennt er eine eifrig betriebene und wohlgeleitete Missionsthätigkeit. Ein Ueberblick über die bereits erzielten Erfolge macht den Schluß der empfehlenswerten Schrift. F. R.

2. Kirche.

— Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. Von Gustav Warneck, Dr. theol. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1887. 172 S.

Der Name des Verfassers als einer der ersten Autoritäten auf dem Missionsfeld ist zu bekannt, als daß man nicht Gutes erwartete. Er will die Mission auch in der Schule einbürgern. Das ist bisher vielfach von Pfarrern und Lehrern geschehen; aber doch nur beiläufig und je nach Lust des Lehrers. Hier bietet W. nun den Stoff, wie er in die Schule gehört, in methodischer Weise geordnet. Er zerlegt ihn in 9 Abteilungen: 1. Einleitung. 2. Grundgedanken. 3. Die Mission in der bibl. Geschichte. 4. Ein Gang durch die Apostelgeschichte. 5. Kurzer Abriß der Missionsgeschichte. 6. Die Mission im Katechismusunterricht. 7. Die Mission im geographischen Unterricht. 8. Die deutschen Kolonien und 9. Was hat Deutschland bisher für die Mission gethan.

— Die Leichenverbrennung innerhalb der christlichen Kirche. Eine historisch-theologische Studie von Karl Sartorius, Pfarrer zu St. Elisabeth (Basel). (Basel, Detloff.) 1886. 55 S.

Schreiber dieses hat die von immer wachsenden und sich verbreitenden Vereinen betriebene Wiedereinführung dieser seit 1600 Jahren durch den christlichen Glauben vertriebenen Sitte in einer Brochüre,

„Grab oder Urne", beleuchtet. Vielfach ist derselbe beschuldigt worden, daß er aus der Beerdigung ein Dogma machen wolle. Das ist Mißverständnis und sehr übel aus dem Hinweis auf die hl. Schrift gefolgert. Nicht ein Dogma ist die Beerdigung, sondern eine christliche Sitte. Diese aber ist die Atmosphäre, welche sich aus dem Kern der christl. Dogmen von Tod und Auferstehung gebildet hat. Zu ganz ähnlichem Urtheil kommt auch die vorliegende Brochüre. — F.

Von dem Fleiß der schwäbischen Pfarrer legen rühmliches Zeugnis ab: Theodor Hermann, Diakonus in Schwenningen und Lic. th. Paul Zeller, Diakonus in Waiblingen: Theologische Studien aus Württemberg. Unter Mitwirkung von Hofkaplan Dr. ph. Braun in Stuttgart ꝛc. (Ludwigsburg, Neuberts Buchhandlung.) 1886. (4 Hefte pro Jahr.) 8 M.

Ein hervorragendes Interesse ist in diesem Jahrgange der Bibelrevision zugewandt. Aufsätze wie Zehle: Lutheranität der Probebibel und Schröders Entgegnung sind Muster tüchtiger Forschung. Auch die „Briefe und Akten zur Geschichte der fränkischen Reformation" und „Zur Geschichte des Evangeliums in Oberschwaben" von Bossert bieten Treffliches. Die Studien zeigen durchgängig, daß der berühmte „Württembergische Schulsack" nicht leichter geworden ist.
B. F.

— Aus Arbeiten der historischen Theologie ist hervorzuheben die Schrift: Löhe, Thomasius, Harleß. Drei Lebens- und Geschichtsbilder von D. Adolf von Stählin, Oberkonsistorialpräsident in München. Abdruck aus der Real-Encyklopädie für protest. Theologie und Kirche. (Leipzig, Hinrichs.) 1887. 137 S. 2 M.

Sie geht weit über das bloß Biographische hinaus. Ein wahrhaft idealer kirchlicher Charakter ist Löhe, zugleich der Vater der inneren Mission innerhalb der luth. Kirche. Eine prophetische Natur, 50 Jahre der übrigen Kirchenbildung voraus, hatte er unter den durch den Rationalismus stark verwässerten kirchlichen Verhältnissen viel zu dulden und zu tragen. Einmal war er sogar wegen Verweigerung der Trauung eines um böswilliger Verlassung willen Geschiedenen 6 Wochen vom Amt suspendiert. Es ist wahrhaft großartig in Löhes Leben, mit welcher Nüchternheit und Klarheit des Geistes er die Versuchung zur Separation überwand. „Löhe wollte austreten, aber konnte nicht. Sein geschichtlicher Sinn, ein unaustilglicher Zug von Liebe und Pietät gegen das traditionelle Kirchentum, aus dem er selbst hervorgegangen war und in dem er mehr wurzelte, als er sich selbst oft gestand, seine Nüchternheit und Geistesklarheit, die ihn wieder mißtrauisch machten in bezug auf die Ausführbarkeit seiner kirchlichen Ideale, besondere äußere Fügungen, haben es nicht dazu kommen lassen, obwohl der Schritt mehr denn einmal innerlich bereits geschehen war. So oft man Löhe entgegen kam, nahm er selbst bereits gethane Schritte wieder zurück. — — — Es war ein unendliches Schwanken in Löhes Thun, aber auch stete Bereitschaft, auf Rat und Wohlmeinen anderer einzugehen. Seine innersten Anschauungen forderten den Austritt, ruhige Erwägung für sich und mit anderen legte immer weiter den Versuch der Reform nahe." „Der Austrittsgedanke tauchte noch einigemal auf, aber nie mehr mit der Stärke wie früher. Einige Jahre später schrieb einer der nächsten Freunde Löhes: „Daß Löhe eine Freikirche bilde, davor darf niemand eine Angst haben, das geht nicht mehr; es wäre schon früher schlecht genug gegangen und Gott hat uns vor großem Jammer und Schaden behütet." (S. 13. 17.) Man kam ihm aber auch, als Harleß an die Spitze des Kirchenregiments trat, von dieser Seite in freundlicher Weise entgegen. „Alle Wünsche Löhes wurden freilich nicht befriedigt, und konnten es nicht werden; dies wäre dem Aufgeben der Landeskirche gleich gekommen." Gegenüber dem Vorwurf, zu romanisieren, den oberflächliche Geister ihm zu machen pflegen, hat er, der von früh an und stetig so tief und unerschüttert in der Lehre von der Rechtfertigung wurzelte, daß von einer bewußten Hinneigung zur kath. Kirche keine Rede sein konnte, sich selbst geäußert, zu einer Zeit, als die Katholiken seinen Uebertritt erwarteten und er fast jeden Tag Briefe in diesem Sinne erhielt. Damals schrieb er: „Ich habe keinen Umgang mit Römischkatholischen, ich habe nie einer ihrer Lehren beigestimmt, ich bin gar kein Anhänger des Papismus, ich habe keine einzige römisch-katholische Besonderheit zu der meinen gemacht, ich hange wie ehedem an den symbolischen Sätzen und Lehren der luth. Kirche." Groß als Schriftsteller (Vilmar erklärte, seit Goethe habe Löhe das beste Deutsch geschrieben), als Prediger und Liturg, unübertroffen als Seelsorger und Katechet, hat er zugleich auch mit schöpferischer Kraft auf dem Gebiete der barmherzigen Liebe gearbeitet. Löhe gehört denn auch keineswegs der bayrischen Landeskirche allein an: er ist eine ökumenische Natur, deren Spuren in dem Ganzen der christlichen Kirche sich nicht verwischen lassen. Kahnis: der innere Gang des deutsch. Prot. II. 231 hat ihn mit Recht zu den großen Männern im Reiche Gottes gerechnet.

Wie ganz anders geartet war unser teurer Lehrer G. Thomasius in Erlangen, einer der bedeutendsten Theologen des 19. Jahrhunderts, eine Persönlichkeit voll christlicher Tiefe, Lauterkeit und Wärme. Seiner Wirksamkeit als Lehrer der Theologie sieht man es an, daß er selbst 17 Jahre Pfarrer gewesen. Eigentlich sollten alle Professoren der Theologie diesen Gang gehen, um von der einseitigen Abstraktion theologischer Gedankenarbeit abzukommen. Wer, wie Schreiber dieses, den äußerlich so unscheinbaren, in der Rede sich oft seltsam verwickelnden Lehrer die Rechtfertigung aus dem Glauben hat darstellen hören, wird eine unvergängliche Empfindung davon haben, daß Thomasius nicht allein aus der Lehre der Kirche, sondern auch aus der eigenen Herzenserfahrung die luth. Dogmatik darstellte. Die Art, wie er aus dem Ganzen der kirchl. Erfahrung das Dogma entfaltete und bereicherte, wird ihn in die Reihe der Kirchenlehrer stellen, deren theologische Arbeit immer

zugleich praktisch war, unmittelbar der Erbauung diente. Wie vergaß man gern alle äußerlichen Mängel der Gestalt und Sprache, wenn Thomasius als Universitätsprediger auf der Kanzel stand. Mit welcher Sorgfalt nahm er — Schreiber dieses redet aus eigener Erfahrung — die erste Predigt eines geringen Studentleins durch, bis ins Einzelnste seine Kritik übend. „Harmonisch wie sein Wirken und Leben war auch sein Lebensabschluß. Merkwürdigerweise mußte er gerade an Phil. 2, 7 ff. abbrechen: der Stelle, welche das große Problem seiner Theologie enthält. Seine letzten Worte waren: „das Vorbild Christi vor Augen, die gewaltigste Predigt, lauter und mächtiger als alle Worte. Die Gesinnung Christi soll Ihnen zeigen, wie wahre Selbstverleugnung beschaffen sein müsse — von Stufe zu Stufe herab und von da wieder ein Aufsteigen zu höchster Höhe." Das Wort der Schrift und das Lied der Kirche waren sein Trost im letzten Kampf. Stehend hat er am 24. Januar 1875 sein Leben ausgehaucht.

Endlich der dritte: der große Kirchenmann von Harleß, den man als den Begründer einer konfessionell luth. Theologie bezeichnet hat. Er hat zwei der blühendsten luth. Landeskirchen — Sachsen und Bayern — gedient. Ihm war es darum zu thun mit aller Vorsicht und mit einem seltenen Maße von kirchenregimentlichen und organisatorischer Begabung die luth. Landeskirche zu beleben. Bekanntlich fiel er unter Ludwig I. und dem Ministerium Abel als Haupt des Widerstandes gegen die Kniebeugungsorder in Ungnade und wurde von Erlangen nach Bayreuth versetzt. Nur kurze Zeit blieb er hier im Exil. Er wurde als Professor der Theologie und Prediger an St. Nikolai nach Leipzig berufen. In der letzten Eigenschaft mußte er sich einem Colloquium vor Oberhofprediger v. Ammon unterziehen. Es ist noch allgemein bekannt, mit welchem Ergötzen der Kultusminister Wintersheim Harleß' Auskunft aufgenommen: „Dresdae omnes alaudae cantant" (zu Dresden singen alle Lerchen), als Ammon es unternommen hatte, das allerdings anfechtbare Bild, daß das Kirchenbekenntnis dem Evangelium antworte wie der Lerchengesang der Frühlingssonne, aus Plinius auch der Unwissenschaftlichkeit damit zu überweisen, daß nicht alle Lerchengattungen sängen. Auf Empfehlung K. J. Nitzschs wurde Harleß 1850 an Ammons Stelle nach Dresden berufen. Aus der gesegneten Wirksamkeit daselbst folgte er 1852 einem Rufe des Königs Max II. nach München, nicht sich selbst, sondern die Lage der Kirche ansehend. Seinem damaligen Eintreten ist doch wohl die heutige Blüte der bayrischen Landeskirche zu verdanken: sonst wäre Separation und Zerfall eingetreten. Ihm besonders ist es zu danken, daß Löhe der Landeskirche erhalten blieb; ihm, daß ohne Ueberstürzung und prickelnde Ungeduld, langsam und stetig und mit Beachtung der Verhältnisse eine gute kirchliche Anordnung nach der andern erging. Aber auch Harleß, dem bisher alles geglückt schien, mußte erfahren, wie schnell man aus einem gefeierten, ein geschmähter Mann werden kann.

B. F.

3. Innere Mission.

— **Unter den Verwundeten von 1870—71.** Aufzeichnungen aus einer großen Zeit von Julie von Wöllwarth. Zum Besten des Stuttgarter Diakonissenhauses herausgegeben. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 162 S. geb. 1 M. 60 Pf.

Die Verfasserin ist von August 1870 bis in den März 1871 als Krankenpflegerin im Felde thätig gewesen und zwar im Anschluß und im Kleide der Stuttgarter Diakonissen. „Ohne diese Erlaubnis, die Schwesternkleidung tragen zu dürfen, wäre unser Wirken in Lazaretten sowohl wie auf den Sanitätszügen unterblieben, da wir zu sehr fühlten, welch einen Schutz diese Kleidung nach außen hin gewährte. Auch der Ruf „Schwester" war so wohlthuend und sicherte unsere Stellung." — Ihre Erfahrung faßt die Verf. am Ende ihrer Thätigkeit in den Satz zusammen: „Töchter, welche das Elternhaus vorher noch nie verlassen, im innern Leben noch zu wenig gereift und darum noch unbefestigt ohne den nötigen Halt sind, sollten der Pflege in Kriegslazaretten ferne bleiben." Noch ferner sollten dieser Pflege die Sanitätsbummler beiderlei Geschlechts bleiben, denn ohne das Fundament des christlichen Glaubens und der christlichen Liebe werden jene zu wenig leistenden Statisten, welche Unterhaltung und anderes Unnütze suchen, für die Hauptsache aber ungeschickt sind. Von den barmherzigen Schwestern weiß die Verf. mancherlei zu berichten (S. 57. 72), was nicht gerade einem heilig-mäßigen Leben gemäß ist. — Was die Verf. erzählt, macht den Eindruck ungetrübter Wahrheit. Nichts wird beschönigt, auch nichts von ihren eignen Fehlern. Daß einzelne Offiziere sich unpassend benommen haben, daß der militärische Organismus nicht selten eine erdrückende Uebermacht über das rein menschliche Fühlen und Thun Verwundeten und Kranken gegenüber behauptet hat, daß einzelne deutsche Truppenteile während des ganzen Feldzuges keinen Geistlichen gesehen, noch viel weniger gehört haben, all dies und anderes wird von der der Wahrheit dienenden Verf. nicht verschwiegen. — Daß die Aufzeichnungen reich sind an herrlichen Erfahrungen im Glauben, der die Welt und den Tod überwindet, läßt sich ohne weiteres vermuten. S. 84 und 85 stellt die Verf. den gräßlichen Tod eines im Zorn gegen Gott dahinfahrenden Soldaten und das kampflose Hinscheiden eines nach der goldenen Stadt sich sehnenden Streiters einander gegenüber. — Ich habe das kleine Buch mit großer Befriedigung gelesen und so wird es allen gehen, welche das gesegnete Wirken der Diakonissen zu schätzen wissen. O. K.

— **Norwegische Bilder aus der Geschichte der weiblichen Diakonie nebst anderen Liebeswerken.** Herausgegeben von R. N. Bevorwortet von Dr. theol. Max Frommel, Generalsuperintendent zu Celle. 1 M. Zum Besten eines Freibettes im Siechenhause der Diakonissenanstalt zu Christiania. (Darmstadt, Johs. Waitz.) 1886. IV u. 128 S.

In zehn trefflich erzählten Abschnitten gibt die Verf. ein lebendiges Bild von dem Segen, welchen

die innere und äußere Mission Norwegens im hohen Norden und im heißen Afrika, unter Christen und Heiden, bei Ausbreitung des Evangeliums Jahraus Jahrein erleben darf. Am ausführlichsten wird das Diakonissenwerk geschildert. „Während in Schweden ein einziges Körnlein — ein Bericht des Straßburger Mutterhauses, welcher in die Hände einer gläubigen Familie fiel, genügte, um die Pflanze der weiblichen Diakonie dort wurzeln zu lassen, wo sie jetzt schon seit 34 Jahren herrlich blüht, so mußte der Boden in Norwegen lange sorgfältig bereitet werden, ehe sie Wurzeln faßte; alsdann konnte sie sich aber eines schnellen Wachstums erfreuen." „Eine Handlangerin Gottes" war hier Henriette Bärnholdt (geb. 1820, † 1867), welche außer der vielfachen geistigen Anregung, die von ihr ausging, 4400 M. zur Gründung eines Diakonissenhauses schenkte. Im Jahre 1871 wurde das neuerbaute Diakonissenhaus in Christiania eingeweiht, welches seine Arbeitsfelder in Stavanger, Bergen, Throndhjem, Lillehammer fand. „Ein schweres Arbeitsfeld" hat die Diakonie Norwegens leider noch nicht dauernd mit Arbeitern besetzen können, d. i. die Pflege der Aussätzigen. „Wie bekannt, ist Norwegen jetzt das einzige Land in Europa, in dem diese schreckliche Krankheit noch verbreitet ist. Man zählt hier gegen 2000 Aussätzige, von welchen mehr als die Hälfte ihr Leben in den öffentlichen Pfleganstalten zubringt." Im Mittelalter hat sich die Kirche der Aussätzigen angenommen und in ihnen Glaube und Liebe entzündet, in der Gegenwart werden die Aussätzigen in großartigen Staatsanstalten gepflegt, mit allen Hilfsmitteln der medizinischen Wissenschaft, die Seelenpflege aber wird vernachlässigt. Leider ist bis jetzt nur ein mißglückter Versuch gemacht worden, dieses Feld für die christliche Barmherzigkeit zu erobern. Glücklichere Erfolge hat die Mission unter den Seeleuten, bei den Zulukaffern und Madagassen aufzuweisen, auch bei den Finnlappen.

Thomas von Westen, der Apostel der Finnen, Hans Egede, der Apostel der Eskimo, Bischof Brun, die Pastoren Härem, Storjohann, Stockfleth und viele andere haben ihr Leben eingesetzt, um das Wort vom Kreuz zu predigen. Dasselbe hat auch der große Laienprediger Hans Wilhelm Hauge gethan, der zehn Jahre dafür im Gefängnis schmachten mußte, zwischenhinein aber im Auftrage der Regierung thätig war, um Salzwerke einzurichten. — Von zwei Frauen, von Luise Olsen, welche ein Missionsschiff binnen 3 Jahren im Geiste bauen wollte und binnen 3 Jahren das Missionsschiff „Elieser" gebaut sah, und von Henriette Gislesen, der gesegneten Schriftstellerin, weiß uns die Verf. Erbauliches zu berichten. — Möchte der in hohem Grade interessante, schlicht, nüchtern und doch frisch und warm geschriebene Bericht von der christlichen Liebesthätigkeit des stammverwandten Volkes der Norweger überall im ev. Deutschland freundlich aufgenommen werden, um so freundlicher, weil dieser Bericht unmittelbar einem Werke der Barmherzigkeit zu Gute kommt.

O. K.

4. Biographisches.

— Festschrift zum fünfzigjähr. Priesterjubiläum. Leo XIII. Seine Zeit, sein Pontifikat, seine Erfolge. Von Dr. Bernard O'Reilly. (Köln, J. P. Bachem.) XXIV und 474 S. 4°.

Wohl selten ist ein Buch mit einer solchen Reihe stattlicher Approbationen in die Oeffentlichkeit getreten, wie dieses zuerst bei Charles L. Webster zu New-York in englischer Sprache und jetzt in der deutschen Uebersetzung eines Neusser Geistlichen publizierte Werk. Der päpstliche Kardinalvikar Parocchi hat mit Gutheißung, Genehmigung und dem Segen Leos XIII. das Buch öffentlich empfohlen, ebenso die Kardinäle Melchers, Hergenröther, Ganglbauer und Simeoni, die Erzbischöfe Krementz, v. Steichele und der Fürstbischof Kopp. Die Empfehlungsschreiben dieser Würdenträger findet der Leser in splendider Ausstattung zu Anfang der Schrift abgedruckt. Der amtlichen Einführung entsprechend, hat die Bachemsche Offizin sich die größte Mühe gegeben, die Festschrift so glänzend und korrekt wie möglich auszugestalten. 32 Illustrationen, bis auf wenige Ausnahmen in kunstgerechter Vollendung, zieren das Werk und veranschaulichen wichtige Lebensmomente des Gefeierten und hervorragende Denkmäler Roms, Carpinetos, des Geburtsorts Leos XIII., und Perugias, wo er von 1846–1878 Bischof war.

Der seit langer Zeit in Rom wohnende Verf. hat eine Darstellung des Lebens und Wirkens des Papstes und der katholischen Bewegung in allen Ländern der Welt geliefert, welche, wenn man von ihrer korrekt römisch-katholischen und vatikanischen Tendenz absieht, formell und inhaltlich den Ansprüchen genügt, welche man an eine hochoffiziöse Arbeit der Umgebung eines die Eleganz des Stiles liebenden Papstes zu stellen berechtigt ist. Was O'Reilly an anglo-amerikanischer Färbung noch zurückgelassen hat, ist vom deutschen Bearbeiter völlig beseitigt. Zugleich ist die mit der Mitte des Jahres 1886 abbrechende Berichterstattung der englischen Festschrift in der deutschen Ausgabe bis zum 15. Juli 1887 weitergeführt. Für die neueste Zeit- und Kirchengeschichte findet der Historiker in dem Buche zwar kein neues, wohl aber das amtliche Quellenmaterial der römischen Kurie in gedrängter und übersichtlicher Gruppierung. Natürlich ist das Quellenmaterial in einer Schrift, welche nur die Lichtseite des Papstes geflissentlich hervorhebt, unvollständig und einseitig zusammengestellt. Vom Knaben- bis zum Greisenalter hat Leo XIII. nach dieser Schrift nur Gutes und nichts als Gutes gethan. Von dem Worte des Apostels: „Wir sind alle unter der Sünde" (Röm. 3, 9) und des Predigers: „Es ist kein Mensch auf Erden, der Gutes thue und nicht sündige" (Pred. 7, 21), findet sich in dieser Schrift keine Spur, und selbst dort, wo der Papst in seinen Reden und Schreiben den Anlauf zur Sündenerkenntnis nimmt, wird die persönliche Demut des Papstes gepriesen, um die übermenschliche Vermittlerrolle und überirdische Hoheit und Macht des päpstlichen Amtes desto kräftiger betonen zu können. Leo tritt daher dem Leser auch nicht menschlich näher, sondern wird nach Art eines

römischen Heiligen immer höher in die überweltliche Sphäre eines Halb- oder Vizegottes entrückt. Ob Leo jemals einen Lebensbeschreiber finden wird, welcher ihn historisch treu darstellt, erscheint sehr zweifelhaft. Das abgeschlossene Leben des Gefeierten unter den Augen einer im römischen Werkesdienste lebenden Mutter, die Erziehung in katholischen Ordenshäusern und Lehranstalten, in welche profane Augen nicht blicken können, ferner das vor undefugten Beobachtern in der mannigfaltigsten Weise behütete Leben und Wirken des Bischofs, Nuntius, Kardinals und Papstes, sowie endlich die Macht dieses verhindern, daß andere als günstige Berichte sich an die Oeffentlichkeit wagen. Es ist nicht bekannt geworden, daß das zweibändige Werk von Adolph Trollope (London, Richard Bentley and Son. 1877) über „The Story of the Life of Pius the Ninth" in katholischen Kreisen irgend welche Beachtung gefunden hätte, zu schweigen von den den Klatsch ausnutzenden Schmähschriften, die höchstens italienische und französische Voltairianer gleich der bekannten Reiselektüre auf kurze Zeit zerstreuen. Kein Gebiet der Kirchengeschichte ist so schwierig, als die Papstgeschichte, insbesondere der letzten Jahrhunderte und dieses Jahrhunderts. Was an Quellen dem Forscher geboten wird, ist amtlich gesichtetes und zum Zwecke der Papstverherrlichung wohlüberlegt geordnetes Material. Von dem inneren Leben, dem rein Persönlichen und Menschlichen, vertraulichen Gesprächen und Briefen, in denen das Herz von dem überfließt, deß es voll ist, darf bei einem Papste keine Rede sein, vielmehr muß er als der geschildert werden, der als das Haupt eines regelmäßig und nach bestimmten Gesetzen arbeitenden Kirchenmechanismus fern von menschlichen Thorheiten und Fehlern die Worte und Werke Gottes unfehlbar verkündet und verrichtet. Wie weit die Apotheose getrieben wird, zeigt u. a. folgende Stelle auf S. 467 unseres Buches: „In den Tagen Gregors VII., Innocenz III. u. Clemens VII. triumphierte, wie heute, die Welt in ihrem Stolze, — aber die Kirche war tief krank. Heute ist die Kirche eins, stark, groß; sie ist die einzige geistige Macht, die noch lehren, noch gebieten, noch regieren kann in einer Gesellschaft, die nicht mehr zusammenzuhalten scheint. Mitten aus der Auflösung erhebt sich der lebendige Bau der Kirche Gottes. Leo XIII. ist der Erbe einer die ganze Welt umspannenden Einheit zwischen Hirten und Volk, wie keine Zeit sie glorreicher in heißen Kampfestagen gesehen; keine nationale Zwietracht, wie einst zu Basel und Pisa, bricht die Kraft seines Lehr- und Hirtenwortes. Nie hat eines Papstes Ruf bei Verstand und Herz einen solchen Widerhall gefunden, wie die Stimme Leos XIII. In seinem Leben, seinem Handeln, seinen Lehren tritt uns ein so greifbarer, so unantastbarer Beweis für die vollendete Unabhängigkeit der Kirche von den Mächten dieser Welt entgegen, daß wir in den Siegen, die er über diese Mächte errungen, wahrlich das Unterpfand des endlichen Friedens begrüßen dürfen."

Um diesem mit allgemeiner Unterwürfigkeit unter „Christi Stellvertreter" gleichbedeutenden Frieden möglichst zuzusteuern, redet die amtliche Festschrift auch dort, wo sie Tadel ausspricht, in den gewähltesten Ausdrücken von den Lenkern der Staaten, insbesondere von denen Deutschlands. „Keinem konstitutionellen Minister als Bismarck", heißt es S. 454, „ist es je gelungen, eine solche Umkehr in der Staatsgesetzgebung, die auf seine eigene Initiative hin eine so verhängnisvolle Wendung genommen, zu bewirken; keinem wird es vielleicht je wieder gelingen. Aber man vergesse nicht, daß es das politische Genie Leos XIII. war, welcher aller Hindernisse ungeachtet die Wege zu dieser Umkehr frei und offen gehalten hatte."

Das Streben, diese „Umkehr" noch allgemeiner zu ermöglichen, bewog den Verf. der Festschrift, bei der Analyse der Hirtenbriefe Joachim Peccis aus der Zeit des Peruginer Episkopats gerade die Stellen wegzulassen, welche den Protestantismus beschimpfen, während der Teil des Hirtenbriefes vom 12. Februar 1876 genau wiedergegeben wird, welcher die Papstunfehlbarkeit und das „lächerliche Schisma des Altkatholizismus" behandelt (S. 186). Wie verächtlich sich Leo bei den feierlichsten Gelegenheiten über die evangelische Kirche zu äußern beliebt, kann man S. 223, 254, 326, 333, 366 u. a. a. O. sehen, wo die Reformation eine „Seuche" und die Mutter und Quelle aller Revolutionen, des Sozialismus und Nihilismus genannt wird. Die Höflichkeit gegen protestantische Regierungen ist daher nur eine sehr äußerliche und berechnende. Dieses gilt auch von der so hochgepriesenen Liebe des Papstes zu den klassischen Studien und den schönen Künsten, wobei nicht geleugnet werden soll, daß Leo in den unserem Reichskanzler verehrten Gedichten eine Wonne an der heidnischen Götterwelt und eine Kenntnis der heidnischen Laster bekundet, wie sie einem Humanisten der Renaissanceperiode alle Ehre machen würde. Es haben Heidentum und orthodoxes römisches Kirchentum nicht bloß in der Brust des Medizäers Leos X. einträchtig zusammengewohnt, vielmehr hat man dieses Schauspiel an römischen Monsignori zu beobachten noch heute Gelegenheit.

Für verunglückt muß der „Beweis" der Festschrift gelten, den Papst S. 442 auch als Freund der Gewissensfreiheit zu rühmen. Der in derselben Schrift verherrlichte Syllabus lehrt ausdrücklich in § 24, daß „die Kirche die Macht habe, Gewaltmittel anzuwenden und eine weltliche direkte oder indirekte Gewalt besitze" und in § 54, daß „Könige und Fürsten der Jurisdiktion der Kirche unterworfen sind". Von der Oberhoheit des Papstes reden alle Schreiben Joachim Peccis aus frühester wie aus spätester Zeit, so daß er in seinem Briefe vom 27. August 1878 an Kardinal Franchi die ungehorsamen Fürsten, wie z. B. den König von Italien, zur Ausübung des Patronatsrecht für unfähig erklärt (S. 241). Die Notwendigkeit des Kirchenstaats wird in der eindringlichsten Weise gelehrt (S. 199, 225, 229, 261, 326, 406, 464), da sonst der S. 217 mitgeteilte Papsteid, „Vater der Könige" und „Oberhaupt des Erdkreises" zu sein, sowie die Fürsten, welche dem „Gesetze Gottes" widersprechen, an der Ausübung der Autorität zu verhindern (S. 332), sich nicht erfüllen lasse.

Die sogenannten Zornig-Ehrlichen unter den Anhängern des Papsttums, wie Henri des Houx

u. a. haben nicht verfehlt, einen gewissen Gegensatz zwischen Pius IX. und Leo XIII. zu statuieren. Dieser Gegensatz besteht, daß jener trotz allem Raffinement, mit dem er kirchliche und politische Gegner zu quälen und zu vernichten verstand, ein Gemütsmensch war, dieser dagegen der stets kalt rechnende Diplomat. Die Festschrift teilt aus der vorpäpstlichen wie päpstlichen Periode Peccis eine Reihe von Aktenstücken mit, welche beweisen, daß Pius IX. und Leo XIII. in ihrer Grundanschauung und in ihren Zielen durchaus übereinstimmen, wenn auch der von ihnen gesponnene Faden eine verschiedene Nummer trägt (S. 185, 191, 211, 336). Wie Pius IX., so erklärt sich auch der jetzige Papst für einen „Gefangenen des Vatikans" (S. 338). Wie jener, so fördert auch dieser den Herz-Jesu-Kult (S. 174), die Ablaßpraxis, die Wallfahrten (S. 439), die Rosenkranzandacht (S. 447) und das Ordenswesen mit größter Energie und Ausdauer. Als Bischof von Perugia hielt er Sühnandachten und pilgerte nach Loretto (S. 176). Die unglaubwürdigsten Legenden haben für ihn denselben Wert wie das Evangelium. Entgegen einer 1883 durch Bischof Hefele von Rottenburg in Weltes und Wetzers Kirchenlexikon veröffentlichten Studie erklärte Leo XIII. am 25. Juli 1884 die Reliquien des heil. Jakobus in St. Jago di Compostella für echt und stattete die Wallfahrten zu seinem angeblichen Grabe mit vielen Ablässen aus. Angesichts solchen Aberglaubens kann es nicht Wunder nehmen, daß die Festschrift S. 269 den Slavenapostel Cyrill in der Krim die Reliquien des römischen Klemens und den Papst Leo XIII. als Bischof von Perugia 1849 den unverwesten Leib der vor sechs Jahrhunderten gestorbenen heil. Klara in Assisi finden läßt (S. 174). Wie Pius IX. den 3. Orden des heil. Franziskus förderte, so hielt es Leo XIII. für seine Pflicht, nicht bloß selbst diesem Orden anzugehören, sondern auch in einer Enzyklika vom 22. Dezember 1885 jedem Christen den Eintritt in den dritten Orden anzubefehlen (S. 445) und die Welt der „unbefleckten Empfängnis" zu weihen.

Die „Festschrift" berichtet uns viel von der Größe und Herrlichkeit der römischen Kirche. Wo bleibt die Knechtsgestalt der Kirche und die Einfachheit des Evangeliums? J. R.

5. Pädagogik.

— Die Volksgewerbschule, ihre sozialwirtschaftliche Aufgabe, ihre Methode und naturgemäße Gestaltung. Von Friedrich Rücklin, Vorstand der Gewerbschule zu Pforzheim, Verfasser von: „Das neuzeitliche Handwerk". (Leipzig, Georg Böhme.) 1888. 177 S. 8⁰. 2 M. 40 Pf.

Wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß oft die besten Reform-Gedanken an der Gleichgültigkeit der Kreise, die zu ihrer Ausführung berufen wären, abprallen und schnell wieder vergessen werden, so würde ich diesem Buche eine epochemachende Bedeutung beilegen. Zu diesem Urteile berechtigt mich nicht eine oberflächliche Kenntnisnahme seines Inhaltes, sondern eine jahrelange Vertrautheit mit den hier niedergelegten pädagogischen und didaktischen Anschauungen und ein völlig durchgeführtes Experiment, das mir ihre Fruchtbarkeit bewiesen hat. Wer die traurigen Zustände unsres gewerblichen Fortbildungs-Schulwesens, zumal in Preußen, einigermaßen kennt, der wundert sich nicht darüber, daß seiner Freunde immer weniger werden, daß sein Fortbestand nur durch den hier und da noch schüchtern weiterlebenden Glauben an das liberale Dogma von der alleinseligmachenden Volksbildung ermöglicht wird. Soll die gewerbliche Fortbildungsschule noch eine Zukunft haben, so muß sie aufhören, ein Anhängsel der Elementarschule zu sein; sie muß ihre Lehrziele und ihre Methode lediglich nach den Bedürfnissen des praktischen gewerblichen Lebens einrichten, unter völligem Verzicht auf irgend welche direkte Förderung der „allgemeinen Bildung". Und das leistet eben nur die Rücklinsche „Volksgewerbschule". Schon die knappen Darlegungen des Verfassers in seinen Artikeln über die „Handwerkerschule" (so nannte er sie früher) im Jahrgang 1885 dieser Zeitschrift geben einen Eindruck von dem Meisterwerk seiner Methode. Ich muß an dieser Stelle mir deshalb ein näheres Eingehen darauf versagen. Aber darauf muß ich hinweisen, daß der leitende Gesichtspunkt des Verfassers die sozialwirtschaftliche Aufgabe der Volksgewerbschule ist, und von diesem selben Gesichtspunkte aus muß ich seinem Werke eine hohe sozialpolitische Bedeutung zuerkennen, die alle andern konservativen Bestrebungen auf diesem Gebiete in den Schatten stellt — die Innungen nicht ausgenommen. Für eine politische Partei ist es ja unmöglich, eine bestimmte Schulreform in ihr Programm aufzunehmen; es wäre dies das sicherste Mittel, ihr jede Aussicht auf Verwirklichung abzuschneiden. Ich möchte auch nicht, wie andre es gethan haben, das Rücklinsche System als spezifisch konservativ bezeichnen, so geneigt unsereins ist, dasjenige als konservativ anzusprechen, was in besonderem Maße praktisch gedacht, anspruchslos vorgetragen und in seinen Folgen dem vom Kapitalismus bedrohten Mittelstande förderlich ist. Aber ich möchte trotzdem gerade unsre Gesinnungsgenossen dringend bitten, sich mit dem Rücklinschen System vertraut zu machen, und ich bin überzeugt, daß sie dann ihren ganzen Einfluß daran setzen werden, ihm in den Fortbildungsschulen ihrer Wohnorte zur Einführung zu verhelfen. Der Erfolg würde sein, daß wir binnen kurzem einen Nachwuchs an jungen Handwerksmeistern bekämen, der geschäftlich der konkurrierenden Großindustrie fest gewappnet gegenüber steht und noch lange die Zweiteilung der Produzierenden in Herren und Knechte aufhalten kann. Es ist unmöglich, in kurzen Worten die Quintessenz des Rücklinschen Systems zu geben, — ich will es nicht versuchen, um nicht durch Mißverständlichkeit der Sache zu schaden. Nur bitten will ich im Interesse unseres schwer bedrohten Handwerkerstandes, daß unsre Freunde mithelfen möchten, dies Buch und diese Sache vor dem Untergange zu bewahren. Th. M.

— Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? — Eine Mitgabe an Konfirmierte. Herausgeg. von D. L. Wiese. (Berlin, Wiegandt und Grieben.) 1888. VI. 187 S. 8⁰. 2 M. 75 Pf.

Der Altmeister christlicher Pädagogik bietet uns hier eine Ostergabe, für die wir nur Worte des innigsten Dankes haben.

Tausende christlicher Väter sehen mit banger Freude dem Tage entgegen, da ihr Sohn das Konfirmationsgelübde ablegen will, und möchten nun besonders den Glauben, der ihres eigenen Lebens Trost und Leitstern ist, dem Jüngling mit beredten Worten ins Herz hineingießen, möchten das Leben, welches ihm die Thore weiter öffnet, ihm schildern im Lichte gereifter christlicher Erfahrung. Aber wie wenigen will es gelingen, die Worte zu finden, die den Sinn der tiefsten Gedanken, den Inhalt der eigenen schwer erkauften Erfahrung klar und eindringlich wiedergeben. So hofft man, daß das Wort des Seelsorgers zu Hülfe komme. Aber wenn nun die Mündigsprechung erfolgt ist, wenn darauf der Sohn gar das Elternhaus verlassen muß? — Nicht immer kann eine Vollendung der christlichen Erziehung in unsren höheren Schulen als zweifellos erwartet werden. In den meisten Fällen wird die moderne Kultur sich dem Jüngling nun von ihrer rein weltlichen, gottfremden Seite zeigen und den Weg zum Glücke ihm besten Falles als die Straße der Zahmheit, der Bravheit, wenn nicht des Fatalismus und der Resignation beschreiben, wobei der Vater als abwesend ins Unrecht gerät.

Was Bücher hier überhaupt bessern können, das wird dieses Buch leisten. Es redet in einer geistvollen, einfachen, sehr verständlichen und glaubensfrohen Sprache von der Wahrheit der göttlichen Offenbarung in Christo, von dem Glück eines Lebens in der Liebe und in der Erkenntnis Gottes, dann aber auch von der praktischen Ausgestaltung eines solchen Lebens in den Jünglingsjahren — nicht im Tone der Moralpredigt, nicht im Ueberschwang eines erdentrückten Idealismus, sondern mit der Weisheit eines die Erfahrungsschätze der Jahrhunderte in sich vereinigenden Mentors, und mit der verständnisvollen Liebe zu unsrer Jugend, die kaum jemand in dem Maße besitzt, wie der Verfasser.

Daß die Anordnung des Stoffes ebenfalls von dieser pädagogischen Weisheit zeugt, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die Jugend ist nicht fähig oder wenigstens nicht geneigt, weit ausholenden und weit hinzielenden Beweisführungen zu folgen; diese kleinen Betrachtungen, die in sich abgeschlossen sind, machen darum keine großen Ansprüche an zusammenhängendes Nachdenken, führen aber insgesamt und einzeln zu dem einen Ziele.

Christliche Eltern und Erzieher werden dies Buch nicht nur zur Konfirmation an Schüler höherer Lehranstalten verschenken, sondern es auch selbst immer wieder lesen. Th. M.

6. Verschiedenes.

— Aus dem wissenschaftlichen und künstlerischen Leben Bayerns. Von Dr. Ludwig Trost, königlich bayr. Legationsrat. (München, M. Riegersche Universitätsbuchhdlg.) 1887. 164 S. 8⁰. 3 M.

Das Wesen eines Volkes spiegelt sich am reinsten in dessen Geschichte ab, und es ist daher sowohl das unabweisbare Bedürfnis nach Selbsterkenntnis, als auch das gleichberechtigte Verlangen, in seiner Eigenart allerwärts richtig erkannt und gewürdigt zu werden, welches ihm die Pflege derselben zu einer teuren Angelegenheit macht. Stets und überall standen darum diejenigen Männer in hohem Ansehen und blieben in gesegnetem Gedächtnis, welche entweder die Erforschung der ruhmvollen Vorzeit auf Grund der erhaltenen Urkunden und Ueberlieferungen oder, auf näherfließende Quellen gestützt, die pietätvolle Kennzeichnung vergangener Geschlechter und ihrer vollbrachten Arbeit zu ihrer besonderen Aufgabe gemacht und dieselbe mit tiefgehendem Erfolg durchgeführt haben. Ja der Wert und die Wichtigkeit dieser idealen Leistungen ist ein so großer, daß man rückwärtsgehend nach dem Stand und der Art ihrer Geschichtsschreibung den geistigen Charakter einer Epoche abschätzen und jene also selbst als Gradmesser ihrer Kultur mit aller Sicherheit betrachten kann. Gehört doch nicht nur die solchen Persönlichkeiten verliehene individuelle Begabung und wissenschaftliche Ausrüstung zur Voraussetzung ihres Wirkens, sondern es muß auch deren Erscheinen von einer Reihe begünstigender Umstände begleitet sein, ohne die selbst die Bemühungen eines Genies der nachhaltigen Frucht entbehren. Diese Zubereitung des Bodens setzt aber das Vorhandensein künstlicher Mittel voraus, daher beglaubigte Geschichte nicht früher anheben kann, als nach dem erwachten Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit Aller in einem Volke und bevor nicht dieses sich zu einem staatlichen Gebilde, wenn auch in noch so unvollkommener Gestalt, entwickelt hat. Da werden es aber immerdar die Träger der politischen Gewalt sein, welche als im Besitz der diplomatischen Aufzeichnungen, sowie des Zuganges zu den anderweitig verwahrten Annalen den nachdenklichen Geistern nicht nur neben der nötigen Muße und Unabhängigkeit den zu bewältigenden Stoff, sondern auch ihrem wissenschaftlichen Antrieb die konsequente Richtung zu erteilen haben. Wir wissen, daß wir mit dieser Behauptung im Widerspruch mit der modernen Auffassung der historischen Darstellung zu stehen scheinen, aber die vorgeblich tendenzlose und streng objektive Geschichtsschreibung, ein Produkt raffinierter Kultur, kann sich doch auch nur auf Grundlage der im Dienste und zur Unterstützung der herrschenden Gewalten geschriebenen erheben, und von dieser sprechen wir hier. So kommt es, daß sich auf einem geräuschlosen Gebiet menschlicher Thätigkeit der Einfluß irdischer Macht gleichwohl unablässig offenbart und daß es daher jederzeit ein erhebendes Schauspiel sein muß, diese von sittlichen Ideen selbst erfüllt zu gewahren und ihre Handlungen als der Beschönigung durch den gleichzeitigen oder späteren Historiker gar nicht bedürftig zu erkennen. Unter diesem Gesichtspunkte betrachtet, gewinnen die Worte eines Leibnitz: „Kein Teil Oberdeutschlands hat bessere Geschichtsschreiber gefunden als Bayern, sei es auf kirchlichem, sei es auf profanem Gebiet" die Bedeutung, welcher der Verfasser gegenwärtiger Schrift dadurch Ausdruck verliehen hat, daß er jene unmittelbar mit dem Ausspruche eines altsächsischen Dichters zusammenstellt, welcher dem „erlauchten Stamme der Bayern" das Zeugnis

ausstellte, „er besitze den Ruhm, nie die Treue gebrochen zu haben". Ein tüchtiges Volk muß auch eine erbauliche Geschichte besitzen! Dieser edle Grundgedanke leuchtet aus allen Blättern dieses zum Ruhme Bayerns und seines Herrscherhauses geschriebenen, aber stets auf sicheren Nachrichten und Dokumenten fußenden Buches, dem daher nirgends die Absicht unverdienter Lobeserhebung, Vertuschung oder erfindender Schmeichelei unterstellt werden kann. Die Bayern sind offenen und ehrlichen Charakters, und der den kleinsten Teil ihrer Vergangenheit darzustellen versucht, darf keine heimlichen Falten in seinem Gemüte tragen. Allerdings ist der starke Freiheitssinn dieses wie jedes anderen deutschen Volksstammes, gewisse Teile des alemannischen, altsächsischen und friesischen ausgenommen, durch die frühe Gewöhnung an die monarchische Gewalt erheblich eingeschränkt, aber eben so unleugbar ist, daß diesem historischen Verhältnis andere Tugenden erblüht sind, welche gegen jene Grundeigenschaft nur mit Nachteil eingetauscht werden könnten. Wir meinen unbedingte Treue und Hingebung nicht nur Einzelner untereinander, sondern in kindlicher Verehrung gleichkommender Gestalt. Auch diese Gesinnung durchweht in wohltuender Frische jedes Kapitel dieses ächt patriotischen Buches. Zu dem speziellen Inhalte desselben übergehend, bemerken wir im Voraus, daß es unser Wunsch ist, den Leser zur eigenen Prüfung anzuleiten, daher wir einen Auszug aus demselben zu geben für nicht förderlich halten. Sprechen doch auch die Ueberschriften der einzelnen Abteilungen den behandelten Gegenstand deutlich genug aus. Zur Studie „Die Pflege der Geschichte durch die Wittelsbacher" hat dem Verfasser eine gleichnamige „Festschrift zur Feier des Wittelsbacher Jubiläums von Dr. Ludwig von Rockingen, dem hochverdienten Vorstand des kgl. Geh. Haus- und Staatsarchives" den Anstoß gegeben, doch hat er auf Grund eigener Forschung nicht nur manches neue Resultat derselben hinzugefügt, sondern auch sein abschließendes Urteil selbständig geschöpft und begründet. Die allmähliche Entstehung des bayrischen Haus- und Kronschatzes, der bekanntlich sich mit jedem anderen messen kann und dessen mächtiger Anwuchs infolge der Wiedervereinigung der kurbayrischen und kurpfälzischen Linie im vorigen Jahrhundert, bildet den Stoff der zweiten Abhandlung, welcher teilweise gleichfalls eine ältere Arbeit, nämlich „der historische und beschreibende Katalog der kgl. bayrischen Schatzkammer zu München, von dem Schatzmeister Dr. Emil von Schauß" zu Grunde liegt. „Zur Geschichte der den historischen Fresken in den Münchener Hofgarten-Arkaden beigesetzten Aufschriften" betitelt sich der nächste Aufsatz, welcher uns das ungemeine Talent König Ludwigs I., des Schöpfers so vieler Monumentalbauten, zur Abfassung von Inschriften im Lapidarstil bei einer hervorragenden Gelegenheit auf das Ueberraschendste darthut. Eine farbenreiche und durch so manche eingestreute biographische Notiz fesselnde Skizze behandelt die Grundsteinlegung der im normannischen Stil erbauten glanzvollen Allerheiligen-Hofkirche in München. Es folgen drei mit besonderer Ermächtigung veröffentlichte Briefe des Joseph Freiherrn von Hormayr zur Hortenburg an den König Maximilian II. als damaligen Kronprinzen mit erklärender Einleitung, aus der wir zu unserer Freude entnehmen, daß der geschätzte Verf. eine weitere Brief-Serie mit Allerhöchster Erlaubnis demnächst veröffentlichen und dieser eine Biographie Hormayrs beigeben wird, der eine merkwürdige deutsche Beamtenerscheinung in unserem Jahrhundert war und der Erneuerung seines Angedenkens in jeder Art würdig erscheint. Eine Kulturstudie von eminenter Bedeutung, sowie ein pietätvoller Beitrag zur Lebensgeschichte eines hochgesinnten Monarchen bildet der Aufsatz „Das Sanktuarium des Königs Maximilian II.", welcher uns einen tiefen Blick in das Privatleben dieses seinen Beruf mit beinahe ängstlicher Gewissenhaftigkeit auffassenden, mit den wohlmeinendsten Absichten stets erfüllt gewesenen Fürsten gestattet. Die beiden letzten Kapitel „Zur Erinnerung an Hermann von Schmid" und „Gedichte aus dem Nachlaß desselben", enthalten nach unserem bescheidenen Dafürhalten die Krone des Ganzen und zeigen uns den Verfasser, dessen historischen Sinn wir zuvor zu schätzen Gelegenheit gehabt, als einen höchst feinsinnigen Belauscher poetischen Schaffens und als einen ebenso liebevollen als gewissenhaften Beurteiler poetischen Verdienstes. Wir wünschten, daß namentlich in die Kreise der zünftigen Kritik die Kenntnis dieser humanen Methode dränge, damit aus ihr erlernt werden könnte, wie persönliche Zuneigung, ja selbst verehrungsvolle Pietät sehr wohl mit strenger Wahrheitsliebe und mit der Fernhaltung jeder Ueberschwänglichkeit sich vereinen läßt. Hermann Schmid, der unvergeßliche Erzähler aus den bayrischen Bergen, hat in Ludwig Trost, der ihm seine Freundschaft auch über das Grab hinaus ungeschwächt erhalten hat, den wohlverdienten, verständnisvollen Biographen gefunden.

Martin Greif.

— Tagebuch für die Reise durchs Jahr von H. Steinvorth, mit einem Widmungsblatt in Farbendruck. (Hannover, Carl Meyer [Gustav Prior].) Eleg. geb. 3 M. 60 Pf.

Dieses „Tagebuch" bringt eine Sammlung von erbaulichen Vers- und Bibelsprüchen, welche, wie der Herausgeber selbst im Vorworte sagt, „dem religiösen, nicht dem konfessionellen Bedürfnisse Nahrung bieten" sollen; eingeflochten sind die Daten geschichtlicher Begebenheiten und Notizen über bedeutende Männer der Vergangenheit und Gegenwart. Die Auswahl ist mit Geschmack und Verständnis getroffen, ausführliche Register erleichtern das Nachschlagen und Auffinden der einzelnen Notizen. Der bei jedem Tage frei gelassene Raum für handschriftliche Eintragungen macht das „Tagebuch" besonders zu einer Familien-Chronik recht geeignet. Die Ausstattung ist schön.

Briefkasten der Redaktion.

Lg. in D. Wir machen Sie aufmerksam auf die vortreffliche Besprechung von Ulis „Neuer Phantasus" im 5. Heft der Zeitschrift „Deutsche Dichtung" vom 1. Dezember 1887. Das gutmütige Bedauern, das dort der österreichische Oberstlieutenant Dr. Hoernes über „die Partei der Stillen im Lande" äußert, wird unsre Leser interessieren; er meint, „die moderne Kultur mit ihren Maschinen, Kriegswerkzeugen, Schulen und Forschungen laste etwas schwer auf ihr." Was die Maschinen anbetrifft, mag er recht haben; sie sind die äußere Ursache der modernen Form der sozialen Frage, und was sie verderben, wird den „Stillen im Lande" zu heilen besonders „schwer". Auf den drei anderen Gebieten aber, die er aufzählt, stellt jene „Partei" doch wohl erste, wenn nicht die ersten Männer, deren Namen wir Herrn Hoernes nicht erst zu nennen brauchen. Oder sollte man in Wien von Moltke, Wiese und Ranke nichts wissen? — Von diesem Fehlschuß abgesehen ist die Beurteilung des „Neuen Phantasus" sehr gerecht und verständig. Möchte das Buch bei den Freunden ebensoviel Anklang finden wie bei diesem Feinde.

„Freie Gemeinde" in Bern. In zwei einzelnen Nachrichten glauben Sie eine „genügende Widerlegung" unsres Artikels über den Katholizismus in England zu bringen? In unserem Februarhefte finden Sie weiteres Beweismaterial für Ihre Ansicht; aber wir müssen gestehen, daß uns die auf zahllosen Beobachtungen und statistischen Berechnungen beruhenden Angaben unsres Londoner Mitarbeiters durch alles das nicht widerlegt scheinen. — Auch den Tadel, den Sie gegen Stöcker richten, können wir nur auf einen Mangel in Ihrer Kenntnis der Thatsachen zurückführen; denn daß Sie die „Mächtigen dieser Erde" als solche von der Mitwirkung an dem Werk der inneren Mission ausschließen wollten, kann doch nicht Ihre Meinung sein. Ihre sachlichen Vorhaltungen finden in der „Deutschen Evangelischen Kirchenzeitung" vielfache Widerlegung.

E. M. in Langenberg. Um Ihnen und uns zugleich zur gewünschten Aufklärung zu verhelfen, bitten wir an dieser Stelle unsre Leser, uns wirklich zuverlässige und eingehende Nachrichten über die Mitgliederzahl der „Genossenschaft freiwilliger Krankenpfleger im Kriege" zugehen zu lassen. Der offizielle Bericht, der uns vorliegt, erschien Ende Juni 1887. Wir setzen ihn als bekannt voraus und bitten, uns statistische Angaben über die Beteiligung — womöglich mit Angabe der Berufsstellung der Mitglieder — freundlichst verschaffen zu wollen.

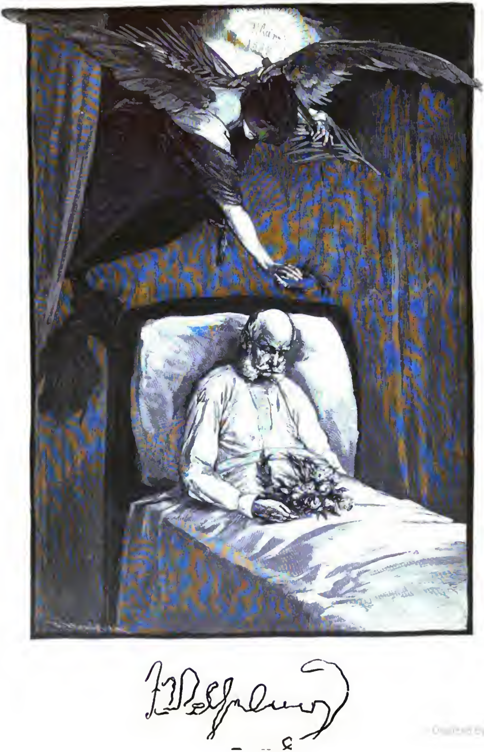
J. E. in Tübingen. Die Overbeck-Briefe sind zu unserm größten Bedauern vorläufig zu Ende, eine Fortsetzung ist aber wohl später zu erhoffen. Demnächst erscheinen „Erinnerungen an Julius Stahl", ein an Trendelenburg gerichteter Brief „Ueber Kunst" und anderes aus der Memoiren-Litteratur, was Sie hoffentlich entschädigen wird. Der Hauptsache nach müssen wir aber doch der Gegenwart dienen.

Unser Mitarbeiter **Sch.-K.** schreibt uns:

In der letzten Nummer der Allgem. konserv. Monatsschrift findet sich in einer Besprechung der Verfassungsgeschichte der evangelisch-lutherischen Kirche in Rußland von D. Hermann Dalton folgende Stelle: Wie tief in Rußland Kirche und Pfarramt durch die absolute Unterordnung unter das Beamtentum gesunken war, davon finden sich haarsträubende Proben. So redet das Justizkolleg die Pastoren nur noch „Er Pastor" an. „Es hat also — schließt solch eine Stilübung — Er Pastor nach solchem Ihrem Kayserlichen Befehl Sich zu achten. Petersburg, 24. August 1757."

Zur thatsächlichen Berichtigung dieser auf Unkenntnis des damaligen Sprachgebrauchs beruhenden Bemerkung erlaube ich mir folgende Klarstellung mitzuteilen, die manchen Geistlichen, der zu seinem Erstaunen dasselbe schnöde Er in an Amtsvorgänger gerichteten Schreiben findet, interessieren dürfte. Er ist, wie Ver von Frau (erhalten in Jung-fer) Abkürzung von Herr und war als vorgesetzte Bezeichnung ganz speziell vor dem Amtstitel der Pfarrer im 16. und 17. Jahrhundert in Deutschland ganz allgemein üblich. „Er Ludwig Bössler Pfarherr zu Schonstadt 1579." Der in Aufschriften zur Verwendung gelangende Dativ lautete Ern, später gedehnt Ehrn. Nach Vilmar, Idiotikon von Kurhessen, wurden mit letzterer Titulatur die Pfarrer bis zum Jahre 1806 regelmäßig in Konsistorialschreiben beehrt. Mißverständlich wurde aus dem alten Ern im 18. Jahrhundert das Wort Ehren, entsprechend dem englischen Reverend: „Dem Würdigen und Wohlgelahrten, unserm guten Freund Ehren Sander, Metropolitan zu Gudensberg 1791." Dieser alte „Ehren"-Namen wurde dann häufig ironisch verwandt und bei Nicolai, Bürger u. a. zum Spottnamen. Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch 3, 52. 692. — In Rußland hat sich offenbar nur die altherkömmliche Titulatur im Kurialstile lange bewahrt, wenn sie auch vielleicht schließlich nicht mehr verstanden wurde.

Anonyma in Hannover. Sie verkennen: 1) daß der Verfasser und der „Ich" zwei sehr verschiedene Personen sind, von denen die erstere sich auf Kosten der anderen lustig macht, 2) daß ohne die Unkenntnis des guten Tones bei M.s die Entwickelung der Humoreske unmöglich wäre, und — von allem andern abgesehen — 3) daß, wenn der gute Ton wirklich überall maßgebend wäre, Ihr Brief eine Unterschrift bekommen hätte. Diesen letzten Mangel bedauern wir besonders schmerzlich: wir würden so gern jedesmal Ihre Erlaubnis einholen, ehe wir etwas Antisemitisches drucken lassen.



Dank dem großen Kaiser!

An dem Grabe seines ersten Kaisers steht das deutsche Volk in unsäglichem Schmerz.

Wie unsere begeisterte Liebe und Verehrung für ihn sich in Worten nicht erschöpfen konnte, so will heute kein Wort uns genügen, den Dank auszusprechen, den wir diesem herrlichsten aller Könige und Helden nachrufen möchten.

Wo sollen wir anfangen, wo enden, wenn wir rühmen wollen, was durch Gottes Gnade des großen Kaisers Regierung uns geschenkt hat!

Er schenkte uns das Deutsche Reich und den deutschen Kaiser — nicht wie die Poeten ehemals ihn träumten, nicht den Kyffhäuser-Helden, angethan mit der vergilbten Drapierung mittelalterlicher Romantik; nicht den Kaiser von Volkes Gnaden, wie er das Studierstuben-Ideal dieses Jahrhunderts war: aus dem Nebelmeer der Schwärmerei hat er uns heraufgezogen auf den festen Boden der Wirklichkeit, wo uns auf Schritt und Tritt die realen Aufgaben des Lebens entgegenkommen und der frischen, klugen That Erfolg versprechen; erlöst hat er das deutsche Volk von der politischen Danaiden-Arbeit, zu welcher es jahrhundertelang verurteilt war. Ihm allein haben wir das zu danken, denn er zuerst hat dies Ziel gesunder Entwickelung, auch Mittel und Wege zu seiner Verwirklichung erkannt, er hat in hartem, jahrelangem Kampfe uns abgerungen, was zu unserm Heile war, er hat uns den

Staatsmann aufgezwungen, den klugen und treuen, der gegen Parlament und Volk die zielbewußten Entschließungen seines königlichen Herrn siegreich vertrat. So danken wir es auch ihm allein, daß unser Sehnen nach Selbständigkeit und Einheit, nach freier Entfaltung der durch unsere Volksglieder strömenden Kraft in Erfüllung gegangen ist. Ungeahnter Glanz umgibt den deutschen Namen; mit Gleichmut tragen wir den Haß unserer Feinde, ist er doch nicht mehr die Folge der Verachtung, sondern der Furcht.

Kaiser Wilhelm zeigte uns auch die politischen Ziele unserer Zukunft. Wieder nicht in utopischen Idealen: greifbare Gestalt hat alles, was Kopf und Herz dieses großen Kaisers erdacht haben. Die Verfassungskämpfe hat er wohl für alle Zeiten beendigt. Mit wie schweren Opfern persönlicher Ueberzeugung! Um der Kraftverschwendung in diesen unfruchtbaren Kämpfen vorzubeugen, gab er dem neuen Reiche von Anbeginn die freieste Verfassung, die unser falsch beratener Stolz nur wünschen konnte: er, der in konservativen Anschauungen alt gewordene Monarch, griff allen demokratischen Wünschen vor und gab uns ein nach Kopfzahl zu wählendes Parlament. So erscheint der Bestand des Reiches wie nach außen geschützt, so im Innern ungefährdet, und alle unsere Kraft kann der Kultur-Arbeit gewidmet sein, so lange Gott der Herr den Frieden beschlossen hat. Unsere wichtigste Aufgabe ist hier die Herstellung des sozialen Gleichgewichts, und wie sie zu lösen ist, das hat der große Kaiser uns gezeigt. Er zeigt sie uns als eine sittliche Aufgabe, ihre Lösung als eine That des Glaubens, der allein die zersplitternde Selbstsucht, die tödliche Kälte des Herzens besiegen und das Unmögliche wirklich machen kann. Den Dank für dies sein letztes Vermächtnis wird vielleicht erst das folgende Geschlecht dem großen Kaiser abstatten; aber während wir ihm noch sangen: „Heil dir im Siegerkranz", da flochten ihm schon die Engel im Himmel unter dem Gesange des Siebenmal-Selig die Krone des ewigen Lebens, die dem Sieger in dem härtesten Kampfe des Erden-Daseins verheißen ist.

Aber auch in den friedlichen Arbeiten seines Volkes läßt unser erster Kaiser überall die Spuren seiner fürsorgenden Hilfe zurück. In hundertstimmigem Chor preisen ihn die Wissenschaften, die Künste und jegliches ehrliche Gewerbe als ihren Mehrer und huldreichen Beschützer.

Alles dies aber ist noch keine Antwort darauf, warum jedes deutsche Auge sich mit Thränen füllt, sobald die Gedanken sich auf den erlittenen Verlust richten. Er war mehr, als unser großer Kaiser, er war uns wie

ein Vater, ein menschliches Vorbild für uns alle. Alle deutschen, alle christlichen Tugenden sahen wir in ihm vereinigt. Trotz des hohen Glanzes seiner Thaten und Erfolge: wer ist demütiger, dankbarer? Trotz aller seiner Siege: wer ist milder, versöhnlicher, friedliebender? Und trotz aller seiner Demut und Milde: wer wachte strenger über der Ehre des deutschen Namens? — Wohl mag er als Mensch menschliche Schwächen empfunden haben — wir waren des nicht Zeuge und die Geschichte wird darüber nichts zu berichten wissen; sein Bekenntnis vor Gott dem Herrn legt aber Zeugnis davon ab, daß er sich einzig des Verdienstes Jesu Christi getröstete, wie wir armen anderen Menschen auch thun müssen, die wir seiner Tugenden uns nicht rühmen können.

Thaten des Dankes fordert dies Leben von dem Volke, dem es geweiht war: Treue gegen sein Herrscherhaus, Treue gegen das politische Vermächtnis des großen Kaisers, Treue in jedem Berufe und Treue vor allem in der Christenpflicht, dem Wandel in der Furcht Gottes.

Th. M.

Das Deutsche Reich und die Deutschen.

Von

E. Freiherr von Ungern-Sternberg.

Seit 1866, zumal aber seit 1871 steht Deutschland unbestreitbar, wenn auch nicht immer unbestritten, im Mittelpunkt der europäischen Staatengemeinschaft. Was zu Friedrichs des Großen Zeit im Grunde nur eine halbe Wahrheit war, daß gegen den Willen des Königs von Preußen „in Europa kein Kanonenschuß abgefeuert werden" dürfe: heute ist es eine ganze. Seit mehr als anderthalb Jahrzehnten sind Kaiser Wilhelm und sein Kanzler die großen Wettermacher der Welt gewesen, wenn diese Welt es ihnen auch keineswegs nach Gebühr zu danken versteht, daß sie die Macht des Reiches jederzeit im Interesse des Friedens zu brauchen bestrebt waren.

Daß diese völlig veränderte Stellung die Auffassung des deutschen Volkes von seiner eigenen Bedeutung und seinem eigenen Wert nicht hat unberührt lassen können, versteht sich von selbst. Sein wachsendes Selbstgefühl ist jedoch mehr theoretischer als praktischer Art. Dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß die Deutschen der Gegenwart noch vielfach an jene „Schöneberger Bauern" erinnern, denen in der Gründerzeit plötzlich Millionen in den Schoß fielen, die darum aber doch geblieben sind, was sie waren: Leute, die mit den neuen Verhältnissen nichts Rechtes anzufangen wissen und die noch den besten Gebrauch von ihrem Gelde machen, wenn sie es gar nicht gebrauchen, sondern ruhig im Kasten liegen lassen.

Verwunderlich freilich ist das nicht; so wenig, daß es nach dem Gesetz aller geschichtlichen Entwickelung nicht anders gedacht werden kann. Alles Menschliche beruht mehr auf Gewohnheit als auf Einsicht. Wo hätten wir aber die Gewohnheit großartiger Behandlung der Dinge, die Bekanntschaft mit den Formen vornehmen Weltverkehrs hernehmen sollen? Schon lange bevor die Kämpfe und Wirren des Reformationszeitalters und des dreißigjährigen Krieges uns dem Auslande gegenüber zur Machtlosigkeit verurteilt hatten, war unsere leitende Stellung in der europäischen Völkergemeinschaft zur Fabel geworden; hundert Jahre vor der großen Kirchenspaltung die Zerklüftung des Reiches so weit vorgeschritten, daß nach unserer Meinung als Nation wenig gefragt wurde. Was wir noch vermochten, ging von den Sondergestaltungen unseres öffentlichen Lebens aus; auch diese aber waren bereits von ihrer Höhe herabgestiegen.

Seinen klassischen Ausdruck hat dieser Stand der Dinge, den wir an dieser Stelle nicht näher kennzeichnen wollen, im westfälischen Frieden gefunden, der deshalb in noch

höherem Maße ein Denkmal unserer Schmach genannt werden muß, als selbst die Zeit von 1806—13. Daß der 24. Oktober 1648 gleichwohl von deutschen Künstlern 1883 noch als Gegenstand eines historischen Festzuges hat benutzt werden können, beweist am besten, wie wenig wir uns bis jetzt von den Anschauungen zu befreien gewußt haben, die in jenem Vorgang zur Erscheinung kamen.

Daß es so ist, wundert uns, wie gesagt, nicht. Noch weniger bilden wir uns ein, daß es anders werden wird, weil wir das Ding beim rechten Namen nennen. Nur allmähliche Gewöhnung an die veränderten Bedingungen unseres Daseins wird diese Wendung herbeiführen können. Was wir nicht sehen, werden unsere Söhne, zum Teil erst unsere Enkel, so Gott will, ganz erleben. Von diesen Dingen zu reden ist darum aber nicht überflüssig. Die Deutschen sind das bildsamste Volk der Welt; sie wissen zu lernen, wo andere in dummem Hochmut ahnungslos vorübergehen. Jede Betrachtung, die den Kern der Sache trifft, wird deshalb hier und da Verständnis finden.

Zwei Dinge sind es, die auf das Schicksal der Deutschen in der Geschichte bestimmend eingewirkt haben; zwei Dinge, die sich gegenseitig auszuschließen scheinen und uns doch von Anbeginn unserer Entwickelung an begleitet haben: ausgeprägter Individualismus auf der einen, Mangel an nationalem Selbstgefühl auf der anderen Seite. Aus diesen Besonderheiten unseres Wesens läßt sich alles erklären, was wir in unserem wechselvollen Dasein erfahren haben. Weil wir uns einerseits zu kleinen Gemeinschaften zusammenzuschließen streben, die nach des Fürsten Bismarck spöttischem Wort im Grunde nicht über die eigene Person hinaus gehen sollten, sind wir als Volk noch nicht zu kräftiger Gesamtentfaltung gekommen, und weil wir nicht dazu gekommen sind, hat sich kein rechtes Selbstvertrauen in uns entwickeln können, sind wir allezeit geneigt, von anderen Größeres zu erwarten als von uns selbst, gewinnen wir in unseren eigenen Augen nicht die Geltung, auf die wir, unserer persönlichen Leistungsfähigkeit nach, Anspruch hätten.

Nur geschichtlich, in der That, erklärt sich das, denn von persönlichem Mangel an Selbstbewußtsein kann bei den Deutschen so wenig die Rede sein, daß ihr Individualismus vielmehr mit dem Gegenteil im engsten Zusammenhange steht.

Aehnliches ist oft gesagt worden, auch von dem deutschen Reichskanzler selbst, der in diesem Punkte auf eine reiche Erfahrung verweisen darf, und der, wie gesagt, die eine Seite der Sache, die Individualisierungssucht der Deutschen, häufig zum Gegenstand ironisch klingender, aber nur zu ernst gemeinter Erörterungen gemacht hat.

Dürfen, ja müssen wir von den genannten Thatsachen als von Axiomen ausgehen, so mag es doch nicht überflüssig sein, zu betonen, daß selbst die beispiellos unvorteilhafte geographische Lage Deutschlands in einem Jahrtausend nicht zu derjenigen Zusammenfassung der zersplitterten Kräfte geführt hat, die anderswo bei weit geringerer Gefährdung des nationalen Daseins gelungen ist. In Frankreich z. B. ist die staatliche Einheit schon im fünfzehnten Jahrhundert begründet worden, unter dem Eindrucke der englischen Eroberungskriege allerdings, die aber doch kaum eine so nachhaltige Erschütterung des französischen Volkstums bedeuten, als sie Deutschland seit dem 16. Jahrhundert unendlich oft erfahren hat. Spanien, das rings von Meer und Gebirgen umgeben ist, hat in verhältnismäßig früher Zeit dasselbe erreicht; England, wo sich das äußere Bedürfnis nach nationaler Einigung am wenigsten fühlbar machen konnte, war gleichwohl schon vor der normannischen Eroberung dazu gelangt; Rußland hatte dasselbe Ziel bereits zu Ende des 15. Jahrhunderts erreicht. Eine der deutschen verwandte Entwickelung weist eigentlich nur Italien auf, was ohne Zweifel mit der germanisch-deutschen Grundlage seines mittelalterlichen Wesens im Zusammenhang steht. Daher hat es auch bis in die neueste Zeit hinein ein dem unsrigen ähnliches Schicksal gehabt; nur daß es in noch höherem Grade der Spielball fremden Ehrgeizes gewesen ist, als wir.

Daß die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches eine weltgeschichtliche Wider-

legung dieses Grundgesetzes unserer Geschichte zu bedeuten scheint, verkennen wir anderseits nicht; wenn aber der Begründer des neuen Reiches hier und da selbst seine Zweifel gehegt hat, ob das Werk den Schöpfer überdauern werde, so ist es immerhin begreiflich. Ihm muß das Werk von 1870 und 71 wesentlich als Leistung der preußischen Staatskraft erscheinen; diese aber hält er vielleicht wesentlich für ein Erzeugnis der slavisch-germanischen Volksmischung des Ostens, dessen Natur sich auf das Deutsche Reich nicht ohne weiteres, ja möglicherweise garnicht übertragen läßt.

Man braucht diesem Pessimismus nicht vorzeitig recht zu geben; unter allen Umständen aber bleibt er beachtenswert. Das Gefühl größerer Sicherheit wird sich jedenfalls erst dann einstellen, wenn ein Geschlecht groß geworden ist, welches die neue Gestaltung der Dinge als etwas Fertiges, Gegebenes vorfindet, sich nicht mehr mit den Erinnerungen an die Vergangenheit abzufinden hat, sich an dieselbe in seinem Gewissen und in seiner Ehre nicht gebunden fühlt. Darüber muß aber noch mehr als ein halbes Menschenalter hingehen, d. h. das Deutsche Reich wird nicht vor dem Beginn des 20. Jahrhunderts zu dem vollen Bewußtsein seiner selbst gelangen. Bis dahin zum mindesten werden die Entwickelungskämpfe fortdauern und Rückschläge nicht ausbleiben. So lange die Masse derjenigen noch ihren Einfluß behauptet, welche mit ihren Interessen und Sympathien in dem geschichtlich überwundenen Stand der Dinge fortleben, kann es in der That nicht ausbleiben, daß jede Phase unserer Entwickelung, welche die Schattenseite unserer neuen Zustände hervortreten läßt, Schwankungen im Sinn und Geist der Vergangenheit nach sich zieht. An sich brauchten diese Schwankungen ja nicht gefährlich zu sein; wo ihnen aber die natürliche Art des Volkes so sehr zu Hilfe kommt wie bei uns, da mögen sie allerdings Besorgnis erregen. Wo jene Schattenseiten zu suchen sind, haben wir nicht nötig zu sagen; zu den sogenannten politischen Mißständen, der vermehrten Steuerlast, den durch die neue Gesetzgebung erzeugten Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten aller Art, die wir hier nicht im einzelnen aufzählen wollen, kommt die verhängnisvolle Thatsache hinzu, daß unsere nationale Wiedergeburt in die Anfänge einer sozialen Weltenwende hinein fällt, die, wenn nicht alles trügt, von dem neuen Deutschland ihre vorbildliche Gestaltung erwartet und deshalb mit unabweislicher Notwendigkeit die heftigsten Meinungs- und Interessenkämpfe bedingt.

Die Ereignisse des Jahres 1866, so weit sie das Recht berühren, gelten vielfach für abgethane Dinge, mit denen man sich nicht mehr zu beschäftigen braucht. Die einen denken so, weil sie nur an die Macht zu glauben verstehen, die anderen, weil sie meinen, daß die Ereignisse von 1870—71 sühnend zwischen alle Schuld getreten sind, welche das Jahr 1866 aufgehäuft hat. Abseits von ihnen steht aber noch immer ein Bruchteil unseres Volkes, den wir trotz seiner ziffernmäßigen Unbedeutendheit nicht gering achten.*) Diese Partei, die mit dem hannöverischen Welfentum und den um die „Hessischen Blätter" gruppierten Anhängern des kurfürstlich-hessischen Hauses zusammenfällt, geht von der Anschauung aus, daß die Zukunft des Reiches von der Wiederherstellung der Preußen einverleibten Staaten abhängig sei. Sie erwartet eine „Restauration", und wird sich ohne diese nicht zufrieden geben.

Wir unsererseits sind weit entfernt, das Unrecht, wo und von wem es auch geschehen sein möge, zu beschönigen, und die Dinge anders zu nennen, als sie es verdienen. So weit aber gehen wir nicht, daß wir die deutsche Zukunft davon abhängig machen, ob vor 21 Jahren das formale Recht verletzt worden ist oder nicht. Von

*) Der vorstehende Aufsatz befand sich, als Kaiser Wilhelm starb, bereits im Drucke. Wären die Aeußerungen, welche einzelne Organe der oben genannten Parteien an diese Thatsache geknüpft, dem Verfasser nicht erst nachträglich bekannt geworden, so würde er sich über die Beteiligten jedenfalls schärfer ausgesprochen haben, als geschehen ist. Sobald das Ausland in die Erwägungen deutscher Parteien mittelbar oder unmittelbar hereingezogen wird, muß die Erörterung aufhören.
Anm. d. Verf.

diesem Standpunkt wäre überhaupt keine gedeihliche Entwickelung denkbar, denn das Recht in dem hier gemeinten Sinne ist stets gebrochen worden, so lange es eine Geschichte gibt, und auch die Staaten, welche im Jahre 1866 ihre Selbständigkeit verloren haben, haben sich keiner makellosen Vergangenheit zu rühmen. Den kleinen „Annexionen“, welche zu Anfang des Jahrhunderts den großen in der zweiten Hälfte desselben vorausgegangen sind, verdanken auch sie einen Teil ihres Besitzes an Land und Leuten; an den Reichsdeputationsschluß von 1803 hat man weder in Hannover, noch in Kassel, noch in Wiesbaden mit reinem Gewissen denken können. Das endgültige Urteil über das Jahr 1866 aber wird vorbehalten bleiben müssen, bis die geheime Geschichte desselben bekannt geworden ist. Hohe Wahrscheinlichkeit, ja mehr als das, spricht schon heute dafür, daß die Schuld damals nicht bloß auf der einen Seite gewesen ist.

Wenn man aber auch zugeben wollte, was wir nicht thun, daß das deutsche Volk einen schönen Beweis von idealer Denkweise ablegen würde, wenn es die Wiederherstellung der annektierten Staaten zuließe — wer hätte je von einer ganzen Nation einen solchen Heldenmut der Entsagung erwartet? Eines solchen sind immer nur einzelne Seelen fähig; wenn es aber anders wäre, wie stünde es da um die internationale Stellung eines solchen Volkes? Daß es wichtigere Dinge gibt als das, kann im Grundsatz zugestanden werden; wer aber gerade die äußere Lage einer Nation, ihr Ansehen und ihre Größe vor der Welt, von einem Akte „ausgleichender Gerechtigkeit“ (im Sinne der Welfenpartei) abhängig machen will, gerät in Widerspruch mit sich selbst. Hierfür ist allein der Mut zur kühnen That entscheidend, wo er im Vereine mit wirtschaftlichem Sinne erscheint. Römer und Engländer sind klassische Zeugen dafür, worauf es in diesem Leben vor allem ankommt. Wie wenig in der That das Wort: justitia fundamentum regnorum in diesem Sinne Anwendung findet, dafür bietet die Regierung Friedrich Wilhelms IV. ein treffendes Beispiel. Nie vielleicht hat ein Fürst so vollbewußt danach gestrebt, die christliche Sittlichkeit zum Leit- und Ausgangspunkt seiner Politik zu machen als er, und nie ist jemandem schlechter gelohnt worden als ihm. Die menschlichen Gemeinschaften, die wir Staaten nennen, verfolgen eben keine bewußt sittlichen Ziele; nur objektiv tragen sie zur Förderung derselben bei; subjektiv ist ihr Absehen in erster Reihe auf Selbsterhaltung gerichtet, in zweiter auf Macht. Die persönliche Stellung der leitenden Männer ändert daran nichts. Dem ungeheuren Schwergewicht des geschichtlich Gewordenen und seiner Folgerungen gegenüber ist ihr Wille machtlos, so weit zumal, als es sich um die Mittel zur Erhaltung handelt.

Im Grunde sind das Sätze, die in der Ueberzeugung des einzelnen feststehen. Unter dem Einfluß eines gewissen kleinsinnigen Uebereifers hat sich indessen eine Vorstellung von der göttlichen Natur des Staates ausgebildet, an der offiziell festgehalten wird, wenn man sich auch nicht verhehlt, daß die einzelnen Aeußerungen dieser angeblich göttlichen Natur keineswegs als „göttlich“ erscheinen. Das Apostelwort, daß alle Obrigkeit von Gott verordnet ist, hat zu allen Zeiten die seltsamsten Mißdeutungen erfahren. Als ob es dem Apostel in den Sinn gekommen wäre, die heidnische Weltmonarchie seiner Tage ihrem Wesen nach für göttlich anzusehen! Daß er ihr gottgewolltes Ansehen zuerkennt, hat damit nichts zu thun. Dieses gebührt auch dem Vater seinen Kindern gegenüber und muß ihm gebühren, weil die Welt ohne Autorität nicht zusammen gehalten werden kann; wird man die Natur dieses Vaters darum aber für „göttlich“ halten in dem Sinne, daß nur Gedanken voll hoher Sittlichkeit von ihr ausgehen können?

Daß der Staat, wie wir ihn aufzufassen gewohnt sind, ein gewisses Maß dieser Sittlichkeit zu seinem Bestehen nicht entbehren kann, ist bei alledem gewiß; allein diese Sittlichkeit hat ihre Bedeutung für das Ganze im wesentlichen als Eigentum der einzelnen, die als solche noch lange nicht den Staat bedeuten. Das beweist unter anderem wieder das Beispiel Englands, welches von jeher eine Politik der ruchlosesten Selbst-

sucht befolgt, überall außerhalb seiner Grenzen Aufruhr predigt und schürt und dabei bis in die neueste Zeit gleichwohl von Erfolg zu Erfolg fortgeschritten ist.

Auch mit den Franzosen ist es nicht anders. Was über die angeblichen Folgen ihrer revolutionären Politik herkömmlicherweise gesagt wird, entspricht dem wahren Stande der Dinge wenig. Daß sie als Nation seit 1789 nicht zur Ruhe gekommen sind, trifft zwar zu. Allein diese „Ruhelosigkeit" hat sie nicht gehindert, bis in die neueste Zeit hinein eines der reichsten und mächtigsten Völker der Erde zu bleiben. Der unglückliche Ausgang des Krieges gegen Deutschland hat bei uns vielfach den Glauben an die eigene sittliche Ueberlegenheit erzeugt. Hoffentlich ist sie vorhanden; mit dem Kriegsglücke aber steht sie schwerlich in dem vermuteten Zusammenhang. Müßten wir nicht sonst auch den Siegen, welche Napoleon I. über uns erfochten hat, gleiche Bedeutung zuerkennen? Wem aber ist es je in den Sinn gekommen, das erste Kaiserreich für ein Muster der Moral zu halten? Und so ließen sich zahllose Beispiele anführen, die bekunden: daß der Staat weit mehr durch die Macht des Willens und des Geistes groß wird, im Sinne der Welt, als durch die sittlich lobenswerten Ziele, denen wir ihn etwa nachgehen sehen.

Was aber auf den Staat im allgemeinen paßt, das gilt auch von dem deutschen Staat; denn auch dieser ist das Gebilde des sündigen Menschengeistes und es kommt ihm keine Ausnahmsstellung zu. Deshalb darf man auch keine über das Maß des Menschlichen hinausgehenden Leistungen von ihm verlangen, noch seine Geschicke hienieden von denselben abhängig machen. Der deutsche Staat wird trotz der „Schuld" von 1866 und unbeschadet der durch dieselbe bedingten persönlichen Verantwortlichkeit das sein, was der kraftvolle Wille seiner Bürger aus ihm macht. Daß hierzu auch die private Sittlichkeit der einzelnen gehört, wurde schon gesagt; schwerer noch aber wiegen, das sei hier wiederholt, diejenigen Eigenschaften, die den Menschen nach Aristoteles zu einem „politischen Wesen" gestalten; dieselben, die auch für den großen Kaufmann bezeichnend sind, der mit entschlossenem Wagemut gepaarte weite Sinn, der den kleinen Vorteil zu gunsten des großen zu opfern weiß und nie vergißt, daß das persönliche Interesse nur dann gewahrt bleiben kann, wenn es sich mit dem allgemeinen deckt. In hervorragendem Maße ist dies ein Talent der Juden; wie es wirkt lehrt die Thatsache, daß es eine „Judenfrage" gibt, und daß diese Frage in immer umfassenderem Sinne zur sozialen Frage zu werden verspricht, d. h. daß die europäischen Kulturvölker von der Gefahr bedroht sind, durch eine kleine Minderheit von Fremdlingen Zustände herbeigeführt zu sehen, die für sie die sichere Proletarisierung bedeuten.

Auf diese Verhältnisse, insoweit sie die Deutschen im besonderen angehen, kommen wir zurück. Hier haben wir es mit dem im bisherigen Gang seiner geschichtlichen Entwickelung bezeugten Mangel der genannten Eigenschaften bei unserem Volke zu thun.

Wie sich die Thatsache äußert, wurde im allgemeinen schon berührt. Es erübrigt uns, auf die einzelnen Erscheinungsformen näher einzugehen.

Wir nennen uns jetzt gern das „erste Volk der Welt". Vor fünfzig Jahren durfte der Semit Börne es wagen, uns eine „Nation von Bedienten" zu heißen; wir aber klatschten Beifall dazu und waren „gerührt", wenn er die Franzosen, die wir zwanzig Jahre zuvor bei Waterloo besiegt hatten, in den Mittelpunkt der Kulturentwickelung stellte und ihre Freiheit „die Freiheit aller Völker" nannte. Noch immer freilich darf dieser Pamphletist ohne nationales Ehrgefühl in unserer Litteraturgeschichte eine Stelle behaupten, die besseren Männern versagt geblieben ist; wenn er jedoch heute aus seinem Grabe erstände, um uns dasselbe zu sagen, was er uns vor einem halben Jahrhundert gesagt hat, so würde er es nicht weiter bringen als zu einem Platz neben Oskar Blumenthal und Siegmund Haber.

Mit bloßen Worten ist bei alledem wenig gethan. Aber auch auf Thaten können wir jetzt verweisen. Drei siegreiche Kriege liegen hinter uns. Auf Tage beispiellosen

Erfolges blicken wir zurück. Auch 1815 aber durften wir uns großer Dinge rühmen. Haben wir darum verstanden, unsere Stellung im Rat der Völker zu behaupten? Zu keiner Zeit ist Deutschland in den Augen des Auslandes nicht nur, sondern auch in seinen eigenen kleiner gewesen, als in den fünfzig Jahren, die zwischen dem Wiener Kongreß und dem Prager Frieden lagen; nie hat die Vergötterung des Fremden widerspruchsloser geherrscht, als zu einer Zeit, in welche der größte Dichter des Jahrhunderts, einer der ersten aller Zeiten, hineinragte, die Karl von Stein teilweise mit erlebte, da die deutsche Wissenschaft unter der Führung der beiden Humboldt, der Brüder Grimm, Savignys, Bopps und zahlloser anderer ihren unbestrittenen Platz behauptete. Trotz alledem hielten wir uns selbst für nichts, darum thaten es auch die anderen. Nur deshalb in der That; das lehrt das Beispiel Italiens, das sich in schlimmerer Lage befand als wir und doch nie verachtet worden ist, weil es sich selbst nie verachtet hat.

Zweierlei freilich ist ihm dabei zu Hilfe gekommen, der ideale Abglanz eines Kunstzeitalters ohnegleichen, der dem Lande auch dann noch die Bewunderung aller Gebildeten sicherte, als dieser Glanz schon längst erloschen, und die weltgeschichtliche Thatsache, daß Italien ungeachtet seiner politischen Zerrissenheit und Ohnmacht der Mittelpunkt der katholischen Welthierarchie geblieben war. Beides im Bunde mit einer wundervollen Natur, mit Erinnerungen, die in die Jahrtausende zurückreichen und uns die großartigsten Ereignisse der Weltgeschichte ins Gedächtnis zurückrufen, mußte den Eindruck lebendig erhalten, daß man es hier trotz alledem mit einem Kulturvolk ersten Ranges zu thun hatte. Dieser Eindruck seinerseits, wie gesagt, konnte nicht verfehlen, das Selbstgefühl der Italiener auch in den Tagen schwerster Prüfung und Demütigung aufrecht erhalten zu helfen.

Uns blieb diese Gunst versagt. Weit entfernt, der Außenwelt gleich Italien als Hüter und Bewahrer der höchsten Bildungsgüter der Menschheit zu gelten, wurde Deutschland, obwohl es Männer wie die oben genannten in nicht geringer Zahl erzeugte, von den Fremden weit eher als Sitz der Unkultur und Barbarei betrachtet, seiner Armut und seiner wenig empfehlenden Formen wegen über die Achsel angesehen, um seiner trotz Leipzig und Waterloo fortdauernden politischen Ohnmacht willen verachtet. Von außen also geschah nichts, um uns die Wiedererhebung in unseren eigenen Augen zu erleichtern. Konnte es da wunder nehmen, daß die furchtbare politische Enttäuschung, wie sie uns nach den Befreiungskriegen zu teil wurde, auf den kurzen Aufschwung nationalen Selbstgefühls, der jene Tage erhellte, ein langdauernder Rückfall in die alte Zaghaftigkeit und Schüchternheit unseres, seit dem dreißigjährigen Kriege angeerbten Wesens folgte?

Die Frage ist nun, ob sich die Dinge jetzt, wo wir den nationalen Staat besitzen, wo diesem Staat und seinen Trägern vom Auslande, wenn auch keineswegs Liebe, so doch Ehrerbietung und Furcht entgegengebracht werden, wesentlich günstiger zu gestalten versprechen.

Für die Zukunft hoffen wir es, wie gesagt; in der Gegenwart indessen, auch das muß wiederholt werden, bleibt noch viel zu wünschen übrig; sobald wir nämlich von bloß subjektiven Kundgebungen absehen, wie sie die gehobene Stimmung festlicher Gelegenheiten erklärlich macht, und unser Augenmerk den konkreten Aeußerungen des nationalen Daseins zuwenden, die dazu angethan sind, die Opferwilligkeit des einzelnen wie der Parteien zu zeigen.

Was uns hierbei vor allem auffällt, ist die verhältnismäßige Stumpfheit und Gleichgültigkeit, welche die Nation sogar ihren nächsten Interessen auf fast allen Gebieten entgegen bringt, und die sich bis vor nicht langer Zeit sogar auf die Fragen der äußeren Sicherheit und Ehre des Reiches erstreckten.

In den zwanzig Jahren, seit das allgemeine Stimmrecht berufen ist, über die Geschicke der Nation zu entscheiden, haben diese im eigentlichen Sinne des Wortes

nationalen Fragen im Grunde nur zweimal eine entscheidende Rolle gespielt; 1871, unmittelbar nach Begründung des Reiches, und dann wieder 1887, wo es galt, die Heeresverstärkung durchzusetzen und damit den schwer bedrohten Frieden der Welt sicher zu stellen. Bei allen übrigen Wahlen zum Reichstage haben Momente anderer Art ausschlaggebend im Vordergrunde gestanden. 1874 war es die Kulturkampfströmung, die alles beherrschte, obwohl dieser Kampf weniger vom Reiche geführt wurde, als von Preußen; 1877 und 78 stand die Furcht vor der Sozialdemokratie obenan; 1881 graute den Wählern vor den Opfern der Sozialreform und dem Tabaksmonopol, während 1884 die fortschrittlich-ultramontane Abneigung gegen die Reichspolitik als solche entscheidend war; und das, obwohl es für die Führer der Parteien wenigstens nie ein Geheimnis gewesen ist, daß das Reich während dieses ganzen Zeitraumes von sechzehn Jahren ununterbrochen in der Gefahr geschwebt hat, von seinen Nachbarn angegriffen und in seinen Grundlagen erschüttert, wenn nicht vernichtet zu werden. Im Jahre 1887 trat diese Gefahr so grell zutage, daß die Reichstagswahlen vom 21. Februar d. J. in der That unter ihrem Zeichen standen und endlich eine nationale Mehrheit brachten. Dieser Erfolg ist viel bejubelt worden; unseres Erachtens jedoch mehr, als er verdient. Die nationalen Gesichtspunkte haben zwar gesiegt, allein dieser Sieg ist, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, kein imponierender gewesen. Fast die Hälfte der Wählerschaft, ja wenn man die nicht deutschen oder nicht deutsch gesinnten Elemente hinzuzählt, sogar mehr als die Hälfte derselben, hat sich gegen die, auf den Schutz und die Sicherheit des Reiches gerichtete Politik des Fürsten Bismarck erklärt; für die Ultramontanen sowohl, als für die Freisinnigen und Sozialdemokraten sind teils völlig fremdartige Gesichtspunkte, teils sogar unmittelbare Feindseligkeit gegen das Reich und seinen Bestand maßgebend gewesen; von den Polen, Welfen, Elsaß-Lothringern, Dänen u. s. w. versteht sich dies ohnehin von selbst.

Bei einer geographischen Lage wie die unsrige, bei dem furchtbaren Haß, der uns von allen Seiten bedroht, und dessen Ausbruch diesmal unmittelbar bevorzustehen schien, ist dies eine Thatsache, die in der Geschichte beispiellos dastehen dürfte; wenn der Erfolg gleichwohl in allen Tonarten gepriesen worden ist, so können wir darin nichts anderes erblicken, als ein Zeugnis mehr für unsere bekannte Bescheidenheit in nationalen Dingen, die schon hoch aufjauchzt, weil wir eben knapp am Abgrunde vorüber gekommen sind. Es ist ja wahr, daß geschehen ist, was die nationale Politik verlangte. Bei alledem kann es aber nicht gleichgültig erscheinen, ob in einer Lage, wie diese war, sieben Millionen Wähler hinter der Reichspolitik stehen, oder nur drei.

In noch höherem Grade macht sich diese kühle, passive Anschauungsweise solchen Erscheinungen unseres öffentlichen Lebens gegenüber bemerkbar, welche sich ihrem ganzen Wesen nach weniger dazu eignen, das Verständnis und Interesse der Menge anzuziehen. Noch immer ist viel von der „Begeisterung“ die Rede, welche unsere kolonialpolitischen Unternehmungen angeblich in den weitesten Kreisen hervorgerufen haben. Wie verhält es sich nun aber in Wirklichkeit damit? So, daß wir uns ohne das thatkräftige Vorgehen des Reichskanzlers noch heute mitten in dem Stadium der theoretischen Erörterungen befinden würden, die uns in der Zeit unserer politischen Machtlosigkeit zur zweiten Natur geworden sind. Die Besitzergreifungen des Jahres 1884 sind im ersten Augenblick allerdings mit Freude begrüßt worden; schon damals aber hat es an ätzender Kritik und selbst an heftigem Widerstande nicht gefehlt; die notwendigen Bewilligungen konnten im Reichstage nur mit Mühe durchgesetzt werden, und die Zahl derjenigen, welche sich praktisch für kolonialpolitische Dinge interessieren, ist bis zu diesem Augenblick sehr gering. Wenn wir sämtliche Mitglieder kolonialpolitischer Vereinigungen in Deutschland auf etwa 20000 veranschlagen, so bleiben wir damit hinter der Wahrheit kaum zurück; vielleicht schätzen wir sogar zu hoch. Nun frage man sich einmal, wie groß der Bruchteil ist, den diese 20000 den 48 Millionen Deutschen gegenüber darstellen.

Noch bezeichnender aber als diese ablehnende Haltung der großen Masse erscheint die Erbitterung — man kann es nicht anders nennen — mit welcher das genialisch kühne Unternehmen des Dr. Karl Peters in Ostafrika von vielen seiner Landsleute gerade deshalb bekämpft worden ist und wird, weil es in nichts an den Charakter akademischer Bedachtsamkeit erinnert, der uns im Gegensatze zu Amerikanern und Engländern eigen ist. Daß ein Deutscher, ohne mit dem Gutachten sämtlicher Fakultäten bewaffnet zu sein, es wagte, die Hand auf ein Stück Land zu legen, welches zweimal so groß als ganz Deutschland ist — das war und ist in den Augen unserer Doktrinäre ein so unerhörtes Beginnen, daß es nicht scharf genug gerügt werden kann. Dr. Peters hat sich durch alle diese Anfeindungen nicht abschrecken lassen, und heute ist es so weit, daß unser Besitz in Ostafrika gesichert scheint. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß dies ohne die kräftige Unterstützung des Fürsten Bismarck trotz alledem nicht gelungen wäre. Die öffentliche Meinung Deutschlands hat keinen Anteil daran; an ihr liegt es nicht, wenn auch die übrigen kolonialpolitischen Unternehmungen ergebnislos im Sande verlaufen. Die „Deutsche Kolonialgesellschaft" mit ihren etwa 20 000 Mitgliedern kämpft zwar, so gut es gehen will, gegen diese apathische Stimmung an, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß sie neuerdings einige praktische Erfolge aufzuweisen hat. Im ganzen und großen, wie gesagt, steht das deutsche Volk aber allen diesen Dingen noch immer wie etwas Fremdem, Unbegreiflichem gegenüber, ja man kann wohl sagen, daß der großen Mehrzahl das Wort Kolonialpolitik nichts als einen leeren Schall bedeutet.

Etwas lebhafterem Interesse vielleicht begegnet gegenwärtig die Erhaltung des Deutschtums im Auslande, wie sie sich der „Allgemeine deutsche Schulverein", über dessen Wirken diese Zeitschrift im vorigen Hefte ausführliche Mitteilungen brachte, seit sieben Jahren zur Aufgabe macht. Wenn es einem Verein in Deutschland gelungen ist, in dieser Zeit etwa 35 000 Mitglieder um seine Fahne zu vereinigen, so darf er nach unseren Begriffen von einem Erfolge reden. Wie geringwertig ist aber dieser Erfolg, wenn man ihn mit der Größe des Zieles vergleicht, welches sich der „Allgemeine deutsche Schulverein" vorgesteckt hat! In der That, was will es bedeuten, wenn sich 35 000 Deutsche mit einem Durchschnittsbeitrag von etwa 3 Mark jährlich einer todfeindlichen Welt entgegen werfen, welche rings an unseren Grenzen und weit außerhalb derselben, wo sie immer kann, bestrebt ist, die deutschen Kulturmittelpunkte zu vernichten, welche teils das Mittelalter übrig gelassen, teils die Gegenwart geschaffen hat! Selbst im Vergleich mit den entsprechenden Bestrebungen in West-Oesterreich erscheint das in Deutschland Geleistete gering. Während sieben bis acht Millionen Deutsch-Oesterreicher gegenwärtig durch etwa 120 000 Mitglieder des österreichischen Schulvereins vertreten sind, und außerdem noch eine Menge Verbindungen ähnlicher Art bestehen, interessieren sich im großen Deutschen Reiche mit seinen 48 Millionen Einwohnern bis jetzt, wie gesagt, nur etwa 35 000 Personen dafür, daß das Deutschtum außerhalb unserer Grenzen der Vernichtung entgehe. So schwach entwickelt ist das Verständnis für die Tragweite des Kampfes, den das Ausland, insbesondere so weit es slawisch ist, gegen uns unternommen hat, so wenig begreift man, daß es sich bei diesem Kampfe lediglich um die Eroberung der Außenwerke handelt, auf deren Besitz niemand viel Gewicht legen würde, wenn man sich mit der Zeit nicht auch der Festung selbst zu bemächtigen hoffte. Jahrhunderte lang, bis zur Wiedererstehung des Reiches, sind jene Außenwerke völlig unbelästigt geblieben. Dieselbe deutsche Sprache, die heute mit Feuer und Schwert verfolgt wird, ist ihres großartigen Kulturwertes wegen in mehr als einem nichtdeutschen Lande nicht nur privatim, sondern selbst amtlich als Verkehrsmittel benutzt worden. Erst die Furcht vor der politischen Größe Deutschlands hat den Haß gegen seine Sprache und Gesittung groß gezogen, dem wir heute überall begegnen. Deutschland, die „fromme Kinderstube", ahnt in seiner Gesamtheit aber noch immer nichts von diesem Standpunkt der „römischen Mördergrube", könnte es sonst so träumerisch zusehen, wie seine höchsten Güter angefochten werden? Von der fünfzigjährigen Waffenrüstung,

welche Graf Moltke im Reichstage 1874 für notwendig erklärt hat, ist zwar unendlich viel die Rede; nur wenige indessen haben den Sinn jenes Wortes verstanden, welches die Gesinnung des Auslandes uns gegenüber in äußerst abgeschwächter Form widerspiegelt. Auf die Macht der Gewöhnung, auf welche der große Feldherr anspielt, möchten wir unsererseits uns nicht verlassen; einen Entscheidungskampf vielmehr sehen wir voraus, von dessen Ausgang es abhängen wird, ob die europäische Welt das neue Deutschland duldet oder nicht. Wann dieser Entscheidungskampf eintreten wird, kann niemand wissen, daß er aber kommen muß, ist klar, weil alle die Anstrengungen zur Vernichtung des Deutschtums, deren Zeugen wir sind, nur unter der Voraussetzung einen Sinn und Zweck haben, daß die deutsche Nation auch in ihrer politischen Verkörperung getroffen wird. Nur in ihrem politischen, d. h. äußerlichen Uebergewicht weiß die fremde Welt in ihrer grenzenlosen Oberflächlichkeit eine drohende Gefahr für ihr eigenes Wesen und dessen Selbständigkeit zu erblicken: gegen die geistige Herrschaft Deutschlands, so lange dieselbe nur geräuschlos und unmerklich auftritt, hat diese Welt, insbesondere die slawische, wenig einzuwenden. Während sie zu Hause bei sich das Deutsche auszurotten bestrebt ist, hat ihre Jugend, die tschechische allein vielleicht ausgenommen, nicht aufgehört, an deutschen Lehranstalten die Bildung zu suchen, die sie daheim nicht findet. Der einzelne will eben für sich nicht auf das verzichten, was er vom Standpunkt des Ganzen für verabscheuungswürdig zu halten verpflichtet ist.

Daß sich hierin eine unfreiwillige Huldigung gegen den deutschen Geist und die deutsche Gesittung erkennen läßt, wird niemand leugnen. Dies berechtigt die deutsche Gemütlichkeit indessen nicht, in der schlaffen Gleichgültigkeit gegen die Geltendmachung nationaler Interessen zu verharren, die heute noch für sie bezeichnend ist. So weit geht die stille Anerkennung der Fremden für unsere geistige Lebensfähigkeit eben doch nicht, daß sie auch nur einen Augenblick zögern sollten, die Quelle zu verschütten, aus der sie heute noch zu schöpfen pflegen. Die Gelegenheit braucht sich nur zu bieten, und wie ein Mann werden sie über uns herfallen, um die Zerstörungsarbeit zu vollenden.

Dem gegenüber genügt es aber nicht, daß wir, wie beschränkterweise vielfach angenommen wird, bloß militärisch gerüstet sind. Unendlich viel liegt auch an dem geistig-sittlichen Selbstvertrauen, an dem tapferen Bekenntnis zu uns selbst und zu den Eigenheiten unseres Wesens, mit dem wir auf den Weltenschauplatz treten und uns Raum verschaffen müssen. Die bloße innere Ueberlegenheit, das wurde schon gesagt, wenn sie nicht von äußerem Selbstgefühl begleitet ist, bleibt unverstanden, und wird von der Masse der Menschen stets verlacht. Als einzelne mögen wir dieses kindische Urteil verlachen, als Nation haben wir kein Recht dazu, weil die Meinung unserer Nachbarn von uns nicht nur für unsere äußere Sicherheit von Bedeutung ist, sondern auch in politischer, wirtschaftlicher und sozialer Beziehung unberechenbare Tragweite besitzt.

Nicht zum wenigsten kämpfen wir hier auch gegen die nationale Lauheit auch auf geschäftlichem Gebiete, wie sie sich, manches unverkennbaren Fortschritts ungeachtet, noch immer geltend macht. Der deutsche Verkehr und der deutsche Gewerbfleiß streben danach, die Welt zu erobern; nach wie vor aber fehlt viel daran, daß sie dabei von den großen Gesichtspunkten ausgehen, die für unsere, im „Kampf ums Dasein“ erfahreneren Nachbarn maßgebend sind. Es zeigt sich dies vor allem darin, daß man zwar nach möglichst großem Absatz trachtet, nicht immer aber den gehörigen Wert darauf zu legen versteht, daß die Erzeugnisse Deutschlands auch unter deutscher Flagge segeln, obwohl es klar ist, daß Deutschland als Gesamtheit sich nur unter dieser Voraussetzung den Weltmarkt dauernd zu sichern vermag, während anderenfalls für dieselben Mitbewerber Reklame gemacht wird, mit denen man im erbittertsten Kampfe liegt. Die deutschen Kaufleute im Auslande, insbesondere die in Südamerika, Australien, Ostasien u. s. w., kümmern sich zum Teil noch immer nicht darum, wo die Ware herkommt, mit der sie Geschäfte machen, und treten so, wie gesagt, als Vorkämpfer fremder Interessen auf,

wo sie für Deutschland zu wirken berufen sind. Die Fabrikanten daheim aber machen es nicht besser, wenn sie ihre Erzeugnisse den Bestellern zu Gefallen mit englischer oder französischer Marke versehen. Wenn es in dieser Hinsicht neuerdings besser geworden ist, so ist das leider nicht ausschließlich auf Rechnung des deutschen Nationalgefühls zu setzen, sondern hängt zum Teil mit strengen Maßnahmen der französischen und englischen Regierung zusammen, welche die Einfuhr ausländischer Waren erschweren.

Noch vieles ließe sich in diesem Zusammenhang sagen; wir beschränken uns jedoch darauf, an die schwammige Gleichgültigkeit zu erinnern, mit der sich das deutsche Volk, so weit es Kapitalbesitzer ist, von seiner „patriotischen" Börse alle erdenklichen ausländischen Werte aufschwatzen läßt, während für Unternehmungen von nationalem Interesse oft genug selbst dann kein Geld vorhanden ist, wenn die Rentabilität dieser Unternehmungen kaum zweifelhaft erscheint. So plagen wir uns seit Jahren mit stümperhaften Versuchen, die deutsche Hochseefischerei zu heben, weil der geringfügige Reichszuschuß von 200 000 Mark hierbei selbstverständlich kaum ins Gewicht fallen kann, der deutsche Kapitalist aber viel zu „besonnen" ist, um sein gutes Geld in die Nordsee zu werfen. Dies hält ihn indessen nicht ab, Rothschild und Bleichröder auf den Leim zu gehen, wenn es diesen feinfühligen Hütern deutscher Ehre paßt, für russische Anlagewerte in einem Augenblicke Propaganda zu machen, wo in Rußland gegen alles Deutsche förmlich gewütet wird und einstweilen, wenigstens auf wirtschaftlichem Gebiet, ein Krieg gegen uns im Gange ist, wie er rücksichts- und erbarmungsloser nicht gedacht werden kann. Es ist ja wahr, daß ein Teil der deutschen Presse sich endlich zu einem kräftigen Widerspruch gegen dieses würdelose Treiben aufgerafft hat; schon die bloße Thatsache aber, daß das internationale Judentum es angesichts des Ukases über den Erwerb von Grundbesitz durch Ausländer hat wagen dürfen, dem deutschen Publikum russische Papiere zur Umwandelung anzubieten, ist eine Schmach, die jede andere Nation als solche tief empfunden haben würde, während es sich bei uns höchstens darum handelt, ob sich der Philister durch die Warnung vor der Unsicherheit solcher Anlagen schrecken läßt, oder nicht. So groß ist die Rolle, die das eine Procent mehr, welches ihm Rußland verspricht, in seinen Berechnungen spielt. Engländer und Franzosen, die freilich reicher sind als wir, haben sich die russischen Werte längst vom Halse geschafft; die ersteren, weil sie noch immer zu großen patriotischen Sinn besitzen, um einem geschworenen Feinde die Mittel zur Bekämpfung der eigenen Politik in die Hand zu geben, die anderen, weil sie wirtschaftlich und finanziell zu gut geschult sind, um sich über das Zweifelhafte solcher Anlage nicht klar zu sein, und weil sie ihr Geld überhaupt nicht gern ins Ausland geben, sondern es lieber dem eigenen Staate anvertrauen. Wir dagegen vermochten 1870, trotz aller Begeisterung, nicht einmal die Kriegsanleihe von 100 Millionen Thalern vollständig aufzubringen, und wenn das Reich heute Geld verlangt, so ist von der riesenhaften Ueberzeichnung sicher nicht die Rede, die in fremden Staaten unter solchen Umständen die Regel bildet. Daß hierbei oft viel Schwindel mit im Spiele ist, wissen wir wohl, gestehen aber offen, daß uns dieser Schwindel beinahe lieber ist, als die überkluge Nüchternheit, mit der man in Deutschland zugesteht, daß man zu jedem fremden Lumpen größeres Vertrauen hat, als zum eigenen Reiche. Daß dies ein Beweis von mangelnder Vaterlandsliebe sei, behaupten wir nicht; wohl aber spricht es mehr als alles andere dafür, daß die große Masse des deutschen Volkes noch gar nicht begriffen hat, was es an dem Reich besitzt, und welches die Lebensbedingungen dieses Reiches sind. Mit den Waffen in der Hand ist man bereit, es zu verteidigen; daß es unter den Verhältnissen der Gegenwart damit allein aber nicht gethan ist, sondern daß hier sehr verwickelte Verhältnisse vorliegen, sieht man nicht ein. Unser dreihundertjähriger politischer Dornröschenschlaf ist in seinen Wirkungen noch lange nicht überwunden. Inmitten einer Welt, die alles andere ist, nur nicht naiv, stehen wir mit einer verschlafenen Gutmütigkeit und Harmlosigkeit da, die das spöttische Lächeln der Fremden in weit höherem Grade hervorrufen, als wir ahnen,

weil wir in unserer Vorstellung zwischen der Furcht und Ehrerbietung, welche das Ausland den **Schöpfern des Reiches** widmet, und der geringen Meinung nicht zu unterscheiden wissen, die es von dem **deutschen Volke** hegt.

In der Oeffentlichkeit zwar kommt diese Mißachtung nur selten zum offenen Ausdrucke, weil es unseren Nachbarn in ihre politischen Zukunftspläne paßt, uns als gewaltthätige Räuber und Friedensstörer erscheinen zu lassen, denen man nicht energisch genug auf die Finger klopfen kann. In den privaten Beziehungen des Lebens stellt sich die Sache jedoch ganz anders dar; da versteht es sich auch heute noch von selbst, daß der Deutsche überall der letzte ist. Selbst hinter Dänen, Schweden, Belgiern muß er zurück stehen. In höchst bezeichnender Weise tritt oder trat doch dieses bis vor kurzem in dem Gehaltstarife des freien Kongostaats hervor, der ein für alle mal festsetzte, daß die Engländer am besten zu bezahlen seien und die Deutschen am schlechtesten. Wir haben aber nicht gehört, daß sich letztere hierdurch abhalten ließen, in den Dienst dieses Gemeinwesens zu treten, welches seine „Achtung" vor ihnen in so unzweideutiger Weise kund gibt, und auch die öffentliche Meinung bei uns hat an diesen, wie an vielen anderen Dingen, die ja fast täglich vorkommen, keinerlei Anstoß genommen.

Dieser Stumpfheit gegen die eigene Würde und das eigene Interesse steht eine weitgehende Ueberschätzung des Fremden und die Neigung zur Bewunderung des Ausländischen gegenüber, wenn man sich auch nicht mehr so offenherzig dazu bekennt, wie das vor einem Menschenalter noch ganz selbstverständlich war. Vom täglichen Gebrauch des Französischen zwar haben sich unsere höheren Klassen, ja selbst die Hofkreise, fast ganz befreit; selbst französische Visitenkarten kommen nur noch ausnahmsweise vor, während sie vor etwa 30 Jahren gleich den Briefaufschriften in dieser Sprache noch allgemein gebräuchlich waren. Dagegen gehört es noch immer zum sogenannten „guten Ton," bei festlichen Gelegenheiten französische „ménus" zu brauchen; keinem, der etwas „auf sich hält," kommt es in den Sinn, zum „Mittagessen" einzuladen; es versteht sich von selbst, daß er ein „diner" gibt. Wollte aber vollends jemand davon reden, daß bei Hof „gefrühstückt" wird, so würde das allgemein als eine herabsetzende Bezeichnung empfunden werden; der einzig angemessene Ausdruck ist hier: „déjeuner." Welcher Maler, ja selbst welcher Zahnarzt, und welche Putzmacherin würden sich nicht beleidigt fühlen, wenn man von ihrer „Werkstatt" spräche, statt von ihrem „atelier," und wie lange ist es her, daß in Apothekerkreisen heftig dafür agitiert wurde, die Lehrlinge, die sich durch diesen althergebrachten Namen „erniedrigt" fühlten, in Zukunft entweder „elève" oder „tiro" zu nennen? Der Ausgang dieses Frosch-Mäusekrieges ist uns unbekannt geblieben. Bezeichnend für die Denkart weiter Kreise in den Tagen nationalen Aufschwungs ist er aber immerhin.

Daß die Bestrebungen des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins," der sich die Reinigung der deutschen Ausdrucksweise von unnötigen fremden Bestandteilen zur Aufgabe gemacht hat, unter diesen Umständen eine vergleichsweise sehr laue Aufnahme findet, kann nicht Wunder nehmen. Viel weniger auffallend ist es jedenfalls, daß sich gerade in den Kreisen der Gelehrten und Schriftsteller ein in Ueberklugheit und Rechthaberei wurzelnder Widerstand gegen die Abwendung des alten Schlendrian erhoben hat, wobei mitunter die tollsten Behauptungen zum Vorschein kommen. So versichern Leute, denen die nationale Gesinnung in der Theorie gar nicht „weit genug" gehen kann, daß es ein besonderes Zeichen für die Kraft und Fülle der deutschen Sprache sei, daß sie so viele Fremdworte in sich aufnehmen kann. Nach Heyse sind es volle 90 000; zeitweilig haben sie uns dermaßen überflutet, daß unsere Sprech- und Schreibweise zu einem Kauderwelsch geworden war, aus dem das ursprünglich Deutsche trümmerhaft hervorragte. Und dieses charakterlose Allerweltsgemengsel soll für das Selbstbewußtsein und für die Auffaugungsfähigkeit unseres Wesens sprechen! Jeder Mensch mit gesunden Begriffen hat von jeher das Gegenteil gemeint.

Darin spiegelt sich ja aber eben die jahrhundertelange Verschrobenheit und Ver-

dorbenheit unseres nationalen Lebens in besonders erschreckender Weise, daß selbst diejenigen, die mit dem ehrlichsten Willen von der Welt nationale Ziele verfolgen, in der Praxis gar nicht wissen, wie das anzufangen ist, und auf die verkehrtesten Wege geraten, statt sich zu sagen, wie es die einfachste Erwägung zu lehren scheint, daß national sein nichts anderes heißen kann, als deutsch sein, reden und fühlen, sich gegen das fremdländische Wesen, wie und wo es sich uns aufdrängen will, abwehrend verhalten und ihm gegenüber die Eigenart entschlossen zur Geltung bringen — statt dessen, sagen wir, macht sich so ziemlich ein jeder sein eigenes persönliches Ideal zurecht und hält nur das für national und deutsch, was diesem Ideal entspricht. So kann es denn kommen, daß man z. B. keinen Anstoß daran nimmt, wenn sich in der Hauptstadt des deutschen Reiches das internationale Wesen immer breiter macht, so daß Berlin in manchen seiner Teile fast wie eine französische Stadt aussieht, während man es andererseits mit Entrüstung zurückweist, und als „gefährliche Uebertreibung" bezeichnet, wenn man Leuten begegnet, welche diese fremdländische Verzerrung unseres Wesens für unserer neuen Weltstellung unwürdig ansehen.

(Schluß folgt.)

Zahl und Ziffer.

Von

Abu Kis.

II. Zahlwort.

Bildung der Zahlwörter.

Mit Ausnahme einiger ganz roher, aller Kultur unzugänglicher Stämme haben es alle Völker zu einem Zahlensystem gebracht, und haben dabei auch alle das oben entwickelte Prinzip angewandt. Es herrscht darin eine merkwürdige Uebereinstimmung, die in der Natur der Sache keineswegs begründet war, und die wieder einmal für die Einheit des Menschengeschlechtes zeugt. Daß dabei aber nicht etwa ein allgemeiner Austausch stattgefunden, das beweist nicht nur die erwähnte Verschiedenheit der Grundzahl, sondern vor allem die Verschiedenheit der Zahlwörter, welche so groß ist, daß heutzutage Uebereinstimmung in den Zahlwörtern den Sprachforschern als sicherstes Zeichen der Verwandtschaft zweier Völker gilt.

Sobald eine Vorstellung dem Menschen innerlich klar geworden, findet sie auch einen klaren Ausdruck in der Sprache. Sobald die Zahlenvorstellungen in dem Menschengeiste Klarheit gewonnen, erhielten sie auch einen Ausdruck in der Sprache. Es entstanden Zahlwörter; naturgemäß zuerst, und auch diese nur allmählich, die Einer; an der Spitze erschien die Grundzahl, dann folgten Schritt für Schritt die höheren Zahlen. Bei diesen letzteren galt es, die Zusammensetzung aus Grundzahl und Einern auch sprachlich und grammatikalisch klar zur Geltung kommen zu lassen. Diese Zusammensetzung, sehen wir, kann entweder eine Addition (z. B. $10 + 3 = 13$) oder eine Multiplikation (z. B. $10 . 3 = 30$) sein; beides mußte durch eine bestimmte grammatische Verbindung von Einer und Grundzahl ausgedrückt werden. Dies ist auch bei fast allen Völkern geschehen; ausgenommen sind nur einige wenige, z. B. die Bornu, welche für die Vielfachen der Grundzahl — die Zehner würden wir sagen — spezifische ganz neue Wörter gebildet haben.

Die Art und Weise aber dieser grammatischen Verbindung ist bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden. Wir müssen uns versagen, die ganze, wirklich fast alle Möglichkeiten umfassende Mannigfaltigkeit vorzuführen. Nur einiges Naheliegende wollen wir beispielshalber herausgreifen.

Zunächst also für die Aggregation, d. i. Hinzufügung des Einers zur Grundzahl oder einer Vielfachen derselben.

Die Zahl 18 heißt im

Lateinischen	decem et octo	10 + 8
Griechischen	okto-kai-deka	8 + 10
Französischen	dix-huit	10, 8
Italienischen	dieci-otto	
Deutschen	acht-zehn	8, 10
Englischen	eighteen	
Lateinischen	octo-decim	
Aztekischen	caxtulli-om-ey	15 + 3
Lateinischen	duo-de-viginti	20 — 2
Basbreton	tri-ouec'h	3 . 6
Welschen	deu-naw	2 . 9

Also acht verschiedene Ausdrucksweisen! Unter diesen wird vielleicht am meisten das lateinische duodeviginti, „zwei von zwanzig", auffallen, weil eine solche subtraktive Zahlenbildung heutzutage aus Europa geschwunden ist. Bei den alten Völkern, obenan Griechen und Römer, war sie sehr häufig, ward aber natürlich nur dann angewandt, wenn man beim Zählen dem höheren Zehner näher war als dem niederen, also in der Regel nur bei 18, 28, 38 .... 19, 29, 39 .... Während nun die Römer sagten „eins von dreißig", ganz entsprechend dem „eins und dreißig", so drückten sich die Griechen aus: „30 denen 1 mangelt" oder „30 indem 1 fehlt". Andere Völker haben die Form „der Weggang von 1". In den vigesimalen Systemen werden oft die ungeraden Zehner mit Hilfe dieser Subtraktion ausgedrückt, z. B. $50 = 3 . 20 — 10$.

Interessant sind unsere deutschen Formen elf und zwölf, die sich ja auch sogleich aus der Reihe dreizehn, vierzehn, fünfzehn u. s. f. heraus heben. Im Gotischen lauten jene Formen ain-lif (schweizerisch ein-d-lef, auch im Hochdeutschen häufig ei-lf geschrieben) und tva-lif, und bedeuten s. v. a. „1 bleibt übrig", „2 bleiben", nämlich nach Abzählung der 10 Finger. Auch andere Völker drücken die Addition häufig in ähnlicher Weise durch „übrig sein" aus.

Es ist inkonsequent und zerstört die Gleichmäßigkeit des Ausdrucks, wenn wir Deutschen (teilweise auch die Engländer), die wir doch stets die Tausende vor die Hunderte, die Hunderte vor die Zehner setzen, nun die Zehner nicht auch vor die Einer stellen, sondern acht-und-zwanzig, siebzehn statt zwanzig-acht, zehn-sieben sagen. Es wird das schon mancher, besonders der Geschäftsmann, beim Zahlenlesen und beim Schreiben diktierter Zahlen unangenehm empfunden haben*). Diesem Gebrauch entspricht übrigens die Redeweise: „einige, etliche zwanzig, dreißig" u. s. f., eigentlich „einige und zwanzig". —

Sonst gilt im allgemeinen die Regel: Bei der Addition tritt die kleinere hinter die größere Zahl, bei der Multiplikation vor. Im Chinesischen z. B. heißt 22 eúl-shi-eúl $= 2 \times 10 + 2$. Oft findet sich außer oder statt dieser Unterscheidung durch die bloße Stellung auch ein lautlicher Unterschied, vgl. z. B. unser deutsches vier-zig mit vier-zehn, lateinisch quatuor-decim mit quadra-ginta, griechisch okto-kai-deka mit ogdo-ekonta.

Wie hier im Deutschen, und besonders im Lateinischen und Griechischen, so wird überhaupt bei der Multiplikation die Grundzahl oft genug fast bis zur Unkenntlichkeit mit dem Einer verschmolzen. Die multiplikative Verbindung ist eben sehr viel enger als die bloß additive. Manche Sprachen setzen wie bei der Aggregation ein „und" oder „von" oder „über", so bei der Multiplikation ein „mal" zwischen Einer und Grundzahl, z. B. das altfranzösische: tros-fies-vint (trois-fois-vingt). Auch wir Deutschen

*) Jedoch ist ein Anfang zu einer diesbezüglichen Aenderung schon gemacht. In der Geschäftswelt (besonders auf Wechseln und dergl.) bedient man sich bei wörtlicher Wiedergabe der Zahlen fast durchweg der richtigen, der Stellung der Ziffern allein entsprechenden Wortstellung, z. B.: „Dreißig und Neun Mark", oft auch mit Weglassung des Bindewortes.

sagen oft: acht mal hundert Tausend; und im Lateinischen heißt es: bis mille, zweimal Tausend, griechisch tetrakis chilioi, viermal 1000, u. s. f.

Nicht wenige Sprachen betrachten die Grundzahl als ein Substantiv, so daß sie sich dann 40 etwa vorstellen als 4 Dekaden, 4 Zehnmengen. Dieser Anschauung ist u. a. unser deutsches vierzig, fünfzig u. s. f. (zig = dekas) und das französische quatre-vingts entsprungen. Aehnliches findet auch bei den Hundertern statt.

Besonders merkwürdig ist hier die Auffassung der Hebräer: Die Zehner von 30—90 werden durch die Pluralformeln der Einer ausgedrückt, so daß also der dem Plural anhaftende Begriff der unbestimmten Mehrheit hier zu einem ganz bestimmten, nämlich dem der Zehnfachheit wird. Bei 20 dagegen, welches im Hebräischen der Plural von 10 ist, muß der Plural die Zweifachheit ausdrücken. 200 und 2000 sind Dualformen (Dual s. v. a. Zweiheit, wie Plural Mehrheit) von 100 und 1000. Die übrigen hebräischen Zahlwörter sind gewöhnlich gebildet. — In einer anderen semitischen Sprache heißt 10 assir und 20 dann assir assir, was wohl einzig in seiner Art dastehen dürfte.

Benennung der Stufenzahlen.

Allen Völkern war es ein Bedürfnis, die umständliche Bezeichnung der Stufenzahlen, wie 10 mal 10, 10 mal 10 mal 10 u. s. f., durch einen einfachen Namen zu ersetzen. Ideal wäre hier allerdings gewesen, die Einerzahl, welche angibt, wie oft die Grundzahl mit sich selbst multipliziert ist, auf eine bestimmte Weise mit der Grundzahl zu einer grammatischen Einheit zu verbinden, etwa ähnlich der in der Mathematik üblichen Bezeichnung $10 = 10^1$ (zehn hoch 1) $100 = 10^2$ (zehn aufs Quadrat), $1000 = 10^3$ (zehn zur Dritten) u. s. f. Aber diese für ein Kind zu schwierige Potenzenrechnung vermochten die Völker auf jener Kindheitsstufe, auf welcher sie die Zahlwörter herausbildeten, nicht auszuführen; außerdem kamen sie in jenen Anfangszeiten beim Zählen kaum bis 1000, also zur dritten Zahlenstufe hinauf, daher sie auch keine Uebersicht über die Stufen erlangen konnten. Welche Gegenstände sollten sie auch in einer Menge von Tausend gehabt haben? und wenn sie irgend so viel gehabt hätten, so ging es ihnen damit wie einem Kinde, das ja auch nicht bis tausend zu zählen im stande ist. Es zählt vielleicht bis 100 und noch etwas darüber hinaus, aber dann bricht es plötzlich ungeduldig ermüdet ab und sagt etwa: „und noch viel mehr“. Daß unsere Ahnen thatsächlich nicht bis 1000 gezählt haben, wird hinlänglich bewiesen durch die merkwürdige Thatsache, daß, während alle Zahlwörter von 1 bis 999 in allen Zweigen unseres indogermanischen Sprachstammes der Wurzel nach übereinstimmen, die Zahl Tausend hingegen jedesmal verschieden benannt ist (sanskrit sahasras, lateinisch mille, griechisch chilioi, deutsch tausend rc.). Diese Thatsache lehrt uns, daß die indogermanischen Völker vor ihrer Trennung noch nicht bis tausend zählen konnten, sondern erst nachher, jedes für sich, die Vorstellung dieses Zahlbegriffes und Bildung des Zahlwortes vollzogen haben. Die Ursprache kannte nur eine Stufenzahl, nämlich $100 = 10 \times 10$, und der Name derselben, welcher also in allen indogermanischen Sprachen übereinstimmt (sanskrit çata, lateinisch centum, griechisch hekaton, gotisch hunda, deutsch hundert u. s. f.), wird neuerdings in der Bedeutung „10 Zehner“ erklärt. Die Erklärung der Wörter für 1000 ist bis jetzt nicht gelungen.

Ueber die dritte Stufe (1000) geht die Benennung der Stufenzahlen im Altertume selten hinaus. Die Griechen haben noch für $10^4 = 10\,000$ ein eigenes Wort, nämlich myrioi, mit welchem auch unser Myriaden zusammen hängt. Dies Wort bedeutete ursprünglich „unzählige“ — sehr bezeichnend für den Gesichtskreis der jungen Völker, denen alles, was über die dritte Stufe hinausging, unzählig schien. Aehnlich heißt im Altslawischen tma sowohl 10 000 als „dunkel“ (im Russischen ist nur die letztere

Bedeutung geblieben). Andere Sprachen gebrauchen zur Bezeichnung höherer Stufenzahlen Wörter wie „Menge", „Haufen", „Berg", „Beutel" u. s. f., an und für sich gänzlich unbestimmte Wörter, die nun plötzlich eine ganz bestimmte Zahl bezeichnen müssen. Es ist das ähnlich, wie im Schwarzwald „ein Häufle Nüß" immer 4 Nüsse bedeutet, oder wie im Mittelhochdeutschen eine Rotte immer auf 4 Männer eingeschränkt wird, oder wie wir oben ein Tagewerk, Morgen, Fuß, Elle, Stimmweite rc., an sich alles durchaus nicht fest bestimmte Begriffe zu ganz genau abgegrenzten Maßen werden sahen, und vieles mehr. Findet doch auch das Umgekehrte statt, daß nämlich ein bestimmter Begriff unbestimmt wird; unser deutsches „ein paar" z. B. meint eigentlich nur zwei, und zwar zwei notwendig zusammengehörige, sich ergänzende. Das lateinische sexcenti, „600", wird schlankweg für „unzählig viele" gebraucht. Wenn die Chinesen, um einen Großen des Reiches leben zu lassen, ihm 1000 Jahre wünschen, ja der dem Kaiser allein zukommende Heilruf sich bei ihnen auf 10 000 Jahre erstreckt, so ist das dieselbe Sache. „Saul hat 1000 geschlagen, David aber 10 000" sangen nach 1. Sam. 18, 7 die jüdischen Weiber, ohne natürlich die Erschlagenen gezählt zu haben. „Der Wagen Gottes ist viel Tausend mal Tausend" singt der Dichter in Psalm 68, 18. „Tausend mal Tausend dieneten ihm, und Zehntausend mal Zehntausend standen vor ihm" sagt Daniel (7, 10), um die unzählbare Menge der dienstbaren Geister Gottes zum Ausdruck zu bringen; und „siehe ich habe in meiner Armut verschafft zum Hause des Herrn hundert Tausend Zentner Goldes (!) und Tausend mal Tausend Zentner Silbers (!), dazu Erz und Eisen ohne Zahl ....." sagt David nach 1. Chron. 23, 14, selbstverständlich ohne die Absicht, eine Zahlenangabe zu machen. Das sind eben lauter Beispiele für die Entschränkung eines fest begrenzten Begriffes. Doch dies nur beiläufig.

Nachdem die Bildung der Zahlwörter und Benennung der Stufenzahlen abgeschlossen war, stellte sich heraus, daß die höheren Stufenzahlen namenlos geblieben waren. Man half sich dann meist so, daß man sie auf diejenigen zurückbezog, für welche man ein Wort und also auch eine klare Vorstellung hatte, d. h. man drückte sie durch Multiplikation der höchsten benannten Stufenzahl mit einer anderen aus; z. B. $100\,000 = 10 \times 10\,000$ (dekákis myrioi oder deka myriades) und $1\,000\,000 = 100 \times 10\,000$ bei den Griechen, aber $= 10 \,.\, 100 \,.\, 1000$ bei den Römern (decies centena milia). Wir Deutschen, die wir es in der einfachen Benennung nicht weiter als bis „tausend" gebracht, müssen ebenso wie die Römer „zehn Tausend" und „hundert Tausend" sagen; ja Adam Riese mußte sich sogar mit „tausend Tausend" behelfen. Für diesen letzteren, einer größeren Zahlenbezeichnung höchst hinderlichen, schleppenden Ausdruck hat sich der deutsche Michel im 16. oder 17. Jahrhundert endlich von den romanischen Völkern ein eigenes Wort, das Substantiv Million erborgt, welches früher in Italien ein konkretes Maß für 10 Tonnen Goldes gewesen war, vom Ende des 16. Jahrhunderts an dort aber auch als abstraktes Zahlwort verwandt ward. Billion, Trillion u. s. f., sprachliche Mißgeburten, die jeden des Lateins Kundigen mit Schaudern erfüllen, sind am Anfang des 17. Jahrhunderts erfunden und verdanken ihre Verbreitung den Mathematikern und Astronomen, welche sie im vorigen Jahrhundert häufig anwandten. Das Wort Milliarde für $10^9 = 1\,000\,000\,000$ stammt aus Frankreich, wo es seit einem halben Jahrhundert im Gebrauche ist.

Daß uns für so viele Stufenzahlen die Namen fehlen, ist ein großer Mangel, unter welchem die Klarheit der Vorstellung, Durchsichtigkeit des Ausdrucks, Reinheit des Systems ganz außerordentlich leidet. Wieviel schon ein einziger Name ausmachen kann, möge nachstehendes Beispiel zeigen:

Adam Riese, der das Wort Million noch nicht kannte, mußte die Zahl 86789325178 folgendermaßen abteilen und lesen:

86. 7. 89. 3. 25. 178. Sechs und achtzig tausent, tausent mal tausendt, sieben-

hundert tausendt mal tausendt, neun unnd achtzig tausendmal tausend, dreihundert tausent, fünff unnd zwantzig tausend, ein hundert acht und siebentzig. — —

Der Leser urteile selbst, ob das System heißt!

Heutzutage teilen wir ab und sprechen:

86 787 325 178. Sechs und achtzig Milliarden, sieben hundert sieben und achtzig Millionen, dreihundert fünf und zwanzig tausend, ein hundert acht und siebzig.

Der Inder dagegen braucht gar nicht erst abzuteilen, sondern liest sofort: 8 kharva, 6 padna, 7 vyarbuda, 8 kôti, 9 prayuta, 3 laksha, 2 ayuta, 5 sahasra, 1 çata, 7 daçan, 8.

Die arischen Inder sind nämlich das einzige Volk, welches jeder Stufenzahl einen eigenen Namen gegeben hat. Die Inder haben demnach das konsequenteste Dezimalsystem der Welt; ein Umstand, der ihnen das Rechnen mit großen Zahlen stets bedeutend erleichtert hat und der ihnen auch wohl ihre großartigste Erfindung, die Erfindung des Ziffersystems, von der wir später noch handeln werden, nahegelegt haben mag. Die Einfachheit ihrer Bezeichnung geht so weit, daß sie bis 10^{17} die Stufenzahlen benannt haben; und zwar sind diese Namen in dem Maße Eigentum des Volkes geworden, daß sie selbst in der Poesie verwendbar sind — was man doch von unserer „Million" noch kaum behaupten kann. — Natürlich ging diese Menge von Namen bei den Indern über alle Bedürfnisse hinaus; sie ist ein geistiger Luxus, der sich nur erklären läßt aus dem Formalismus der Inder und ihrer Neigung zum Ungeheuren. Ihre Gelehrten haben noch weit über die 17. Stufe hinaus Namen gebildet. Schon ein arabischer Weiser nennt das „nichts als eine zwecklose Uebertreibung der Pedanten"; wie sehr es aber dem indischen Hang zum Phantastischen und Unendlichen entspricht, sieht man daraus, daß in dem uralten Nationalepos Mahâbhârata ein König seinen Reichtum auf genau 10 000 Millionen angibt (10^{10}), und in einem anderen Epos, dem Râmâyana, der Affenfürst seinem Feinde 10 000 Sexillionen, also 10^{40} Affen im Kampfe gegenüberstellt. In späterer Zeit hat man in buddhistischen Schriften noch Namen gebildet für Zahlen, die es nie möglich gewesen wäre auszusprechen, wenn einer auch hundert Jahre alt würde, z. B. für (10^7) hoch 2^{128}, eine Zahl, bei der die Anzahl der Ziffern, mit denen sie zu schreiben wäre, selbst durch eine etwa 40stellige Zahl angegeben wird!! Diese Ueberspanntheit wird allerdings dadurch gemildert, daß die Inder die Zahlen in religiöse Beziehung setzten, daher auch Buddha selbst sehr viele Unthaten in Zahlenbenennung und Rechnung zugeschrieben werden. Zweck ist, wie es scheint, das Unendliche zur Anschauung zu bringen; und in der That läßt sich durch große Zahlen eine Vorstellung des Endlosen erwecken.

Auch die Semiten suchten in der Zahl geheimnisvolle Beziehungen; aber zur Vorstellung des Unendlichen weisen sie lieber auf die Sterne am Himmel (1. Mose 15, 5; 22, 17; Psalm 147, 4 u. ö.), den Sand am Meere (1. Mose 22, u. ö.), den Staub auf Erden (1. Mose 13, 16; 28, 14; 4. Mose 23, 10 u. ö.), die Haare auf dem Haupte (Matth. 10, 30 u. ö.). Den Indern konnte dies schon deshalb nicht genügen, weil Buddha ja den Sand am Meere längst gezählt hatte!

Die verständigen Griechen waren auch in diesem Punkte sehr maßvoll; ihre Zahlenangaben gehen nie über Myriaden von Myriaden (10^8) hinaus, und erst Archimedes schuf in rein wissenschaftlichem Interesse ein System für größere Zahlen.

Ursprung der Zahlwörter.

Die Bildung der einfachen Zahlwörter scheint in die früheste Periode der Sprachbildung zurückzugehen. Denn erstlich weist die Sprachforschung vollständige Uebereinstimmung der Zahlwörter bei Völkern auf, welche seit Jahrtausenden getrennt leben,

z. B. bei Ariern, Persern, Griechen, Römern, Kelten, Germanen und Slawen. Noch heute sind ja die Zahlwörter sämtlicher europäischer Kulturvölker, wie verschieden auch sonst die Sprachen, einander ähnlich. Diese Uebereinstimmung beweist, daß die Zahlwörter schon jener Urzeit angehörten, da sich der indogermanische Sprachstamm noch nicht in so viele Zweige geteilt hatte.

Ein anderer nicht ganz so gewichtiger Beweis für das hohe Alter der Zahlwörter ist, daß es bisher unmöglich war, sie aus anderen Wortstämmen herzuleiten, daß sie also als primäre Bildungen oder Urstämme der Sprache zu betrachten sind. Die Sprachforscher haben freilich, wie aus Verzweiflung über das vergebliche Bemühen, hier einen ganzen Berg von Vermutungen aufgestellt; vor allem suchten sie die Zahlwörter aus den Fürwörtern abzuleiten, aber umsonst — es war unmöglich. Was bisher allein einige Wahrscheinlichkeit für sich hat, ist die Herleitung und Zusammensetzung einiger Einer aus je zwei kleineren Einern, deren Summe sie bilden (z. B. $4 = 2 + 2$, sanskr. katvar 4, dva 2; oder $10 = 8 + 2$, sanskr. dashan 10, asthan 8, oder $8 = 4$ doppelt, sanskr. ashtân ist Dualform ꝛc.). In welcher Weise unser deutsches „Zehn" und „Zehen", das griechische deka und daktylus, das lateinische decem und digitus zusammenhängt, scheint noch nicht ganz klar zu sein.

In den Sprachen der unzivilisierten Völker ist es freilich häufig sehr leicht, den Ursprung und die Bedeutung der Zahlwörter anzugeben, da dieselben dort oft weiter nichts sind als die Namen von Dingen, welche entweder aus einer feststehenden Zahl von Teilen bestehen, oder in einer stets gleichen, bestimmten Anzahl vorkommen. Da heißt z. B. 1 s. v. a. „Stein", 2 „Hand", „Arm", „Auge" oder „Flügel", 3 „Kleeblatt" oder „Finger" (weil 3gelenkig), 4 wird einmal durch Straußenzehen wiedergegeben, nämlich bei einem Indianerstamme, wo nur die amerikanischen Strauße mit 3 Zehen vorn und einer hinten bekannt sind. Ebendort muß Neénhalek, s. v. a. „die schöne Haut", welche sich durch Flecken von fünferlei Farben auszeichnet, die 5 andeuten. Ein anderes Volk hat 4 durch „Meer" ersetzt, weil es glaubte, es gebe nur 4 Meere; inzwischen wird es hoffentlich eines besseren belehrt sein. In einer großen Menge von Sprachen gilt „Hand" für 5; 6 wird einmal bezeichnet als „Hand und Kopf" $(5 + 1)$; die Zahlen von 6—9 überhaupt als 1, 2, 3, 4 an der andern Hand (von der Gewohnheit an den beiden Händen zu zählen). Gesucht muß es erscheinen, wenn sich bei einem asiatischen Volke 5 durch „Sinne" — der Mensch hat 5 Sinne —, 9 durch „Loch" — der menschliche Leib hat 9 Oeffnungen — bezeichnet finden. 10 ist einmal „Berg", oft „2 Hände"; in der Coraſprache „Darreichung der Hände"; „alle Handsöhne" bei den Caraiben, welche sich die Finger als Kinder oder Junge der Hand, die Zehen als solche des Fußes vorstellen. 20 ist bei ihnen „alle Handsöhne und alle Fußsöhne"; anderswo auch „Hände und Füße", oder gar „ein ganzer, fertiger (gewissermaßen fertiggezählter) Mensch"; in vielen Sprachen heißt es einfach „Mensch", so daß 100 dann durch „5 Menschen" bezeichnet wird. Einmal muß „Häuschen" für 20 herhalten; ein andermal wird gesagt „2 volle", nämlich zwei volle Zahlen der einem Menschen zukommenden Finger. Wenn 100 von einem Volke als „die große Zehnerherde" vorgestellt wird, so verrät dieses kühne Bild mindestens Phantasie. Ein anderes Volk begnügt sich dafür „die große Zehn" zu sagen; ähnlich heißt dann 1000 anderwärts „ein großes Hundert", einmal auch „ein volles Zehn" und „ein großes ganzes Zehn". In einigen Vigesimalsystemen sagt man kurz und knapp „50 Menschen" $(20 . 50 = 1000)$. Welche Zahl aber verdient wohl die Bezeichnung „Ebbe und Flut"? Natürlich 200, wie kann man da noch im Zweifel sein! Die Hundert ist wiedergekehrt $(200 = 100 + 100)$ und auch das Meer, das in der Ebbe zurückgetreten, ist in der Flut zurückgekehrt; — so wenigstens will es ein afrikanischer Volksstamm, dessen Wigwams, wie der Leser gewiß bereits erraten hat, von den stahlblauen Fluten des ewig hin- und wiederkehrenden Meeres, weniger aber von der Kultur beleckt sind. — Das indische Zahlwort

für 10 000 Millionen, padma, bedeutet s. v. a. „Lotus", der hier jedenfalls als Symbol der Fruchtbarkeit oder Vielblättrigkeit genommen ist.

In vielen Sprachen leitet sich die Zahlbezeichnung direkt von der Art des Zählens ab. Es konnte ja nicht ausbleiben, daß für ein so häufig sich wiederholendes Geschäft wie das Zählen allmählich eine ganz feste Gewohnheit herausgebildet ward. So erzählt ein Missionar von den afrikanischen Negern: „Sie benutzten die zum Zählen einladenden Gliedmaßen stets in einer bestimmten Ordnung. Sie zählen regelmäßig mit dem Zeigefinger der rechten Hand die Finger der linken, dann mit dem Zeigefinger der linken Hand die Finger der rechten; dabei in beiden Fällen ausnahmslos bei dem kleinen Finger anfangend und mit dem Daumen endigend. Darauf werden ebenso die Füße durchgezählt." — Infolge dessen heißt 1 bei ihnen dondo, von do klein sein, also s. v. a. „Kleinling", „kleiner Finger"; 2 fera, „Genosse, Gefährte, Geselle"; 20 mo-bande von mo Mensch und ban beendigen, also „Ein Mensch beendigt".

Die Zulu beobachten beim Zählen eine andere Gewohnheit und Reihenfolge, und so heißt zwar 5 ebenfalls „die vollendete Hand", 6 jedoch „das Greifen mit dem Daumen", 7 „das Zeigen (mit dem Zeigefinger)", 8 „der große (Finger)" oder „laß zurück 2 Finger", 9 „laß zurück einen Finger". — 11, 12 u. s. f. heißt oft: „Fuß eins, Fuß zwei" u. s. f., weil man jetzt mit dem Fuß zu zählen anhebt — ähnlich wie 6, 7, 8 . . . . häufig durch „eins, zwei, drei . . . . an der anderen Hand" ausgedrückt wird. — Ein heiteres Negervolk sei noch erwähnt, welches nicht genug daran hatte, wie die Karaiben die Finger im allgemeinen als Kinder der Hand darzustellen, sondern ihnen auch im einzelnen nach dem Alter einen Rang zuteilen mußte. Es ist das allerdings eine ganz notwendige Ausmalung des Familienbildes; denn wenn ein Vater mehrere Söhne hat, so unterliegt es keinem Zweifel, daß dieselben verschieden alt sind. So ist denn der Daumen „der älteste Bruder", der kleine Finger „der jüngste Bruder" — ist das nicht niedlich? —, daher auch 1 „der älteste" und 5 „der jüngste" heißt.

Außer diesen gewissermaßen durch die Natur selbst vorgeschriebenen Zahlvorstellungen sind auch manche willkürlich und übereinkünftlich gewählt; z. B. im Sanskrit „Heiliger" für 7, anga d. h. Hilfswissenschaften beim Veda-Studium, für 6, weil es so viele Heilige, so viele Hilfswissenschaften gab. Das klingt nicht anders, als wollten wir nach den bekannten lateinischen Sätzen:

unus est deus — Einer ist Gott,
tres sunt patriarchae — 's gibt drei Patriarchen,
quinque libri Mosis — Fünf Bücher Mosis,
septem sunt artes — Der Künste sind sieben,
octo sunt partes — Acht Teile hat die Rede,
novem Musae — Es sind neun Musen,
duodecim apostoli — Und zwölf Apostel,

die Substantiva statt der betr. Zahlwörter setzen. Wirklich benutzt man in einzelnen schwäbischen Dialekten für eins das Wort Gott, indem man für einzig sagt: „gottig, gotzig, gotteseinzig", so daß in Auerbachs Schwarzw. Dorfgeschichten 1845, I, 250 die Großmutter wünscht: „Ich möchte die Enkel in Amerika nur ein gotzig's Mal sehen."

Abarten der Zahlwörter.

Die bisher besprochenen Zahlwörter hatten den Zweck, der Vorstellung einer Zahlengröße sprachlichen Ausdruck zu geben, d. h. die Frage „Wie viele" zu beantworten. Sie sind die ursprünglichsten aller Zahlwörter, und als solche die „Cardinalia" — dasselbe Wort wie Kardinäle — d. h. die Angelpunkte, um die sich alle anderen Gattungen oder Abarten von Zahlwörtern drehen.

Nachdem man nun feste Vorstellungen der Größe der einzelnen Zahlen gewonnen hatte, ergab sich sehr bald das Bedürfnis, auch den Platz einer Einheit innerhalb einer Mehrheit, das Verhältnis dieser Einheit zu der Gesamtzahl zu bestimmen, d. h. mittels irgend einer sprachlichen Form knapp und präzise der Frage genügen zu können, als die wievielste jede beliebige Einheit beim Zählen der ganzen Menge gezählt sei. Die diesem Bedürfnisse entsprechenden Zahlwörter heißen nun Ordinalia, d. i. Ordnungszahlen, weil sie den Begriff des Ranges und der Ordnung zu dem der Zahl hinzubringen. Diese Ordinalia werden auf gar mannigfaltige Weise von den Kardinalzahlen aus gebildet. Entweder werden letztere mit dem Demonstrativpronomen verbunden, z. B. im Griechischen tos, tri-tos, hek-tos u. s. f.; lateinisch quar-tus, quin-tus, sex-tus u. s. f. (im lateinischen no-nus dürfte der Pronominalstamm na, jener, stecken); deutsch zwei-te, vier-te u. s. f., gewissermaßen „der bei 2, 4", „der Nr. 2", „der 2 hat oder bekommt (beim Zählen)". Oder die Kardinalzahl wird in den Superlativ gesetzt, sie erhält den so und so vielsten Rang unter den übrigen Zahlen, z. B. zwanzig-ste, dreißig-ste u. s. f., vgl. mit erste, schönste; lateinisch sept-imus, dec-imus, quadrages-imus u. s. f., vgl. pri-mus, max-imus; griechisch hekato-stos, chilio-stos, u. s. f., vergl. krati-stos. Bei 2 wird häufig die Komparativform statt des Superlativs gewählt, z. B. im Deutschen anderer, griechisch deu-teros oder he-teros, lateinisch al-ter. Das lateinische secundus, woher auch das französische und englische second, heißt eigentlich „der Folgende". Der Erste wird häufig durch „der Vorderste", „der am Kopf steht", „das Haupt", „der den Anfang macht" u. dgl. wiedergegeben, so im Deutschen, wo „der Erste" desselben Stammes mit „ehe", „eher" ist, im Lateinischen, Griechischen, Hebräischen u. a. m. — Im Avarischen wird die Ordnungszahl merkwürdigerweise durch den Zusatz „sagen werdend" gebildet; wohl so gedacht, „daß, wenn man beim Zählen an diese Einheit kommt, man zu ihrer Bezeichnung in der Zahlreihe 1, 2, 3, 10 .... sagen wird".

Viele Sprachen haben das weitere Bedürfnis gehabt, sog. Zahladverbien aus den Kardinalzahlen zu bilden, welche vor allem bei der Multiplikation Verwendung finden. Dies Bedürfnis ging hervor aus grammatischer Konsequenz, welche verlangt, daß die nähere Bestimmung (das Adjekt) zu einem Adjektiv nicht wieder ein Adjektiv, sondern ein Adverb sei. Man kann im Französischen nicht sagen formidable grand, sondern nur formidablement grand; ebenso hielt man es auch für unrichtig, zwei Zahladjektiva einfach nebeneinander zu stellen, daher man denn das erstere zum Adverb machte. Sechs mal acht heißt lateinisch sex-ies octo, griechisch hex-akis okto. Auch andere Sprachen haben solche Multiplikativa. Dagegen wir Deutschen, Engländer und Franzosen begnügen uns damit, ein „Abschnitt" bedeutendes Wort zwischen die beiden zu multiplizierenden Zahlen zu setzen, sei es „Mal", sei es „fois", sei es „time".*) 3 mal 6 wird nun ungefähr so gedacht: „Es wird so oft bis 6 gezählt und bei 6 angelangt, ein Mal, ein Zeichen gemacht, daß im ganzen 3 Male nötig sind." Der Engländer meint mit seinem three times six „3 Zeitabschnitte, in deren jedem man bis 6 zählt."

Distributiva oder Einteilungszahlen haben am richtigsten und vollständigsten die Römer ausgebildet, singuli bini terni quaterni u. s. w., während wir Deutschen, abgesehen von der Distributivzahl „einzeln" dem Bedürfnis entweder durch „je 2, je 3 ....", oder durch „2 und 2, 3 und 3 ...." genügen. Auch die Griechen und alle modernen Völker geben sich mit einer solchen oder ähnlichen, zusammengesetzten Ausdrucksweise zufrieden.

Von anderen Bildungen, die als Abarten der Zahlwörter zu bezeichnen sind, erwähnen wir nur noch folgende: 1) Die in einigen Sprachen vorkommenden Zahlsub-

*) Das deutsche einst, welches sich zu jetzt verhält wie einmal zu jemals, und das veraltete zwier, zweimal, sowie das englische once, twice, trice, tence sind unsere einzig übriggebliebenen Zahladverbia.

stantiva, wie im Griechischen monas, trias, tetras, dekas, myrias u. s. f., woher unsere Fremdwörter: Monade, Dekade, Myriade, Trias u. s. f. Die deutschen Wörter Einheit, Zweiheit sind ebenfalls Zahlsubstantiva. — 2) Die Zusammensetzung der Ordnungszahl mit dem Stamme von „selbst“ (griechisch auto), um auszudrücken, wie viele mit einem zusammen etwas thun, z. B. wir gingen selbviert (indem ich selbst der vierte war), sie wandelten selb-ander u. s. f. (griechisch auto-pemptos). — 3) Zusammensetzungen wie dreifach, dreifältig, dreierlei, lateinisch duplus (woher unser deutsches doppelt), duplex, griechisch dicha, tricha u. s. f., deren es unzählige gibt, freilich meist nur für die niederen, gewöhnlichsten Zahlen. —

Die grammatische Beziehung der Zahlwörter.

Ueber die vielen verschiedenen Arten der grammatischen Beziehung der Zahlwörter zu dem gezählten Gegenstande wollen wir nur kurz hinweggehen. Am häufigsten ist das Zahlwort ein Adjektiv der Bedeutung: die und die Zahl enthaltend (entsprechend etwa der Ausdrucksweise „1 Fuß lang“, d. h. 1 Fuß Länge habend), und wird dann natürlich auch behandelt ganz wie ein Adjektiv: es richtet sich in Geschlecht und Kasus nach seinem Substantiv, — wenn es nicht, wie oft der Fall, indeklinabel ist. Im Lateinischen und Griechischen sind einige Einer, sowie die Hunderter, Tausender und Zehntausender flexionsfähig. Auch das Deutsche konnte früher sogar die sämtlichen Einer nach Geschlecht und Kasusform abwandeln; da gab es nicht nur „einer, eine, eines“, sondern auch noch „zwo, zween, zwei“ (alte Dualform in drei Geschlechtern), Genetiv zweier, Dativ zweien, u. s. f.; heutzutage aber sind unsere Einer, nach Analogie der Zehner, nahezu unveränderlich geworden.

Ebenfalls sehr verbreitet ist die Art, nach welcher der Zahlbegriff Substantiv wird, zu dem das Substantiv des gezählten Gegenstandes entweder erklärend, als Apposition, und also im gleichen Kasus, oder untergeordnet, im Teilungsgenetiv hinzutritt. Der erste Fall liegt bei den meisten Zehnerformen der indogermanischen Sprachen vor; sie sind unzweifelhaft uralte Substantive, wenn sie sich auch kaum mehr als solche erkennen lassen. Im griechischen tessara-konta (40) z. B. ist tessara 4, kon Rest von dekan 10, und ta Substantivsuffix für den Plural, genau ebenso wie im Lateinischen quadra-gin-ta (40); in den Formen für 20, griechisch ei-ko-si, ursprünglich wei-ko-ti, lateinisch vi-gin-ti, ist wei und vi 2, ko und gin verstümmelte Form für 10, und ti Dualsuffix (weil ja zwanzig nicht mehrere, sondern nur zwei Zehner sind). Unsere deutsche Zehnerform auf -zig entspricht der Lautverschiebung nach genau dem griechischen dekas, Dekade, so daß dreißig (oder dreizig), vierzig .... als „drei Dekaden, 4 Dekaden ....“ und somit auch als Zahlsubstantiva dastehen*). Nicht minder gehört das französische „quatre-vingts, quatre-cents u. s. f. hierher. Endlich haben wir auch jene massiven Zahlsubstantive, wie das deutsche „1 Decher Felle“ (s. v. a. 10 Felle, vom lateinischen decuria, Abteilung von 10, hergeleitet) oder „1 Dutzend“, „Mandel“ (15), Stieg (20), Schock (60), Wall (80), Groß (144) u. v. m. hierher zu rechnen; überall werden die gezählten Gegenstände einfach als Apposition zu dem Zahlbegriff gesetzt (achtzig Menschen, quatre-vingts hommes, ein Stieg Eier u. s. f.).

Wenn der Deutsche aber sagt Millionen von, Tausende von, Hunderte von Menschen, oder der Lateiner dua milia hominum (2 Tausende der Menschen) der

*) Das richtige Hochdeutsch sagt allein: dreißig; in manchen Gegenden aber, besonders in Holstein hört man scharf accentuiert: dreizig. Ebenso gehen neben einander her

fünf-zig und fumf-zig,
sech-zig und sechs-zig,
sieb-zig und sieben-zig.

Grieche dyo myriades anthropon (2 Zehntausende der Menschen) u. a., so wird durch diese Teilungsgenitive das Gezählte dem Zahlbegriff jedesmal untergeordnet.

Die besprochenen drei Arten grammatischer Verbindung setzen voraus, daß die Abstraktion des Zahlbegriffs ein für allemal vollzogen ist, daß die Zahlwörter abstrakte sind. Wenn aber anstatt abstrakter Zahlwörter nur erst Namen von konkreten, mehrteiligen Gegenständen zur Bezeichnung der Zahl dienen müssen (wie wir das oben gesehen haben), dann kann naturgemäß auch in der Sprache keine so enge Verbindung zwischen „Zahlwort" und Substantiv stattfinden; beide werden lose neben einander gestellt, eben nur zum Zwecke des Vergleiches, der erst zu vollziehenden Abstraktion. Wenn z. B. die Caraiben mit „alle Handsöhne und alle Fußsöhne Haus" auffahren (s. oben), wo wir „20 Häuser" sagen, so wird man das nicht grammatische Verbindung nennen, wohl aber durch die schroffe Nebeneinanderstellung zum Vergleiche, zur Abstraktion des Zahlbegriffes herausgefordert werden. —

Nicht wenige Sprachen zeigen das Bedürfnis, das Zahlwort mit dem Substantiv des Gezählten unter Beifügung eines Sammelbegriffs zu verbinden. So sagen wir gern: 10 Stück Ochsen (oder Vieh), 3 Köpfe Rinder rc. Bei einigen Völkern ist es geradezu Regel, beständig „Dinge" zwischen Zahlwort und Substantiv zu setzen. Im Malaischen fügt man bei Personen stets orang (s. v. a. Mensch, woher orang-utang, „Menschenaffe") zum Zahlworte; 1 Mensch also heißt orang sa-orang. Zu Tiernamen kommt immer êkor, Schwanz; wenn also lima 4 heißt, so sind 5 Pferde kuda lima-êkor. Bei leblosen Gegenständen setzen sie entweder bûwah, Frucht hinzu, z. B. pisang lima-pûwah, 5 Bananen, negeri sa-bûwah, eine Stadt; oder „Samenkorn", wenn es sich um runde Dinge, (z. B. Augen) handelt; „Kupfermünze", sobald glatte Dinge von geringer Dicke (z. B. Blatt Papier), oder „Stein" sobald harte Gegenstände (z. B. Schädel) gezählt werden. Die Chinesen setzen stets „Kopf" zum Vieh, „Schweif" zu den Fischen, „Mündung" zu Feuergewehren, „Kugel" zu runden Dingen, „Kleinod" zu Beamten (!) u. v. m. Beiläufig gesagt befleißigt sich unsere Sprache einer ähnlichen Individualisierung der Gegenstände, wenn sie eine Herde Schafe von einem Rudel Hirsche, eine Flucht Tauben von einer Kette Rebhühner rc. unterscheidet und so den einzelnen Sammelnamen ihre ganz bestimmte Bedeutung zuerteilt. —

In der Vorstellung mancher Völker ist die Zahl so sehr mit dem Gezählten verwachsen, daß die niederen, an sich kurzen Zahlwörter nun auch grammatisch mit dem nachgestellten Substantiv zu einem Worte zusammenfließen, geradeso wie es häufig bei dem Besitzfürwort geschieht. Etwas Aehnliches ist es, wenn die meisten der indogermanischen und semitischen Sprachen neben dem Singular (Einzahl) nicht nur einen Plural (Mehrzahl), der ja nirgends fehlt, sondern noch einen Dual (Zweizahl) ausgebildet haben, also auch den Begriff einer ganz bestimmten Zahl (1 oder 2) untrennbar mit dem Substantivum verbinden. Ferner ist ähnlich, wenn die Römer 2, 3 .... Tage, Jahre lieber durch bi-duum, tri-duum ...., biennium, triennium als mit je zwei Wörtern ausdrücken.

Schließlich sei noch eine Eigentümlichkeit erwähnt, welche viele Sprachen teilen, und welche darin besteht, daß, wenn ein Substantiv mit einem Zahlwort verbunden ist, wegen der dann statthabenden genauen Zahlbestimmtheit des Substantivs es für überflüssig erachtet wird, dasselbe in den Plural zu setzen. Da der Begriff der Mehrheit bereits in dem hinzutretenden bestimmten Zahlwort liege, so brauche er nicht erst durch den (unbestimmten) Plural ausgesprochen zu werden, und das Substantiv könne daher im Singular verharren. So setzen wir Deutschen Münze, Maß und Gewicht immer im Singular zu der Zahl, und sagen also 100 Pfund, 100 Maß, 100 Pfennig, während wir mit 100 Pfunde, Maße, Pfennige 100 einzelne Exemplare der Maßeinheit selbst meinen, etwa 100 1-Pfund-Gewichte, oder 100 1-Pfennigstücke. Es war ein Verstoß gegen die Regeln unserer deutschen Sprache, wenn unsere jetzigen deutschen Reichsbriefmarken anfangs mit 10, 20 .... Pfennige bedruckt erschienen; doch

vergingen Monate, ehe sie wieder eingezogen und neue gedruckt wurden, auf denen nun nur noch Pfennig zu lesen ist. Im Hebräischen stehen alle Substantive bei Zahlwörtern über 10 im Singular, unter 10 im Plural, so daß man „3 Jahre" aber 3000 Jahr sagt. Im Italienischen hat immer, wenn der Einer einer noch so großen Zahl 1 ist, das Substantiv den Singular, indem dasselbe nur auf die letzte Eins bezogen wird, z. B. cent'un talero, 101 Thaler. Im Chinesischen, sagt ein Lehrer dieser Sprache, wird bei Kollektivnamen oder wenn eine bestimmte oder beiläufige Zahl mit dem Hauptwort verbunden ist, jede Pluralbezeichnung überflüssig. Ebenso ist es im Mongolischen, und in der Regel auch im Türkischen, Tibetanischen u. s. f. Diese Völker sagen also z. B. 200 Kuh, 500 Haus, genau entsprechend unserm deutschen 600 Mann, 700 Stück u. a. m. —

Noch einmal der Zahlensinn.

Nachdem wir im bisherigen fortwährend auf die mannigfaltigsten Verschiedenheiten unter den Völkern gestoßen sind, scheint es am Platze, über die Ursachen jener Verschiedenheit einige zusammenfassende und abschließende Sätze auszusprechen.

1) Die Verschiedenheit in der Basis des Systems haben wir als Spiel des Zufalls erkannt; es war nichts weiter als ein glücklicher Griff, wenn ein Volk zum Zählen sich nicht schon mit der einen Hand begnügte oder zu den Händen nicht noch die Füße hinzu nahm, wenn es also auf Grund der 10 Finger zu zählen sich gewöhnte und so das beste unter den 3 Hauptsystemen, das dezimale sich aneignete.

2) Die Verschiedenheit in der Benennung der Zahlen, in der Bildung, Zusammensetzung, grammatischen Verbindung rc. der Zahlwörter ist durch den unendlich mannigfaltigen, bei jedem Volke wechselnden Sprachgeist, und zugleich durch die jeweiligen Bedürfnisse, vor allem aber durch die verschiedene Individualität der Völker bedingt. —

3) Die Verschiedenheit in der Klarheit der Zahlenvorstellung, der Durchsichtigkeit des Systems, in der Durchführung der Abstraktion des Zahlbegriffs und was damit zusammenhängt, — diese Verschiedenheit fällt zusammen mit der verschiedenen Größe und Ausbildung des Zahlensinnes. Wir haben davon bereits im Anfange gesprochen; wir wollen nur noch einige Proben vorlegen von dem, was geringer Zahlensinn heißt, Proben, welche gegenüber der bedeutenden Zahlenanlage der meisten europäischen Kultur-Völker sowohl als vor allem der Inder recht den Abstand hervortreten lassen, welcher auf diesem Gebiete zwischen unterster und oberster Stufe besteht.

Die brasilianischen Indianer zählen nur so weit die Gelenke eines Fingers reichen, also nur bis 3. Jede größere Mehrheit drücken sie mit dem Worte „viel" aus. Ebenso einfach ist ihre Zeitrechnung, welche lediglich nach der wiederkehrenden Reife der Früchte des Waldes, höchstens noch nach den Mondphasen läuft. „Wie oft hat in deinem Leben das Johannisbrot geblüht?" fragen sie statt „wie alt bist du"; und die Antwort: „viel vielmal" oder höchstens: „So viel Steine ich hier habe, so oft rc.". — Von den Abiponern, welche überhaupt eigentlich nur bis 2 zählen können und 3 schon durch 2 und 1, oder durch „2 und was drüber" ausdrücken müssen, haben wir bereits einiges erzählt. Geht ihnen eine Zahl über 3, dann heißt's „viele!" oder „unzählige"! Einst langte in einem ihrer Flecken eine Rotte von 10 Soldaten an. Sogleich schrie das von allen Seiten zusammengelaufene Volk: „Sehr viele Männer, überaus viele Leute kommen". Noch schlimmer steht es mit ihren Ordnungszahlen. Ueber den ersten bringen sie es nicht hinaus. Die 10 Gebote mußten ihnen die Missionare auf folgende Art vortragen: Era namachet, das erste Gebot; cat lahana, ein anderes; cat lahana, wieder ein anderes; cat lahana, noch ein anderes; cat lahana, noch wieder ein anderes u. s. f. — Die Quaranier kommen wenigstens bis 4, aber was darüber ist, das ist

— vom Uebel — nein unzählig. „Da aber", sagt der (jesuitische) Missionar, „das Zählen sowohl im gemeinen Leben von vielfältigem Nutzen, im Beichtstuhle aber, um eine verständige Beichte abzulegen, schlechterdings unentbehrlich ist, so wurden die Indianer bei dem öffentlichen katechetischen Unterrichte in der Kirche täglich auf spanisch zählen gelehrt. An Sonntagen pflegte das ganze Volk mit lauter Stimme von 1 bis 1000 spanisch zu zählen (— man stelle sich die Situation vor!). Allein wir wuschen an einem Mohren. Die meisten lernten eher die Musik, die Malerei und Bildhauerei, als die Zahlenlehre; denn, wenn sie gleich alle Zahlen auf spanisch aussprechen können, so irren sie sich doch leicht im Zählen." Natürlich, denn Wörter allein thun's freilich nicht, auf die Vorstellung kommt es an! — Eine Stufe höher steht schon das Annatom, eine der melanesischen Sprachen, in welcher man wenigstens bis 5 zählen kann. Höhere Zahlen werden durch angelernte englische Namen bezeichnet, und auch schon für 4 und 5 sagt man gern for und faiv (four und five). — Den Grönländern ist alles über 20 unzählig, nämlich wenn sie mit Hand und Fuß am Ende sind. — Interessant ist hier auch, was ein Jesuit von einem Negersklaven erzählt. Auf diesen habe es nicht den geringsten Eindruck gemacht, als er, der Jesuit, davon gesprochen habe: Engel gebe es ohne Zahl, Millionen auf Millionen, so viel wie Sterne am Himmel, wie Blätter auf den Bäumen, wie Sand am Meere. Aber zum höchsten verwundert habe sich der Neger bewiesen, als ihm gesagt ward, Engel seien mehr, als „Maiskörner in einer Fanega" (einem sehr kleinen Behälter). — Unter den Kulturvölkern hatten die Römer den schlechtesten Zahlensinn. Es ist nicht bedeutungslos, daß bei ihnen schon die durchaus nicht hohe Zahl 600, sexcenti, allmählig auch die Bedeutung unzählig, unbestimmt viele bekommen hat. Sie mögen daher diesen Reigen schließen!

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche und russische Landwirtschaft.

Von

H. J. Ludwig in St. Petersburg.

Keine Frage wird seit Jahren bei fast allen europäischen Völkern so häufig aufgeworfen, als die nach dem eigentlichen Grunde der fortdauernden Entwertung aller Bodenprodukte. Fast alle Völker leiden unter dieser Kalamität, namentlich aber das deutsche. In Deutschland suchten die einen die Ursache in der russischen und amerikanischen Konkurrenz, andere in der fast allgemeinen Einführung der Goldwährung und der hierdurch hervorgerufenen Entwertung des Silbers, durch die es möglich wurde, daß die ostasiatischen Länder, besonders Indien, mit ihren Getreidemassen auf den europäischen Märkten erscheinen konnten, wieder andere in der Entwertung des russischen Papierrubels; aber auffallen mußte es stets, daß der Hauptfaktor bei der Sache, Rußland und die russischen Zustände seit dreißig Jahren, entweder nur als nebensächlich oder als vollständig gleichgültig behandelt wurde. Man tröstete sich stets mit der allgemein bekannten Thatsache, daß die russische Landwirtschaft zerrüttet und im Verfall begriffen sei, aber ohne zu wissen, daß es gerade dieses gewesen ist, was in Verbindung mit anderem, worauf wir weiter unten zu sprechen kommen, den unheilvollsten Einfluß auf die gesamte westeuropäische, und in erster Linie auf die deutsche Landwirtschaft ausgeübt hat.

Um darüber sofort ins Klare zu kommen, daß man sich hinsichtlich der eigentlichen Ursachen der gegenwärtigen wirtschaftlichen Lage Deutschlands allgemein irrt, ist es nur nötig darauf aufmerksam zu machen, daß bisher überall und stets nur die eine Seite der Frage berücksichtigt, die übrigen aber vollständig unbeachtet gelassen wurden. Man fragt nur immer, „weshalb gehen die Preise der Bodenprodukte herunter?" — ohne gleichzeitig auch einmal die Frage aufzuwerfen, auf die es schließlich allein ankommt: „Weshalb gingen die Preise für alle Bodenerzeugnisse im westlichen Europa seit den fünfziger Jahren bis etwa 1881 fortwährend hinauf?" — War die Entwertung des Silbers und des russischen Rubels auch hieran schuld, obgleich die erstere damals (wenigstens bis 1874) noch gar nicht und die zweite erst teilweise vorhanden war?

Die Antwort, welche von verschiedenen Seiten hierauf gegeben wird, läßt sich sehr leicht voraussehen, da es eine bekannte Erscheinung ist, daß sich beim günstigen Verlauf einer Sache jeder das Verdienst daran zuzuschreiben sucht, aber beim ungünstigen Verlauf damit nichts zu thun gehabt haben will. Es wird also meist einfach heißen: „Neben der Zunahme der Bevölkerung war es hauptsächlich die Anlage der Eisenbahnen und die Entwickelung der modernen Industrie" und dergl.

Das erstere, die bedeutende Zunahme der Bevölkerung in Europa, besonders in Deutschland seit dreißig Jahren, ist unbedingt richtig, und bis zu einem gewissen Punkt der allein entscheidende Faktor; wir möchten doch aber wissen, in welcher Weise die Eisenbahnen und die modernen Fabriken, deren ganzes Verdienst bloß darin besteht, entweder abseits liegende Länderstrecken dem allgemeinen Verkehr zu eröffnen, und die Ungleichheiten in Konsum und Produktion auszugleichen, also die Waren auf einer Stelle billiger und auf der anderen teurer zu machen, oder, wie die Fabriken, vorhandene Menschenmassen auf einer einzelnen Stelle anzuhäufen, das Wunder fertig brachten, den gesamten Konsum der notwendigen Lebensmittel in den westeuropäischen Ländern im Verlaufe von etwa 25 Jahren derart zu steigern, daß deren Preise die doppelte Höhe der früheren erreichte? — So viel bekannt hat jeder Mensch früher eben so viel essen müssen, wenn er nicht hungern wollte, wie später, als endlich Eisenbahnen und Fabriken überall vorhanden waren. Wenn die Eisenbahnen und Fabriken überhaupt solche Hexenmeister sind, wie man früher allgemein behauptete, weshalb können dieselben dann nicht heute die allgemeine Kalamität beseitigen oder den so weit herunter gegangenen Preisen fast aller, also auch ihrer eigenen Waren wieder empor helfen?

Die Lösung des ganzen Rätsels liegt vielmehr darin, daß die Produktion der notwendigsten Lebensmittel bis zum Jahre 1880 in Europa nicht gleichen Schritt mit der Zunahme der Bevölkerung hielt, was im westlichen Europa und hauptsächlich in Deutschland der einseitigen Beförderung der Industrie auf Kosten der Landwirtschaft, — in Rußland dagegen, neben dem letzteren, auch noch dem gänzlichen Verfall fast der gesamten Landwirtschaft zu verdanken war, wodurch die Preise der Bodenprodukte schließlich eine Höhe erreichten, daß sowohl Amerika wie Indien auf den europäischen Märkten mit Erfolg konkurrieren konnten. Wäre das letztere nicht der Fall gewesen, hätten die Preise in Europa bloß eine Höhe gehabt, daß jene entweder ohne Verdienst oder sogar mit Verlust verkaufen mußten, so würde es ihnen auch niemals eingefallen sein, sich um die europäischen Getreidemärkte zu kümmern. Ohne den Verfall der russischen Landwirtschaft hätten aber die Getreidepreise in Europa nie und nimmer eine Höhe erreichen können, wie im Jahre 1880—81, und ebenso wenig hätten dann Amerika oder Indien mit ihrem Getreide hier erscheinen können, da weder ein westeuropäisches, noch ein überseeisches Land im stande ist, bei freier Konkurrenz den Wettbewerb mit Rußland in der Billigkeit der Produktion von Bodenfrüchten auszuhalten.

Daß die billigen und freien Länderstrecken in Amerika ihren Anteil an der ganzen Entwickelung des wirtschaftlichen Prozesses in Europa während der letzten dreißig Jahre ebenso hatten und haben, wie die Entwertung des Silbers und des Kreditrubels, wird von niemand bestritten werden, aber eine Erhöhung der Getreidepreise, wie sie von 1860—1880 in Rußland, also in einem Lande vorgekommen ist, wo die geringste Anstrengung, wie wir heute sehen, schon genügt, um mit überwältigenden Getreidemassen auf den westeuropäischen Märkten aufzutreten, läßt sich durch keine Entwertung des Silbers um 25 Prozent oder des Papierrubels um ein Drittel erklären, was sofort durch Zahlen bewiesen werden soll.

In deutschem Gelde und den Kreditrubel zu 200 Pfennigen berechnet, stieg z. B. das Tschetwert Roggen (9 Pud gleich 3 Zentner) innerhalb der genannten Zeit auf dem Lande der südlichen Hälfte von 1,60 Mark auf 20—24 Mark, im Norden dagegen von 4 auf 30—36 Mark, also auf Preise, die dort noch niemals dagewesen waren, so lange das russische Reich bestand. Ausdrücklich machen wir noch darauf aufmerksam, daß dies auf dem Lande, während dem Herbst, Winter und Frühling 1880—81, aber nicht in den Handelsstädten war, wo z. B. in Petersburg der Roggen an der Börse mit 27, bei den Getreidehändlern mit 29—30 Mark verkauft wurde. Damals verursachte es auch eine ungeheure Aufregung im Lande, als in Reval

amerikanisches Getreide verkauft wurde, worauf dann energischere Schritte gegen die Bauern gethan wurden.

Welche Folgen dieses durch den Verfall der russischen Landwirtschaft hervorgerufene unerhörte Steigen der Getreidepreise in Rußland für den ganzen Weltmarkt hatte, werden wir bald sehen; um jedoch in jeder Beziehung die nötige Klarheit zu erhalten, wird es nötig sein, erst auf die natürliche Beschaffenheit des Bodens in Deutschland und Rußland etwas näher einzugehen. Gleichzeitig muß jedoch bemerkt werden, um jeden Widerspruch der Gegner der deutschen Landwirtschaft im voraus unmöglich zu machen, daß ich im Herbst 1861 das erste Mal nach Rußland, und zwar sofort bis zum Ural reiste und nach Abzug von etwa vier Jahren, die ich zu verschiedenen Zeiten noch im westlichen Europa, hauptsächlich in Deutschland zubrachte, die ganze seitdem verflossene Zeit, also volle $22^1/_2$ Jahre hier verbracht, und in **jedem** dieser Jahre größere oder kleinere Reisen unternommen habe, um das Land kennen zu lernen, daß sich also alles hier Angeführte auf eigene Erfahrung und Beobachtung an Ort und Stelle stützt. Jedem etwa versuchten Zweifel an der Richtigkeit meiner Angaben über Rußland sehe ich deshalb auch mit der größten Seelenruhe entgegen.

Auf die Geographie und physische Beschaffenheit Deutschlands näher einzugehen, ist wohl nicht nötig, da dieselbe jedem Schulknaben dort bekannt ist, es handelt sich also nur um die Bodenbeschaffenheit des Landes, soweit dieselbe für die Landwirtschaft in Betracht kommt, und in dieser Beziehung ergibt sich das Folgende.

Von den etwa 9800 Quadratmeilen oder 540 000 Quadratkilometern des Deutschen Reiches entfallen etwa 40 Millionen Hektare auf den landwirtschaftlichen Betrieb, oder nicht einmal ein Hektar auf den Kopf der Bevölkerung. Die physische und chemische Beschaffenheit dieser Fläche nun ins Auge gefaßt, sehen wir, daß der gesamte Grund und Boden Deutschlands, also der erste Gegenstand, mit dem der landwirtschaftliche Betrieb außer dem Klima überhaupt nur zu rechnen hat, verglichen mit demjenigen aller übrigen größeren Staaten, durchschnittlich der ärmste in Europa und in seiner größeren Hälfte von wirklich jämmerlicher Beschaffenheit ist, auf dem einigermaßen befriedigende Ernten nur durch den Aufwand immenser Arbeit und kostspieliger Meliorationen, aber **niemals** Erträge wie z. B. im größeren Teile Rußlands erzielt werden können. Selbst die in Deutschland als die fruchtbarsten geltenden Strecken, u. a. die Danziger Niederungen, die Gegenden längs der mittleren Elbe, Magdeburg u. s. w., längs der Saale und Unstrut — goldene Aue u. s. w., überhaupt Thüringen, — einzelne Strecken der roten Erde — Westfalen, — am Rhein und in Süddeutschland, sind nicht im stande sich hinsichtlich der Bodenbeschaffenheit **auch nur annähernd** mit den ungeheuren Gebieten der südrussischen Schwarzerde zu vergleichen. Man mache eine einzige Stelle in ganz Deutschland namhaft, wo etwas derartiges möglich wäre, wie auf den Tausenden von Quadratkilometern des Nordrandes dieser Schwarzerde, oder auf Hunderte von Meilen langen Strecken längs der unteren Wolga, wo seit Jahrhunderten fast ununterbrochen **ohne jede Düngung**, die erst jetzt teilweise und in der erbärmlichsten Art zur Anwendung kommt, **Hanf und Tabak** mit dem gleichen Erfolg gebaut wurde, wo bei der oberflächlichsten Bearbeitung nichts weiter als nur Regen nötig ist. Noch im Sommer 1886, wo ich diese Gegenden zum letztenmal durchreiste, waren die unendlichen Flächen von Hanf und Tabak in den Gebieten der Desna, des Seim, Oskol, des oberen Don u. s. w. schwarzgrün oder vielmehr fast schwarz infolge des üppigen Wuchses. — Hat man außerdem in denselben Gebieten auch noch gesehen, daß ganze große Städte wie Kursk und fast alle Straßen in diesen Gouvernements — Kursk, Orel u. s. w. — im vollsten Sinne des Wortes **mit wertvollen Phosphoriten gepflastert** sind, die einfach auf und in den Feldern lagen, daß der dortige Boden überhaupt mit Phosphorsäure haltenden Mineralien in einer Weise gesättigt ist, daß dieselbe selbst durch die wildeste Raubwirtschaft niemals erschöpft werden kann, so ergreift jeden unwillkürlich ein Mitleid mit dem armen Landwirt der nord- und ostdeutschen Ebene, der sich auf

seinem jämmerlichen Acker jahraus jahrein quälen muß, ohne dabei auch nur jemals eine wirklich befriedigende Entschädigung dafür zu erhalten.

Sandflächen von solcher Ausdehnung und Beschaffenheit, wie diejenigen östlich der Elbe, in Schlesien, Posen, Brandenburg, der südpreußischen Seenplatte, Pommern, Mecklenburg, Hannover u. s. w. sind in Rußland allerdings vorhanden, es fällt jedoch nur selten einem Menschen ein, etwas davon zu bearbeiten, weil guter leichter Lehm- oder lehmiger Sandboden von lohnendem Ertrag stets unmittelbar im Ueberfluß dazwischen und daneben liegt. — Untersuchen wir jetzt, wie viel Rußland, oberflächlich berechnet, an Boden besitzt, der von der Landwirtschaft sofort als Kulturfläche benutzt werden kann.

Das europäische Rußland ohne Finnland umfaßt mit dem nördlichen Kaukasus etwa 96 000 Quadratmeilen, von denen wir jedoch 16 000 Quadratmeilen im äußersten Norden, also das Gouvernement Archangel, und den größeren Teil vom Gouvernement Astrachan oder die nördliche und westliche Umgebung des Kaspischen Meeres ohne weiteres streichen können. Die noch übrig bleibenden 80 000 Quadratmeilen sind der Bodenbeschaffenheit nach fast haarscharf in zwei verschiedene Hälften geteilt, in die südliche der schwarzen Erde, und in diejenige ohne schwarze Erde.

Lassen wir das Königreich Polen und die Ostseeprovinzen noch unberücksichtigt, so umfaßt das Gebiet der schwarzen Erde allein nach Abzug von etwa 5 Millionen Hektaren Wald und geringem Boden annähernd 130 Millionen Hektare, an die der Pflug sofort gesetzt werden kann, und die ihrer Bodenbeschaffenheit nach im gesamten westlichen Europa ihres Gleichen nicht haben. Störend wirkt hier nur die häufige Trockenheit, ohne die Rußland die halbe Welt mit Getreide überschwemmen könnte. An dieses wollen wir nur noch 70 Millionen Hektare freie Fläche in der nördlichen Hälfte anschließen, von denen die Gebiete der mittleren Wolga, von Rybinsk abwärts, also die Gouvernements Jaroslaw, Kostroma, Nischni-Nowgorod, der südliche Teil von Kasan, und Simbirsk, fast genau den gleichen Boden wie die goldene Aue in Thüringen haben, so erhalten wir schon 200 Millionen Hektare, oder das fünffache der deutschen Fläche, die ihrer Bodenbeschaffenheit nach aber durchschnittlich noch mindestens fünfmal tiefer wie die russische steht, im europäischen Rußland. An diese kolossale Fläche Schwarzerde und ausgezeichneten Lehmbodens schließt sich aber noch mindestens das gleiche Quantum im westlichen und südlichen Sibirien an, ganz abgesehen von den reichen Flächen, die im Norden noch unter Wald stehen, so daß wir schon das zehnfache der deutschen Kulturfläche hierdurch erhalten.

Nach den übereinstimmenden Angaben der deutschen Kolonisten und der russischen Gutsbesitzer und Bauern wurden und werden, je nach Bodenbeschaffenheit und Witterung, auf Urboden, der in größerer Ausdehnung jedoch nur noch am nördlichen Kaukasus und im westlichen Sibirien vorhanden ist, eine Reihe von Jahren das zwanzigste bis fünfzigste Korn geerntet. Bei genügender Bodenfeuchtigkeit — Regen oder Schnee wie gegenwärtig, worauf ausdrücklich aufmerksam gemacht werden soll, — geben jedoch die westlichen Gebiete der schwarzen Erde, — Ukraine u. s. w. — die für Deutschland hauptsächlich in Betracht kommen, wie im letzten und voraussichtlich in diesem Jahr, bei einmaligem Pflügen, ohne Düngung und den ganzen kostspieligen Wirtschaftsapparat Westeuropas, immer noch das achte bis zwölfte Korn.

Schon häufig ist auf das Aussaugen des südrussischen Bodens und die immer schlechter werdenden Ernten verwiesen worden, aber weit weniger ist es die Ermüdung des Bodens, als die allgemein loddrige Wirtschaft, was die Erträge so schnell herunter bringt. Auf umgepflügtem Urboden (russisch Zelina), wo das eigentliche Steppengras (deutsch Bocksbart oder Pfriemengras, russisch Kawyl) keine anderen Gräser aufkommen läßt, ist die erste Ernte regelmäßig ziemlich rein, da aber die darauf folgenden Saaten, die größtenteils selbst auch noch äußerst unrein sind, gewöhnlich auf die Stoppel bloß eingeeggt werden, so ist es sehr häufig schon im zweiten Sommer ziemlich schwer, darüber

ins Klare zu kommen, ob man Getreide oder Unkraut vor sich hat. Im dritten oder vierten Jahre hat dann besonders das Queckengras bereits derart überhand genommen, daß diese Felder als Heuschläge dienen müssen. Daß von einer wirklichen Erschöpfung der südrussischen Steppen noch lange keine Rede sein kann, sehen wir am besten bei denjenigen deutschen Kolonisten, die alljährlich, und mindestens doppelt so tief wie die Russen pflügen, und gleichfalls ohne Düngung, aber bei ganz anderer Wirtschaftsweise, schon länger als 100 Jahre die besten Ernten erzielen.

So schwer die natürliche Bodenbeschaffenheit der russischen Ebene für die westeuropäische Landwirtschaft auch in das Gewicht fällt, so besitzt dieselbe speziell für Deutschland immer noch nicht die Bedeutung, wie die russische Besitzform mit den Bodenpreisen, zu denen dann noch die russischen Wirtschafts- und Marktverhältnisse hinzutreten.

Im russischen Großgrundbesitz besteht das Privateigentum, bei der ungeheuren Masse der Bauern dagegen der unantastbare und dem Kapital vollständig unzugängliche Gemeindebesitz. Bei Aufhebung der Leibeigenschaft (1861) wurden den Bauern zugeteilt für die männliche Revisionsseele 2 bis 9 Dessjatinen (zu 4,28 preußische Morgen), also im Durchschnitt auf den männlichen Kopf $5\frac{1}{2}$ oder auf die Wirtschaft $16\frac{1}{2}$ Dessjatinen, nach preußischem Ackermaß demnach etwa $23\frac{3}{8}$ und 70 Morgen. Im Ganzen erhielten die Bauern im europäischen Rußland zugeteilt 117 617 600 Dessjatinen nur Ackerland und Wiesen, gleich etwa 500 Millionen preußische Morgen oder etwa 3 mal so viel als die ganze landwirtschaftliche Fläche Deutschlands beträgt.

Berechnet wurde die Ablösungssumme für diese Ländereien, die in 49 Jahren amortisiert sein sollte, im Durchschnitt mit 30 Rubel für die Dessjatine, oder annähernd 7 Rubel für den Morgen, worauf der Anteil, — wie gesagt auf den männlichen Kopf $5\frac{1}{2}$ Dessjatinen gleich $23\frac{3}{8}$ Morgen — jährlich 8—9 Rubel Obrok (Zinsen und Amortisation) und neben diesen noch 4 bis 5 Rubel Kommunal- und sonstige Abgaben, insgesamt also 12—14 Rubel gleich 25—28 Mark zu leisten hatte. Da es den Bauern jedoch nicht möglich war, diese Summe zu zahlen, oder weil sie vielmehr, wie wir sehen werden, einfach nichts zahlen wollten, so wurden diese Zahlungen so weit ermäßigt, daß gegenwärtig nur noch etwa 1 Rubel Kredit auf die Dessjatine oder 24 Kopeken gleich 48 Pfennige auf den Morgen Gesamtzahlungen entfallen. Hierbei muß noch besonders darauf aufmerksam gemacht werden, daß die hohen Ausgaben der deutschen Wirtschaftsweise bei dem primitiven russischen Verfahren, — im ganzen Süden braucht z. B. kein Bauer Wirtschaftsgebäude, da die Pferde und Kühe entweder im Freien, oder unter leichten Schuppen stehen, und im Freien gedroschen wird —, so gut wie vollständig wegfallen.

Nach diesem vergleiche man mit der Lage eines russischen Bauern, dem 70 Morgen durchschnittlich ausgezeichneter Boden übergeben wurden, für die er alljährlich 33 Mark zu zahlen hat, wovon noch ein großer Teil Amortisationssumme des Ankaufskapitals ist, die Lage eines deutschen Landwirts, der vielleicht die Hälfte des Wertes seiner Besitzung als Schuldner zu verzinsen hat. Wählen wir hierzu eine Wirtschaft mit 70 Morgen in Mitteldeutschland mit besserem Boden, dessen Preis in den letzten Jahren übrigens auch um etwa $\frac{1}{3}$ des früheren Wertes heruntergegangen ist, und rechnen wir 400 Mark für den Morgen als Durchschnittspreis. Ruhen auf dem Besitztum Schulden in der Höhe von 200 Mark auf den Morgen, so hat er an Zinsen, — nur 4 Procent gerechnet — allein schon 560 Mark im Jahr zu zahlen, wo bleiben jetzt aber Steuern und Abgaben, Feuerversicherung u. s. w., die wir für den Morgen bloß mit 3 Mark berechnen wollen, also wieder 210 Mark oder in Summa 770 Mark, ohne die Ausgaben für Arbeitslöhne u. s. w., die der russische Bauer fast ohne Ausnahme nicht kennt. Rechnen wir die letzteren bei dem deutschen Bauer noch hinzu, so stellt sich heraus, daß der russische Bauer — ganz abgesehen von der verschiedenen Bodenbeschaffenheit — unter mindestens 25 bis 30 mal günstigeren Verhältnissen

wirtschaftet, oder vielmehr wirtschaften könnte, wie der deutsche Bauer. Daß er jährlich auf den Kopf der Landbevölkerung wenigstens 20, oder auf die Wirtschaft 100 Mark in die Branntweinschänke trägt, und dabei noch über 200 Feiertage hält, kann doch unmöglich als direkte Steuer und Abgabe betrachtet werden, obgleich der russische Staat gerade aus dem Branntwein seine Haupteinnahme zieht. Sollte jedoch die hohe Accise nur einmal auf kurze Zeit aufgehoben werden, so würde man sehr bald sehen, was man übrigens schon gesehen hat, daß die Bauern das ganze Jahr nicht aus dem Dusel herauskommen würden, denn nur der hohe Branntweinpreis, zusammen mit dem chronischen Geldmangel, erhält sie noch einigermaßen nüchtern. Als Beweis führe ich nur an, daß sich am 1. Januar 1863, als das Branntweinmonopol aufgehoben und das Accisesystem eingeführt wurde, wodurch der Branntweinpreis auf die Hälfte des bisherigen plötzlich herunter ging, in einer mittleren Stadt Südrußlands, wo ich mich gerade befand, zweiunddreißig Bauern an dem einen Tage allein buchstäblich zu Tode getrunken hatten.

Sicher wird hierauf gefragt werden, wie es aber mit der Verwertung der landwirtschaftlichen Produkte aussieht. Im ganzen sind die Marktverhältnisse jämmerliche; aber wenn wir selbst den gegenwärtig niedrigsten Preis für Getreide im Innern, z. B. für den Zentner nur $1\frac{1}{2}$ Mark rechnen wollen, so steht sich der russische Bauer verhältnismäßig immer noch weit besser wie der deutsche bei 6 oder sogar 10 Mark. Dafür haben eben fast alle Molkereiprodukte, Mastkälber u. s. w. einen verhältnismäßig sehr hohen Stand. Gute Butter wird z. B. in den größeren Städten 9 Monate im Jahr gleichfalls sehr gut und zwar mit 80 bis 120 Mark der Zentner bezahlt. Daß kein einziger Bauer hieraus nur einen Kopeken Einnahme zieht, weil sich unter 10000 Bauernweibern kaum eine befindet, die nur einigermaßen genießbare Butter herstellen kann, ändert an der Sache nichts, da es doch nicht die Schuld der Marktverhältnisse ist, daß sie faul und unreinlich sind. — Von diesem sollte jedoch nicht gesprochen werden, sondern von dem Einfluß der russischen Zustände auf den westeuropäischen, speziell deutschen Getreidemarkt.

Zur Zeit des allgemeinen Aufschwunges der deutschen Landwirtschaft während der vierziger und fünfziger Jahre, der vor allem den Reformatoren derselben und der schnell wachsenden Bevölkerung zu verdanken war, brauchte Deutschland fast noch kein fremdes Getreide, wenn dies, wie im Notjahre 1847, ausnahmsweise auch einmal vorkommen konnte; es exportierte sogar noch bedeutende Massen. Zu derselben Zeit besaß Rußland fast noch gar keine Eisenbahnen, und beschränkte sich der ganze Getreideexport auf ein ziemlich geringes Quantum, obwohl das Getreide im Innern so gut wie wertlos war. Der schwach bevölkerte Süden trieb fast nur Viehzucht, und die zentralen und nördlichen Gebiete produzierten so viel Korn, daß außer dem eigenen Bedarf auch noch eine Unmasse übrig blieb. Nach dem Krimkriege wurden zwar überall Eisenbahnen gebaut, und waren die Getreidepreise im westlichen Europa auch überall so weit hinauf gegangen, daß der Getreidebau in Rußland, besonders im Gebiet der schwarzen Erde, außerordentlich lohnte; aber inzwischen war die Leibeigenschaft aufgehoben worden, was dem Großgrundbesitz die ganze Arbeitskraft nahm, und die frei gemachten Bauern kümmerten sich wenig darum, ob sie bei den steigenden Getreidepreisen etwas gewinnen konnten oder nicht. Sorge um den kommenden Tag ist niemals Sache der russischen Masse gewesen.

Sämtliche Güter mußten infolge der plötzlichen Bauernbefreiung entweder geschlossen werden, oder ihren Betrieb, sehr häufig bis zum zehnten Teil des früheren, einschränken. Die Bauern hatten ihre Häuser und so viel Land, daß sie bei der pomadigsten und gedankenlosesten Wirtschaft gut bestehen konnten; was brauchten sie mehr! Erst sollte doch die erhaltene Freiheit genossen werden! Aber dieses Genießen der Freiheit dauerte etwas lange, so ziemlich 20 Jahre. Binnen einigen Jahren waren Dörfer mit ausgezeichnetem Ackerboden und einer Ueberfülle der besten Wiesen, die früher Massen von Getreide verkauft hatten, so weit, daß buchstäblich nicht ein einziger

Bauer mehr das nötige Brotkorn baute, und alle ohne Ausnahme solches kaufen mußten; hierdurch, so wie durch die Branntweinschänken gerieten sie in die tiefsten Schulden. Aus den letzteren machte sich jedoch die Masse nichts, da ihnen den bestehenden Gesetzen nach unter keinen Umständen das zum Weiterführen der Wirtschaft Notwendige, also ihr Haus, Vieh, Wirtschaftsgerät u. s. w. genommen werden durfte und genommen werden darf, — was hatten sie also mit Schuldenmachen zu riskieren? — Der Mehrzahl fiel es deshalb auch gar nicht ein, nur ihre Steuern und Abgaben zu bezahlen, besonders da von ihren liberalen Freunden und deren Blättern tagtäglich verkündigt wurde, daß man den armen, so lange in der Knechtschaft gehaltenen Bauer, dem noch dazu nur 70 Morgen Acker und Wiesen auf die Wirtschaft gegeben worden seien, vernünftigerweise sich erst etwas erholen lassen müsse.

In der nördlichen Reichshälfte machten sich die Folgen hiervon natürlich weit früher bemerkbar, als im Gebiet der schwarzen Erde. Diejenigen Bauern im Norden, die nichts mehr zu veräußern hatten oder geborgt bekamen, suchten sich bequeme Stellen in den Städten oder Fabriken oder sonst wo im Lande, wo es jeden Sonnabend Geld für den folgenden Feiertag gab, und die übrigen behalfen sich auf den Dörfern so gut es eben ging, zum großen Teil bloß noch auf Kosten des benachbarten Gutsbesitzes, und es muß gesagt werden, daß sie dabei teilweise herrlich und in Freuden lebten.

Es gehört wohl kein besonderer Scharfsinn dazu, um zu begreifen, daß unter Verhältnissen wie den eben geschilderten, wo die größere und entschieden ertragfähigste Hälfte der landwirtschaftlichen Fläche Europas größtenteils brach lag und sich nur noch auf die Produktion des Allernotwendigsten beschränkte, die Getreidepreise auf den westeuropäischen Märkten in dem Maße steigen mußten, als sich die Bevölkerung dort vermehrte, und die lokale Landwirtschaft außer stande war, den steigenden Konsum zu decken. Wenn Rußland innerhalb der Jahre 1861—1878 überhaupt noch Getreide exportierte, so war dies zuerst Polen und den Ostseeprovinzen, und weiter den Hunderttausenden der deutschen Kolonisten an der Wolga und in Südrußland, so wie den weiteren Hunderttausenden von Deutschen zu danken, die innerhalb dieser Jahre noch eingewandert waren. Trotz aller Anstrengung waren diese aber nicht im stande, das wachsende Mißverhältnis zwischen Konsum und Produktion im westlichen Europa auszugleichen, worauf dann auch die Amerikaner und schließlich Indien erschienen.

Wie alles aber einmal ein Ende hat, so konnte auch die Wirtschaft bei den russischen Bauern nicht ewig dauern; daß es aber schließlich wenigstens etwas anders wurde, war nur selten ihrer Einsicht und derjenigen ihrer Freunde, sondern nur der eingerissenen allgemeinen Not, dem Hunger und der schließlich wieder eingeführten Prügelstrafe zu danken. Zuerst mußten sich diejenigen Bauern, die zum Broterwerb keine Mittel mehr fanden, wohl oder übel wieder zum arbeiten, entweder auf ihrem eigenen Lande oder auf den Gütern verstehen, und neben diesen gab es immer noch einige, wenn auch wenige, die aus den unerhört steigenden Getreidepreisen Nutzen zu ziehen suchten. Aber auch innerhalb dieser Zeit beschränkte sich die Masse auf das Beschaffen des Nötigsten, wozu vor allem Geld für die Schänke gehört. Erst als die Regierung infolge der immer wachsenden Unterstützung der Bevölkerung selbst in den fruchtbarsten Gouvernements und bei den lawinenartig anschwellenden Steuerrückständen die Geduld verlor, begannen die Dinge wieder etwas vorwärts zu gehen. Alexander II. schenkte den Bauern bei seinem fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum zwar etwa 20 Millionen Steuerrückstände — allerdings nur ein Tropfen auf einen heißen Stein —; aber gleichzeitig wurde auch schärfer gegen die Bauern vorgegangen und deren Dorfgerichten das Recht gegeben, über unverbesserliche Faullenzer und Nichtzahler die Leibesstrafe zu verhängen. Anfangs hielt man dies für eine bloße Drohung, die, wie so vieles andere, nicht zur Ausführung kommen würde, als man aber bei der solidarischen Haftbarkeit der russischen Bauern auch den Nichtschuldigen zu Leibe ging, so regnete es bald Hiebe in allen Ecken und Dörfern, worauf sich die Masse wohl in den Haaren kratzte, aber doch einiger-

maßen wieder an die Arbeit ging; trotzdem gibt es heute noch viele, die es lieber auf eine Tracht Prügel ankommen lassen, als das ganze Jahr hindurch — so weit keine Feiertage sind — arbeiten.

Die größte Enttäuschung während der ganzen Zeit ihrer Freiheit brachte den russischen Bauern der 21. März 1883, wo der jetzige Kaiser bei seiner Krönung den Bauerndelegierten bekanntlich erklärte: „daß auf eine weitere und unentgeltliche Zuteilung von den übrig gebliebenen Gutsländereien nicht mehr zu rechnen sei." — Was die Bauern damals unter sich sprachen, wollen wir hier übergehen; bloß sei bemerkt, daß die Hoffnung auf Erfüllung ihrer Wünsche noch nicht aufgegeben ist und nur auf die Krönung des nächsten Kaisers wartet. Jedenfalls war diese Ansprache eine der folgenschwersten Handlungen irgend eines russischen Kaisers, da dieselbe nicht allein die besitzenden Klassen beruhigte, sondern zugleich den Träumereien der Bauern, wenn auch nicht ganz, ein Ende machte. Die Wirkung hiervon sollte sich sehr bald auf den westeuropäischen Getreidemärkten fühlbar machen.

Die teilweise Wiederaufnahme der Arbeiten in der russischen Landwirtschaft würde für diejenigen deutschen Landwirte, die bei Kauf, Pacht u. s. w. mit den steigenden Getreidepreisen der Jahre 1860—1880 rechneten, immer noch von verhältnismäßig geringer Bedeutung gewesen sein, wenn zu diesem nicht auch noch das seit der Bauernbefreiung größtenteils eingebürgerte Wirtschaftssystem und die heillosen Zustände auf dem russischen Getreidemarkte kämen.

Den russischen Gutsbesitzern war vor und bei Aufhebung der Leibeigenschaft von den westeuropäischen Nationalökonomen, die samt und sonders nur mit westeuropäischen Verhältnissen rechnen und keine Ahnung von Verhältnissen und Zuständen in einem Lande wie Rußland besitzen, haarklein bewiesen worden, daß die Geldwirtschaft das allein seligmachende Wirtschaftssystem sei. Da den russischen Besitzern nun jede Erfahrung mit einem anderen Wirtschaftssystem, als dem seit Jahrhunderten gewohnten fehlte, und da angenommen werden konnte, daß die Westeuropäer mit ihrer Ansicht auf dem richtigen Wege wären, so wurde der letztere auch von den russischen Besitzern größtenteils eingeschlagen; sie kamen aber sehr bald zu der Erfahrung, daß dieser Weg mit russischen Arbeitern fast immer an den Bettelstab führte. Vor allem war dies in der schwachbevölkerten Schwarzerdhälfte der Fall, wo Arbeiter im Norden für den Sommer kontraktlich gemietet wurden, die bedeutenden Vorschuß erhielten, aber regelmäßig davon liefen, sobald eine günstige Ernte eintrat und die Arbeitslöhne hierdurch ungemein stiegen. Die Mehrzahl der südrussischen Gutsbesitzer beging bei dem außerordentlichen Steigen der Getreide-, vorzüglich der Weizenpreise, zugleich auch noch die Thorheit, alles auf eine Karte zu setzen und Flächen Sommerweizen anzusäen, zu deren bloßem Abmähen Rußland in einem günstigen Jahre nicht die nötige Arbeitskraft besaß. Meist reichten die in der Regel zu solchen Spekulationen geborgten Gelder auch nur zum Bestreiten der Aussaat, so daß diese Leute beim Herannahen der Ernte gewöhnlich nicht wußten, womit sie die Arbeiten während der Ernte bezahlen sollten; und das Schlimmste, was ihnen hierbei begegnen konnte, war eine allgemeine reiche Ernte.

Ich bin Zeuge gewesen, daß in solchen Jahren für das bloße Abmähen von einem Morgen Getreide 4—5 Rubel bezahlt werden mußten, daß das letzte Bauernweib nicht weniger wie 3 Rubel den Tag erhielt, und trotzdem ging die Ernte von Millionen von Morgen wegen Mangel an Arbeitskraft und an Mitteln zum Bezahlen der Arbeiter verloren. Man braucht sich nur die Lage eines Gutsbesitzers vorzustellen, der damals wie fast alle größeren Besitzer Tausende von Dessjatinen Weizen ausgesäet hatte, der auf einen Preis von 3—4 Rubeln für das Abernten der Dessjatine rechnete, und bei dem es plötzlich hieß: 10—15 Rubel kostet dieselbe Arbeit; wenn du nicht willst, dann laß deine Ernte auf dem Felde verfaulen! — Hunderte von großen Besitzern wurden durch dieses allgemeine va banque-Spiel in einigen Jahren fix und fertig, und fast

alle übrigen im Süden verdanken ihre Schuldenlast, unter der sie heute seufzen, größtenteils jener Zeit, wo für Geld gewirtschaftet wurde.

Goldene Tage, in der vollsten Bedeutung des Wortes, waren diese Zeiten für die südrussischen Juden, in deren Händen der gesamte Getreidehandel dieser Gegenden von jeher lag und noch heute liegt, obgleich sie aus den Dörfern und aus vielen Städten größtenteils ausgewiesen sind. Schwerlich hat ein Jude schon einmal um das zerstörte Jerusalem so getrauert, wie die aus dem Süden verwiesenen um den Verlust jener Zeiten, wo die russischen Besitzer bei einer allgemein reichen Ernte zu ihnen ins Zimmer mit den Worten gestürzt kamen: „Isaak, schaff Geld, ich bin sonst ein verlorner Mann!“ und dieser bedauernd erwiderte: „Geld hob ich zwar keins, aber vielleicht kann ich schaffen. Wie viel wollen Se hoben für de Weeze?“ — „14 Rubel.“ — „Verzähn Rubel? Werd Ihne gäbe kein Menß, weil is ßräklich gefallen der Weeze. Vielleicht wenn se werden näme 8, und werden gäbe fufzig Perzent den Monat, werde ich schaffen können Geld.“

Man glaube nicht etwa, daß hier übertrieben wird, man frage über diese Sache bloß jeden beliebigen Bauer im ganzen Süden Rußlands, um dann zu hören, was die eigentlichen Gründe der Judenkrawalle in den Jahren 1881—1882 waren. Nehmen doch die jüdischen Wucherer in den kleinen Städten bei Petersburg—Gatschino, Peterhof, Zarsk-Sselo, Kolpino u. s. w. — wo ihnen der Aufenthalt nur als „Handwerker“ gestattet ist, bei vollster Sicherheit 10 Prozent (zehn Prozent) im Monat bei gleichzeitiger Vorausnahme der Zinsen. Auch hier steht es jedem frei, sich nach der Richtigkeit der vorliegenden Angaben zu erkundigen. Im Süden waren und sind noch heute fünfzig Prozent im Monat für die Bauern der Zinsfuß aller jüdischen Schänkwirte, sobald diese ohne Konkurrenz sind, und dies war und ist so ziemlich immer der Fall.

Bei dem vollständigen Fehlen jeder Garantie und Sicherheit, sowohl der kontraktlich übernommenen Arbeiten, wie den russischen Arbeitern gemachter Vorschüsse, ohne die sich ein russischer Arbeiter überhaupt nicht zur Arbeit versteht, gingen sehr viele Besitzer bald zur Anteilwirtschaft über. Im gesamten Norden besteht dieselbe in der Abgabe der halben Körnerernte ohne Stroh und Futter, was als Aequivalent für den Dünger bleibt, für die Ausführung der ganzen Feld- und sonstigen Arbeiten. Im Süden war diese Wirtschaftsweise für den Arbeiter früher weit günstiger, einesteils deshalb, weil dort alle Düngerfuhren wegfallen, fast immer nur einmal gepflügt wurde, und noch im Jahre 1880 der Grundbesitzer in der Ukraine bloß $1/_3$, weiter südlich — Jekaterinosslaw, Dongebiet u. s. w. — $1/_4$ und noch weiter am Kaukasus nur $1/_6$ bis $1/_8$ der Körnerernte erhielt; doch haben sich diese Lohnsätze in den letzten Jahren infolge des fortwährend steigenden Zuflusses von Arbeitern aus dem Norden zu gunsten der Besitzer geändert, so daß in der Ukraine jetzt schon größtenteils auf Halbkorn und weiter südlich dem entsprechend gearbeitet wird.

Wären die Anteilarbeiter immer in der unmittelbaren Nähe zu Hause, so hätte die Sache noch wenig zu sagen, aber wir finden zahllose aus den Steppengouvernements am schwarzen und asowschen Meere auf den Ebenen am nördlichen Kaukasus und in den zuerst genannten Gebieten, — so wie längs der unteren Wolga wieder andere, weit aus den zentralen und nördlichen Gouvernements, oft 100—200 deutsche Meilen von ihrem eigentlichen Wohnort entfernt. Im Frühjahr und Herbst sind überhaupt alle Eisenbahnen und Straßen nach oder aus dem Süden mit zahllosen Schwärmen wie bei einer Völkerwanderung bedeckt. — Was fängt nun ein solcher Anteilarbeiter aus der Ferne mit seinem Körneranteil, besonders bei einer reichen Ernte, an? Will er denselben überhaupt zu Gelde machen, so muß er ihn in der Regel verschleudern, und bei der Natur des Russen fällt ihm dies auch gewöhnlich nicht besonders schwer. Selbst wenn er bei der Abrechnung mit dem Schänkwirt für eine Masse Getreide nur noch so viel erhält, daß er nach Hause kommt und vielleicht noch einige Kopeken mit-

bringt, macht ihm dies keine Kopfschmerzen weiter; hat er doch den ganzen Sommer ein freies und fideles Leben geführt.

Weit schwerer wie alles bisher Angeführte wiegen jedoch für die deutsche Landwirtschaft die Zustände auf dem russischen Getreidemarkt; wenn von einem solchen überhaupt nur die Rede sein kann; denn weiß die Masse der russischen Bauern, wohin sie sich eigentlich wenden sollen, um diejenigen Preise zu erhalten, die in den russischen Börsenberichten und Zeitungen figurieren? In den Ostseeprovinzen und den deutschen Kolonien vielleicht ja, wie sieht es aber in den eigentlich russischen Gouvernements damit thatsächlich aus? Auf den wenigen und bekannten Getreideplätzen im Innern Rußlands ist der Handel von jeher das Monopol einer festgeschlossenen Clique gewesen, der fast die gesamte Landbevölkerung mit Kopf und Kragen überliefert war und ist, weil es an der nötigen Konkurrenz fehlt. Hier kann kein kleiner Landwirt sagen: „Ihr gebotener Preis paßt mir nicht," ohne sofort die Antwort zu erhalten: „dann fahre 100 oder 200 Werst weiter, vielleicht gibt man dir dort mehr." Durch die ziemlich zahlreichen neuen deutschen und englischen Firmen im Inneren haben sich diese Zustände in deren unmittelbarer Nähe allerdings bedeutend gebessert, wofür sie aber auch der Gegenstand des wütendsten Hasses der russischen und jüdischen Getreidehändler sind; aber nur eine kurze Strecke weiter ist die Sache beim alten. Die Preise wurden von diesen neuen Firmen zwar in die Höhe getrieben, da denselben aber die Fähigkeit und der Wille zum Anwenden der schmutzigen Mittel fehlt, durch die das eigentliche Geschäft beim russischen Getreidehandel gemacht wird, so verdienen sie in günstigen Jahren vielleicht 15—20 Prozent, wogegen der russische und jüdische Macher vielleicht 500 Prozent aus seinem Kapital herausschlägt, — denn woher kämen sonst die in kurzer Zeit zusammengeschacherten Hunderttausende und Millionen bei früheren Lumpensammlern?

Zuerst weiß jeder mit russischen Verhältnissen Bekannte, daß schon 10—15 Meilen von jedem eigentlichen Getreideplatz entfernt die dort angegebenen Preise beim Verkauf um die Hälfte niedriger, und beim Ankauf — wenn die Bevölkerung vielleicht Brotkorn u. s. w. braucht — wieder um die Hälfte höher stehen: mit Kleinigkeiten befassen sich die Händler in Rußland nun einmal nicht. — Damit ist aber die Sache noch lange nicht abgemacht.

Infolge der Jahrhunderte dauernden Entwertung aller Brotfrüchte — überhaupt aller Lebensmittel — haben sich in Rußland beim Getreidehandel Gebräuche eingebürgert, die sich in der ganzen Welt wohl nicht mehr wiederfinden, es sei denn vielleicht noch bei dem Hindu und Sudra in Hinterindien. Selbst in den verhältnismäßig armen Gouvernements im Norden wird das Getreide fast überall, auf etwas entfernten und abseits liegenden Stellen ausnahmslos, nur mit Werchowije — genau übersetzt Obendrauf — verkauft. So hat z. B. das offizielle Tschetwert Roggen 9 Pud gleich 3 Zentner, aber nur etwa 15 Meilen von den größeren Städten und wenige Werst seitwärts von den großen Eisenbahnlinien werden bei der Hälfte des in den Handelsstädten geltenden Preises von den Händlern beim Ankauf von Getreide auch noch 10 Pud als Tschetwert verlangt, wogegen das Tschetwert des Händlers beim Verkauf im günstigsten Fall nur $8^1/_2$ Pud hat. Uebernimmt der Verkäufer hierbei nicht den Transport nach der nächsten Eisenbahnstation oder dem nächsten Landungsplatz, so treten wieder ganz andere Preise ein. Wo bleibt jetzt aber noch die alles Maß übersteigende Spitzbüberei und Betrügerei u. A. mit falschem und verschiedenem Gewicht und Maß für den Kauf und Verkauf beim russischen Getreidehändler?

Damit, daß er beim Verkauf mit Werchowije geben muß und beim Ankauf mit Untergewicht erhält, ist der russische Bauer einverstanden, da er dies nie anders gesehen hat und nicht anders kennt. Er kann aber auch eben so wenig etwas dagegen machen, — obgleich es allen bekannt ist, — daß in der gesamten Südhälfte die Kommis der Getreidehändler fast samt und sonders unter der Bedingung dienen, daß sie entweder

gar kein oder ein kaum nennenswertes Gehalt beziehen, vielmehr für einen bestimmten Prozentsatz Uebergewicht — außer dem ganz ordnungsmäßigen Werchowije — sorgen und sich für ihre Person mit dem begnügen, was nach Befriedigung der herrschaftlichen Forderungen für sie dann noch übrig bleibt. Und daß dies nicht wenig ist, weiß jeder, der die Lebensweise dieser Kommis kennt, die sich gewöhnlich sehr bald so viel sparen, um eigene Herren und Getreidehändler zu werden. Allen über sind in dieser Beziehung eben die Juden, deren Findigkeit und Fertigkeit im Geschäftemachen sogar die Bewunderung des raffiniertesten russischen und armenischen Gauners und Betrügers erregt.

Man wird sich noch der schon erwähnten Judenkrawalle in den Jahren 1881—82 erinnern, nach denen die Juden aus vielen südlichen Gouvernements, besonders aus den Dörfern ausgewiesen wurden. Ist deren Thätigkeit dort damit ein Ende gemacht? — Alle dort Wohnenden wissen, daß die angeblich Verwiesenen zum großen Teil noch eben so gut dort wohnen und handeln, wie in früherer Zeit. — Ja, wenn die russischen Beamten nicht fortwährend zehn mal so viel Geld zur Befriedigung aller gewohnten und neuen Bedürfnisse der westeuropäischen „Kultur“ nötig hätten, als ihnen ihr Gehalt erlaubt! Dem Namen nach sind wohl andere Inhaber der früheren jüdischen Geschäfte und Schänken, aber thatsächlich sind sie noch immer die Besitzer, wenn sie auch nicht am Platze wohnen dürfen. — Bis Anfang dieses Jahrzehnts hatten die Juden den ganzen Süden Rußlands regelrecht unter sich geteilt; alle Stellen, wo ohne körperliche Anstrengung leicht Geld zu machen war, vor allem aber die zahllosen Branntweinschänken der Dörfer, befanden sich in ihren Händen, und damals flossen auch die unermeßlichen, aus der vermehrten Getreideproduktion hervorgehenden Gewinne, die sie gegenwärtig mit ihren nominellen Geschäftsinhabern und Agenten teilen müssen, ohne jeden Abzug in ihre Tasche, aber immerhin geht es noch, wenn den letzteren auch die jüdische Geschäftskenntnis und Rührigkeit fehlt, — ist den Juden doch unbenommen, mindestens jeden Monat einmal das Nötige in ihren alten Geschäften in Ordnung zu bringen.

Ich weiß sehr gut, daß manche in Rußland sagen werden: „So schlimm ist es mit den Juden hier nie gewesen; ich habe mich über dieselben nie beschweren können.“ Wer sind diese Leute aber ausnahmslos? — Außer einer großen Anzahl von Beamten an Ort und Stelle, durchgehends entweder hoch gestellte und einflußreiche Beamte oder Militärs, die nur selten und bloß vorübergehend auf ihre Güter kommen, nicht einmal diese wirklich kennen und von den Zuständen in den nebenanliegenden Dörfern und kleinen Gütern gerade so viel wie von den Zuständen im Monde wissen, — oder deren Verwalter, die gewöhnlich davon nichts wissen wollen. So dumm sind die Juden noch niemals gewesen, um sich diejenigen zu Feinden zu machen, von denen vielleicht ein einziges Wort in Petersburg hinreichte, um ihre ganze Existenz und Geschäftemacherei in Frage zu stellen; diesen wurden und werden regelmäßig die besten Preise für Getreide u. s. w. bezahlt; aber dafür sind ihnen die übrigen 99 Prozent der gesamten Bevölkerung mit Haut und Haar zur freien Verfügung überliefert.

Für Geschäfte dieser Art war nichts vorteilhafter, als die außerordentlich hohen, zum großen Teil durch den niedrigen Kursstand hinauf getriebenen Getreidepreise während der zehn Jahre von 1875—1885, wo sich beim Zusammentreffen aller oben geschilderten und ihnen in die Hände arbeitenden Eigentümlichkeiten des russischen Landes und Volkes und der eigenen Manipulationen dann wenigstens die Hälfte bis zwei Drittel des Wertes an dem in die Hände der örtlichen Juden übergegangenen Getreide verdienen ließen. Beim Fallen dieser Preise konnten die gewohnten Verdienste dann nur durch größeren Umsatz erreicht werden, aber auch das war bei der steigenden Produktion kein Hindernis, es durfte ihnen nur nicht von anderer Seite ein Strich durch die Rechnung gemacht werden.

Das Aergerlichste, was der vollständig zusammenhängenden, von Berlin bis zum

Kaspischen Meere reichenden, unausgesetzt auf allen Bahnen und Plätzen Südrußlands in Bewegung befindlichen Kette der jüdischen Getreidehändler passieren konnte, war die Einführung von Getreidezöllen in den westeuropäischen Ländern, besonders in Deutschland, oder gar deren vor kurzem erfolgte Erhöhung. Es bedarf nur eines Blickes auf die Karte, um sofort zu sehen, daß die östlichen Provinzen Deutschlands von den fruchtbarsten Gouvernements Zentralrußlands — der Ukraine, Kursk, Orel, Tambow, Woronesh u. s. w. — fast nicht weiter entfernt sind, wie die russischen Häfen. Da diejenigen der Ostsee zum größeren Teil die Hälfte des Jahres, diejenigen des Asowschen Meeres gewöhnlich nicht weniger, und selbst diejenigen am Schwarzen Meer, mit alleiniger Ausnahme von Sewastopol, sehr häufig auf längere Zeit geschlossen sind, so bleibt der Landweg über Deutschland für den schnellen Umsatz immer noch der vorteilhafteste, vorausgesetzt, daß keine Hindernisse wie die erwähnten Zölle existieren, durch die das Geschäft der Getreidehändler in Rußland bedeutend erschwert oder vielleicht gar unmöglich gemacht wird. Vorläufig ist das letztere noch nicht der Fall, was sich am besten daraus ersehen läßt, daß das russische Getreide in Königsberg und Danzig, eben so wie früher, noch billiger verkauft wird und verkauft werden kann, wie in Petersburg und Riga. Bloß Odessa und diejenigen südlichen Häfen, wo der ganze Getreidehandel in den Händen der Juden liegt, halten gleiche Preise mit Königsberg und Danzig, um sich das Geschäft nicht etwa selbst zu verderben. Diese Dinge müssen aber anders werden, wenn die deutsche Landwirtschaft nicht vollständig ruiniert werden und die größten Gefahren auf dem politischen und sozialen Gebiete heraufbeschworen werden sollen.

Gegenwärtig, wo die Amerikaner und der jüdische Getreidehandel die höchsten Anstrengungen machen, um den europäischen Markt nicht wieder zu verlieren, die den Platz aber sehr bald werden räumen müssen, läuft in der Handlungsweise der jüdischen Getreidehändler alles darauf hinaus, um den deutschen „Agrariern" und Regierungen zu beweisen, daß ihre Anstrengungen, durch die Erhöhung der Getreidezölle der deutschen Landwirtschaft auf die Dauer zu helfen, vergebliche waren, und mit Hilfe ihrer Freunde und verblendeten christlichen Gesinnungsgenossen deren Widerstand zu brechen, um hierdurch eine weitere und unvermeidliche Erhöhung der deutschen und hierdurch voraussichtlich allgemein der westeuropäischen Getreidezölle zu verhindern. Am schwersten muß natürlich das im Boden ärmste Ostdeutschland unter der Wirtschaft der Juden in Südrußland leiden, und es ist dringend zu raten, diesem so bald als nur möglich zu helfen.

Die deutschen Landwirte, denen die Zustände auf den Gebieten der russischen Landwirtschaft eben so unbekannt sind wie ihren Gegnern, und der Masse der russischen Intelligenz, die also entweder nur mit westeuropäischen Verhältnissen rechnen, oder in den deutschen Getreidezöllen bloß eine absichtliche Schädigung der russischen Volkswirtschaft sehen, waren sicher der Ueberzeugung: daß eine Erhöhung der Getreidezölle um 6 oder 5 Mark für den Doppelzentner Weizen und Roggen die erwartete Hilfe bringen und die Getreidepreise vor weiterem Heruntergehen bewahren würde; sie haben aber schon jetzt erfahren müssen, daß dem nicht so ist. In den an Rußland unmittelbar grenzenden Provinzen Preußen, Posen u. s. w. sind die Preise für lokalen Roggen bereits auf 90—100 Mark und diejenigen für russischen auf 60—70 Mark für 1000 Kilo gefallen, womit aber die Grenze der Lieferungsfähigkeit der jüdischen Getreidehändler in Rußland noch lange nicht erreicht ist. Um nun vor jeder ferneren Täuschung zu bewahren, bitte ich alle in Deutschland, sich das folgende ein für allemal zu merken und danach zu handeln.

Fällt im Süden Rußlands viel Schnee, — wie gegenwärtig — so ist, wenn nicht andere Naturereignisse eintreten, der Erfahrung nach, die die Juden in dieser Beziehung am genausten kennen, dort eine reiche Getreideernte zu erwarten; die Getreidepreise müssen also in Rußland schon infolge dieser Voraussicht bedeutend herunter gehen. Ferner sind Getreide-, speziell Roggenpreise von 50 (fünfzig) deutschen Pfennigen für den einfachen Zentner, oder 8 Kopeken für das Pud, für die russischen Landwirte im

Süden durchaus nichts Neues. Jahrhunderte hindurch und bis Mitte der sechziger Jahre haben dieselben so gestanden, ohne daß das russische Reich hierdurch an seiner Entwicklung gehindert worden wäre, oder die Landbevölkerung, — speziell die Bauernmasse — nicht hätte existieren können. Die letztere befindet sich im Gegenteil bei Getreidepreisen, die fast auf Null stehen, am allerwohlsten, da sie sich dann weit weniger anzustrengen braucht, um im Fall der Notwendigkeit des Brotkaufs in der gewohnten Weise zu existieren. Die Masse und die vorzügliche Natur der ihnen überwiesenen Aecker und Wiesen, so wie ihre Anteilarbeit auf den Gütern und ihre minimalen Zahlungen an den Staat machen es ihnen daher immer noch sehr gut möglich, bei Roggenpreisen von 50 Pfennigen für den Zentner mindestens eben so gut zu bestehen, wie speziell die ostdeutschen Landwirte bei 6 Mark für dasselbe Gewicht. — Anders steht es dabei natürlich mit den schwer verschuldeten russischen Gütern; aber die Existenz von mindestens 80 Prozent der russischen Bevölkerung wird hierdurch nicht im geringsten erschüttert.

Bei den Zuständen auf dem russischen Getreidemarkt nun ist es den Händlern beim Heruntergehen der Preise bis auf den erwähnten Punkt — 50 Pfennige der Zentner — gleichfalls noch möglich, ohne Verlust 1000 Kilo Roggen in Ostdeutschland mit 20 (sage zwanzig) Mark zu verkaufen. Mit diesem Preis, mit dem weder Amerika noch Indien mehr konkurrieren können, dürfte die Grenze der Lieferungsfähigkeit für die jüdischen Getreidehändler in Rußland so ziemlich erreicht sein, — absichtlich sage ich nur ziemlich — und auf ein Stehenbleiben der Roggenpreise in Deutschland auf 110—120 Mark für 1000 Kilo gerechnet werden können, wenn gleichzeitig die Getreidezölle auf mindestens 10 (zehn) Mark für den Doppelzentner erhöht werden. Fällt jedoch der russische Papierrubel noch mehr im Wert wie gegenwärtig, und die Herrn Börsianer in Berlin haben aus nun leicht ersichtlichen Gründen das höchste Interesse daran, daß dies geschieht, so genügen auch 10 Mark Zoll noch nicht, um die Preise in Deutschland auf 6 Mark für den einfachen Zentner Roggen zu erhalten. Bevor also die Zölle nicht wenigstens auf 10 Mark für den Doppelzentner gebracht werden, hat die deutsche Landwirtschaft auf keine Besserung ihrer Lage zu rechnen.

Alles auf den besprochenen Gegenstand sonst noch bezügliche wird der Leser in einer demnächst von mir in den „Sozialen Zeitfragen“ erscheinenden Broschüre finden. — Nicht allein das Interesse der deutschen und russischen Landwirtschaft, welch letztere, wie wir später sehen werden, bisher im allgemeinen keinen besonderen Nutzen aus hohen Preisen zog, weil derselbe nur immer in die Taschen der Getreidehändler floß, sondern das Allgemeininteresse der ganzen europäischen Volkswirtschaft verlangt es, daß der gegenwärtigen wirtschaftlichen Anarchie ein Ende gemacht wird.

Leos Geheimnis.

Erzählung

von

A. v. d. Elbe.

Erstes Kapitel.

„Noch ein Tröpfchen, lieber Freund," bat das Stiftsfräulein und hob die Kaffeemütze von der Kanne, ihren Freund zärtlich anlächelnd.

„Na, Sie wissen — zur Zigarre," schmunzelte er und hielt ihr die Tasse hin.

Mit einer Hand, an der es mehr Knöchelchen zu geben schien als an anderen Händen, und an welcher der kleine Finger seinen eigenwilligen Sinn weitabsperrend bekundete, hob sie die Kaffeekanne und goß ihm ein.

Sie trug einen Morgenrock von hellblauem Stoff, auf dem blonden, grau gemischten Krausköpfchen schwebte ein Wölkchen von Spitzen und hellblauen Schleifen, an ihrem mageren Arm, von dem sich beim Heben des Topfes der Aermel zurück streifte, rasselten einige sehr weite Armketten. Nach der dem Freunde gewidmeten Anstrengung lehnte sie sich lächelnd und seufzend in den Korbstuhl zurück. Fräulein Jüly von Madeweiß lächelte und seufzte so viel und bei so verschiedenen Gelegenheiten, daß sie selbst schwerlich für das eine oder andere einen Grund hätte angeben können.

„Welch schöner Morgen," flüsterte sie endlich, während er behaglich paffte und dazwischen mit zufriedener Miene seinen Kaffee schlürfte.

„Ja, ja — so recht friedlich," kam es zwischen den blauen Ringeln von seinen Lippen. „Die nette Aussicht in den Garten, drüben die Heuhaufen — die alten Bäume —"

Als er schwieg, lispelte sie mit einer Miene, die verschämt sein sollte: „Meine poetische Freundin, die Gräfin Schwanenflügel, singt:

O süßes Land der ersten Jugendblüte!
In Banden schlägst du selbst ein rauh Gemüte."

„So fürchterlich rauh bin ich doch nicht, Tante Jüly," lachte er wieder mit derselben behaglichen Miene. „Wie gut haben wir uns immer vertragen!"

„Der Mann ist die Krone der Schöpfung und kann als solche die dornige Seite der Rücksichtslosigkeit anschlagen."

„He, immer besser, Rücksichtslosigkeit — hoffe, mich gegen das schöne Geschlecht nie so vergangen zu haben. Bin doch immer ein besonderer Adorateur gewesen. He,

Julchen, ist es nicht so? Vor dreißig Jahren saßen wir manchmal zusammen drüben in so 'en Heuhausen. Ganz nette Zeit. Na, Sie brauchen nicht abwehrend mit dem Spitzenlappen zu fächeln, wir sind ja unter uns. Und wenn nichts aus der Geschichte geworden ist, so wissen wir beide, daß es uns damals ehrlich leid gethan hat."

„Ach," seufzte sie geschmeichelt, „wie bald verflüchtigen sich die Rosen der Jugend unter den leichtbeschwingten Wellen des Lebens!"

„Schon gut," sagte er etwas ungeduldig, „Ihre Wellen könnten uns auch 'mal eine vernünftige Unterredung bringen. Sind Sie in letzter Zeit besser mit der emanzipierten Fräulein Nichte ausgekommen?"

„Nicht hier, lieber Freund. Keine unvorsichtige Indiskretion. Ich hoffe, Sie vor Tische auf meinem Zimmer zu empfangen, da will ich mein belastetes Herz aufthun und Ihnen die Schmerzen einer treu besaiteten Seele anvertrauen."

Auf der blauen Schleppe des Fräuleins lag ein weißes Schoßhündchen, das eine Schleife von der Farbe ihres Kleides um den Hals trug. Das wachsame Tierchen hob die schwarze Schnauze und kläffte mit meckerndem Tone auf.

„Du kennst wieder keine Schonung, Seraphchen, für die Nerven deiner kleinen Mama," sagte die Dame verweisend. „Was gibt es für Gefahren, für die mein junger Ritter sich opfert?"

Seraph erhob sich dehnend und schwenkte seine weiße Fahne zur Begrüßung eines aus dem nahen Gebüsche hervortretenden jungen Mädchens. Dasselbe kam leichten Schrittes auf die Veranda zu, in welcher das alte Paar frühstückte.

„Sieh das Annchen," sagte Herr Theobald von Uting schmunzelnd. „Habe ich nicht recht gehabt, Ihnen das Kind zu empfehlen, Fräulein Jüly?"

„Ein noch in rauher Schale eingebetteter Keim," flüsterte das Stiftsfräulein, „welcher erst der Hand des kundigen Meißels bedarf."

Die Kleine bot in der That einen erfreulichen Anblick. Ihr frisches blondes Gesicht, vom Strohhute beschattet, lachte beim grüßenden Kopfnicken so schelmisch und fröhlich, daß dem alten Herrn das Herz aufging. „'ne Zuckerpuppe," murmelte er.

Anna hielt einen Topf mit blühenden Monatsrosen im Arme, aus deren Zweigen ihr vom raschen Gehen gerötetes Gesicht heraus sah, als gehöre es zu den Blumen. Sie trug einen hellen Morgenrock und ein gestreiftes Latzschürzchen, ihr Mozartzopf wippte bei jeder Bewegung des Kopfes um die Ecke, als wolle er sich nach seinen Kollegen, den Löckchen des Vorderhaares, umsehen.

Seraph stand schwänzelnd auf der obersten Stufe der Verandatreppe, um die Kommende zu begrüßen. Sie neigte sich ein wenig zu ihm und gab ihm einen kleinen Nasenstüber, der gleich einer Prise das Hündchen zum mehrmaligen Niesen brachte.

Anna küßte, wie ihr befohlen, die magere Hand der Chanoinesse und schlug dann ihr derbes, rötliches Patschchen in die ihr entgegengestreckte Rechte des behaglichen Herrn, dabei lächelte sie mit blinkenden Zähnen, während ihr volles, rundes Gesicht so viele Grübchen zeigte, wie überhaupt in einem menschlichen Antlitze Platz finden.

„Den Rosenstock habe ich Quosig abgebettelt," sagte sie fröhlich, die Pflanze auf den Tisch stellend. „Ist der nicht hübsch? Ich kann nicht ohne Blumen im Fenster leben, aber der Alte ist so geizig damit, er will alles für Leos Zimmer behalten."

„Bitte, mich nicht zu vergessen, Fräulein Anna," fiel die Stiftsdame spitzig ein. „Der Blumenmalerin kommt wohl vor allen Dingen das Recht zu, sich mit Floras Kindern zu umgeben, denn der Blumen anmutiges Heer ist ja der goldene Boden, aus dem sie den Honig der Poesie saugt."

„Wirst Quosig glatt um seinen Stoppelbart gegangen sein, du kleiner Racker," lachte Uting, „na, ich kann mir schon denken, daß der alte Kerl solchem Herzchen, wie du bist, nichts abschlagen kann."

„Eigentlich hat es mir Mühe genug gemacht; es gibt ja auch nicht viel in seinem kleinen Treibhause. Als ich aber sagte, Leo habe neulich gefunden, meine Blumentöpfe

sähen aus wie Kohlstrünke, und Quosig sorge schlecht für mich, regte sich sein Ehrgeiz, und er rückte mit scheelem Blick die Rose heraus."

Anna trug ihren Blumentopf durch die offene Thür des Eßzimmers ins Haus und die Treppe hinauf in ihre Kammer. Sie kehrte aber sogleich auf die Veranda zurück und begann, nachdem sie sich versichert hatte, das Frühstück sei beendet, das Geschirr abzuräumen und auf dem Seitentisch in der Eßstube zum Tassenwaschen zurecht zu stellen. Nun ging sie mit einer Porzellan-Wanne in die Küche, um sich heißes Wasser zu holen.

In der Milchstube stand die Haushälterin und wusch Butter. Als die kleine Anna mit ihrem Tassenkumpe an Mamsell Philippine Kruse vorüber ging und ihr freundlich guten Morgen bot, sagte die Geschäftige, immerfort mit ihrem großen Löffel die Butter knetend:

„Ich freue mich, Fräulein Annchen, wenn ich sehe, daß Bildung Ihnen die Arbeit nicht verleidet. Mich kann ja auch so was gar nich' schänden, aber es gibt Hochmütige, die nichts davon wissen wollen."

„Sie glauben nicht, Mamsell Pine, wie ich zu Hause auf der Oberförsterei mit zugegriffen habe. Ich sorgte für das Federvieh wie hier, hatte den Leinenschrank, die Wäsche und noch vieles andere unter mir; wenn meine Schwester nicht Ostern konfirmiert wäre, könnte Mama mich gar nicht entbehren."

„Das will ich wohl glauben, Fräuleinchen, aber für uns ist es doch ein rechtes Glück, daß Sie da sind. Unsere Gnädige sagte neulich: die kleine Busch vertritt die Weiblichkeit auf Holzhausen. Wenn ich als Thema mit der Wagschale die Lose zwischen unseren beiden jungen Damen abmesse, so krönt meine Symphonie leider immer die Busch."

Als in Annas Schelmengesicht alle Grübchen spielten, hob Pine den Butterlöffel und sprach feierlich: „Ich habe ein gutes Gedächtnis, so war es!"

In diesem Augenblicke trat durch die Thür, welche von außen in die Milchstube führte, ein untersetzter Mann, der einen Gartenkorb mit jungen Erbsenschoten trug. Er mochte ein Vierziger sein, das struwwelige, graugemischte Haar umflog seinen dicken Kopf und sein breites, rotes Gesicht, in dem sich Schlauheit und Gutmütigkeit mischten.

„Da haben Sie was Neues vom Jahre, Krusen, nu' darf ich Ihnen ins Ohrläppchen kneifen."

Als er sich anschickte, den Vorsatz auszuführen, wehrte sie sich entrüstet. „Was fällt Ihnen denn wieder für albernes Zeug ein, Herr Quosig. Sie haben immer so alte unmodische Witzchen von Anno eins. Und dann muß ich mir ernstlich verbitten, daß Sie mich „Krusen" schimpfen, als hätten wir zusammen Ferkel gestohlen. Ich bin Mamsell Kruse für Sie, oder Fräulein Philippine Kruse, so gut ich Sie Herr Jakob Quosig, oder Herr Gärtner Quosig nenne, obgleich Sie eigentlich man Bedienter sind; eben so gut — nein viel besser, können Sie mich anständig titulieren."

„Sie könnten ja auf Hochnäsigkeit und Sprödigkeit ein Patent nehmen, wie andere Leute auf 'ner neuen Gartenschere."

„Patent will ich ganz gerne sein, das ist nichts Schlimmes; unser junger Herr sagte, als er Sonntag auf Urlaub seine Uniform anzog: „Bin ich nicht patent, Fräulein Pinchen?" Warum soll ich da nicht auch patent sein?"

„Sie haben 'ne verfluchte Zunge, Sie Weibsbild!"

„Drücken Sie sich nicht so unscheniert aus," sagte Pine, indem sie sich entrüstet abwandte. „Sie wissen, daß ich vor Bildung schwärme, und wenn Sie Ihre kleinen Augenschlitze aufthun, so sehen Sie doch auch, daß hier Fräulein Busch mit der Tassenwanne zugegen ist."

„O, wir verstehen uns heute sehr gut — durch die Blume!" lachte Anna, Quosig zunickend.

„Ach wat, Bildung! Je mehr man de Katte stricket, desto höcher hält se den Swanz," murrte Quosig, setzte seine Erbsen hin und kehrte in den Garten zurück.

„Soll ich die Erbsen auspahlen?" fragte Anna, auf den Korb zeigend.

„Wenn Fräulein so gut sein wollen," erwiderte die Haushälterin erfreut. „Es ist noch schrecklich viel zu thun."

„Ich will rasch die Tassen waschen, dann hole ich mir den Korb." Sie kehrte in die Eßstube zurück und beeilte sich mit ihrer Arbeit.

Mittlerweile hatte Herr von Uting seine Jugendfreundin zu einer Gartenpromenade aufgefordert, die er mit großen Schritten und allenthalben inspizierend nach dem Frühstücke zu unternehmen liebte.

Fräulein Jüly von Madeweiß vermochte mit ihrem trippelnden Gange und in ihren zierlichen Hackenschuhen nicht recht Schritt zu halten, auch hinderte sie die lange Schleppe ihres himmelblauen Schlafrockes. Sie versicherte ihm, Geschäfte warteten ihrer im Hause, diese seien immer wichtiger als die Freuden des Lebens, und sie kränze sich gern mit den duftenden Quellen der Pflicht. Wonach sie einen schönen Abgang ins Eßzimmer nahm. Ihr folgte Seraph, der auf der Schwelle noch einer Ermahnung bedurfte, da er — augenscheinlich weniger durch allerlei Erwägungen behindert als seine Gebieterin — gern Herrn von Uting auf seinem Spaziergange begleiten wollte.

Die Chanoinesse glitt an der fleißigen Anna vorüber und lächelte sie freundlich an. Einen Augenblick stehen bleibend pries sie die richtige Verwendung der Zeit und fügte mit begeistertem Augenaufschlag hinzu:

„Ein paar Strophen meiner genialen Freundin, der Gräfin Schwanenflügel, fallen mir dabei ein, die das Juwel ihrer nächstens im Druck erscheinenden Sammlung sein werden. Sie lauten also:

Wer nicht aus jeder Stunde
Mit durstesfrohem Munde
Bevor sie bleicht und welket
Das lautre Gold sich melket,

Dem spült der Zahn der Zeiten
Mit eisig schnellem Schreiten
Hinweg mit seiner Kelle
Des Lebens heit're Welle!"

Sie verschwand, und Anna blickte ihr ganz verblüfft nach.

Die geräumige Gartenstube hatte auf der langen Seite in der Mitte die Verandathür und daneben rechts und links ein Fenster. Auf der kurzen Seite, die nach dem Hofe hinaus lag, befand sich eine tiefe Nische mit einem großen Fenster, von dem aus man den Hof übersehen und alles dort Vorfallende betrachten konnte. In der Nische stand ein weiter alter Lehnstuhl, davor ein großer Tisch mit Büchern und Zeitungen und zur Seite ein niedriger Sessel. Das Fenster war offen.

Als Anna ihre Tassen besorgt hatte und mit dem Erbsenkorbe und ein paar Näpfen wieder ins Zimmer kam, sah sie, daß draußen an das offene Fenster vom Hof aus eben Leo heran trat, beide Arme auf die Steinbrüstung der Fensterbank legte und herein blickte. Man konnte zweifelhaft sein, ob es ein junger Mann oder ein Mädchen war. Unter dem runden Kastorhute quoll kurz verschnittenes braunes Lockenhaar hervor. Das hübsch und in kräftigen Zügen geformte Gesicht war von bräunlicher Frische, die dunkeln Augen blitzten unruhig. Ein steifer Leinenkragen, eine dunkelblaue Kravatte mit goldener Hufeisennadel und ein Tuchrock bekleideten den Körper, so weit man denselben sehen konnte. Die in einem gelben, waschledernen Handschuh steckende Rechte hielt eine Reitpeitsche, welche neben dem Kopfe emporragte.

„Ah Leo, endlich," rief Anna, an das Fenster eilend. „Kommst du wirklich noch vor Mittag wieder?"

„Es war ein herrlicher Ritt durch den Wald, Kleine," sagte mit kräftig tönender Stimme die Außenstehende, welche niemand anders war als Leontine von Rosla, die Tochter und jetzige Herrin des Hauses.

„Mag es noch so schön gewesen sein, so war es doch kein Frühstück. Du mußt ja halb verhungert sein! Willst du nicht etwas essen?"

„Wäre nicht abgeneigt. Gib mir ein Butterbrot und ein Glas Wein."

Leo verschwand am Fenster und trat bald darauf von der Veranda kommend ins Zimmer. Sie war groß und schlank und trug ein Reitkleid von dunkelblauem Tuch, das sie etwas aufhob. Nachlässig warf sie Peitsche, Hut und Handschuhe zur Seite und ging mit raschen, elastischen Schritten auf den Lehnstuhl in der Nische zu.

Anna brachte mit schalkhaftem Knix die geforderte Erquickung, holte ihren Erbsenkorb heran und setzte sich der Frühstückenden gegenüber, sogleich mit eifrigen Händen ihrem Geschäfte obliegend.

„Du hast natürlich das Federvieh allein besorgt," sagte Leontine während des Essens, „ich konnte mich wirklich nicht eher von der köstlichen Waldesfrische trennen. Ich lasse am Elsternhange einige Tannen schlagen und wollte sehen, ob die Leute auch zur rechten Zeit am Platze wären. Nun denke dir die ganz in Grün getauchten Waldungen, voll blitzenden Taues, die Morgensonne von unten durch die Stämme leuchtend, und das jubelnde Frohlocken der Vogelstimmen in ihrer eben erwachenden Morgenluft. Von fern tönte der Schlag der Axt und hier und da Krachen des Holzes herüber. Und dann das lustige Quaken der Frösche, als ich dem schilfigen Wiesenteiche nahe kam. Ein Schwarm wilder Enten flog daraus empor, von denen ich mir gern ein paar herunter geholt hätte, wenn ich nicht ohne Büchse gewesen wäre."

„Warum nicht gar!" fiel Anna ein, „ich begreife nicht, wie ein Mädchen am Schießen Freude finden kann."

„Du schlachtest deine Enten lieber in der Küche?"

„Nun ja — Mama sagt, eine tüchtige Hausfrau muß alles können. Aber eine Flinte fasse ich doch nicht an, so viele Papa auch hat. Das Knallen ist schrecklich, und es gibt auch sehr leicht ein Unglück," fügte Anna mit so viel ehrbarer Lehrhaftigkeit hinzu, als ihr Schelmengesicht hergab, eingedenk der ihr schon zu Hause eingeprägten Aufgabe, Leo weiblich zu beeinflussen.

„Wenn man mit Waffen umzugehen versteht, nicht. Ich habe die Jungens-Vergnügungen mit meinem Bruder Julius geteilt, der selige Vater sah es gern. Uns beiden fehlten ja hier auf dem Lande andere Spielgefährten, so lernte und ritt ich mit ihm, ging mit ihm zur Jagd, zum Fischen und zu allem, was er sonst machte. Tante Madeweiß stellte sich natürlich entsetzlich darum an, nannte mich einmal über das andere „unweiblich" und wusch ihre schönen Hände in Unschuld. Sie hatte aber zum Glück nicht viel zu sagen."

„Warum machst du ihr nicht das billige Vergnügen, sie Tante Jüly zu nennen? Du sagst immer Madeweiß."

„Ach, was soll die Zimperlichkeit; sie ist eine Madeweiß, ebenso wie meine verstorbene Mutter; Vater nannte sie auch so, drum bleibt's dabei."

„Nicht wahr, deine liebe Mama ist schon lange tot?"

„Sie starb als ich zwei Jahre alt war und von da an blieb ihre Schwester ganz bei uns. Vater sagte manchmal: sie ist ein notwendiges Uebel, und das unterschrieb ich."

„Lieber nicht in Wirklichkeit, das möchte ihr in die Hände fallen," lachte Anna und setzte ernster hinzu, „ich würde es doch aber auch nicht sagen."

„Ich spreche frei heraus was andere nur denken."

Nach einer Pause, während welcher Leo zwischen den Zeitungen gekramt, und Anna eifrig Erbsen ausgepahlt hatte, hob diese neugierig wieder an:

„Ist es wahr, Leontine, daß du manchmal ganz in Herrenkleidern gegangen bist — auch unten?"

Leo lachte laut auf. „Vom Kopf bis zu den Füßen, Kind!" rief sie belustigt, „denn auf Beinkleider und Wasserstiefeln war es ja gerade abgesehen, wenn ich mit

Julius zur Entenjagd ging. Er läßt mir auch sein Zivilzeug hier mit der ausdrücklichen Erlaubnis, es anzuziehen wenn ich mag, denn wir sind so ziemlich von einer Statur."

„Na, ich begreife nicht, daß du es magst. Bist du denn nie unter jungen Mädchen gewesen?"

„Ja, als Julius Kadett wurde, bin ich auf zwei Jahre in eine Pension gebracht worden. Da habe ich aber nicht gerade hohe Begriffe von der sogenannten Weiblichkeit bekommen. Jedenfalls thue ich zehnmal besser, mich um meine Landwirtschaft zu bekümmern und mich mit Jagen und Fischen zu vergnügen, als die Dummheiten weiter zu treiben, die ich von meinen Pensionsfreundinnen gelernt habe."

Dann ergriff Leontine eine Zeitung und vertiefte sich in den politischen Teil derselben.

Nach einiger Zeit war Anna mit ihrer Arbeit fertig, sie schüttete die Schalen aus dem einen Napf in den leeren Korb und setzte die Näpfe in einander. Als sie sich anschickte fortzugehen, schlug Leo eben entzückt mit der Hand auf das Blatt und blickte leuchtenden Auges empor.

„Was hast du nur?" fragte Anna beinah erschrocken.

„Eine herrliche Rede von Bismarck!"

„Daß du dich für solchen Kram interessierst."

„Gottlob, daß ichs thue! Welch ein Mann, ein Mann der Männer! Ein Heros eigener Willkür. Wäre ich Tante Madeweiß, würde ich sagen: Wie ein Elefant stampft er durch die Reisfelder seiner Gegner und zertritt alle Rosenknospen der Rücksichtnahme." Sie lachte laut bei dieser Erinnerung an die Tante. „Jetzt eben ist er wieder mit famoser Wucht daran, eine neue Steuer durchzubringen."

„Von dem allen weiß ich garnichts," erwiderte die kleine Anna unbekümmert. „Ich sehe mir nur manchmal das Vermischte und die Annoncen an."

„Also den bunten Salat!" rief Leo übermütig, „so höre." Sie schlug die Zeitung um und begann vorzulesen: „Tafelbutter — Feine Pension — Fettweide — Gewandte Reisende — Heirat —" Sie warf die Zeitung hin.

„Heirat!" fuhr sie entrüstet fort, „das ist's, wobei mir allemal der Humor ausgeht: Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege, heißt es da, als ob in solchen Zugeständnis nicht das allergewöhnlichste, nein — ordinärste Elend unserer Tage dargelegt würde. Heirat aus äußerlichen Nützlichkeitsgründen, ohne sich zu kennen, ohne daß von Zuneigung die Rede sein kann! Das Weib meistenteils die unerwünschte Knochenbeilage zum Brateneinkauf ihrer Mitgift. Pfui! Wenn man doch dies Unkraut der Jetztzeit mit der Wurzel ausreuten könnte!"

„Was gehen dich die anderen Leute an? Laß doch jeden seine eigene Haut zu Markte tragen."

„Engherzige Kleine," zürnte Leontine, „was mich andere Leute angehen? Sind es nicht Menschen, Mitschwestern, leidend und irrend, und ich sollte mich ihrer nicht erbarmen?"

„Du kannst ihnen doch nicht helfen."

„Aber wie gern thäte ich es!"

„Ich weiß nicht, was du dir dabei denkst."

„O, ich möchte der ganzen Menschheit nützen!" rief Leo begeistert, sprang empor und breitete die Arme aus, als wolle sie eine Schar Hilfsbedürftiger an ihr warmes Herz ziehen oder mit ihren starken Händen unterstützen. Sie sah schön und edel aus in ihrer Begeisterung, und wenn Anna ihre Wallung auch nicht begriff, so blickte sie doch verstummend in scheuer Bewunderung zu ihr empor.

Leo fuhr fort: „Ist das Verlangen zu heiraten, das alle Mädchen zu erfüllen scheint, nicht ein so thörichtes, daß jeder Unparteiische, Vernünftige darüber die Achseln zucken muß? Sich von den Seinen aus der lieben Heimat losreißen, um einem Menschen

zu folgen, von dessen Dasein man vor wenigen Wochen noch nichts wußte! Mit eben diesem Menschen in eine unbekannte Ferne, in neue, unbequeme Verhältnisse ziehen und nun gezwungen sein, unter allen Umständen bei diesem gleichgültigen Fremden auszuhalten, mein Ich, meine Habe sein — er mein Herr! Es ist eine Zumutung wie im Tollhause ersonnen. Und in dies ungewisse, peinliche Verhältnis drängen sich auf dem Wege der Oeffentlichkeit, kaum verschleiert durch vorläufige Anonymität, eine Schar von Mädchen, die sich gebildet nennen!"

„Wenn sie aber nun gar keine andere Gelegenheit haben, Herren kennen zu lernen, wie oft dabei steht," wandte Anna ein.

„Geh, Kind, mit dir läßt sich nicht philosophieren!" Leo raffte Hut, Handschuhe und Reitpeitsche zusammen, wandte der lachenden Anna den Rücken und verließ das Gartenzimmer.

Annchen dachte, während sie ihre Erbsen hinaus trug, daß es hier doch wirklich sonderbare Frauenzimmer gebe, und daß es Zeit gewesen sei, sie als Vernünftige, die alle Dinge so recht wirklich und vergnüglich nehme, dazwischen zu stellen.

Zweites Kapitel.

Der Besitzer von Holzhausen und dem im Magdeburgischen belegenen größeren Gute Lichtenberg, Herr Leopold von Rosla, war der Vetter Theobalds von Uting gewesen und hatte diesen zum Vormund seiner beiden Kinder bestimmt. Julius von Rosla, jetzt flotter Husarenleutnant, war freilich schon vor drei Jahren, bald nach dem Ableben des Vaters, mündig geworden und hatte das auf eine Reihe von Jahren günstig verpachtete Lichtenberg als sein Erbteil ausgeantwortet erhalten. Die Familie Rosla war kaum dort gewesen, da es sich in zuverlässigen Händen befand, und Julius dachte vorläufig nicht daran, das Gut selbst zu bewirtschaften. Sollte eine Beaufsichtigung nötig sein, so lag ja Rollenhagen, das Utingsche Gut, in der Nähe, von wo aus Herr Theobald, ein gewiegter Landwirt, den Pachter im Auge behalten konnte.

Des Vormunds Sorge mußte sich noch besonders mit Leontine beschäftigen. Ihr war das bescheidene, in der Nähe von Göttingen liegende Holzhausen zugefallen. Hier hatten die Roslas gelebt, und an diesem Besitz hingen beide Geschwister mit warmer Heimatsliebe. Leo nannte sich in freudigem Stolze gern die Gutsherrin, und obwohl ihr vom Vater her ein robuster, ältlicher Verwalter zur Seite stand, ordnete sie doch selbst alle Arbeiten an und beaufsichtigte das Geschehende. Anfang September wurde auch sie mündig und dann konnte sie ja ganz nach ihrem eigenen Gefallen schalten und walten.

Herr von Uting war jetzt gekommen, um gewisse Geschäfte zu ordnen und Formalitäten zu erledigen, die vor der Mündigkeitserklärung des Fräuleins besorgt sein mußten. Daneben aber wollte er sehen, wie Anna Busch, die Tochter eines lieben Freundes von ihm, der in der Nähe von Rollenhagen Oberförster war, sich auf Holzhausen eingewöhnte, und wie die von ihm Empfohlene den Damen gefiel. Welche Pläne er nebenbei noch verfolgte, wollte er gelegentlich seiner Jugendfreundin, Tante Jüly, offenbaren.

Herr Theobald war von seiner Morgenbesichtigung zurückgekehrt und stand nun vor dem Spiegel, seine spärlichen grauen Haare nach vorn bürstend und seine Bartkoteletten zurechtzupfend.

Er war ein kleiner, dicker Herr mit gutmütigem, behaglichem Gesichtsausdruck, inmitten der fünfzig, rüstig und wohlerhalten. Sein braunkarrierter Sommeranzug verschob sich gern auf der knolligen Figur; es war einer seiner gewöhnlichen Griffe, die Weste über das runde Bäuchlein herunter zu ziehen.

Alles in allem konnte man doch den Kavalier und Schwerenöter aus der Jugend-

zeit noch immer in ihm erkennen, so wie er selbst es liebte, diese seine Eigenschaften hervorzuheben, und, unbeschadet seiner behaglichen Ruhe, einen großen Abscheu vor dem „Verbauern" an den Tag zu legen. Selbstgefällig erinnerte er oft an seine Jugendliebelei mit Fräulein von Madeweiß, die er als Schwägerin seines Vetters auf Holzhausen getroffen, er damals ein munterer Lieutenant mit fernen Aussichten auf Rollenhagen, sie eine zarte, schwärmerische Blondine im ersten Schmelz der Jugend, aber ohne den fesselnden Reiz des Goldes.

Herr Theobald konnte jetzt nicht umhin, über sein Entrinnen einige Genugthuung zu empfinden, da er, in glücklicher Ehe mit einer verständigen Frau verheiratet, sich nicht verhehlte, daß Fräulein Jüly etwas albern geworden sei. Immerhin aber spielte er gern noch ihren Bewunderer, sah auch noch mit Vergnügen die Reste ihrer einstigen Anmut und verschmähte es nicht, mit seiner unglücklichen Liebe für sie zu kokettieren. Jetzt schickte er sich an, ihrer Einladung zu folgen und sie zu einer ruhigen Unterhaltung in ihrem Zimmer aufzusuchen. Er war erst gestern in Holzhausen angekommen und lachte vergnügt in sich hinein, während er an die Pläne dachte, in welche er die Freundin einweihen, und zu denen er ihre Beihülfe gewinnen wollte. Nun parfümierte er noch ein rotseidenes Taschentuch, schob es sich so in die Brusttasche, daß ein Zipfel hervor sah, drehte sich selbstgefällig, mit einem zurückfallenden Blick in den Spiegel, auf den Hacken um und verließ das Gaststübchen.

Fräulein Jüly hatte unterdessen die letzte Hand an ihr Zimmer gelegt und in Erwartung seines Besuchs gewischt, geschoben und ausgebreitet, was irgend sich noch putzen, zurechtrücken und gefälliger entfalten ließ, so daß alles den Anstrich täglicher Benutzung, reizvoller Zufälligkeit, aber auch malerischer Anordnung zeigte. Da sie meinte, daß ihr hellblauer Schlafrock sich zwischen den mit rosa geblümter Cretonne bezogenen Möbeln und den rosa gefütterten Tüllgardinen besonders vorteilhaft ausnehme, hatte sie es vorgezogen, sich noch nicht anzukleiden. Sie saß vor dem einen Fenster an ihrem Maltische. Auf demselben lagen Briefbogen, die sie in Wasserfarben mit Vergißmeinnichtzweigen, Epheuranken und Rosenknöspchen bemalte. Die Vorbilder standen im Glase daneben. Ein offenes Pianino mit Singnoten belegt, ein Schreibtisch mit zahllosen Nippsachen derart überfüllt, daß es eine schwierige Aufgabe schien, daran zu schreiben, Seraphs Lager — eine Puppenbettstelle mit Spitzengardinen umhängt — in der ihr Liebling auf rosa Kissen schlummerte, ein laut schmetternder Kanarienvogel im schwebenden Messingkäfig, ein Fischglas von Schlingpflanzen umrankt, Etageren mit Spielereien und Büchern in Goldschnitt, ein Blumentisch und ein Epheugitter bildeten den Hauptinhalt des überladenen, jetzt in Sonnenschein getauchten Zimmers. Das magere Fräulein fror oft und hinderte daher das Eindringen der Wärme nicht, auch meinte es, daß der Sonnenglanz einen rosig verjüngenden Hauch gebe.

Herr Theobald von Uting mußte zum zweiten Male anklopfen, bevor die Chanoinesse sich entschloß, ein melodisches „Herein!" zu rufen.

„Ach, ich bin so vertieft in den holden Reiz der Kunst," empfing sie ihn, „Verzeihung, mein Freund, wenn ich mich nicht gleich in die Wirklichkeit zurückfinde. Um wie viel leichter trägt sich doch an der Hand eines gesegneten Arbeitsfeldes des Lebens Bürde!" Nun schwebte sie empor, winkte mit dem was ihr Gast einen „Spitzenlappen" nannte zur Seite und sank in die eine Ecke der rosa Causeuse, ihm mit sanfter Bewegung der Rechten die andere anweisend.

Herr Theobald küßte ihr die winkende Hand, nahm dann zierlich die Rockschöße auseinander und setzte sich, ein behagliches „Uf!" pustend, nieder. „Da wären wir," sagte er vergnügt, legte den weichen Filz, den er unter dem Arm getragen, auf den nächsten Stuhl und rieb sich die Hände.

Seraph beeilte sich, den Gast zu begrüßen; er entrollte sich aus der Puppenbettstelle, dehnte sich gähnend und trottete auf den Freund zu. Hier wohl empfangen,

sprang er aufs Sofa, wo er sich aufrecht zwischen beiden hinsetzte. Diese, von dem gleichen, gütigen Drange beseelt, hoben die Hände, um das Hündchen zu liebkosen und fuhren mit „Pardon!" und „Verzeihung!" zurück, als sie hier, sich berührend, zusammen trafen. Dem Tierchen aber wurde es nun ganz wohl, es legte sich nieder, schob seinen Kopf mit den drei schwarzen Glanzpunkten auf der Herrin Schooß und klopfte mit wedelnder Rute das braunkarrierte Beinkleid des Nachbarn.

So saßen die beiden alten Liebesleute wie durch eine magnetische Kette verbunden, während in ihre fast erstorbenen Herzen etwas von der früheren Jugendseligkeit einzog.

Das unklare poetische Empfinden des Fräuleins floß zuerst über. „Aus dem Kranze der Freundschaft darf auch nicht ein einziges Steinchen losbröckeln, mein Freund," sagte Jüly nachdrucksvoll, „sonst verfinstert sich das Firmament des Vertrauens, das uns immer noch mit süßen Schlingen zu einander zieht. Was haben Sie mir mitzuteilen, Uting?"

„Wir wollten, denke ich, von Leontine sprechen. Sie klagten in Ihrem letzten Briefe sehr über das Mädchen. Gestern Abend erschien meine liebe Mündel mir auch ziemlich schroff; ich muß also befürchten, daß sich Ihr Einvernehmen mit der Nichte, teure Jüly, nicht verbessert hat?"

„Leider nein," seufzte sie. „Es ist etwas prosaisch Herbes, eine Nüchternheit und unpoetische Realität in diesem mir so nahe stehenden Wesen, daß ich oft unsere Verwandtschaft anzweifeln möchte. Die rauhe Natur des Vaters tritt all zu greifbar hervor."

„Mein Vetter war ein Biedermann, ein trefflicher Menschenfreund, wahr und klar durch und durch!" rief Uting mit Eifer.

Das Fräulein zuckte die spitzen Schultern. „Meine verewigte Schwester war liebevoll, zart und poetisch beanlagt wie ich selbst."

„Kommen wir aus der Vergangenheit in die Gegenwart zurück," mahnte Uting. „Haben Sie gar keine Hoffnung auf Leo zu wirken? Sollte es der netten kleinen Anna nicht gelingen, die Stolze zu mildern? Mir scheint, die Mädchen gehen wie gute Freundinnen miteinander um?"

„Das mag sein, aber ernstlich beeinflussen läßt sich Leontine nicht."

„Hören Sie, Jüly," hob jetzt Uting mit gedämpfter Stimme an, „ist denn gar keine Aussicht zu einer Heirat für die Unbändige? Die Ehe macht doch alle Weiber zahm."

„Leider nein!" seufzte die Chanoinesse. „Als wir in dem Winter vor meines Schwagers Tode in Dresden lebten — Leo war achtzehn und seit einem Jahre aus der Pension zurück — hat sie mehrere Heiratsanträge gehabt, aber entschieden abgelehnt. Seit sie die Besitzerin von Holzhausen ist, können Sie wohl denken, daß die jungen Männer der Nachbarschaft sich um sie bemühen; aber die Spröde behandelt ihre ehrenhaften Bewerber mit kaltem Hohn. Für ein zart empfindendes Gemüt wie das meine, in dem der Liebe Bach manche Purpurranke zeitigte, ist es schwer, dem herzlosen Treiben frivoler Männerfeindschaft zuzusehen."

„Na, wenn Leontine denkt, sie wird nur Holzhausens wegen gefreit —"

„Will sie auf der Liebe Glück verzichten, weil ihr dies Gütchen gehört? O, da sollte sie eher den Mammon von sich werfen und ein Herz wählen!"

„Und Sie, die Sie auch unvermählt blieben?"

„Ich, Theobald!" bei einem bedeutungsvollen Augenaufschlag fächelte sich Fräulein Jüly mit dem Spitzentaschentuche. „Ich?" wiederholte sie, „ein von unglücklicher Liebe versengtes Herz gleicht dem steinigen Weinberge, dessen Klüfte quellenlos dahin rinnen."

Herr Theobald fand diese Antwort auf seine arglose Frage peinlich und versuchte wieder auf seinen Kernpunkt loszugehen. „Wir müssen es doch unternehmen, das wilde Ding einzufangen und unter die Haube zu bringen," sagte er entschlossen. „Den Kukuk auch, sie wird sich doch einmal verlieben! Garstig ist sie nicht. Allerdings gefällt es

mir besser, wenn der Mann die Hosen an hat, und nicht die Frau. — Sie wissen, Teuerste, ich habe einen Sohn. —"

„Ah, Herr Bruno! Charmant!" nickte die Madeweiß.

„Mein Junge ist ein Prachtkerl, das kann ich ohne Uebertreibung sagen, von seltener Fixigkeit, eben Referendar geworden. Und wenn er auch später von Rollenhagen seinen Geschwistern herauszahlen muß, bleibt ihm doch noch ein erklecklicher Rest. Also eine Partie, die sich gewaschen hat, selbst für unser hochnasiges Erbtöchterchen. Gesehen haben sich die Zwei nur als Kinder; mein Vetter Rosla reiste ja selten. Nun möchte ich Bruno ungern hierher kommen lassen. Gefallen sie sich nicht, so hat die ganze Nachbarschaft das Maulreißen und wittert einen Korb. Es ist besser, sie begegnen sich auf neutralem Boden."

„Aber wie? Ich bin gespannt!" wisperte die Zuhörerin.

„Wir wollen miteinander einen kleinen Ausflug machen. Rheingegend, Harz oder sonst eine nahe gelegene beliebte Touristenstraße aufsuchen. Dahin dirigiere ich dann den Jungen; er ist ein passionierter Radfahrer, der schon weite Touren gemacht hat. Halb von ohngefähr trifft er mit uns zusammen, erweist dem Mädchen kleine Gefälligkeiten, macht sich angenehm, sieht und wird gesehen. Auf Reisen ist der Verkehr ja so viel leichter und harmloser. Es müßte mit dem Kukuk zugehen, wenn sich die beiden nicht auf der Partie zu einer Partie zusammenfänden!" Er lachte selbstgefällig.

„Leontine ist nicht leicht zu gewinnen," seufzte die Chanoinesse. „Ihr kaltes Herz verschließt sich gegen den warmen Wellenschlag der Liebe."

„Wollen sehen, Verehrteste," schmunzelte der Zuversichtliche, der sich auf seines Sohnes Vorzüge verließ. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten! Für den Reiseplan bin ich doch Ihrer Unterstützung gewiß?"

Bevor das Stiftsfräulein antworten konnte, wurde die Thür hastig geöffnet, und die Vielbesprochene trat über die Schwelle. Leontine hatte das Reitkostüm abgelegt, aber in dem dunkelgrünen Wollkleide, dessen Schnitt sich kaum der Mode anpaßte, mit dem von einem St. Georgsthaler geschlossenen Leinenkragen, dazu dem kurzen, schief gescheitelten Haar, sah sie ebenso knabenhaft, ebenso schlicht und einfach aus wie vorhin.

„Ich höre, daß Sie hier sind, Onkel Uting, und möchte, Ihnen vor Tisch noch den famosen Yorkshire-Eber zeigen, von dem Ihnen Deiters gestern Abend gesagt hat."

„Ah," antwortete Uting aufgestört. „Hätte der Eber nicht Zeit? Ich habe mich kaum bei meiner alten Freundin umgesehen."

„Na, ein solches Putzstübchen ist doch kein Museum!" meinte Leo achselzuckend.

„Bitte sehr, mein Zimmer ist durchaus stilvoll eingerichtet," erwiderte die Chanoinesse verletzt.

„Was nennst du eigentlich stilvoll, Tante Madeweiß? Das ist ein Modewort, mit dem der Dritte nichts anzufangen weiß."

„Der Unwissende, Ungebildete allerdings. Stilvoll ist, wenn das Jahrhundert der mittelalterlichen Schönheit sich in den Vollkommenheiten der abgetönten Farbe auslebt."

„Also verblichen, meinst du?" fragte Leo mit komischer Grimasse.

„Musizieren Sie noch viel, meine Gnädige?" fragte Herr Theobald zur Besänftigung ablenkend, erhob sich, zog seine Weste herunter und trat an das offne Pianino.

„Ich flüchte mich gern auf jede Oase der Gefühlswelt," lispelte sie.

Nachdem Herr von Uting noch dem Kanarienvogel und den Goldfischen ein gutes Wort gegönnt und Seraph gelobt hatte, nahm er von dem Fräulein Abschied und folgte der beharrlichen Leontine, die keine Miene machte, ihre Absicht aufzugeben.

Als sie draußen auf dem Vorplatze standen sagte er: „Gehst du nicht etwas zu weit gegen deine Tante, mein Kind?"

„Im Grunde habe ich Sie beide erlöst," antwortete Leo kühl; „Tante Madeweiß braucht eine Stunde zur Mittagstoilette, und Sie können sich unmöglich in der bunten Puppenstube wohl fühlen."

Sollte er widersprechen? Er fand ihrer Geradheit gegenüber nicht das Herz dazu, sondern ging auf ihre Interessen ein, die ja ganz die seinen waren. Herr Deiters, der Verwalter, gesellte sich bald zu ihnen; Eber, Kühe und Kälber wurden besehen, manches Wort über Wirtschaftsangelegenheiten gesprochen, und so verging die Zeit bis zum Mittagessen ganz angenehm.

Drittes Kapitel.

Leontinens Zimmer, auf der andern Seite des oberen Hausflurs gelegen, bot den geraden Gegensatz zu dem sonnigen, geputzten Raum, welchen Fräulein von Madeweiß so stilvoll fand. Eigentlich waren dies beide Zimmer, wenn man stilvoll „nach einheitlichem Geschmack geordnet" nennen will, denn der Nichte Wohnraum wich in nichts von der schlichten Einfachheit ab, die des Mädchens ganze Erscheinung kennzeichnete.

An ihr einfaches Wohngemach grenzte eine kleine bescheidene Schlafkammer, neben der Annas Zimmer lag. Auf der andern Seite schloß sich ein Kabinett an, in dem Leos Vater gearbeitet hatte. Hier standen mehrere Bücherschränke, besonders mit land- und forstwirtschaftlichen Werken gefüllt, und ein großer Mahagoni-Herrenschreibtisch, der sehr kahl und unbenutzt mit seinen leeren Fächern darein schaute.

Alle diese Räume, nach dem Wirtschaftshofe gelegen, hatten wenig Sonne. Der alte Gärtner wurde also in die Notwendigkeit versetzt, oft frische Blumen herbeizuschaffen, für welchen Zweck er ängstlich sparte.

Es war nach Tisch, und Leontine saß am Fenster ihres Zimmers, von Büchern und Zeitungen umgeben. Sie sah erregt aus und warf ein paarmal das Buch von sich, in dem sie gelesen, nahm es dann aber doch mit sichtlichem Interesse wieder auf.

Durch die offene Kammerthür war Anna eingetreten. „Du geberdest dich ja so wild, wie dein St. Georg im Drachenkampf," lachte sie.

„Er mag in ähnlicher Weise gereizt und entrüstet gewesen sein, wie ich."

Anna schlug das zur Seite geworfene Buch auf und las den Titel: „Das Recht der Frau, von Charles Secrétan, ins Deutsche übertragen von Dr. Löwenthal." — Was geht denn das dich an, Leo," fragte sie mit naivem Erstaunen, „ist denn das nicht etwas für Rechtsgelehrte?"

„Kein Jurist, nur dieser edle Schriftsteller nimmt sich der unterdrückten, zertretenen Frauen an!" rief die junge Gutsherrin. „Höre nur: „Die Freiheit eines Geschlechts, dem seine Stellung fix und fertig von dem andern angewiesen wird, ist nur eine scheinbare; sein Besitz gleicht dem Sparpfennig eines Sklaven, sein wirkliches Geschick ist die Hörigkeit, und seine Rechtspersönlichkeit ein Vernunftbegriff ohne wirkliches Dasein." Ist das nicht wahr, nicht herrlich?"

„Ich verstehe das nicht, ich weiß nur, daß dich Niemand unterdrückt oder zertritt. Quosig liegt dir anbetend zu Füßen, Deiters geberdet sich wie ein Ohrwurm, und Onkel Uting läßt sich auch von dir um den Finger wickeln. Du kannst also mit deiner Sorte Schöpfungstyrannen zufrieden sein."

„Immer deine engherzige, selbstsüchtige Auffassung!" rief Leo emporfahrend, „ich weiß nicht, woher ich noch die warme Freundschaft für dich kleines Alltagsgeschöpf nehme." —

„Bitte zu entschuldigen, daß ich da bin," knixte Anna dazwischen.

„Nun ja, ja," begütigte die Erregte, „aber unsere Empfindungen, Urteile und namentlich unser Pflichtbewußtsein sind himmelweit verschieden."

„Jedes Tierchen hat sein Manierchen — ein naturgeschichtlicher Grundsatz."

Eifrig fuhr Leo fort: „Weil es mir gut geht, weil ich gefügige Untergebene und einen gutmütigen Vormund besitze, soll ich blind und taub sein für das Elend, die

hilflose, unterdrückte Lage meiner weniger ins Glück hineingeborenen Geschlechtsgenossinnen? Eben weil ich meinen sicheren Platz habe, der mir Mut und Kraft stärkt, muß ich den Schwachen und Irrenden mit Rat und That beispringen."

„So springe — aber nicht ins Blaue, denn dann fällst du," sagte Anna neckend.

„Ich muß etwas thun für Verlassene, Suchende und Strauchelnde. Ich will eine hilfreiche Freundeshand hinaus strecken, um viele zu halten und zu retten. O, wenn ich nur gleich alle zu finden wüßte, die meine Hilfe gebrauchen! Wenn ich diese ermutigen, jenen eine Stelle verschaffen könnte, auf der sie wirken —"

„Kommissionsgeschäfte?" lachte Anna.

„Nein, nein, unterbrich mich nicht immer, ich ertrage das nicht! Mein Wille, meine Begeisterung sind echt, keine flaue Spielerei müßiger Stunden; es handelt sich für mich um ein redliches Stück Arbeit, einen Lebensinhalt, einen Beruf, nach dem ich mich mit der vollen Kraft meines Herzens sehne."

„Gieb allen, die es brauchen — Geld, dann hast du bald selbst nichts mehr und mußt dem nächsten freigebigen Fräulein von Rosla auch zufallen."

„Ich habe meinem Vater versprochen, keine Hypothek auf Holzhausen zu nehmen. Mit Almosen ist auch nicht recht geholfen. Freundschaft, Rat, Ermutigung zum Ausharren im Kampf ums Dasein, das ist es, was so viele gebrauchen."

„Aber wie willst du sie finden, die solcher kräftigen Stütze bedürfen, wie du Tapfere zu bieten hast? Ja, wenn du sie noch heiraten könntest, dann würden dir rasch eine ganze Menge zuströmen."

„Immer nur dies dumme, abgedroschene Heiraten; o ihr thörichten Mädchen, die ihr nichts anderes wollt und in euer Verderben rennt!"

„Daß ich nicht wüßte; was hast du denn für grausliche Erfahrungen mit der Ehe gemacht?"

„Vier meiner Pensionsgefährtinnen sind schon verheiratet und alle — unglücklich."

„Wer ist denn das, und wie geht es zu?"

„Zuerst heiratete Elschen Strömer, sie war kaum sechszehn, ihr Mann ist nicht häuslich, er spielt und trinkt."

„Und sie?"

„Ja, sie ist unordentlich, auch etwas kindisch und oberflächlich geblieben."

„So daß er sich bei ihr langweilt, der arme Mann; weiter."

„Dann kam das hübsche Röschen, die ist sogar geschieden."

„Weshalb?"

„Der Mann war ein eifersüchtiger Othello, der sie mißhandelte."

„Und Dein Röschen kokettierte?"

„Nun ja, schon als Kind; ich glaube aber, es war ganz harmlos gemeint."

„Wer heiratete sonst noch?"

„Die Klügste von uns, Josephine Russo, sie bekam einen dummen Pantoffelhelden und gestand mir weinend, sie werde zur Xanthippe, nur um ein Lebenszeichen von ihm heraus zu locken."

„Der Unglückliche, aufgestachelt aus seinem Behagen, als Spielzeug ihres unruhigen Sinns! Hör Leo, ich schenke dir die Vierte und glaube, wie's meist ist, daß beide Teile Schuld haben. Wenn wir uns als Kinder zankten, gab Mama immer beiden eine Ohrfeige."

„Möglich, daß das Leben ebenso erzieht," sagte Leontine nachdenklich. „Du bringst mich aber immer von meinem Hauptgedanken ab. Die Frage ist: wie finde ich die, welche meiner Hilfe bedürfen, und wie hindere ich das abscheuliche Drängen zur Ehe?"

Sie nahm ein Zeitungsblatt auf und las: „Reelles Heiratsgesuch. Drei gebildete Damen im Alter von 22, 20 und 18 Jahren, von angenehmem Aeußern, schöner Figur und liebenswürdigem Wesen, wünschen sich auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege

zu verehelichen —“ und so weiter. Ist es nicht empörend, dies Angebot lebender Wesen en gros?“

„Schreib an sie und red' es ihnen aus.“

Leo stand am Fenster und schaute in Gedanken verloren hinaus. Sie war von dem ehrlichen Drange erfüllt, etwas, das sie als eine Schmach ihres Geschlechts empfand, von demselben abzuwälzen; aber sie verhehlte sich auch zugleich nicht, daß in den Verhältnissen eines Mädchens manches liegen könne, was sie nach der Ehe als einem erlösenden Auskunftsmittel greifen lasse. Für diese Bedrängten, auf falschen Weg Getriebenen etwas Hilfreiches zu thun, wurde immer mehr ihr heißes Verlangen. Wie aber diese aus der Menge heraus finden? — „Laß mich allein,“ sagte sie ungeduldig zu Anna, „du weißt meine Empfindungen doch nicht zu verstehen.“

Als man abends um den Theetisch auf der Veranda saß, begann Herr von Uting seinen Reiseplan mitzuteilen.

„Du hast noch so wenig von der Welt gesehen, liebes Kind,“ sagte er zu seiner Mündel, „daß ich nichts Besseres für dich wüßte, als eine kleine Sommerreise.“

Leo paßte das garnicht, und sie versicherte kühl, daß sie den Geschmack ihres Vaters geerbt habe, der auch nicht gern gereist sei.

„Na, es handelt sich ja nicht um eine Weltumsegelung,“ meinte Uting, der sich nicht leicht abweisen ließ. „Eine sechs- bis achttägige Harzfahrt ist alles, was ich mir erlauben wollte, den Damen in Vorschlag zu bringen.“

„Und Anna, als mein Gast, wäre natürlich mit von der Partie!“ rief Leo, die Hand der Kleinen drückend, welche ihr eben den Brotteller bot.

„O du gute Leontine, das ist ja zu entzückend!“ rief Anna, vor Freude errötend. „Ich danke dir tausendmal und freue mich furchtbar darauf, wenn ich mitkommen soll.“

„Natürlich, Kind, sollst du's, ich könnte dich ja hier nicht allein lassen.“

Uting, so wohlwollend er für das blonde Annchen gesonnen war, sah doch in ihrem Mitgehen einen Strich durch seine Rechnung. Entweder würden die Mädchen zusammenstecken, oder sein windiger Herr Sohn würde es sich wohl gar einfallen lassen, seiner kleinen Jugendfreundin, der Busch, die Kur zu machen. Er mußte nun aber, da Leontine die Sache so öffentlich hier am Theetisch anregte, sich zur Einwilligung bequemen sonst verdarb er's mit beiden.

Indem er sich möglichst rasch faßte, versicherte er, daß er sehr glücklich sein würde, als zweiter Paris mit drei Göttinnen auszuziehen, und daß man ihn nur um alles in der Welt nicht zwingen solle, einer von ihnen den Apfel zu reichen; dabei ließ er seine etwas verschwommenen Augen im Kreise rundum rollen und war sehr mit sich zufrieden, daß er sich auf so gute Art herausgeholfen. Wurde doch nun auch die halsstarrige Leo eingefangen, die erst so entschieden abgelehnt hatte.

Diese ließ sich aber nicht infolge des Utingschen Entgegenkommens, sondern durch eigene Erwägungen bestimmen, auf den Vorschlag einzugehen. Sie trug sich mit einem Unternehmen, das sie mit den Hilfsbedürftigen ihres Geschlechtes in Berührung bringen sollte. Ganz klar war sie sich selbst noch nicht über ihren Plan, allein sie wußte, daß es einige Zeit kosten würde, ihn ins Werk zu setzen, und dachte sich die Ungeduld des Wartens durch Reisezerstreuung zu erleichtern.

„Eine reizende Idee, lieber Freund,“ meinte Tante Jüly, mit ihrem Theelöffel spielend. „Bitte, bitte, schildern Sie uns die Reiseroute.“

Uting war darüber noch nicht ganz im Klaren, er hatte sich nur, wie er sagte, vor allen Dingen seiner liebenswürdigen Begleiterinnen versichern wollen.

So fing denn nun das Stiftsfräulein an, wunderliche geographische Begriffe an den Tag zu bringen und sich selbst, während die Mädchen lächelten und lachten, immer mehr in poetische Entzückung zu reden, auf deren Gipfel sie ausrief:

„O, um unsere Wonne zu krönen, müßte meine teure Gräfin Schwanenflügel auch noch an diesem Genusse teilnehmen!“

„Um alles — Tante Madeweiß, deine Gräfin paßt ja gar nicht zu uns!“ rief Leontine, beide Hände zur Abwehr von sich streckend.

„Wie schroff du wieder urteilst,“ sagte das Stiftsfräulein verweisend. „Welch schiefen Begriff Herr von Uting von meiner reizenden Seraphine bekommen muß. Du beleuchtest alles mit dem Messer der Kritik und läßt keine einzige Blüte der Begeisterung ausreifen.“

Von nun an versank das Fräulein in Melancholie, zerzupfte die Spitzen ihres Taschentuchs und gefiel sich in Seufzen ohne Lächeln.

Herr von Uting entzog sich am anderen Tage den Mittagsschlaf, um an seinen Sohn Bruno zu schreiben.

Während er am Morgen mit Leontine und Deiters durch die Felder gegangen war, hatte er sich's überlegt, daß Bruno noch jemand zu der Reise anwerben müsse. Wie sollte ein ersprießliches tête-à-tête zwischen Leontine und seinem Sohn zustande kommen, wenn Anna immer zugegen blieb? Und er, das wußte er ganz gewiß im voraus, würde vollständig von Jüly in Anspruch genommen sein. Es mußte also noch ein junger Mann gefunden werden, der zu Annchen paßte, oder gar der Kleinen schon nahe stand. Bei dieser Erwägung war ihm auch gleich die Persönlichkeit eingefallen.

Im Hause des Oberförsters Busch war wie ein ältester Sohn die Waise eines Vetters der Frau erzogen worden. Otto Parisius war immer ein ernster, tüchtiger Junge gewesen, der seinen Pflegeeltern Freude gemacht hatte. Er zeichnete sich in der Schule aus, hatte von Jugend auf Neigung für Naturwissenschaften gehabt und wollte schon als Kind nur Oberförster werden wie sein Pflegevater. Er war auch ins Forstfach eingetreten, hatte drei Jahre in Eberswalde studiert, das Forstreferendar-Examen gemacht und war darauf seine drei Jahre praktisch thätig gewesen. Jetzt befand er sich, ebenso wie Bruno, der etwas jüngere, in Berlin. Ob Otto sein Forstassessor-Examen schon gemacht hatte, oder ob er noch davor stand, wußte Uting nicht genau, und doch kam es hierauf besonders an. Nur wenn das Examen glücklich bestanden war, durfte man hoffen, daß der pflichttreue junge Mann der Einladung zur Reise folgen werde.

Herr von Uting meinte, er habe Anna mit dem Pflegebruder necken hören und glaubte, dieser werde bei der Aussicht, mit ihr zusammenzutreffen, leicht zu gewinnen sein. Als Jugendfreund Brunos hatte Otto viel in Utings Hause verkehrt, dieser wußte also, daß er für die beabsichtigte Tour einen durchaus zusagenden Gefährten an dem jungen Forstassessor gewinnen werde. Sein Brief an den Sohn lautete nun also dahin, daß er auf seine und eines Freundes Reisebegleitung rechne und am liebsten Otto Parisius mit ihm sehen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Masseneingabe für durchgreifende Schulreform.

Von

Realgymnasialdirektor Dr. **A. Matthias**, Düsseldorf.

Die Deutsche Akademische Vereinigung zu Berlin hat eine Eingabe an den preußischen Unterrichtsminister v. Goßler entworfen, in welcher der Minister als der Vertreter des größten deutschen Bundesstaates ersucht wird, geeignete Schritte zur Herbeiführung einer durchgreifenden Schulreform in Deutschland veranlassen zu wollen. In einem an den Minister gerichteten Schreiben werden die Gründe angeführt, welche maßgebend für die Aufstellung desselben waren. Unterzeichnet ist es von einflußreichen Männern, von Mitgliedern des Reichstages und der Einzellandtage sowie von Männern der Kunst, der Wissenschaft und des praktischen Lebens. Damit nun auch die weitesten Kreise für diese wichtige Frage interessiert und zu ihrer Unterstützung herangezogen werden, sammelt man zu dem Schreiben überall da Unterschriften, wo man sie bekommen kann, um so durch Masseneindruck dem Schreiben Nachdruck zu verleihen. Das Schreiben enthält nicht etwa, was doch die Hauptsache wäre, bestimmte Reformvorschläge, sondern nur eine ganz allgemein gehaltene Erörterung der vorhandenen Schulmißstände und ihrer Folgen.

Zu einer solchen Angelegenheit zu schreiben ist verfänglich, wenn man nicht von vornherein Ja und Amen sagt zu dem, was in der Petition steht; denn man befindet sich einer großen Menge von Namen gegenüber, die Klang und Ruf haben, während man selbst etwas Aehnliches nicht aufweisen kann; man spricht ferner von einsamem Standpunkt aus allein in einer Sache, in welcher alle ein Urteil zu haben glauben, weil dieselbe alle angeht oder einmal angehen kann, und weil alle durch längeren oder kürzeren Schulbesuch mit Schulangelegenheiten in angenehme oder weniger angenehme Berührung gekommen sind. Verfänglich ist es aber auch, in Schulfragen als Fachmann zu sprechen, denn in allen anderen Fragen pflegen Laien gern den Fachmann zu hören; für Schulfragen scheint heute dagegen die Anschauung vorzuwalten, daß derjenige, der möglichst wenig praktisch damit in Berührung gekommen ist, das beste Urteil habe; nur wenige Auserwählte, die ja auch unter der Petition verzeichnet stehen, genießen das besondere Vorrecht, Lieblinge des großen Publikums und der „öffentlichen Meinung" zu sein, sobald Schulfragen zur Besprechung und Beratung kommen. Auch aus einem anderen Grunde hat es etwas Mißliches, als Schulmann in solchen Dingen zu sprechen: man entgeht sicherlich nicht dem Vorwurf, daß man pro domo spreche und deshalb be-

fangen sei von Vorurteilen und besonderen Liebhabereien. — Dennoch ergreift Verfasser das Wort. Das Gefühl der Einsamkeit soll ihn nicht abhalten; denn Massen und Zahlen dürfen da nicht in Schrecken setzen, wo es sich um Richtigkeit oder Unrichtigkeit eines Sachverhältnisses handelt. Und daß er Fachmann ist, darf auch kein Hindernis sein: in Schulfragen schweigen diejenigen Fachmänner, die nicht zur Reformpartei gehören, leider zu viel und erwecken dadurch die Meinung, als hätten sie nichts Gescheites vorzubringen, als sei ihr Schweigen zurückzuführen lediglich auf träges Beharren im Alten und auf eigensinniges Festhalten an Vorurteilen. Gerade Fachmänner sollten aber immer wieder recht eindringlich und deutlich dem Publikum sagen, daß sie schwerwiegende Gründe für ihre konservative Gesinnung haben und daß sie nicht von der Stelle weichen, bis nicht ebenso schwerwiegende und überzeugende Gründe für die Notwendigkeit durchgreifender Reformen erbracht werden, und zugleich der unwiderlegliche Beweis geliefert wird, daß die neue Schulart unserm Volke nicht Schaden an seiner Seele bringe und unwiederbringliche Güter unserm Volke raube. Das für alle Zeiten gültige Wort des Tacitus: Studia oppresseris facilius quam revocaveris „Lust und Liebe zur Wissenschaft lassen sich leichter unterdrücken als wieder ins Leben rufen" sollte ihnen dabei Mahn- und Leitwort sein. Und als Fachmann soll man auch deshalb sich äußern, weil sich vielleicht im Publikum mancher Leser findet, der mehr auf fachmännische Einzelstimmen, als auf die Massenhaftigkeit eines gemischten Chors Gewicht legt. Die Furcht aber vor dem Vorwurf, daß man pro domo spreche, darf gar kein Hindernis bilden für offene Meinungsäußerung; denn es ist immer noch besser pro domo als contra domum zu reden, da man von demjenigen, der jenes thut, annehmen wird, daß er sein Haus liebt und wertschätzt, während man das bei den anderen nicht so ohne weiteres thun wird. Wir beneiden deshalb auch die contra domum unterzeichneten Petenten nicht, da in Deutschland seit alters her der Vogel, der sein Nest nicht ehrt, nicht gerade gelobt ist. — Und dennoch würde Verfasser geschwiegen und gethan haben, was im engsten Sinne des Wortes seines Amtes ist, wenn nicht der Redakteur dieser Zeitschrift die Aufforderung an ihn gerichtet hätte, die Petition einer Besprechung zu unterziehen; würde er diese Aufforderung haben ablehnen wollen, so hätte er Gründe vorbringen müssen, die den obenangeführten gegenüber nichtssagend gewesen wären; und das wäre nicht wohlgethan gewesen; selbst der Grund, daß Verfasser in anderen Fragen nicht auf dem Boden dieser Zeitschrift steht, durfte ihn nicht abhalten, hier eine Frage zu erörtern, die Gemeingut aller Parteien ist und deren „Ziel," wie das Begleitschreiben der Petition sich äußert, „über allen Parteien steht."

Die Stellung zu dem Inhalte der Petition ist nun deshalb eine ungemein schwierige, weil dieselbe so allgemein gefaßt ist, daß man nicht überall mit Sicherheit sagen kann: „das und das ist gemeint," sondern mit verschiedenen Möglichkeiten und Wahrscheinlichkeiten rechnen muß, daß dieses oder jenes gemeint sein könne. Wenn ich nun versuche, verschiedene Punkte genauer zu bestimmen und hierbei etwas treffe, was der oder die Verfasser der Petition nicht gesagt haben wollen, so liegt die Schuld eines solchen möglichen Mißverständnisses nicht an mir, sondern an der allgemein gehaltenen Fassung der Petition. Würde man weniger allgemein gesprochen haben, so hätte man sich eben nicht der Möglichkeit ausgesetzt, eine Antwort zu erhalten, welche man nicht gewünscht hat.

Wir geben nun den Verfassern der Petition von vornherein zu, daß Reformen oder, sagen wir deutsch, Verbesserungen hier und da immer nötig sind im Schulleben und in der Schulentwicklung, und versichern, daß sehr viele Schulmänner warme Freunde ruhiger und gleichmäßiger Verbesserungen sind. Die Schule soll mit den Fortschritten der Zeit möglichst Schritt halten und allen wissenschaftlichen Forschungen, sobald sie pädagogischen Wert haben, ein offenes Ohr leihen; aber sie soll das nicht in der Weise thun, daß sie alles, was neu ist, sofort aufnimmt, bevor der pädagogische Wert dieses

Neuen erwiesen ist; sie soll ferner behutsam warten, ob das Neue nicht in wenigen Jahren durch eine andere Neuheit überholt wird, die beweist, daß jenes keinen bleibenden Wert hatte. — Wir sollen vor allem bei diesen Verbesserungen den Boden gegebener Zustände, welche aus der historischen Entwicklung unseres Volkes und unserer Schule hervorgegangen sind, nicht verlassen. Wie es in früheren Jahren ein Fehler war, in aprioristischer Zusammenfügung einen Idealstaat aufrichten zu wollen, so sollten wir doch heute, wo wir durch unseren großen Realpolitiker zu praktischer Geschichts- und Lebensauffassung erzogen sind, nicht eine Idealschule zu errichten versuchen, bei der wir das historisch Gewordene über Gebühr vernachlässigen. Verbesserungen werden an unsern Schulen beständig vorgenommen; eine starke Aenderung haben wir ja kaum 6 Jahre hinter uns in den Lehrplänen vom 31. März 1882, in denen doch Erfahrungen niedergelegt sind, welche in einem Zeitraum von mehr als 25 Jahren auf dem Gebiete des höheren Unterrichtswesens gemacht waren und in welchen Erwägungen und Verhandlungen zum Ausdruck gekommen sind, die länger als ein Dezennium geschwebt hatten.

Unsere Petition wünscht aber offenbar diese ruhige Reformarbeit nicht, sie wünscht durchgreifende Schulreform d. h. so eine Art von Schulrevolution. In welcher Richtung dieselbe erfolgen soll, ist nicht direkt gesagt, es läßt sich nur schließen aus den Darlegungen der einzelnen angeblichen Mißstände.

Unsere Jugend muß „ein besseres Verständnis der Gegenwart“ bekommen und zwar einmal aus dem Grunde, weil „die Naturforschung auf fast alle Wissenschaften und Künste einen bestimmenden und klärenden Einfluß ausgeübt, die Naturkräfte dem Verkehr, Gewerbe und Handel dienstbar gemacht und dadurch sowohl neue Bedingungen für die Volkswirtschaft gegeben, als auch die Lebens- und Berufsverhältnisse der Menschen mannigfach umgestaltet hat.“ Soweit wir die Petition an dieser Stelle verstehen, hält sie es für einen Mißstand, daß die Naturforschung nicht als Erziehungs- und Unterrichtsmittel mehr Verwertung findet. Man hat offenbar dabei nicht so sehr die Realanstalten, die ja mit naturwissenschaftlichem Unterricht hinreichend versehen sein möchten, im Auge, sondern die Gymnasien. — Wir würden nun den Petenten voll und ganz zustimmen, wenn diejenigen Lehrpläne noch für die Gymnasien in Gültigkeit wären, wie sie vor 1882 maßgebend waren, wonach der naturwissenschaftliche Unterricht in Quarta unterbrochen wurde und für Sexta und Quinta ein gänzliches Aufgeben dieses Unterrichts gestattet war. Von solchen Einrichtungen konnte in der That irgend welcher Erfolg gar nicht erwartet werden, zumal da auch dem physikalischen Unterricht in Sekunda nur eine wöchentliche Unterrichtsstunde zugewiesen war. Daß aus jener Zeit Leute mit ganz unzureichenden naturwissenschaftlichen Kenntnissen, mit höchst mangelhaftem Verständnis für die großen Erfolge der Naturforschung die Schulen verlassen haben, geben wir zu; doch seit 1882 wird an den Gymnasien Botanik, Zoologie und Mineralogie, Physik und Chemie gelehrt; es wird bei diesem Unterricht nicht sowohl auf großen Umfang des Materials, also nicht, wie es ja auch die Petition nicht wünscht, auf „die Menge des Lernstoffes,“ „auf Gedächtnisübung, mechanische Anlernung und formale Ausbildung“ Wert gelegt, sondern auf didaktische Durcharbeitung des gebotenen Stoffes. Daß der Jahrgang 1882 mit Ostern 1888 in die Obersekunda einrückt, also Schüler, die vollständig nach den neuen Lehrplänen unterrichtet sind, zur Universität überhaupt noch nicht abgegangen sind, bemerke ich ausdrücklich. — Wie kommen nun trotzdem die Petenten zur Aufstellung ihres Satzes, und wie kommt es, daß ein solcher Satz so viele Unterschriften findet? Wir können nur zwei Möglichkeiten uns denken. Entweder haben viele der Unterzeichner und auch vielleicht der oder jener von den Verfassern an die eigene Jugendzeit zurückgedacht mit ihrem armseligen naturwissenschaftlichen Unterricht, oder an die Zeit, wo sie Kinder auf Gymnasien gehabt, und haben der neuen Lehrpläne gar nicht gedacht oder sie nicht genau gekannt. Und Verfasser kann aus seiner täglichen Erfahrung die Versicherung abgeben, daß man sich die Unkenntnis der Laien in bezug auf die Lehrpläne und den heutigen Unterrichts-

betrieb gar nicht arg genug vorstellen kann, selbst bei solchen Laien, die dem armen Schulmeister in abendlicher Gesellschaft mit ihren individuellen Reformplänen schöne Erholungsstunden gründlich verderben. Sollte diese Vermutung bei diesem oder jenem Petenten zutreffen, so kann Verfasser ihn nur mit dem alten Rechtsgrundsatze trösten: ignorantia juris nocet.

Eine andere Annahme ist aber wahrscheinlicher, daß nämlich nach der Meinung der Reformbittsteller die Naturwissenschaft noch nicht genug Raum einnehme im Unterrichtsplane, und daß diesem Unterrichtsgegenstand bedeutend mehr Wert und Umfang verschafft werden müsse. Dieses darf man daraus schließen, daß das inhaltsschwere Wort Naturforschung das erste fettgedruckte in der eigentlichen Bittschrift ist und daß es an der Spitze des Ganzen steht, und ferner aus der Thatsache, daß unter denjenigen, die unterzeichnet haben, ein Naturforscher sich befindet, der bereits in besonderer Reformschrift*) derartige Forderungen aufgestellt hat. Wir geben nun gern zu, daß an einzelnen Stellen noch geringe Verbesserungen im naturwissenschaftlichen Lehrplan der Gymnasien wünschenswert erscheinen, daß z. B. die Chemie an Gymnasien nicht gelegentlich d. h. mit Verkürzung der Physik unterrichtet werde. Wir wünschen ferner, daß die Naturwissenschaften mit rechtem Interesse und rechter Wertschätzung auch an Gymnasien behandelt werden, daß die Sammlungen recht vervollständigt werden, daß die Anschauungsmittel recht reichlich und in schönster Ausstattung beschafft werden (wie das ja auch ein Ministerialreskript vom 29. Februar 1884 anordnet), daß die physikalischen Kabinette in reichster Weise ausgestattet werden, daß der Wert der Naturwissenschaften auch bei den sogenannten Stockphilologen recht anerkannt werde, und daß von diesen immer mehr erkannt werde, wie das Studium der Naturwissenschaft das Wahrnehmungs- und Vorstellungsvermögen ausbildet, die Anschauung von dem Reichtum und der Gesetzmäßigkeit in der Natur nicht nur in ihren äußeren Gestaltungen, sondern auch in ihren inneren Vorgängen fördert, und wie alles dieses deshalb um so wichtiger ist, da sich diese Wissenschaft auf die sinnlich wahrnehmbare Körperwelt richtet und der Schüler hier Thatsache und Erklärung unmittelbar nebeneinander findet. Aber wir möchten doch warnen vor einer Ueberschätzung dieses Unterrichtsgegenstandes, die ihm keinen Segen bringen kann, wir möchten nicht wünschen, daß der Naturlehre ein Wert beigelegt werde, den sie niemals haben kann. Die Naturwissenschaft muß doch stets Halt machen bei der mechanischen Weltanschauung. Metaphysische Erdichtungen, welche in das Wesen der Natur einzudringen streben und aus bloßen Begriffen zu bestimmen suchen, was nur die Erfahrung lehren dürfte, gehören nicht mehr in das Gebiet der Naturwissenschaften; sie sind vielmehr anderen Gebieten entlehnt, die mit den exakten Wissenschaften nichts zu thun haben. Ferner fehlt der exakten Naturwissenschaft jede Beziehung zu den höchsten Funktionen des Menschengeistes, sie ist arm an ethischen Anregungen und treibt vielfach geradenwegs zu egoistischer Betrachtung der Beziehungen des Menschen zum Menschen. Sobald die Naturwissenschaft aber gar in eine Betrachtungsweise gerückt wird, wo sie den Charakter eines Ersatzes für religiöse Empfindung annimmt und eine begeisterte Erhebung des Gemütes für die „Natur“ und das „All“ bewirken will, und wo die „Natur“, das „All“ bereits wie ein persönliches Wesen behandelt wird, da bleibt diese Wissenschaft nicht mehr in dem Gebiet, das ihr zukommt, da macht sie eine Anleihe in der Welt des freien Menschengeistes, der beanlagt und berufen ist, über die Natur und die Empirie hinaus in eine Welt zu schauen, da Der herrscht, der alles so weislich geschaffen und geordnet hat. Die Naturwissenschaft thut, wenn sie zu metaphysischen Sprüngen sich anschickt, etwas Aehnliches, wie der Grieche that, wenn er die Natur belebte mit poetischen Göttergestalten, nur mit dem Unterschiede, daß die Phantasiegestalten der Griechen sich zu den abstrakten Phantasmen moderner Naturwissen-

*) Preyer, Naturforschung und Schule. Stuttgart, W. Spemann. 1887.

schaftler verhalten wie der von Nachtigallensang durchtönte oliven- und weinprangende Hain von Kolonos zur toten Heidesteppe.

Die exakte Naturforschung hat sich an das Objekt zu halten, sie soll den Menschengeist fesseln an das, was mit den Sinnen und dem Verstande zu erreichen ist; darin liegt ihr großer Wert, denn sie bindet die freie Thätigkeit des Menschengeistes, schützt diesen vor Ausartung und erzieht ihn zur Gedankenstrenge. Aber die Naturforschung möge sich hüten, auch das menschliche Gemüt und den Glauben an Gott mit in diese Fesseln schlagen zu wollen, dann empört sich der Menschengeist in kurzem und zerreißt, wie er es schon einmal vor 100 Jahren gethan, die Fesseln, welche die Tyrannis der Vernunft ihm geschlagen hat, um vielleicht in roheren Formen für Phantasie und Gemüt Befriedigung zu suchen, als diejenigen waren, welche die Naturwissenschaft leichter zerstören als wiederschaffen kann. — Mit Absicht haben wir bei diesem Punkte länger verweilt, als vielleicht manchem dem Wortlaut der Petition nach nötig erscheint. Aber da diese gerade die Naturforschung und nicht die Religion oder die herrliche Entwicklung unserer vaterländischen Geschichte an die Spitze stellt, da die obenerwähnte naturwissenschaftliche Reformschrift die Naturforschung überschätzt und ihr für die Erziehung einen Wert beilegt, den sie niemals haben kann, und weil deshalb der Gedanke nahe liegt, daß diese Wissenschaft bei der durchgreifenden Reform den Löwenanteil davon tragen könnte, wollten wir ihren Wert für Erziehung und Geistesbildung genau begrenzen und vor allem darauf hinweisen, daß die Naturwissenschaften, die sich mit dem vielfach gleichgültigen Stoff außer uns befassen, nicht ein so unmittelbares Interesse für die Bildung des Geistes haben, als die Geisteswissenschaften, die sich mit den teuersten Interessen des Geistes und mit den durch ihn in die Außenwelt übertragenen Ordnungen beschäftigen. Die Naturwissenschaften haben ja den großen Wert, daß sie den Menschen von den auf ihn eindringenden Notwendigkeiten der Außenwelt mehr und mehr frei zu machen suchen, die Religion und die Geisteswissenschaften haben aber den g r ö ß e r e n Wert, daß sie den Menschen frei und mächtig machen und erhalten, auch wenn die Natur mit ihrem grausamen Zwang erdrückend auf ihn wirkt, daß sie den Inhalt des geistigen Lebens reicher gestalten, daß sie neben die Welt des vergänglichen Stoffes eine W e l t b l e i b e n d e r W e r t e stellen.

Noch eins zu diesem Punkte! „Die Naturforschung,“ so lautet ein Satz in dem bisher besprochenen Abschnitt, „hat neue Bedingungen für die Volkswirtschaft gegeben.“ Da dieser Satz in einer Petition für durchgreifende Schulreform steht, so wird er auch seine besondere Bedeutung und Beziehung auf die Schule haben sollen. Die Naturforschung kann aber an volkswirtschaftlichem Lehrstoff kaum etwas anderes bieten, als Interessenmaximen und eine Dogmatik des Egoismus; wir möchten aber doch lieber die alten Tugenden von volkswirtschaftlicher Bedeutung, die Tugenden der Sparsamkeit, der Einfachheit und des Fleißes als die besten Grundlagen für eine gesunde Nationalökonomie weiter lehren und einzusenken suchen in die Herzen der Jugend, auch deshalb, weil sie verständlicher sind als die Sätze naturwissenschaftlicher Volkswirtschaftslehre. Und für die Verhältnisse zu unsern Nächsten und den Gütern dieses Lebens wollen wir volkswirtschaftliche Lehren lieber aus dem Buche der Bücher entnehmen, als aus dem Buche der Natur, das uns auf zu vielen Seiten den Krieg aller gegen alle predigt.

Doch prüfen wir weiter in der Reformbittschrift die Darlegungen der Mißstände, um aus ihnen Folgerungen zu ziehen, wohinaus die Wünsche gehen. „I m s t a a t l i c h e n L e b e n,“ so lautet die Eingabe weiter, „haben die Vereins-, Gewerbe- und Preßfreiheit, die Freizügigkeit, das allgemeine direkte und geheime Wahlrecht, die Mitwirkung der Volksvertretung in Staat und Kirche, die Selbstverwaltung in Gemeinde, Kreis und Provinz die Stellung des einzelnen zur Gesamtheit geändert und ihm neben einer größeren Freiheit der Bewegung auch ein größeres Maß bürgerlicher Pflichten zugeführt. Sind die im Volksleben thätigen Kräfte einerseits hierdurch auf eine höhere Stufe der Entwickelung gelangt, so führt doch anderseits dieser Kultur-

ausbau auch starke zerstörende Bestrebungen mit sich, deren eindringliche Bekämpfung durch Gesetzgebung und freiwillige Thätigkeit jedes Staatsbürgers eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit bildet. Diese veränderten Verhältnisse stellen an die Vorbildung des Volkes und deshalb auch an unser öffentliches Unterrichtswesen erheblich höhere Anforderungen als früher, und zwar nicht nur an das Wissen und Können jedes einzelnen, indem sie ihm wegen seiner gesteigerten Berufung zur Mitarbeit an den großen Aufgaben der Gegenwart ein besseres Verständnis dieser Gegenwart unentbehrlich machen, sondern auch an seine körperliche und geistige Arbeitstüchtigkeit, sowie an die Festigkeit des Charakters. Diesem Entwickelungsgange unserer Kultur ist aber die deutsche Schule bisher nicht genügend gefolgt." — In den vorstehenden Absätzen ist vielerlei ausgeführt, was wir hier nicht eingehend besprechen können; es sind z. B. auch „die starken, zerstörenden Bestrebungen" offenbar in der Absicht erwähnt, daß die neue, „durchgreifend reformierte" Schule vor allem berufen sein werde, jenen Bestrebungen entgegenzuarbeiten. Man überschätze aber nur ja nicht die Wirkungskraft unserer Schule, wo es sich um tiefliegende Schäden des ganzen Volkslebens handelt; diesen wird man mit den Mitteln der neuen Schule erst recht nicht beikommen. Es wird vielmehr die Heilung wesentlich davon abhängen, wie die sozialen Ideen, die im Christentume liegen, eine weltbewegende Kraft annehmen und den Sieg über zersplitternden Egoismus und kalte Verstandesberechnung gewinnen. Ein Anfang ist ja schon gemacht von den großen Männern unserer Tage; je nachdem ihre aus dem Christentum sich herleitenden sozialen Gedanken weiter und weiter um sich greifen und auch in die tiefsten Schichten des Volkes dringen, wird die zerstörende Bewegung zurückgedämmt werden können; gewinnen diese Ideen keine Kraft und Macht im Volke, dann wird die „Natur" in ihre Rechte treten und die Dämme überfluten, an denen Menschengeist und Glaube nicht frühe und nicht emsig genug gearbeitet haben. — Doch wir wollen besonders diejenigen Stellen einer Besprechung unterziehen, welche die Bittschrift durch Druck hervorhebt, und zwar zunächst den Gedanken vom „besseren Verständnis dieser Gegenwart." Diese Worte sollen in dem Zusammenhang, in welchem sie stehen, ohne Zweifel bedeuten, daß ebenso wie für die Naturforschung und ihre Erfolge auch für das staatliche Leben der Gegenwart ein besseres Verständnis gefordert werden, also bessere geschichtliche Kenntnisse angestrebt werden sollen. So weit wir die Schulverhältnisse kennen, arbeitet die Schule von heute (auch das Gymnasium) mit aller Kraft daran, den Geschichtsunterricht so zu gestalten, daß als Frucht desselben ein ausreichendes Verständnis der Gegenwart sich ergiebt. Es wäre nur wünschenswert, daß auch auf seiten der Reformer mehr wohlwollendes Verständnis dieser Schulthätigkeit gegenüber sich Bahn bräche. Ein Beispiel mag zeigen, wie gerechtfertigt dieser Wunsch ist. In einer Schrift eines anderen Mitunterzeichners*) der Bittschrift lesen wir, daß in Sexta und Quinta eine Stunde dem geschichtlichen Unterrichte zufielen und daß ganz allgemein der geschichtliche Unterricht in Sexta mit Erzählungen aus der alten Geschichte und der griechischen und römischen Mythologie beginnt und in ähnlicher Weise in Quinta biographische Erzählungen aus dem Mittelalter und der Neuzeit geboten würden. Diese Angaben sind im allgemeinen richtig, doch sehr unvollständig; denn in Sexta laufen noch 3 deutsche, in Quinta 2 deutsche Stunden daneben her, welche vielfach prosaische oder poetische Lesestücke historischen Inhalts aus der mittlern, neueren und neuesten Geschichte bieten. Man werfe nur einen Blick in das gebräuchlichste Lesebuch (von Hopf und Paulsiek) und man wird dort für Sexta von Pipin, von Karl dem Großen, von Derfflinger, von Friedrich dem Großen, von Belle-Alliance, vom Kaiser Wilhelm I. herz- und sinnerhebende Geschichten finden; und mit dem Quintalesebuch steht's ebenso. Die Angaben der Reformschrift, daß in Quarta alte Geschichte gelehrt werde, stimmen mit der Wirklichkeit;

*) von Richthofen, Zur Gymnasial-Reform in Preußen. (Magdeburg. E. Baensch jun.) 1887. S. 67.

daß auch hier das Lesebuch aus deutscher Sage, Geschichte und Landeskunde Stoffe bietet, wird nicht gesagt. Geradezu unrichtig sind aber die Angaben, daß in Tertia von den 2 wöchentlichen Stunden eine der griechischen und römischen Geschichte, eine der deutschen Geschichte gewidmet sei, und letztere teils bis zum Anfange, teils bis zum Ende der Kreuzzüge (!!), teils bis zum Anfange, teils bis zum Ende des 30jährigen Krieges, teils auch unter der Rubrik deutsche und preußische Geschichte etwas weiter geführt werde. Risum teneatis, amici! Wo in aller Welt herrschen solche vorsündflutlichen Zustände? Wären sie so, wie in der Reformschrift steht, — wir gingen mit Pauken und Trompeten ins Lager der Reformer über; aber die Dinge liegen thatsächlich ganz anders. In den Gymnasien, die Verfasser aus eigner Anschauung kennt (an sechsen hat er als Lehrer gewirkt, auf einem siebenten war er Schüler), wurden im ersten Tertiajahre — der Tertiakursus ist bekanntlich zweijährig — die deutsche Geschichte bis 1555 oder 1648 gelehrt, im zweiten Tertiajahre die neueste Geschichte bis zur Gegenwart. Unter allen Programmen, die er seit etwa 2 Monaten, nachdem er Richthofens Reformschrift gelesen, durchgesucht hat (und es kommen wöchentlich 20—30 in seine Hand) hat er kein einziges gefunden, das auch nur annähernd den Behauptungen Richthofens entspräche, in keinem einzigen aber hat er alte Geschichte für Tertia verzeichnet gefunden; wenn in kombinierter Tertia die Geschichte bis 1648 für das eine Jahr durchgenommen ist, so ist es selbstverständlich, daß im nächsten Jahre die Zeit von 1648—1871 durchgenommen wird. Durch solche Programme mit kombinierter Tertia hat sich Richthofen vielleicht täuschen lassen. Auch die weiteren Angaben der Richthofenschen Schrift, daß „von Untersekunda bis Oberprima hauptsächlich alte Geschichte repetiert werde, und nebenbei hier und da der Geschichte des Mittelalters zuletzt noch eine Stunde wöchentlich gewidmet werde, wobei einige Gymnasien bis 1555, andere bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts gelangen, und daß von den wenigen (!!), welche die Rubrik deutsche und preußische Geschichte in den oberen Klassen führen, nicht immer zu ersehen sei, bis zu welchem Zeitabschnitt dieser Unterricht führe," entsprechen nicht der Wirklichkeit. In sämtlichen Programmen, die ich oben erwähnt habe und die aus allen Provinzen des preußischen Staates stammten, habe ich kein einziges gefunden, das den obigen Behauptungen entsprochen hätte; in allen stand, wie ja auch allgemein in Preußen jetzt Brauch ist, in Untersekunda griechische, in Obersekunda römische Geschichte, falls die Sekunden kombinieret waren, eins von beiden; in Unterprima deutsche Geschichte bis 1555, resp. 1648, Oberprima bis 1871; wo kombinierte Primen waren, eins oder das andere. Diese Schulnachrichten waren natürlich vom Jahre 1887 und nicht etwa aus den Zeiten des alten deutschen Bundes, wo solche Thatsachen, wie die Reformschrift sie anführt, wohl vorgekommen sein mögen. Wenn aber Programme aus der neuesten Zeit vorhanden sein sollten, wie Richthofen sie gesehen hat, so handeln die betreffenden Anstalten gegen die Absicht der Lehrpläne von 1882, die in den Erläuterungen zu 7 und 8 ausdrücklich betonen, daß die Schule beim Geschichtsunterricht zu bedenken habe, daß „es deutsche Schüler seien, denen der Unterricht erteilt werde." Sie handeln ferner im Widerspruch mit einer sehr deutlichen Ministerialverfügung vom 30. April 1887, in der angeordnet wird, daß die deutsche Geschichte bis 1871 auf Gymnasien gelehrt werden solle. In dieser Verfügung wird ausdrücklich hervorgehoben, daß auf den Direktoren-Konferenzen von Ost- und Westpreußen (1886), Pommern (1879), Posen (1885), Schlesien (1882), Sachsen (1886), Schleswig-Holstein (1886), Hannover (1879), Rheinprovinz (1881 und 1884) „die Ueberzeugung zum einstimmigen und entschiedenen Ausdruck gebracht worden sei, daß die Darstellung der neuesten vaterländischen Geschichte bis zum Jahre 1871 ausgeführt werden müsse." Kennen die Reformer diese Thatsachen nicht? Das Richthofensche Buch ist im September 1887 veröffentlicht; wer über Schulreform schreibt, muß das, was er für reformbedürftig hält, genau kennen; kennt er es nicht, so fällt seine Schrift dem Tadel anheim, daß sie von den Thatsachen längst überholt sei. Und

einen solchen Tadel sollte eine Reformschrift unter allen Umständen zu vermeiden suchen. Da nun der Verfasser der besprochenen Reformschrift Mitunterzeichner der Bittschrift ist, so kann man vermuten, wie erst bei denjenigen Unterzeichnern, die nicht „zur Reform“ geschrieben haben, die Sachkenntnis sein mag. Unser Schluß aus dem bisher Gesagten ist nun der: Bevor man von den höheren Schulen eine Förderung des besonderen Verständnisses der Gegenwart fordert, fördere man das Verständnis für die gegenwärtigen Zustände der Schule in möglichst weiten Kreisen durch andere Schriften als reformatorische, die man, wie das Richthofen that, als einen „Aufruf auch an die Eltern der Gymnasialschüler“ in die Welt sendet. Wir unsererseits möchten eindringlich de reformatoribus male informatis ad reformatores melius informandos appellieren.

Es soll nun ferner nach der Behauptung der Petition die körperliche und geistige Arbeitstüchtigkeit der heranwachsenden Jugend nicht genügend von der Schule gefördert werden. Wir meinen im Gegenteil, daß die Schule alles auf diesem Gebiete thut, was man billigerweise von ihr verlangen kann, und bisweilen sogar zu viel, wie z. B. bei Schülerschweizerreisen. Man gehe doch nur einmal in die neuen Schulpaläste, man prüfe die herrliche Ventilation, die vorzügliche Heizung nach neuen und neuesten Methoden, den wohlberechneten Lichteinfall, die hochgestochenen Räume, die mit herrlichen Bäumen bepflanzten Schulhöfe, die zweckmäßig konstruierten Sitzbänke, welche durch allzuängstliches Streben nach Gesundheit bereits anfangen Marterapparate zu werden, — und dann gehe man in die Privathäuser und überzeuge sich, ob hier gleicher Schritt gehalten wird mit dem, was die Schule für die Pflege des Körpers thut. Thatsächlich haben es, abgesehen von den bestsituierten Familien, die meisten Schüler in bezug auf Körperpflege heute besser in der Schule als daheim. Wenn der Schule aber Schüler zugeführt werden, die von Haus aus nicht kräftig genug sind zu ernstem Studium, wenn Eltern ihre Kinder deshalb der höheren Schule übergeben, weil sie „zu etwas anderem zu schwach seien“, dann trägt doch wahrlich die Schule nicht die Verantwortung. Die höheren Schulen können doch aus Rücksichten auf körperlich schwache Schüler nicht herabgedrückt werden zu „bequemen Bildungshospitälern auch für die dürftigst Begabten.“ Es ist in weiteren Kreisen zu wenig bekannt, welch' unvernünftige Forderungen von seiten mancher Eltern an ihre schwachbegabten Kinder und an die Schule gestellt werden; vielfach entscheidet hier für die Wahl der Anstalt der Gedanke, daß es standesgemäß sei, ein Gymnasium zu besuchen; ob's auch „gehirngemäß“ für den Knaben ist, danach wird nicht gefragt. So erbarmungslos, wie man auf der einen Seite im Elternhause ist, so schwächlich ist man in andrer Beziehung. Die Gesuche um Turndispensation werden oft aus den allernichtigsten Gründen gestellt, nur um den Knaben vor kräftiger Körperbewegung, die ihm schaden könnte, und vor anderen Fährlichkeiten zu schützen. Und wie wird in manchem Hause gesundheitswidrig verfahren durch Darbietung vorzeitiger Genüsse, als da sind Tanzstunden, abendliche Vergnügungen aller Art und Ueberbürdung des Magens mit Leckereien. Von den Genüssen, welche sich die Jugend bei mangelhafter Aufsicht des Hauses noch selbst bereitet, wollen wir ganz schweigen. Dagegen wird von seiten der Behörden auf alles, was die Körperpflege angeht, mit einer Sorgsamkeit geachtet, wie sie sonst nicht üblich war. Und doch verstummen die Klagen nicht! Wenn doch erst der vielgepriesene Schularzt eingerichtet wäre, der natürlich die Weisung erhalten wird: inspiciatur et altera pars d. h. „auch das Haus muß unter dieselbe genaue Revision gestellt werden,“ damit festgestellt werde, ob etwa der Quintaner*), der beim Turnen übel und elend wird, von der Schule vernachlässigt ist, oder ob er am Abend zuvor in einer Restauration en famille zuviel Bier genossen hat; ob etwa der Obersekundaner, der bleichen Antlitzes über dem griechischen Extemporale sitzt, seine bleiche Farbe von nächtlicher Repetition bekommen hat

*) Die angeführten Beispiele sind aus dem Leben gegriffen, also historisch.

oder von nächtlicher Tanzarbeit, zu der die Mutter den lieben Jungen stolz geschickt hat, und ob etwa jener Primaner, der mitleiderweckend und pflegebedürftig drein schaut, zu lange über Tacitus und Demosthenes gesessen oder zu angestrengt thätig gewesen ist bei der Vertilgung eines Fäßchens Spatenbräu, das die liebevolle Mutter dem angehenden Studiosus auf den Geburtstagstisch gelegt hat. Das alles wird der Schularzt klar stellen! Möge er bald in den Räumen der Gymnasien zu unserer Freude, zur Freude der Knaben und zur Freude der Körperpfleger erscheinen! Nur vor der Erfüllung eines Wunsches unserer Reformer möge uns ein gnädiger Kultusminister bewahren, nämlich „daß die Schuldirektoren die Schwimmstunden, namentlich für die Pubertätszeit, in den Stundenplan aufnehmen und auch darüber Zensuren erteilen (Preyer a. a. O. S. 16)." Bis jetzt hat der Schuldirektor, der diese Zeilen schreibt, im Sommer seine helle Freude daran gehabt, in des Rheines Fluten mit der Jugend gemeinsam zu schwimmen ohne jede Kontrolle, und, wie es scheint, freuen sich auch die Jungen über das gemeinsame Schwimmen. Wenn er aber in Zukunft mit einem Gumminotizbuch in die Fluten tauchen soll, um Arm- und Beinbewegungen auf „genügend, mangelhaft, ungenügend" zu untersuchen, dann schwimmt er nicht mehr mit; und die Jugend wird auch vermutlich die Freude am Schwimmen verlieren, wenn ihr Zeugnis in eine Rubrik „zu Lande" und in eine „zu Wasser" sich scheidet. Lasse man doch die Jugend lieber gewähren, daß sie nicht aus körperpflegender Aengstlichkeit, sondern um Kraft und Mut zu stählen, freiwillig in selbst gegründeten Vereinen sich außerhalb der Schulzeit tummele in Turn- und Schwimmhalle, wie's an manchen Orten (ich nenne nur Neuwied, Wesel, Düsseldorf, Gütersloh, Lippstadt, Ohlau) bereits geschieht ohne Schulärzte und hoffentlich auch weiter geschehen wird trotz ihrer, wenn sie kommen sollten.

Auf den dritten Hauptpunkt des citierten Absatzes, daß die Schule die Festigkeit des Charakters nicht genügend fördere, wollen wir kurz antworten, da streng genommen gar keine Antwort nötig wäre, weil die immerhin doch recht vorwurfsvolle Behauptung unbewiesen hingestellt ist. — Eine Zeitlang war es ja Sitte, den Schulmeister (und den Lehrer an höheren Schulen pflegte man nicht auszunehmen) den Sieger von Sadowa zu nennen, d. h. den Erzieher eines waffen- und willensfesten Volkes; es war das eine übertriebene Behauptung, die besser nicht aufgestellt wäre. Heute behauptet man zur Abwechslung das Gegenteil. Die Wahrheit wird also wohl in der Mitte liegen und dahin lauten, daß da, wo das Haus nicht erzieht, auch die Schule mit aller Zucht, der Unterricht mit seiner erziehenden Wirkung und der Lehrer mit seinem guten Beispiel nicht allzuviel nützen, sondern nur abdämmen können, damit das verzogene Wesen nicht überschäumt; wo aber das Haus gut erzieht, da nimmt die Schule nur die bescheidene Stelle eines Gehilfen in Anspruch; denn von den 168 Stunden der Woche hat sie die Schüler nur 32 unter ihrer Aufsicht, und von den 52 Wochen des Jahres kommt fast ein Fünftel als Ferienzeit auf des Hauses Konto. Ist ein Volk charaktertüchtig, so darf man sicher sein, daß viel echtes Familienleben und viele gute Mütter im Volke sind; denn „die größte moralische Macht, welche es auf der Welt gibt, ist die, welche eine Mutter auf ihr heranwachsendes Kind ausübt." Sollte es wirklich so schlimm stehen um die Charakterfestigkeit unsrer Jugend, wie die Petition es behauptet, so möge man sich an die Mütter wenden; sie können das meiste zur Charakterbildung thun, und thun nicht selten das wenigste.

Wir kommen weiter zu einer Stelle der Petition, die uns schier in Verwunderung gesetzt hat. Sie lautet folgendermaßen: „der Grund dafür, daß die Ergebnisse des Unterrichts vielfach nicht im richtigen Einklang mit den oft übergroßen Anstrengungen unsrer Kinder stehen, ist jedoch nicht allein in der gesteigerten Menge des Lernstoffes zu suchen; auch das Lehrverfahren und die Einseitigkeit des Unterrichtsstoffs sind zum Teil, weil sie nicht genügende Rücksicht auf die Gesetze der körperlichen und geistigen Entwicklung des Kindes nehmen, wohl geeignet, das Kind frühzeitig zu ermüden, zum Schaden seiner Gesundheit zu überlasten und ihm mehr und mehr die Lern-

freudigkeit und das Glück seiner Jugend zu rauben. Das Schwergewicht des Unterrichts wird zu sehr auf Gedächtnisübung, mechanische Anlernung und formale Ausbildung gelegt, indessen doch auch das Erfassen und Begreifen der Wirklichkeit und die Uebung der körperlichen Kräfte stärker gepflegt werden sollten. Während überdies manche wichtige, zum Verständnisse der Gegenwart unentbehrliche Unterrichtsgebiete auf unsern Schulen noch gar nicht behandelt werden, liegt zugleich den der Zahl nach verbreitetsten und auch am stärksten besuchten höheren Lehranstalten noch immer ein Lehrplan zu Grunde, welcher die größte Zeit des Unterrichts auf das Eindringen in die alte Kultur verwendet und unsere Jugend viel zu wenig einführt in die Kultur und das Leben der Gegenwart." Da die Petition in dieser Stelle an Wiederholungen früherer Erörterungen leidet, gehen wir nur auf das ein, was in dem citierten Abschnitt neu ist.

Was die Menge des Lehrstoffes anbetrifft, so wird diese ja keineswegs beseitigt, wenn man nach dem Wunsche der Reformer den Unterricht vielseitiger macht; wir meinen, daß gerade die Schule die beste sein wird, die den Charakter gesunder Einseitigkeit an sich trägt. Die Realgymnasien haben ohne Frage noch etwas zu viel Lernstoff; denn an ihnen werden 7 schriftliche Arbeiten in der Entlassungsprüfung gefordert und in 8 Fächern mündlich geprüft. Eine Verringerung des Lehrstoffes wäre für diese Anstalt wohl erstrebenswert, da ja auch die Gymnasien nur 5 schriftliche Arbeiten verlangen und nur in 6 Fächern eine mündliche Prüfung.

Nun aber das „Lehrverfahren"! Daß auch in dieser Hinsicht besondere Mißstände walten sollen, kann Verfasser nicht recht verstehen. Mit großer Emsigkeit wird gerade in unserer Zeit die Methodenlehre von allen Seiten bearbeitet. Sorgfältig ausgearbeitete Lehrpläne erscheinen in Zeitschriften und Programmen, für alle besonderen Disziplinen werden von Jahr zu Jahr neue Fachzeitschriften begründet, die, des gelehrten Tones satt, mehr auf pädagogische Behandlung der Lehrgegenstände sehen. Lehrer- und Direktorenkonferenzen sind über alle wichtigen Unterrichtsfragen fast ununterbrochen in beratender Thätigkeit, Seminarien für Lehrer an höheren Bildungsanstalten werden begründet und in Aussicht genommen. Die Lehrbücher aller Art werden immer dünner, damit die Schüler nur ja nicht überbürdet werden, Kanones werden aufgestellt, damit die Knaben nicht zu viel lernen. Revisionen über Revisionen werden angestellt, damit die Schäden der Methode gebessert werden, — kurz es wird auf diesem Gebiete so viel gethan, daß namhafte Pädagogen (z. B. Oskar Jäger in Köln) bereits warnen vor „didaktischer Hyperbel" und einem gewissen Naturalismus das Wort reden möchten.

Den Vorwurf mangelhaften Lehrverfahrens hatten wir also nicht erwartet, eher schon den anderen gegen die „alte Kultur" gerichteten, denn der ist heute Modesache. Es klingt unserer hochmodernen Zeit so lieblich, wenn diese „alte Kultur" so besprochen wird, als handle es sich um einen alten fadenscheinigen Rock, der in die Eleganz unserer stilvollen Zeit nicht mehr recht hineinpasse. Ich will mich möglichst knapp zu diesem Punkte äußern, weil ich nicht die Meinung erwecken möchte, als lobte ich das eigene Haus zu stark. Ein bedeutender Naturforscher, der ja wohl Gnade finden wird vor den Augen der Reformer, Helmholtz, hat einmal bei feierlicher Gelegenheit gesagt, die grammatischen Studien hätten einen gewissen Vorteil als Bildungsmittel des Geistes dadurch, daß die verschiedenen Arten geistiger Thätigkeit ziemlich gleichmäßig durch sie in Anspruch genommen würden, und die beiden klassischen Sprachen hätten neben ihrer feinen künstlerischen und logischen Ausbildung den Vorzug, daß sie durch sehr volle und deutlich unterschiedene Flexionsformen das grammatische Verhältnis der Worte und Sätze zu einander genau bezeichneten. Vor den modernen Sprachen, auch der Muttersprache, kommt also nach dem Urteil Helmholtz' diesen Sprachen eine besondere geistbildende Kraft zu; denn sie verstehen das in den modernen Sprachen anscheinend Verwickelte auf den einfachsten Ausdruck zu bringen, das allgemein Menschliche, d. h.

die zu allen Zeiten im Menschengeiste thätigen Operationen des Verstandes, des Gemütes und der Phantasie finden in ihnen die relativ verständlichste, einfachste und klarste Ausprägung; sie dienen deshalb nicht so sehr dem Wissen, als dem geistigen Können. Und weil sie nicht so nahe liegen der modern gespaltenen Form des Gedankenausdrucks, weil sie erwachsen sind aus einfachen Zuständen und einfachen Lebensformen und nicht, wie die modernen Sprachen, aus künstlichen und sehr zusammengesetzten Verhältnissen in Staat und Gesellschaft, deshalb erziehen sie allerdings nicht in müheloser Arbeit, sondern in einer Anstrengung, vor welche die Götter den Schweiß gesetzt haben, zu einem willensstarken Können. Denn es gehört ein sehr starker Wille, eine angespannte Aufmerksamkeit des Knaben dazu, um sich abzuwenden von der modernen Zerfahrenheit und Vielgestaltigkeit des Gedankens zu antiker Einfachheit und Geschlossenheit. Deshalb passen auch diese Sprachen zu altpreußischer Zucht und Strenge so gut, deshalb sind sie dem großen König so bedeutsam erschienen, daß er sie eine Schule des „Taktes, guten Geschmacks, scharfen Urteils und Verständnisses des Schönen" nennt und energisch betont: „Aber vom Griechischen und Lateinischen gehe ich durchaus nicht ab bei dem Unterrichte in den Schulen." Und wie die Sprachen, so der Inhalt, den uns dieselben übermitteln. Die Griechen finden ohne Absicht und Bewußtsein das Schöne, weil ihr ganzes Wesen von Schönheit durchdrungen ist, die Römer konnten, wie Ihering es so treffend ausdrückt, nichts Zweckwidriges thun; bewußt oder unbewußt betrachten sie alles unter dem Gesichtspunkte der Zweckmäßigkeit. Darin liegt, um anderes zu übergehen, was zum Lobe des Altertums gesagt ist, die Bedeutung dieser Kultur gerade für unsere Zeit. Alt ist diese Kultur allerdings, aber ewig jung in ihrer bildenden Kraft; wir wollen doch nicht vergessen, daß die Sonne Homers allemal über den Zeiten geleuchtet hat, da unser Volk nach Winternacht und Schlaf zu kräftigem Denken und Handeln erwachte, daß die Erinnerung an die Kämpfer von Marathon und Salamis unsere Väter in den heiligen Kampf begleitet hat, als die Erinnerung ans eigene Vaterland nicht viel Stärkendes haben konnte, und daß in der neuesten Entwickelung der Dinge der Deutsche etwas in sich aufgenommen hat von der römischen Eigenart, Verfassung und Gesetze selbstthätig und zweckbewußt zu gestalten, einer Eigenschaft, die dem deutschen Schwärmer und Träumer nicht immer eigen war.

Wenn nun die Petition diese alte Kultur und das Leben der Gegenwart als etwas Gegensätzliches einander gegenüber stellt und behauptet, daß die größere Zeit des Unterrichts auf das Eindringen in die alte Kultur verwendet und unsere Jugend viel zu wenig eingeführt werde in die Kultur und das Leben der Gegenwart, so verweisen wir auf das, was wir oben über den Geschichtsunterricht gesagt haben, wie er heute getrieben werden soll. Daß aber gerade diese alte Kultur und die Geschichte des Altertums für das von den Reformern angestrebte bessere Verständnis der Gegenwart eine hohe Bedeutung hat, scheint den Bittstellern nicht recht zum Bewußtsein gekommen zu sein. Wie oft muß der Schulmann, um schwierige Fragen der Verfassung und des sozialen Lebens aus der neueren und neuesten Zeit verständlich zu machen, geschickte Vergleiche aus der alten Geschichte zu Hilfe nehmen; wie oft wird er, anstatt viele erklärende Worte zu machen, die doch das Verständnis in den jugendlichen Geistern nicht fördern, durch ein antikes Vorbild die komplizierten modernen Verhältnisse entwirren und klar stellen. Auch schützt uns die alte Geschichte vielfach vor einem Uebelstande, den geschichtliche Besprechungen der neuen Zeit gar leicht mit sich führen, — vor frühreifem Absprechen und frühreifen Urteilen unserer Schüler über Dinge, die sie voll und ganz erst würdigen können, wenn ihr politisches Verständnis zu Mannesreife gediehen ist. Wer würde es wagen, die soziale Frage mit Schülern zu besprechen so wie sie besprochen werden muß, wenn sie verstanden werden soll? Dafür greife man lieber zu der besten Propädeutik aller sozialen Fragen, zu der Geschichte Roms vom Zeitalter der Gracchen bis zu Christi Geburt. Welche Fülle von Vergleichen und

Analogien bietet sich hier, und wie löst sich alles so schön, wenn wir die Besprechung jener sozialen Kämpfe, in denen man unter Mord und Blutvergießen vergeblich um die Lösung schwieriger sozialer Probleme rang, abschließen mit einer Hindeutung auf die weltumgestaltenden Ideen des Christentums, die der Menschheit neue Bahnen eröffneten, auf welchen ein Leben der Gerechtigkeit und gottgefälligen Wandels möglich war. Die Petition hat dann recht, die alte Kultur verächtlich anzusehen, wenn sie mit diesem Begriffe dasjenige bezeichnen will, was an jener Kultur vorübergehenden Wert besitzt und ungeeignet erscheint zu Vergleichen und Analogien mit der neuen Zeit. Wo aber die alte Geschichte etwas Typisches, auf die verschiedensten Verhältnisse Uebertragbares hat, wo sie lebende Schemata bietet, mit deren Hilfe wir schwierige Probleme des Unterrichts in neuerer Geschichte zu lösen vermögen, da soll sie uns doch wertvoll sein und bleiben. Aus diesem Grunde möchten wir den etwas naturalistischen Laienwunsch (Preyer a. a. O. S. 40) abweisen, daß „der historische Unterricht mit der Geschichte Deutschlands beginnen müsse, damit das Nationalgefühl frühzeitig erweckt werde". Das Nationalgefühl, die Liebe zu Kaiser und Reich werden gepflegt durch Lied und Sang und Erzählung, wie sie den Vorschülern, Sextanern und Quintanern in der oben bezeichneten Weise dargeboten werden, an Nationalgefühl hat unsere J u g e n d Gott sei Dank in Preußen keinen Mangel. Die eigentliche Geschichte Deutschlands möchten wir aber aus den obigen Gründen nach wie vor doch lieber so behandeln, wie wir es bisher gethan, daß wir die antike Geschichte als Voraussetzung nehmen; zu einer Aenderung möchten wir uns ebenso wenig entschließen können, wie wir den Naturforschern anraten würden, die komplizierte organische Chemie zur Förderung besseren Verständnisses vor der einfachen anorganischen Chemie zu traktieren. Doch genug hiervon. Leicht beieinander wohnen solche Gedanken, wie sie die Petition bringt, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen, wenn man solche Gedanken pädagogisch verwirklichen wollte. —

Was die weiteren Erörterungen der Bittschrift anbetrifft, so dürfen wir rasch darüber hinweggehen, weil wir im allgemeinen einverstanden sind. Daß das Berechtigungswesen, wie es augenblicklich besteht, unserer Schule und unserem geistigen Leben schadet, wird wohl von allen Seiten zugestanden. Aenderungen auf diesem Gebiete würden die segensreichsten Folgen für die Gesundung unseres höheren Schulwesens bringen. Will man dahin wirken von seiten der Petenten, daß den Gymnasien und Realgymnasien alle Berechtigungen entzogen werden außer denen, welche das Abiturientenzeugnis verleiht, so werden sie auf Zustimmung vieler Fachleute rechnen können; denn durch eine solche Berechtigungsentlastung würden die Schulen von vielen Schäden, über die man heute klagt, befreit. —

Die e i n h e i t l i c h e O r g a n i s a t i o n des gesamten höheren Schulwesens, d. h. die Normalschule, wird aber kaum so leicht ausführbar sein, wie sie auf dem Papiere entworfen wird; wenn erst einmal der Einheitsmensch oder der geistige Normalmensch durch die Kräfte, welche der Naturforschung zu Gebote stehen, geschaffen worden ist, und wenn mit Hilfe der fortschreitenden Naturforschung die Funktionen des Gehirns so geregelt werden können, daß sie bei meinem Nachbar genau verlaufen wie bei mir, dann kommt sicherlich auch die Zeit der allgemeinen Gleichheit und Brüderlichkeit auf dem Gebiete des höheren Schulwesens. Vorderhand müssen wir uns begnügen mit den verschiedengearteten Menschenkindern, wie sie aus Gottes Schöpferhand hervorgegangen sind. — Daß es nun nicht ganz leicht ist für die Eltern, „über den zukünftigen Beruf ihrer Kinder durch die Wahl der Unterrichtsanstalt schon zu einer Zeit Bestimmung zu treffen, in welcher die natürlichen Anlagen derselben und ihre Berufsneigungen noch viel zu wenig hervortreten", geben wir gern zu. Es würde aber weit leichter werden, wenn die Eltern nicht in ihrer überwiegenden Mehrzahl ihre Kinder für lumina mundi hielten, sondern in bescheidenerer Abschätzung mehr als Dutzendgut betrachten wollten. Mit dem Studium der Selbsterkenntnis befaßt sich der Mensch nicht gern, noch weit abgeneigter ist er klarer Auffassung, wenn es darauf ankommt, die Fortsetzung des

eigenen Selbst zu erkennen, die leiblichen Kinder. Nur äußerst selten wird es dem Lehrer glücken, Eltern die Ueberzeugung beizubringen, daß ihre Söhne wenig beanlagt seien oder wenig tugendreich; das erstere wird der Schule, das letztere der Verführung anderer schuld gegeben. Das ist einmal so in der Welt; die Reformer mögen sich mit der Schule nur in diesen Fragen zusammenthun, um aus gemeinsamer Betrachtung der Welt, wie sie ist, Trost zu schöpfen.

Die weiteren Erörterungen der Petition enthalten noch eine captatio benevolentiae für die Leiter der Anstalten, an deren Pflichttreue, Einsicht und Bereitwilligkeit, erkannte Schäden zu bessern, die Unterzeichner nicht zweifeln. Diese glauben vielmehr, daß es jenen bei der großen Schwierigkeit und Bedeutung des beantragten Unternehmens eine willkommene Anregung und Unterstützung sein werde, wenn sie dabei der freudigen Zustimmung weiterer Kreise der Bevölkerung gewiß sein können. Eine Anregung wird nun die Petition sicherlich der Schule bieten: man wird wie bisher und noch mehr als bisher unermüdlich an sich arbeiten, um den Vorwürfen mit Sicherheit entgegentreten und den Tadel mit Ruhe ertragen zu können, als ständen unsere Schulen nicht mitten im Leben des Volkes und arbeiteten nicht auf ein klares Verständnis unserer Zeit hin, als schädigten sie die körperliche und geistige Arbeitstüchtigkeit unserer Jugend, als beeinträchtigten sie die Charakterentwickelung derselben. Eine Unterstützung für diese mühevolle Arbeit ist die Petition aber nicht, weil die Begründung der Mißstände, die vorhanden sein sollen, eine sehr allgemeine, einseitige, zum Teil unhaltbare und geradezu ungerechte ist. Das Vertrauen zur Schule und die Arbeitslust und Arbeitsliebe unserer Jugend, die doch solche Dinge auch liest, wird nicht durch die Petition gekräftigt, sondern untergraben. Es ist wahrlich über andere Fragen schon genug Verstimmung und Verbitterung vorhanden in unserer Bevölkerung, man trage diese nicht auch noch in unsere Jugend hinein und schädige so Arbeitslust und Festigkeit des Charakters! Wer im Schulleben steht, muß es oft schmerzlich empfinden, wie ein unvorsichtiges Wort im Elternhause der Entwickelung unserer Kinder schadet; wie viel größer wird der Schaden sein, wenn in zahllosen Häusern Massenpetitionen kolportiert werden, die schwarz auf weiß der Jugend sagen, unter welchen Mißständen sie zu leiden hat; die Lernlust, die doch nicht ein angeborenes Gemeingut ist, wird mehr und mehr schwinden, die Schwierigkeiten der Erziehung werden immer außergewöhnlicher werden. In einer Zeit, wo die körperliche Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes deshalb so achtunggebietend ist, weil mit ihr eine höhere Wehrhaftigkeit, die Wehrhaftigkeit des deutschen Geistes, verbunden ist, sollte man die Erziehung zu wetter- und schlachtenfestem Geist nicht schädigeu durch schwarzsehende und zimperliche Aengstlichkeit. Mit dieser wird man, so wollen wir hoffen, auf die Dauer auch unserer Jugend nicht imponieren können, wenn die Schule nur recht angestrengt sich bemüht, alle die Forderungen zu erfüllen, die eine große Zeit und ein aufblühendes Staatswesen an sie stellt.

Aufzeichnungen eines Kurpredigers.

Von

Ernst Salzmann.

Ein schöner Herbsttag des Jahres 1887 war in rosigen Wolken untergegangen, als sich nach dem Abendessen im Gesellschaftssaal des Hotel du Parc in Lugano die Gäste des Hauses versammelten. Eine herbe Frische wehte vom See her. Dicht am Kamin, in dem ein paar mächtige Holzscheite glimmten und den großen Raum behaglich erwärmten, hatten sich einige junge Damen englischer Abkunft niedergelassen. In ihrer Mitte saß ein schwarz gekleideter Herr in mittleren Jahren, mit einem etwas leidenden Zug im ausdrucksvollen Gesichte, der in lebhaftem Gespräch mit denselben begriffen war. Einer der vorübergleitenden Kellner gab mir auf meine Frage nach diesem Herrn die geflüsterte Antwort, es sei der englische im Hause wohnende Kurgeistliche.

„Dachte ich mir's doch," sagte mein Tischnachbar; „ein Engländer nimmt seinen ganzen Komfort ins Ausland mit, ohne toast gibt's für ihn kein Frühstück, ohne Beefsteak kein luncheon, ohne Plumpudding kein dinner und ohne Geistlichen keinen Sonntag."

„Wir Deutschen," erwiderte ich, „sind doch zu rasch bereit über den englischen Sonntag den Stab zu brechen; es ist mehr als das bloße Bedürfnis nach Komfort, was den Engländer bestimmt, überall wo er seinen Fuß hinsetzt, eine Kapelle zu bauen und einen Geistlichen anzustellen. In der frommen, von den Vätern überkommenen Sitte der strengen Sonntagsfeier ruhen die starken Wurzeln der englischen Macht. Im Hotel sind, wie mir der Eigentümer, Herr Böhm, versicherte, etwa zwei Drittel Deutsche. Da ist die Frage wohl berechtigt, ob auch ein deutscher Gottesdienst eingerichtet ist."

Der Kellner, an den ich mich wandte, konnte keine Auskunft geben und verwies mich an den Herrn Sekretär. Ich warf noch einen Blick auf die gemütliche Kaminecke, wo der geistliche Herr im Lehnstuhl schaukelnd seinen Damen lächelnden Mundes einen Rosenkranz aus Olivenholz zeigte und dessen Handhabung erklärte, dann verfügte ich mich in das Geschäftszimmer zum Sekretär. Derselbe versicherte mich, daß allerdings auch deutscher Gottesdienst im Hause eingerichtet sei; alle vier Wochen komme zu dem Zweck ein Prediger aus Bellinzona hierher; aber man müsse leider gestehen, daß diese Vorträge nicht besonders besucht seien; „ein Engländer," sagte er, „reist am Sonntag nicht; der Deutsche benutzt diesen Tag mit Vorliebe zu Ausflügen; ihm sind Sonn- und Werktage gleich."

Ich stellte mich dem gefälligen Mann als Geistlichen vor, der von dem „Verein

für Errichtung deutsch-evangelischer Gottesdienste in Kurorten" abgesandt sei, um drüben am Comersee solche zu halten, und erkundigte mich nach den dortigen Verhältnissen. Der Sekretär zuckte bezeichnend mit den Schultern und antwortete: „So viel mir bekannt, sind wenig Deutsche zur Zeit drüben; manche mag die Cholerafurcht abhalten. Sie werden nicht viel ausrichten, Ihre Landsleute lieben so etwas nicht."

„Bange machen, gilt nicht," dachte ich und fuhr anderen Tages im Frührot über den See nach Porlezza und von dort nach Erledigung der Zollformalitäten, welche der gefällige deutschredende Beamte wesentlich vereinfachte, auf der neuen Bahnlinie über den Landrücken dem Comersee zu. In scharfem Zickzack senkte sich die Bahn zum Seespiegel, der wie flüssiges Gold im Sonnenglanz schimmerte und seine reizenden Ufer weithin erschloß. Dicht am Hotel Menaggio, dem Zielpunkt meiner Reise, endete die Linie. Herr Brunelli, Eigentümer des Hotels, dem ich meine Ankunft brieflich gemeldet hatte, empfing mich mit vollendeter Höflichkeit, bedauerte aber, mir sagen zu müssen, daß ich zu spät komme; die Jahreszeit sei für deutsche Reisende zu weit vorgerückt; er selber habe sein Haus voll bis unter das Dach, aber nicht ein einziger Deutscher sei sein Gast; er könne mir nicht einmal ein Zimmer in seinem Hotel anbieten, sondern sei genötigt, mich wegen Raummangels in einer benachbarten Villa unterzubringen. Das waren schlechte Aussichten für Erfüllung meines Auftrages.

Den letzten Tag der Woche, der mir noch zur Verfügung stand, hatte ich dazu zu benutzen, den Wirten der benachbarten Fremdenhäuser meine Absicht mitzuteilen und ihre Beihilfe zu erbitten.

Es sollte programmmäßig vormittags in Bellagio, nachmittags in Menaggio Gottesdienst gehalten werden. Vorsorglich hatte der Vereinsvorstand für die nötige Ausrüstung des Geistlichen gesorgt. Unter der Obhut des Pförtners fand sich eine Anzahl großer Plakattafeln vor, zum Aushang in den Treppenhäusern der Hotels bestimmt, daneben ein paar Dutzend hübsche Einladungskarten und die nötigen Gesangbücher. So fuhr ich denn mit Plakaten und Karten versehen nach dem eine Stunde entfernten Cadennabbia, um dort von Hotel zu Hotel zu wandern. Gleich am Landungsplatz des Dampfbootes dehnt sich das luftig gebaute Hotel Bellevue aus, das einer Aktiengesellschaft gehört und von zwei italienischen Direktoren geleitet wird.

„Deutsche suchen Sie bei uns vergeblich," war der Bescheid dieser Herren, „wir sind eigentlich nur für Engländer eingerichtet; auch in den anderen Gasthöfen des Ortes werden Sie keine Deutschen finden. Es ist jetzt zu spät in der Jahreszeit für diese Reisenden." Die Tafeln wurden übrigens gern angenommen und an bester Stelle des Treppenhauses neben der Anzeige des englischen service aufgehängt, — um unter der Masse der übrigen Empfehlungen von Apollinaris, Gasthöfen, Fremdenführern, Tarifen zu verschwinden. Noch ließ ich mich nicht entmutigen; war doch Bellagio als Standquartier meiner Landsleute bekannt. Dort lenkte ich nach der Ueberfahrt meine Schritte zum Grand Hotel Bretagne. „Bedaure, wir haben keine Deutschen," sagte der Direktor und steckte meine Karte gelassen neben die englische Anzeige.

„Wie steht's in der Villa Serbelloni?" fragte ich.

„Dort befindet sich nur eine deutsche Gräfin mit Bedienung." (Das war richtig, aber die deutsche Gräfin war, wie ich später erfuhr, katholischen Bekenntnisses.) „Dagegen werden Sie im Grand Hotel Bellagio eine ziemliche Anzahl Deutscher vorfinden."

Auf dem Wege nach dort kam ich an dem dicht beim Landungsplatz gelegenen Hotel Genazzini vorbei, dessen Besitzer, Herr Gandola, mit der größten Liebenswürdigkeit meine Plakate und meine Person in Empfang nahm. „Deutsche genug," sprudelte er hervor, „werde nicht verfehlen, Ihnen alle meine Gäste, sehr religiöse Leute, morgen in das Hotel Bellagio zum Beten zu schicken. Allerdings habe ich nur Passanten; heute voll, morgen leer." Dankend verabschiedete ich mich von dem wackeren Manne. Im Grand Hotel Bellagio ging's wie in einem Bienenschwarm aus und ein, Kellner,

Pförtner, Schiffer, ankommende und abgehende Gäste. Mit Mühe gelang es mir erst des Sekretärs und dann auch des Leiters des Hauses, Herrn Breitschmids, habhaft zu werden.

„Sie wollen bei uns deutschen Gottesdienst halten?" sagte er. „Gut. Ich stelle Ihnen meinen Konversationssaal gern zur Verfügung. Bereden Sie die Sache gefälligst mit dem Oberkellner. Allerdings zweifle ich, ob Sie viel Zuhörer haben werden. Die Deutschen beten nicht gern."

„Und," fügte der Sekretär hinzu, „sie mögen eben nicht in einen Gasthofsaal zum Gottesdienst kommen. Wenn sie eine Kapelle zur Verfügung hätten, wie die Engländer, wäre es wohl anders."

„Sind viele Deutsche im Hause?" fragte ich.

„Nicht gar viel," hieß es. „Die anderen Nationen haben die Oberhand. Es mögen etwa vierzig sein, darunter zwei Drittel Israeliten. Wenn diese Leute nicht kämen, könnten wir das Haus schließen."

Nach Menaggio zurückgekehrt, besuchte ich noch das am entgegengesetzten Ende des lebhaften Ortes gelegene Hotel Victoria, dessen Eigentümer, Herr Piantanida, mir kurz und bündig erklärte: „Ich werde Ihnen meine Deutschen schicken, wenn Herr Brunelli zu meinem englischen Gottesdienste seine Engländer schickt." Es waren aber auch in seinem Hause keine deutschen Gäste.

Der Sonntag brach an. Mein Herz jubelte, daß ich an diesem paradiesischen Gestade sollte reden dürfen von dem Schönsten unter den Menschenkindern. Nach eingenommenem Frühstück setzte ich mich an das Hotelpianino und spielte einige Choralmelodien, um eine Weise zu finden, die im Norden und Süden unseres Vaterlandes gleich geläufig sei. Es war schwer, ja beinahe unmöglich eine solche zu entdecken. Melodie und Rhythmus ist im Norden bei den meisten Liedern anders als im Süden, die bekanntesten Lieder sind in jeder Provinz anders gemodelt. Unser Verein hat für seine Zwecke das deutsche Militärgesangbuch angenommen und es mit einer vortrefflichen Liturgie und einem Anhang sonstiger guter religiöser Lieder versehen, ein handliches, hübsch ausgestattetes Büchlein, das für Reisende sehr zu empfehlen ist. Kaum hatte ich ein oder zwei Choräle gespielt, so betrat eine Dame das Zimmer, welche in englischer Sprache ihrer Freude Ausdruck gab, daß ich, wie sie sich habe sagen lassen, hier im Hause einen Gottesdienst veranstalten werde.

„Gewiß! Doch bin ich deutscher Geistlicher," versetzte ich.

„Deutscher?" fragte sie verwundert. „Aber ich bitte Sie, halten Sie doch eine englische Predigt, wir werden alle kommen. Die Deutschen haben ja keine Religion."

Ist es nicht tief beschämend für das Volk, welches anderen Nationen zum Segen gesetzt wurde durch die Reformation, daß es im Ausland einen solchen üblen Ruf hat? Wohl wies ich darauf hin, gerade meine Sendung beweise, daß auch die Deutschen Religion haben; aber die edle Dame, mit der ich später in freundschaftlichen Verkehr kam, ließ sich ihre Meinung über unsere Gottlosigkeit nicht nehmen. Uebrigens stellte sie mir gütigst ihre musikalisch gebildete Kammerfrau zur Verfügung, falls ich bei meinem Gottesdienst eines Klavierspielenden bedürfe.

Draußen wurde das Zeichen zur Abfahrt des Schiffes gegeben; ich nahm meine Bibel, Gesangbücher und Talar an mich und fuhr nach Bellagio hinüber. Dort hatte der Oberkellner mit viel Verständnis dem großen Gesellschaftssaal ein einigermaßen kirchliches Ansehen zu geben gewußt, die Vorhänge herabgelassen und brennende Lichter auf den Tisch gestellt. Er führte mich in ein Privatzimmer, wo ich mich umkleiden und sammeln konnte. Dort hatte ich eine ziemliche Zeit in leicht begreiflicher Aufregung zu warten, bis er mit der Nachricht sich wieder einstellte: „Jetzt sind einige Leute im Saal." Etwa fünfzehn Fremde waren anwesend. Ich ließ den Gottesdienst mit dem Singen eines Liedes beginnen; eine der anwesenden Damen begleitete auf dem Klavier. Doch wäre der Gesang immerhin dürftig genug ausgefallen, wenn nicht der einzige

Zuhörer männlichen Geschlechts mit klangvollem Bariton ihn aufs kräftigste unterstützt hätte. Die treffliche Liturgie ließ den weltlichen Raum vergessen, und ich konnte mit freudigem Austhun meines Mundes die Predigt halten. Nach der Schlußstrophe blieb mein gütiger Vorsänger im Zimmer zurück und stellte sich mir als Generalsuperintendent Dr. R.... vor, dem im Hotel Genazzini, wo er sich, auf der Durchreise begriffen, einige Stunden aufhielt, Mitteilung von dem Gottesdienst gemacht worden war. Ein gemütliches Plauderstündchen in genanntem Hotel schloß sich an. Unter der Gesellschaft des Herrn Generalsuperintendenten, die sich mit ihm zu einer Reise nach Florenz zusammengefunden hatte, traf ich durch freundliche Fügung zwei meiner Familie befreundete Damen aus Stuttgart und eine dritte, die Schwester meines besten Freundes und Studiengenossen aus Bremen. Wir sprachen über dies und das, die schöne Heimat, den evangelischen Bund, die Einrichtung solcher Gottesdienste in der Fremde. Ich betonte hierbei, wie nötig mir erschien, daß jede Andacht mit dem Absingen eines Liedes beginne. Wenn sich der Geistliche nicht selbst ans Klavier setzen möge, so finde er gewiß unter der Zuhörerschaft irgend einen Musikverständigen; gerade das Singen, das laut und kräftig im Hotel erschalle, sei ein Bekenntnis und eine bessere Anzeige des Gottesdienstes als alle Plakate und Einladungskarten. Letztere an der Tafel herumzugeben, wäre ein guter Gedanke, aber seine Ausführung sei schwierig. Ich erzählte, daß ich keinen Wirt dazu habe bewegen können, das Herumreichen zu gestatten. Entweder hieß es: „die Fremden können ja doch die deutschen Lettern der Karte nicht lesen," oder: „die Engländer würden es übel aufnehmen, daß auch Deutsche daran denken, öffentlich zu beten."

Leider entführte das Dampfschiff nach kurzer Frist die lieben Freunde. Auch ich begab mich nach Menaggio zurück und rüstete dort mit Hilfe des gefälligen Pförtners, des einzigen deutschredenden Bediensteten, den Saal zum Gottesdienst zu. Ich wartete und ließ die Klänge des Pianinos ertönen. Vergeblich. Niemand erschien. Im Hause herrschte friedliche Sonntagsstille. Die Engländer waren vollzählig zu ihrem divine service gegangen und kehrten nach einiger Zeit im feierlichen Zug zurück, ihr prayer-book in der Hand, das Hotel wieder füllend.

Am nächsten Sonntag herrschte in Bellagio ein gewaltiger Festtrubel. Die Mitglieder des gerade in Mailand tagenden Eisenbahnkongresses waren 500 Mann stark zu Besuch gekommen. Daß unter diesen Umständen mir dort kein Räumlein zur Verfügung gestellt werden konnte, durfte ich dem Herrn Breitschmid, der mit seinen Bediensteten alle Hände voll zu thun hatte, nicht übel nehmen. Auch in Menaggio sah es nichts weniger als sonntäglich aus. Zwar bimmelten die Glocken mit ihrem stets absetzenden, nervenerregenden Ton fast den ganzen Tag; allein das machen sie ebenso am Werktag. Daß Sonntag ist kann man nicht etwa erkennen an sonntäglich gekleideten Leuten, an Stille auf der Straße, an geschlossenen Läden, am Aufhören der Arbeit, höchstens an vermehrtem Lärm und Böllerschießen. Ich fragte den Besitzer des Landhauses, in dem ich ein bescheidenes Plätzchen gefunden hatte: „Wie bringen denn die Italiener ihren Sonntag zu?" Er wies mit dem Finger auf die Spitze eines bewaldeten Berges und sagte:

„Wer Geld und Zeit hat, geht auf den Vogelfang. Dort droben steht ein mir gehöriges Häuschen, von einem Diener bewohnt, der die Vogelgarne stellt. Jeden Sonntagnachmittag gehe ich mit Frau und Kindern hinauf um zu sehen, was sich die Woche über gefangen hat. So machen's hier alle reicheren Leute."

„Und die Armen?" fragte ich weiter.

„Die Armen?" Er wies mit dem Finger zum Hafen. „Sie sehen es ja."

Dort waren viele Arbeiter damit beschäftigt, schwere Marmorplatten aus den Kähnen ans Land zu tragen. Unweit von mir arbeiteten Männer an einem Neubau.

„Geht denn hier zu Land niemand in die Kirche am Sonntag?" fuhr ich fort, mich unterrichten zu lassen.

„O gewiß, die Kinder und alten Weiber. Aber wir Gebildeten nicht; wir wollen nichts mit den Geistlichen zu thun haben."

Mehrmals konnte ich es mit eigenen Augen sehen, in welch geringer Achtung die katholischen Priester, die übrigens sehr unwissend sein sollen, bei ihren Beichtkindern stehen. Die religiöse Gleichgültigkeit des gebildeten Italieners erklärt zur Genüge seine Duldung von Andersgläubigen. Das sind die Früchte des Papsttums im eigenen Lande. Dasselbe nimmt sich eben wie manches andere in der Ferne besser aus, als in der Nähe. In Italien selbst schwindet sein Nimbus. Da erfüllt sich das treffende Wort Hegels: „Niemand ist vor seinem Kammerdiener groß".

Immer noch war ich mit meinem Verkehr auf Menschen fremder Zunge angewiesen. Die Deutschen blieben aus. Zwei oder dreimal verlor sich ein Tourist über Nacht hierher; das war alles. Meine Aussichten auf das Zustandekommen eines deutschen Gottesdienstes in Menaggio wurden immer trüber. Einige Engländer, besonders die oben genannte, der höchsten Aristokratie angehörige Dame, interessierten sich sehr für mein Unternehmen und wünschten, ich möchte mit englischen Andachten den Versuch machen. Meine mangelnde Sprachkenntnis verbot es von selbst. Ein altes originelles Fräulein, das mit unglaublicher Gewandtheit Englisch, Französisch und Italienisch in einem Atem reden konnte und es sich zur Lebensaufgabe machte, ein möglichst großes Quantum italienischer Traktate unter das Volk zu werfen, war begeistert für unseren Verein und ermüdete nicht, mir die wunderlichsten Vorschläge zu machen.

Doch sollte auch in Menaggio ein deutscher Gottesdienst zu stande kommen, der mir in freundlicher Erinnerung bleiben wird. Die schönsten Punkte auf den Berghöhen und am Seeufer sind mit hübschen Landhäusern angebaut, welche sich meistens im Besitze begüterter Mailänder Familien befinden. Nicht wenige derselben sind deutscher Abkunft. Ihre Wohnsitze und prachtvollen Gärten mit den herrlichsten tropischen Pflanzen, hochragenden Palmen, seltenen Koniferen, Zitronen- und Orangenspalieren, Lorbeer- und Oleandergebüschen, zwischen denen berühmte Marmorwerke von Thorwaldsen, Canova, Marchesi, Argenti u. a. schimmern, sind ein häufiger Zielpunkte für Ausflüge der Fremden. Auch ich besuchte manche dieser Villen, um die deutschen Besitzer zu einem evangelischen Gottesdienste einzuladen. Ich that bei den Familien Mylius, Wachs, de Neufville, Péra keine Fehlbitte; sie alle kamen der Einladung des namenlosen Fremdlings nach. Herrn Brunelli gereichte der Besuch dieser hochangesehenen Herrschaften zu großer Ehre, und ich war dankbar, auch vor diesem Kreise das Lob dessen verkündigen zu dürfen, der über den Cherubim thront.

Als des Abends kühle Schatten kamen, wandelte ich an diesem zweiten Sonntag die schöne Landstraße hinter Menaggio aufwärts, welche sich zum See von Lugano hinzieht. Nachdem ich die Bahnlinie einigemal überschritten, verließ ich die Straße, um über sanft geneigte Matten mit tief eingerissenen Rinnsalen ausgetretener Wildbäche aufwärts zu klimmen. Es war ein angenehmes Wandern unter dem schattigen Laubdach der Kastanienbäume, die voller Früchte hingen, vorüber an einzelnen frei weidenden Kühen und Ziegen. Nach dreiviertel Stunden hatte ich die Spitze des Bergvorsprunges, der hinter dem Hotel aufsteigt und oben ein weithin sichtbares großes weißes Kreuz trägt, erreicht. Eine ausgedehnte Sicht that sich vor mir auf. Zu meinen Füßen lag Menaggio mit seinen zahlreichen Villen und den eng zusammengedrängten Häusern des malerischen Dorfes. Die breite Uferstraße war belebt von Spaziergängern, die von dieser Höhe aus ein gar zierliches Aussehen hatten. Eben rüstete sich ein Dampfschiff, ganz mit Menschen besetzt, zur Abfahrt. Man hätte es mit einem kühnen Sprung erreichen können. Mitten im See erhob sich gleich einem großen Maulwurfshaufen (ich weiß leider keinen poetischen Vergleich, der ebenso passend wäre) das bewaldete Vorgebirge, an dessen Fuße Bellagio „die schöne Muße" sich anschmiegt. Jenseits desselben dehnte sich der Lecco-Arm des Sees aus, sichtbar bis zu seinem Ende; Lecco selbst, ein Teil der Bahnlinie war zu sehen, und einen weiten Blick durch die Berg-

lücke in die Brianza, das fruchtbare Vorland, gestattete der klare Abend. Gegen Como hin versperrte der Bergvorsprung die Aussicht, dagegen lag die ganze Seefläche nach Norden frei da, jedes Segel darauf war sichtbar. Fern im Norden schloß die hohe Kette der Alpen mit ihren ehrwürdigen Häuptern das Bild. Gegenüber von Menaggio jenseits des Seespiegels reihte sich Ortschaft an Ortschaft; bis hoch hinauf waren die schöngeschwungenen Berglinien mit Dörfern und Häusern besetzt. Unten am Ufer kroch die Splügenstraße hin, von Zeit zu Zeit in einem Loch des Berges verschwindend. Der schrille Ton der Dampfpfeife und einzelne Klänge einer unten spielenden Blechmusik verirrten sich in die erhabene Einsamkeit; sonst Stille, atmende Stille überall.

„Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn!"

Die unfreiwillige Muße der kommenden Sonntage machte mich zum stillen Beobachter der „Völker und Namen, die gastlich hier zusammenkamen". Gleich dem ersten Blick, den man in dieses Völkerstelldichein thut, fällt die strenge Absonderung der einzelnen Nationen auf. Engländer und Amerikaner stoßen einander gegenseitig ab, halten aber unter sich selbst aufs zäheste zusammen. Zwischen ihnen bewegen sich Gruppen von Holländern, Russen und Italienern, ebenfalls streng in sich abgeschlossen. Ja, die Völkerverbrüderung, das zeigt ein solch internationaler Platz unwiderleglich, ist nur ein schöner Wahn. Für einen Wirt, der Gäste verschiedener Nationalität beherbergt, kostet die Anordnung der Plätze an seiner Tafel schweres Kopfzerbrechen. Zwischen die lebhaft schwatzenden, die Blicke auf sich ziehenden Amerikaner und die still verdrossenen, gemessenen Engländer setzt er als Puffer seine Russenkolonie. Der Russe will nicht allein sein, vollends nicht auf einer Reise; er ist bestrebt, sich zu einer Herde zusammenzuschließen. Der Einzelwille hört da auf; alle zusammen beseelt, wie die Korallentiere eines Stockes, nur ein Wille. Vermöge seiner angeborenen Sprachgewandtheit dient der Russe als passender und gutmütiger Vermittler zweier sich fremder Nationen. Die reisenden Holländer, die gewöhnlich fließend deutsch, französisch und italienisch sprechen, lassen sich überall zwischen einfügen. Sie sind keine Spielverderber und schließen sich nicht ängstlich ab. Im Hause befand sich seit Wochen eine holländische Witwe nebst zwei erwachsenen Kindern, mit denen ich näheren Verkehr pflegte. Die Witwe hatte vor zwei Jahren ihren heißgeliebten Gatten verloren. Der Schmerz drohte sie zu überwältigen. Da faßte sie einen raschen Entschluß. Sie machte ihr Hab und Gut zu Geld, verließ die Heimat mit ihrer schmerzlichen Erinnerung und ging auf Reisen, um sich zu zerstreuen. Seit dieser Zeit führten die Dame und ihre Kinder ein Gasthausleben, im Winter in Paris oder Nizza, im Herbst und Frühjahr an den oberitalienischen Seen oder der Riviera, im Sommer in den französischen oder englischen Seebädern. Trotzdem sind ihre Kinder von liebenswürdigster Bescheidenheit und angenehmstem Betragen. Zerstreuung hat die arme Witwe noch nicht gefunden, wohl aber ist sie auf dem Standpunkte des „Predigers" angelangt: „Alles ist eitel". Sie ist eine gemütvoll angelegte Natur und religiöser Einwirkung durchaus nicht unzugänglich; gerne läßt sie sich etwas sagen über die wunderbaren Fügungen Gottes und die Unbegreiflichkeit seiner Gerichte. Zu einem Glauben an den Erlöser, der die Mühseligen und Beladenen zu sich ladet, ist die suchende Seele noch nicht gekommen. Ob sie ihn noch finden wird bei ihrem Nomadenleben?

Solche immer auf der Reise befindliche Familien, die einen festen Wohnsitz verschmähen, findet man an allen Fremdenorten, und da die Welt doch unendlich klein beieinander ist, begegnet man den gleichen stets wieder. Einen deutschen Baron mit Frau lernte ich vor etlichen Jahren in Capri kennen, zwei Jahre darauf traf ich ihn in Thun, und diesmal entdeckte ich ihn unter der bunten Menge, die im Hotel du Parc in Lugano aus- und einging.

Auch einige italienische Familien aus Genua hielten sich seit Wochen im Hotel Menaggio auf, ohne mit der englischen Kolonie in irgend einen Verkehr zu treten. Sie blieben sich selbst genug. Die Männer waren von kleiner und sunansehnlicher Figur, gekleidet in groß karrierte oder breitgestreifte bequem liegende Stoffe; ein grellfarbiges Tuch lose um den Hals geschlungen, schritten sie meist mit lebhaftem Mienen- und Gebärdenspiel, ihren Secolo (eine Mailänder Zeitung) lesend, im Garten auf und ab. Die Frauen, hohe stattliche Gestalten mit großen klarblickenden Augen, saßen den lieben langen Tag, Riesenfächer auf- und zuklappend, auf den Bänken des Gartens, gleich tropischen Blumen in leuchtender Farbenpracht, beschäftigt mit süßem Nichtsthun. Ihre Toiletten mit allen häßlichen Auswüchsen der gegenwärtigen Mode aufs reichlichste versehen, in den schreiendsten Farbenzusammenstellungen, die kaleidoskopartig jeden Tag mehrmals wechselten, ließen nicht vermuten, daß sie einem so künstlerisch veranlagten Volk angehörten. Während ihre Gesichter abends rosig strahlten, schienen sie morgens beim Kaffee grau und abgelebt. An der Tafel hat mir der Wirt stets neben den Italienern den Platz angewiesen, weil die beiden Nationen gegenwärtig sehr befreundet seien. Mit den hübschen Kindern, welche durch ihr drolliges Gebahren oft die feierliche Tafelstille wohlthätig unterbrachen, war ich bald gut Freund. Sie trugen übrigens trotz des hohen Standes ihres Vaters — er war als Marchese in die Hotelliste eingetragen — eine Unwissenheit zur Schau, die mein schulmeisterliches Herz tief bewegte, obwohl es ihnen an natürlichem Verstand, Munterkeit und Anmut nicht fehlte. Eines Tags kam das ältere der Kinder, ein Mädchen von etwa 12 Jahren, glückstrahlend auf mich zugehüpft:

„Nun habe ich auch ein deutsches Wort gelernt."

Welches denn, mein kleines Fräulein?

„Bon jour! das ist das gleiche wie unser buon giorno, signore!" sagte sie mit graziösem Lächeln und klatschte vor Freude über diesen unerhörten Zuwachs ihres Wissens in die Hände.

Da ich mich sehnte, wieder mit meinen Landsleuten in Verbindung zu kommen, auch im Interesse des Vereins die Verhältnisse in Bellagio genau kennen lernen wollte, siedelte ich mit Billigung des Vereinsvorstandes dorthin über. Nicht ganz leicht wurde mir der Abschied. Herr Brunelli mit seiner ganzen Dienerschaft war mir freundschaftlich gesinnt, einige der Hausbewohner hatte ich trotz der trennenden Sprachgrenzen in näherem Umgang schätzen gelernt, auch stellte sich gerade am Tag meiner Abreise die längst vermißte deutsche Familie ein, in Person eines preußischen Gutsbesitzers und seiner Gattin. Drüben in dem ideal gelegenen Ort wurde ich von dem Leiter des Grand Hotel Bellagio bereitwilligst aufgenommen. Herr Breitschmid erklärte sich aufs zuvorkommendste bereit, dem Verein, der mich ausgesandt hatte, das gleiche Entgegenkommen zu zeigen, wie es Herr Brunelli gethan.

Ein solches Fremdenhaus neuester Art, wie man es an den Ufern der Schweizer und oberitalienischen Seen überall antrifft, läßt in der That dem Gast, dessen Geldbeutel genügend voll ist, kaum einen Wunsch offen. Kennt man eines, so findet man sich in allen zurecht. Links vom Haupteingang befindet sich in der Regel das Pförtnerstübchen (zu deutsch: Portierloge) rechts das Geschäftszimmer (Bureau). Einerlei, ob sich der Fremde nach rechts oder links wendet, er erhält in den 4 Hauptsprachen Bescheid auf alle Fragen. Im Treppenhaus findet er auf großen Tafeln die Namen sämtlicher zur Zeit im Hotel wohnender Fremden aufgeschrieben nebst den Zimmernummern; dagegen fragt er nach einer für das Seengebiet gültigen gedruckten Fremdenliste vergeblich. Die Wirtseifersucht läßt diese Einrichtung nicht zu. Plakate aller Art und Ausstattung führen an den Wänden des Treppenhauses ein idyllisches Dasein. Im Erdgeschoß des Mittelgebäudes befindet sich eine große offene Halle; hinter und neben ihr erstrecken sich die nachts glänzend mit Gas oder elektrischem Licht beleuchteten Gesellschaftsräume, Lese-, Billard-, Damen- und Unterhaltungszimmer. Im ersten

Stock, gewöhnlich auf der Rückseite des Hauses gelegen, ist der mit verschwenderischer Pracht ausgestattete Speisesaal. Hier an der Tafel zeigt ein solches Haus, was es leisten kann; denn auf der Güte der Speisen und Getränke beruht sein Ruf. Das Essen ist für den Wirt wie die Gäste das wichtigste Ereignis des Tages, der Hauptgrund, warum von den Drohnen der menschlichen Gesellschaft ein Hotel mit dem andern vertauscht wird. Während der Hauptmahlzeit, die nach englischer Sitte sehr spät, um $6^1/_2$ Uhr abends, eingenommen wird, befindet sich der Hotelbesitzer oben an der Schmalseite des Saals neben einem langen Tisch, auf dem die Speisen in verdeckten Platten der Kellner harren. Es ist ein feierlicher Augenblick, wenn der Wirt den Drücker der Glocke bewegt; auf dieses Zeichen nimmt jeder der Aufwärter den Deckel von der ihm zugeteilten Schüssel, eilt mit großer Behendigkeit über das glatte Parkett und serviert den ihm unterstellten Gästen. Nur flüsternd wird das Gespräch geführt. Ein Gang folgt dem andern in endloser Oede. Wenn der Nachtisch herumgereicht ist, entfernt sich der Wirt mit dem Gefühl eines Feldherrn nach gewonnener Schlacht.

Die armen Kellner! Wie undankbar, wie nichtig, wie sehr jeder Verführung ausgesetzt ist ihr Geschäft! Was ist ein Kellner? Für die meisten Gäste ist er einfach „Luft." Ein gut geschulter Kellner hat gelernt, sich möglichst unsichtbar, wenigstens unhörbar zu machen und doch auf leisen Sohlen stets da zu stehen, wo man seiner bedarf. Jede Mißstimmung oder üble Laune hat er standhaft zu verbeißen; ein stets lächelndes Antlitz trägt er zur Schau, auch wenn er wütenden Zahnschmerz hat. Wehe dem, der das kleinste Versehen sich zu schulden kommen läßt, etwa ein Messer oder gar einen Teller fallen läßt. Nicht der angerichtete Schaden ists, der ihn verdammt — was bedeuten ein paar Dutzend zerbrochene Teller in einem neumodischen Riesenhotel? — sondern das Geräusch, welches die feierliche Stille peinlich unterbricht und die Nasen der Gäste rümpfen macht. Vom grauenden Morgen bis zur Geisterstunde ist er auf den Beinen. Todmüde schleppt er sich endlich ins Bett. Mißachtung und beleidigende Worte von seiten der Gäste, Hohn und Spott von seiten seiner Kollegen, scharfe Rüge mit Handgreiflichkeiten vom Herrn Chef duldet er still. Im Herzen aber wühlt giftiger Neid gegen bevorzugtere Mitkellner, die es besser verstehen zu schwindeln und Trinkgelder zu erpressen, gegen den hochmütigen, in allen Sätteln gerechten Oberkellner, gegen die ganze Welt. Was für einen Eindruck bekommt er von unseres Herrgotts Tagedieben, welche das Hotel füllen und nur leben um zu essen und sich zu amüsieren. Er weiß ja nicht, daß viele dieser scheinbaren Faullenzer zu Hause in ihrem Beruf ihre Kraft verzehrt haben und nur wohlverdiente Ausspannung für kurze Zeit hier genießen. So verflucht er den Tag, da er auf die Welt gekommen, den Tag, da er in die Lehre gegeben worden ist, bis er abgestumpft gegen alles Höhere nur noch eine Triebfeder kennt, den Gelderwerb, um, wenn ihn nicht zuvor die Schwindsucht aufs Siechbett wirft, bei irgend einem günstigen Bankerotte ein eigenes Hotel zu erwerben und dann andere ebenso schinden zu können, wie er geschunden worden ist. Das ist ein Kellnerleben. Sollte es nicht jeder Kurgeistliche für seine heilige Pflicht halten, auch diesen elendesten unter allen Kreaturen das Wort des Lebens nahe zu bringen? Man besinnt sich allmählich auf seine Pflicht der sonntagslosen Menschenklasse gegenüber; schon manches Gute mögen die mitternächtlichen Kellnerversammlungen des christlichen Vereins junger Männer in Berlin gewirkt haben. Freilich ist es beinahe unmöglich, dieser stets beschäftigten Menschen, welche das Räderwerk in der Maschinerie eines Hotels vorstellen, habhaft zu werden. Man könnte es vielleicht versuchen, sie in später Nachtstunde zu einer religiösen Andacht zu sammeln; allein sie sind um diese Zeit viel zu schlaff und abgespannt. Ein freundliches teilnehmendes Wort, eine angebotene gedruckte Predigt, ein christliches Schriftchen mag immerhin als Samenkorn wirksam sein. Jedenfalls möchte ich nicht vorschlagen, hinter dem Rücken des Wirts eine Einwirkung auf sein Personal zu versuchen.

Wenn ich in diesem großen Kurhaus, das von Gästen wimmelt, irgend eine Wirk-

samkeit entfalten wollte, so durfte ich nicht in gemächlicher Zurückgezogenheit warten, bis am Sonntag meine Landsleute in Scharen zur Predigt kämen, sondern ich mußte, so sehr jeder Schein von Ausdringlichkeit meinem alten Adam widerstrebte, mich bemühen, mit möglichst vielen deutschen Gästen bekannt zu werden. Gleich am ersten Abend wollte ich mein Netz auswerfen. Die Nacht war lau, echt italienisch; ein würziger Zephyr flüsterte durchs Gesträuch. Die ganze Welt wandelte in dem terrassenförmig angelegten Garten, den einige wenige Gasflammen in magischem Halbdunkel hielten. Ich lehnte mich an die steinerne Brüstung, die den See vom Garten trennt; prachtvolle Theerosen bogen ihre vom leichten Spiel des Windes bewegten Ranken zu mir nieder, sanfte Duftwogen über mich ergießend. Die verschiedensten Sprachlaute schlugen an mein Ohr, besonders aufdringend die harte amerikanische Abart des Englischen. Endlich ein deutsches Wort! Langsam ging ein ältliches Ehepaar an mir vorüber. „Deutsche aus den bessern Ständen," dachte ich. Die wundervolle Märchennacht diente zur Anknüpfung des Gesprächs. Bald konnte ich auf den eigentlichen Zweck meiner Sendung übergehen. Da unterbrach mich der Herr, welcher mit beinahe verdächtiger Höflichkeit mir zugehört hatte: „Wie sehr müssen wir bedauern, daß wir schon auf morgen früh unsere Abreise festgesetzt haben; wir hätten sehr gern Ihren gewiß geistreichen Vorträgen gelauscht. Uebrigens gestatten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstelle; mein Name ist Kommerzienrat Rothschild aus Frankfurt am Main."

Ich verbeugte mich stumm und begab mich in die hell erleuchtete Vorhalle des Hotels; dort waren einige deutsche Herren in einem lauten Wortkampf begriffen; einer sollte beim Kartenspiel gemogelt haben; in einer Ecke flüsterten zwei junge Ehepaare deutsche Worte. Im großen Konzertsaal kokettierten schlanke Amerikanerinnen mit jungen Stutzern, im Lesesaal saßen einige ältliche Herren hinter der Frankfurter und Kölner Zeitung und ließen sich durch meinen Eintritt nicht stören. Ich fand eine Sofaecke und machte dort meine Glossen über unsere Landsleute auf Reisen. Man könnte behaupten, die meisten von ihnen verstehen die Kunst zu reisen noch nicht so gut, wie die Engländer oder auch die Italiener. Zu einer passenden Gesellschaft schließen sie sich ungern zusammen, es will eben keiner seine Eigenart aufgeben. Zu zweit und dritt trifft man sie eingesprengt unter die andern Nationalitäten; leise tauschen sie ihre Bemerkungen aus über die unverschämten Preise, das schauderhafte Essen, die gefälschten Weine; vor lauter Räsonnieren und Kritisieren bringen sie sich um jede unbefangene Naturbetrachtung und jeden Reisegenuß. Die besseren Elemente, an denen es selbstverständlich nicht fehlt, ziehen sich stolz von der Berührung mit anderen, die etwa auf niederer Stufe stehen könnten, zurück. Gar manche unserer Landsleute haben eine sonderbare Scheu vor dem Wort Pastor und dem Träger dieses Titels, während die Reisenden englischer Zunge in ihrem Kurgeistlichen den natürlichen Mittelpunkt sehen, um den sich die übrigen gruppieren, den Führer bei Ausflügen, den Dolmetscher im Verkehr und last not least den verehrten Mann, der ihnen den lieb gewordenen Gottesdienst auch in der Fremde darbietet. Wohl habe ich von mancher Seite das freundlichste Entgegenkommen gefunden, solange ich auf der Heerstraße der trivialen Redensarten blieb; aber wenn ich von den Heilswahrheiten unserer Religion ein Wörtlein einfließen lassen wollte, dann fand ich nur in seltenen Fällen ein Echo. Seinen religiösen Schatz verschließt der Deutsche in seines Herzens Schrein und mag ihn nicht vor profanen Blicken offenbaren. Und doch, meinte ich, müsse jedem fühlenden Herzen in diesem irdischen Eden Gedanken auftauchen, wie sie Paul Gerhard in seinem Sommerlied zu so schönem Ausdruck bringt:

„Ach, denk' ich, bist du hier so schön
Und lässest uns so lieblich gehn
Auf dieser armen Erden,
Was will doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und güldnen Schlosse werden?"

Zu Tischnachbarn hatte ich einen jungen deutschen Grafen mit seinem Hauslehrer, welche im Begriff waren, an die Riviera zu reisen, damit der schmächtig gebaute, rasch aufgeschossene Jüngling den Tücken des nordischen Winters entzogen sei. Es waren ganz nette Leute, die sich meine Gesellschaft und meinen Rat wohl gefallen ließen, bis ich ihnen von meinem Auftrag redete. Da platzte der Graf heraus: „Sie sind ein Pastor? Das hätte ich nicht gedacht, Sie haben so gar nichts Pastorales an sich.“

„Worin besteht denn nach Ihrer Ansicht das pastorale Fluidum, das mich umgeben sollte?“

„Nun diese Herren haben doch meist so etwas, wie soll ich sagen, Muckerhaftes, Heuchlerisches an sich. Sie verzeihen, mein Herr.“

„Bis jetzt war ich immer der Meinung, daß die Kinder dieser Welt uns Pastoren in der Kunst des Heuchelns weit über seien.“

Von Stund an gingen mir die beiden aus dem Wege, so weit sie konnten. Auch ich drängte mich ihnen nicht auf.

Dagegen kam ich in Verkehr mit einem freisinnigen Rittergutsbesitzer aus Ostpreußen und seiner jungen Gemahlin. Was Freisinn sei, hatte ich bisher nur aus den Zeitungen erfahren; bei mir zu Hause ist diese Sorte Menschen nicht vorhanden.

„Was halten Sie von Stöcker?“ war die erste Gewissensfrage, welche mir der alte Herr vorlegte. Als ich erwiderte, daß ich seine Person sehr hoch verehre und seinem Wirken die größte Anerkennung zolle, da schüttelte er ungläubig sein ergrautes Haupt.

„Haben Sie denn diesen Fanatiker schon gehört und gesprochen?“ fragte er.

„Gewiß!“ gab ich zur Antwort. „Ich halte den Tag, wo ich seine Bekanntschaft machen durfte, für einen der bemerkenswertesten meines Lebens. Sie, mein Herr, werden wohl noch in keine Verbindung mit ihm gekommen sein?“

„Nein; ich sehne mich wahrlich nicht danach, mit einem Vertreter des mittelalterlichen Verfolgungswahnes, einem Judenhetzer in Berührung zu kommen?“

„Wie können Sie aber,“ erlaubte ich mir einzuwenden, „über einen Mann und sein Wirken urteilen, den Sie nie gesehen und gehört haben?“

„Ist auch gar nicht nötig.“ Er zog ein Blatt aus seiner Tasche. „Da lesen Sie diesen Artikel der ‚Freisinnigen Zeitung‘.“

„Und nach Zeitungsartikeln bilden Sie sich Ihr Urteil?“ fragte ich erstaunt. „Gehen Sie doch einmal nach Berlin in die Domkirche und hören Sie den Mann.“

„Ich bin seit meiner Konfirmation nicht mehr in einer Kirche gewesen.“

O du armer alter Mann! dachte ich. Er steht schon mit einem Fuß im Grabe, und wes wird sein, das er bereitet hat?

„Uebrigens,“ fuhr er fort, „Sie dürfen mich nicht für gottlos halten; im Gegenteil, ich bin ganz religiös gesinnt; nur die Heuchelei, das Muckertum, die Hofpredigerpartei ist mir verhaßt. Ich disputiere ganz gern über religiöse Dinge, besonders mit Ihnen.“

„Nur eine Frage,“ sagte ich, „haben Sie noch nie in Ihrem Leben Ursache zum Danken gehabt?“

„O ja!“ entgegnete er eifrig und sah seine Frau liebevoll an, „ich rühme es als einen freundlichen Zufall, daß ich in meinem hohen Alter noch diese Frau, meine sorgsame Pflegerin, habe finden dürfen.“

„Ich sehe,“ versetzte ich, „daß wir nicht mit einander disputieren können, weil wir auf ganz verschiedenem Standpunkt stehen. Was Sie Zufall nennen, heiße ich Führung eines persönlichen lebendigen Gottes.“

Unvergeßlich bleibt mir ein Kurgast, der am oberen Ende des Tisches, an dem ich meinen Platz gefunden hatte, beim Essen zu sitzen pflegte. Sein vergrämtes Gesicht, Thränen, die sich hier und da unbemerkt über die blassen Wangen stahlen, redeten von einem herben Kummer. Er pflegte sich stumm zu verbeugen, ohne jemand anzublicken,

hastig zu speisen und vor dem Nachtisch den Saal wieder zu verlassen. Nachdem ich in Erfahrung gebracht hatte, daß der stille Gast aus Norddeutschland sei und sich schon seit Wochen einer kranken Tochter wegen im Hotel befinde, ließ ich mein Kouvert neben seins legen und versuchte nach Tisch ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. O wie dankbar war der Mann, einen mitfühlenden Menschen gefunden zu haben. Wer fragt im Hotel nach eines anderen Schmerz? Er erzählte unter häufig rinnenden Thränen, daß er im Sommer mit seiner Frau und seiner einzigen zwanzigjährigen Tochter, die zum erstenmal die Welt sehe, eine Reise durch die Schweiz gemacht habe und dann über den St. Gotthard gefahren sei. Unversehens habe eine gefährliche Nervenkrankheit seine Tochter, die bisher stets das Bild blühender Gesundheit gewesen sei, überfallen. Darum habe er hier seine Reise unterbrechen müssen und sei schon seit vier Wochen an dieses Haus gebunden. Sein Kind habe meist hochgradiges Fieber; ihr Zustand sei lebensgefährlich. Zum Unglück verstehe der Ortsarzt nur Italienisch und ein wenig Französisch, er selber bloß deutsch. Unter der Last der Pflege erliege beinahe seine Frau, und im ganzen Hause sei niemand, der Zeit und Lust habe, sich seiner Familie anzunehmen. Er müsse es mit Dank anerkennen, daß er überhaupt, bis die Krisis überwunden sei, hier bleiben dürfe. — Da hat mir Gott ein durch Thränen und Trübsal vorbereitetes Feld angewiesen zur Arbeit. Wie ein Dürstender trank der bedauernswürdige Vater die Botschaft von dem rechten Arzt, der alle Sprachen kennt, ja sogar das Seufzen zu deuten weiß und jede Thräne zählt. Der Herr kam nach Sturm und Erdbeben zu diesem Herzen im stillen sanften Säuseln.

Eines Tages prangten die mächtigen Alpenhäupter im weißen Schmuck des Neuschnees, die Wogen des Sees donnerten gegen die Brüstung und warfen ihren Gischt weit über die Uferstraße. Dunkle Wetterwolken türmten sich auf und sandten eine schwere Regenböe, untermischt mit Hagelschauern auf die Rosenbüsche, Teppichbeete und Palmengruppen des Gartens. Es wurde empfindlich kalt, und fröstelnd sammelten sich die Hausbewohner in den Gesellschaftsräumen, von Kofferpacken und Heimreise redend. In der That genügten zwei Regentage, um das Haus auffallend rasch zu entvölkern. Auch ich begann mein Bündel zu schnüren und meinen Reisegewinn zu überschlagen. Lohnte es sich für den Verein, einen Kurgeistlichen nach Menaggio oder Bellagio auszusenden? Im Seengebiet ist doppelte Saison, eine im Frühjahr, eine im Herbst. Im Frühling ziehen diejenigen Deutschen, welche durch Gesundheitsumstände veranlaßt werden, einen Winter im Süden zuzubringen und deren Zahl von Jahr zu Jahr wächst, an die milden Ufer der vier oberitalienischen Seen, um dort in irgend einem der entzückend gelegenen Fremdenheime einige Wochen zur Akklimatisation zuzubringen, ehe sie es wagen dürfen, sich dem launischen deutschen Frühlenze auszusetzen. Touristen, welche erst die städteentleerenden Ferien aussenden, sind noch nicht da, sondern nur Pensionäre, die sich ein paar Wochen am gleichen Orte aufhalten. Diese Verhältnisse sind für einen Kurgeistlichen sehr günstig; er hat Gelegenheit, seine Leute, ihre Wünsche und Bedürfnisse kennen zu lernen und die Willigen unter das Kreuz Christi zu sammeln. Da mag es wohl geschehen, daß alle deutsch-evangelischen Gäste eines Hotels den eingerichteten Gottesdienst mit Dank besuchen. Ganz anders liegt die Sache im Herbst. Hier setzt sich der Fremdenstrom aus zwei Armen zusammen, die sich an den Seen vereinigen. Ein Arm, der mächtigere, kommt vom Engadin herab; ein paar kalte Nächte, ein kurzes Schneegestöber treibt die Reisenden abwärts in die Hesperidengärten; noch eine achttägige Rundreise im Seeengebiete, dann führt sie die Gotthardbahn aufs bequemste wieder nach Hause. Ein anderer Strom kommt von der Schweiz herüber; es sind gesunde oder leidende Reisende, deren Ziel das gelobte Land Italien ist. Sie suchen die Seen ab, bleiben ein paar Tage, wo es ihnen gefällt, und setzen ihren Stab weiter. Für beide Arten ist der Kurgeistliche nicht vorhanden und sie nicht für ihn, wenigstens kommt er nur in den seltensten Fällen dazu, seelsorgerisch wirken zu können. Er ist Prediger, dessen Zuhörerschaft, wenn er eine hat, allsonntäglich wechselt. Im

August bis höchstens Mitte September sind die Seeenplätze von Deutschen bevorzugt, von da an rücken Engländer, Italiener, Russen u. s. w. in die von ihnen verlassenen Orte ein, um auszuharren, so lange das Wetter es erlaubt.

Uebrigens scheint, wenn ich recht sehe, der Comersee für die Deutschen allmählich aus der Mode zu kommen. Als ich ihn vor zehn Jahren zum erstenmal sah, hatte er ein ganz deutsches Aussehen; auf den Schiffen, in den Gasthöfen hörte man nur Deutsch. Jetzt wandelt er sich allmählich in einen anspruchsvolleren Engländer um. „Nix deitsch" ist stehende Redensart geworden; überall englische Sprache, englischer Zuschnitt und Lebenseinrichtung, englische Preise. Dagegen kommt bei unseren Landsleuten der Gardasee auf, dessen herrliche tiefblaue, meerähnliche Wasserflut, umsäumt von malerischen Dörfern und duftenden Zitronenwäldern, ein deutsches Gemüt entzücken muß. Dort entstehen prächtige, von Deutschen geleitete Kurhäuser, wie Gardone di Riviera, dort finden sich in alten winkeligen Ortschaften deutsche behäbige Gasthäuser, wie der „Gasthof zum Hirschen" in Gargnano.

Bellagio freilich wird, die Mode mag sich entscheiden, wie sie will, auch für den Deutschen stets einen unvergleichlich schönen Aufenthalt bieten; denn weit und breit kann sich kein Ort mit diesem so schön gelegenen Fleckchen Erde messen.

Sollte nun der Verein für Einrichtung deutsch-evangelischer Gottesdienste in Kurorten von der Aussendung eines Geistlichen auf die Herbstsaison des Comersees verzichten, weil die Gottesdienste unter Umständen schwach besucht ein könnten? Nein, wahrlich nicht. So lange die dortigen Hotelbesitzer ein freundlisches Entgegenkommen zeigen, wäre es nicht wohlgethan, ihr Anerbieten abzulehnen. Die Sache ist für uns Deutsche noch zu neu, unser Gewissen noch nicht recht geweckt. Die Einrichtung eines deutschen Gottesdienstes ist schon als That des Bekenntnisses hoch anzuschlagen. Das thörichte Urteil anderer Nationen: „Die Deutschen haben keine Religion" muß durch die That widerlegt werden. Es ist hohe Zeit dazu. Wir wünschen dem jungen Verein, der erst seit 1885 seine segensreiche Thätigkeit entfaltet, ein fröhliches Gedeihen. Gott möge ihm immer mehr Thüren in der Welt öffnen und das Netz seiner Stationen immer engmaschiger werden lassen. Auch seiner Arbeit wird der Herr das Zeugnis nicht versagen: „Er hat ein gut Werk an mir gethan".

Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

März.

1. Verurteilung Wilsons in Frankreich; es wird Berufung gegen das Urteil eingelegt.
4. Demission des rumänischen Kabinetts.
5. Illegalitätserklärung des Koburgers von seiten der Pforte.
9. Kaiser Wilhelm †.
11. Kaiser Friedrichs Ankunft in Berlin.
12. Kaiser Friedrichs Erlaß „An mein Volk".
15. Inaktivierung Boulangers in Frankreich.
16. Kaiser Wilhelms Bestattung.
15. 17. Kaiserliche Botschaften an den Preußischen Landtag und Deutschen Reichstag.
20. Schluß der Reichstagssession.
23. Kronprinz Wilhelm mit teilweiser Vertretung des Kaisers beauftragt.
26. Freisprechung Wilsons durch die französische Berufsinstanz.
27. Pensionierung Boulangers in Frankreich.

Politik.

Dem abgelaufenen Monat hat der Tod des Kaisers Wilhelm den Stempel aufgedrückt.

Am 9. März ist der erste deutsche Kaiser aus dem Hause der Hohenzollern zu seinen Vätern versammelt worden, ist nach reich gesegneter Regierung das Auge des mehr als Neunzigjährigen gebrochen, das Auge, das so treu und so lange über den Geschicken unseres Vaterlandes gewacht und gewaltet.

Es war eine merkwürdige Wirkung, die dieser Todesfall auf die politischen Händel

der ganzen Erde ausübte. Verstummt war — für einige Tage wenigstens — der ganze Chor der Parteigänger und Zänker, verstummt der Haß und die Mißgunst der Nationen untereinander. Ein „Gottesfriede“ angebrochen. Ein einziges Thema nur in den Blättern aller Völker und Farben — der Heimgang Kaiser Wilhelms. Und nicht nur, daß die Blätter ihre Spalten ausschließlich mit Nachrichten aus Berlin gefüllt hätten — es ging thatsächlich in jener Zeit nichts vor auf Erden, was der Meldung wert gewesen wäre.

Es kann nun nicht die Aufgabe einer kurzen Monats-Chronik sein, auch nur in flüchtigen Worten auf das reiche und großartige Leben des Kaisers Wilhelm einzugehen; die Ereignisse desselben liegen zu nahe, der Thatsachen sind zu viele, als daß es möglich wäre, schon ein Lebensbild zu malen, das sich hinaushöbe über Alltägliches und Bekanntes. Wohl aber darf heute bereits der Gesamteindruck festgehalten und festgestellt werden, der sich den Zeugen dieses Hinganges aufdrängte!

Wir sagen nicht, daß die ganze Welt um Kaiser Wilhelm getrauert, das wäre Uebertreibung, wenn man es von allen denen behaupten wollte, welche nach Stand oder Volk, dem sie angehörten, ihm im Leben doch gar zu fern gestanden. Es wäre unwahr bei jenen anderen, die das vae victis des „Siegreichen“ an sich selbst erfahren, und die zu den Besiegten, oder gar zu den Eroberten gehören.

Aber eins wird, glauben wir, von allen, und selbst von jenen letztgenannten, auch heute schon gesagt, eins wird auch von den inneren und äußeren Gegnern, denen das Wort der Anerkennung noch auf den Lippen erstirbt, zugegeben werden, daß nämlich ihr Schweigen nichts von persönlichem Groll gegen den verschiedenen Monarchen an sich hat und daß auch ihnen die milde und doch feste Greisengestalt des Verblichenen in ihrer bis ans Ende unentwegt treuen Pflichterfüllung, wenn nicht Liebe, doch Achtung eingeflößt hat. Und diese Anerkennung, mag sie durch Schweigen oder Reden gezollt werden, wiegt schwerer als alle Dithyramben der Schmeichler, als aller Prunk, der offiziell enthüllt wurde.

Kein Wunder aber, daß an der Bahre dessen, den selbst die Feinde ehrten, die Liebe und Verehrung der Nahestehenden, der Getreuen, in überschwenglicher Weise zum Ausdruck gekommen ist; kein Wunder, daß bei Betrachtung des Lebens, das 90 Jahre hindurch mit Deutschlands Geschicken verwachsen war, das in tiefster Erniedrigung begonnen, das Flucht und Attentate als dunkle Momente überwinden mußte, und das endlich auf den höchsten Höhen des Ruhmes seinen Abschluß fand, wenn angesichts dieser Monarchenlaufbahn vor allem manch tiefbewegtes Wort des Dankes gegen Gott gesprochen wurde, der die Herzen der Könige lenkt und der auch das Herz dieses Herrschers so lenkte, daß die gesamte Arbeit des öffentlichen Lebens in Deutschland nunmehr fast zwei Jahrzehnte hindurch der Erhaltung des inneren und des äußeren Friedens dienen konnte.

Was an der Durchführung der geschichtlichen Thaten in den letzten Jahrzehnten deutscher Geschichte dem Kaiser selbst, was seinen Ratgebern, was endlich dem Zwange der Verhältnisse zuzuschreiben ist — das wird erst eine spätere Zukunft offenbaren. Eins aber steht, wie gesagt, schon jetzt so fest, daß auch die Mißgunst nicht daran rütteln konnte; das nämlich, daß der verschiedene Kaiser für jeden seiner Unterthanen als Muster und Vorbild treuer Pflichterfüllung hingestellt werden kann, als ein Vorbild auch in der allerschwersten Kunst: auf den Höhen des Lebens Gott allein die Ehre zu geben, und als ein Großer der Erde klein und demütig zu bleiben.

Ein Großer der Welt aber war Kaiser Wilhelm auch rein äußerlich angesehen, wenn nicht der Größte unter den Zeitgenossen. Deutschland strahlt unter den Reichen der Erde in altem, kaum je erreichten Glanze und nimmt eine weltgebietende Stellung ein. Um so eindringlicher und erhebender das Beispiel, daß der Held auf dem Throne auch ein Friedensfürst inmitten seiner kriegerischen Nachbarn, daß er in stiller Einfalt der väterliche Freund und Berater seines Volkes geblieben ist. Er weilt jetzt nicht mehr

unter uns, aber sein Bild wird in deutschen Herzen leben, so lange sie noch zu schlagen vermögen, und sein Name wird gefeiert werden, so lange es deutsche Geschichte gibt.

Ist's aber sonst ein Trost, wenn von den Thronen der Erde ein Herrscher zur Gruft steigt, nach dem verblichenen Vater den blühenden Sohn das Szepter ergreifen zu sehen, damit er in frischer Kraft die Erbschaft der Errungenschaften und freilich auch der unvollendeten Aufgaben antrete, so ist gegenwärtig diese Gedankenfolge im deutschen Reiche eine tief betrübende.

Es ist leider als feststehende Thatsache anzusehen, daß ein schweres und zehrendes Leiden am Leben des jetzt regierenden Kaisers nagt und daß nach menschlichem Ermessen seine Regierungsdauer keine lange sein wird. Wenn es die Aerzte nicht bestätigten, so ergibt es sich aus dem schmerzlichen Umstande, daß einer der ersten Regierungsakte die Einsetzung des Kronprinzen zu teilweiser Regentschaft sein mußte.

Ist aber irgend etwas zu bewundern und anzuerkennen, so ist es wieder der Mut der strikten Pflichterfüllung, der auch diesen jetzt regierenden Kaiser Friedrich III. veranlaßt und bewogen hat, trotz aller Krankheit aus dem milden Süden in den rauhen Norden zurückzukehren und vor allem die Tradition der Hohenzollern fortzusetzen, daß der Monarch regiert, daß er ein mitsprechender selbständiger Faktor im Staatsleben und keine konstitutionelle Dekoration ist. Der Kaiser ist aber nicht nur gekommen, sondern er hat auch motu proprio ein Regierungsprogramm veröffentlicht, das seine eigensten und persönlichsten Gedanken enthält — einen Aufruf „An mein Volk".

Es konnte nicht ausbleiben, daß diese ersten politischen Akte des Kaisers von Vertretern aller Parteien scharf unter die Lupe genommen wurden und daß jeder sich bemühte, den Sinn hineinzulegen, den er herauslesen wollte. Es ist kein übles Zeugnis für die Redaktion des Aktenstückes, daß das so ziemlich allen gelungen ist. Denn dem Wortlaut nach, und abgesehen von der Kenntnis der politischen Ansichten des Kaisers, die man zum Lesen mitbringt, ist nichts in den Erlassen enthalten, was den einen zum Jubel, den anderen Anlaß zur Sorge geben könnte. Auch in den meistbesprochenen Sätzen ist keine andere Ankündigung zu erblicken als diese, daß der Kaiser seine innere Politik nach denselben Leitgedanken führen will, welche unter der Regierung seines verschiedenen Vaters maßgebend gewesen sind. Und daß er erst recht im Auswärtigen die seitherige Richtung nicht verlassen, sondern mit dem leitenden Staatsmann im wesentlichen Einvernehmen bleiben will.

Ungeheuer ausgebeutet ist von der zumeist jüdischen Berliner Großpresse nur ein Passus, welcher von der „religiösen Duldung" handelt. Hier setzten sämtliche Blätter dieses Schlages mit den bekannten Klagen über die „um ihres Glaubens willen" verfolgten Juden einstimmig ein und verrieten dann beiläufig, wenn auch wider Willen, daß sie alle, ob „vornehm" oder demokratisch, ob nach „Patschouli" oder „Petroleum" duftend, doch nur einen tiefsten Herzenswunsch haben: die Beseitigung Stöckers. Stöcker wird ohne Zweifel jetzt als der für die Juden wichtigste Mann in ganz Deutschland angesehen, und das ist er wohl auch.

Es ist freilich nicht anzunehmen, daß die Klagenden viel Glück mit ihren Hoffnungen haben werden. Je zudringlicher sie sich heranwerfen, um so früher wird ihre Stunde schlagen.

Uebrigens hat der Thronwechsel nicht nur zu landläufigem Parteigezänk, sondern zu staatsrechtlichen Erörterungen höchsten Stils Anlaß gegeben. Geringfügiger war die von den Blättern der Linken aufgebauschte Frage, ob ein Gesetz, das mit der Eingangsformel „Wir, Wilhelm" beraten und beschlossen worden sei, von Kaiser Friedrich ohne weiteres vollzogen werden dürfe. Die Vertreter der Absicht, diese Frage zu verneinen, hofften vielleicht auf diese Weise das Sozialisten- und andere Gesetze noch einmal rückgängig zu machen. Aber vergeblich. Das Sozialistengesetz und das Gesetz betreffend die Verlängerung der Legislaturperioden sind bereits von S. M. dem Kaiser widerspruchslos vollzogen worden.

Ernsthafter war die Frage, ob nicht Kaiser Friedrich, sprachlos und außer stande, den von der preußischen Verfassung geforderten Eid zu leisten, aus diesem Grunde „behindert" sei, den Thron zu besteigen. Auch über diese Frage hat sich indes die öffentliche Erörterung schnell gelegt, freilich, wie niemand sich verhehlt, aus dem einzigen Grunde, weil die „Liberalen" sich von der Regierung Kaiser Friedrichs goldene Berge versprechen, die bekannten Gesinnungen seines Nachfolgers aber fürchten. Und weil andererseits die Konservativen zu viel Respekt vor der Autorität haben, um dieselbe, zumal in gegenwärtigen trüben Zeitläuften, durch bedenkliche Diskussionen erschüttern zu helfen. Läge aber die Sache umgekehrt, d. h. wäre der mehr oder minder behinderte Fürst ein Mann von ausgesprochen konservativer Gesinnung, vielleicht von absolutistischen Neigungen — es würde an Juristen-Bedenken nicht fehlen.

Sogar die offiziöse „N. A. Z." hat das den Liberalen in vorsichtiger Form, aber mit beißender Ironie zu Gemüt geführt und sie am Schluß eindringlich ersucht, nun doch auch immer pro futuro dem Kaiser und seinen Räten das gleiche Entgegenkommen zu beweisen, dessen sie sich jetzt in so dankenswerter Weise befleißigen.

Der Kaiser hat den Eid verschoben und ihn zunächst durch ein schriftliches Gelübde ersetzt.

Dem Reichstage wie dem Landtage sind ferner unter dem 15. und 17. März vollzogene Allerhöchste Botschaften durch den Reichskanzler persönlich mitgeteilt worden. In letzterer findet sich das erwähnte schriftliche Gelöbnis. Außerdem ist unter dem 15. eine Proklamation für die Reichslande ergangen, welche in Paris stark verstimmt und dort vielleicht allerlei Hoffnungen zerstört hat, die man auf Grund der ersten Kaiserproklamation gefaßt, in Elsaß-Lothringen aber jedenfalls um so praktischer war. — Reichstag, Herrenhaus und Abgeordnetenhaus haben als Erwiderung auf die Botschaften zwar allgemein gehaltene, aber dafür auch einmütig beschlossene Segenswunsch- und Treugelöbnisadressen dem Kaiser überreicht.

Der Reichstag, dessen Schließung bekanntlich noch durch die letzte Namensunterschrift Kaiser Wilhelms angeordnet war, ist am 20. März auseinandergegangen. Nach der durch die Trauerwoche verursachten Pause fanden nur noch zwei Sitzungen, am 19. und 20., statt. Die letzten Thaten waren die Adresse und die einstimmig beschlossene Errichtung eines Kaiser Wilhelm-Denkmals. Tags darauf ging auch das preußische Abgeordnetenhaus in seine Osterferien, die bis zum 11. April dauern werden.

Vor der großen, durch die Trauer verursachten Unterbrechung hat der Reichstag noch einige Gesetze erledigt. Zwar die großen Vorlagen betreffend das neue Recht der Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften und die Alters- und Invalidenversicherung sind auf die lange Bank geschoben. Aber die Anträge Hitze-Ackermann, welche den Befähigungsnachweis einführen und die Sonntagsfeier herstellen wollen, sind noch angenommen, die Aufhebung des Identitätsnachweises dagegen abgelehnt worden.

Hinsichtlich der letzteren Frage ist Ruhe eingetreten. Die Ansichten waren selbst innerhalb der Parteien derart geteilt, daß sogar die Herren Rickert und Richter sich gegenseitig der Ausbeutung des Volkes und der Bedrückung des kleinen Manns bezichtigten. Von Süd- und Norddeutschen, Konservativen und Nationalliberalen und ihren Gegensätzen gar nicht zu reden. Selbst die Freunde der Maßregel geben demnach der Regierung zu, daß es nicht geraten sei, in einer so umstrittenen Sache, die Entscheidung gewissermaßen im Sturm herbeizuführen. Ganz anders ist die Lage der Sonntagsfrage zu beurteilen. Obschon hier der Reichstag in einer Einmütigkeit zusammenstand, welche etwas Erhebendes hatte, und selbst die Sozialdemokraten sich zu der Vorlage wesentlich zustimmend; verhielten, lehnt die Regierung jedes Eingehen auf dieselbe ab und die offiziösen Blätter drehen sich im Kreise mit der alten verbrauchten materialistischen Begründung ihres ablehnenden Votums, daß nämlich der Arbeiter an 7 Tagen mehr verdiene, als an 6 und man ihn dieses Verdienstes nicht berauben dürfe. Es

liegt auf der Hand, wie sehr eine solche Behandlung des Arbeiterschutzes den vierten Stand verstimmen muß und wie wenig das Verfahren der Regierung mit den Grundsätzen der Kaiserbotschaft und des „praktischen Christentums“ übereinstimmt.

Fehlt's hier aber stark in der „positiven“ Bekämpfung der Sozialisten, so läßt der Kampf von Polizei und Justiz an Energie nichts zu wünschen übrig. In einem bemerkenswerten zu Berlin verhandelten Prozeß mußte das Gericht auf Grund von Indizien (anfänglich gemachte Geständnisse wurden später widerrufen) die Frage entscheiden, ob die Sozialdemokraten eine lokale, bez. nationale Organisation besäßen, oder nicht. Die erstere Frage wurde bejaht, die letztere verneint, die Beteiligten in sehr erhebliche Gefängnisstrafen genommen. Damit könnte man zufrieden sein. Wenn auch diese Erfahrung den Ring gewiß nicht sprengen wird, so ist schon viel gewonnen, daß die Staatsgewalt nicht einen Zoll breit zurückweicht. Nur sollte andrerseits auch die positive Entwicklung der Reform nicht so weit und so bedenklich zurückbleiben.

Daß wir von einer internationalen Organisation der Arbeiter noch weit entfernt sind, hat auch der abgelaufene Monat bestätigt, insofern die englischen Arbeiter unsere deutschen Sozialisten, selbst wenn sie Reichstagsabgeordnete sind, von ihrem Kongreß ausgeschlossen haben, auf welchem nur Gewerkvereinler zugelassen werden sollen. Die deutschen Sozialisten, wie die Herren Bebel und Liebknecht, fühlen sich naturgemäß wenig geschmeichelt, daß sie nichts gelten sollen, und warnen nun vor den Engländern, laden aber für 1889 zu ihrem eigenen Kongreß ein, auf welchem dann voraussichtlich wieder nicht nur die Extremen unseres Vaterlandes, sondern aller Vaterländer in den Bann gethan werden dürften.

Im preußischen Abgeordnetenhause hat es gleichfalls einige lebhafte Tage gegeben. Das Zentrum regte sich wieder und hat, um nur den für die Partei so gefährlichen Zustand des „Kulturfriedens“ nicht allzulange andauern zu lassen, den Kampf um die Schule (den Herr Windthorst schon mehrmals in Aussicht stellte) nunmehr eröffnet. Es sind zwei Anträge eingebracht, wovon der eine den Religionsunterricht in den Volksschulen, der andere die Korporationsrechte der geistlichen Orden betrifft. Antragsteller des ersten Antrags ist Dr. Windthorst. Der Antrag will, daß in das Amt des Volksschullehrers nur Personen berufen werden, gegen welche die kirchliche Behörde in kirchlich-religiöser Hinsicht keine Einwände gemacht hat — also eine umgekehrte Anzeigepflicht — daß ausschließlich den kirchlichen Oberen zustehen soll, die Organe zur Leitung des Religionsunterrichts in den einzelnen Volksschulen zu bestimmen, daß diese Organe befugt sein sollen, in den Religionsunterricht einzugreifen und für die Erteilung desselben den Lehrer mit Weisungen zu versehen, welche von letzterem zu befolgen sind, und daß endlich die kirchlichen Behörden die für den Religionsunterricht und die religiöse Uebung in den Schulen dienenden Lehr- und Unterrichtsbücher, den Umfang und Inhalt des schulplanmäßigen religiösen Unterrichtsstoffes und dessen Verteilung auf die Klassen bestimmen sollen. Im Verlauf der Debatte wurde dann noch um Auslieferung der bekannten 16 Millionen, um Wiederherstellung der katholischen Abteilung im Kultusministerium, um Beseitigung des „kirchlichen Notstandes“ in Hohenzollern, wo jetzt schon auf 700 Seelen ein Pfarrer kommt, und um andere Kleinigkeiten gebeten.

Daß irgend ein Nichtultramontaner diesen Vorschlag billigen könnte, er mag liberal oder konservativ sein, glaubt Herr Windthorst zunächst selbst nicht. Vorläufig ist es ihm auch nur um neuen Skandal zu thun, freilich nur vorläufig. Im übrigen hat er in Berlin die Erfahrung gemacht, daß fordern hilft. Und wenn er jetzt in den offiziösen Blättern das „Brimborium“ liest, das dort mit „Seiner Heiligkeit“ dem Papst und mit seinen rotröckigen Legaten gemacht wird, so wird er längst mit schmunzelnder Genugthuung konstatiert haben, daß nicht mehr „der Nuntius kommt!“, sondern daß er seit lange da ist.

Dem gut Evangelischen gefällt freilich dies Verhalten der maßgebenden Personen

in der preußischen Regierung sehr wenig und wenn sie mit demselben die kalten und schnöden Abfertigungen der evangelischen Kirche vergleichen, so bedarf es des festen Hinblicks auf unwandelbare Verheißungen, um nicht zu zagen, und aus sorgendem Herzen drängt sich der Wunsch der Alten aufs neue auf die Lippen: Deus vos impleat odio papae!

* * *

Gegenüber den weltbewegenden Ereignissen in der deutschen Reichshauptstadt trat die auswärtige Politik fast gänzlich in den Hintergrund. Selbst die **allgemeine Lage**, welche im Anfang dieses Monats noch höchst brennend und wichtig zu sein schien, war vom 9. März ab plötzlich von der Bildfläche verschwunden und beginnt erst jetzt allmählich ihr altes Recht und ihren gebührenden Platz in den Zeitungen wieder in Anspruch zu nehmen. In der bulgarischen Frage — und diese steht ja bei allen „Lage"-Betrachtungen naturgemäß obenan — ist man um einen Schritt weiter gekommen: Die Pforte hat sich nach längerem Zögern dazu entschlossen, den vielbesprochenen, von Rußland so energisch angestrebten Kollektivschritt der Mächte nicht erst abzuwarten, sondern auf die vereinigte Aufforderung Rußlands, Frankreichs und Deutschlands hin den Prinzen von Koburg offiziell als unrechtmäßigen Inhaber des bulgarischen Thrones zu bezeichnen, eine diesbezügliche Erklärung auch dem ersten bulgarischen Minister, Stambuloff, einzuhändigen. Damit erfuhr die Welt denn freilich nichts Neues; denn daß nach dem Buchstaben des Berliner Vertrages die Stellung des Fürsten Ferdinand nicht zu verteidigen ist, wußte man. Ebenso stand es aber auch von vornherein fest, daß der dem Sultan abgerungene Schritt irgend einen praktischen Erfolg nicht haben konnte, um so weniger, als trotz aller Bemühungen des Herrn von Nelidoff eine direkte Aufforderung der Pforte an den Fürsten, das Land zu verlassen, nicht ergangen ist. Die Dinge würden also, der mit so viel Aufwand ins Werk gesetzten Illegalitätserklärung zum Trotz, noch ebenso stehen, wie sie schon immer gestanden haben, wenn sich nicht, aus welchen Ursachen ist schwer zu sagen, die Stellung des Fürsten in seinem eigenen Lande allem Anschein nach verschlechtert hätte. Auf Gewaltmaßregeln hat Rußland ausdrücklich und wiederholt verzichtet; vielleicht ist aber der russische Rubel schon wieder in Thätigkeit. Prinzessin Clementine, die Mutter des Prinzen, hat Sofia vor kurzem wieder verlassen, und es fehlt nicht an Unglücksraben, die auch den Fürsten Ferdinand ihr bald folgen lassen wollen. Auf der anderen Seite droht die extrem-nationale Partei mit der Unabhängigkeitserklärung Bulgariens, wenn man den Fürsten mit Gewalt entfernen wolle. Die Krisis ist zwar im gegenwärtigen Augenblick nicht gerade akut zu nennen, andererseits ist man einer Lösung derselben noch immer um keinen Schritt näher gekommen.

* * *

Außerdem hat sich kaum etwas von Bedeutung in der politischen Welt, soweit sie zivilisiert ist, zugetragen. Man stand ja überall unter dem Eindruck der Berliner Ereignisse, denen gegenüber Vorfälle, wie z. B. eine, übrigens sehr bald beseitigte Ministerkrisis in Rumänien oder der regierungsfreundliche Ausfall der serbischen Kammerwahlen als höchst unbedeutend und kaum erwähnenswert erscheinen.

Nur **Frankreich** machte hiervon eine Ausnahme. Dort ging alles seinen gewohnten Gang, nur daß man in diesem Monat fast noch etwas schneller gelebt hat, als bisher. Schlag auf Schlag folgen sich die Ereignisse. Eben hatte der Monarchist Marquis v. Breteuil sich in bemerkenswert verständiger Weise über die Stellung Frankreichs zu Rußland geäußert, und alle Welt versah seine Rede mit mehr oder minder abfälligen Kommentaren, da erfolgte wie ein Schlag aus heiterem Himmel die Verurteilung Wilsons zu 2 Jahren Gefängnis und 3000 Frcs. Geldbuße. Dagegen wurde natürlich

das Berufungsmittel angewandt; aber ehe die Sache von neuem verhandelt werden konnte, erschien, um ja keine Pause in den Ereignissen eintreten zu lassen, Boulanger auf dem Plan. Freilich, er hatte diesmal weniger Glück, der Revanche-General: er wurde in Inaktivität versetzt, und als die Agitation für ihn gleichwohl nicht aufhörte, als er sogar im Departement Aisne, wo er, obgleich er als Militär nicht wählbar ist, aufgestellt war, eine große Stimmenmehrheit erhielt, die ihn zur Stichwahl und wahrscheinlich auch in die Deputiertenkammer führen wird, da beschloß das inzwischen eingesetzte Untersuchungsgericht, ihn mit Pension in den Ruhestand zu versetzen. Was jetzt werden wird, steht dahin; allem Anschein nach hat aber der General seinen früheren kolossalen Einfluß auf die Massen endgültig eingebüßt. Vielleicht ist er als Deputierter am Platze, denn bisher, als Kriegsminister und General, hatte er offenbar seinen Beruf verfehlt. — Inzwischen hatte man wieder einmal alte Erinnerungen aus den Blütetagen des Ordensschachers auffrischen können: General Caffarel und Madame Limousin waren „zum allerletzten Male“ vor Gericht erschienen, und ersterer mit 3000 Frcs. Geldbuße, letztere aber zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt worden. Da auf diese Weise der Ordensschacher hinreichend bestraft erschien, konnte man mit gutem Gewissen und mit dem Bewußtsein, seine Pflicht gethan zu haben, den „Schwiegersohn“, Herrn Wilson, in der Berufungsinstanz freisprechen, um so eher, als man ausdrücklich hinzufügte, daß das Verfahren Wilsons durchaus nicht zu billigen, leider aber unter keinen Paragraphen des französischen Strafgesetzbuches unterzubringen sei. „Wilson freigesprochen, Boulanger verurteilt! Diese Nebeneinanderstellung kennzeichnet die Lage genügend,“ so ruft ein boulangistisches Blatt aus, und es hat sicherlich recht, wenn auch nicht in seinem Sinne.

Wirtschaftspolitik.

Kaiser Wilhelms I. Regierungszeit bezeichnet nicht nur in politischer Beziehung eine der wichtigsten und einschneidendsten Epochen für das Leben der deutschen Nation; in wirtschaftlicher Hinsicht geht der Einfluß der Bewegung, die sich unter seiner Regentschaft vollzog, noch tiefer; sie beschränkt sich freilich nicht auf Deutschland, sondern erstreckt sich über ganz Europa und noch weit über unseren Erdteil hinaus. Die von England aus zum System gewordene manchesterliche Richtung hielt auch in Deutschland ihren Einzug, unter der Ueberströmung von Kapital, welche vermöge der französischen Kriegsentschädigung über Deutschland gekommen war, konnte sie festen Fuß fassen und durch die Münzreform, welche das bisher geltende Prinzip des Staatsregals auf dem Gebiete des Geld- und Münzwesens, also auch die ausschließliche Befugnis des Staats, das Wertmaß festzustellen und zu handhaben, beseitigte, sowie durch die Errichtung der Reichsbank und ihre ausschließlich im Interesse der Börse erfolgte Einrichtung gewann sie die feste Handhabe zur Beherrschung der Wirtschaftlichkeit durch die Spekulation. Allein wie umfassend der Einbruch des Manchestertums, vorbereitet durch die Erfolge des Aktienwesens auf dem Eisenbahngebiet und durch die günstigen und anscheinend nachhaltigen Folgen des Eisenbahnbaues für die Produktion auch war: so umfassend wie in den westlichen Nachbarländern konnte dieser Einbruch nicht werden. Die kaiserliche Regierung sah zeitig genug die Gefahr, welche aus dem Manchestertum, das aus dem sogenannten Free-trade mit Notwendigkeit zum internationalen Kapital-Monopolismus und zur wirtschaftlichen Unterwerfung der nationalen Staaten ebensowohl als zur politischen Zersetzung und Auflösung derselben hinstrebt, und das Reichs-Eisenbahnprojekt war das erste große praktische Moment, in dem die Erkenntnis und der Wille, der international-kapitalistischen Ueberflutung das Land nicht unbedingt und schutzlos zu überlassen, zum Ausdruck kam. Allerdings ist dieses Projekt gescheitert, aber indem Preußen in dasselbe für sein Gebiet eintrat, wurde das Ziel hinsichtlich seiner wirt-

schaftspolitischen Richtung doch im wesentlichen erreicht, da das Reichsland, Baden und Württemberg ohnehin nur wenig Privateisenbahnen besaßen, und Bayern folgte in seinem Hauptgebiet der Anregung, indem es das einzige hier in Betracht kommende Privatbahnnetz ebenfalls verstaatlichte. Hiermit ist unstreitig für die Behauptung der nationalen Wirtschaftlichkeit gegen die Angriffe des internationalen Kapital-Monopolismus eine überaus feste Grundlage geschaffen — zum wenigsten die Möglichkeit, auf dem Verkehrsgebiete in erster Linie die Interessen der nationalen Produktion zu fördern, und diese vor der Aufsaugung und Zerrüttung durch den Internationalismus zu schützen.

Prinzipiell noch weit schärfer gegen das internationale Manchestertum gerichtet war aber der Stillstand und die Umkehr auf dem Wege der Beseitigung der Handelsgrenzen durch die Einführung von Schutzzöllen für die Produktion. Die erste Regierungsepoche König Wilhelms und insbesondere die Regentschaft fiel noch in die Nachwehen der ersten Krisis, in welche der beginnende Free-trade die deutsche Wirtschaftlichkeit gebracht hatte; durch den Bankgründungsschwindel der fünfziger Jahre war freilich Preußen nur mittelbar geschädigt worden; die unmittelbare Schädigung traf weit härter diejenigen Kleinstaaten, welche sich von den damaligen Bankgründern in voller Naivität hatten umfassen lassen. Aber die amerikanisch-hamburgische Krisis war bereits ein Vorschein der freihändlerischen Segnungen, welche von allen Seiten Eingang begehrten, und berührte auch preußische Fabrik- und Handelsverhältnisse schon sehr empfindlich. Aber erst das System der Handelsverträge, an dessen Wiege Cobden und Napoleon III. standen, brachte die entscheidende Wendung, infolge deren es schien, als werde die Politik, um Augenblickserfolge der persönlichen Omnipotenz zu erringen, die sicherste Staatsgrundlage des allgemeinen Volkswohlstandes der internationalen Ausbeutung schrankenlos preisgeben.

Es gehört, wie bemerkt, zu den größten Momenten der Regierung Kaiser Wilhelm I., daß prinzipiell durch die Wiederaufnahme der Schutzzollgesetzgebung der hier auch in Deutschland breit eingedrungenen Gefahr der Vernichtung der nationalen Zwecke der Wirtschaftlichkeit ein Halt zugerufen wurde, wenn es auch die Aufgabe fernerer Arbeit sein muß, das Dasein und die Wirksamkeit des manchesterlichen Geistes, der nun einmal das Kennzeichen unserer Zeit ist, zu überwinden. Klar und bestimmt ausgesprochen worden aber ist dieses Ziel in den großen Absichten der kaiserlichen Botschaft, welche, wie man wohl sagen kann, seitdem das sozialwirtschaftliche Programm aller konservativen Elemente der Bevölkerung und des politischen Lebens geworden sind. Die soziale Arbeit, welche in jener Botschaft umschrieben ist, setzt dem Leben Kaiser Wilhelms I. noch mindestens ein volles Menschenalter geistigen Einflusses hinzu; und aus ihr heraus erwuchsen jene Bestrebungen für Herstellung wirksamer Arbeiterschutzgesetze, für die körperschaftliche Stärkung des Handwerkerstandes, für Wiederherstellung des Sonntags, für die industrielle und gewerbliche Arbeiterschaft und die noch vereinzelten Regungen auf finanziellem und rechtlichem Gebiete, ebenso wie auf landwirtschaftlichem und gemeindlichem, welche gegen das Ueberwuchern der Tendenzen auf Zerstörung des persönlichen und festen Besitzes gerichtet sind. Dieselben bilden eine ebenso bedeutende Erbschaft für Kaiser Friedrich III. wie das politische Friedensvermächtnis Kaiser Wilhelms, dessen Wirksamkeit und Bedeutung die Vorspiegelung des liberalen Elihu Burrit ebenso in den Schatten stellt, wie die manchesterlichen Karikaturen der sogenannten wirtschaftlichen Freiheit und des sogenannten Nationalreichtums. In seinen Botschaften an Mein Volk und an den Fürsten-Reichskanzler hat der Kaiser jene Erbschaft in vollem Umfang angetreten und die Hoffnung befestigt, daß trotz aller Schwierigkeiten die Sozialreform und die nationale Entwickelung — nicht jene Scheinentwickelung, welche durch geborgten Glanz nur Rückgang und Versumpfung verhüllt — nicht stocken wird und immer mehr Befreiung erfahren wird von den Hemmnissen, welche ihr die allgemeine Verseuchung aller wirtschaftlichen Anschauung durch manchesterliche Doktrinen bereitet.

Ohne Zweifel hat die soeben beendete diesjährige Versammlung des Reichstages manches Erfreuliche auf dem Wege zur Befestigung der nationalwirtschaftlichen Selb-

ständigkeit und zur Erhaltung des Bodens für die persönliche Leistungsfähigkeit geleistet, wenn auch das neueingebrachte Arbeiterschutzgesetz der Schwierigkeit, mit Maßnahmen, welche dem Kapitalismus unangenehm sind, durchzudringen, große Zugeständnisse gemacht hat. Auch der Versuch, die Unzuträglichkeiten auf dem Gebiet des Brothandels zu beseitigen, so unzulänglich derselbe war, gehört auf dieses Gebiet, ebenso die Annahme des Befähigungsnachweises; wie wir anderseits die Aufrechterhaltung des Identitätsnachweises, dessen Beseitigung sich trotz entgegengesetzter Hoffnungen wie eine schwere Hand auf die Landwirtschaft gelegt haben würde, nicht ohne Genugthuung betrachten.

Es fehlt übrigens nicht an guten Meinungen, welche gerade in letzter Zeit mit ziemlichem Nachdruck zum Durchbruch gekommen sind, wonach die schwerste Zeit für die Landwirtschaft überwunden sein und eine bessere Preisgestaltung für die landwirtschaftlichen Preise sich anbahnen soll; ebenso wie bei der deutschen industriellen Produktion eine anscheinend ziemlich nachhaltige Besserung freilich erst im Ansatz der Kartelle an den Schutzzoll sich zu gestalten scheint. Ohne Zweifel ist auch die „statistische Lage" des Getreidemarktes schon seit Monaten eine günstigere, wenigstens soweit die „visible supply" der Vereinigten Staaten, der Stand der dortigen Getreidelagerhäuser in Betracht kommt, da dieser Stand für die internationale Spekulation als Barometer des Druckes auf die Preise oder der Erleichterung derselben galt. Es betrug nämlich die „visible supply" für Weizen in den öffentlichen Lagerhäusern der Vereinigten Staaten

Mitte	März	1888:	9 800 000	Zentner
„	„	1887:	29 070 000	„
„	„	1886:	27 246 000	„
„	„	1885:	23 464 000	„

Es sind also die sichtbaren Vorräte für die Ausfuhr der Vereinigten Staaten gegen das Vorjahr auf den dritten Teil herabgesunken und die Voraussicht, welche nach dem Wachstum dieser Vorräte in den letzten Jahren ein ungeheueres Anwachsen bis auf 100 000 Bushel kommen sah, ist zu Schanden geworden. Allein zum Teil ist diese anscheinend günstige Gestaltung für die Getreideproduktion auf besondere Einwirkungen zurückzuführen; hauptsächlich auf die Herstellung großer Getreidelagerhäuser von seiten der westlichen Bahnen, wodurch das Zwischengeschäft der Notwendigkeit, auch diejenigen auf den Latifundien im Westen gewonnenen Getreidemengen, welche mit Vorteil im Lande selbst zu verwerten sind, auf den Ausfuhrmarkt zu bringen, enthoben wird. Dies ist dem amerikanischen Geschäft von doppeltem Vorteil, indem einerseits Fracht und Spesen erspart werden, anderseits der Druck, den die starke Zufuhr nach den Ausfuhrhäfen auf die Preise üben mußte, vermieden wird; denn selbstverständlich kann dem amerikanischen Getreidezwischengeschäft, das seine Einkäufe in den Importländern weiter gibt, an einem starken Preisdruck in den Ausfuhrplätzen auch nichts liegen. Aus dieser Veränderung der spekulativen Verhältnisse und Maßnahmen hatte sich schon seit einigen Monaten ein gewisses Auseinandergehen zwischen der Richtung des europäischen und des amerikanischen Geschäfts ergeben. Man meldete meist feste Haltung des amerikanischen Marktes, während der europäische flau blieb. Erheblichen Einfluß auf diese veränderte Bewegung hat aber auch die erhebliche Steigerung des Mühlenbetriebes in den Vereinigten Staaten, woraus hervorgeht, daß immer mehr Mehl anstatt des Weizens ausgeführt wird, während man die Nebenerzeugnisse der Müllerei der eigenen Viehzucht zuwendet, was seine Rückwirkung auf die europäischen Viehmarktserzeugnisse bereits in bedenklicher Weise äußert. Trotz des verringerten Angebots amerikanischen und auch indischen Weizens ist denn auch der Weizenpreis in London bis Anfang März fortwährend rückgängig gewesen und ist mit 6 Sh. 11 Pence für den Zentner (= 50 803 Kilogramm) fast auf den niedrigen Stand von 1886 zurückgegangen; erst seitdem hat sich ein kleiner Anfang zur Preisbesserung bemerklich gemacht; und der Preisstand im Vergleich zu den vorangehenden Jahren zeigte sich bei Weizen

Mitte März	1888	mit 7 Sh.	½	Pence für den Zentner
„ „	1887	„ 7	„ 6	„ „
„ „	1886	„ 6	„ 10	„ „
„ „	1885	„ 7	„ 3	„ „

Wie wir bemerkt haben, wurde aber die verminderte Zufuhr amerikanischen Weizens in den englischen Häfen sofort durch eine Steigerung der Weizenzufuhr von anderer Seite her wenigstens zum Teil ausgeglichen. Es betrug nämlich die englische Weizeneinfuhr in den zwei Monaten Januar und Februar

	1888:	1887:	1886:	
aus den Vereinigten Staaten	2 402 327;	5 620 373;	1 312 131	Zentner
„ Rußland	2 602 800;	708 769;	976 221	„
„ Indien	386 324;	1 823 297;	2 495 867	„
„ Australien u. sonst Länd.	1 374 575;	584 502;	971 444	„
insgesamt	6 766 027;	8 736 941;	5 755 683	Zentner.

Hierzu kommt die Mehleinfuhr im gleichen Zeitraum

	1888:	1887:	
aus Deutschland	74 835;	115 386	Zentner
„ Frankreich	22 053;	16 101	„
„ Oesterreich	341 178;	373 068	„
„ den Vereinigten Staaten	2 683 113;	2 393 402	„
„ Kanada	6 040;	16 696	„
„ anderen Ländern . . .	29 438;	48 489	„

Man darf freilich aus der Veränderung der Verhältnisse des Getreidehandels in diesen zwei Monaten noch durchaus nicht auf das Jahresergebnis schließen. Aber zu erkennen ist jedenfalls, daß eine Ermäßigung der Weizenzufuhr aus den Vereinigten Staaten und Indien sofort durch andere Konkurrenten ausgeglichen zu werden droht; darunter dürfte, wie sich aus den Einzelheiten ergibt, Australien bald eine sehr bemerkliche Rolle spielen. Es liegt auch nahe, anzunehmen, daß mit der Zunahme der Bevölkerung in den dortigen Kolonien sich neben der bisher allein maßgebenden Viehzucht (deren Ertrag durch die Konkurrenz der näher bei Europa gelegenen Laplatastaaten erheblich gelitten hat), auch der Getreidebau entwickeln wird und daß derselbe mit der Zunahme europäischer Kapitalanlagen dort in allergrößtem Umfange dem latifundischen Betriebe anheimfallen muß, womit dann eine neue Ueberschwemmung des europäischen Marktes mit Weizen und vielleicht auch Roggen, später mit Mehl die Folge sein wird.

Die Hoffnungen auf eine allgemeine und dauernde Preissteigerung auf dem europäischen Getreidemarkte dürften sich daher als sehr optimistisch erweisen — abgesehen davon, daß eine bloße Preissteigerung von wirtschaftlichen Erzeugnissen noch keineswegs als Beweis für Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse, selbst auf dem beschränkteren Gebiet, das durch jene Preissteigerung berührt wird, betrachtet werden kann; durch andere Verschiebungen kann jeder Vorteil, den eine Preissteigerung gewähren mag, wieder beseitigt werden. Es kommt für das Wohlsein und Gedeihen der wirtschaftlichen Verhältnisse oder auch nur für die Gunst des produktiven Ertrages nicht auf die absolute Höhe der Preise, sondern auf die Verteilung der Ertragsanteile zwischen den einzelnen wirtschaftlichen Potenzen, aus denen der soziale Zusammenhang besteht, an; denn der bloße Geldausdruck bezeichnet noch keineswegs das **Preisverhältnis** der Ware. Danach fragt man freilich sehr wenig; aber es steht fest, daß erst dann, wenn man diesem Punkt bei Erwägung und Behandlung der wirtschaftlichen Beziehungen die gebührende Würdigung schenkt, den produktiven Ständen wieder der Anteil vom Ertrag der Gesamtwirtschaft, der ihnen gebührt, und dessen Zuwendung die Vorbedingung der nationalen Krafterhaltung ist, erhalten wird.

Inzwischen stehen wir nach wie vor unter dem Zeichen des **Kapitalexports**. Nun

sind wir sogar mit einer mexikanischen Anleihe beglückt worden. Herr von Bleichröder in Berlin hat sich nicht gescheut, noch in der ersten Woche der Regierung Kaiser Friedrichs III. dieses Attentat gegen den deutschen Nationalwohlstand zu verüben. Aber noch höheres Bedenken sollte es erwecken, wenn man in einem demokratischen Börsenblatt lesen muß, es scheine, als ob die „Nordd. Allg. Ztg." jetzt sogar für eine mexikanische Anleihe Reklame machen wolle, indem man eine Bemerkung jener Zeitung mit dem Wunsch, daß im Gefolge dieser Anleihe der deutsche Unternehmungsgeist sich mehr als bisher nach Mexiko wenden möge, anführt. Hier zeigt sich der Fluch der Offiziosität, wo sie von der Verquickung der internationalen Börseninteressen finanziell auszubeuten gesucht wird und dem Staat und der Staatsleitung neben dem Schaden, den der Wohlstand erleidet, auch noch die Frucht demagogischer Herabsetzung einbringt. Bevor man solche Wünsche wie die „Nordd. Allg. Zeitg." äußert, sollte man doch einen Blick auf die Verhältnisse werfen. Was der Unternehmungsgeist nach jenen Ländern seit Jahrhunderten und insbesondere seit dem letzten Vierteljahrhundert den europäischen Völkerschaften und den einzelnen Unternehmern gebracht hat, sollte doch einigermaßen bedenklich machen. Wir wollen nicht reden von den französischen Erfahrungen seit Jecker bis Lesseps; wir selbst haben, wenn auch nur im kleinen, in dieser Richtung einiges aufzuweisen; und lehrreich genug ist es. Bei dieser Anleihe handelt es sich aber nur um die Abladung einer faulen Forderung von England auf Deutschland. Die Engländer ziehen ein Kapital, das ursprünglich klein war, das aber durch unbezahlte Zinsen ungeheuer aufgelaufen ist, durch Herrn v. Bleichröder (der dabei nicht wenig verdienen wird) von den deutschen „Dummen" an sich; und diese mögen sich dann verlassen auf die Redensart, daß die Dummen gewöhnlich das meiste Glück haben. Sollte aber die Anleihe in Deutschland Absatz finden, so hätten zunächst die Engländer das Glück. — Jedenfalls geht aus der Bemerkung der „Nordd. Allgem. Zeitg." hervor, daß die Erfahrungen, welche wir soeben erst hinsichtlich Rußlands gemacht haben, noch nicht genügt haben, und offiziöse Anklänge bei Empfehlung fremder unsicherer Schuldpapiere unter allen Umständen und ohne Ausnahme vermeiden zu lassen.

Nach dem bisherigen Gang der Emissionen scheint das laufende Jahr übrigens das vorige, wo an der Londoner Börse fast 100 Millionen Pfd. Sterl. zur Zeichnung aufgelegt worden sind, noch übertreffen zu sollen. Nicht minder bedenklich ist auch das Umsichgreifen der Konzentration auf dem Waren- und Produktengebiet. Die Kupfer- und Zinn-„Schwänze" hat bereits zu einer Interpellation in der französischen Kammer geführt mit keinem anderen Ergebnis als der ministeriellen Erklärung, daß die Jobber nicht faßbar seien; in den gewerblichen Kreisen hat dies schon längst große Entrüstung hervorgerufen. An jener Schwänze sind auch die deutschen Börsen beteiligt. Neuerdings soll sich infolge des Rückganges der Kaffeepreise auch wieder in Frankfurt a. M. ein Kaffeekonsortium gebildet haben, um jene wieder zu treiben. Die Bestrebungen, an allen größeren Plätzen das Kaffeetermingeschäft einzuführen, haben wir schon erwähnt; es wird trotz vielfacher Opposition gegen dasselbe und gegen seine Steigerung im Warrantgeschäft wenig nützen, daß die brasilianische Regierung das Termingeschäft in Rio de Janeiro verboten hat. In Europa wird dasselbe jetzt rasch noch weiter um sich greifen. Auch die vielfachen Bankerotte, welche neuerdings auf spekulativem Gebiete stattgefunden haben, werden daran wenig ändern: in St. Petersburg und in Italien die Bankerotte bei der finanziellen und Bauspekulation, in Nürnberg und Fürth diejenigen bei der Hopfenspekulation, in New-York ein neuer Baumwollkrach. Bei solchen Gelegenheiten gewinnt stets die Börse. Darum ist es immerhin angebracht, daran zu erinnern, daß wir in das siebente Jahr seit dem Bontoux-Krach und seiner Anhängsel eintreten, den die wissenschaftlichen Vertreter des Manchestertums längst herausgefunden haben, daß sich unter dem Manchestersystem die wirtschaftlichen Krisen ziemlich regelmäßig von sieben zu sieben Jahren wiederholen.

Neue Schriften.

1. Politik.

— **Die Bulle Unam Sanctam, ihre wahre Bedeutung und Tragweite für Staat und Kirche.** (Festgabe zum Doktor-Jubiläum von W. v. Planck.) Von Dr. J. **Berchtold**, Prof. d. R. (München, Kaiser.) 1887. 132 S. 2 M. 70 Pf.

Eine für Historiker und Theologen, aber nicht nur für diese interessante kirchenrechtliche und kirchengeschichtliche Monographie. Wir möchten sie weiteren Kreisen empfehlen, insbesondere denen, welche glauben den Sozialismus — der gerade aus diesem Grunde ultramontanerseits gefördert wird — durch Mönche u. s. w. bekämpfen, d. h. den Teufel durch Beelzebub vertreiben zu können. Berchtold ist Altkatholik, aber nicht aus jener zweifelhaften Gruppe des sogenannten Bonner Kirchenregiments. Anknüpfend an ein Gutachten der Münchener Juristenfakultät über das vatikanische Dogma bringt er zuerst Wortlaut und Uebersetzung der Bulle U. S. vom November 1302 und weist den Hauptinhalt nach: daß der Staat der Kirche untergeordnet sei. Neben der theologischen Begründung dieser Lehre ist besonders die Geschichte der Entstehung dieser Bulle interessant. Sie ist bekanntlich hervorgegangen aus dem Streite Philipp des Schönen von Frankreich mit Bonifaz VIII., dem Papste, der von Dante ins Fegefeuer versetzt ist. Den maßlosen Ansprüchen der Kurie antwortete Philipp mit dem Verbot der Geldausfuhr nach Rom und mit der kräftigen Anrede: „Eure höchste Albernheit soll wissen, daß wir im Weltlichen niemandem unterworfen sind.“ Nach trefflicher Erörterung einiger wissenschaftlicher Vorfragen werden die beiden Erklärungsversuche geprüft. Der eine, der die Bulle abzuschwächen versucht, wird verworfen und dieselbe als durch und durch dogmatisch erklärt. Damit aber ist ein Widerspruch zur Unfehlbarkeitslehre gegeben, der nur durch Aufgeben letzterer lösbar ist. Dies führt den Verfasser zur Forderung einer Reform in bezug auf Begriff und Bedingungen der Legitimität der Synoden. Dies führt ihn aber auch zu dem Schlußabschnitt über die „restaurierte“ katholische Staats- und Rechtswissenschaft, welche geeignet ist, auch dem Verblendetsten die Augen zu öffnen. Der Grundgedanke dieser neurömischen Rechtslehre ist doch, daß die Kirche gesetzgebende, richterliche und Strafgewalt hat und ihr die weltliche Gewalt in geistlichen Dingen direkt, in politischen Dingen (das ist der ganze Unterschied) indirekt unterworfen ist (S. 121). Wie in den Jesuitenschriften des 17. und 18. Jahrhunderts wird die Zulässigkeit gewaltsamer Volkserhebung gepredigt, um Attentate gegen die Religion abzuwehren. Aus Manning, Molitor und Moulart werden Zitate gegeben, wie eine großartige Revolution erstrebt wird: „eine neue europäische Ordnung mit neuen Grenzen und neuen Gewalten kann sich um den Stuhl Petri bilden ... eine neue Ordnung auf Ruinen. **Es ist uns wohl erlaubt, dieses große Ereignis herbeizuwünschen und vorauszusagen**“ (!). Hoffen wir, daß die deutschen Staaten sich durch solche Offenheit noch rechtzeitig warnen lassen und nicht diejenigen fördern, welche das Volk mit solchen Ideen zu erfüllen streben.

Wenn übrigens die Bulle U. S. die Unterordnung des weltlichen Schwertes unter das geistliche betont, so ist das nur ein anderes Bild für die Auffassung, welche Leo XIII. in der Encycl. vom 1. November 1885 (S. 20) dadurch bezeichnet, daß er das uralte Bild von Seele und Leib für das Verhältnis der Kirche zum Staat erneuert.

v. K.

2. Kirche.

— **Phantasie oder Geist?** Ein Beitrag zur Charakteristik der Ritschlschen Theologie von W. **Krüger**, Pastor in Langenberg. (Bremen und Leipzig, C. E. Müller.) 135 S.

Wir empfehlen diese Schrift, die sich mit der Theologie des Prof. Herrmann in Marburg beschäftigt, angelegentlichst. Sie gewährt einen allgemein verständlichen Einblick in die tiefen Verirrungen einer theologischen Schule, die den Anspruch erhebt, die Zukunft zu besitzen, und die es liebt, sich nebenbei mit Dr. Luthers Namen zu decken, während sie einen bodenlosen Subjektivismus vertritt, der sich im Grunde mit dem alten

Rationalismus berührt. Der Verf. zeigt, wie der Versuch, Glauben und Wissen, Theologie und Philosophie vollständig von einander zu trennen, mißlingt und mißlingen muß und wie Prof. Herrmann mit seinen Freunden sich mindestens in arger Selbsttäuschung befinden, wenn sie ihrer theologischen Wissenschaft nachrühmen, dergleichen zustande gebracht zu haben. Wenn dann diese sich an die heilige Schrift macht, von Offenbarung redet, vom Sohne Gottes, vom heiligen Geist, von der Wiedergeburt, so ist es begreiflich, daß eine Theologie, die den Dr. Luther zum Ritschlianer stempelt, den kirchlich hergebrachten und biblischen Begriffen einen ganz fremden Sinn unterschiebt, man mag das noch so fein verbrämen. Der Christus des Prof. Herrmann ist nicht der Christus der Bibel und der Verf. hat recht, wenn er sagt: Die Gemeinde singt, „Jesu geh voran auf der Lebensbahn," die Ritschlsche Schule kann mit dem verwässerten rheinischen Gesangbuch singen: „Herr, du gingst voran." Sie glaubt, allein die wahre Frömmigkeit gefunden zu haben, der Verf. fürchtet, daß sie „nach Dinte und Papier riecht" — wir auch. — -r.

— Kirchliches Handlexikon. In Verbindung mit einer Anzahl evangelisch-lutherischer Theologen herausgegeben von Dr. phil. C. Meusel, Superintendent in Rochlitz in Sachsen, E. Haack, Pastor in Schwerin und B. Lehmann, Pastor in Schedewitz in Sachsen. (Leipzig, Justus Naumann.) Bd. I. 800 S. 10 M. Hlbfrz. 12 M. 25 Pf.

Der erste Band dieses von vielen Seiten mit Freuden begrüßten Werkes, einer theologischen Encyklopädie, enthält etwa 3000 Artikel, die in knapper Form, licht und klar, in einer jedem Leser eines solchen Buches verständlichen Sprache, die Dinge abhandeln. Was der großen Realencyklopädie von Herzog-Plitt abgeht, das finden wir hier, die Einheit des Geistes aller Mitarbeiter, daher eine wohlthuende Harmonie, ungestört durch die „trunkene Wissenschaft", aber unbeschadet der echten Wissenschaftlichkeit. Hier reden einmal lutherische Theologen zu Theologen und gebildeten Laien über alle theologischen Disziplinen mit Einschluß der das ganze Gebiet kirchlichen Lebens streifenden Wissensfächer. Was die Verfasser erstreben, nämlich ein „kirchlich korrektes Nachschlagewerk" zu liefern, das werden sie erreichen. Man wird ihnen aber nicht den Vorwurf machen können, daß sie engherzig oder parteiisch verfahren. Gerade den Gegnern gegenüber sind sie streng objektiv, vergl. z. B. den Art. „Beyschlag"; an den Freunden wird Kritik geübt, vergl. „Altlutheraner", wobei wir den Wunsch nicht unterdrücken wollen, man habe den Knaben Absalom, Wangemanns Una sancta, etwas glimpflicher behandelt. Daß schwebende Fragen, wie die über die Abendmahlsgemeinschaft im Sinne der Lutheraner in lutherischen Landeskirchen besprochen werden, kann nicht befremden, wenngleich wohl hätte angemerkt werden können, daß Männer wie Thomasius doch anders gehandelt haben, als z. B. v. Zezschwitz. Wir nehmen, mit Wangemann, den Satz: „Die Forderung der gastweisen Spendung des Abendmahls an solche Glieder fremder Konfessionen, welche nach ihrer inneren Stellung zum Abendmahlsbegriffe der Konfession, bei welcher sie das Abendmahl mitzufeiern wünschen, zulässig erscheinen könnten, hat, so lange jene nicht thatsächlich aus der früheren Bekenntnisgemeinschaft herauszutreten entschlossen sind, keine Berechtigung," aufs stärkste in Anspruch. Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß dieser Satz sich vor allen gegen die Lutheraner in der preußischen Landeskirche richtet. Gehören sie aber etwa einer „fremden Konfession" an? Reformierte, welche sich zur lutherischen Abendmahlslehre bekennen, hören damit auf, Reformierte zu sein. Mit dem angeführten Satze Luthers aus dem Jahre 1533 kann man unseres Erachtens nicht argumentieren: Er hatte andere Verhältnisse vor sich und wollte der falschen Vermischung der Konfessionen in den Weg treten. Gerade die Klarstellung der Abendmahlspraxis zur Zeit der Reformation ist ein Verdienst Wangemanns in der Una sancta. Jedoch, wenn wir in diesen und vielleicht auch in anderen Fällen von der Ansicht der Verfasser abweichen, so beeinträchtigt dies unser Urteil über das vorliegende Werk nicht. Wir sagen mit anderen Beurteilern, daß die großen Artikel, z. B. die über Abälard Augustin, Abraham, Bibel, Bibelerklärung, Bibelrevision, Bunsen u. a. Muster- und Meisterstücke von Klarheit und Solidität sind. Unter „Bibelwerke für die Gemeinde" fehlt: „Die heilige Schrift. Mit der Auslegung der vorzüglichsten Schriftforscher der älteren evangelischen Kirche, Gütersloh 1879," wovon freilich, wie von dem Werke Graus, bisher nur das Neue Testament erschienen ist. Ob nicht auch Riegers Betrachtungen über das Neue Testament hätten angeführt werden sollen? Doch ist es ein Vorzug unseres Werkes, daß die Verf. eine Ueberladung mit Büchertiteln vermieden haben, während die Hauptwerke der bisher besprochenen Theologen nicht fehlen. Fassen wir alles zusammen, so rühmen wir Prägnanz, Genauigkeit, Reichhaltigkeit auf dem Grunde sorgfältiger Studien und wünschen dem Werke recht viele Leser, den Verf. frisches Schaffen bis zum Ziele. -r.

— Es ist in keinem Anderen Heil. Predigten von Dr. Chr. Ernst Luthardt. (Leipzig, Dörffling und Franke.) 1887. 139 S. 3 M.

Wir brauchen auf diese 9 Predigten über Perikopen und freie Texte nur aufmerksam zu machen. Wie die früheren Sammlungen, die zum Teil in 2. und 3. Auflage erschienen sind, wird auch diese ihren Leserkreis finden. Es ist immer dieselbe klare, belehrende, in die Tiefe der Heilswahrheit führende, für die Wahrheit gewinnende Weise. Aus der Schrift für das Leben, das Leben im Lichte der Schrift — so könnte auch der Titel der Predigten Luthardts lauten. — Angehängt ist ein im Kaufmännischen Verein zu Leipzig gehaltener Vortrag: Die Kirche in ihrer Bedeutung für das öffentliche Leben. Er ist im Jahre 1882 gehalten, aber die ausgesprochenen Wahrheiten sind noch nicht veraltet. Das ceterum censeo, dem wir zustimmen, ist: Zertrennung der großen Parochien, Vermehrung der Kirchen und Pfarrer. —

-r.

— Drei Predigten. Von Henry Ward Beecher. Uebersetzung a. d. Englischen. (Stuttgart, C. Krabbe.) 1887. 59 S.

— Andachten für den häuslichen Sonntags-Gottesdienst. Den Predigten Ch. Kingsley entnommen und ins Deutsche übertragen von Anna v. Köckritz. (Bremen und Leipzig, C. Ed. Müller.) 1887. 150 S.

Wie viel näher steht uns der Engländer als der Amerikaner Beecher. Bei dem letzteren schrankenloser Subjektivismus, oratorische Kunst, Brillantfeuer und bei allem Aufwand von Enthusiasmus für das Christentum eine erkältende Kritik gegenüber der Schrift, der Lehre der Apostel. „Was ist Christus meiner Seele?" fragt die erste der drei mitgeteilten Reden. Wer sollte der Beantwortung dieser intimsten Frage nicht gern folgen wollen! Aber nachdem der Redner klar gemacht, daß die Apostel noch tief im Judentum staken, als sie Christum unter dem Bilde des Opferlamms zur Darstellung brachten, daß sich also auch die ganze evangelische Theologie seit Luther auf dem falschen Wege befindet, gibt er die Antwort: „Ich nehme keinen Anstand, Christum meinen Gott zu nennen, weil in Ihm, so viel wir von Gottes Wesen erfassen können, in harmonischer Fülle vorhanden ist." Gottesgedanken, Bruchstücke des Gottesgeistes finden sich überall, in Christo ist ein göttliches Ganzes. Herr Beecher, wenn er noch lebte, könnte sich getrost in die Rollen des deutschen Protestantenvereins einschreiben lassen. Vor Jahren erschien ein Band „Lebensgedanken", Aphorismen aus Beechers Reden, schöne Sachen, recht schön, aber in diesem kleinen Heftchen haben wir den wahren Beecher und wir kennen ihn jetzt zur Genüge. — Wie wohlthuend berührt dagegen Kingsley. Hier ist durchdringende Geisteskraft, tiefe Auffassung des Lebens, Originalität und weiter Blick, aber demütige Unterwerfung unter Gottes Wort, gläubige Annahme alles dessen, was die Schrift alten und neuen Testaments als Wahrheit bezeugt. Daher ist die Rede warm, andringend und die Gebete, welche die Frau des heimgegangenen Predigers diesen Predigten beigegeben hat, atmen den frommen Geist, in dem sie gehalten sind. Somit eignet sich das Büchlein, das 15 kurze Predigten enthält, sehr wohl für häusliche Erbauung und wir empfehlen es allen für die stille Stunde, in der sie am Gottesdienste etwa nicht teilnehmen können. -r.

— Die pastorale Würde im Kirchendienste. Im Bild und Gegenbild durch zwei Vorträge gezeichnet von E. Mühe, Pastor. (Leipzig, G. Böhme.) 1887. 49 S. 75 Pf.

Daß Vorträge solches Inhalts, Anweisungen über die allerelementarsten Wahrheiten in bezug auf Kirchenbau und Kirchenschmuck, kirchlichen Anstand und liturgische Wohlanständigkeit, noch gehalten, ja sogar gedruckt werden müssen, ist kein schönes Zeugnis für unsere evangelische Kirche. Der Verf. sagt, er sei in Gefahr, eine Skandalchronik zu geben. Niemand wird ihm diese Absicht zuschieben, aber wir sprechen den Wunsch aus, daß keinem Unberufenen diese Schrift in die Hand falle, sie könnte dann mehr Schaden als Nutzen schaffen. Was in den Konferenzen von Geistlichen ausgesprochen wird, braucht man nicht auf den Markt zu bringen. Abgesehen davon wünschen wir, daß alle diejenigen das Schriftchen lesen und beherzigen, die noch nicht bedenken, daß Kirche und Altar ein Gott geheiligter Ort und der Pastor im Talar ein Diener Gottes ist. — -r.

— Evangelisch oder römisch? Eine Betrachtung über den Unterschied der evangelischen und römischen Kirche. Von Fürchtegott Bleibtreu. (Leipzig, G. Böhme.) 1887. VIII. u. 104 S. 1 M.

— Die Hauptunterschiede zwischen der evangelischen und römisch-katholischen Kirche nebst einem Anhange, welcher in sechs Exkursen wichtige christliche Grundlehren ausführlicher behandelt. Teils zur Selbstbelehrung, teils zum Gebrauche beim Unterricht, dargestellt von G. Witte, Pfarrer in Fischelbach. (Elberfeld, Bädeker.) 1887. 336 S. 4 M.

Beide Schriften haben denselben Zweck, sie wollen belehren, stützen, befestigen in einer Zeit, wo Rom sich aufgemacht hat wider die alte Feindin, das Evangelium, und von den Weltmächten geehrt auf die Höhe tritt. Da ist es gut, wenn viele sich den Grund ansehen, auf dem dieser Koloß gebaut ist, der nach dem Gesetz der Schwere so manchen, dem in sich das Gegengewicht fehlt, an sich zieht. Wir sind der Ansicht, daß die Schrift von Bleibtreu von vielen gern gelesen wird. Sie ist leicht faßlich, aber gründlich und originell. Während Witte die katholische und evangelische Lehre in parallelen Kolumnen nach dogmatischem Schema einander gegenübersetzt (32 S.), pointiert Bleibtreu folgendermaßen: Christus oder die Kirche? Gottes Wort oder Menschensatzung? Glaube oder Werke? Heiligung oder Kasteiung? Karfreitag oder Fronleichnam? Hin zu Christo oder zu Maria? Selig in Christo oder Ohrenbeichte, Büßung, Ablaß, Fegefeuer? Gottes Reich oder Kirchenstaat? Die Ausführung entspricht der Ueberschrift, schlägt aber zugleich den erbaulichen, warmen Ton an, wo es sich um Darstellung der Heiligtümer des Glaubens handelt. Dagegen ist die Polemik ruhig, rein sachlich und somit treffend. Das Büchlein empfehlen wir. Das Werk von Witte wird sich voraussichtlich nicht einen so großen Leserkreis erobern. Dazu ist es zu weitläufig in den „Exkursen", die den größten Teil der Schrift ausmachen (270 S.). Leser, die sich die Zeit nehmen wollen, dem Verfasser zu folgen, und es darauf ablegen, sich in der Erkenntnis des Glaubens zu vertiefen, werden von dem Buche Segen haben. Der Standpunkt ist derjenige unserer Bekenntnisschriften. -r.

3. Biographisches.

— Wilh. Posselt, der Kaffernmissionar. Ein Lebensbild aus der südafrikanischen Mission, von dem Missionar selbst beschrieben und nach seinen Jahresberichten ergänzt. Von E. Pfitzner und D. Wangemann. (Berlin, Verlag des Missionshauses I [Kommission von Max Herbig].) 1888. M. 1,75.

Das ist ein prächtiges Buch, welches dem Leser in selten lebendiger Weise ein Stück Missionsgeschichte vorführt. Schon den Mann kennen zu lernen, der uns sein Leben mitteilt, ist ein reicher Gewinn: wir sehen einen allzeit fröhlichen Christen mit tiefem, ja weichem Gemüt, dabei voll sprudelnden Humors, dessen sehnlichster Wunsch von Jugend auf ist, ein Prediger des Evangeliums zu werden, welchen äußere Verhältnisse, noch ehe er regelrecht vorgebildet, auf eine kümmerlich dotierte Schulstelle verschlagen, bis dann während seines Aufenthalts auf dem Seminar es ihm zur inneren Gewißheit wird, daß Gott ihn ins Missionshaus ruse. Wir begleiten dann den Mann in das ferne Südafrika, sehen wie er mit den ersten Schwierigkeiten ringt, erleben wie er in Freud und Leid unter Gottes Segen eine Gemeinde sammelt und mit Güte und Ernst leitet. — Die Darstellung, namentlich soweit sie von Posselts eigener Hand herrührt, ist meisterhaft, überall packend und plastisch, erhebt Personen und Verhältnisse, innere und äußere Erlebnisse zu voller Anschaulichkeit und läßt den Leser die wohlthuende Wirkung behaglicher Erzählung voll genießen. So sei denn das Büchlein Freunden der Mission, Freunden guter Lebensbilder, Freunden origineller Charaktere warm empfohlen.
A. H.

4. Litteraturgeschichte.

— **Novalis' Leben, Dichten und Denken.** Auf Grund neuerer Publikationen im Zusammenhang dargestellt von Dr. A. Schubart. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1887. XII u. 466 S. 8°. 5 M., geb. 6 M.

Das Bild dieses edelsten unter den Romantikern, des früh verstorbenen Jünglings, welcher schon im Leben kaum noch die Erde berührte, während seine Seele den Tönen lauschte, die von jenseit des Grabes zu ihr herüberdrangen, übt auch in unserer realistisch gerichteten Zeit noch seine Anziehungskraft. So ist es denn eine dankenswerte Gabe, wenn der Verfasser mit umsichtiger Benutzung der vorhandenen Vorarbeiten und reichlicher Ausbeutung der veröffentlichten Briefwechsel das Leben des Dichters uns von neuem vorführt und vor allem auch den Sinn seiner helldunkeln Schriften zu enträtseln sucht. Mag, um diesen letzteren Zweck zu erreichen, die genaue Vergleichung der geistigen Bewegungen jener Zeit noch so wichtig sein, so wird der Verf. doch darin recht gesehen haben, wenn er vor allem von der liebenden Versenkung in den Dichter selbst Aufklärung erhofft hat. Eine ansprechende Analyse des Ofterdingen, die, wenn sie auch nicht alle Rätsel löst, doch vielfach schönes Licht verbreitet, ist unter anderem die Frucht dieser liebevollen Hingabe. — Ueberall ist es der Standpunkt des positiven Christentums, von dem aus geurteilt wird; doch geht der Verf. in seinen Konzessionen etwas weit, um nicht nur die Person, sondern auch möglichst viel von den Gedanken des edlen Dichters für die christliche Weltanschauung zu retten. Ein solches Verfahren ist wohl nicht gerade zweckmäßig, um die eigentümliche Mischung von lebendigem Glauben und pantheistischer Weltansicht, wie sie in gar manchen mystisch gerichteten Naturen in so fragwürdiger Gestalt erscheint, aufzuheben und zum Verständnis zu bringen. — Diesem trefflichen Inhalt des Werkes möchten wir eine recht weite Verbreitung wünschen, können aber die Befürchtung nicht zurückhalten, daß die Form einer solchen wesentlichen Abbruch thun wird. Einmal setzt der Verf. bei dem gebildeten Leser, der nicht Fachmann ist, zuviel voraus. Da werden Schleiermacher, Fichte, Schelling, Schopenhauer u. A. in einer Form zitiert, welche nur bei genauer Bekanntschaft mit dem speziellen Zusammenhang einzelner Stellen ihrer Werke verständlich ist. Auch die Zitate aus den verschiedenen Briefwechseln sind teils zwecklos, indem der Inhalt ebensowohl mit des Verf. Worten mitgeteilt werden konnte, teils schwerfällig, weil zu ihrem Verständnis Bemerkungen, welche in Form von Zwischensätzen den Zusammenhang unterbrechen, notwendig sind. Einzelne Seiten lesen sich wie Kommentare zu Dilthey u. a., ohne daß doch deren Ansicht scharf und klar ausgedrückt wäre. Ein Buch, das so viel Stimmung fordert, sollte anders geschrieben sein. Wie kann der Leser sich den weihevollen, sanfttönenden Akkorden jenes wunderbaren Präludiums hingeben und aus ihnen die Herrlichkeit des vollendeten Kunstwerks ahnen, das in der Seele des uns zu früh entrissenen Dichters schlummerte, wenn nur allzu oft seine Aufmerksamkeit durch das störende Gemurmel litterarischer Diskussion abgelenkt wird? Sollte, was wir sehr wünschen, eine zweite Auflage notwendig werden, so möchten wir den Verfasser bitten, den ganzen litterarischen und gelehrten Apparat in die Anmerkungen zu verweisen und das Bild des Dichters und seiner Werke, das in seiner Seele lebt, ohne Auseinandersetzung mit den Quellen und mit anderen Auffassungen vor uns zu entfalten. Dadurch würde das Buch unendlich gewinnen.
A. H.

— **Die geistliche Dichtung in Hessen.** Ein Vortrag, durch biographische und litterarische Bemerkungen und eine Auswahl von Dichtungen erweitert von Dr. Chr. W. Stromberger. (Darmstadt, Johs. Waitz.) 1886. IV und 176 S.

Der seit Jahrzehnten auf hymnologischem Gebiete thätige Verf. hat zum Besten des Darmstädter Kirchbauvereins den vorliegenden Vortrag gehalten, welcher mit den Zeiten des Friedberger und Alsfelder Passionsspiels beginnt und mit Luise von Plönnies und Wilhelm von Plönnies, den letztverstorbenen Dichtern geistlicher Dichtungen auf hessisch-darmstädtischem Gebiete, schließt. Dem lokalen Zweck muß man es zu gute halten, daß viele Nichthessen, die sich in Hessen niedergelassen haben, sogar der nur für ein Jahr in Darmstadt seßhafte Claudius „der geistlichen Dichtung in Hessen" beigezählt werden. Doch enthält der Vortrag über wirkliche, richtige Hessen, wie z. B. über Erasmus Alberus und Burkard Waldis, über Joh. Balth. Schupp und Philipp Balth. Sinold von Schütz (Faramond) über die als Aebtissin von Quedlinburg verstorbene Landgräfin Anna Sophie von Hessen und die Herzogin Sibylle von Württemberg, geb. Prinzessin von Hessen, endlich über Allendorf, Greding und Heinr. Theob. Schenk, den Dichter

des herrlichen Liedes „Wer sind die vor Gottes Throne“, so viele interessante Einzelheiten, daß man auch außerhalb Hessens sich gerne mit der fleißig zusammengestellten Schrift Strombergers bekannt machen wird. O. K.

— Heinrich Heines Buch der Lieder nebst einer Nachlese, nach den ersten Drucken oder Handschriften. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. Bd. 27.) (Hellbronn, Gebr. Henninger.) 1887. CLIV und 255 S. 8⁰. 4 M. Für Abonnenten 3 M.

Diese Ausgabe ist für „Heine-Forscher“ berechnet, denen es um die Entwickelungsgeschichte der einzelnen Gedichte zu thun ist. Es wird hier nämlich der Text nicht in der von Heine endgiltig beschlossenen Form abgedruckt, sondern in der ersten, die in Handschriften oder Drucken nachweisbar ist, so daß der, dem es Vergnügen macht, den Dichter bei der Arbeit des Feilens und Umarbeitens belauschen kann. Vorausgeschickt ist eine „Analyse des Inhaltes der Heineschen Jugendgedichte“, eine gut gemeinte Aufzählung der „Darstellungsmittel in Heines Jugendgedichten“ und auf den Text bezügliche Nachweise. Dieser selbst gibt das „Buch der Lieder“ und eine „Nachlese“ zerstreut gedruckter Lieder, die zum Teil den Dichter als fanatischen Juden und als Propheten der Genußreligion kennzeichnen, die unsere jüngsten Dichterlinge ihm nachpredigen. Der Herausgeber (Ernst Elster) verfährt für einen Mann der Wissenschaft zu panegyrisch mit seinem Autor. Ja er will uns glauben machen, daß wir Deutsche vom Auslande die richtige Würdigung Heines lernen müßten, welches „uns“ um ihn beneide. Unter dem „uns“ können nur die „Daitschen“ gemeint sein; wir Deutsche machen weiter keine Ansprüche auf dies halb jüdische, halb gallische Genie; wir verzichten gern auf diesen Band der „Litteraturdenkmale“ wie auf die geplanten Heine-Denkmäler in Düsseldorf und München, ja auf den sehr unfreiwillig erworbenen Ruhm, diese Schlange groß gefüttert zu haben. Ein Dichter von seltener Begabung ist er gewesen; aber wir sind nicht arm an größeren und geizen nicht um diesen einen, der alles das mit Füßen tritt, was dem Deutschen heilig ist. Th. M.

— Das deutsche Volksbuch von den Heymonskindern. Herausgeg. von Dr. Fridrich Pfaff. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshdlg.) 1887. 208 S. 3 M., geb. 3 M. 50 Pf.

Der verdienstvolle Herausgeber des „Reinolt von Montelban“ (Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgart. 174.) bietet uns hier in schönem Gewande einen Neudruck der alten Heymonskinder. Nach einer kurzen Darstellung des Ganges, den die Sagenentwickelung häufig im Munde des Volkes nimmt (interessant, weil aus neuerer Zeit stammend, ist dabei die Bemerkung, daß Fürst Wrede in der Umgegend von Neckargemünd als Schimmelreiter, als Wodan spukt), zeigt Pfaff, daß der unversöhnliche Verfolger der Heymonskinder nur in das Gewand Karls des Großen gesteckt worden ist, daß es in Wahrheit Karl Martell war, dessen Kämpfe den Anlaß gegeben haben zur Weiterbildung der Sage. Er weist darauf in Kürze die Reinoltsage in Frankreich in ihren verschiedenen Fassungen nach, in England, dem skandinavischen Norden, in Italien, Spanien, den Niederlanden und in Deutschland.

Dem Texte dieser Ausgabe liegt der älteste Druck von 1604 zu Grunde. Wenn die Typen dieses Druckes hoch und schmal sind, so daß die Zeilen gedrängt aussehen, so war das, mit Rücksicht auf die schonungsbedürftigen Augen moderner Leser, nicht nachzuahmen. Der rot und schwarz gedruckte Titel ist genau wiedergegeben. Die Titelvignette, die im alten Drucke viermal wiederkehrt, ist geschmackvoll ersetzt durch eine Abbildung des Kölner Heymonskinderreliefs aus dem 17. Jahrhundert, das sich über dem Thorbogen des Hauses Nr. 46 in der Weyerstraße befindet. Die späteren Drucke haben für Feststellung des Textes keinen Wert gehabt. Alte Orthographie und Interpunktion sind beibehalten, Druckfehler verbessert mit Beisetzung der fehlerhaften Lesart. Die Seitenzählung des alten Druckes ist in Klammern dem Texte beigefügt. Ferner ist ein kleines Wörterverzeichnis und eine Namentabelle beigegeben.

Sehr dankenswert ist die übersichtliche Darstellung dessen, worin die verschiedenen Erzählungen der Reinoltsage von einander abweichen und worin sie sich berühren. Ebenso interessant die Nachweise der Erinnerung an die Sage in Dortmund und Köln. Das Urteil Pfaffs über Reinolt zeigt große Besonnenheit. Es ist nur zu billigen, daß er nicht so weit geht, alles was über ihn berichtet wird und was bereits in den Acta Sanctorum verworfen wird, für bloße Fabel zu halten, nur weil keine urkundlichen Beweise dafür vorhanden sind. Die Klage des Herausgebers, daß es nicht leicht sei, Sagenvergleichung anzustellen, da man genötigt ist, sich durch einen ungeheuren Haufen wüsten Materials hindurchzuarbeiten, ist sehr richtig. Nur hätte er dieses Hindernis nicht mit dem Hirsebrei-Berg vor dem Schlaraffenlande vergleichen dürfen, den sich die Volksphantasie keineswegs als etwas Abschreckendes vorstellt. Dem Geschmacke Erwachsener mag er das heutzutage allerdings sein, und insofern trifft das Gleichnis wieder zu. Daß aber der Haufen wüsten Materials ein Hindernis ist, kann Schreiber dieses, der auch schon in dem Brei gesteckt hat, nur bestätigen. Die Bemerkung, daß es falsch sei, wie seit Görres Brauch ist, die alten Prosaromane Volksbücher zu nennen, obgleich sie zunächst für Hof und Adel bestimmt waren, trifft vollkommen zu. Erst die in neue Sprache umgeschriebenen und wirklich auf den Märkten ins Volk gekommenen Bearbeitungen sind Volksbücher geworden, ihre Quellen nicht.

Charakteristisch ist die beiläufige Notiz, daß ein französischer Herausgeber, Tarbé, im Jahre 1861 Becker und Onzeiger als deutsche Gelehrte anführt. Gemeint damit ist Mones Anzeiger.

Den Worten des Herausgebers am Schlusse seiner Einleitung pflichten wir vollständig bei: „Möge das Volksbuch sich auch unter ‚Gebildeten‘ einen Leserkreis gewinnen, wie er ihm unter Ungelehrten nicht fehlt. Besser als die Mehrzahl der landläu-

figen Romane ist es jedenfalls. Die geringe Mühe, sich in die Sprache des Volksbuches einzulesen, lohnt sich gewiß." Wenn es die Absicht Pfaffs ist, den Heymonskindern noch andere Romane ähnlicher Art folgen zu lassen, und wenn er die Verwirklichung dieses Planes von dem Erfolge seines ersten Versuchs abhängig macht, so wünschen wir ihm von Herzen, daß er recht zahlreiche Leser finden möge. Für Freunde deutschen Altertums ist es ein ganz eigenartiges Geschenk, allerdings mit Rücksicht auf Kapitel IV nicht für Kinder, die sich an Schwabs Bearbeitung müssen genügen lassen. —
Sch.-K.

— Der Plan von Goethes Faust, erläutert von C. Ed. Cludius, Superintendent a. D., Pfarrer in Rhein in Ostpreußen. (Bremen und Leipzig, C. Ed. Müller.) 1887. 167 S.

„Der zweite Teil von Goethes Faust ist lange genug unverstanden geblieben. Goethe hat aber vorausgesehen, daß auch er werde verstanden und wirksam werden. Diese Zeit ist nun gekommen. Der Plan desselben liegt in meiner Schrift trotz aller ihrer Unvollkommenheiten ganz deutlich vor den Augen aller Gebildeten." Mit diesen Worten beginnt das Vorwort obiger Schrift. Ob Goethe auch vorausgesehen, von wem er einst zuerst werde verstanden werden, ist nicht gesagt. In seinen gesammelten Werken findet sich dafür auch kein Anhalt, der Name Cludius kommt in keiner Prophezeiung vor.

Eine Arbeit, die mit solchem Anspruch auftritt, muß es sich gefallen lassen, daß sie, wenn sie ihr Versprechen nicht hält, mit aller Entschiedenheit und ohne Rücksicht zurückgewiesen wird. Dieses Schicksal wird ihr aber wohl von allen Seiten zu teil werden, denn selten ist etwas Verfehlteres unternommen worden, wie diese angebliche Erklärung von Goethes Faust, nach der in dessen zweitem Teile überall der tollste Humor lebendig ist, alles aber durchdrungen von dem heiligsten Gefühl der unsäglichen Herrlichkeit des wahren Christentums, des ewigen Evangeliums. — Diese Verbindung von tollstem Humor und wahrem Christentum erinnert uns an die Kritik einer jungen Dame, die an einem gehörten Vortrage über die Auferstehung auszusetzen hatte, daß der Redner so gar nicht verstanden habe, sein Thema etwas humoristisch zu behandeln. Der zweite Teil des Faust in der Auffassung des Herrn Cludius würde sie gewiß befriedigt haben.

Der überaus einfache und doch höchst sinnreiche Plan, der hier deutlich vor den Augen aller Gebildeten liegt, ist folgender (S. 45): „Einen Plan muß der Dichter gehabt haben. Der erste Teil zeigt, daß des Dichters Geist im tiefsten Grunde im Evangelium wurzelt." Denn (S. 48) „Goethes Meinung ist ohne Zweifel die gewesen, daß seine Tragödie mit dem Evangelium übereinstimme". Nun kann aber (S. 47) „der zweite Teil doch den Plan des ersten nicht umwerfen". Denn (S. 122): „Niemand darf sagen, Goethe habe an Verstandesbeschränkung gelitten". Folglich ruht der ganze Faust „von Anfang bis zu Ende auf christlichem Grunde", und wer das nicht einsieht, der leidet, wenn die Erklärung des Herrn Cludius richtig ist, offenbar selbst an Verstandesbeschränktheit oder, was noch schlimmer wäre, er gehört nicht zu den gebildeten Leuten. Oder sollte am Ende noch eine dritte Möglichkeit gegeben sein?

Bei Enthüllung dieses Planes, den sich der Verf. von Goethes Plan gemacht hat, wird die Goetheforschung mit einigen Entdeckungen bereichert, von denen wir die folgenschwersten den Lesern nicht vorenthalten dürfen. Bei der Anklage Fausts, daß Mephistopheles ihm die Einkerkerung Gretchens verheimlicht habe, dem einzigen in Prosa gegebenen Stücke der Tragödie, hat Goethe aus zwiefachem Grunde die Prosa gewählt, „einmal um den maßlosen, aller Worte spottenden Schmerz Fausts zu schildern; dann aber, um auf das Nüchternste und Ernsteste hervortreten zu lassen, daß die Anklage Fausts der krassesten Wirklichkeit angehöre". So gedruckt zu lesen auf S. 37! „Die Zauberpferde, auf denen Faust und Mephistopheles zum Kerker eilen, bedeuten den verbrecherischen Geist und die verbrecherischen Mittel, mit welchen der Gang der obrigkeitlichen Gerechtigkeitspflege vereitelt werden soll." Wenn die Mittel demnach moralischer gewesen wären, hätten sie auf der Post oder einem Milchwagen fahren können. „Nach dem Schluß des ersten Teils, (heißt es S. 43) der Hinrichtung Margaretens, ist Fausts Sache wie verloren; wir können kaum noch Mitleid mit einem Helden haben, der feige das Opfer seiner Lust seinem blutigen Schicksal überläßt. Dies ist auch der Grund gewesen, warum der 2. Teil von 1801 bis 1831 auf sich warten ließ." Also 30 Jahre brauchte Goethe, bis er sich von der Schändlichkeit seines Faust erholt hatte! Er sah aber dafür voraus, daß einst „auch er werde verstanden" werden.

Der Verfasser des Planes ist Geistlicher. Wie er mit theologischer Bildung seine Ansicht über Goethes religiöse Anschauungen zu vereinigen vermag, ist seine Sache. Wir vermögen es nicht. „Auch wenn wir es wünschten, würde es uns doch schwer werden, die Anklage gegen Goethe auf Irrlehre zu begründen" (S. 44). „Goethe war kein exklusiver Parteigänger, sondern eher kosmopolitisch liberal, aber doch nur als Deutscher, dem sein geliebtes Deutsch über alles teuer war. — Er war aber auch ein evangelischer Christ. Von gemeinem Pietismus und spezifischer Orthodoxie ist allerdings nichts bei ihm zu entdecken." Seite 121 heißt es: „Wenn Goethe sonst in seinem Leben ein Kirchenfeind und Unchrist gewesen ist — in seinem Faust, der doch als Kunstwerk auf eigenen Füßen steht und aus sich selbst beurteilt sein will, ist er durchaus ein Freund der armen evangelischen, der wahren, echten christlichen Kirche".

Vorzüglich ist die Erklärung dieses kleinen Widerspruches: „Wenn Goethe bekannt hat, zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber ein dezidierter Nichtchrist zu sein (oben macht ihn Herr Cludius zum evangelischen Christen!), so hat er damit sagen wollen, daß er sich bei seiner mangelhaften Buße und seinem mangelhaften Glauben dieses Namens eines Christens für durchaus nicht wert hielt" (S. 156). „Goethe hat dem Evangelium überall die größte Ehrfurcht bewiesen. Er läßt den Mephistopheles überall die beißendsten Lästerungen

gegen Gottes Wort ausstoßen, aber um damit zugleich deren Gemeinheit und armselige Beschränktheit darzuthun."

Mit welcher Anerkennung weist Herr Pfarrer Cludius (S. 125) nach, wie Goethe es verstanden hat, „die Religionsspötter durch einzelne Stellen" ganz zu entzücken, natürlich nur um sie zur Ehrfurcht vor dem Evangelium zu führen, und wie er diejenigen zu gewinnen weiß, welche das bloße Wort „Belehrung" hassen. Goethe erweist sich in dieser Dichtung „als ein wirklicher Geheimer Rat erster Klasse", und „wie ein Ministerpräsident alle Stände im Lande zu befriedigen verstehen wird", so zieht Goethe die verschiedenartigsten Menschen an. Auch katholische, denn „Maria ist ja hier die Himmelskönigin". Auf S. 166 „ist die ‚Göttin' Maria nach Goethes Sinn nichts als die Gnade Christi zum Unterschiede von dessen Richteramt, das Ewig-Weibliche".

Die mitgeteilten Proben werden wohl genügen, um unser Urteil, daß selten verschrobenere Ansichten über ein Werk Goethes vorgetragen worden sind, wie es von Herrn Cludius hier mit so viel Selbstbewußtsein geschehen ist, vollauf zu rechtfertigen. Sch.-K.

5. Rechtspflege.

— Zur Reform des deutschen Strafen- und Gefängniswesens. Von P. F. Aschrott. (Berlin, Guttentag.) 50 S. 1 M.

Obwohl uns vielleicht in nicht allzuferner Zeit Gelegenheit geboten werden wird, uns über die Reformen in der Strafrechtspflege näher auszulassen, möchten wir doch auf die vorliegende Schrift, welche eine Reihe wichtiger Punkte bespricht, die Aufmerksamkeit lenken. Der Verf. hat sich längere Zeit in England aufgehalten und im vorigen Jahre in einem größeren Werke seine dort gemachten Beobachtungen niedergelegt. Nunmehr zieht er die Schlußfolgerungen für die deutschen Verhältnisse. Es ist bekannt — und wir haben ja insbesondere im Novemberheft 1885 und im Januar 1886 uns mit diesen Fragen beschäftigt — daß diese Verhältnisse von der Vollkommenheit recht weit entfernt sind. Auch Verf. geht von der durch den Mangel eines einheitlichen Strafvollzugsgesetzes veranlaßten Verschiedenheit der Strafvollstreckung aus und wirft dann insbesondere die Fragen auf, ob unsere bestehenden Strafmittel einer Umgestaltung bedürfen und ob neue Strafmittel einzuführen seien. In jeder Hinsicht findet er mit Recht vieles auszusetzen. Wir wollen nur hervorheben, daß Verf. vor allem eine Umgestaltung unserer Freiheitsstrafen nach englischem Muster wünscht. Im wesentlichen soll die strengere Freiheitsstrafe (Zuchthaus) der englischen penal servitude (Strafknechtschaft) nachgebildet werden. Interessant ist (S. 26) die Bemerkung über ein Gespräch mit einem englischen Strafanstaltsdirektor über den Nordostseekanal („keine englische Regierung würde jemals für solche Arbeiten Geld bewilligt erhalten"; „hierzu freie Arbeiter zu verwenden, halte ich für Verschwendung"). Die Quintessenz der Ausführungen des Verf. ist Anwendung des sog. Klassifikationssystems für schwere Verbrecher, wogegen die kurzzeitigen Strafen in Isolierhaft zu vollziehen sind. Hinsichtlich der Einführung neuer Strafmittel spricht sich Verf. über die Deportation im allgemeinen ablehnend aus; doch befürwortet er die Begünstigung der Auswanderung Entlassener. Unbedingt und energisch tritt er für die körperliche Züchtigung der jugendlichen Delinquenten ein. Auch wir sind der Ansicht jenes Gefängnisdirektors, der ein Gegner der Prügelstrafe ist, daß dieselbe human ist gegenüber einer Freiheitsstrafe von ein paar Tagen, welche einen wenig Verdorbenen vielleicht moralisch zu Grunde richtet! Es finden sich noch manche interessante Bemerkungen, insbesondere über die sog. Friedensbürgschaft des englischen Rechtes, von deren Einführung bei uns sich Verf. großen Erfolg verspricht. Da Verf. eine häufigere Anwendung der Geldstrafe wünscht, aber anerkennt, daß die heutigen Geldstrafen oft keineswegs als Uebel wirken, darf der Referent vielleicht auf einen Ausweg hinweisen, den er in seinen Vorlesungen stets angedeutet hat, nämlich die Quotisierung der Geldstrafe einzuführen. Nur dadurch, nur wenn der Richter nicht mehr auf eine feste Summe, sondern z. B. auf die Monatsrate der Einkommensteuer erkennt, wird der Charakter der Strafe und die Gerechtigkeit gewahrt. Hand in Hand damit geht dann — was der Verf. richtig hervorhebt — die Zulassung des Abarbeitens der Geldstrafe für den Unbemittelten anstelle der Umwandlung in kurze Freiheitsstrafen in dem Falle, daß die Geldstrafen sich nicht beitreiben lassen. — Die Schrift enthält vieles, was auch das größere Publikum interessieren wird, und ist sachkundig, klar und anziehend geschrieben. v. K.

6. Pädagogik.

— Von den höheren Mädchenschulen. Zu den allerjüngsten Erscheinungen auf dem Gebiete des Erziehungs- und Unterrichtswesens gehört bekanntlich die höhere Mädchenschule. Als selbständige Art erscheint sie erst in den letzten fünf Jahrzehnten in unserem Vaterlande; so kann es nicht Verwunderung erregen, wenn die Zahl der aus ihr hervorgegangenen litterarischen Erscheinungen nicht sehr groß ist. Aber nicht allein die kurze Lebensdauer ist ein Grund dafür, noch andere Umstände haben einer größeren schriftstellerischen Thätigkeit hindernd im Wege gestanden. Der höhere Mädchenunterricht lag bis vor wenig Jahrzehnten fast ganz und liegt heute noch zum größeren Teil in den Händen von Frauen, Männer unterrichteten meist nur im Nebenfach an einer höheren Mädchenschule. War somit die Zahl der Fachmänner auf unserem Gebiete noch vor kurzem eine verschwindende, so ist sie auch jetzt noch eine im Vergleich mit den Knabenschulen geringe. Dazu kommt, daß auf diesem noch wenig bebauten Felde sich noch so viele ungelöste Fragen darbieten, daß auch mancher zur schriftstellerischen Thätigkeit wohl befähigte Mann davon hat absehen müssen. Doch wäre es ein Irrtum, zu glauben, daß es in den Kreisen der Mädchenschulpädagogen an Liebe zur Wissenschaft fehle. Auch hier ist eine reiche praktische

Thätigkeit auf die Dauer nur denkbar in Verbindung mit wissenschaftlicher Forschung, wenn auch nicht immer der Niederschlag einer Schrift daraus hervorgegangen ist. Zuweilen jedoch geschieht auch das, und auf eine solche Schrift durfte neulich schon hingewiesen werden, auf Wendts Psychologische Methodik des Mädchenunterrichts.

Von demselben Verfasser liegt eine neue Schrift vor: „Pädagogische Abhandlungen von Mitgliedern des von Prof. Strümpell geleiteten wissenschaftlich-pädagogischen Praktikums an der Universität Leipzig." (Leipzig, Georg Böhme.) 1888. 187 S. — Prof. Wendt hat zu den dort gebotenen acht Abhandlungen die erste geliefert, „Psychologische Kindergartenpädagogik" (68 S.), die nicht nur für die Fachleute, sondern für gebildete Eltern und Kinderpflegerinnen eine Fülle seiner Beobachtungen und Hinweise bietet. Die Ueberschrift der Abhandlung ist mißverständlich, da vom Kindergarten sehr wenig die Rede ist; besser wäre der Titel „Die Erziehung des Kindes im vorschulpflichtigen Alter". Vermißt habe ich darin eine besondere Darstellung der Erziehung des Kindes zur Frömmigkeit. Die übrigen Abhandlungen, von anderen Mitgliedern jenes Praktikums geschrieben, geben eine gute Vorstellung von dem Ernst und der Tüchtigkeit der Schüler Strümpells; sie werden dem Fachmann manche wertvolle Anregung bieten; doch liegt ein weiteres Eingehen auf dieselben wohl außerhalb des Rahmens dieser Zeitschrift.

Dem Wendtschen methodischen Werke durchaus ebenbürtig an wissenschaftlichem Gehalt ist eine Veröffentlichung der im Beyerschen Verlag in Langensalza erscheinenden Sammlung pädagogischer Klassiker: „Fenelon und die Litteratur der weiblichen Bildung in Frankreich von Claude Fleury bis Frau Necker de Saussure. Von Dr. F. von Sallwürk. (Langensalza, Beyer.) 1886. 422 S. 8°. — Es ist nicht Zufall, daß die erste bedeutendere Behandlung der Geschichte der weiblichen Erziehung ihren Stoff bei unseren westlichen Nachbarn gesucht hat. Denn Frankreich ist in einem gewissen Sinne als das klassische Land der weiblichen Bildung zu bezeichnen. Hier ist schon im Mittelalter durch die Ausbildung des Minnedienstes zu einer Art von Kultus das weibliche Geschlecht in eine besonders strahlende Beleuchtung gerückt worden, und hier hat an dem üppigen Hofe der bourbonischen Könige die Frau eine gesellschaftliche Stellung erhalten, die durch nichts besser bezeichnet werden kann, als durch das bekannte: où est la femme? Kein Wunder, daß man früher als in anderen Ländern darauf bedacht war, der Frau eine dieser Stellung entsprechende höhere Ausbildung zu teil werden zu lassen, und ebenso selbstverständlich, daß man unter sträflicher Vernachlässigung der Bildung der niederen Stände, nur die Bildung der Mädchen höherer Kreise ins Auge faßte. Eine ganze Reihe bedeutender Menschen, Männer und Frauen, hat dort in den letzten 200 Jahren über die höhere Bildung der Mädchen nachgedacht, geschrieben und an ihr gearbeitet. Die bedeutendste dieser Persönlichkeiten ist unstreitig der berühmte Verfasser des Telemach: Fénelon, Erzbischof von Cambrai. Mit Recht hat deshalb von Sallwürk diesen Mann in den Mittelpunkt seiner Darstellung gerückt und dem Buche selbst eine vortreffliche Uebersetzung von Fénelons Mädchenerziehung eingefügt. Zeigt sich schon in dieser Gruppierung eine echt wissenschaftliche Auffassung der gestellten Aufgabe, so zeigt sich derselbe Geist in der streng methodischen Quellenforschung und in dem überzeugend geführten Nachweis des Zusammenhanges dieser erzieherischen Bestrebungen mit den gleichzeitigen Bewegungen auf dem philosophischen Gebiet; Cartesius hat auf dem Gebiete der Erziehung eine ebenso vollständige Umwälzung bewirkt wie in der Wissenschaft, und von Sallwürk hat in lichtvollster Weise diese Beziehungen aufgedeckt. — Häufig muß es beklagt werden, daß deutsche Bücher von wissenschaftlichem Wert an einer bedauerlichen Unbeholfenheit der Form leiden und daß der Leser genötigt wird, allen Staub der Werkstatt einzuatmen. Nicht so unser Buch; klar geordnet, das Wesentliche vom weniger Wesentlichen sorgsam scheidend, bietet jedes Kapitel ein schön gerundetes Ganzes. Sehr anziehend ist auch die Erzählung der Lebensschicksale und die Schilderung der Persönlichkeit der einzelnen Leute. Sie bildet einen sehr wertvollen Beitrag zur inneren Geschichte Frankreichs; wir brauchen, um das zu beweisen, nur einige Hauptnamen zu nennen, Fleury, Fénelon, Frau von Maintenon, Rousseau, Frau von Genlis, Gräfin Rémusat, Frau Necker.

An die Besprechung dieses bedeutenden Werkes mögen sich noch einige Worte über kleinere Erscheinungen unseres Gebietes anschließen.

Eine gewisse Bewegung ist seit dem Herbste 1886 in das preußische höhere Mädchenschulwesen gekommen.

Während die höheren Mädchenschulen in einer ganzen Reihe kleinerer deutscher Staaten, Sachsen, Hessen, Baden, Württemberg, Anhalt u. s. w. sich einer festen Ordnung ihrer ganzen inneren und äußeren Verhältnisse erfreuen dürfen, die zu einer gesunden Weiterentwickelung dieser Lehranstalten notwendig ist, herrscht in Preußen auf diesem Gebiete noch eine — sagen wir Vielgestaltigkeit, die, erklärlich aus der Besonderheit der Entstehung und den örtlichen Verhältnissen, einer gesetzlichen Regelung gewiß erheblich größere Schwierigkeiten bereiten muß, als das unter den einfacheren und einheitlicheren Verhältnissen eines kleineren Staates der Fall ist. Wiederholt haben die Fachleute sich in Petitionen an das preußische Kultusministerium gewendet, das denselben auch stets freundliches Gehör geschenkt hat; Dr. Falk hat sogar eine Konferenz von Fachleuten nach Berlin berufen, der eine Reihe von Fragen zur Beantwortung vorgelegt wurden, die als Material für weitere Beschlußfassungen wohl dienen sollten. Zu einer bestimmten That ist es jedoch bis heute nicht gekommen, weil die Vielgestaltigkeit der Verhältnisse nach Ansicht des Ministeriums noch zu große Hindernisse bot. Jedoch wollte Herr von Goßler gern einen Versuch machen, indem er die inneren Verhältnisse einer beschränkten Anzahl unter gleichen Verhältnissen arbeitender Anstalten, nämlich den

Lehrplan der öffentlichen höheren Mädchenschulen Berlins einheitlich zu gestalten befahl. Anfangs verbreitete sich in den Zeitungen die Nachricht, daß dieser Plan für alle öffentlichen Schulen der Monarchie bestimmt sei. Es war das ein Irrtum, wie sich bald herausstellte; doch darf auch jetzt noch angenommen werden, daß es in der Absicht des Ministeriums lag, diesen Berliner Plan als Ausgangspunkt für die Lehrpläne auch der Anstalten in der Provinz zu verwerten. Es wurden nämlich alle, oder doch jedenfalls die meisten Dirigenten solcher Anstalten zu einem Gutachten aufgefordert, inwieweit dieser Lehrplan auch in der Anstalt des einzelnen Anwendung finden könne.

Dieser Lehrplan, als erste bedeutungsvolle That des preußischen Ministeriums auf unserem Gebiet, führte zu wiederholten mündlichen und schriftlichen Besprechungen auf der Hauptversammlung des Allg. deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen (Berlin, Oktober 1886), in der Zeitschrift für weibliche Bildung, dem Organ des genannten Vereins, und in mehreren Broschüren. Im ganzen fand der Normallehrplan unter den Fachleuten wenig Freunde, aber viele Gegner. Eine entschiedene Verteidigung ist wenigstens dem Referenten nicht bekannt geworden. Sehr empfehlenswert zur Einführung in die ganze Frage ist eine Schrift, die diesen Plan scharf, aber in allen Hauptsachen richtig bekämpft: „Welchen Anforderungen muß ein Normal-Lehrplan für die höheren Töchterschulen in Preußen und anderen deutschen Staaten entsprechen?" Von H. Kaiser, Direktor. (Jena und Leipzig, Bufslebs Verlag.) 1887. 42 S. — Da die höhere Mädchenschule so sehr viele unberechtigte, weil unkundige Kritiker hat, so wäre es sehr zu wünschen, daß Schriften wie die genannte zahlreiche Leser unter den Eltern der so viel verspotteten „höheren Töchter" finden möchten. Wird in Kaisers Schrift nur die Frage des Unterrichts in höheren Mädchenschulen behandelt, so bespricht eine andere Schrift das, was oben Vielgestaltigkeit benannt wurde. „Der Notstand der höheren Mädchenschule in Preußen. Unter besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse der akademisch gebildeten Lehrer. Von Dr. Oswald Reissert." (Hannover, G. Prior.) 1887. 77 S. 1,75 M. — Wünschten wir der vorigen Schrift Leser aus den Kreisen der Eltern, so möchten wir für die letztgenannte Schrift noch außerdem alle diejenigen heranziehen, welche im Hause der Abgeordneten und im Herrenhause, und welche in den Sitzungen kommunaler Körperschaften über Wohl und Wehe der Stiefkinder in der Schulfamilie, der höheren Mädchenschulen zu bestimmen haben, wäre es auch nur dazu, daß manches thörichte Wort ungesprochen bleibe. Vielleicht würde es auch dazu führen, daß hier und da ein unbefangener Mann ein uns freundliches Wort spräche. Doch muß ich zu der Reissertschen Schrift eine Einschränkung machen. Wenn ich auch zugebe, daß die von Dr. Reissert gestellten Forderungen mit einigen geringen Einschränkungen theoretisch berechtigt sind, so glaube ich doch nicht, daß sie in absehbarer Zeit praktisch erreichbar sind. Es ist Gefahr, daß, wer zuviel fordert, gar nichts bekommt. Ich hätte daher gewünscht, daß Dr. Reissert bescheidener in seinen Wünschen gewesen wäre. Bei alledem ist die Schrift sehr lesenswert, weil sie in der Sache recht hat.

Noch erwähnt sei zuletzt eine Schrift von Gotthold Kreyenberg: Die deutsche höhere Mädchenschule. Geschichte und Entwickelung derselben bis in die neueste Zeit. (Frankfurt, Diesterweg.) 1887. 106 S. 8°. Schon der geringe Umfang der Schrift zeigt, daß sie nicht ganz halten kann, was wohl der Leser erwartet. So ist denn auch wirklich auf 17 Seiten die Geschichte unserer Schulen bis 1872 abgemacht. Eingehender behandelt sind die letzten 15 Jahre, namentlich den ersten Kongreß von Fachleuten, zu dem Direktor Kreyenberg seinerzeit die erste dankenswerte Anregung gegeben, dann die von Minister Falk berufene Konferenz und die neuesten Verhandlungen über den Normallehrplan. Für die angegebene Zeit wird Kreyenbergs Schrift immerhin eine nützliche Quelle sein. Schr.

7. Heilkunde.

— Die Bleichsucht und sogenannte Blutarmut, deren Entstehung, Wesen und gründliche Heilung. Von Dr. August Dyes, Oberstabsarzt I. Kl. in Hannover. (Berlin, A. Zimmer.) 1887. 83 S. 8°. 2 M.

Der Verfasser, der uns schon durch einen Artikel über dasselbe Thema in „Ueber Land und Meer" (1884, Nr. 42) bekannt ist, gibt hier eine ausführliche Darlegung seiner Ansichten über das Wesen und die Entstehung der genannten Krankheiten, als deren Ursache er das Unterlassen des Aderlasses bei hitzigen Krankheiten angibt. Die gründliche Heilung derselben soll nicht durch die bisher üblichen Eisenpräparate, sondern nur durch den Aderlaß bewerkstelligt werden können. Ebenso überraschend wie diese Behandlung der Krankheit, sind auch die über das Wesen und die Entstehung der Krankheit ausgesprochenen Anschauungen, die — man möchte sagen Satz für Satz — all dem widersprechen, was man bisher für richtig hielt. Da sich indessen der Verfasser auf seine eigene große Erfahrung beruft und auch einige sehr schwere Fälle anführt, in denen sein Verfahren eine allerdings höchst merkwürdige Heilung zu stande gebracht hat, wird man nicht umhin können, der Schrift ernstere Beachtung zu schenken. Das Buch ist für Laien bestimmt und leicht verständlich geschrieben. Der zweite Teil hätte mit dem ersten zusammengeschmolzen werden sollen, da er fast nur eine Wiederholung desselben ist. H.

— Die Heilung der durch Morphiumgenuß verursachten Nervenzerrüttung und Willensschwäche. Eine psychologisch-medizinische Aufgabe. Von Dr. med. Constantin Schmidt. (Berlin und Neuwied, Heuser.) 1887. 88 S. 8°. 2 M.

Das Ueberhandnehmen der Morphiumsucht einerseits, andrerseits die sehr dürftigen Erfolge, welche die Behandlung derselben durch plötzliche Entziehung aufweist, trotz der harten Qualen und der Gefahren, welche diese Kurweise dem Kranken be-

reitet, geben der geistvoll geschriebenen Abhandlung ein erhöhtes Interesse. Der Verfasser befürwortet, anscheinend aus beachtenswerter Erfahrung heraus, die allmähliche mit möglichster Schonung ausgeführte Entziehung des Morphiums unter eingehender Beschreibung des einzuschlagenden Verfahrens, das zwar an die Geduld und den Takt des behandelnden Arztes wie der Umgebung des Kranken ziemlich hohe Ansprüche stellt, dafür aber den in den Banden des verhängnisvollen Giftes Liegenden ohne ihm Unerträgliches zuzumuten von dessen Herrschaft befreit und, was ebenso wichtig ist, seine geschwächte Willenskraft und sein Selbstvertrauen wieder zu heben im stande ist. H.

— Wegweiser zur Gesundheit, von Dr. E. Schlegel, prakt. Arzt in Tübingen. (Erscheint monatlich zweimal und wird vom Herausgeber versandt.) Jährlich 2 M. 40 Pf.

Ein in hohem Grade originelles Unternehmen, welches in den annähernd zwei Jahren seines Bestehens schon so viel Freunde bei Hoch und Niedrig gefunden hat, daß es schon darum an dieser Stelle Erwähnung finden muß. Es ist weder Zeitschrift noch Buch, und doch beides, nämlich ein Buch, welches in einzelnen, auf Oktav-Briefbogen gedruckten Blättern erscheint, allmählich ein vollständiges Handbuch der Gesundheitspflege werden soll und infolge seines allmählichen Erscheinens eine beständige Wechselwirkung zwischen Publikum und Verfasser zuläßt. Auch vom schriftstellerischen Standpunkte aus ist das Werk eine höchst interessante Erscheinung. Es gibt die Lehren der Gesundheitspflege ohne jede wissenschaftliche Verbrämung, aber als Resultat umfassendster Studien und auf Grund selbst beobachteter Bewährung in der Praxis; es erspart dem Leser jede unsichere und unfriedliche Meinungsaussprache, — wie ein echter „Wegweiser" deutlich nach einer bestimmten Richtung zeigend, ohne dem Wanderer über „Wenn" und „Aber" breite Abhandlungen vorzulegen; und es spricht in einer so schlicht deutschen, volkstümlichen und bescheiden frommen Weise, wie wir sie jedem Volkslehrer wünschen möchten. Wer einem Wegweiser folgen will, vertraut demselben; daß dieser Vertrauen findet, erscheint uns nicht wunderbar.

Th. M.

— Die Zuckerkrankheit. Von Dr. Bode. (Berlin und Neuwied, Heuser.) 1887. 88 S. 8°. 2 M.

Das Buch will aus der großen Menge des Forschungsmaterials, das sich angehäuft hat, dem Arzt ein einheitliches Bild der genannten Krankheit bieten. Es wird in 5 Abschnitten behandelt: 1. das Wesen der Krankheit, als welches die fehlende oder mangelhafte Glycogenbildung in der Leber und den Muskeln bezeichnet wird; die Umbildung des Zuckers in Glycogen stehe unter dem Einfluß des zentralen Nervensystems. Die weiteren Abschnitte behandeln 2. die Mittel, um den Zucker im Harn nachzuweisen; 3. die Glycosurie; 4. die Krankheitserscheinungen in den zwei Stadien des Diabetes; 5. die Behandlung. Dieses Kapitel ist sehr sorgfältig ausgeführt. Die sonst behauptete vorzügliche Wirkung einer Karlsbader Kur wird bestritten und dagegen als Hauptheilmittel bezeichnet: Ozon, Diät, Gemütsruhe; mit Hilfe dieser letzteren gelinge es, noch Hilfe in Fällen zu bringen, in denen Karlsbad nichts geleistet habe. Die Schrift ist so leicht faßlich abgefaßt, daß sie auch Laien empfohlen werden kann. Für Diabetes-Kranke wird die Mitteilung von Wert sein, daß der Verfasser des Buches eine Heilanstalt in Baden-Baden besitzt, sowie daß derselbe den diabetes mellitus aus eigener Erfahrung kennt, da er selbst daran litt. (Nebenbei möge als — bewußte? — Sonderbarkeit erwähnt werden, daß durch die ganze Schrift hindurch konsequent das Wort Albuminerie wiederkehrt. Warum nicht Albuminurie?)

H.

8. Musik.

— Die deutsche Tonkunst. Eine kulturgeschichtliche Charakterskizze ihres Entwickelungsganges im 18. und 19. Jahrhundert. Für gebildete Leserkreise von Ludwig Meinardus. (Leipzig, Georg Böhme.) 1888. V und 286 S. 3 M. 60 Pf., geb. 4 M. 60 Pf.

Der bekannte Musikschriftsteller, der auch unseren Leserkreis schon durch so manche schöne Gabe erfreute, hat den historischen Teil seiner Aufgabe mit Geschmack und Geschick gelöst. Der Laie kann nur dankbar bekennen, daß man das Ganze der neueren deutschen Musikgeschichte nicht angenehmer lesen kann, wie in einer solchen Reihe Lebensgeschichten der ersten Meister. Dabei fehlt es doch weder an einer die Hauptquelle berührenden Vorgeschichte dieser Kunst noch an allgemeinen einleitenden und verbindenden Betrachtungen. In ihnen wird die innige Berührung der Musikgeschichte mit der allgemeinen Kulturgeschichte verständnisvoll beleuchtet. Die Geschichte der Musik hat augenblicklich freilich ein negatives Ergebnis, sie ist mit dem „Charivari-Realismus R. Wagners" (Berlioz) bei der Zeit angekommen, von der Meinardus sagt: „die älteren Romantiker boten dem Hörer demnach große Musikgedanken in engem Rahmen, die neuesten dagegen gigantische Rahmen voll kleiner Musikgedanken." Und: „im Wesen dieser neuesten Kunst ein Rückgang auf die älteste Form der Musikpflege: rhythmische Schallerregungen mit und ohne tönenden Lärm, dadurch die ältesten Völker im Zustande kindheitlicher Kultur ihre unklaren metaphysischen Vorstellungen und ihren mystischen Naturdienst mit ritueller Ekstase bis zur Betäubung austobten." Ein treffendes Wort!

Aber gerade aus der Geschichte der Musik schöpft man auch Mut für eine neue Zukunft: wie ja schon einmal aus schwächerem Pfropfreis (Phil. Eman. Bach) ein stärkerer Baum, die Jüngerschaft seiner „Buben", Haydn und Mozart aufgesproßt ist, eine reiche Zeit, die Meinardus fein mit den drei Sätzen der Sonate vergleicht. „Darnach würde Haydns Muse mit ihrem frisch sprudelnden und doch gedankenvollen Wesen die Exposition in Form des ersten Allegrosatzes darstellen; Mozart das tiefempfundene, elegische, mit leidenschaftlichen Aufwallungen durchsetzte Adagio; und Beethoven den alles mit sich fortreißenden, gewaltigen Schlußsatz, der ins Unendliche ausmündet." Besondere Kunst

scheint unser Verf. da zu beweisen, wo er die auf den Grenzen zweier Zeiten hütenden Gestalten zweiseitig beleuchtet: Beethoven (Klassizismus und Romantik), R. Schumann (ältere und neuere Romantik). Auch die mit graziöser Wendung erteilten kritischen Taktstriche auf den Schultern verstockter Gegner fehlen nicht: sie treffen vor allem Paganinis Virtuosentum und die Wagnersche Tonmuse, die unserem Verf. eher als eine Gorgo erscheint. Nur mit den obersten und vordersten philosophischen Voraussetzungen dieses Buches können wir uns nicht einverstanden erklären — und vielleicht nur darum nicht, weil sie nur gelegentlich eingestreut sind. Wir wissen nichts anzufangen mit dem obersten Grundprinzip, welches von S. 31—383 oftmals ausgesprochen wird: „das Musikalisch-Schöne stellt sich im klassischen Stil demnach dar als ein Allgemeines im Besonderen." Daß diese pythische Formel von allen Menschen im gleichen Sinne verstanden werden könne, ist nicht möglich. Gewiß ist es ja unendlich schwer zu sagen, was musikalisch schön ist. Aber den Weg zeigte Lessing, als er in der Aesthetik der bildenden Künste vom Material, von der Natur des Instrumentes ausging. So sollte man musikalisch schön nicht ein „Allgemeines im Besonderen" nennen, sondern solche Tonfolgen, welche die Natur des betreffenden Tonwerkzeuges mannigfaltig ausleben. Denn nur um jenes gewissen Tones oder Klanges willen, der fähig ist, in uns schöne Empfindungen hervorzurufen oder zu nähren, wählte der Mensch dies oder jenes Stück Holz und Saite zur Symbolik seines Seelenlebens.

Neben den vielen hervorgehobenen Vorzügen dieses Werkes sei an dieser Stelle auch der fromm-christliche Standpunkt des Verfassers genannt; man fühlt überall, daß er in all seinen Kunstbetrachtungen den Spruch nicht vergißt: o Ewigkeit, du schöne, mein Herz an dich gewöhne; mein Heim ist nicht von dieser Zeit. L. Schädel.

— Die Bedeutung der Musik im sozialen Leben des deutschen Volkes. Von Ldw. Meinardus. (Soziale Zeitfragen. Neue Folge. Herausgeg. von Dr. Theodor Müller in Gütersloh. XXI. Heft. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.) 1888. 58 S. 8⁰. 1,25 M.

Auf kurzem Raume drängt sich in dieser Schrift ein ungewöhnlich reicher Inhalt zusammen, der jedem Leser eine Fülle von anregenden Gedanken bietet, und wohl geeignet ist, in den weitesten Kreisen Erwägung und Nachachtung zu erzielen.

Von der so eigenartigen Entwicklungsgeschichte der Musik ausgehend, welche der Verf., obwohl dieselbe sicherlich das Menschengeschlecht von seiner Entstehung an stets treu begleitet hat, dennoch mit Recht um ihrer langsamen Ausbildung willen „die jüngste aller Künste" nennt, gibt die Schrift in ihrem ersten Teil einen Ueberblick über das beinahe unermeßlich große Gebiet, auf welches sich das Musikleben der Gegenwart erstreckt.

Es gibt keine Kunst, welche alle Schichten des Volkslebens so unmittelbar berühren dürfte wie die Musik, und die meisten Menschen in dieselbe Mitthätigkeit oder Mitleidenschaft zöge, wie sie es thut. Vor allem sind es diejenigen, die Musik in irgend einer Weise treiben: vom kleinsten Volksschüler an, der singen lernen will und muß, bis zum großen Virtuosen, dessen Namen und Ruhm die Welt erfüllt; vom Lehrer und Kantor an, der anderen die Kunst der Töne beibringt, bis zum Komponisten, dessen Tongedanken für die späteste Nachwelt leben, und zum Kapellmeister, der solche von Geschlecht zu Geschlecht erläuternd und darstellend vermittelt, mit Hilfe der Schar seiner künstlerischen Genossen. Was reiht sich aber alles an diese Musiktreibenden in der Gegenwart an? Gewerbetreibende aller Art, vom Instrumentenmacher an bis zum Baumeister, der Theater und Konzertsäle errichtet, vom Musikalienhändler bis zum Konzertagenten und zum Impresario, zum Rezensenten und Kritiker! Welch' unzählige Menge von Menschen, die von der Musik leben, deren Thun und Dichten sie ganz erfüllt — — und nun noch, davon abgesehen, die ganze Fülle derjenigen, die als Zuhörer, in irgend einer Weise, unter dem Einfluß der Musik stehen. Auch hier kann man wieder sagen, daß sie, wie keine andere Kunst, die Menschen beherrscht, und in deren Leben eingreift, und eine Massenwirkung ausübt, wie sich deren eine andere Kunst niemals würde berühmen können.

Das alles führt der Verfasser in höchst anschaulicher Weise durch, dann geht er aber im zweiten Teil seine Aufsatzes zur Beantwortung der Frage über, wiefern das Volk in seinen sozialen Zuständen und Interessen von der Tonkunst und ihrer Pflege tiefer oder oberflächlicher berührt wird. In gedrängtem Ueberblick legt er dar, wie Rhythmus, Melodie und Harmonie, als die drei Grundelemente der Musik, sich nacheinander und auseinander in der Geschichte der Tonkunst entwickelt haben, bis zu der Zeit, da sie zuerst in Händel und Bachs Werken, dann in den auf diesen Heroen fußenden Erzeugnissen eines Haydn, Mozart und Beethoven ihren idealen Vereinigungspunkt, und damit aber auch den klassischen Höhepunkt der ganzen Musikentwickelung gefunden haben, neben welchem die ganze spätere romantische Schule von Weber bis Wagner doch nur als Epigonenzeit betrachtet werden kann. In geistvoller Weise wird aber gleichzeitig gezeigt, wie die Musik, seit sie in ihrer abgeschlossenen Selbständigkeit als wirkliche Kunst dasteht, mehr denn jede andere, ein treues Spiegelbild des Gemütslebens eines Zeitalters ist, also daß sich in ihren Leistungen der Geist, der ein Volk beherrscht, deutlich widergibt, von dem evangelisch-reformatorischen Geist an, der Bachs und Händels Schöpfungen beseelt, bis zur revolutionären Gesinnung, die sich in den Werken Wagners offenbart.

Nachdem sodann der Verf. noch einen Blick auf die Empfänglichkeit für die Tonkunst im Individuum selbst geworfen und deren Entwickelung beim einzelnen geschildert, kommt er schließlich zu der Frage, was zu thun sei, damit von einer Kunst, die in so mächtiger Weise sowohl das Herz des einzelnen, wie die ausgedehntesten Kreise der menschlichen Gesellschaft ergreift, ein wahrhaft heilsamer Einfluß auf alle ausgehen könne. Und da wendet er sich mit Recht der Pflege der Hausmusik zu, als zu dem Gebiete, von welchem aus zu

allermeist und allernächst eine segensvolle Wirkung der Tonkunst auf das Volksleben ausgeübt werden muß. Was wird alles auf diesem Gebiet unter uns gefehlt und versäumt, welche köstliche Schätze aus dem reichen Gemütsleben unseres Volkes liegen unbenutzt und kommen bei Tausenden nie zu ihrer Geltung!

Man lese in der Schrift selbst die Beschreibung nach, in welcher der Verf. in zwei Bildern uns den Unterschied zwischen der öden, armseligen Salonmusik und der echten, so herzbeweglichen Hausmusik schildert — und jeder wird zugestehen müssen, daß alle, die unser Volk lieb haben, an dem Punkte ansetzen müssen, um dasselbe wieder zu den Quellen zu führen, da es gesunde, geist- und seelenerquickende Kraft zu wahrer Kunstübung schöpfen kann.

Das Schriftchen sei allen auf's beste empfohlen, die einen rechten Begriff von der Bedeutung der Tonkunst für unser Volksleben gewinnen wollen: möge es viele Leser und noch mehr Thäter finden.

M. N.

9. Poesie.

— „Deutsche Dichtung". Herausgeg. von Karl Emil Franzos. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.) Monatlich 2 Hefte 4°. Jährlich 15 M.

Eine besondere Zeitschrift für deutsche Dichtung, wo doch alle Familienblätter und die meisten politischen Zeitungen für die Erzeugnisse der lebenden Dichter offen stehen? — Nun, wer überhaupt Vergnügen daran findet, Gedichte unserer Dichter zu lesen, der wird sie lieber in dieser Zeitschrift suchen, als unter den Rätselaufgaben, Skatberichten, Küchenzetteln und dem ganzen anderen Plunder unserer Unterhaltungsblätter, und die strenge Auswahl des Herausgebers mutet ihm auch nicht zu, Wertloses mit in den Kauf zu nehmen. Er findet hier auch erwünschte Belehrung über das Leben und Schaffen anerkannter Dichter und Schriftsteller; jedes Heft bringt einen kurzen Essai über einen derselben, und da ist uns überall das Bestreben, die besonderen Verdienste des einzelnen ruhig abwägend darzustellen, sehr wohlthuend entgegengetreten. Neben diesen Abhandlungen über den Dichter finden sich jedesmal eigene Beiträge desselben, sein Bild und eine Probe seiner Handschrift — sonst glücklicherweise keine Illustrationen. Wir wünschen der „Deutschen Dichtung" viele Leser und ein treues Festhalten an ihren gesunden Grundsätzen.

Th. M.

— Allzeit im Herrn. Eine Auswahl aus den Werken deutscher religiöser Dichtung. Herausgegeben von Bernhard Rogge, D. theol., kgl. Hofprediger. Mit einem einleitenden Gedicht von Karl Gerok. Reich illustriert durch zahlreiche Holzschnitte nach Zeichnungen von W. Claudius, Prof. W. Friedrich, Prof. B. Plockhorst, O. Wichtendahl und vielen anderen bewährten Künstlern, nebst einem Titelbilde nach Prof. G. Noack, in Heliogravüre ausgeführt. (Leipzig, Ferdinand Hirt u. Sohn.) 1888. 180 S. 4°.

Ein reich ausgestattetes Geschenkswerk, das fast auf jedem Blatte ein Bild bringt und im ganzen etwa 250 Gedichte. Wir können leider nicht hinzufügen, daß Bild und Wort einander überall ergänzen oder in Zusammenhang stehen, wie man es bei einem solchen Werke erwarten darf. Der Hauptsache nach hatte der Herausgeber die Aufgabe, zu vorhandenen Klischees (meist englischen Ursprungs) annähernd passende deutsche Gedichte religiösen Inhaltes auszuwählen. Das unter diesen erschwerenden Umständen zu stande gekommene Prachtwerk macht der Litteraturkenntnis und dem Takt des Herausgebers alle Ehre, und verlangt man ein Buch zu gelegentlichem Blättern und Bewundern schöner Holzschnitte und schöner, nicht unchristlicher Lyrik, so wird man hier finden, was man wünscht. Ueberaus anmutige Stillleben, Landschaften und Randzeichnungen, dazwischen einige deutsche religiöse Bilder (die besten darunter von W. Claudius), sehr sorgfältiger Druck auf starkem Papier, gediegen schöner Einband, welcher von der zur Abgeschmacktheit ausgearteten effekthaschenden Mode von 1887 sehr wohlthuend absticht, das alles — und nicht zum wenigsten der Name des Herausgebers als Bürgschaft für die sinnige Auswahl der Lieder — empfiehlt das Buch als Festgeschenk für junge Mädchen und Frauen.

Th. M.

— Aus großen Tagen. Kaiser-Jubellieder gesammelt und herausgegeben von Julius Zenske. Mit einem Porträt. (Kottbus, R. L. Paul Kittel.) 184 S. 1,50 M.

Eine Sammlung, der man vom patriotischen Standpunkte aus alles Gute wünschen mag, die aber wohl niemand in Versuchung geraten wird in historischer Hinsicht als Maßstab für ähnliche Werke zu nehmen. Etwas mehr Geschmack bei Auswahl der einzelnen Dichtungen, in denen des Guten oft etwas zu viel gethan ist, würde der Gesinnungstüchtigkeit des Werkes keinen Abbruch gethan haben. Neben den Namen bekannter Dichter begegnen wir einer großen Anzahl solcher, deren Ruhm bisher nicht über kleine Kreise hinausgedrungen sein kann, oder auch solcher, die ihre ganze dichterische Größe bescheiden in zwei oder drei Initialen zu hüllen vermocht haben, ohne daß der Inhalt die Hülle gesprengt hätte. Es soll aber anerkannt werden, daß auch eine große Zahl warmgefühlter Poesien in dem Bande enthalten sind. Für Kriegervereine und Unteroffiziersschulen läßt sich die Sammlung deshalb wohl empfehlen.

Sch.-K.

— Gedichte von Julius Ernst von Günthert. (Stuttgart, J. G. Cotta.) 1887. 173 S.

Eine Sammlung von Gedichten, die — und wie wenige vermögen das heutzutage — dem Leser ungetrübten Genuß bereitet. Feines Gefühl, zarte Phantasie und schöne Sprache vereinigen sich, um die Gedanken des Dichters in anmutiger Form dem Herzen des Lesers nahe zu bringen. Wenn oft ein sehr ernster Grundton die melodischen Strophen des Sängers durchzieht, so ist doch stets eine Lösung gefunden, welche das Gefühl der Beengung, der Bedrückung nicht aufkommen läßt, weil sie auf den hinweist, bei dem die Fragen dieser Zeitlichkeit ihre Antwort finden. Auf Uhlands Tod, Die Narcisse (Erinnerung an Mörike), Klage um Scheffel, Am Totenbette Fr. Rotters und andere zahlreiche Klage-

lieder sind Zeugen für das tiefe und wahre Empfinden des Dichters. Eine große Zahl der Lieder trägt reiche Musik in sich, und ein Komponist wird nicht vergebens unter ihnen suchen. Sch.-K.

— Georg von Oertzen. Eines Lyrikers Chronik. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) 1888. 319 S.

Für Leser, die wie Schachspieler bei geistigem Genusse zugleich geistige Anstrengung verlangen, eine anziehende Lektüre. Die Gedichte wissen über manche Fragen Gesichtspunkte hervorzuheben, die man in den meisten Lyriksammlungen unserer Tage vergeblich suchen würde. Dabei überall Selbstgefühltes, weil Selbsterlebtes, freie Ueberzeugung und stark ausgeprägter Charakter. Der Verfasser, der nicht nur von Europa ein gutes Stück gesehen hat, vermeidet eigene Wege nicht, er scheint sie sogar mit Vorliebe zu gehen. Schon die Einteilung seiner Gedichte befremdet. Die Ueberschriften lauten: In die Seele geprägt. Lieder. Vorübergehende. Vor der eigenen Thür. Im Zwielicht. Stimmungen. Herdflammen. Sind die Lieder nicht in die Seele geprägt? Oder im Zwielicht keine Stimmung? So seltsam diese Zusammenstellung, so seltsam ist auch oft die Ausführung der dichterischen Gedanken. Das Motto des Buches:

„Ich sah der Welt ins Angesicht
Und was ich sah, ward mir Gedicht."

ist vollkommen wahr. Nur wäre es vielleicht ratsamer gewesen, wenn der Verfasser nicht gerade alles, was ihm auf diese Weise zum Gedicht geworden, auch seiner Chronik einverleibt hätte. Doch das ist zugleich seine Rechtfertigung, denn Chroniken können nicht ausschließlich Haupt- und Staatsaktionen enthalten, sie müssen auch für den Kleinkram des Lebens Platz haben, und so wäre es zu viel gefordert, daß eine strengere Kritik und einen Teil des gebotenen einstweilen hätte vorenthalten sollen. Willkürliche Kürzungen, ungebräuchliche Stellungen, mißverständliche Auslassungen erschweren das Verständnis mancher Strophen in ungebührlicher Weise.

„Bekenntnisse, niemals Orakelworte,
Gedanken, die das Licht der Wahrheit suchen,
Entströmen von des Sängers Lippenpforte"

singt der Dichter. Leider aber klingen bei erstem Lesen viele seiner Bekenntnisse in der That dunkel wie Orakelworte. Es soll aber ausdrücklich betont werden, daß derjenige Leser, der sich von wiederholtem Lesen nicht abhalten läßt durch den ersten Eindruck, sich oft für seine Mühe belohnt finden wird.

Die Seitenzählung des Buches ist so unpraktisch wie möglich, da nur von Zeit zu Zeit die Seiten bezeichnet sind. So ist z. B. von Seite 105 bis Seite 118 keine Seitenzahl im Texte angegeben, obgleich nach dem Inhaltsverzeichnisse auf diesem Raume acht verschiedene Gedichte zu finden sind. Das Aufsuchen ist somit so beschwerlich wie möglich gemacht, doch würde man sich dieser Mühe gerne unterziehen, wenn sonst in den Gedichten mehr Rücksicht auf menschliche Schwäche genommen wäre. Sch.-K.

— Lobe den Herrn, meine Seele! Ein Beitrag zum Blütenstrauß christlicher Dichtung. Von Hermann Köhler. (Gotha, F. A. Perthes). 1887. 195 S.

Formgewandte Gedichte eines jungen Dichters, daher Mangel an konkretem Leben, Vorherrschen der Abstraktion, der Theorie; zu guten Hoffnungen berechtigende Lehrlingsarbeiten. Schon die Überschriften: „Der Glaube", „Des Glaubens Geist", „Gottes Güte", „Gottvertrauen", „Gottesfurcht und Gottesliebe", „Die Schöpfung", „Der Quell der Liebe", „Mitleid", „Ergebung", „Demut", „Das Glück". „Du findest Tröstung im Gebet", „Mutterliebe", „Der Mutter Saat", „Hoffnung", „Vorahnung", „Das Lied", „Ermahnung", „Erinnerung", „Dankesopfer", und Ausdrücke wie „Besseres Leben", „Höheres Leben", „Der Tugend Pfade", „Das All", welche ebenso verbraucht und theoretisch-unbestimmt sind, als die heidnischen „Genien", das „finsterbrütende Schicksal", u. s. w. und ebensowenig Originelles enthalten, als die zahlreichen Frühlingslieder, berechtigen zu dem Urteil, daß die Sammlung hätte ungedruckt bleiben können. D. K.

— Aus zwei Welten. Erzählungen und Bilder von Adolf Friedrich Graf von Schack. (Stuttgart, J. G. Cotta.) 1887. 433 S.

Die hier gebotene Reihe von 26 Bildern aus allen Zeiten, vom Altertume durch das Mittelalter in die Neuzeit, und aus allen Städten und Ländern, vom St. Bernhard, aus Rom, Corsika, Griechenland bis nach Smyrna, Bagdad, Persien und Indien, wird den Leser in ihrer bunten Abwechslung, in der reiche, oft glühende dichterische Phantasie uns schöne Gedanken in Fülle vermittelt, weit mehr ansprechen, als Schacks neueste Trauerspiele. In Meisuna ist die Sehnsucht des Beduinenkindes nach seiner Heimat, das alle Pracht und Herrlichkeit der Erde verschmäht, nur um in Armut wieder und in Freiheit die lang entbehrte Wüstenluft atmen zu können, in wahrhaft packender Darstellung geschildert. Sehr eindrucksvoll ist das Ende des Aeschylos in Der Fremdling in Gela. Das Gesicht des Franz Xaver, Rose und Nachtigall, die Villa der Thränen sind in ihrer Art ganz vorzüglich. Weniger ansprechend, weil unnatürlich, erscheint uns die Bacchantie und der Prinz von Hira, in dem orientalische Phantasie etwas allzu tolle Orgien feiert. Entschieden unangenehmen Eindruck jedoch hinterläßt die Predigt des Abdul Wahid. Denjenigen, welche die Geschichte von den Ringen „wie sie Boccaz und Lessing erzählt, achtlos vor ihrem Ohre verklingen ließen", wird hier der Standpunkt klar gemacht. Beschämt erfahren sie, wie bei den Normannen schon vor grauen Jahren unter König Roger „Arabiens Söhne, sowie Israels vertraulich lebten bei Nordlandsrecken", wie an den Wänden der Tempel, Schulen oder Kirchen

„ließ in goldnen Zügen
er zu des Evangeliums Versen sich
des Koran und des Talmud Sprüche fügen".

Dafür liebt aber auch das Volk seinen König sehr. An seinem Namensfeste predigt deshalb ein Imam, was ihm in einem Gesichte offenbart worden ist, indem ihm eine Taubenschar die jüngste Sure Allahs überbracht hat. Der Prophet hat mit heiligem Eide „bei Sonn' und Mond" gelobt, das Schwert auf ewig in der Scheide zu lassen.

„Und daß fort von Geschlechte zu Geschlechte
der Friede walte, reichten Moses ihm
und Jesus zum geweihten Bund die Rechte.

Fortan vereint auf blüh'nder Lotoswiese
am Rande klarer Bäche ruh'n die drei
im höchsten meiner sieben Paradiese. —

Und schwarzgeaugte Huris bieten ihnen
des Brunnens Selsebil kristallne Flut
zum Labetrunk in Bechern von Rubinen".

Graf Schack ist doch wohl christlich getauft? Wenn er es auch nur als Phantasiegebild eines Muhammedaners darstellt, wie Christus auf einer Lotoswiese einen Labetrunk in Bechern von Rubinen von einer schwarzgeaugten Huri empfängt, so sollte ihn doch das Bild Christi und der Samariterin am Brunnen vor derartigen Phantasmen bewahrt haben. Aber Graf Schack ist sehr tolerant und glaubt an die Fabel von den drei Ringen.

Sch.-K.

— Walpurga. Der Johanniter. Zwei Trauerspiele von Adolf Friedrich Graf von Schack. (Stuttgart. J. G. Cotta.) 1887. 195 S. Eleg. geb. 3 M.

Bei einem so vielseitigen und vielbändigen Dichter wie Graf Schack, dessen auf dem Umschlage dieses Buchs angezeigte Romane, Gedichte, Lust- und Trauerspiele allein schon über 100 Mark kosten, eine Summe, für die man sämtliche deutsche Klassiker erhält, kann es nicht wunder nehmen, wenn seine einzelnen Werke strenge Durcharbeitung zuweilen im hohen Grade vermissen lassen. Vor allem macht sich dieser Mangel an denjenigen Stellen geltend, wo es einem aufmerksamen Schriftsteller ein Leichtes sein müßte Fehler zu vermeiden, die gegen Ort- und Zeitschilderung verstoßen. Aber auch Charakteristik und Durchführung des Plans leiden unter diesem Mißstand.

— „Recht hat der Doktor!
Und Du stör' uns beim Fackelzuge nicht;
Hast was dawider Du, auf krumme Säbel
Wird unser ganzes Korps Dir Rede stehen."

Und an anderer Stelle:

„Noch eh'r glaub ich, daß der Laternenpfahl dort
Auf die Mensur kommt, sich mit mir zu pauken."

Paukende Laternenpfähle im 16. Jahrhundert! Diese Worte, die Heinrich, der Senior der Pfälzer in Heidelberg zu dem Senior der Schwaben und Franken spricht, klingen so modern, so ganz als ob sie etwa aus einer versifizierten Bearbeitung von Samarows Saxo-Borussen stammten, daß es dem Verfasser schwer halten wird, uns davon zu überzeugen, daß sie zur Zeit des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz im Jahre 1524 gefallen sind. Ebenso erinnert der einführende Chorgesang der Nonnen, der den mitternächtigen Gottesdienst in einem St. Annenkloster im Elsaß beendigt:

„Laßt, lichtwerfende Lampen tragend,
Unbethört von der Erde Wahn,
Nicht vergängliches Glück beklagend,
Hin uns wallen auf himmlischer Bahn!"

mit seinen gehäuften Partizipien eher an eine poetische Schöpfung König Ludwigs von Bayern, als an den strengen Stil lateinischer Kirchenhymnen.

Walpurga ist im Grunde genommen eine nicht sehr erquickliche Lektüre. Kaum eine Person des ganzen Stücks vermag sich der ungeteilten Teilnahme des Lesers zu erfreuen, und die Hauptträger der einzelnen Rollen sind alles andere eher als sympathische Erscheinungen. Meister Gerbert, der berühmte Gelehrte, der sich auf modernen Schwindel einläßt, der Gemahl Walpurgas, der diese um der Gräfin Olimpia, der falschen Italienerin willen, im Begriffe steht zu verraten, wird von ihr, die um seinetwillen dem Kloster entflohen ist, seinen Feinden in die Hände geliefert und findet seinen Tod für ein Verbrechen, daß er nicht begangen hat.

Daß alles rein Formale zu keinen Ausstellungen Anlaß giebt, ist bei einem so vielgewandten Autor, wie Graf Schack selbstverständlich. —

Der Johanniter, Trauerspiel in einem Akt, ist ganz besonders traurig und zeichnet sich durch rührende Einfachheit der Erfindung aus. Oberst Sternberg, General-Adjutant Herzog Wilhelms, benutzt den unter der Schloßdienerschaft verbreiteten Glauben, daß der Bruder eines früheren Herzogs in Johanniterkleidung erscheine vor dem Tode eines Mitgliedes seines Hauses, um in dieser Kleidung ein Liebesverhältnis mit Katharina, der Tochter seines Herrn, zu pflegen und wird dabei von seinem Nebenbuhler Theobald, Erbgraf von Leiningen, als Gespenst erstochen. Seine Geliebte leert die in solchen Fällen vorhandene herkömmliche Giftphiole. Wer sich durch solch unglaubliche und deshalb harmlose Mordgeschichten gerne „gruselig" machen läßt, dem sei der Johanniter empfohlen. Man kann nur bedauern, daß Versgewandtheit und edle dichterische Sprache auf keinen bessern Gegenstand verwandt sind.

Sch.-K.

10. Heerwesen.

— Der Krieg in Galizien im Frühjahr 1888. Kritische Studie von O. v. D. Mit zwei Beilagen: 1. Plan der russisch-deutsch-österreichischen Truppenstellung; 2. Tabelle über die Thätigkeit der beiderseitigen Armeen vom Eingang der Mobilmachungsorder bis zur Beendigung des strategischen Aufmarsches. 3. Auflage, (Minden i. W., J. C. C. Bruns.) 1888. 44 S. 8°. 1,50 M.

— Die Bedeutung Rumäniens in dem bevorstehenden österreichisch-(deutsch-)russischen Kriege. Eine zeitgemäße Studie von einem deutschen Soldaten. Mit 2 Skizzen. Minden i. W., J. C. C. Bruns.) 28 S. 8°. 80 Pf.

— Karl Bleibtreu. Die Entscheidungsschlachten des europäischen Krieges 18... I. Die Schlacht von Bochnia. Mit Karte. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) 64 S. 8⁰. 1,50 M.

Im vergangenen Sommer veröffentlichten wir in den „Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine" einen Aufsatz über „Zukunftskriege und Zukunftsschlachten". Damals mußten wir schreiben, daß es an erdichteten Kriegen gegen unseren östlichen Nachbar so gut wie gänzlich fehle: heute könnten wir eine ganze Seite mit den Titeln derartiger Phantasien füllen. Sämtliche voraufgeführte Schriften gehören dahin, wenn sich die beiden ersteren von der letzteren auch wesentlich unterscheiden. Jene stellen strategische Studien dar, bei denen der Einbildungskraft nur ein mäßiger Spielraum eingeräumt wird; diese ist ganz Phantasie. „Der Krieg in Galizien" und „Die Bedeutung Rumäniens" — beide augenscheinlich derselben Feder entstammt — bieten daher für den Laien in militärischen Dingen keineswegs eine leichte Lektüre. Sie sind Aufmarschstudien unter Zugrundelegung der wirklichen Bahnverhältnisse und der Truppenunterbringung auf beiden Seiten, soweit sie durch die Presse bekannt geworden. Dem Laien wird das Meiste hiervon gleichgültig sein: er ist zufrieden mit dem **Ergebnis** der Untersuchungen.

„Der Krieg in Galizien" läßt nun vom deutschen Heere 7 Armeekorps (XV, XIV, XIII, VIII, XI VII und X) gegen Frankreich, das IX. gegen Dänemark und die übrig bleibenden 10 Armeekorps gegen Rußland aufgestellt werden und erörtert die Versammlung und den Aufmarsch der österreichischen und russischen Heere. Eines der ersteren ist am 18. Tage nach Beginn der Mobilmachung in Galizien versammelt und schlägt am 20. Tage im Verein mit einem Teile deutscher Truppen am Bug die Entscheidungsschlacht: 4 russische Armeekorps mit 4 Kavallerie-Divisionen kämpfen gegen 4 österreichisch-deutsche Korps mit 6 Kavallerie-Brigaden. Schlußergebnis: auch nach der neuerdings erfolgten Ansammlung russischer Truppen an der Grenze schon im Frieden behält Oesterreich genügend Zeit, nach Versammlung seiner Heere die Offensive zu ergreifen, **wenn seine Eisenbahnen und sonstigen Einrichtungen tadellos arbeiten.**

„Die Bedeutung Rumäniens" betrachtet in ähnlicher Weise die strategischen Wechselbeziehungen zwischen Oesterreich und Rußland in den drei Fällen, daß Rumänien zu Oesterreich oder zu Rußland hält, oder neutral bleibt. In ersterem Falle kann Oesterreich mit der besten Aussicht auf Erfolg einen Angriffskrieg führen; im zweiten müßte es, ohne daß seine Lage darum eine bedenkliche würde, in der Defensive bleiben; im dritten endlich hätten beide Staaten in gleicher Weise Beobachtungstruppen an die rumänische Grenze zu senden. Die Broschüre schließt, unter Vorführung dessen, was von Rußland als Sieger wie Besiegtem für die rumänischen Interessen zu erwarten ist, mit einer Mahnung an Rumänien, im engen Anschluß an das österreichisch-deutsche Bündnis das Heil zu suchen.

Beide Broschüren sind mit Verständnis der in Frage kommenden militärischen Verhältnisse geschrieben, wenn sich auch verschiedene Ausstellungen machen ließen. So z. B. wenn im „Krieg in Galizien" bei Aufzählung der russischen Eisenbahnlinien zur Westgrenze zwei Linien nebeneinandergestellt werden, die ein Stück gemeinsam haben. In diesem Fall kann von **zwei** Linien nicht mehr die Rede sein. Verfasser hält sich in diesem Schriftchen, was die Stoffeinteilung und den Gedankengang betrifft, genau an die im Helwing'schen Verlage (Hannover) erschienene Broschüre: „Der österreichisch-russische Zukunftskrieg". Von dem Inhalte dieser Schrift wird — bald berichtigend, bald zustimmend — soviel wiedergegeben, daß unseres Erachtens, ohne übrigens dem Verfasser selbständige Gedanken absprechen zu wollen, über die Grenze der loyalen Benutzung hinausgegangen ist.

Noch ein Wort über die ganze Gattung der Zukunftskriege und -Schlachten, welchen durch sensationelle Titel ein gewisser buchhändlerischer Erfolg stets verbürgt ist. Sie kann einen zweifachen Zweck verfolgen: Belehrung und Unterhaltung. Die beiden erst erwähnten Schriften sollen belehren — aber wen? Den deutschen, den österreichischen Generalstab? — Das ist nicht von Nöten. Das große Publikum der beiden Länder? — Es wird die Berechnungen nicht lesen oder nicht verstehen. Den russischen Generalstab? — Wir haben von letzterem nicht eine so schlechte Meinung, daß wir annehmen wollten, er kenne die österreichischen Bahnen nach Lage und Leistungsfähigkeit nicht genauer als O. v. D. Wenn man in Rußland aber auch nur einen einzigen Wink, nur einen einzigen Gedanken aus den Broschüren zieht, so war es unpatriotisch, sie in die Welt zu schicken.

Die Bleibtreu'sche Phantasie birgt keine gleiche Gefahr in sich: sie dient nur der Unterhaltung. Könnte von einer Gefahr die Rede sein, so wäre es die, daß harmlose Leser sich ein völlig falsches Bild von Kriegs- und Schlachtenführung in unserer Zeit machen. Wer auf einem technischen Gebiete „phantasiert" — wir denken unwillkürlich an Jules Verne — der muß es auch beherrschen. Das thut Karl Bleibtreu nicht. Den Beweis hierfür vollgültig zu erbringen, würde geringe Mühe kosten, aber viel Raum einnehmen. Nur ein paar Worte: schon die Ansetzung der russischen Offensive in der vom Verfasser gewollten Weise nach Galizien hinein erscheint uns als ein strategisches Unding. Die Oesterreicher ziehen sich vor dem Druck russischer Truppen **ostwärts** zurück! Doch es ist ja alles Phantasie, sogar das Gelände! Trotzdem müßte die Wahrscheinlichkeit gewahrt bleiben. Einen preußischen General, der sein Heer verläßt, ihm voraus und seitwärts reitend; einen preußischen General, der dem österreichischen Oberbefehlshaber schreibt: „wenn die Russen gegen ihre Position längs der Krakauer und Tarnowerstraße vorgehen" — den können wir uns nicht denken. Eine Stellung „längs" zweien, so ziemlich parallel laufenden Straßen! Thatsächlich liegt sie denn auch nach des Verfassers Annahme **quer** dazu, oder vielmehr: „Strategisch richtig gedacht lehnte sich die Heer-Ausstellung links an die große Krakauer, rechts an die Tarnower Straße." Nein — das ist weder strategisch noch taktisch richtig ge-

dacht, denn wir haben noch nie davon gehört, daß eine Straße jemals als Anlehnung dienen könnte! Das grade Gegenteil ist — strategisch richtig gedacht — der Fall. Außerdem benennt man im militärischen Sprachgebrauch Straßen immer nach zwei Orten und nicht nach einem. Auf S. 14 bilden 2 nachrückende Armee-Korps ein „zweites Treffen." Diese Stelle wie auch noch mehrere andere beweisen, daß dem Verfasser die militärisch landläufige Bedeutung des Wortes „Treffen" nicht klar ist.

S. 40 wird als außerordentliche Leistung der Truppen — so daß sie sich „verschnaufen" müssen — angeführt, daß sie 1 Kilometer in 12 Minuten zurückgelegt hätten. Die Felddienstordnung gibt als gewöhnliche Marschleistung dieselbe Zahl einschließlich der Ruhe-Halte.

S. 30 ist zu lesen: „Schon auf 1800 Meter Feuersphäre vom Ueberlegenheitsbereich des Repetiergewehres eingeduckt." Ein schöner Satz! Uebrigens verbietet unsere Schießvorschrift aus guten Gründen Repetierfeuer auf Entfernungen über 400 Meter. In anderen Armeen wird man ebenso klug sein. U. s. w., u. s. w. — Einen Satz aber können wir den Lesern — namentlich den gewesenen Kavalleristen unter denselben — nicht vorenthalten:

„Sobald der erste Choc (einer Attacke russischer Kavallerie) überwunden, ging das gewandte Fußvolk auf allen Seiten selbst zum Angriff vor und schleuderte, dem Magazinfeuer vertrauend, in vollem Lauf(!) Tod und Verderben in die Reiterschwärme, ja warf dieselben sogar mit dem Bajonett über den Haufen. Hierbei zeigte sich wieder, daß die Kavallerie in der Nähe einem Infanteriestoß nicht widerstehen kann, daß die Pferde vor diesem unerwarteten Wagnis stutzen und scheuen."

Diese neue Offenbarung wird sich unser Generalstab hoffentlich nicht entgehen lassen, zumal es an einem geschichtlichen Vorbilde nicht mangelt: Cassano 1805!

Ungebräuchliche und keineswegs schöne termini technici bei einer starken Vorliebe für Fremdwörter, während sich in unserem Herrn gottlob gute deutsche Ausdrücke mehr und mehr eingebürgert haben, erhöhen die Lesbarkeit der „Schlacht von Bochnia" nicht grade. Ein „Vorbastion" in der Feldschlacht, eine „Parkierung" der Artillerie-Reserve, eine Artillerie ferner, die ihre „Sphäre" wechselt (soll so viel wie „Ziel" heißen) sind ebenso wenig schön, wie die „effektiv Kombattantenstärke," die „Generalsalve" und die „progressive verstärkte" Salve. Und was sind: „blinde Einzelattacken?" Was ist „Strichfeuer?" —.

Der Inhalt der Bleibtreu'schen Phantasie ist kurz der, daß unweit Bochnia (Galizien) ein österreichisches Heer durch die Russen hart bedrängt wird, bis durch das Eingreifen eines preußischen Heeres in der Flanke (nach der Phantasieskizze ist der Stoß eigentlich gar nicht recht in die Flanke geführt) die Verbündeten den Sieg erringen. Die Oesterreicher werden dem Verfasser kaum Beifall zollen, denn ihre Leistungen werden durch den preußischen Schneid gar sehr in den Schatten gestellt.

Wir haben uns etwas eingehender mit dem Bleibtreu'schen Werke beschäftigt, weil die Schlacht von Bochnia als Nr. I der Entscheidungsschlachten des europäischen Krieges 18.. bezeichnet ist. Es sind also noch ähnliche Gaben zu erwarten.

K. v. Br.

11. Unterhaltungslitteratur.

— Der Zar. Eine Erzählung aus der Zeit des ersten Napoleon vom Verfasser der „Spanischen Brüder" u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt von M. H. (Anklam, Bugenhagenstift.) 1887. 448 S. 5 M., geb. 6 M.

Die Vorzüge der Erzählerin sind bekannt. Daß es ihr aber gelingen sollte, mit diesem Buche die Herzen deutscher Leser zu gewinnen, glauben wir nicht; dazu ist sie zu ungerecht gegen die Deutschen und ihren Anteil an der Niederwerfung Napoleons I., dazu ist ferner ihre Schilderung zu breit im Nebensächlichen, ihre Ausprägung der Charaktere zu flach und zu konventionell. Das Interesse wird immer wieder auf die geschichtlichen Ereignisse und die gesellschaftlichen Zustände abgelenkt, und die hat man anderswo richtiger und mindestens eben so gut geschildert gefunden. Mit der Verfasserin über geschichtliche Thatsachen zu rechten, hat keinen Zweck. Wenn sie aber alle Augenblicke in Fußnoten beteuert, daß sie in diesem Kapitel oder in dieser Episode lediglich Thatsachen wiedererzähle, so muß man auch darauf verzichten, den künstlerischen Wert ihrer Erzählung als solcher ernsthaft zu beurteilen. Da bleibt nur die fromme Gesinnung zu loben, und diese giebt dem Buche allerdings einen Vorzug, den wir nicht gering anschlagen. Hätte sich die Uebersetzerin nicht damit begnügt, ihre bessere Kenntnis der Geschichte in einer Anmerkung zu beteuern, hätte sie vielmehr unverzagt offenbare Unrichtigkeiten und sämtliche unnützen Abschweifungen (auch die theologischen) weggelassen, so wäre aus dem Buche etwas Lesbareres geworden.

Th. M.

— Villa Falconieri und andere Novellen von Paul Heyse. 19. Sammlung der Novellen. 4. Aufl. (Berlin, W. Hertz.) 1888. 375 S. 6 M., geb. 6 M. 90 Pf.

Der neueste Novellenband Heyses umfaßt vier im Jahre 1887 geschriebene Novellen. Die erste, in Italien spielende Novelle „Villa Falconieri" hat den klangvollen Titel gegeben; die bescheiden: „Doris Sengeberg", „Emerenz" und „Die Märtyrerin der Phantasie" überschriebenen, in Deutschland spielenden Novellen sind die „anderen".

Auf der Villa Falconieri bei Frascati wohnt ein italienischer Graf, „der Held der Seeschlacht von Lissa", mit seiner schönen jungen Frau, die es bitter bereut, aus bloßem Patriotismus dem Helden ihre Hand gegeben zu haben. Eines Abends findet die Gräfin nicht weit von ihrer Villa einen jungen deutschen Gelehrten, der, eben angekommen, lieber im Freien übernachten will, als in einem Gasthause Fascatis. Die Gräfin lädt den Fremden ein, in ihrer Villa zu übernachten. Der Graf ist mit dieser Einladung um so mehr einverstanden, als er gerade ein Buch zu Ende geschrieben hat, welches

er vor dem Druck gern von dem gelehrten Gast beurteilt sehen möchte. Dadurch verzögert sich der Aufenthalt des Deutschen. Die Gräfin nennt den Fremden sehr bald ihren „Freund“, macht ihm Mitteilungen über ihre unglückliche Ehe und versiegelt des Freundes Gelöbnis, über alles zu schweigen, mit einem Kuß „auf den Mund“. Die sündliche Leidenschaft wird von dem jungen Gelehrten zwar erwiedert, doch erschrickt er über den Gedanken, daß er das Weib seines Gastfreundes begehre. Da trifft ein Brief ein, der die tötliche Erkrankung seiner verwitweten Mutter meldet; er will schnell abreisen. Die Italienerin erblickt hierin einen maskierten Rückzug, und da sie der Meinung ist, der „Freund“ sei zu stolz, um sie um ihre Liebe zu bitten, so dietet sie, in echt Heysescher Weise, sich selbst dem begehrten Manne an: „Da nimm sie hin, sie schenkt sich dir zu ewigem Eigentum, daß du sie rettest, erlösest, beseligst, ihr all die Schmerzen tausendfach vergütest, die sie jahrelang erdulden mußte.“ Er soll ihr Geliebter werden, oder am einfachsten sie alsbald entführen. Der Deutsche geht hierauf nicht ein. Um aber unter allen Umständen den Grafen loszuwerden, bestimmt die Gräfin einen ihr leidenschaftlich ergebenen, im nahen Jesuitenkloster wohnenden jungen Priester, ihr die Freiheit zu verschaffen und „verschenkt“ sich ihm in Heysescher Weise. Aber auch dieser Plan schlägt fehl. Der Graf wird wie von jenem ersten, so auch von diesem zweiten Vorhaben in Kenntnis gesetzt, er besinnt sich nicht lange und schießt seine Gemahlin tot. Wegen dieses Verbrechens kommt „der Held von Lissa“ vor die Geschworenen. Mit großer Sorgfalt und Ordnung scheint das Verfahren vor den römischen Assisen nicht gehandhabt zu werden, denn das corpus delecti blieb im zweiten Lauf geladen, und dem Beschuldigten wird nichts in den Weg gelegt, als er sich von der Anklagebank erhebt, langsam nach dem Tische geht, auf welchem die Schußwaffe liegt, und mit dieser sich vor den Richtern und den Geschworenen den Tod gibt. —

Die zweite Novelle „Doris Sengeberg“ endigt ebenfalls mit einem Selbstmord. Doris ist angeblich schon als Kind von ihrer leiblichen Mutter gehaßt worden und doch war sie „ein gutes, liebevolles und sehr liebebedürftiges Kind“. Nach dem Tode der Eltern nahm sie sich ihrer jüngeren Schwester an. In der Folge verlobte sie sich mit einem Arzt, der ihr den Abschied gab, um sich mit der Schwester zu verloben, dieser die jungfräuliche Ehre zu nehmen und sie dann ebenfalls im Stiche zu lassen. Mit dem Kinde der Schwester hat sich Doris in ein einsames Landhaus zurückgezogen, um sich ganz der Erziehung ihres ungeliebten Neffen zu widmen und ihren Gedanken über Menschenhaß und Menschenverachtung nachzuhängen. Sie liest nur Geschichts- und naturwissenschaftliche Werke. Schiller und Goethe mag sie nicht, denn „sie verewigen das Bild einer Menschheit wie sie sein sollte und leider nicht ist“. Das einzige Bild in ihrem Landhause ist ein Stich nach dem Abendmahl des Leonardo da Vinci. Ihr ist Christus ein Mensch, der sich von seinen „sogenannten Jüngern“ himmelfern weiß und am besten von dem ihn um seine Größe beneidenden Judas verstanden worden ist. Trotz ihren großen Sonderbarkeiten hat sie auf einen jungen Architekten einen tiefen Eindruck gemacht. Gegen die Erwiederung der heftigen Neigung desselben hat sie ein Zeitlang angekämpft, dann aber dem geliebten, seinerseits bedenklich gewordenen Manne ihre Leidenschaft gestanden — „auf Gnade und Ungnade“. Vergeblich. Auch ein Brief, in welchem sie nach einem Blick auf jenes Bild sagt: „Ich habe den ‚Erlöser‘ mehr als einmal angeblickt und gedacht: du brauchtest nicht mehr die Augen niederzuschlagen, wenn du erlebt hättest, was mir zu Teil geworden — einen solchen Freund zu finden u. s. w.“ hat die mancherlei Bedenken des Baumeisters nicht beseitigt. Zuletzt ist das unglückliche, vereinsamte, von Gott lose Mädchen ins Wasser gesprungen. Die ultima ratio der Gottlosigkeit! —

Die dritte Novelle „Emerenz“ wird einem hagestolzen Professor der Sozialwissenschaften in den Mund gelegt. Nach einem auf dem Lande gegen die Sozialdemokratie gehaltenen Vortrag bietet sich Emerenz, ein durch und durch braves Mädchen, das sich mit ihrer Bildung aus Büchern viel zu schaffen macht, als Magd an. Sie will dem großen Gelehrten dienen. Der Professor, welcher eher an eine Heirat gedacht hat, weist dieses Anerbieten zurück. Was thut nun das brave schüchterne, reine Mädchen, dem selbst vor dem Zusammenleben einer verheirateten Frau mit einem Manne gegraut hat? Es entdeckt dem Professor: „Ich dachte, — daß ich vielleicht — ein Kind von Ihnen bekäme, dem ich nun mein ganzes Leben widmen könnte — o, ein Kind, das Ihnen gliche, wenn es herangewachsen wäre, und das seiner armen Mutter sich nicht schämen, sie nie verlassen würde, wenn sie ihm auch vom Vater nur erzählen, ihn nur von ferne ihm zeigen dürfte. Wenn Gott mir ein solches Glück bescheert hätte; wie hätte ich ihm danken und nichts mehr von ihm begehren, alles andere mit harter Arbeit mein Lebenlang verdienen wollen!“ Und solchen Unsinn nennt der „berühmte“ Novellist „unschuldig und fast erhaben“, den Erguß einer „reinen und höher angelegten Natur“. —

Heyse hat 1874 eine Novelle geschrieben „Ein Märtyrer der Phantasie“. Diese Novelle ist in der Ausführung ihrer Idee darum gänzlich mißlungen zu nennen, weil der betreffende Phantasiemensch sich als ein Verrückter entpuppt, der, einer Unterschlagung angeklagt, wegen mangelnder Zurechnungsfähigkeit freigesprochen werden muß. Auch die Wiederholung des Themas im Leben eines Weibes, welche die vierte Novelle: „Die Märtyrerin der Phantasie“ enthält, muß als völlig mißlungen bezeichnet werden. Nicht die Phantasie ist es, welche die Heldin der Novelle zum Erdulden eines traurigen Geschicks bringt, vielmehr ist es die seltene Willenskraft, das entschiedene Vorherrschen des scharf urteilenden Verstandes, welches die Verwickelung ganz nach dem Plane der frivolen Marion zustande bringt. Sie weiß durch geflissentliche Gleichgültigkeit dem Gemahl ihrer Herrin eine so blinde Leidenschaft gegen sie einzuflößen, daß daraus eine gänzliche Zerstörung des

Eheglücks ihrer Herrschaft folgt. — Als sie nach Jahren durch allerlei Künste in einem jungen, reichen, gleichgültigen Holländer eine heftige Neigung zu ihr weckt, ist es wieder ihre Energie und Willenskraft, welche alles zum gewünschten Ziele führt. Diesmal sagt sie sogar ausdrücklich: „Wie, wenn du deine ganze Willenskraft aufbötest, dieses große Baby zu erobern?“ — Herz hat Marion nie gezeigt, doch heiratet sie zuletzt aus Mitleid einen blinden Flötenspieler. — Es ist rein unbegreiflich, wie Heyse in dieser aktiven, durchtriebenen, nüchternen Person ein Opfer der Phantasie erblicken konnte. Ich habe schon längst die verbreitete Meinung, als ob Heyses Novellen sich durch ihre tiefe psychologische Fundamentierung auszeichneten, als eine grobe Täuschung erkannt. Der Inhalt dieser vier neuesten Liebesgeschichten läßt aufs neue erkennen, warum sich die korrekt denkende und korrekt fühlende Männerwelt von dem Liebeströdel Paul Heyses mit korrektem Ekel abwendet.

O. K.

— Sonnenbrut. Kopien realistischer Bilder aus der neuesten italienischen Novellistik. Von Waldemar Kaden. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) 1887. 335 S. 8⁰.

Die neueste italienische Novellistik vergleicht der Uebersetzer in seinem Vorworte „einem grünenden, blühenden Busche, aus welchem dem Sammler eine lebefrohe Sonnen- und Sommerbrut, d. h. von der Sonne, von Italiens Sonne ausgebrütete und belebte farbige Falter, heitere Singeskaden, zierliche Libellen, entgegenflattert“. Von Lebensfreude, Heiterkeit und Zierlichkeit habe ich in dieser Sammlung nichts gefunden. Das Grausige, Grausame, Trübselige, ja das wahnsinnig Traurige überwiegt. Realistisch sind diese Sachen — Novellen kann man nur wenige von ihnen nennen — in der Form; aber es heißt doch der Naivität der Leser viel zumuten, wenn man ihre Tendenz, d. h. eine Absichtlichkeit in der Wahl und Zusammenstellung der Stoffe zum Zwecke der Rechtfertigung pessimistischer Ideen ableugnet. Das ist überhaupt die große Lüge der „realistischen Schule“, daß sie das Leben ohne Ideenbrille anzusehen und rein objektiv zu schildern vorgibt, während sie (ob bewußt oder unbewußt, bleibe dahingestellt) Tendenzmacherei der schlimmsten Sorte in die Poesie hineinträgt. Verächtlich sieht sie auf den Zopf der Romantiker und will nicht zugeben, daß ein Ungetüm von ungekämmtem und ungewaschenem Haarfilz ihr bis auf die Fersen hängt. — Nicht alle Stücke dieser Sammlung sind solche Ausgeburten modernster Heuchelei, und zum Studium realistischer Formbehandlung sind sie fast alle den Litteraturfreunden zu empfehlen. Mit Ausnahme der Erzählung „Philosophen, die nicht sprechen“, in welcher die Bekehrung eines jungen Vaters zum Glauben an eine immaterielle Seele geschildert wird, sind sie aber alle trostlos pessimistisch und wohl deshalb vom Herausgeber zu einer Sammlung vereinigt. Wir können nicht oft genug dagegen protestieren, daß man die Bevorzugung verkommener, seelisch, geistig oder leiblich verstümmelter und verkümmerter Menschen in der schönen Litteratur als einen Fortschritt preist.

Th. M.

— Kampf und Sieg. Frei nach dem Englischen von W. Hohenau. (Anklam, Bugenhagenstift.) 1888. 8⁰. 275 S. Geb. 5 M.

Ein kleiner Kreis guter edler Menschen ist den härtesten Schicksalen unterworfen. Düster und traurig beginnt das Buch, zerstörtes Lebensglück, grausam getäuschte Hoffnungen bilden seinen Inhalt. Der Friede, welcher des Siegers Herz nach hartem Kampf erfüllt, gibt den befriedigenden Abschluß. Wir finden hier wieder die Einfachheit und die Reinheit der englischen Romane, wie sie vor einigen Jahrzehnten geschrieben wurden, die epische Breite, die den Leser so heimisch werden läßt in den Häusern und Parks der Helden und Heldinnen, die schmucklose Frömmigkeit, welche die Leidenschaften überwindet, auch den englischen Stolz, der nichts außerhalb der Insel gelten läßt. Aber man fragt sich, warum so viel unverschuldetes Unglück? Ein tragischer Stoß ohne tragische Schuld: das ist der ästhetische Fehler dieses Kunstwerks, den man sonst vortreffliche Eigenschaften der Darstellung nachrühmen kann, dessen Sprache man sogar nicht den fremden Ursprung anmerkt.

—y—

— Reiche Leute. Erzählung von Ludovica Hesekiel, Verf. von „Unterm Sparrenschild“, „Alaaf Kile“, „Fromm und Feudal“ u. s. w. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) 1887. 255 S. 8⁰. 3,60 M.

Mit tiefer Menschenkenntnis, feiner Beobachtungsgabe und reicher Erfahrung hat Verf. in diesem Buche das zweifelhafte Glück des Reichtums dargelegt; zugleich bringt sie in die sozialen Verhältnisse ein und zeigt die Brücken, die Arm und Reich verbinden, welche die Liebe baut. Mit ganz besonderem Geschick schildert sie eine Krankheit der Zeit, welcher die Reichen in den großen Städten unterworfen sind: die nicht zu stillende geistige Genußsucht, an der Gesundheit, Seelenfrieden und häusliches Glück untergehen. Verf. hätte, um ihre Erzählung anziehend zu machen, keiner so starken Würzen bedurft, wie z. B. die Episode von dem halb wahnsinnigen Diener, der die geheime Schuld trägt, aus Liebe zu seiner Herrschaft feindliche Franzosen ermordet zu haben und wie nun die Auffindung der Leichen eine so grausige Szene herbeiführt. Fortreißender Schwung der Darstellung wird durch solche Effektmittel nicht erreicht.

—y—

— Auf festem Grunde. Eine Erzählung aus vergangenen Tagen von E. Winter. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1887. 379 S.

Der Grund, auf welchem diese Geschichte aus der Franzosenzeit aufgebaut wird, ist fest und gut, denn er ist evangelisches Christentum, der Bau selbst aber ist schwach und ungenügend. Erfindung und Darstellung lassen viel zu wünschen übrig in dieser gutgemeinten, christlichen, aber herzlich langweiligen Erzählung. Der Leser gewinnt für keine der zahlreichen, bisweilen nur kometenartig erscheinenden Personen ein lebhaftes Interesse, weder für den Musterknaben Karl Friedrich, noch für dessen braves Gretchen; von dem ewig hüstelnden, sogar einmal „behaglich“ hüstelnden lungenkranken Franz ganz zu schweigen. Für diesen gewinnt der Leser

nicht einmal das Interesse lebhaften Widerwillens. Auch fehlt es der Erzählung an ruhiger, steter Entwickelung. Sobald die Verf. das nördliche Deutschland verläßt und ihre Färbergesellen nach Tirol und in andere südliche Länder schickt, erscheinen viele Nebenpersonen, welche zu dem Helden der Erzählung nur in ganz oberflächliche Verbindung treten und dann wirkungslos verschwinden. Dadurch wird die Erzählung unruhig, unerquicklich wie die mancherlei Wanderungen des Färbergesellen Karl Friedrich. Das Erzählertalent der Verf. ist noch nicht ausgereift. O. K.

— Wie wir uns fanden. Eine Erzählung aus dem Amerikanischen von Mary R. Higham, Verf. von „Gegenüber". Deutsch von Marie Morgenstern. (Leipzig, Justus Naumann.) 1887. 288 S. 8°.

Der Leser empfängt in diesem sehr hübsch ausgestatteten Buche die Aufzeichnungen einer jungen Amerikanerin, welche die Erlebnisse einer zahlreichen Familie schildert, die aus der Stadt nach einer Farm übersiedelt. Das Einleben in die neuen Verhältnisse, so klein und einfach sie auch sind, nimmt dennoch des Lesers Interesse in Anspruch. Das junge Mädchen charakterisiert sich selbst als eine „Widerspenstige", die schließlich durch die Liebe eines jungen Geistlichen, der sie wie seine ganze Gemeinde anzufassen und zu leiten versteht, gezähmt wird. In diesem Kern des kleinen Romans liegt viel Uebertreibung und psychologisch Unwahrscheinliches. Man wird an Petrea, eine Figur von Friederike Bremer, erinnert. Um diesen Kern aber formt sich alles sehr anmutig, frisch und lebendig, und man lernt mit Vergnügen amerikanisches Land- und Familienleben kennen, anziehend durch seine Frömmigkeit und Tüchtigkeit. Der gesunden und reinen Gesinnung wegen, welche das Buch auszeichnet, möchte man es besonders gern in die Hände junger Mädchen legen. Praktisches Christentum verbindet sich hier mit heiterem Lebensgenuß in fesselnder Weise. Die Uebersetzerin hat Vorzügliches geleistet, nirgend wird man an die Sprache des Originals erinnert. —z.

12. Verschiedenes.

— Samuel Smiles, der Charakter. Nach dem Englischen für das deutsche Volk bearbeitet von Dr. W. Rudow. (Heidelberg, Georg Weiß) 1888. 319 S. 8°. 2,80 M.

Wenn wir auch mit dankbarer Freude anerkennen müssen, daß unser Volk augenblicklich in leitenden Stellungen eine nicht geringe Zahl von Männern besitzt, welche den Namen eines „Charakters" im vollen Umfang verdienen, so ist doch andererseits die Klage wohl nicht unberechtigt, daß unsere invallierende Zeit eine Abnahme der „Charaktere" nur allzusehr begünstigt. Daher ist es mit Freuden zu begrüßen, daß das oben genannte Buch eines praktischen Engländers, welches von edlem Enthusiasmus für Charakterbildung durchdrungen ist, eine deutsche Bearbeitung gefunden hat, welche sich an einen weiteren Leserkreis wendet. Die deutsche Bearbeitung — das Original ist dem Ref. nicht zugänglich — zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster die Einflüsse darlegt, welche die Entwickelung des Charakters bedingen (Haus, Umgang und Beispiel, Einfluß von Büchern und Kunstwerken, Einfluß der Schule des Lebens, Einfluß der Ehe), während der zweite die vornehmlichsten Charaktereigenschaften in ihrer Bethätigung veranschaulichen will (Mut, Selbstbeherrschung und Selbstverleugnung, Treue, Wahrhaftigkeit, Höflichkeit, Frohsinn). Eine Fülle von Bildern aus dem Leben großer Männer und eine reiche Auswahl von großen Zügen aus dem Leben bekannter und unbekannter Personen wird dem Leser zur Nacheiferung anspornend, den Kleinmut aufrichtend, die Lässigkeit beschämend vorgeführt — vielleicht zu viel des Großen, da doch für die meisten Menschen in den meisten Lebenslagen gelten wird: „Nicht das Große, nur das Menschliche geschehe" und demnach ein Buch wie das vorliegende um so praktischer wird, je mehr es den Durchschnittsmenschen im Auge hat. Mit warmem Patriotismus hat der Bearbeiter viele Gestalten und viele Züge aus der deutschen Geschichte und dem deutschen Leben eingestreut, doch nehmen die englischen Beispiele wohl immer noch einen zu großen Raum ein.

— Eine bestimmte Weltanschauung, welche der Darstellung zu Grunde läge, läßt sich nicht erkennen — es ist wohl absichtlich vermieden eine solche durchscheinen zu lassen, um auf Leser verschiedener Standpunkte zu wirken. Damit ist allerdings gegeben — so sehr auch der Pessimismus verworfen und die Willensfreiheit betont wird —, daß die Ausführungen mehr formeller Art sind und darum das tiefste Geheimnis der Charakterbildung nicht berühren können. Die Behandlung christlicher Persönlichkeiten ist eine durchaus freundliche, dagegen sind die biblischen Zitate zuweilen nicht glücklich: die Stelle Matth. 12, 25 bezieht sich nicht auf die einander widerstreitenden Leidenschaften, wie ihre Verwendung S. 194 vermuten läßt; die buddhistische Behauptung: „Wer alle Lust hat ausgetilgt, der ist der echte Brahmana" soll gleichbedeutend sein mit Matth. 16, 24 (S. 209); 1. Mos. 3 wird nicht die Arbeit als ein Fluch bezeichnet, sondern der mit der Arbeit verbundene „Schweiß des Angesichts", die trotz der Arbeit wachsenden Dornen und Disteln (S. 77): die Behauptung, Paulus nenne das Leben ein dunkles Wort, einen trüben Spiegel, der uns Menschen und Dinge nicht zeige, als sähen wir sie von Angesicht zu Angesicht (S. 101) ist eine vollständige Verdrehung von 1. Kor. 13, 12; nicht sehr geschmackvoll ist es Phil. 4, 4 mit Schillers „Freude, schöner Götterfunken!" zusammenzustellen (S. 299), anderer geringerer Ungenauigkeiten nicht zu gedenken. Die Art des Zitierens läßt erkennen, daß sich der Verf. bezw. Bearbeiter nicht selten mit einem ungefähren Beleg für einen seiner Sätze begnügt hat, wodurch also in Wahrheit nichts bewiesen wird.

Das Wort Goethes: „Es bildet ein Talent sich in der Stille", sollte nicht zum Beweis der charakterbildenden Macht der Einsamkeit benutzt werden: der Vers aus Schillers Ideal und Leben: „Aber flüchtet aus der Sinne Schranken u. s. w.

handelt nicht von der Selbstbeherrschung oder auch nur etwas Ähnlichem (S. 195); S. 224 steht Fichtes Pantheismus auf einer Linie mit Kolosser 3, 9. Flüchtigkeiten anderer Art sind es, wenn z. B. S. 88 „sogar Luther als Zeuge dafür angeführt wird, daß die Magd im Stall ebenso zu achten sei, wie irgend jemand — er ist der klassische Vertreter einer gesunden Anschauung vom Beruf; oder wenn S. 270 gesagt wird, wir schuldeten Luthers Mut die Gedankenfreiheit — der Begriff der Toleranz im heutigen Sinn ist Luther fremd. — Die Darstellung liest sich meist glatt und fließend, doch sind stilistische Versehen nicht immer vermieden: S. 266: Jeder muß Mut haben, der nicht der Schatten irgend eines andern, oder gar eines anderen Schatten sein will. S. 176 Hase erbt, als er zwei Jahre alt war, fünfzig Thaler, wird erzogen: S. 169. Sie schauderte davor zurück, bestallte Beamte zu sein. Zu beanstandende sittliche Urteile finden sich z. B. S. 115, wo der Selbstmord aus Gram um den Tod der Gattin schön genannt, oder S. 258 ff, wo die Notlüge sehr lax beurteilt wird. — In einem Buche, das sich doch in erster Linie an die jüngere Generation wendet, hätte auch die etwas paradoxe, mindestens ohne nähere Kenntnis des Mannes nicht recht verständliche Ausführung Kingsleys über den Humor Gottes wegbleiben sollen. Ebenso würden wir den Erguß Hölderlins über seine Liebe zu der Frau eines anderen (S. 136) gern vermissen. Auch die Erinnerung an den in Spandau spinnenden Kinkel sollte nicht aufgewärmt werden, zumal das, was durch seine Erwähnung bewiesen werden soll, von dem Bearbeiter selbst als bloße Vermutung bezeichnet wird (S. 190). A. H.

— Das erste Blatt der Bibel. Von Fr. Bettex. Abdruck aus dem „Christenboten". (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 56 S. 30 Pf.

So unverständig es ist, die Historien Shakespeares nach dem jeweiligen Stand der Geschichtswissenschaft zu beurteilen, ebenso unverständig ist es, das erste Kapitel der heiligen Schrift auf seine Uebereinstimmung mit dem jeweiligen Fort- oder Rückschritt der Naturwissenschaften zu prüfen und danach seinen Wert zu bemessen. „Gott hat sein Wort der ganzen Menschheit gegeben"; „und will Gott als Vater mit allen diesen seinen Kindern reden, so spricht er einfach, menschlich, alltäglich mit ihnen, so daß sie es verstehen, und kein Vorwurf ist so unverständig, wie der so manchmal gegen die Bibel gerichtete: sie rede eine unwissenschaftliche Sprache. Wenn die Bibel ‚wissenschaftlich' reden würde — was hätten dann Millionen Menschen von ihr?" (S. 33.) F. W. Robertson, der berühmte englische Pfarrer, sagt hierüber: die Bibel ist Gottes Wort in menschlicher Sprache. Als ersteres vollkommen, in zweiter Hinsicht unvollkommen. — Ich halte dafür, daß Gottes geistliche Offenbarung wissenschaftliche Unrichtigkeit einschließen muß, sonst wäre sie nicht von Gott. Nehmen wir an, die Schöpfungsgeschichte der Welt wäre in Ausdrücken dargestellt, die durchaus unseren gegenwärtigen wissenschaftlichen Kenntnissen entsprächen — oder lieber, sie gäbe uns Begriffe absoluter, wissenschaftlicher Wahrheit. Es liegt auf der Hand, daß die Leute seinerzeit alsdann ihre Autorität zurückgewiesen und gesagt hätten: Hier behauptet ein Mensch, die Erde drehe sich um die Sonne, und der Himmel, den wir als Feste nicht allzuweit über uns erblicken, sei unendlicher Raum und kein festes Gewölbe u. s. w. Dürfen wir jemandem in unsichtbaren Dingen trauen, der in den sichtbaren, den Sinnen wahrnehmbaren im offenbaren Irrtum ist? — In diesem Fall hätte der Glaube unserer und kommender Zeiten erkauft werden müssen auf Kosten des Unglaubens aller früheren Geschlechter. Mir scheint es deshalb ein Beweis für die Inspiration der Bibel und göttlich weise, daß uns die geistliche Offenbarung, d. h. die Offenbarung, welche die Seele und ihr Verhältnis zu Gott betrifft, in volkstümlicher und darum unvollkommener und relativ unrichtiger Sprache gegeben ward." — Die vorliegende, ganz volkstümlich gehaltene Broschüre will zeigen, daß die Bibel trotz ihrer „Unwissenschaftlichkeit" im ersten Kapitel der Genesis nichts berichtet, was nicht von den Naturwissenschaften bestätigt wird. Glaubensstarke Bibelleser werden durch die „Wissenschaft" nicht beunruhigt; anderen Bibellesern mag durch eine Darlegung wie die vorliegende ein großer Trost geboten werden. O. K.

Von den ewigen Höhen und Gründen.

Gedichte
von
August Schwartzkopff.

(Der gesammelten Gedichte I. Teil: **Geistliche Gedichte.**)
26 Bogen. 3.50, eleg. geb. 4.50.

Gegenüber. Eine Erzählung aus dem Amerikanischen von **Mary R. Hygham.** Deutsch von M. Morgenstern. 2.70, geb. 3.50 Mk.

Steht **zweifellos dem Besten würdig zur Seite,** was in der christlichen Novellistik auf den deutschen Markt gekommen ist. Keine übertriebene Detailmalerei und breite Ausführlichkeit, nichts Gemachtes und Gesuchtes, sondern ein reizendes Stillleben, dessen von Herzlichkeit und tiefem Gemüt zeugende Bilder ihre Wirkung nicht verfehlen können, ein gesundes, praktisches Christentum, das in charaktervollen Persönlichkeiten seine Lebenskraft entfaltet.

Sohm, R., Prof., Kirchengeschichte im Grundriß. 2. Auflage. 2.80, geb. 3.60.

Keine Kirchengeschichte in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung, sondern ein **ebenso geistreicher wie lichtvoller Ueberblick** über die Entwickelung der christlichen Kirche von den ersten Tagen bis zur Jetztzeit in großen Zügen. Die Schrift ist keineswegs bloß für Theologen bestimmt; sie bringt die Kirchengeschichte als **Teil der Weltgeschichte** zur Anschauung und läßt den Leser den Ueberblick über den großen Gang der Entwickelung und den Einblick in die geistigen Kräfte, welche vom Christentum in die Welt ausgeströmt sind, gewinnen. Eine solche Darstellung aus der Feder eines so bedeutenden **Juristen** muß das lebhafteste Interesse weitester Kreise wachrufen.

Soeben erscheint:

Salz und Wein. Historischer Roman von **Ludov. Hesekiel.** 2 Bände ca. 22 Bogen. ca. 4.—, geb. 5.—.

Heidekraut und Centifolien. Eine Geschichte aus der Heide. Von **Johannes Renatus,** Verfasser von: „Die letzten Mönche vom Oybin" — „Lebensskizzen" — „Allerlee aus d'r Äberlausitz" ꝛc. ꝛc. ca. 21 Bog., ca. 4.—, geb. 5.—.

Ferner in **vierter, vermehrter Auflage:**

Kirche, Kirchen und Sekten samt deren Unterscheidungslehren. Von **W. Rohnert,** luth. Pfarrer. brosch. ca. 2.80, geb. 3.60.

Die Volksgewerbeschule, ihre **socialwirtschaftliche Aufgabe, Methode und naturgemäße Gestaltung** von **Friedr. Rücklin.** broch. 2.40.

Eine Arbeit von durchaus neuer, eigenartiger und, wie zu hoffen, grundlegender Auffassung, erprobt in jahrelanger Praxis! — Mittelst einschneidender, aber nirgends verletzender Kritik ebnet Verfasser den Boden, auf dem er eine Methode des Unterrichts und im Zusammenhang damit ein System des gewerblichen Schulwesens von einer so überraschenden Neuheit und überzeugenden Folgerichtigkeit entwickelt, daß wir sicher sind, die Schrift werde in allen Kreisen, in denen Interesse für gewerbliches Schulwesen lebt, nicht nur wirkliches Aufsehen erregen, sondern auch Zustimmung und Beifall finden.

Verlag von Georg Böhme in Leipzig.

Meinardus, Ludw., Die deutsche Tonkunst. **Eine kulturgeschichtliche Charakterskizze ihres Entwickelungsganges im 18. und 19. Jahrhundert. Für gebildete Laien.** Brosch. 3.60; geb. 4.60.

Wenn auch von Interesse für jeden Musiker von Fach, ist das vorstehende Buch doch **vor allem für kunstverständige Laien** geschrieben; es will nicht als kunstgeschichtliches Studienwerk gelten, sondern — unter Vorausschickung einer kurzen Skizze der früheren Musikpflege — die Entwickelung der tönenden Kunst von Bach und Händel bis zur Neuzeit hin vorführen, indem die einzelnen Richtungen in ihren hauptsächlichsten Vertretern zur charakteristischen Darstellung gelangen. Über die Befähigung des genügend bekannten Autors zu solchem Werke ist weiter kein Wort zu verlieren und **darf das Buch mit Fug und Recht Anspruch erheben auf kunst- und kulturgeschichtliche Bedeutung!**

Pribislav. **Historischer Roman aus der Zeit der letzten Freiheitskämpfe der Mecklenburg. Wenden.** Von **E. Beyer.** Mit Titelbild in Holzschn. u. 3 Lichtdruckillustrat. 23 Bog. 4.50; geb. 5.50.

„Pribislav" nimmt in der Reihe der historischen Romane einen **ganz hervorragenden Platz** ein. Er schildert auf geschichtlichen Thatsachen beruhend die letzten Kämpfe der mecklenb. Wenden unter Pribislav, dem Urahn des jetzt regierenden Mecklenburgischen Hauses, wie seine edle Gestalt den doppelten Kampf gegen Kreuz und Schwert mit immer neu entfachtem Eifer führt, bis er, durch die Macht des Christentums überwunden, endlich sein Land als freies Glied in das Gefüge des deutschen Reiches unter den Hohenstaufen eingliedern läßt.

= Seine königl. Hoheit der regierende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin haben die Widmung des „Pribislav" anzunehmen geruht! =

Das Kräuterweible von Wimpfen. **Kulturhistor. Erzählung a. d. 30jähr. Krieg** von **Konr. Fron. 2.** veränd. Aufl. 1.75; geb. 2.50.

„Das Kräuterweible von Wimpfen" ist eine Volksschrift **allerersten Ranges**. Sonst bemerke ich unter Hinweis auf nachfolgende Besprechungen nur, daß die erhöhte Auflageziffer und eine zwar solide, aber einfachere Ausstattung **billigere Preisstellung** als bei der sehr-splendid ausgestatteten ersten Auflage ermöglicht haben. Ein viel größerer Abnehmerkreis ist dadurch dem Buche speziell auch auf seiten der **Volksbibliotheken** erschlossen.

„Ein Volksbuch ersten Ranges, das Hoch und Niedrig gleicherweise erfreuen wird!" (Daheim). „Die Ereignisse sind meisterhaft in der Sprache jener Zeit geschildert und die Fabel ungemein anziehend." (Post). „Das schön ausgestattete Buch ist eins der besten Bilder deutscher Vergangenheit, die wir kennen." (Deutsch. Litt.-Bl.) „Ein reizendes liebes Buch, wie es nur wenige gibt, zur Unterhaltung edelster Art." (Kreuzztg.)

Die letzten Mönche vom Oybin. Eine Geschichte aus dem 16. Jahrh. von **Joh. Renatus**. (Verf. von „Lebensskizzen" 2c.) 2.60, geb. 3.50 Mk.

Ein hervorragender Sachkundiger schreibt hierüber: „Edel und groß angelegt haben Sie die Hauptcharaktere darin gezeichnet, klar und logisch durchgeführt die Sinneswandlungen der einzelnen, reizvoll und erschütternd die inneren Kämpfe in der Menschenbrust von Niedrig- und Hoch-Stehenden. Dabei verstehen Sie so meisterlich, landschaftliche Gemälde zu zeichnen, sodaß all die Tausende, welche den Oybin alljährlich besuchen, mit doppeltem Interesse der Schilderung nachgehen; die hier mit Unbekannten aber sich leicht in die Situation hineindenken werden. — Dieses ihr neuestes Buch gehört unstreitig zu denen, die man nach dem Durchlesen **nicht** beiseite legt, sondern — wie Ihre früheren Werke — **immer wieder von neuem hervorholt, um sich an so manchen köstlichen Stellen zu erquicken."**

Abenteuer des Grafen Georg Albrecht zu Erbach. Eine wahre Erzählung von **Emil Kraus.** 2.70, geb. 3.60 Mk.

Eine kulturhistor. Erzählung wie es nur wenige gleichwertige geben wird. (Schles. Morgenbl.) — Der Graf in seiner deutschen Ehrlichkeit, seiner tiefen Religiosität, s. warmen Innerlichkeit ist ein wahres Prachtstück. (D. Litt. Bl.)

Das Deutsche Reich und die Deutschen.

Von

G. Freiherr von Ungern-Sternberg.

(Schluß.)

Am schärfsten tritt dieser Zustand des Tappens im Dunkeln, des Suchens und Nichtfinden-könnens, des unsicheren Hin- und Herschwankens, des Nichtwissens, was man will, während man gleichzeitig die Miene der Unfehlbarkeit anzunehmen gewohnt ist, in der Haltung des weitaus größten Teiles unserer Presse wie unserer Parteien hervor. Wenige ehrenvolle Ausnahmen abgerechnet, zu denen wir die christlich-konservativen Blätter und einige nationalliberale Organe zählen, kommt in unseren Zeitungen eigentlich nichts zum Ausdrucke als der Schlendrian der Vergangenheit und der verbissene Doktrinarismus einzelner Parteifanatiker, den sich die große Menge der Leser und Abonnenten meist auch dann ruhig gefallen läßt, wenn er ihrer eigenen Meinung stracks zuwider läuft. Was man von der Presse verlangt, beschränkt sich eben mehr und mehr auf möglichst rasche und dabei sensationell aufgeputzte Mitteilung des Thatsächlichen, wobei denn die nebenhergehende Gesinnungsmache ruhig in den Kauf genommen wird. Unter diesen Umständen muß auch auf dem Gebiet des Zeitungswesens die bloße Geldmacht allmählich die Oberhand gewinnen. Hieraus allein, hieraus aber auch ausreichend, erklärt es sich, daß gerade diejenige Partei, die in der nationalen Empfindung mehr und mehr an Boden verliert, die deutsch-freisinnige und bürgerlich demokratische, in der Presse nach wie vor eine unverhältnismäßig große Rolle spielt. Es ist eben das, allen nationalliberalen Lockungen zum Trotz in diesen beiden Parteien, oder wenn man will Parteischattierungen, konzentrierte Judentum, welches seinen Einfluß auf das öffentliche Leben Deutschlands auf dem genannten Wege zu wahren bestrebt ist und dabei ebenso viel Geschick als Ausdauer zeigt. Seinen Sonderinteressen kann es unmöglich entsprechen, daß sich eine einheitliche nationale Denkweise ausbildet, wie sie sich in anderen großen Staaten zu einer Zeit herausgebildet hat, wo das Semitentum noch nicht in der Lage war, seinen besonderen Standpunkt innerhalb der europäischen Völkergemeinschaft so nachdrücklich geltend zu machen, wie das jetzt der Fall ist, und leider schon der Fall war, als die deutsche Nation ihre politische Wiedererstehung erlebte. Auch in jenen anderen Ländern kann ihm das spezifisch Nationale aus naheliegenden Gründen nicht sympathisch sein; da es diesen Stand der Dinge aber einmal vorgefunden, so hat es sich mit demselben in der ihm eigenen schmiegsamen Weise abzufinden gewußt, so zwar, daß es sich überall, wo es auf eine

starke nationale Strömung stößt, an die Spitze zu stellen und die Leitung in die Hand zu nehmen sucht. So sind z. B. die Juden in Frankreich die ärgsten französischen Chauvinisten; in England gibt es keine eifrigeren englischen „Patrioten“ als sie; in Italien haben sie die nationale Presse ganz in der Hand, und auch in Rußland würden sie dieselben Wege gehen, wenn sie dort bereits in den Vollbesitz der staatsbürgerlichen Gleichberechtigung gekommen wären.

Wenn sie in Deutschland auf der Gegenseite stehen, d. h., wie wir gesehen, bemüht sind, der Entwickelung des nationalen Gedankens alle möglichen Hindernisse in den Weg zu legen, an alle schlechten Ueberlieferungen der Vergangenheit anzuknüpfen und den alten Schlendrian, wo es nur irgend geht, erhalten zu helfen — dies alles natürlich ohne es öffentlich zuzugestehen — so erklärt sich das eben daraus, daß in Deutschland noch alles im Fluß und im Werden begriffen ist, und daß hier eben deshalb um so besser im Trüben gefischt werden kann. Natürlich kommt der schlaffe philisterhafte Zug in unserem Wesen diesen schlau versteckten Bestrebungen sehr zu statten, und so hat es den Juden leicht gelingen können, die in der deutschen Presse herrschende Zersplitterung, Zerfahrenheit, Kleinigkeitskrämerei und Fremdensucht nicht nur zu erhalten, sondern sogar noch zu verstärken. Von einer einheitlichen öffentlichen Meinung, wie sie in gewissen Fragen wenigstens sonst überall in der Welt besteht, kann bei uns in der That bis zum heutigen Tage keine Rede sein. Fast durchweg werden Parteigesichtspunkte und Parteigegensätze künstlich in den Vordergrund gestellt; sie allein dürfen für das Urteil maßgebend sein, woher es denn kommt, daß in den meisten Fällen, auch da, wo es sich um nationale Lebensfragen handelt, kleine Rücksichten den Ausschlag geben, für die man öffentlich nicht einzustehen wagt.

Einen anderen, einheitlichen Charakter gewinnt die Behandlung der Dinge in unserer Presse erst da, wo rein jüdische Interessen zur Frage stehen; dann ist alles wie mit einem Schlage umgewandelt. Die Leitartikel atmen Leben, Kraft und Entschlossenheit, und die Wirkung pflegt um so weniger auszubleiben, als es der jüdischen Preßmache nicht selten gelingt, ihren Einfluß bis in die ihr grundsätzlich abgeneigten nationalen Blätter hinein geltend zu machen und sich so von den Gegnern selbst die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen. Diese Mitarbeit wider Willen ist es gerade, die den Sachkenner mit besonderem Aerger erfüllt; vergeblich sehen wir ihn aber bemüht, hier abzuhelfen. Aller guter Rat, wie ihn nur schwere und bittere Erfahrung eingeben kann, pflegt der unerschöpflichen Findigkeit gegenüber wirkungslos zu bleiben, mit der die Juden ihre besonderen Wünsche und Interessen in immer neue Formen zu hüllen verstehen, so daß sie der „arischen“ Harmlosigkeit und Gutmütigkeit unerkennbar bleiben, ja wohl als das Gegenteil dessen erscheinen, was sie wirklich sind.

Zu den gewöhnlichsten, zugleich wirkungsvollsten Mitteln gehört neben der unverfrorenen Reklame und rücksichtslosen Verdrehung der Thatsachen und Urteile, das kalte **Schweigen** über alles, was in den eigenen Interessenkreis nicht paßt. Einen bequemeren Weg, den Gegner lahm zu legen, kann es in der That nicht geben, weil es derjenige ist, der den wenigsten Geist und die wenigsten Kenntnisse verlangt. Dieses System kann jeden „dummen Jungen“ brauchen, und ihm vor allem darum ist es zu danken, daß die deutsche Tageslitteratur mit einer großen Anzahl schiffbrüchiger, geistig wie sittlich verkommener Existenzen durchsetzt ist, die als moderne Landsknechte unverfälschtester Art für die Ehre der Nation so wenig Sinn und Verständnis haben, als für die der eigenen Persönlichkeit und des eigenen Berufs, und von denen man deshalb nicht erwarten kann, daß sie es jemals verstehen werden, den richtigen Ton anzuschlagen. Die große Zeit findet hier immer ein kleines Geschlecht.

Auch anderswo ist die geistige und sittliche Ausstattung der Durchschnittstagesschriftsteller nicht besser als bei uns; sie werden dort aber, wie gesagt, in gewissen Punkten wenigstens, von einer fertigen öffentlichen Meinung gehalten, die ihnen ihre Stellungnahme vorschreibt und es ihnen unmöglich macht, vom Wege abzuweichen.

Hieraus erklärt es sich, daß man selbst in Spanien und Portugal, Schweden, Dänemark versteht im gegebenen Augenblicke die Würde der Nation zu wahren, während dies in Deutschland, von wenigen ehrenvollen Ausnahmen abgesehen, fast stets dem Fürsten Bismarck überlassen bleibt, der dabei meistenteils mit der Lauheit eines Teiles der deutschen Presse und der offenen Feindseligkeit des anderen zu kämpfen gezwungen ist. Beispielsweise sei hier nur an den Verlauf der Karolinenfrage erinnert. Während sich die spanische Presse mit einer wahren Wut in ihren Bettlermantel hüllte, den Stolz des „Hidalgo" bis zum Wahnsinn trieb und ein rücksichtsloses Kriegsgeschrei erschallen ließ, blieb das politische Deutschland, selbst bei der öffentlichen Beschimpfung des Reichswappens in Madrid, fast völlig kühl, ja die „freisinnige" und ultramontane Presse nahm sogar Partei für Spanien, und schämte sich nicht, voll Schadenfreude darauf hinzuweisen, daß Fürst Bismarck endlich einmal „seinen Meister" gefunden habe.

Diese Presse ist freilich nur zum Teil unmittelbar jüdisch beeinflußt, so weit nämlich, als sie sich „freisinnig" nennt. Allein das Semitentum hat weit über seine Grenzen hinaus „Schule" gemacht; es hat den Ton und Charakter des deutschen Zeitungswesens so gründlich verdorben, daß es, wie gesagt, nur eine Partei noch gibt, deren Organe nicht in gewisser Weise davon angefressen sind. Die öffentliche Wahrheitsliebe ist unter diesem Einflusse ebenso tief gesunken, als der nationale Sinn angekränkelt scheint. Wenn man die Deutschen, so weit sie nicht positiv christlich sind, nach ihrer Presse beurteilen wollte, würde man an ihrer Zukunft verzweifeln müssen. Zum guten Glück darf man jedoch sagen, daß sie im Durchschnitt besser sind, als die Blätter, die sie lesen. Sehr häufig in der That kann man die Bemerkung machen, daß die Zeiten des sogenannten „Leibblattes", auf welches der Leser schwört, vorüber sind. Die Zeitung wird häufig gewechselt, nicht selten sogar von einem Vierteljahre zum anderen, und auch wo dies nicht geschieht und das Blatt aus alter Gewohnheit bleibt, wird aus der Unzufriedenheit kein Hehl gemacht. Man hält es der Anzeigen, der Familiennachrichten wegen, sehr oft auch, weil man kein „besseres" weiß, weil sie „alle nichts taugen". Ein weniger schmeichelhaftes Urteil läßt sich schwerlich denken, und doch wird im großen und ganzen nichts geändert, geschweige denn gebessert.

Von den Parteien gilt im großen und ganzen dasselbe; auch sie sind ihrer Natur nach dazu angethan, mehr die schlimmen als die guten Seiten unseres öffentlichen Lebens darzustellen. Immerhin aber erscheint ersteres in vergleichsweise gemilderter Gestalt, weil sich einseitige Privatinteressen und Privatmeinungen hier denn doch nicht in dem Maß voranstellen können, als dies in der Presse möglich ist, wo sich oft genug unter dem Deckmantel der Namenlosigkeit ein einzelner Wille an die Stelle vieler setzt, um in deren Namen das Wort zu führen und ihnen nicht selten Anschauungen unterzulegen, von denen sie in Wirklichkeit nichts wissen wollen. Daß bei dem allgemeinen Stimmrecht ähnliche Fälschungen möglich sind und oft genug vorkommen, ist zwar gewiß. Bis zu einem gewissen Grade aber wird immer dem Rechnung getragen werden müssen, was das Durchschnittsstreben der Massen ist, so dunkel und unklar dasselbe auch empfunden werden mag.

Die angedeutete Unzulänglichkeit der Parteien und ihrer Haltung den nationalen Aufgaben gegenüber schließt aber bei ihnen wie bei der Presse eine bedeutende Abstufung, ein stark hervortretendes Mehr oder Minder in keiner Weise aus.

Niemand wird uns der Parteilichkeit oder Uebertreibung zeihen dürfen, wenn wir der deutsch-konservativen Partei hier die erste Stelle anweisen. Es steht dies mit den Ansprüchen einer anderen Partei, der nationalliberalen, zwar im Widerspruch; die Thatsachen selbst aber sprechen laut genug, um diesen Widerspruch unbefangenem Urteil gegenüber verstummen zu machen.

Aus der langen Reihe dessen, was hier anzuführen wäre, heben wir vor allem das hervor, daß die deutsch-konservative Partei bei den letzten entscheidenden Reichs-

tagswahlen vom 21. Februar 1887 das mit den Nationalliberalen eingegangene Kartell mit der größten Aufopferung eingehalten hat, während die Nationalliberalen ihrerseits keinen Anstand nahmen, das Parteiinteresse in einer Reihe von Fällen voran zu stellen, d. h. der getroffenen Abmachung zuwider selbst in solchen Kreisen gegen die Wahl konservativer Vertreter aufzutreten, wo der nationalliberale Kandidat keine ernsthaften Aussichten hatte. Unter dem Einfluß der herrschenden mittelparteilichen Strömung hat dies Verhalten nicht den gebührenden Anstoß erregt, und selbst die Konservativen sind als Partei außerordentlich schonend darüber hinweg gegangen. An der Bedeutung der Thatsache selbst ändert diese äußere Rücksichtnahme aber nichts.

Im übrigen gestehen wir unbedenklich zu, daß es auch die konservative Partei, im einzelnen betrachtet, noch an manchem fehlen läßt, d. h. die Unfertigkeit der deutschen Zustände in ihrem Sein und Wesen widerspiegelt. Mit dem Programm vom 12. Juli 1876 ist sie im Grundsatze eine nationale Partei geworden und hat diesen Standpunkt in allen großen Momenten des öffentlichen Lebens nie verleugnet. Wo sie sich aber sozusagen im Alltagskleide zeigt, da läßt sie ihren territorialen Ursprung noch immer hier und da erkennen. Man kann nicht in Abrede stellen, daß ihr in den verschiedenen Bundesstaaten, selbst Preußen nicht durchweg ausgenommen, auch heute noch stellenweise Elemente angehören, welche mit ihren Sympathien mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart wurzeln und an der Schöpfung des Reiches deshalb zum Teil noch nicht die rechte Freude haben. An die Welfen, von denen bereits die Rede war, denken wir hier nicht; was die noch vorhandenen konservativen „Partikularisten" von jenen unterscheidet, ist die unzweifelhaft vorhandene Loyalität, mit der sie den Reichseinrichtungen gegenüber stehen; immerhin aber muß ihre Mitwirkung an der Entwickelung dieser Einrichtungen im einzelnen manches zu wünschen übrig lassen, wie jeder weiß, der sich mit der Organisation der Partei praktisch zu befassen hat. Trotz des im „Wahlverein der Deutsch-Konservativen" vorhandenen gemeinschaftlichen Bandes gehen die Landesparteien manchmal ohne rechte Fühlung mit einander vor, und der Einfluß der Zentralstelle in Berlin reicht nicht immer so weit, als das namentlich bei den Wahlen erwünscht sein muß; man darf indessen sagen, daß jedes Jahr Besserung bringt. Von dem heranwachsenden Geschlecht der Konservativen, welches das Reich als fertige Thatsache vorgefunden hat und die Zustände vor 1871 aus eigener Anschauung kaum mehr kennt, darf erwartet werden, daß es aus der deutsch-konservativen Partei voll und ganz das machen werde, was sie ihrer Idee nach schon ist: die nationale Partei im eigentlichsten und schönsten Sinne des Wortes, diejenige Partei, welche den Reichsgedanken, d. h. einen gesunden Föderalismus, der auf der unverbrüchlichen Heilighaltung aller wohlerworbenen Rechte ruht, mit der Kaiseridee zu vereinigen weiß, in der die notwendige äußere Einheit der Nation zu kraft- und glanzvollem Ausdrucke kommt.

Am nächsten in letzterer Hinsicht steht ihr die nationalliberale Partei, wenn sie gleich, wie wir gesehen, der Versuchung, bloße Parteipolitik zu treiben, wo sie nationale Politik zu treiben verpflichtet ist, nicht immer zu widerstehen vermag. Im ganzen und großen verleugnet sie diesen Standpunkt aber doch nicht; die kleinliche Auffassung liegt ihr fern, welche für das Verhalten mancher anderer Parteien noch immer maßgebend ist; sie begreift, daß Deutschland im idealen wie im materiellen Sinne nur unter den 1866 und 1870/71 geschaffenen Voraussetzungen groß werden und das Gewonnene erhalten kann. Sie hat deshalb nicht gezögert, in den kritischen Tagen des Winters 1887 rückhaltlos für die Politik des Fürsten Bismarck einzutreten, und sich damit ein gewisses Anrecht auf schonende Beurteilung der Schwächen erworben, deren sie sich auf anderen Gebieten noch immer schuldig macht, — voraussichtlich in noch größerem Maße schuldig machen würde, wenn es nicht einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten bis jetzt gelungen wäre, die sich dreist vordrängenden jüdisch-manchesterlichen Einflüsse in der Praxis zurückzudrängen.

Die deutsch-freisinnige Partei hat sich aller Fehler der Nationalliberalen im erhöhten Maße schuldig gemacht und thut dies noch jetzt, ohne daß ihr irgend eines der Verdienste jener Partei nachzurühmen wäre. Für die nationalen Aufgaben des Volkes und seine veränderte Stellung in der Welt hat es ihr von dem großen Umschwung der Dinge in den Jahren 1866 und 1870/71 bis auf den heutigen Tag an jeder Spur von Verständnis gefehlt; aller heuchlerischen Redensarten entkleidet, deren sie sich natürlich nicht im geringsten schämt, ist ihr Standpunkt dem Reiche gegenüber nicht nur der der Gleichgültigkeit; er muß sogar als unverkennbare, wenn auch nicht ausgesprochene Abneigung bezeichnet werden, und dies ist erklärlich genug, da sich der weltbürgerliche Radikalismus in seiner abstraktesten Form, wie er das überlieferte Programm des „Deutschfreisinns“ bildet, für das rein Nationale schlechterdings nicht zu erwärmen vermag, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu geraten. Dies ist der tiefste und letzte Grund des hartnäckigen Widerstandes, welchen Eugen Richter und seine Freunde der Reichspolitik seit mehr als zwanzig Jahren entgegensetzen. Schon bei Begründung des Norddeutschen Bundes haben sie gefühlt, daß dieses neue Staatengebilde dem Wachstum und der Blüte ihrer Partei keine Stätte bieten werde, und deshalb alles daran gesetzt, um den Lauf der Dinge, den sie nicht zu hemmen vermochten, wenigstens so langsam als möglich zu gestalten.

Daß ihr letzteres gelungen ist, bezeugt am besten Fürst Bismarck selbst, welcher der Richterschen Opposition von jeher eine besondere Bedeutung beigelegt hat, mit der sich, allerdings in noch verstärktem Grade, nur die des Abgeordneten Windthorst vergleichen läßt. Ob dabei nicht die Person des Abgeordneten Richter zu hoch, andere Umstände zu niedrig angeschlagen werden, kann freilich zweifelhaft erscheinen. So viel ist indessen gewiß, daß die Stellung, welche das Judentum innerhalb der „freisinnigen“ Partei einnimmt, nicht die nötige Würdigung erfährt; so weit wenigstens nicht, daß dies zu praktischen Folgen führte. Ohne die geistigen und materiellen Mittel, welche ihm das Judentum mit seinem bereits gekennzeichneten antinationalen Streben fort und fort zur Verfügung stellt, würde die unzweifelhafte demagogische Kunst des Abgeordneten Richter ziemlich machtlos sein. Obgleich aber ein Versuch, die Juden ins nationalliberale Lager zu locken, bald nach den Reichstagswahlen 1887 die schärfste und verletzendste Zurückweisung erfahren hat, findet der Antisemitismus nach wie vor nicht nur keinerlei Unterstützung, er wird sogar offiziös zum Teil mit einer Rücksichtslosigkeit bekämpft, die in der politischen Thätigkeit der Juden, wie gesagt, durchaus keine Erklärung findet, also wohl mit ihrem sozialen Einfluß zusammen hängen wird. Wie dem aber auch sein möge, so viel scheint gewiß, daß sich der „Freisinn“ nach wie vor von den Juden aus der Klemme wird helfen lassen dürfen, ohne daß erstere darum für sich und ihre Stellung in Deutschland etwas zu befürchten hätten. Zwischen der Partei als solcher und ihren verschiedenen Elementen unterscheidet man eben scharf; was Wunder, daß der Zerbröckelungsprozeß des „Freisinns“ unter diesen Umständen viel langsamer vor sich geht, als an sich notwendig wäre, obwohl er in der schwach entwickelten nationalen Denkweise der Deutschen im negativen Sinne noch immer eine mächtige Stütze findet. Der Halt, den ihm das Judentum bietet, ist, obwohl künstlicher Natur, doch außerordentlich stark. Allerdings hat dieser Halt es nicht zu verhindern vermocht, daß die Reichstagswahlen von 1884 und 1887 zu blutigen Niederlagen des „Freisinns“ geworden sind. Die parlamentarischen Schlappen einer Partei sind für den Fortbestand derselben aber nicht in dem Maße entscheidend, als häufig angenommen wird. Im Reichstage und in dem preußischen Landtage, wie in anderen Einzelvertretungen Deutschlands, spielt der „Freisinn“ zwar gegenwärtig keine entscheidende Rolle mehr; in den meisten großen und in vielen mittleren und kleineren Städten des Reiches herrscht er dagegen nach wie vor fast unumschränkt und übt auf diese Weise einen Einfluß aus, für den der Maßstab der parlamentarischen Stellung der Partei durchaus nicht paßt. Dieser fortdauernde Einfluß ist ohne Frage überwiegend der Entschiedenheit zu danken,

mit der das Judentum, seiner Grundsätze wegen, am „Freisinn" hängt, während es dem Opportunismus der Nationalliberalen in keiner Weise traut, die Konservativen aber, nicht nur ihrer antisemitischen Neigungen wegen, sondern noch mehr vielleicht deswegen haßt, weil es in ihnen die Träger zugleich christlicher und monarchischer Anschauungen erkennt.

Ganz ohne Eindruck ist der politische Rückgang des „Freisinns" auf die Juden bei alledem nicht geblieben. Wenn auch langsam und vorsichtig genug, beginnen sie sich neuerdings in steigender Zahl der Sozialdemokratie zuzuwenden, derjenigen Partei, welche die nationale Gleichgültigkeit und den schrankenlosen Radikalismus des „Freisinns" mit sozialpolitischen Anschauungen verbindet, wie sie die Massen mehr und mehr erfüllen, für die sich im „freisinnigen" Programm aber bis zu dieser Stunde keine Stätte findet. Daß jene sozialpolitischen Anschauungen den Juden an sich nicht sympathisch sind, versteht sich wohl von selbst; als Kulisse, aus der sich, um mit Stephan zu sprechen, „wirkungsvoll hervortreten läßt", gelten sie ihnen indessen viel. Hinter dieser Kulisse läßt sich in aller Stille und Heimlichkeit so manches vorbereiten, was der „Freisinn" und die sogenannte „bürgerliche Demokratie" öffentlich zu betreiben genötigt sind, weshalb es seine beste Wirkung leicht verliert. Kein Wunder daher, daß die Politik der Sozialdemokraten unter dem Deckmantel der Fürsorge für den „kleinen Mann" neuerdings immer mehr den Charakter eines radikalen Anarchismus annimmt. Die Juden an der Spitze der Partei arbeiten mit vollem Bewußtsein auf die soziale Weltrevolution hin, von der sie den Untergang aller christlichen und monarchischen Ordnung erwarten, während sie anderseits überzeugt sind, daß sie ihren eigenen Einfluß und Besitz unter allen Umständen zu erhalten wissen werden; eine Erwartung, die nach den in Paris unter der Herrschaft der Kommune gemachten Erfahrungen keineswegs grundlos genannt werden darf. Damals ist das ungeheure Vermögen des Hauses Rothschild bekanntermaßen unberührt geblieben, obwohl Gewissenhaftigkeit in Geldsachen keineswegs die starke Seite der Kommune war, und sie reichlicher Mittel dringend bedurfte. Wer in dieser Thatsache nicht den redenden Beweis dafür sehen will, daß die Kommune nur das Vorspiel jener von jüdischer Seite vorbereiteten Weltrevolution gewesen ist, der hat überhaupt keine Augen. Das Judentum stellt dem Sozialismus einen Teil seines Geldes zur Verfügung, damit ihm der Rest erhalten bleibe, und um des Ausganges sicher zu sein, nimmt es die Leitung der Bewegung selbst in die Hand. Möglich allerdings, daß die Rechnung irrig ist, und daß das Judentum die Geister, die es ruft, nicht mehr los werden wird: die Sozialdemokraten, unter denen es viele heimliche Antisemiten gibt — öffentlich wagen sie sich mit Rücksicht auf das Parteiprogramm nicht hervor — sind den Juden gegenüber weniger naiv, als man denkt. Nicht selten kann man hören: daß auch dieser „Mohr" werde „gehen" müssen, wenn er „seine Schuldigkeit gethan". Bei alledem bleibt es wahr, daß die Sozialdemokratie für jetzt kaum etwas anderes ist, als ein Werkzeug in den Händen der Juden, d. h. eine Partei, die wir vom nationalen Standpunkt nur als eine entschiedene Gegnerin betrachten können, für die das Deutsche Reich nichts bedeutet, als einen mächtigen Stein des Anstoßes mehr auf ihrem Wege, ein Hindernis, das um jeden Preis beseitigt werden muß, wenn das letzte Ziel, der allgemeine europäische Umsturz, erreicht werden soll. Mit diesem Feinde ist deshalb schlechterdings kein Abkommen zu treffen; zwischen ihm und uns gibt es nichts als Kampf auf Leben und Tod, während der „Freisinn" seinerseits manche Elemente enthält, die für den nationalen Staat gewonnen werden können.

Bei den letzten Wahlen hat sich das gezeigt. Der vergleichsweise zahme „Freisinn" gab nach der nationalen Seite manche Stimmen ab, die unversöhnliche Sozialdemokratie nicht; diese machte vielmehr neuen Gewinn für sich, in und aus einer Lage, die für den Fortbestand des Reiches entscheidend werden konnte. Schlagender läßt sich nicht beweisen, daß die Sozialdemokratie dem Reiche nicht nur gleichgültig, sondern feindlich

gegenübersteht, und daß deshalb jede Rücksichtnahme und Schonung ihr gegenüber nur vom Uebel wäre.

Von dem katholischen Zentrum, obwohl man dasselbe seit anderthalb Jahrzehnten als „reichsfeindlich" im besonderen Sinne zu bezeichnen gewohnt ist, gilt alles das weit weniger. Daß die Bezeichnung für manche Elemente desselben zutreffend ist, wissen wir zwar. Um sich hierüber zu täuschen, müßte man der Entwickelung des Deutschen Reiches seit seiner Wiedererstehung, vorzugsweise aber in den letzten Jahren, bis zur großen Krisis von 1887, nicht mit offenen Augen gefolgt sein. Während aber die Sozialdemokratie ihrem innersten Kerne nach eine schlechthin unversöhnliche Partei darstellt, gehört die große Mehrzahl der deutschen Zentrumsleute nicht zu den bewußten Gegnern des Reiches, zählt vielmehr zu denjenigen Elementen, welche sich ihm nur unter bestimmten Umständen und aus ganz bestimmten Gründen zeitweilig entgegenstellen; eine Opposition, die sich zum guten Teil daraus erklärt, daß das Nationalgefühl unserer Katholiken noch ungleich schwächer entwickelt ist, als das der evangelischen Deutschen, während der langjährige „Kulturkampf" umgekehrt eine Kräftigung des katholischen Bewußtseins herbeigeführt hat, mit der sich die des evangelischen nicht vergleichen kann. Unter dem Einfluß dieser Stimmung hat das katholische Volk leicht vermocht werden können, den ihm von seinen Führern gepredigten Widerstand gegen die Politik des Fürsten Bismarck ausschließlich unter dem Gesichtspunkt zu betrachten, daß man „Gott mehr gehorchen soll als den Menschen". Ist es aber an dem, dann braucht es auch nicht notwendig als Zeichen hoffnungsloser nationaler Verkommenheit zu erscheinen, daß sich die Zentrumswähler am 21. Februar 1887 ihrer ungeheuren Mehrzahl nach den ausgesprochenen Widersachern des Reiches beigesellten. Selbst der Umstand, daß dies gegen den Willen des Papstes geschehen ist, rechtfertigt solchen Pessimismus nicht, weil es fest steht, daß die große Masse der Katholiken hinsichtlich der Wünsche Leos XIII. irre geführt worden war; daß sich für sie diese Wünsche in dem einen Satze zusammenfaßten: Erhaltung des Zentrums um jeden Preis, während der Papst hierauf für den Augenblick keinen ausschlaggebenden Wert gelegt haben konnte. Worauf es ihm vor allem ankam waren vielmehr möglichst gute Beziehungen zum deutschen Reich, von dem sich sein staatsmännischer Blick auf die Dauer größeren Nutzen für die Sache der Kirche zu versprechen schien, als von dem giftigen Haß, mit welchem das ultramontane Intransigententum in aller Welt das neue Deutschland verfolgt, weil es überwiegend evangelisch ist. Bei seiner feineren Auffassung meint der Papst vielleicht, daß wenn dem Katholizismus in Deutschland neue Bahnen eröffnet werden sollen, dies nur unter der einen Voraussetzung gelingen kann, daß sich die Katholiken rückhaltlos dem nationalen Staate anschließen, seine Sache unbedingt zu der ihrigen machen.

Ob diese Anschauung auch in den leitenden Kreisen des deutschen Katholizismus bereits Boden zu gewinnen anfängt, läßt sich zur Zeit nicht übersehen; daß die veränderte Stellung des Papstes ihre Wirkung im stillen nicht verfehlt, daß sich eine gewisse Milderung und Abschwächung der ultramontanen Oppositionslust geltend zu machen beginnt, wird von aufmerksamen Beobachtern behauptet. Der unversöhnliche Standpunkt, wie er im St. Augustinuspreßverein eine feste Stütze findet, hat nach außen jedoch an Einfluß noch nichts eingebüßt.

Die Hoffnung, daß sich die Katholiken Deutschlands dem nationalen Gedanken, wenn auch nur langsam und allmählich, zuwenden werden, braucht nicht aufgegeben zu werden, vorausgesetzt allerdings, daß das Reich sich nicht abermals zu einer Politik bestimmen läßt, wie sie durch die Beendigung des Kulturkampfes eben erst gründlich verurteilt worden ist.

* * *

Es ist kein schmeichelhaftes Bild, das wir hier entworfen haben; für trost- und hoffnungslos indessen halten wir es nicht. Nur dann könnte es beides sein, wenn es sich um einen Zustand handelte, den wir für einen fertigen, in sich abgeschlossenen halten müßten. Daß wir dies nicht thun, haben wir aber schon betont. Das deutsche Volk steht vielmehr mitten in einem Entwickelungsprozesse, der, wie alle Vorgänge dieser Art, naturgemäß mehr die unerfreulichen als die erfreulichen Seiten seines Wesens hervor treten läßt, weil er den Kampf darstellt, der als solcher niemals, oder doch nur in der poetischen Darstellung schön sein kann. Schön tritt uns nur das Vollendete, Abgeklärte entgegen; nur auf ihm darf das Auge darum mit Befriedigung ruhen. Wie wir die Dinge ansehen, wird der deutsche Nationalstaat, das sagten wir schon, frühestens im nächsten Jahrhundert diesen vergleichsweise zufriedenstellenden, weil harmonischen Anblick gewähren; erst dann werden die Trümmer der Vergangenheit, die überlebten Gebilde, für die in der Gegenwart kein Platz mehr ist, so vollständig verschwunden sein, daß sie der Betrachtung keinen Anstoß mehr erregen und dem ruhigen Fluß der Dinge nicht im Wege stehen wie jetzt.

Es hindert uns indessen nichts, bereits jetzt die in einem anderen Zusammenhange übrigens schon berührten Anzeichen zu prüfen, die als Keime einer besseren Zukunft im nationalen Sinne thatsächlich bereits vorhanden sind, und die sich von den bösen Geistern der Vergangenheit, wie von den verderblichen Einwirkungen, an welcher es auch in der Gegenwart nicht fehlt, so es Gottes Wille ist, nicht mehr ersticken lassen werden.

Der richtige Weg muß der der Vergleichung sein. Nur wenn wir das deutsche Volk, wie es ist, mit dem deutschen Volk vergleichen wie es war, nur wenn wir seine geistigen und sittlichen Zustände, seine sozialen und politischen Aussichten an dem Maße seiner Nachbarn messen, werden wir ein Bild davon gewinnen können, was Deutschland dereinst zu sein berufen ist.

Wir haben das schwache Nationalgefühl der Deutschen, wie es sich einer mehr als zwanzigjährigen großen Entwickelung zum Trotz, noch immer darstellt, bitter beklagt, und uns nicht gescheut, den Finger auf die Wunde zu legen; wenn wir aber daran erinnert werden, daß unser größter Dichter sich gegen den nationalen Aufschwung der Befreiungskriege nicht nur völlig kühl verhalten hat, sondern sich über denselben sogar „entrüsten" konnte, ohne daß ihn dies in den Augen des, mitten im „Kampf ums Dasein" begriffenen Volkes vernichtet hätte, wenn wir an die sinnlose und klägliche Griechen- und Polenschwärmerei der zwanziger und dreißiger Jahre denken, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß man bis in eine uns sehr naheliegende Vergangenheit hinein die Begeisterung für fremde Helden und Heldenthaten, selbst die für den korsischen Räuber und Unterdrücker, als das Selbstverständlichste von der Welt ansah, ja einen förmlichen Kultus mit diesen Dingen treiben konnte, (wir denken hier beispielsweise an Heines „Grenadiere" und Zedlitz' „Nächtliche Heerschau") — wenn wir uns das alles vergegenwärtigen, dann dürfen wir doch sagen, daß in der Gegenwart vieles nicht mehr möglich ist, was zu den Zeiten unserer Väter und Großväter für das deutsche Volksgefühl noch nichts Verletzendes hatte. Eine, wenn auch nur vergleichsweise Steigerung des nationalen Selbstgefühls ist damit dargethan, und dieser Fortschritt genügt, um die Möglichkeit der Weiterentwickelung in der gleichen Richtung erkennen zu lassen.

Es sind aber noch andere beweiskräftige Anzeichen da, die in demselben Sinne gedeutet werden müssen. Zwar wird zuzugeben sein, daß die Bildung des deutschen Zollvereins, die Begründung des Norddeutschen Bundes und endlich des Deutschen Reiches, mit all den organischen Einrichtungen, welche sich aus diesen Thatsachen nach und nach ergeben haben, genau genommen nicht als unmittelbare Ausflüsse der deutschen Volksseele anzusehen sind, die ihrerseits vielleicht noch lange auf diese Gestaltungen verzichtet haben würde, daß sie vielmehr dem Eingreifen einzelner gewaltiger Persönlich-

keiten zu verdanken sind, denen die Macht des preußischen Staates zur Verfügung stand, und die von dieser Macht mehr als einmal, wie wir alle wissen, im vollen Gegensatz zu dem, was als die „öffentliche Meinung der Nation" gelten wollte und sollte, Gebrauch gemacht haben, um das zu erreichen, was ihrer Ansicht nach dem Interesse der Nation entsprach, von dieser letzteren, dem damaligen Stande ihrer Erkenntnis nach, aber noch nicht als solches erfaßt werden konnte. Nicht minder wahr ist es indessen, daß derartige Bestrebungen einzelner Männer undenkbar gewesen wären, wenn ihnen nicht ein gewisses Sehnen und Streben im Volke selbst die ideale Grundlage für ihr Handeln geboten hätte. So kann man sagen, daß die preußische Politik von 1866 ohne die vorausgegangene Agitation der sogenannten „Gothaer" und des Deutschen Nationalvereins in noch viel höherem Grade in dem falschen Licht einer bloßen Ausgeburt des dynastischen Ehrgeizes erschienen wäre, als dies ohnehin der Fall gewesen ist. In diesem Sinne also dürfen selbst Vorgänge, die sich thatsächlich gegen den Willen eines Teiles des Volkes, ja sogar der Mehrheit desselben vollzogen haben, den nationalen Leistungen eben dieses Volkes zugerechnet werden. Unter allen Umständen bleibt es doch eben seine Kraft, ohne welche die weltumwälzenden Thaten nicht hätten geschehen können, deren Zeugen wir gewesen sind. Wer sich hierauf beruft, dem wird nicht leicht widersprochen werden, selbst wenn man mit dem vollen Pessimismus ausgerüstet ist, den wir Deutschen unseren eigenen Angelegenheiten entgegen zu bringen gewohnt sind. Eine Nation aber, die, ob zwar unter genialer Leitung, mit einem bloßen Bruchteil ihres Könnens — denn um etwas anderes handelt es sich nicht — einer Welt voll Gegnern zum Trotz erreicht hat, was uns 1870—71 gelungen ist: eine solche Nation bietet damit allein eine Bürgschaft für eine innere und äußere Lebensfähigkeit wie wir sie anderswo vergeblich suchen.

Wie sieht es bei unseren Nachbarn, wenn wir den Maßstab des Heimischen anlegen, denn eigentlich nun aus? Daß wir durchweg einem kräftiger entwickelten Selbstbewußtsein begegnen, daß uns in dieser Hinsicht selbst Spanier, Belgier, Dänen u. s. w. überlegen sind, haben wir bereits gesehen. Auf der anderen Seite aber ist es nicht minder gewiß, daß die europäischen Nationen, so weit sie auf geschichtliche Bedeutung Anspruch haben, fast ohne Ausnahme von dem Nimbus dieser Geschichte leben, dem die Gegenwart nichts mehr hinzu thut. Die nationale Empfindung zehrt bei ihnen also, sozusagen, vom Kapital; sie kann naturgemäß nicht mehr wachsen, schwächt sich vielmehr in Wahrheit ab, wenn sich das auch hinter krankhafter Demonstrationslust, wie sie namentlich den Franzosen und Spaniern eigen ist, vielfach verbirgt, so daß es namentlich der deutschen „Bescheidenheit" noch keineswegs klar werden will.

Bei den Franzosen zumal ist diese thatsächliche Abschwächung des Nationalgefühls schon 1870—71 scharf hervorgetreten. Daß damals fast eine halbe Million Soldaten in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten konnten, muß, was man auch sagen möge, ein vom Standpunkt der französischen Vaterlandsliebe und Opferfreudigkeit trauriges Zeichen der Zeit genannt werden; fast so traurig in der That als das andere, daß die französische Hauptstadt, während der Feind noch im Lande stand, zum Schauplatz der internationalen, d. h. der antinationalen Revolution werden und einer Verschwörerbande in die Hände fallen konnte, unter deren leitenden Häuptern sich nur wenige Franzosen befanden.

Derselbe Mangel an wahrhaft patriotischem Sinn hat sich seitdem unzählige Male in der kläglichen Form der parlamentarischen Parteikämpfe offenbart, bei denen das persönliche Moment von Jahr zu Jahr eine größere Rolle spielt, und zwar das Persönliche in seiner unschönsten Form, in der des materiellen Interesses. Die „dritte Republik" ist zum Börsenstaat herabgesunken. Das Geld ist dort dermaßen die ausschlaggebende Macht geworden, daß sich das Frankreich Deroulèdes, das Frankreich der „révanche" und der Deutschenfresserei um jeden Preis, thatsächlich von deutschen Juden

beherrschen läßt, den Rothschilds, Erlangers, Sterns u. s. w. machtlos zu Füßen liegt. Noch gibt es französische Patrioten wie Eduard Drumond, denen diese Schmach zu Herzen geht. die darüber knirschen; und der Erfolg der „France juive" beweist, daß die Zahl dieser Patrioten nicht gering sein kann. Bei alledem ist sie nicht groß genug, um einen nachhaltigen Umschwung möglich zu machen. Das Buch Drumonds hat 100 Auflagen erlebt; unendlich mehr, als der Verfasser je erwartet hatte. Dennoch ist es, so weit es auf die Thatsachen ankommt, völlig wirkungslos geblieben. Nachweislich ist die Macht des Börsen- und Judentums sogar gestiegen, indem verschiedene Beschränkungen, denen das Treiben der „goldenen Internationale" in früherer besserer Zeit noch unterworfen war, teils bereits gefallen sind, teils, wie z. B. die Emissionssteuer auf ausländische Werte, beseitigt werden sollen.

Auch auf anderen Gebieten macht sich dieselbe Erscheinung geltend: eine krasse Selbstsucht, die für das Interesse der Gesamtheit nur noch Worte aber keine Thaten mehr hat, und deshalb alle ernsthaft gemeinten Reformen unmöglich macht. Selbst das Kriegswesen bildet, aller tönenden Redensarten ungeachtet, keine Ausnahme. Die Kammern zwar bewilligen alles, was der Kriegsminister verlangt; die persönliche Opferwilligkeit ist dagegen so gering, daß alle Versuche, das Heer auf die Höhe der Zeit zu bringen, vergeblich bleiben und kaum eine andere Wirkung haben, als den vorhandenen Wirrwarr noch zu steigern. Besonders bezeichnend hierfür ist der unaufhörlich zunehmende Mangel an brauchbaren Unteroffizieren. Wenn man diese Thatsachen mit dem Revanchegeschrei der „Patriotenliga" zusammenhält, so weiß man, was von der französischen Vaterlandsliebe der That zu halten ist. Was Herr Deroulede zuwege gebracht hat, scheint kaum viel mehr zu sein, als ein gewaltiges Schaumspritzen, wie es zu dem theatralischen Wesen der Franzosen paßt.

Ungefährlich ist dieses Schaumspritzen bei alledem freilich nicht, weil der französische Nationalcharakter gleichzeitig im hohen Grade den Instinkt der Unterordnung unter einen überlegenen Willen besitzt, so daß das Volk leicht dazu gebracht werden kann, auch gegen seine Neigung ehrgeizigen Zwecken dienstbar zu werden. Damit haben wir es indessen an dieser Stelle nicht zu thun; hier interessiert uns das nationale Moment nur im subjektiven Sinne.

Auch mit dem berühmten englischen Nationalgefühl ist es heute bei weitem nicht mehr so bestellt, wie vor ein paar Jahrzehnten noch. Der abstrakte Radikalismus mit seiner naturgemäß weltbürgerlichen Tendenz, hat, wenn auch nicht den äußeren Hochmut, so doch den echten Stolz des „civis romanus" stark beeinträchtigt. Noch mehr vielleicht aber hat in diesem Sinne übrigens die „satte Befriedigung" gewirkt, wie sie dem Reichtum auf dem Fuße zu folgen pflegt. Der Durchschnittsengländer von heute ist im Gegensatz zu dem des vorigen Jahrhunderts ein zahmer und friedlicher Mann, ein Mann, der etwas zu verlieren hat, und der den Nationalstolz deshalb, wenn es sein muß, in die Tasche zu stecken versteht. Wo es nicht sein muß. weiß er ihn freilich noch immer hervorzukehren, und dadurch unterscheidet er sich vom Deutschen, der nirgend und in keiner Lage das Bedürfnis fühlt, sich als solcher geltend zu machen. In sozialer Hinsicht kommt das dem Briten sehr zu statten. Im internationalen Verkehr gilt der Engländer nach wie vor als „vornehmer Mann"; sein politisches Ansehen dagegen ist stark gesunken, und die aller Vaterlandsliebe ins Gesicht schlagende Art, wie die liberale Partei unter Gladstone die Ansprüche der England todfeindlichen irischen „Homeruler" unterstützt, ist ganz dazu angethan, diese Mißachtung zu vermehren.

Das russische Wesen, wie es sich zumal unter Alexander III. entwickelt hat, läßt dem äußeren Anschein nach auf einen gewaltigen Aufschwung des Nationalbewußtseins schließen. Bis zu einem gewissen Grade trifft das auch zu. Katkow, Aksakow und so manche andere noch haben insofern nicht vergeblich gewirkt, als es ihnen in der That gelungen ist, die russische Gegenwart mit einer außerordentlich hohen Meinung

nicht von ihrem eigenen inneren Wert, wohl aber von ihrer Kraft und Leistungsfähigkeit nach außen zu erfüllen. Daß dies die selbstbewußte Haltung unterstützt, welche Rußland, dank der durch den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 bedingten europäischen Lage dem Westen, besonders aber dem Deutschen Reiche gegenüber einnimmt, läßt sich nicht verkennen. Mit jenem echten Nationalgefühl jedoch, welches als die reife Frucht großer Leistungen erscheint, hat dieser „Aufschwung" um so weniger gemein, je deutlicher die Rolle ist, welche die Gunst des in Rußland allmächtigen Hofes dabei spielt. Der Kaiser selbst hat sich an die Spitze der Nationalpartei gestellt, ihm folgt die Masse blind, auch die, welcher die Katkowsche Sache an sich ganz unverständlich ist, und die einfach das für richtig hält, was ihr vom Zaren so bezeichnet wird. Daß aber hier die Millionen sind, während auf der anderen Seite, d. h. bei den bewußt slawophil Gesinnten, wenige Tausende stehen, weiß jedermann, der Rußland kennt. Nur eines Winkes vom Zaren bedürfte es darum, um einen neuen Umschwung anzubahnen und Europa die Stellung wiederzugeben, die es an der Newa und Moskwa verloren hat. Wenn dieser Wink aber auch nicht erfolgt — und dafür scheint zunächst noch alles zu sprechen — so wird eine äußere Katastrophe dafür sorgen, daß das wahre Wesen dieses Staates klar zutage tritt, jenes wahre Wesen, welches nach dem Ausspruch eines tiefen Kenners die „organisierte Barbarei" bedeutet, d. h. eine Macht, die den Kampf mit den aufstrebenden Bildungs- und Gesittungsträgern des Jahrhunderts auch unter der Voraussetzung nicht aufzunehmen vermöchte, daß sie denselben an Mitteln roher Gewalt unendlich überlegen wäre. Davon aber kann, wenn Rußland und Deutschland verglichen werden, keine Rede sein. Nach herkömmlicher Annahme soll uns Rußland zwar an Menschen um das Doppelte überlegen sein. Es ist das jedoch eine Voraussetzung, der jeder wissenschaftliche Boden fehlt. Volkszählungen haben in Rußland noch niemals stattgefunden, was über die Bevölkerungszahl bekannt ist, beruht auf bloßer Schätzung und kommt der Wahrheit nach der negativen Seite vermutlich näher als nach der positiven, aber es ist wahrscheinlicher, daß sich die wirkliche Zahl mehr um 50 Millionen herum bewegt als um 100 Millionen. So sagen wenigstens diejenigen, die sich mit der Untersuchung der thatsächlichen Verhältnisse zu befassen haben, auf denen das staatliche Leben des russischen Reiches beruht.

Die meiste Verwandtschaft mit der deutschen Entwickelung weist die italienische auf; einen gefährlichen Nebenbuhler aber haben wir in dem neuen Königreiche schwerlich zu erwarten. Von den politischen Verhältnissen in concreto sehen wir dabei ganz ab, diese gehören nicht hierher. Was uns aber über die geistigen Mächte in dem italienischen Volke von Kennern berichtet wird, deutet kaum auf eine große Zukunft hin. Selbst im Vergleich zu den modernen Franzosen erscheinen die Italiener der Gegenwart phrasenhaft und vielfach recht trivial. In ihrem Hasse gegen das Papsttum, das doch in gewissem Sinne eine italienische Einrichtung ist, haben sie sich in einen Religionshaß hineingeredet, der ausdörrend wie der Glutwind Samum wirkt und nichts als persönliche Ziele übrig läßt, und dem der auch in Italien zur Herrschaft gelangte Parlamentarismus reiche Nahrung bietet. Was an staatsmännischen Persönlichkeiten da ist, gehört durchweg dem älteren Geschlechte an, das sich, ob zwar durch und durch revolutionär gesinnt, aus den Tagen seiner kampf- und opferreichen Jugend immerhin eine Art von Idealismus bewahrt hat, während die Jugend im Kaffeehausgezänk aufzugehen scheint.

Das Gesamtergebnis ist: unsere Nachbarn im ganzen und großen sind im Niedergange begriffen. Deutschland würde mithin schon dann emporsteigen, wenn es bliebe, was und wie es ist. Das aber kann und wird es nicht. Unabhängig von dem, was rings um uns vorgeht, sind wir in einem wenn auch langsamen absoluten Fortschreiten begriffen, der nationale Leib beginnt sich nach und nach mit Blut und Leben zu erfüllen; ein schier abgestorbenes Glied nach dem anderen sehen wir sich wieder regen. Eine Erkenntnisstufe nach der anderen wird erreicht. Vieles zwar fehlt und wird noch lange

fehlen. Das zumal muß schmerzlich berühren, daß die Nation als solche für das Geschick der von ihr getrennten Glieder noch wenig Teilnahme empfindet, ja sich gegen die Bedeutung der an ihren Grenzen in Ost und West ausgefochtenen nationalen Kämpfe absichtlich zu verschließen scheint, um nicht mit in diese Kämpfe verwickelt zu werden, die doch, wie wir gesehen, im Grunde längst ihr selber gelten.

Auch das muß und wird jedoch anders werden. Die große Weltkatastrophe, die für uns den „Kampf ums Dasein“ bedeutet, rückt, wenn nicht alles täuscht, heran. In diesem Kampfe aber, den sie nicht gesucht, wird die Nation erkennen lernen, daß sie sich die höchsten Ziele stecken, d. h. im geistigen Sinne alles umspannen muß, was des deutschen Namens wert ist.

Scharnhorst.

Es war am Nachmittag des 14. Oktober 1806 ungefähr um 3 Uhr, als der rechte Flügel des preußischen Heeres bei Auerstädt zu weichen begann. Der linke Flügel hielt noch eine Stunde länger stand, dann mußte auch er den Rückzug antreten, um nicht abgeschnitten zu werden. Der General-Quartiermeister des Heeres, Scharnhorst, hatte hier das Gefecht geleitet, er leitete auch den Rückzug. Dem Prinzen Heinrich, einem Bruder des Königs, welcher bis zuletzt ausgehalten hatte, wurde zu dieser Zeit das Pferd unter dem Leibe erschossen. Scharnhorst stieg ab, holte mit vieler Mühe den Prinzen unter dem Pferde hervor, gab ihm sein eigenes und setzte zu Fuß den Rückzug fort. Die Kräfte fingen an ihn zu verlassen, da er gleich bei Beginn der Schlacht verwundet worden war. Auch jetzt achtete er nicht weiter darauf, sondern nahm vom Boden ein Gewehr auf und verließ wie ein gemeiner Soldat als einer der letzten das Schlachtfeld. Jetzt erst, einer Ohnmacht nahe, ließ er sich verbinden.

Mit demselben Scharnhorst stand gute sechs Jahre später, nämlich im Februar 1813, König Friedrich Wilhelm III. an einem Fenster des Breslauer Schlosses, um den ersten Wagenzug von Freiwilligen, welcher aus Berlin kam, zu begrüßen. Der König, welcher immer noch nicht an das Volk in Waffen glauben wollte, war aufs tiefste ergriffen. Da wandte sich Scharnhorst an den Monarchen und sagte: „Sind Ew. Majestät nun überzeugt?“ Der König, keines Wortes mächtig, drückte ihm stumm die Hand*).

Und wieder einige Zeit später, am 3. Oktober 1813, versammelte sich nach dem wichtigen Siege bei Wartenburg das Blüchersche Hauptquartier zur Abendtafel im Schloß des Grafen Hohenthal. „Der Wein war vortrefflich, das Gespräch belebt,“ so erzählt ein Mitanwesender; „da nahm gegen den Schluß der Tafel das ganze feierliche Mahl eine bedeutende Wendung, es verwandelte sich durch den greisen Feldherrn in ein Trauermahl zum Andenken des verstorbenen Scharnhorst.“ Blücher nahm das Wort. „Nie hörte ich,“ sagt der Erzähler, „eine angreifendere Rede, nie eine Darstellung der Verdienste des großen Kriegers anschaulicher, herrlicher, lebendiger vorgetragen. Er rief am Schluß derselben den Sohn des verstorbenen Helden zu sich; dieser, der es liebt, seine tiefsten Empfindungen durch ein ruhiges Aeußere zu beherrschen, mußte sich ihm gegenüberstellen und vermochte es nicht, seine Erschütterung zu verbergen.**)“

Die drei angeführten Vorgänge veranschaulichen uns die Geschichte Preußens von

*) So lautet die Ueberlieferung. Gegen die Thatsächlichkeit dieses ergreifenden Vorganges, welcher im einzelnen natürlich verschieden erzählt wird, lassen sich sachliche Bedenken nicht vorbringen.

**) Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg II, S. 159.

1806—1813; bei Auerstädt sehen wir den tiefen Fall, in Breslau die Erhebung, in Wartenburg den Anfang zur siegreichen Befreiung des Vaterlandes. Diese Wendung war, das wissen wir alle, zum guten Teil das Werk Scharnhorsts. Wer möchte nicht jene ergreifende Rede Blüchers mitangehört haben, jene Anerkennung des großen Toten aus solchem Munde!

Daß Scharnhorst, der Schöpfer der Landwehr und des Volkes in Waffen, dennoch nicht zu den volkstümlichen Gestalten des preußischen Heeres gehört, daß er dem Volke weniger nahe steht als ein Ziethen, Seydlitz und Blücher, ist ebensowenig zu leugnen als leicht zu erklären. Er gehört nicht zu den eigentlichen Schlachtengenerälen; man kennt ihn nur von ungefähr als den großen Reorganisator, und man weiß auch von diesem sehr wenig. Nur unsere Jugend singt mit Vorliebe und mit Begeisterung das bekannte Schenkendorfsche Lied: „In dem wilden Kriegstanze" u. s. w. Eine herbe Fügung war es, daß in der ersten großen Schlacht des Freiheitskrieges, welcher im allgemeinen so wenig Opfer gerade aus dem Kreise der Heerführer kostete, Scharnhorst die tödliche Wunde empfing. Er selbst hatte es anders erhofft. Im Mai des Jahres 1807 schrieb er an Blücher: „Das Schicksal muß für Sie glücklichere Begebenheiten herbeiführen, oder es wäre unbeschreiblich ungerecht, und an diesen glücklicheren muß ich teilnehmen." Sein Abtreten vom Schauplatz vor der Entscheidung ließ sein Bild bei der Nachwelt verblassen, wie es ihm andrerseits die Möglichkeit raubte, unsterbliche Thaten auf den Schlachtfeldern des Freiheitskrieges zu thun.

Erst in unsern Tagen hat Scharnhorst eine auf voller wissenschaftlicher Höhe stehende Biographie erhalten. Wir meinen das nunmehr vollendet vorliegende Werk von Max Lehmann: Scharnhorst. Erster Teil: Bis zum Tilsiter Frieden. Leipzig, Hirzel 1886. Zweiter Teil: Seit dem Tilsiter Frieden. 1887. Es wäre wohl zu wünschen, daß jeder gebildete Preuße dieses Buch läse und dadurch neben der beglückenden Erkenntnis, daß Scharnhorst viel größer gewesen ist, als wir ihn uns vorgestellt haben, zugleich eine klare Anschauung gewänne von der Geschichte Preußens in den Jahren 1800—1813, in deren Mitte die Katastrophe von Jena und Auerstädt steht. Daß dieser Wunsch kein unberechtigter ist, werden die folgenden, auf Lehmanns Werk beruhenden Ausführungen hoffentlich darthun.

I.

Wenn wir in einem kurzen Satze die Anschauung zusammenfassen wollen, welche in ungezählten Geschichtsbüchern über den Zustand des preußischen Heeres im Jahre 1806 zu lesen ist, eine Anschauung, welche vielleicht die Mehrzahl unserer Leser teilt, so dürfen wir sagen: das preußische Heer, auf den Lorbeeren Friedrichs des Großen ruhend, bewegte sich in den alten, eingerosteten Formen weiter, unbekümmert um die Fortschritte im Heerwesen, welche die Franzosen und besonders Bonaparte gemacht hatten. Unbesiegbar nach der eigenen Ueberzeugung, befehligt von greisenhaften und unfähigen Führern, war dieses Heer in Wahrheit innerlich morsch und mußte notwendig von Napoleon zerschmettert werden.

Jeder dieser Sätze enthält etwas Wahres, als Ganzes genommen aber ist diese landläufige Ansicht durchaus unzutreffend. Gewiß hielt man in der Hauptsache an der Taktik des siebenjährigen Krieges fest; ohne Zweifel gab es nicht wenige Generäle, welche jeder Aenderung in dem hergebrachten System mißtrauisch gegenüberstanden, wie z. B. der brave Rüchel, von dem Clausewitz gesagt hat, er sei „eine aus lauter Preußentum gezogene konzentrierte Säure" gewesen, und welcher einmal erklärte, „er huldige dem Systeme Friedrichs des Großen, weil Friedrich der Große Friedrich der Große sei, und weil unmöglich ein System je schlecht sein könne, welches so große Wunder in der Welt hervorgebracht habe und ein halbes Jahrhundert lang das erste Muster

zur Nachahmung für die denkenden Wesen aller Weltteile gewesen sei.“ Es ist endlich richtig, daß man in den Kreisen der höheren wie der niederen Offiziere nicht frei von maßlosem Selbstbewußtsein war. Aber alles dies berechtigt noch keineswegs zu einem Stabbrechen über das ganze preußische Heer von 1806, wie es bis in die neueste Zeit üblich war, und wie wir es alle in der Schule gelernt haben. Noch im Jahre 1851 durfte es ein preußischer Historiker wagen, in seiner preußischen Geschichte folgendes Urteil zu fällen:*) „Das Unternehmen eines Krieges gegen Napoleon, von dem Preußen nicht angegriffen wurde, von dem es vielfache Beweise der Schonung und Begünstigung erhalten und dankbarlichst angenommen hatte, war — wie edle Beweggründe auch den König veranlaßten, der Kriegspartei endlich nachzugeben — einer der tollsten Renommistenstreiche, welche jemals in der Geschichte vorgekommen sind. Raufbolden von zwanzig Jahren hält man dergleichen zu gute, aber eine Generalität bemooster Häupter, deren Mehrzahl das fünfzigjährige Dienstjubiläum hinter sich hatte, mußte von Jena zurückbleiben; denn ein altes Studentensprüchwort sagt:

„Wer von Jena kommt ungeschlagen,
Der hat fürwahr von Glück zu sagen.“

In diesem frivolen Ton geht es dann weiter.

Die Dinge lagen in Wahrheit anders. Alle Sachverständigen**) sind heute darüber einig, daß die preußische Armee von 1806 trotz mancher Mängel gut war. Die preußische Kavallerie war der französischen unbedingt überlegen, die preußische Infanterie der französischen ebenbürtig und nur unsere Artillerie der französischen nicht gewachsen. Aber gerade deshalb fragen wir nur um so dringender nach den Ursachen der entsetzlichen Katastrophe.

Ebenso irrtümlich ist es, wenn man sich das preußische Heerwesen im Anfange unseres Jahrhunderts gleichsam als eingerostet oder gar versteinert in den hergebrachten Formen vorstellt. Bei dieser Frage wollen wir zuerst an Lehmanns Werk anknüpfen.

Scharnhorst, ein geborner Hannoveraner, trat am 1. Mai 1801 in preußische Dienste. Er stand damals im 46. Lebensjahre. Er wurde durch Kabinettsbefehl als Oberst-Lieutenant beim Feldartilleriekorps angestellt. Seine militärischen Lehrjahre***) hatte er als hannöverscher Offizier in dem Kriege der ersten Koalition gegen die französische Republik in den Jahren 1793—95 gemacht. Dieser Krieg, überreich an Mühsalen und Wechselfällen, endete mit dem Siege der Franzosen. Scharnhorst hatte sich überall ausgezeichnet, überall hatte er aber auch scharf beobachtet.

Zwei Fragen waren es, welche damals alle militärischen Kreise bewegten. Einmal erschütterte die Thatsache, daß die Massenaufgebote der französischen Republik sich den Heeren des alten Europa überlegen gezeigt hatten, das Vertrauen auf die stehenden Heere überhaupt. Es erhob sich eine lebhafte schriftstellerische Debatte für und wider die stehenden Heere. Scharnhorst ergriff mit Entschiedenheit Partei für dieselben. Er lebte der Ueberzeugung, daß „Kunst über Stärke, Weisheit über Zahl und Bravour“ schließlich siegen müsse. Wenn man nur die stehenden Heere besser übe und verwende, wenn man besonders für eine bessere Ausbildung der Offiziere sorge, so werde der Erfolg nicht zweifelhaft sein.

Die zweite Frage betraf die Gefechtsart. Es ist längst anerkannt, daß die uns allen geläufige zerstreute Gefechtsart eine Erfindung der Franzosen ist. Die Verwendung von Tirailleurs, wie wir sagen von Schützenlinien, in ausgedehntestem Maße findet sich zum ersten Male bei den Franzosen eben in dem genannten Kriege der Republik. Diese Erfindung scheint allerdings eine mehr aus der Not der Zeit als aus

*) Förster, Neuere und neueste Preußische Geschichte, Berlin 1851, I, S. 712.

**) Wir verweisen besonders auf: v. d. Goltz, Roßbach und Jena.

***) Diese Zeit hat Lehmann offenbar absichtlich mit großer Ausführlichkeit geschildert. Wir behandeln dieselbe kurz und verweisen den Leser auf das Werk selbst.

einer schöpferischen Idee geborene gewesen zu sein. Da nämlich die Massenaushebungen der Franzosen eine genügende Schulung im Exerzieren unmöglich machten, so suchte man einen Ersatz in der geschickten Verwendung der einzelnen Feuerwaffe. Man vermied daher die großen Schlachtfelder der alten Heere und suchte mit Vorliebe durchschnittenes Gelände auf. Hinter Busch und Hecke, ja hinter der Ackerfurche suchte der Tirailleur Deckung und schoß sich an den Feind heran. Die alten Heere waren an einen derartigen Kampf nicht gewöhnt; ihre Kavallerie versagte öfter als früher, besonders aber war die schwere Artillerie der damaligen Zeit den Tirailleurs gegenüber wehrlos. Die vielleicht unverhofften Erfolge der zerstreuten Gefechtsart konnten natürlich nur zu sorgfältiger und kunstgerechter Ausbildung derselben auffordern, und die Franzosen hatten bald das Glück, einen Meister der Kriegskunst wie Napoleon an der Spitze ihrer Heere zu sehen.

Als Artillerist hatte Scharnhorst wiederholt Gelegenheit gehabt, die Ueberlegenheit der neuen Taktik unmittelbar zu erfahren; und während er die stehenden Heere des alten Europa auf das wärmste verteidigte, trat er mit derselben Entschiedenheit gleich nach dem Kriege für die neue Taktik der Franzosen ein. Mit der ihm eigenen Besonnenheit aber warnt er zugleich vor Uebertreibungen; er rät eine Verbindung des Alten und Neuen und macht einen Vorschlag, der eine große Zukunft haben sollte. Er schlug nämlich vor, das dritte Glied im Bataillon für das zerstreute Gefecht auszubilden und ein für allemal zu verwenden.

Noch eine andere Einrichtung der Franzosen empfiehlt er zur Nachahmung, eine Einrichtung, welche ursprünglich aus Deutschland stammend, erst in dem französischen Heere allgemein eingeführt worden war, nämlich die aus allen Waffengattungen gemischten Armee-Divisionen. Endlich trat er mit besonderem Nachdruck für eine Vermehrung der reitenden Artillerie, seiner Lieblingswaffe, ein, da ihre Beweglichkeit sie zugleich am besten sicherte.

Alle diese und ähnliche Reformen schlug Scharnhorst noch in Hannover vor, ohne sie durchsetzen zu können. Es versteht sich von selbst, daß er sie in Preußen nicht fallen ließ. Sein Eintritt in das preußische Heer traf aber in eine Zeit regen geistigen Lebens auch innerhalb der Armee, dem gegenüber die hergebrachte Anschauung von einer Versumpfung einfach fallen gelassen werden muß.

Gleich die ersten Denkschriften, welche er dem Könige im Jahre 1802 einreichte, betrafen die Bildung von gemischten Divisionen und die Vermehrung der reitenden Artillerie. Der König nahm dieselbe mit Beifall auf, überließ aber die Entscheidung dem Herzog von Braunschweig, dem ersten Militär seit dem Tode Friedrichs des Großen. Der alte Herzog sagte nicht Ja, nicht Nein, fand aber schließlich die Vorschläge unpassend für die preußische Armee. Scharnhorst erhielt den Adel, indessen seine Reformen fielen. Dennoch blieben seine Gedanken nicht unfruchtbar. Seine Vorlesungen an der Berliner Akademie für Offiziere gaben ihm Gelegenheit, seine Ansichten über die französische Tatik und Strategie eingehend zu entwickeln, wenn er sich auch dessen immer bewußt blieb, daß seine Zuhörer am Tage der Schlacht zunächst die noch bestehenden alten Formen handhaben sollten. Mit beständiger Rücksichtnahme auf die geschlossene Lineartaktik beleuchtete er die Vorzüge der französischen Taktik und ließ keinen Zweifel darüber, daß er die letztere für die Taktik der Zukunft hielt. Gegenüber der hergebrachten Betonung eines günstigen Terrains warnt er vor einer Ueberschätzung der Terrainhindernisse. Der Sieg hängt nach ihm nicht sowohl von der Stellung ab als von der Art, wie man sich in ihr schlägt. Selbstverständlich empfiehlt er das Tirailleurgefecht. Noch andere Dinge bringt er zur Sprache. Neben der herkömmlichen Magazinverpflegung erklärt er das französische Requisitionssystem für zulässig und schlägt eine Verbindung beider Systeme vor. Das Requisitionsverfahren bedingte aber eine weniger geschlossene Marschordnung. Und klingt es nicht an einen berühmten Satz unseres

Moltke an, wenn Scharnhorst den Grundsatz ausspricht: „Nie konzentriert stehen, aber sich immer konzentriert schlagen!"

Seine Vorlesungen machten den tiefsten Eindruck und sind von nachhaltigem Einfluß gewesen. Denn ging auch die damalige Akademie mit dem alten Heer unter, so haben Scharnhorsts Schüler sich doch in den Freiheitskriegen bewährt.

Geeigneter für eine schnelle Ausbreitung seiner Gedanken war die militärische Gesellschaft, welche Scharnhorst selbst im Jahre 1801 begründete. Als Zweck dieser Gesellschaft wurde festgestellt, „sich durch wechselseitige Mitteilung in allen Zweigen der Kriegskunst auf eine Art zu belehren, welche, indem sie zur Erforschung der Wahrheit ermuntert, die Schwierigkeiten sowie die leicht mögliche Einseitigkeit des Privatstudiums vermeiden läßt und am besten geeignet scheint, Theorie und Praxis in das richtige Verhältnis zu setzen." Von sieben Offizieren gestiftet, umfaßte die Gesellschaft im Jahre 1803 120, 1804 150, 1805 fast 200 Mitglieder, Offiziere und Civilisten, die in Beziehung zum Heerwesen standen. Stein, Gneisenau, Yorck, Grolmann und Boyen treffen wir dort, um nur einige zu nennen. Hier war so recht der Tummelplatz der Geister, hier platzten die Gegensätze aufeinander, hier kämpften die unbedingten Anhänger des Alten und die Wortführer des Neuen miteinander. Von vornherein bewegte sich die Hauptdebatte um den Gegensatz zwischen der alten und der neuen, französischen Taktik. Die notgedrungene Defensive Friedrichs des Großen in den letzten Jahren des großen Krieges, die befestigten Lager und das Vermeiden der großen Feldschlachten wurde von der einen Seite als die Blüte der Kriegskunst gepriesen, und man hörte die Ansicht aussprechen, daß man auch ohne Schlacht die glänzendsten Siege erfechten könnte. Auf der andern Seite wurde ebenso laut bereits das Lob des Schlachtengenerals Bonaparte verkündigt. Ja noch ganz andere Gedanken wurden hier laut. Es begegnet uns bereits der Vorschlag, die Feuerwaffen von hinten zu laden; ein Ungenannter behauptet, „daß der Militärstand sehr gewinnen würde, wenn jeder Waffenfähige verbunden würde, einige Zeit zu dienen."

Die Jahre von 1800 bis 1806 sind keineswegs tote zu nennen in militärischer Beziehung. Ueberall sehen wir frisches Leben in den maßgebenden Kreisen, und die Elemente zu den wichtigsten Verbesserungen und Neuschöpfungen waren gegeben. Im besondern wurde Scharnhorsts Wirken nach seinem Werte nicht verkannt, das beweist seine Ernennung zum General-Quartiermeister-Lieutenant im März 1804. Wenn es nun trotz alledem nicht zu durchgreifenden Reformen vor 1806 gekommen ist, und wenn das preußische Heer dennoch in der alten Verfassung zum Krieg ausrückte, so liegt eine völlig ausreichende Erklärung hierfür in der Hast und Unruhe jener Tage. Die gewaltigsten Ereignisse überstürzten sich damals dermaßen, daß an eine ruhige Reform nicht zu denken war. Zu verlangen aber, daß man in Preußen kurzer Hand hätte reformieren sollen, während man zehn Jahre vorher noch frische Kriegslorbeeren im Kriege gegen Frankreich gepflückt hatte, das heißt doch etwas viel verlangt, das heißt auch den berechtigten konservativen Charakter verkennen, welcher das preußische Heer zum Glück immer ausgezeichnet hat. Wir können uns eine ungefähre Vorstellung von der Hast jener Tage machen, wenn wir bedenken, daß zwischen dem Bastillesturm und der Schlacht bei Jena nicht mehr Jahre liegen als zwischen Sedan und heute. Die Fülle von erschütternden Vorgängen macht uns aber auch die schwankende Haltung der preußischen Politik in jenen Jahren begreiflich, eine Haltung, welche in mehr als einer Beziehung die Katastrophe vorbereitete.

II.

Die maßlosen Uebergriffe des Kaisers Napoleon veranlaßten im Jahre 1805 die sogenannte dritte Koalition zwischen England, Rußland, Oesterreich und Schweden gegen

Frankreich. Alles kam auf die Haltung Preußens an. Obgleich Frankreich damals keineswegs unser „Erbfeind“ war, so drängte doch eine starke Partei in Berlin, an ihrer Spitze Prinz Louis Ferdinand, seit Jahren zum Kriege. Scharnhorst stand auf dieser Seite, ohne persönlich hervorzutreten. Der König entschloß sich im September 1805 zur „bewaffneten Neutralität“ und befahl die Mobilmachung von 80 000 Mann (7. September). Die Spitze dieser Mobilmachung war aber viel mehr gegen Osten als gegen Westen gerichtet. Und wirklich drohte Rußland den Durchmarsch seiner Truppen durch preußisches Gebiet nötigenfalls mit Gewalt zu erzwingen. Darauf erfolgte am 19. September die Mobilmachung des ganzen preußischen Heeres. Natürlich sollte die Ostgrenze vor allem stark besetzt werden. Da traf wie ein Donnerschlag die Nachricht ein, daß Bernadotte am 3. Oktober durch das neutrale preußische Ansbach marschiert sei, um der österreichischen Stellung bei Ulm in den Rücken zu kommen. In allen Kreisen der Bevölkerung empfand man tief den Schimpf, welchen Napoleon Preußen angethan hatte. Die Antwort war, daß man den Feinden Frankreichs ebenfalls den Durchzug durch Preußen gestattete, die Hauptmasse des Heeres nach Westen dirigierte und Hannover besetzte. Damit wollte aber das preußische Kabinett keineswegs etwa den Krieg einleiten, sondern nur „eine Stellung einnehmen, welche der zu unternehmenden Friedens-Negociation den gehörigen Nachdruck geben sollte.“ Anders dachte man im Heere und im Volke. Man nahm allgemein an, daß die Diversion nach Hannover zu gunsten der bedrängten Oesterreicher geschähe, die man wie mit einem Schlage als „Brüder“ betrachtete. Die Berliner Garnison sollte am 18. und 19. Oktober ausrücken. Am 16. abends führten die Offiziere ihre Unteroffiziere ins Schauspielhaus, wo „Wallensteins Lager“ gegeben wurde. Auf das Reiterlied folgte ein zweites, eigens für diesen Abend von einem Offizier gedichtetes. Die Zeitungen knüpften an die Beschreibung des Festes die Hoffnung, „daß der Nachfolger Friedrichs des Einzigen, auf den der große König einst mit zuversichtlicher Freude gesehen, kämpfen und siegen werde nicht für seinen Staat allein, sondern auch für die Ehre und die Existenz des gesamten deutschen Vaterlandes“. Es waren dies doch nicht leere Phrasen, denn um die Ehre Preußens wenigstens handelte es sich allerdings.

Einige Tage nach dem Ausmarsch verließ auch Scharnhorst Berlin und begab sich in das Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig, dem er zugeteilt worden war. Am 26. Oktober zog er an der Spitze preußischer Truppen in Hannover ein, von der Bevölkerung mit Jubel begrüßt. Auch er hoffte, daß man sich bald direkt gegen Napoleon wenden würde. Denn schon war der österreichische General Mack (am 17. Oktober) mit seiner ganzen Armee gefangen genommen worden, schon rückte Napoleon auf Wien los. Der Kaiser Alexander versuchte persönlich den König Friedrich Wilhelm III. zum Anschluß an die Koalition zu bewegen. Der König verstand sich in der That dazu, Napoleon die Bedingungen eines allgemeinen Friedens vorzulegen und ihm, wenn dieselben bis zum 15. Dezember nicht angenommen würden, den Krieg zu erklären. Graf Haugwitz reiste mit diesem Ultimatum am 14. November nach Wien ab. Scharnhorst wurde um dieselbe Zeit nach Berlin berufen zur Teilnahme an den Konferenzen preußischer, österreichischer und russischer Bevollmächtigter. Der Vormarsch auf Baireuth und Bamberg wurde beschlossen. Obgleich die diesbezüglichen Befehle immer noch in der bestimmtesten Weise die Hoffnung auf Erhaltung des Friedens aussprachen, so ging es doch vorwärts nach Süden, dem Feind in die Flanke. Da warf die Schlacht bei Austerlitz alles über den Haufen. Nie hat Napoleon mehr Glück gehabt als in den ersten Dezembertagen 1805. Obgleich die Verbündeten die Sachlage ganz genau kennen mußten, so thaten sie doch Napoleon den großen Gefallen, eine Entscheidungsschlacht anzunehmen. Die sogenannte Dreikaiserschlacht bei Austerlitz, am 2. Dezember 1805, ist bekanntlich diejenige Schlacht, von der Napoleon gesagt hat, daß sie von Anfang bis zu Ende genau nach seinen Dispositionen und Wünschen auch von seiten der Gegner geschlagen worden sei.

Was sollte Preußen nun thun? Der König befahl zunächst den Einhalt des weiteren Vormarsches nach Süden! Scharnhorst saß in diesen Tagen in Gotha und arbeitete, innerlich sich verzehrend, an seinem Handbuch für die Artillerie. Die Truppen brannten vor Kampfbegierde, sie waren, wenn auch nicht ohne Mängel, so doch durchaus in der Verfassung, unter guter Leitung mit Ehren zu bestehen. Scharnhorst schrieb damals an seine Tochter, „gern wolle er auf alles in der Welt Verzicht thun, wenn er nur sechs Wochen mit den preußischen Truppen machen könnte, was er wolle". Bald kam es über ihn wie Hoffnungslosigkeit. „Wir marschieren," schreibt er, „unzweckmäßig und timide hinterm Vorhange. Ich bin fest entschlossen, weiter nichts zu dem, was geschieht, zu sagen. Es kommt doch zu spät". Er hatte recht. Oesterreich schloß einen Waffenstillstand mit Napoleon, welcher fremden Truppen das Betreten des österreichischen Bodens untersagte. Dadurch wurden Preußen die Hände gebunden. Am 12. Dezember wurde der preußischen Armee eine Stellung in Thüringen angewiesen, „um, auf alle Fälle gefaßt, den weiteren Verlauf der Begebenheiten ruhig abzuwarten". Abwarten, Abwarten und wieder Abwarten, das war die Losung der damaligen preußischen Politik.

Scharnhorst, welcher von dem Gange der großen Politik nichts wußte, war außer sich. In dieser Stimmung schrieb er einen höchst merkwürdigen Brief an seinen Sohn Wilhelm, der, Student der Jurisprudenz in Halle, damals um die Erlaubnis, mit fechten zu dürfen, bat. Der Vater lobt den Mut und den Patriotismus seines Sohnes, aber er fährt fort: „Lerne, mein Sohn, diese Tugenden früh besiegen; sie haben mir von jeher, und vorzüglich auch in diesem Augenblicke, mehr Kummer als irgend ein Laster gemacht." Zwar findet er die preußische Armee von bestem Geiste beseelt. „Mut und Geschicklichkeit, nichts fehlt ihr. Aber sie wird nicht, sie soll nicht, sie kann nicht in der Lage, in der sie ist, in die sie kommen wird, etwas Großes und Entscheidendes thun."

Was war aber aus dem preußischen Ultimatum geworden? Graf Haugwitz kam mit einem französischen Bündnis zurück, weil er nicht den Krieg zurückzubringen wagte! Preußen sollte Hannover endgültig behalten, dafür aber Napoleons Bundesgenosse werden.

Man hat von jeher diese Wendung der Dinge wie ein Rätsel betrachtet. Das Rätsel ist jetzt gelöst.*) Haugwitz hatte die mündliche Instruktion vom König, wenn irgend möglich, den Frieden zu sichern, eine Instruktion, von der niemand, auch nicht der Minister des Auswärtigen, Hardenberg, etwas wußte, wenn letzterer auch den Zusammenhang richtig geahnt hat. Nur so ist es zu verstehen, daß Haugwitz ungestraft seine Vollmacht scheinbar so ungeheuerlich überschreiten durfte, und daß ihm sogar kurze Zeit darauf der König die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übertrug. Prinz Louis Ferdinand, Blücher, Rüchel, Scharnhorst, ja das ganze Heer war aufs tiefste erbittert und hoffte sehnsüchtig, daß die Allianz verworfen werden würde. Aber die Entscheidung fiel anders, und das Heer wurde demobilisiert. —

Scharnhorst schrieb damals an den Fürsten Hohenlohe einen wehmütigen Abschiedsbrief, in welchem es u. a. heißt: „Wir können unter anderen Umständen Ströme von Blut vergießen, und es kann uns nicht den Ruhm und, was eines ist, die Sicherheit für den Staat bringen, welche uns im Dezember oder Januar eine einzige Schlacht verschaffte."

Die Demütigungen, welche nun für Preußen folgten, haben den Krieg von 1806 herbeigeführt, insofern sie den patriotischen Zorn bis zu einem solchen Grade steigerten, daß sich zuletzt der König der allgemeinen Stimmung nicht mehr zu entziehen vermochte. Aber der rechte Augenblick war unwiederbringlich dahin, und das Heer wurde durch die getäuschten Erwartungen des Jahres 1805 tief erschüttert. Der schwerste

*) Durch eine Korrespondenz aus dem Pariser Archiv, welche Paul Bailleu entdeckt hat.

Fehler war, das wurde bald klar, die Demobilisierung. Friedrich Wilhelm III. wollte Hannover nur vorläufig in Besitz nehmen, er mußte es fast auf Befehl Napoleons sozusagen förmlich Preußen einverleiben. Aber die französischen Generale räumten die hannöversche Festung Hameln erst gegen Auszahlung von mehreren Hunderttausend Franks. Napoleon zog gegen den Wortlaut des Vertrages das rechtsrheinische Wesel zum französischen Staate. Der französische Moniteur beschuldigte den Minister Hardenberg im englischen Solde zu stehen. Hardenberg erhielt bald darauf Urlaub auf unbestimmte Zeit, und Graf Haugwitz trat an seine Stelle. — Mit den Besten jener Zeit hielt auch Scharnhorst den Krieg mit Frankreich für das einzige Rettungsmittel.

III.

Lehmann betont mit Nachdruck, daß in den heftigen Erschütterungen der Tage, von welchen wir soeben gesprochen haben, die eigentlichen Wurzeln des patriotischen Aufschwunges zu suchen sind, welcher sich in den Freiheitskriegen zu so herrlicher Blüte entfaltete. Wohl mußte Preußen noch durch das tiefe Thal der Trübsal hindurch, um neuzuerstehen, wohl ließ das Unglück bei vielen eine erschreckende Charakterlosigkeit zutage treten, aber der Umschwung der Geister datiert dennoch schon aus dem Jahre 1806. Der Ingrimm über die Schmach, welche Napoleon über Preußen brachte, begann schon damals seine reinigende und läuternde Wirkung in den Herzen der wirklich edlen und großen Naturen.

Auch unser Scharnhorst ist im Jahre 1806 nicht mehr derselbe wie 1801. Damals hatte er in seiner Verteidigung der stehenden Heere den Schwärmern von Patriotismus und Ehrgefühl kühl entgegnet: „Ins Gefecht geht jeder, er sei wer es wolle, nur durch Gewalt getrieben.“ Jetzt*) ruft er aus: „Religiöse Schwärmerei, oder enthusiastische Verehrung eines ausgezeichneten Anführers, oder Liebe für die Freiheit und Haß gegen den Unterjocher, waren meistens die Quellen der ungewöhnlichen moralischen Stärke, des Muts und der Ausdauer, durch welche sich Völker auszeichneten. Preußen würde sich große und eigentümliche Vorteile in einem Kriege mit Frankreich verschaffen, wenn es den Ausbruch desselben so leitete, daß die Armee, die Nation und ganz Europa offenbar sähe, daß der König sich nur für die Unabhängigkeit der Monarchie schlüge, sich bloß einer schändlichen Unterjochung widersetzte. Dann würden sie sich an die unsterblichen Thaten ihrer Väter erinnern, wo unaufhörlich einer gegen zehn focht, und bereit sein, jeder Aufopferung sich zu unterwerfen.“ Er schließt seine Ausführungen mit den denkwürdigen Worten: „Wir haben angefangen die Kunst des Krieges höher als die militärischen Tugenden zu schätzen, — dies war der Untergang der Völker in allen Zeiten — Tapferkeit, Aufopferung, Standhaftigkeit sind die Grundpfeiler der Unabhängigkeit eines Volkes — wenn für diese unser Herz nicht mehr schlägt, so sind wir verloren auch selbst in dem Laufe der großen Siege.“ In dieser Denkschrift spricht er aber auch zum ersten Male den Gedanken aus, welcher später seinen Namen unsterblich machen sollte, nämlich die Forderung der allgemeinen Wehrpflicht, wenn auch nicht dem Worte so doch der Sache nach. Keineswegs hat er die allgemeine Wehrpflicht, wenn der Ausdruck gestattet ist, erfunden. Theoretisch war sie Grundsatz in Preußen seit dem Jahre 1733**), aber die übergroße Zahl von Ausnahmen, welche man noch machen zu müssen glaubte, gestaltete die Praxis ganz anders. Kurz vor dem Zusammenbruch des Staates wurde die Forderung, eine Land- oder Nationalmiliz, wie man es nannte, zu schaffen, von mehreren Seiten ausgesprochen, von keinem aber so ener-

*) Vergl. v. d. Goltz, Roßbach und Jena; Anhang Nr. 48 (M. W.).
**) Vergl. v. d. Goltz a. a. O. S. 115.

gisch und rücksichtslos wie von Scharnhorst. Seine Vorschläge wurden nicht angenommen, es ist sogar zweifelhaft, ob sie überhaupt dem Könige vorgelegt worden sind. Die Ereignisse überholten alle Reformen, und die Kraft der preußischen Regierung wurde durch die unabsehbaren Schwierigkeiten der auswärtigen Politik vollständig in Anspruch genommen.

Denn im Sommer 1806 meldete der preußische Gesandte in Paris, daß Napoleon geneigt sei, Hannover Preußen wieder zu nehmen und an England zurückzugeben, um mit diesem Frieden schließen zu können. Diese Kunde hat die ersten militärischen Maßregeln hervorgerufen, welche schließlich zum Kriege führten. Mehr und mehr bemächtigte sich der preußischen Regierung die Besorgnis, Napoleon würde über Preußen herfallen, sobald er mit England und Rußland im Reinen wäre. Müssen wir nun auch heut anerkennen, daß der Kampf unvermeidlich geworden war, so scheint doch jene Besorgnis unbegründet gewesen zu sein, und deshalb sagt Lehmann, daß der Krieg von 1806 durch eine Art Mißverständnis zum Ausbruch gekommen ist. Wie dem auch sein mag, jedenfalls glaubte sogar Haugwitz an schlimme Absichten Napoleons und drängte zur Sicherung gegen einen Ueberfall. Diese bezweckte die teilweise Mobilisierung am 9. August, welche mit großer und allgemeiner Begeisterung begrüßt wurde. Außerordentliche und in Preußen unerhörte Vorgänge in Berlin erhitzten die Gemüter noch mehr. Haugwitz wurden nachts die Fenster eingeworfen, Hardenberg dagegen von Offizieren unter Pauken- und Trompetenschall Hochs ausgebracht. Zwei Offiziere vom Regiment Gensdarmes baten um Urlaub nach Paris, um, wie sie zu Freunden sagten, „einen Helden auf dem Thron zu sehn." Andere sollen ihre Säbel an den Steintreppen des französischen Gesandtschaftshotels gewetzt haben. Der König befreundete sich allmählich mit dem Gedanken, daß der Krieg unvermeidlich sei. Seine Ratgeber aber fühlten, daß Preußen Ernst machen müsse, um das gesunkene Vertrauen in seine Aufrichtigkeit wieder zu gewinnen. Der König beschloß endlich, die Abrüstung an zwei Bedingungen zu knüpfen, dahin lautend, daß Napoleon sich nicht weiter in die Angelegenheiten Norddeutschlands mische und seine Truppen auf das linke Rheinufer zurückziehe.

Scharnhorst, damals Generalstabschef des Generals Rüchel, wurde jetzt vom König dem Oberbefehlshaber des ganzen Heeres, dem Herzog von Braunschweig zugeteilt. Rüchel klagte: „Nun verliere ich auch Scharnhorst. Für mich ist es ein großer, unersetzlicher Verlust. Sein Blick und seine Gaben wiegen eine halbe Armee." Aber auch im Hauptquartier (Naumburg) wurde Scharnhorst mit Zuvorkommenheit aufgenommen. Sein Wert fing an allgemeine Anerkennung zu finden. Es begann für ihn eine höchst anstrengende und aufregende Zeit. Am 6. Oktober schrieb er seiner Tochter: „Seit meiner Ankunft (22. September) habe ich noch keine Nacht über drei Stunden geschlafen." In letzter Stunde errang er hier einen Erfolg, indem er beim Herzog die Bildung von gemischten Divisionen durchzusetzen wußte. Sachverständige haben allerdings geurteilt, daß diese Neuformation in diesem Augenblick eher schädlich als nützlich gewirkt habe*).

Scharnhorst hatte einen Offensivplan für den Feldzug entworfen, von dem Clausewitz später geurteilt hat, daß er vortrefflich gewesen sei und alle Aussicht auf Erfolg gehabt habe. Er wurde aber nicht ausgeführt, obgleich der Herzog ihn gebilligt. Das kam daher. Der König hatte den Oberbefehl zwar dem Herzog übertragen, aber er erschien, wie das bei einem preußischen Könige selbstverständlich war, persönlich beim Heere. Sofort hörte nun alle Einheit auf, da der Herzog die Anwesenheit des Königs benutzte, um jede Verantwortung von sich abzuwälzen. Man glaubt es kaum, wenn man die Vorgeschichte der Schlachten von Jena und Auerstädt verfolgt, welche Rolle der Oberfeldherr spielte. Er that so, als ob er bloß Kritiker, bloß Beobachter wäre. „Vorausgesetzt, daß man keine groben Fehler mache," mit diesen Worte liebte er seine Dar-

*) So v. d. Goltz a. a. O. S. 274 (M. W.).

legungen zu schließen. Oder er sagte wohl: „Ich kann kaum für mich selbst einstehen, wie soll ich für die andern einstehen?" Nichts wichtiges geschah, ohne daß der König gefragt wurde, der doch nicht gefragt sein wollte, weil er sich nicht für einen Feldherrn hielt. Dieser unselige Widerspruch ist die Hauptquelle des folgenden Mißgeschicks geworden. Denn da Friedrich Wilhelm III. aus übergroßer Bescheidenheit es vermied, den Widerstreit der Meinungen durch einfachen Befehl zur Ruhe zu bringen, so nahmen die Konferenzen und Debatten kein Ende, während Napoleon mehr und mehr sein Heer zum entscheidenden Stoß sammelte.

Und gerade diese Konferenzen, etwas Unerhörtes in der preußischen Armee bis dahin, mußten Leute wie Scharnhorst mürbe machen. Clausewitz schrieb in jenen Tagen von ihm: „Unter wie schwierigen Umständen dieser Mann wirkt, ist kaum zu glauben. Ich bin in meinem Leben noch nie auf einen Menschen gestoßen, der mehr geeignet gewesen wäre, Schwierigkeiten der Art zu besiegen, als der Mann, von dem ich hier rede. Allein wie viel muß nicht von den Wirkungen des Talents verloren gehen, wenn es sich an so vielen Hindernissen der Konvenienz bricht, wenn es durch eine unaufhörliche Friktion fremder Meinungen gelähmt wird." Besonders verhängnisvoll war es, daß, je näher die Entscheidung rückte, die Beziehungen des Herzogs zu Scharnhorst, welche anfangs durchaus gut waren, immer kälter wurden, weil letzterer mit den Maßregeln des Oberfeldherrn nicht einverstanden war. Freilich war es nicht die Schuld des letzteren, sondern die der Unterführer, daß man so wenig sichere Nachrichten über die Stellung des Feindes erhielt, und daß der erste größere Stoß am 10. Oktober (Saalfeld) eine auseinandergezogene Armee traf. Unbegreiflich bleibt es ferner bis auf den heutigen Tag, daß bei Jena und Auerstädt gleichzeitig gekämpft wurde, ohne daß ein Teil der Preußen vom andern wußte, obgleich die Schlachtfelder nur wenige Meilen von einander entfernt liegen. Wir wollen aber um so weniger darüber den Stab brechen, was ein billiges Vergnügen ist, als selbst ein Scharnhorst und ein Clausewitz und auch kompetente Beurteiler unserer Tage die Stellung der Preußen am 13. Oktober für „keineswegs so thöricht und verhängnisvoll wie allgemein angenommen," sondern geradezu für „vorteilhaft erklärt haben."*) Wenden wir uns lieber zu der Schlacht selbst! Wir betrachten aber nur die Vorgänge bei Auerstädt, einmal weil Scharnhorst hier kämpfte, und zweitens weil bei Jena die erdrückende Uebermacht Napoleons die Niederlage der Preußen unter Hohenlohe von vornherein besiegelte, während bei Auerstädt die Preußen den Franzosen an Zahl und besonders an Kavallerie überlegen waren.

IV.

Nachdem der Angriff der Avantgarde unter Blücher bei dem dichten Nebel, welcher am Morgen des 14. Oktober auf den Feldern lag, mißlungen war, marschierte die erste Division des Gros, die Division Schmettau, auf dem linken Flügel in Schlachtordnung auf, die zweite unter Wartensleben setzte sich rechts daneben. Als auf dem linken Flügel gefeuert wurde, befahl der Herzog Scharnhorst hinzureiten. „Ich mache Sie für alles, was dort geschieht, verantwortlich." Diese Worte mußten nach den Mißhelligkeiten der letzten Tage wie eine Art Verbannung von der Seite des Oberfeldherrn klingen. Da bald darauf Schmettau tödlich verwundet wurde, so sah sich Scharnhorst gezwungen, die Leitung des Gefechts auf dem linken Flügel ganz zu übernehmen. Auf diese Weise ist es gekommen, daß der General-Quartiermeister des Heeres keine Einwirkung auf die Oberleitung der Schlacht auszuüben vermochte.

Scharnhorst gab zunächst dem Gefecht des linken Flügels einen geordneten Gang.

*) Von der Goltz a. a. O. S. 11 (M. W.).

Als der Morgennebel gegen 10 Uhr verschwand, stellte sich alles ganz deutlich dar. Scharnhorst sagt selbst, daß der Kampf einem Potsdamer Manöver nicht unähnlich gewesen sei. Nie habe er „ein förmlicheres Gefecht, eine zusammenhängendere Front, ein allgemeineres Feuer" gesehen. Die Hauptstellung des Feindes bildete das Dorf Hassenhausen, und an der Erstürmung desselben hing die Schlacht. Die Division Schmettau erlitt große Verluste, und bald mußte das zweite Treffen vorgenommen werden. Aber alles ließ sich gut an. Die Truppen rückten siegreich vorwärts; im rechten Augenblick kam die Hälfte der dritten Division, die Brigade Prinz Heinrich zu Hilfe. Aber was nötig war, das war Reiterei, um die Tirailleurschwärme niederzureiten, welche der preußischen Infanterie hart zusetzten. Welch' ein Unstern, daß gerade diese Division Schmettau ihre Kavallerie an die Avantgarde hatte abgeben müssen, und daß durch die Einrichtung der gemischten Divisionen die übrige Kavallerie verteilt war. Endlich kam eine Schwadron Königin-Dragoner herbei und attackierte unter Oberst Seelhorst mit glänzendem Erfolge. Jubelnd rückte die Infanterie vor, eine im Anfang der Schlacht verloren gegangene Batterie wurde wieder erobert, eine französische genommen. Scharnhorst rief den Soldaten zu, „sie hätten die preußische Monarchie gerettet." Die Franzosen bildeten Karree in Erwartung eines neuen Reiterangriffs. „Mit 10, ja mit 5 frischen Schwadronen und etwas reitender Artillerie traute sich Scharnhorst die Schlacht zu gewinnen." Die 100 Mann Seelhorsts hatten so viel gethan, nach der ursprünglichen Verteilung hatte die Division zehnmal mehr Reiter gehabt. Jetzt, im entscheidenden Augenblick fehlten dieselben. Seine stürmischen Bitten um Kavallerie aber blieben erfolglos, weil es keinen Oberbefehlshaber mehr gab. Der Herzog von Braunschweig war tödlich verwundet worden, und der König übernahm weder selbst das Kommando, noch übergab er dasselbe einem einzelnen General. Damit hörte alle Einheit in der Leitung auf; jeder General that, was ihm gut dünkte. Eine Verwirrung ohne Gleichen war die Folge. General Kalckreuth stand mit den beiden letzten, noch ganz frischen Reservedivisionen in unmittelbarer Nähe. Er sah der tobenden Schlacht zu wie „einem Theaterstück," brachte aber keine Hilfe, „weil seine Instruktionen anders lauteten." „Man versäumte", sagt Clausewitz, „die 18000 Mann Reserve des General Kalckreuth zu gebrauchen, um die Schlacht zu wenden, die unter diesen Umständen nicht zu verlieren war." Wir wagen es kaum zu glauben, daß das gespannte Verhältnis zwischen Kalckreuth und dem Herzoge von Braunschweig wirklich dieses Verhalten des ersteren verschuldet hat. Durch die Unthätigkeit der Reserven erhielten die Franzosen auch das numerische Uebergewicht auf dem Schlachtfeld, und der Marschall Davoust zögerte nicht, dasselbe zu einer Umfassung der Preußen zu benutzen, welche sich teilweise verschossen hatten. Erst als der Rückzug unvermeidlich geworden war, griffen einige wenige Bataillone von der Reserve in den Kampf ein, — aber es war zu spät.

Es ist nicht zu viel behauptet, daß die Verwundung des Herzogs von geradezu vernichtender Bedeutung für den Gang der Schlacht geworden ist. Man darf, ja man muß annehmen, daß er die Reserven rechtzeitig herangeholt und damit den Sieg entschieden haben würde. Er war noch vor der Mittagsstunde verwundet worden, und erst um 3 Uhr Nachmittags begann der rechte Flügel, von den Franzosen umfaßt, zu weichen. Davoust führte sein letztes Bataillon und seine letzte Schwadron ins Feuer; er hatte keine Reserve mehr.

Scharnhorst hat später erklärt, daß die Tapferkeit der Preußen bei Auerstädt die der Franzosen übertroffen habe. Der Bericht von Davoust an Napoleon vom Abend des 14. Oktober lautet u. a.: „Die Schlacht ist sehr blutig und umstritten gewesen. Mehr als 60000 Mann (in Wahrheit blos 35000) haben Ihrem 3. Korps den Sieg streitig gemacht. Die Zahl der Gefangenen ist unbedeutend" u. s. w. Der Sieg kostete den Franzosen 270 Offiziere und 7000 Mann an Toten und Verwundeten, der Verlust der Preußen war ebenfalls bedeutend. Wir müssen aufhören, den Tag von Jena

und Auerstädt als einen Schandfleck in der Geschichte Preußens zu betrachten. 19 Generäle und 540 Offiziere waren tot oder verwundet in einem Heere, das nicht über 80 000 Mann zählte.

Wie Scharnhorst das Schlachtfeld verließ, ist im Eingang geschildert worden. Der sonst so gelassene Mann war nicht wieder zu erkennen, er war rasend vor Zorn. Als er dem Könige begegnete, sprach er sich in heftigen Worten über die begangenen Fehler aus.

Die Niederlage bei Auerstädt war so wenig eine völlige, daß man einen Augenblick daran dachte, die Schlacht mit den Reserven zu erneuern. Der König verwarf diesen Vorschlag Blüchers. Man hätte auch stehen bleiben können, denn die Franzosen verfolgten lässig. Das Unglück wurde erst entschieden durch die Wahl der Rückzugslinie. Da man nämlich keine Ahnung von der gleichzeitigen Niederlage bei Jena hatte, so beschloß man, sich auf Hohenlohe und die Hauptreserve unter Rüchel zurückzuziehen. Bei diesem Versuch nun geriet das Heer in die von Jena zurückflutenden, gänzlich versprengten Massen. Erst dadurch wurde der Rückzug zur Auflösung.

V.

Der Rückzug der Preußen endete bekanntlich mit den beiden Kapitulationen von Prenzlau und Ratkau; dort streckte Hohenlohe, hier Blücher die Waffen. Dennoch ist dieser Rückzug, von der Waffenstreckung bei Prenzlau abgesehen, welche Massenbachs Erbärmlichkeit verschuldete, eine glänzende Leistung gewesen und ein Beweis für die unverwüstliche Tüchtigkeit der preußischen Armee. Er ist auch für die Geschichte Scharnhorsts denkwürdig. Ihn betraute Hohenlohe, jetzt Oberbefehlshaber, mit der Entwerfung der Marschdispositionen. Er ließ die Trümmer der Infanterie und Kavallerie den Weg über den Harz nach Magdeburg einschlagen, die Reste der Artillerie das Gebirge im Südwesten und Westen umgehen. „Die Führung dieser Kolonne behielt er sich selbst vor: es war der schwerste und verantwortungsvollste Teil des Unternehmens, . . aber er machte kein Hehl daraus, daß er den Anblick kopfloser und kleinmütiger Generäle satt habe." Die Nachhut befehligte nun Blücher.

„Der Marsch der preußischen Artillerie-Kolonne um den Harz, sagt Lehmann, ist ein Stück deutscher Geschichte; denn hier traten zum ersten Male Schöpfer und Führer des Heeres, welches die deutsche Freiheit erstritten hat, zu längerem gemeinsamen Wirken zusammen." Bald waren sie Freunde. „Blücher erklärte, ohne Scharnhorst könne er nichts machen; dieser pries den redlichen, hohen, geraden, deutschen Sinn seines Generals, der bereit sei, Leben und alles ohne irgend ein selbstsüchtiges Interesse zu opfern. „Wir waren, so schreibt Scharnhorst, immer gutes Mutes, wenn die Not am höchsten war; nie war eine Differenz der Meinung zwischen uns, nie verschiedene Gefühle; wir waren eine Seele, ein Gedanke, ein Entschluß."" Man legte hinter dem Rücken des Feindes in 7 Tagen 34 Meilen zurück, ohne ein einziges Fahrzeug preiszugeben und überschritt am 24. Oktober die Elbe bei Sandau, etwas unterhalb der Havelmündung. York deckte diesen Uebergang durch das glänzende Gefecht bei Altenzaun*). Das Gros unter Hohenlohe eilte nach Stettin voraus. Blücher konnte beim besten Willen nicht nachkommen, obgleich er vom 26. Oktober Mittags bis zur Nacht des 27—28, also in 36 Stunden, beinahe 12 Meilen zurücklegte. Man war bis Boitzenburg in der Uckermark gekommen, als die Nachricht eintraf, daß Hohenlohe bei Prenzlau mit 10 000 Mann die Waffen gestreckt habe. Blücher hatte ungefähr ebenso viel; er mußte sich westwärts wenden und entschied sich schließlich für Lübeck. Ver-

*) Vergl. Droysen, York von Wartenburg I, S. 94 ff.

sprengte vom Hohenloheschen Korps begleiteten anfänglich den Abmarsch nach Westen und verbreiteten Unmut und Verzagtheit unter den Soldaten, so daß sich Scharnhorst gezwungen sah, durch Patrouillen diese Unglücklichen fernzuhalten. „Erschießt uns nur, sollen manche gerufen haben, wir wissen nichts anzufangen, .. uns ist am Leben nichts gelegen." Unter fortwährenden Gefechten am Müritzsee, wo York wiederum das Beste that, entging man dem nachsetzenden Feinde und erreichte endlich am 5. November Lübeck. Schon am folgenden Tage gelang es den Franzosen, die Stadt zu erobern. Scharnhorst entging mit genauer Not dem Tode und geriet in Gefangenschaft. Blücher kapitulierte am nächsten Tage bei Ratkau.

50 000 Franzosen waren drei Wochen hindurch durch den Rückzug abgelenkt worden, wichtiger aber war der moralische Erfolg dieses Zuges. Er hatte bewiesen, daß die preußischen Truppen unter guter Führung leistungsfähig waren selbst nach der Niederlage. Scharnhorst, gegen einen kurz vorher gefangen genommenen französischen Oberst ausgewechselt, überbrachte auf Wunsch Blüchers den Bericht über die Waffenstreckung an den König. Am 8. Oktober traf er denselben in Wehlau bei Königsberg. Der Krieg wurde von den Russen weiter geführt, das letzte preußische Korps im offenen Felde stand, 16 000 Mann stark, unter dem Befehl des 70jährigen und kriegsuntüchtigen L'Estocq. Ihm wurde nun Scharnhorst als „Gehilfe" zur Seite gestellt. Bei dem Mißtrauen des Obergenerals und dem offen zur Schau getragenen Uebelwollen seiner nächsten Umgebung gehörte die Selbstverläugnung eines Scharnhorst dazu, um in dieser Stellung Großes zu leisten.

Der russische Feldherr Bennigsen entschloß sich im Februar 1807, bei Pr. Eylau, in der Nähe von Königsberg, eine Entscheidungsschlacht anzunehmen. Das preußische Korps sollte bei derselben mitwirken, aber da dasselbe von den Russen getrennt stand und Napoleon alles daran setzte, eine Vereinigung zu hindern, so war es mehr als zweifelhaft, ob es den Preußen gelingen würde, rechtzeitig auf dem Schlachtfeld einzutreffen. Die meisterhafte Ausführung dieses Marsches nach Pr. Eylau hat Freund und Feind unumwunden anerkannt, und sie ist das Werk unseres Scharnhorst gewesen. In fortwährender Gefahr, von Ney abgedrängt zu werden, ließ Scharnhorst an Truppen bei Seite und zurück, was nicht mitzunehmen war, und erreichte mit 5000 Mann und 16 Geschützen um 1 Uhr Mittags das Schlachtfeld in demselben Augenblick als die Schlacht von den Russen verloren war. Scharnhorst stellte dieselbe wieder her. Gegen den alten Gegner von Auerstädt, gegen Davoust führte er seine Preußen vor. Gleich der erste Angriff glückte: er rettete die Russen vom Untergang. Als die Sonne sank brach er unter Trommel- und Hörnerklang zum entscheidenden Stoß in den Feind und warf ihn in seine alte Stellung zurück. Die Nacht machte der blutigen Schlacht ein Ende. Scharnhorst erwartete mit Bestimmtheit, daß sie am nächsten Tage fortgesetzt werden würde und traf in glücklichster Stimmung alle Anordnungen dazu. Aber Bennigsen trat am folgenden Morgen den Rückzug an.

Scharnhorst erhielt den Orden pour le mérite, aber sein Name stand nicht in dem Schlachtbericht. Das Denkmal auf dem Schlachtfelde trägt L'Estocqs Namen, welcher gar nichts geleistet hat. Nur einem engen Kreise hat Scharnhorst die Wahrheit mitgeteilt, „die Welt hat er Zeit Lebens in dem Glauben gelassen, L'Estocq sei der Sieger von Pr. Eylau. Er dachte wie Gneisenau, welcher lächelnd zuschaute, als man Schill Kränze flocht für die Verteidigung Kolbergs."

Mit blutendem Herzen beobachtete er die Fehler der russischen Kriegführung in der Folge; er fand bis zum Tilsiter Frieden keine Gelegenheit mehr entscheidend in den Gang der Dinge einzugreifen. „Er war jetzt so weit gekommen, daß er in der Schlacht das höchste Ziel aller Kriegführung erblickte," und er hatte mit den alten Anschauungen vom Kriege, welche von der Manövrierkunst Wunderdinge erwartete, nunmehr vollständig gebrochen.

Die Niederlage von Jena und Auerstädt hat den Zusammenbruch Preußens ein-

geleitet aber nicht verschuldet. Verschuldet hat ihn der Charakter der damaligen gebildeten Gesellschaft. Das Unglück war ein so unerwartetes, so unglaubliches, daß ein stärkeres Geschlecht nötig gewesen wäre, um die Haltung zu bewahren. Das Spiel war einmal verloren, und so gab man es auch verloren. Nur so sind die bekannten Kapitulationen der Festungen überhaupt zu erklären, nur so wird die abscheuliche Haltung der damaligen Gesellschaft, ihre anfängliche Frivolität dem Unglück des Vaterlandes gegenüber verständlich, wenn auch keineswegs entschuldbar. Erst die eiserne Zuchtrute des Eroberers machte diese Menschen ernst und brach ihre Selbstsucht. Eine wunderbare Fügung war es, welche Preußen durch die ergreifende Schule des Unglücks führte und zugleich die Männer erweckte, die es durch Nacht zum Licht leiten sollten. Scharnhorst war nicht der gewaltigste von ihnen, aber vielleicht der edelste.

(Schluß folgt.)

Die soziale Weisheit des Alten Testamentes.

Von

Albrecht Romann in Liegnitz.

Es ist die soziale Frage, die unsere Zeit in der Tiefe bewegt. Zu einer Lösung derselben muß es kommen, entweder durch eine soziale Reform auf friedlichem Weg oder durch eine Revolution, so entsetzlich, daß man dagegen die französische Revolution nur als ein Kinderspiel ansehen wird. Der Christ ist aber nun gewohnt, bei allen Fragen sich zunächst an das göttliche Wort um Licht und Aufschluß zu wenden. Er wird die Bibel nicht als Kompendium der Sozialpolitik ansehen, ebensowenig wie als ein Lehrbuch der Naturwissenschaften, aber er wird die Winke beachten, die sie ihm gibt, die Linien, die sie ihm zeichnet. Und zwar tritt bei einer derartigen Untersuchung grade das Alte Testament in den Vordergrund. Das Neue Testament beschäftigt sich in erster Reihe mit dem himmlischen, jenseitigen Leben, zeigt, wie dieses in Christo eingetreten ist in die Welt und durch den heiligen Geist eintritt ins Menschenherz, und wie es Menschenherz und Menschenleben umgestaltet. Das Alte Testament dagegen bleibt in erster Reihe bei dem irdischen Leben stehen und zeigt uns, wie dieses in den Schranken des göttlichen Willens und der göttlichen Ordnung geführt wird. Das Neue Testament faßt in erster Linie das persönliche Leben der Erstgebornen und Geheiligten Gottes ins Auge und streift dabei nur die natürlichen Verhältnisse des Menschenlebens, wie Volk, Staat und Familie, das Alte Testament richtet grade auf diese Verhältnisse zunächst und ausführlich sein Augenmerk. Die hier von göttlicher Autorität selbst getroffenen Einrichtungen eines irdischen Volkslebens wird es nicht gelten, mechanisch nachzumachen, wohl aber wird es gelten, Grundanschauungen und praktische Weisheit daraus zu gewinnen zur Lösung der sozialen Aufgaben unserer Zeit.

Wie das Silberhorn im Arm der Jungfrau, so ruht im Arm der sozialen Frage die jüdische Frage, unzertrennlich mit ihr eins. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein zu untersuchen, ob und inwieweit die antijüdische Bewegung berechtigt ist. Aber an einem äußerst interessanten Punkte berührt sich unser Thema grade auch mit dieser wichtigen Frage der Gegenwart. Bei ihrer Behandlung ist oft genug auch das Alte Testament der Gegenstand von Angriffen geworden. Unsere Untersuchung wird zeigen, in welchem Verhältnis zunächst die sozialen Anschauungen der alttestamentlichen Gottesoffenbarung zu denen des heutigen Judentums stehen. Es wäre ja bedeutsam, überhaupt zu untersuchen, ob die religiös-sittlichen Anschauungen sei es des Talmudismus, sei es des Reformjudentums die gesunde Fortbildung der alttestamentlichen Religion sind, oder

sich vielleicht zu derselben so verhalten, wie die religiös-sittlichen Grundsätze des Jesuitismus zum Evangelium. Wir beschränken uns aber auf die Darlegung der sozialen Gedanken des Alten Testaments, wobei von selbst der tiefe Gegensatz zwischen diesem und dem modernen Judentum zutage treten wird.

Bei der sozialen Frage kommt zuerst die Verteilung der irdischen Güter in Betracht. Um ein doppeltes Gut kann es sich handeln. Einmal um ein mehr ideelles, um den Anteil, den ein jeder an der gesellschaftlichen und nationalen Ehre hat. Alsdann handelt es sich um die materiellen Güter, und den Anteil eines jeden am äußeren Besitz. Die sozialen Gegensätze und Kämpfe haben bei allen Völkern sich zuerst um den erstgenannten Punkt bewegt, um, wenn sie hier einigermaßen zur Ruhe gekommen waren, dann mit verdoppelter Leidenschaft auf den zweitgenannten Punkt, auf die Frage nach der Verteilung des äußeren Besitzes sich zu werfen. Dem Kampfe der Plebejer und Patrizier um gleiches Recht und gleiche Ehre folgten im alten Rom die Reformversuche der Gracchen und, als diese gescheitert waren, die sozialen Bürgerkriege eines Marius und Sulla. Den politischen Revolutionen des 18. und der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts folgen die sozialen.

In engem Zusammenhang mit diesem Gesichtspunkte, aber doch besonders zu behandeln steht ein zweiter Punkt, die Lage der sogenannten arbeitenden Klasse d. h. derer, die in Abhängigkeit von anderen die niederen Dienste des täglichen Lebens berufsmäßig verrichten.

Ein dritter Gesichtspunkt endlich ist die sozialpolitische Gliederung des Volkskörpers, die Volksorganismen, aus denen er sich zusammensetzt und auf die er sich auferbaut.

Welche Bestimmungen trifft nun das Alte Testament über die Verteilung der irdischen Güter, der Ehre und des Besitzes?

Hier fällt zunächst im Gegensatz zu allen anderen geschichtlichen Völkern auf, daß in Israel keine Geburts- und Standesunterschiede sich finden. Jeder Israelit ist dem andern ebenbürtig. Der Hohepriester wie der König konnten aus jeder Familie des Volkes sich eine ebenbürtige Gattin holen. Sind gewisse Familien mächtig, wie die Söhne Zerujahs, Joab und seine Brüder unter David, so beruht das lediglich auf ihrer persönlichen Tüchtigkeit und Unentbehrlichkeit. Erst bei den späteren Propheten, in den Zeiten tiefen Verfalles, finden sich Hinweise auf eine Art von Geschlechtsadel mit besonderen Ansprüchen. Eine Ausnahme scheint der Stamm Levi und das Geschlecht Aarons zu machen. Aber diese Ausnahme ist nur scheinbar. Bei der Stellung dieses Stammes darf nicht übersehen werden, daß ganz Israel ein priesterlich Volk sein sollte. Auch hier ist im Prinzip Gleichheit da, der Stamm Levi gilt in seiner priesterlichen Thätigkeit nur als Vertreter des ganzen Volkes. Ueberdies hat er keine Standesvorteile, sondern lediglich Standesnachteile davon. Allerdings wird ihm der Zehnte gegeben. Aber der Zehnte war nur eine Entschädigung dafür, daß dieser Stamm kein Erbteil empfangen hatte, und wurde nur von den Früchten der Felder dargebracht. Er blieb immer eine unsichere Einnahme, so daß die Leviten in einem Atem genannt werden mit Waisen und Fremdlingen. Nur das priesterliche Geschlecht Aarons befand sich hier in einer günstigeren Lage. Aber von einer Priesterherrschaft ist in Israel nie die Rede, nie ist bei den Priestern das Regiment. Erst in den Zeiten der Entartung, zur Zeit Christi, ist etwas davon der Fall, aber auch da bestand der hohe Rat nicht nur aus ihnen, sondern war aus den Schriftgelehrten aller Stände zusammengesetzt.

Wenn wir nun denken an die Zuckungen und Stürme, die bei anderen Völkern der Gegensatz zwischen den edlen Geschlechtern, die im Vollbesitz der nationalen Ehre waren, und den unebenbürtigen hervorgerufen hat, an die Kämpfe in den griechischen Städten, in Rom, in den Städten und Staaten des Mittelalters, an die Revolutionen

der Neuzeit, so werden wir in diesen Einrichtungen des Alten Testaments eine göttliche Weisheit bewundern, die dem Volke Israel solche Stürme und Kämpfe von vornherein erspart und ihm von Anfang an das gibt, was anderswo durch Ströme von Blut und durch namenlose Erbitterung erst mühsam errungen wird: die Gleichheit der gesellschaftlichen und nationalen Ehre bei allen, die zum Volke gehören. Ja selbst die im Zustande der Knechtschaft befindlichen waren davon nicht ausgeschlossen. Wir kommen auf diesen Punkt noch besonders zu sprechen, hier sei nur erwähnt, daß in Israel auch die Knechte zur Familie gehörten und daß die Heirat mit ihnen keine mésalliance, sondern eine vollbürtige Ehe war. Sie waren beruflich, aber nicht sozial von den Freien getrennt. Es galt auch da kein Unterschied des Blutes.

Von größerer Bedeutung für unsere Aufgabe sind aber die Bestimmungen des Alten Testaments über den Anteil, den ein jeder der Volksgenossen an den äußeren Gütern, an dem äußeren Besitze haben soll. Damit kommen wir ja zu den Fragen, die unsere Zeit so tief bewegen, zu der Frage nach dem Verhältnis des Einzeleigentums zu dem Gesamteigentum des ganzen Volkes, ja der ganzen Menschheit. Zwei Ansichten stehen sich hier scharf gegenüber. Auf der einen Seite hat man den Begriff des Einzeleigentums so verschärft, daß die Idee eines Gesamteigentums keine Realität mehr hat und auch da, wo noch etwas davon zu finden war, z. B. bei den althergebrachten Anschauungen der Benutzung des Waldes dieser Gesichtspunkt immer mehr zurücktritt, auf der anderen Seite wird ebenso schroff das Recht eines Gesamtanspruches aller an allem Besitz geltend gemacht, so daß der Satz laut wird: Eigentum d. h. persönliches Eigentum ist Diebstahl. Es ist von vornherein anzunehmen, daß keiner dieser beiden Standpunkte völlig recht oder völlig unrecht hat, sondern daß ein jeder derselben eine Seite der Wahrheit in sich hat und dieselbe übertreibt. Wir wollen zusehen, wie das Alte Testament zu dieser Frage sich stellt.

Zunächst nennt es als eigentlichen Eigentümer des ganzen Landes „Gott." „Das Land ist mein," spricht der Herr. Das ist nicht nur ein religiöser Grundsatz, sondern daraus werden die praktischen Konsequenzen gezogen. Das Alte Testament macht den Ertrag des Landes, den Segen der Felder unmittelbar von Gott abhängig. Der Nationalreichtum des Volkes hängt von der Treue ab, die das Volk dem Gesetze Gottes gegenüber beweist. Der überkommene Besitz, wie der Ertrag der Arbeit, beides ist Gottes Gabe, und der Israelit ist nur ein Haushalter über ein anvertrautes Gut, das nach den Anordnungen und Bedingungen des eigentlichen Herrn angewendet werden muß. Damit ist innerlich dem Prinzip des selbstsüchtigen Egoismus die Axt an die Wurzel gelegt.

Aber auch hiervon abgesehen, stellt das Alte Testament das Land Kanaan als Gesamteigentum des ganzen Volkes dar, und zwischen dem Gesamteigentum des ganzen Volkes und dem Eigentum des einzelnen Individuums steht der unveräußerliche Stammes- und Familienbesitz. Jeder Stamm empfing als solcher bei der Verteilung des Landes ein seiner Größe entsprechendes Eigentum, und wieviel Wert darauf gelegt wurde, daß dies Stammeseigentum ungeschmälert blieb, geht daraus hervor, daß Erbtöchter d. h. Töchter einer Familie, die keine Söhne mehr hatte, nur innerhalb ihres Stammes sich verheiraten durften. Im anderen Falle mußten sie eben auf ihr Erbrecht verzichten.

Desgleichen empfing innerhalb des Stammeseigentums jede Familie als solche einen bestimmten Besitz, der stets der Familie erhalten blieb. Waren in einer Familie keine Söhne, sondern nur Töchter, so ererbten diese zwar das Gut, aber ihre Männer mußten den Familiennamen der Töchter annehmen, so daß auf solche Weise der Familienname erhalten blieb. Wenn ein Mann kinderlos starb, so hatte sein Bruder das Recht und die, wenn auch nicht gesetzliche, so doch moralische Pflicht, die Witwe zur Frau zu nehmen, und der erste Sohn trug dann den Namen des verstorbenen Bruders und erbte dessen Gut. Kam aber jemand in die Lage sein Erbgut zu verkaufen, so hatte

er das Recht zu jeder Zeit es wieder einzulösen und zwar zu demselben Preise, zu dem er es verkauft hatte. Nur für die Stadthäuser war diese Lösungsfrist auf 1 Jahr beschränkt, sie wurden mehr als bewegliches Eigentum angesehen. Eine ganz besonders bemerkenswerte Einrichtung war das Jubeljahr, das alle 50 Jahre wiederkehrte. Dieses brachte eine vollständige Wiederherstellung des ursprünglichen Besitzstandes mit sich. Jede Familie erhielt in diesem Jahre ihren ursprünglichen Besitz einfach und ohne jede weitere Entschädigung zurück. Somit war eigentlich überhaupt ein Verkaufen des Eigentums selbst unmöglich; es konnten nur die Erträge eines Grundstücks bis zum Eintritt des Jubeljahres verkauft werden. Noch eine besondere, auf der Familienzusammengehörigkeit beruhende und auf den Schutz des Familienbesitzes berechnete Einrichtung war die des Goël, des Lösers. Der nächste Blutsverwandte eines Mannes, der sein Eigentum hatte verkaufen müssen, hatte das Recht, wie der Verkäufer selbst und die ebenfalls nicht gesetzliche, aber moralische Pflicht, das verkaufte Gut für den gezahlten Preis wieder einzulösen, damit es in der Familie bliebe. Auch er aber durfte es nur bis zum Jubeljahr behalten, dann fiel es an den ursprünglichen Eigentümer entschädigungslos zurück.

Alle diese Einrichtungen sind damit begründet, daß der Herr sagt: „Das Land ist mein, ihr sollt es nicht verkaufen." Wohl mögen diese Ordnungen Gottes nicht immer gehalten worden sein, dennoch tragen sie herrliche Weisheit in sich. Den Schwankungen des Besitzes war vorgebeugt, die dauernde Verarmung ganzer Familien war ausgeschlossen, wucherische Ausnutzung schlechter Jahre und besonderer Notstände war wesentlich erschwert. Wie oft kommt heute ein Mann in die Lage, sein Eigentum in schlechten Zeiten zu einem Spottpreis verkaufen zu müssen. Bessere Jahre kommen und das Verkaufte gewinnt den dreifachen, den zehnfachen Wert. Jetzt erst könnte es ihm Nutzen bringen. Aber er hat keine Möglichkeit es zurückzuerwerben. Nach alttestamentlichem Gesetz aber mußte es für den ursprünglichen Kaufpreis jederzeit und im fünfzigsten Jahre ohne weiteres wieder sein werden. So blieb den Familien ein fester Besitz erhalten, und wir wissen, welchen Einfluß dies auch auf Sittlichkeit und Religiosität ausübt, welchen sittlichen Gefahren dagegen grade eine heimatlose, fluktuierende Bevölkerung ausgesetzt ist. Auf der anderen Seite wehrten derartige Bestimmungen der ungemessenen Vermehrung des Eigentums in einer Hand, der Latifundienwirtschaft, an der die alte Welt zu Grunde ging, so wie auch heute die Aufhäufung von Reichtümern in wenigen Händen zur Gefahr für die Gesellschaft wird. Unmöglich war es gemacht, daß der durch Spekulation rascherworbene Geldgewinn in Grundbesitz sicher gestellt und damit gleichsam verewigt wurde. Unmöglich war das Aufkaufen der kleineren Güter durch die reicheren und größeren Besitzer, wodurch heute alljährlich Tausende von freien Besitzern auf die Stufe von Proletariern herabsinken. Die Propheten rufen ihr Wehe aus über die, die ein Haus an das andere bringen — was noch nicht einmal direkt verboten war, — und noch mehr über die, die einen Acker an den anderen bringen, bis daß sie allein das ganze Land inne haben. Ausgeschlossen waren ferner alle Spekulationskäufe zum Wiederverkauf.

Auch sonst legte die alttestamentliche Gesetzgebung der ungemessenen Vermehrung des Privateigentums Schwierigkeiten in den Weg. Reich werden durch eine reiche Heirat war für gewöhnlich nicht möglich, die Töchter hatten kein Erbrecht. Sie brachten kein Geld mit, der Bräutigam vielmehr hatte der Braut — nicht ihren Eltern — ein Heiratsgut zu geben, wohl zur Ausstattung derselben. So befremdlich uns diese Sitte erscheint, so tief sittliche Motive liegen ihr doch zu Grunde. Geldheiraten waren ausgeschlossen, ebenso Heiraten solcher, die sich noch gar nichts verdient und erarbeitet hatten. Das arme Mädchen stand nicht im Nachteil gegen die Tochter des Vermögenden. Nur in dem einen Falle, daß man eine Erbtochter zur Frau nahm, konnte durch Heirat ein Besitztum erworben werden. Dafür aber mußte der eigene Familienname und die eigene Familienangehörigkeit zum Opfer gebracht werden, ein für den Israeliten

überaus hoher Preis. Ebensowenig begünstigte die alttestamentliche Gesetzgebung den Handel, der ja wiederum oft die Quelle schnellen Reichwerdens ist. Ohne daß der Handel verboten war, wurde er doch durch die überaus einfachen Münzeinrichtungen, sowie durch die Schranken, die das Gesetz zwischen dem Israeliten und allen heidnischen Völkern aufrichtete, gar sehr erschwert. Zinsnehmen aber den eigenen Volksgenossen gegenüber, also das ganze eigentliche Geldgeschäft, war auf das Entschiedenste verboten. Scheint die spätere Zeit zu beweisen, daß die nationale Eigentümlichkeit Israels dem Handel viel mehr, als der Bodenkultur sich zuneigt, so ist dies nur um so mehr ein Beweis, daß das Gesetz des Moses nicht aus dem nationalen Volksgeiste, sondern aus einem dem Volksgeiste gegenüberstehenden und überlegenen Geiste, dem Geiste Gottes, hervorgegangen ist.

Industrie und Kunstgewerbe stand höher als der Handel. Bezaleel und Ahaliab, die Baumeister der Stiftshütte, galten als vom Geiste Gottes besonders erfüllt. Doch auch diese Thätigkeiten bilden nicht die eigentliche Grundlage des Staates. Die blieb der Ackerbau. Nicht die Geld- sondern die Feldwirtschaft war das Fundament, auf dem das Gebäude ruhte. So sehen wir: die ganze Tendenz der mosaischen Gesetzgebung geht nicht auf ungemessene Vermehrung, sondern auf Erhaltung und Befestigung des Besitzes, suchte dem fieberhaften Erwerbsinn die Thüren zuzuschließen, begünstigte ein stilles, befriedigtes, gesichertes und mäßiges Leben und suchte dem Versinken der Masse in Not zu steuern.

Stand so der Eigentumsbegriff vorzugsweise unter dem Gesichtspunkt des Stammes- und Familienbesitzes, so war doch auch das Privateigentum des Individuums anerkannt und geschützt. Diebstahl war Sünde, ja schon das Gelüsten nach des Nächsten Gut. Bemerkenswert sind die Bestimmungen über die Bestrafung der Diebe. Der reuige Dieb, der das Gestohlene freiwillig zurückbrachte, hatte ein Schuldopfer zu bringen und dem Bestohlenen $^1/_5$ über den Wert des Gestohlenen zu erstatten. Der ertappte Dieb hatte, wenn die Verhältnisse so lagen, daß Reue noch möglich gewesen wäre, doppelten Schadenersatz zu leisten, wenn Reue nicht mehr möglich, das gestohlene Gut bereits verwertet war, den vier- bis fünffachen Schadenersatz. Das waren nicht eigentlich kriminelle Strafen, wie sie bei uns auf Eigentumsverletzung oft noch härter, als auf Leibes- und Lebensverletzung gesetzt sind, aber es waren überaus praktische Strafen. Vor allem wurde dem Geschädigten voller Ersatz zu teil, während es jetzt möglich ist, daß der Dieb und Betrüger einige Jahre im Gefängnis absitzt und alsdann das Gestohlene, das er bis dahin zu verbergen wußte, in Ruhe verzehrt. Hatte der Dieb nichts oder gab er vor nichts zu haben, so wurde er als Knecht verkauft und mußte als solcher arbeiten, bis durch den Ertrag seiner Arbeit, um mit einem bekannten Ausdruck zu reden, der letzte Heller in angegebener Weise erstattet war. Ebenso war das Privateigentum geschützt gegen leichtsinniges und betrügliches Schuldenmachen. Wir werden noch näher darauf eingehen, wie das Gesetz dem Armen, der in Not war, zu Hilfe kam, aber es schützte auch den Besitzenden vor Leichtsinn und Betrug. Ein derartiger Schuldner wurde als Knecht verkauft, um mit dem Kaufpreis und dem Ertrag seiner Arbeit die gemachte Schuld zu decken. Da war es freilich nicht möglich, Bankerott zu machen und es doch so einzurichten, daß man nachher von dem, was bei seite geschafft oder als Vermögen der Frau herausgezogen worden ist, behaglich leben kann, während die Gläubiger das Nachsehen haben. Mit seiner ganzen Person mußte der Mann einstehen für seine Schuld.

War so das Privateigentum geschützt, so war es doch auch wieder zu gunsten der Gesamtheit manchen Beschränkungen unterworfen. Abgesehen von der Unmöglichkeit, seinen Besitz für immer zu verkaufen oder mit des Nächsten Besitz zu spekulieren, bestanden eine Anzahl von Einrichtungen, denen die Idee eines Gesamtanspruches aller an das, was dem einzelnen Gott gibt, und der Gedanke, daß ein jeder das Seine nicht nur für sich, sondern für alle empfangen hat, zu Grunde liegt. Dahin gehört die Einrichtung des Sabbatjahres. Nicht nur am siebenten Tage sollte jede Arbeit ruhen, sondern

jedes siebente Jahr durfte der gesamte Acker nicht bestellt werden, ja, wenn das Jubeljahr kam, so mußte zwei Jahre lang hinter einander, im 49. wie im 50., alle Bestellung des Ackers aufhören, Bestimmungen, in hohem Grade geeignet, die Kraft des Bodens vor Erschöpfung zu bewahren. Was nun aber in solchem Sabbatjahre von selbst auf dem Felde wuchs, gehörte, als ohne Zuthun menschlicher Arbeit von Gott gegeben, allen. Ferner hatte auch in den Nichtsabbatjahren ein jeder das Recht, in des Nächsten Acker oder Weinberg zu gehen und dort zu essen, bis er satt war, nur durfte er nichts in ein Gefäß thun und nach Hause tragen. So sehen wir, daß noch die Jünger des Herrn auf einem Felde Aehren ausraufen und sie essen, ohne sich damit eines Felddiebstahls schuldig zu machen. Gewiß würden heute derartige Bestimmungen nur gemißbraucht werden, damals war bei der fast durchweg landbebauenden, auf eigenem Eigentum sitzenden Bevölkerung gröberer Mißbrauch mehr ausgeschlossen. Aber der Grundgedanke solcher Gottesordnungen bleibt auch heute bestehen, und das ist der, daß Gott der Herr der eigentliche Eigentümer ist, und daß das, was er uns gibt, uns nicht nur für uns, sondern auch für andere gegeben ist, daß es nicht nur ein Gnadenakt unsrerseits, sondern eine Pflicht für uns ist, anderen an dem, was uns verliehen ist, Anteil zu gönnen.

Ferner war in Israel neben dem Zehnten, der den Leviten gegeben wurde, nochmals der zehnte Teil des Einkommens jährlich abzugeben und zwar in der Weise, daß dieser zweite Zehnte in jedem dritten Jahre an die Armen des Wohnorts selbst verteilt wurde, in den beiden anderen Jahren aber sollte er an den Ort, den der Herr erwählen würde, also später Jerusalem, gebracht, und dort nicht geopfert, sondern mit dem ganzen Hause, Knechten, Mägden und Bedürftigen gemeinsam verzehrt werden. Keineswegs will sonst das Alte Testament dem Sparen wehren, wohl aber jenem Sinne, der den Mammon zum Gott macht und krampfhaft den Besitz umklammert. Es war auch mit einer solchen Bestimmung auf eine Geselligkeit hingewiesen, die sich nicht mit den Gleichstehenden sozial von allen anderen soviel als möglich absperrt, sondern die dazu beiträgt, die von menschlichem Hochmut künstlich aufgeführten sozialen Scheidewände niederzulegen. Weitere Beschränkungen des Privateigentums boten die Vorschriften, die bei der Ernte jeder Nachlese, bei der Obsternte das Nachschütteln der Bäume untersagten. Es sollten die Ecken der Felder nicht abgeschnitten, die auf dem Felde vergessenen Garben nicht hereingeholt werden. Das alles sollte den Witwen, Waisen und Fremdlingen sein, „denn ich bin der Herr, euer Gott," hieß es. Es war ferner dem Vermögenden zur Pflicht gemacht, dem Dürftigen Darlehen zu gewähren und zwar ohne Zinsen. Jetzt ist so oft Grundsatz, erst dann zu helfen, wenn einer nichts mehr hat; viel wichtiger ist es aber zu helfen, so lange jemand noch etwas besitzt und ihn vor völliger Verarmung zu schützen. Das ist die Absicht des Gesetzes, dies soll auch unseres Wohlthuns Richtschnur werden. Dabei bietet das Pfandrecht sehr zarte Bestimmungen. Der Gläubiger durfte für sein Darlehen ein Pfand nehmen, aber nicht in das Haus des Schuldners hineingehen. Dieses galt als eine unantastbare Burg. Er durfte nicht selbst das Pfandstück wählen, sondern der Schuldner hatte es auszuwählen und zu bringen. Unentbehrliche Werkzeuge und Kleidungsstücke waren von der Pfändung ausgeschlossen und während des ganzen Sabbatjahres durfte nicht an die Schuld gemahnt werden.

So sehen wir, nicht negiert sind im Alten Testamente die von Gott gesetzten oder teilweise durch eigene Schuld entstandenen Unterschiede von Arm und Reich, aber dem ist gesteuert, daß sie zu einer unüberbrückbaren Kluft sich ausbilden. Beides, unbegrenzter Reichtum, wie die bitterste Armut ist durch Bestimmungen, wie die erwähnten unmöglich gemacht. Im Sabbatjahre, wie zur Zeit des Früchtereifens konnte ja von einer eigentlichen Not überhaupt nicht die Rede sein. Das Eigentum war geschützt, aber sein Gebrauch war gewissen Beschränkungen unterworfen durch den, der alles gibt und anvertraut, im Interesse der Gesamtheit. Der völlig ins Irdische versunkene

Sinn und die schrankenlose Selbstsucht im Gebrauch der irdischen Güter war durch solche Ordnungen ausgeschlossen.

Der zweite Punkt, der bei der sozialen Frage in Betracht kommt und der, in so enger Verbindung er auch mit dem ersten steht, doch besonders ins Auge gefaßt werden muß, ist die Stellung der sogenannten arbeitenden Klasse. Der Name Arbeiter ist ja ein Ehrenname geworden und wir erblicken darin einen Fortschritt gegen frühere Zeiten, wo nicht die Arbeit, sondern der materielle oder ästhetische Lebensgenuß als Ziel des Lebens hingestellt wurde. Auch das Alte Testament heiligt die Arbeit und macht sie zu einer That des Gottesgehorsams. Es gebietet jedem ohne Ausnahme: „sechs Tage sollst du arbeiten." Aber das Alte Testament vergißt auch nicht, daß nicht die rastlose Arbeit im Schweiße des Angesichts das ursprüngliche war, sondern die selige Ruhe und die friedevolle Thätigkeit des Paradieses. Einen Tag in der Woche soll das Volk Gottes in diesen Zustand der Paradiesesruhe zurückkehren, es soll nicht abgehetzt werden in ruhelosem Treiben, nicht aufgezehrt werden von dem, was irdisch ist, sondern soll Gottessegen und Gottesfrieden, wie einen belebenden Tau aus der Höhe in der Stille empfangen. Darum ist der Sabbat eingesetzt mit seiner völligen Arbeitsruhe für das ganze Volk und ganz besonders auch für die Knechte, Mägde und Fremdlinge. Einen unermeßlichen Vorzug hat damit allein schon der israelitische Arbeiter, selbst der Leibeigene, äußerlich und innerlich vor den Sklaven anderer Völker, für die es solches Ruhen niemals gab, ja vor Millionen anscheinend freier Arbeiter in unserer Zeit, die Tag für Tag im schweren Joch der Dienstbarkeit stehen müssen und denen schnöde Gewinnsucht oder auch gradezu frivole Feindschaft gegen alle göttliche Ordnung oft systematisch den Sonntag raubt. Mit Recht wird heute grade aus den Kreisen der Arbeiter der Sonntag zurückgefordert, und er wird ihnen unverkürzt gegeben werden müssen. Die Entziehung dieses Rechtes ist in Gottes Augen ein Diebstahl an des Nächsten Kraft und Eigentum, ein Mord an seinem Leib und seiner Seele. Die Ausrede, daß viele den Sonntag nicht in rechter Weise benutzen werden, ist nicht stichhaltig. Das ist nicht unsere Sache. Aber unsere Sache ist es, nicht Schuld zu tragen an des Nächsten Sünde und uns an ihm, wie an unserem Gott nicht zu versündigen.

Bei den Arbeitern in Israel müssen drei Klassen unterschieden werden: der freie Tagelöhner, der israelitische Knecht, der in Folge von Schulden oder von sittlicher Schuld in solcher Lage war, und endlich die eigentlich leibeigenen Knechte. Der freie Tagelöhner war geschützt durch die Bestimmung, daß die Sonne nicht untergehen sollte, ehe der Tagelohn gezahlt wäre. Wer das rücksichtslose, grausame Wartenlassen mit der Bezahlung kennt, das viele zur Angewohnheit haben, der weiß, eine wie große Hilfe und Wohlthat für den arbeitenden die Pflicht pünktlicher Bezahlung sein mußte. Die israelitischen Knechte blieben in der Knechtschaft höchstens sieben Jahre, wenn sie nicht früher sich auslösten oder von ihrem Goël ausgelöst wurden. Mißhandlung seitens ihrer Herren verschaffte ihnen sofort Freiheit. Tötung dieser Knechte war Mord; sie durften selbst Eigentum haben, auch galt ein solcher Knecht nicht als ein Leibeigener, sondern als ein Bruder. Wenn er nach siebenjähriger Dienstzeit frei wurde, dann war es Befehl, ihn nicht leer ziehen zu lassen, sondern von eigener Habe ihm mitzugeben, daß er nicht sofort wieder durch völlige Mittellosigkeit in den Stand der Dienstbarkeit getrieben würde. — Der leibeigene Knecht, der nur aus den Heiden herstammen und erkauft sein konnte, stand sich im Wesentlichen nicht anders, nur daß er für immer in Dienstbarkeit war. Von der grausamen Härte der antiken, zumal römischen Sklaverei, von Sklavenzwingern, Beinezerschmettern, Löwenvorwerfen, ans Kreuz schlagen, mit lebenden Sklaven die Fische in den Teichen füttern war in Israel keine Rede, ebensowenig von den Greueln der modernen Negersklaverei mit ihren Bluthunden und Hetzpeitschen. Selbst von der trostlosen und schmählichen Leibeigenschaft des Mittelalters, da Tausende von freien Bauern und Volksgenossen mit List und Gewalt auf die Stufe der Leibeigenen gedrängt wurden, waren Israels Sklaven noch weit entfernt. Auch

des Leibeignen Tötung galt in Israel als Mord, auch ihn schützte das Gesetz, auch ihn machte Mißhandlung ohne weiteres frei. Auch ihnen kam der Sabbat mit seiner Ruhe, das Sabbatjahr mit seiner Freiheit von anstrengender Arbeit wesentlich zu gute. Bei den Festmahlzeiten des Hauses waren sie nicht ausgeschlossen, vielmehr war es ausdrücklich geboten, sie heranzuziehen. Sie gehörten zur Familie und zwischen ihnen und derselben war keine soziale Kluft. Die Ehe mit ihnen galt als ebenbürtig. Wenn sie alt und krank wurden, durften sie dem Elend nicht preisgegeben werden, sondern es mußte für sie gesorgt werden, wie für Hausgenossen. Wir wissen wohl, daß die Sklaverei nicht mit der Würde, die das Kommen des eingebornen Sohnes ins Fleisch, die Bruderschaft Jesu Christi dem Menschen verleiht, vereinbar ist. Darum hat auch die Macht des christlichen Geistes die Ketten der Sklaverei gebrochen. Aber wir wollen nicht vergessen, daß eben auch erst durch Jesum Christum das Recht zu solcher Freiheit erkauft ist. Sonst liegt kein Anstoß darin, daß der Sklave der Sünde auch äußerlich unfrei ist. Wir wollen ferner bei der Beurteilung der im Alten Testamente zugelassenen Sklaverei nicht vergessen, daß auch das Evangelium dieselbe nicht sofort und äußerlich aufhob, sondern sie innerlich auflöste und überwand, und daß die Lage von Tausenden unserer sogenannten freien Arbeiter noch lange nicht eine so gesicherte, humane und menschenwürdige ist, als die eines Mannes, der in Israel Knecht auf immer war. Bei uns ist die Freiheit oft nur der Form nach da, während in der Sache selbst eine desto schlimmere Knechtschaft ist. Unsere Aufgabe ist aber hiermit uns angedeutet. Es gilt die formelle Freiheit nicht aufzuheben, aber sie mit christlichem Inhalt zu füllen. Es gilt grade der arbeitenden Klasse in unserer Zeit die Möglichkeit einer gesicherten und wahrhaft humanen Existenz auch mit eigenen Opfern zu schaffen, die innere Scheidewand fallen zu lassen, die Hochmut und selbstsüchtige Gleichgiltigkeit zwischen uns und dem eigentlichen arbeitenden Volke nur zu gern noch immer aufrichtet, und an die Stelle des kalten, herzlosen Kontraktverhältnisses wieder das Band innerlicher, persönlicher und lebensvoller Beziehungen zu setzen. Das sind Aufgaben, die der Staat im großen und ganzen zu lösen hat, aber auch der einzelne in seinem Kreise.

Der dritte Punkt, der bei der sozialen Frage in Betracht kommt, ist die Ordnung der Kreise, aus denen das Ganze des Volkslebens sich aufbaut. Wir wollen uns hier auf einige kurze Andeutungen beschränken. Unsere Zeit neigt dahin, den Staat aus lauter atomistischen Individuen bestehen zu lassen. Geht man doch vielfach darauf aus, selbst den Organismus der Familie aufzulösen. Sucht doch eine starke Bewegung in England und Amerika auch den Frauen das politische Stimmrecht zu verschaffen, und die äußerste Sozialdemokratie verwirft selbst die Ehe. Je unmittelbarer nun der Staat auf die einzelnen Individuen aufgebaut ist, statt auf die natürlichen Lebenskreise, in denen dieselben organisch vereinigt sind, desto weniger hat er Halt, desto mehr gleicht sein Fundament dem losen Steingeröll, dem Sandhaufen, in welchem jedes Sandkörnlein auch für sich ist und bleibt und mit den anderen nicht in einer festen Verbindung steht. In Israel waren nun zwischen dem einzelnen und dem Ganzen des Volkes ebenso wohlgeordnete, als natürlich sich ergebende Zwischenglieder da, zunächst die Stämme mit ihren Stammesfürsten und Aeltesten und in jedem Stamm wieder die Familien und Geschlechter abermals mit ihren Aeltesten an der Spitze, in jedem Geschlecht alsdann die einzelnen Häuser mit ihrem Familienoberhaupt, das obrigkeitliche Gewalt hatte über die Familienglieder, so daß es ungehorsame Söhne mit dem Tode bestrafen konnte. Nur in diesen natürlichen Kreisen galt der einzelne, nicht mit Ueberspringung derselben, als Staatsbürger. Auch die Volksfeste waren auf diese Grundlage gestellt und umfaßten Arm und Reich in gleicher Weise, und darum kam es bei ihnen zu einer wirklichen Festesfreude, während unseren Volksfesten, grade weil sie dieser natürlichen Verbindung entnommen sind, auf künstlichen Vereinigungen und Vereinen einerseits beruhen und die künstlichen Scheidungen zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft nicht überwinden, das Gemachte nur zu sehr anhaftet und bei ihnen

nun an die Stelle einer gottgewollten und gottgeheiligten Freude nur zu oft die gott- und sittenlose Ausgelassenheit tritt.

Wir haben einen Blick geworfen auf die sozialen Ordnungen des alten Bundes. Wir werden gestehen müssen, daß eine hohe Weisheit ihnen zu Grunde liegt. Auch von ihnen gilt das Wort: Du hast alles weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güter. Die vielgepriesenen Gesetzgebungen eines Lykurg und Solon und anderer menschlicher Gesetzgeber halten weder was Weisheit, noch was wahre Humanität betrifft einen Vergleich mit der mosaischen Gesetzgebung auch nur von ferne aus. Auch heutzutage könnten unsere Politiker nichts Besseres thun, als bei diesem Meisterwerke in die Schule zu gehen. Nicht davon kann die Rede sein, daß alles, was für Israel bestimmt war, bei uns genau ebenso nachgemacht werden solle. Aber wohl möchte es heilsam sein, die göttlichen Grundgedanken in jenen Einrichtungen zu erkennen und dieselben in unseren Verhältnissen nach Maßgabe derselben zur Ausprägung und Gestaltung zu bringen. Auch für die Völker ebenso wie für den einzelnen bietet Gottes Wort eine Leuchte für die Füße und ein Licht auf dem Wege.

Eine Wahrnehmung aber wird im Laufe unserer Betrachtung sich von selbst uns aufgedrängt haben. Es ist gradezu auffallend zu sehen, wie die Grundgedanken der alttestamentlichen sozialen Institutionen in schneidendem Widerspruch stehen mit den sozialen Ideen, deren Vorkämpfer das moderne Judentum ist, von denen es am meisten Nutzen hat, um deretwillen es insonderheit angegriffen wird. Die rein formelle Freiheit, die mit wesentlicher Hilfe des modernen Judentums der Liberalismus geschaffen hat und vertritt, bei materieller Knechtschaft des geringen Mannes, die Unbeschränktheit des Geld- und Besitzerwerbes, die Uebermacht des Kapitals, die Ueberspannung des privaten Eigentumsbegriffes, der vielen das einzige Heilige und Unantastbare ist, das sie kennen, die Zurückstellung des Ackerbaus, die vorzugsweise Begünstigung des Handels und allenfalls noch der Industrie, die Auflösung der natürlichen Volksgruppen und der natürlichen Autoritäten, die unmittelbare Verbindung, in die jeder einzelne mit dem Staatsganzen gesetzt ist, das er meistens gar nicht oder nur durch die Brille seines Tageblättchens zu beurteilen in der Lage und fähig ist: das alles widerspricht, wie wir gesehen haben, jedenfalls den alttestamentlichen Gottesordnungen. Was zunächst die *sozialen* Anschauungen, die es vertritt, betrifft, ist das moderne Judentum abgefallen von der göttlichen Basis des israelitischen Volkes.

Wenn wir aber überzeugt sind, daß jene Gottesordnungen die Grundgesetze für die wahre Wohlfahrt aller Völker und auch unseres Volkes in sich bergen, so wird es Zeit sein, von ihnen gelehrt, auch an unsere Zustände die bessernde Hand anzulegen. Das mutet freilich dem einzelnen manche persönliche und bedeutende Opfer zu. Da gilt es mit mancher bequemen und doch eben selbstsüchtigen und hochmütigen Anschauungsweise, die oft in Fleisch und Blut übergegangen ist, zu brechen. Das will nicht ein jeder, auch bei weitem nicht alle, die den Anspruch erheben, als Christen, als konservativ und sogenannte gutgesinnte Leute dazustehen. Und doch wäre es die alleinige Hilfe gegen die Sturmeswolken der sozialen Revolution, die von allen Seiten so bedrohend schon aufziehen. Wir hätten selbst den größten Segen und Gewinn davon.

Leos Geheimnis.

Erzählung

von

A. v. d. Elbe.

Viertes Kapitel.

Herr von Uting meinte, daß er etwa noch fünf bis sechs Tage in Holzhausen und auf dem nahen Amtsgerichte zu thun haben werde, bevor er an die Abreise denken könne, dann sei er dazu bereit.

Es war ein paar Tage vor der zur Reise angesetzten Zeit, als Leontine endlich mit einem Plan im Klaren war, der sie schon lange beschäftigt hatte. Sie suchte Anna im Garten auf und rief ihrer kleinen Vertrauten schon von weitem zu:

„Ich hab's, ich weiß, was ich thue! Ich will in einem paar großen, vielgelesenen Zeitungen ein Heiratsgesuch, wie von einem Manne ausgehend, erlassen, und die, welche sich darauf bei mir melden, ins Verhör nehmen und ihnen aushelfen."

Anna lachte laut auf. „Pascha!" rief sie belustigt, „du wirst dir so einen ganzen Harem anschaffen!"

„Nur jetzt spotte nicht!" bat Leo eifrig. „Ach, mir ist's mit meinem Plane ja so heiliger Ernst!" Sie öffnete ihr Notizbuch und entwarf Inserate. „Ein Mann — nein, ein Mann darf ich nicht sagen, das wäre unwahr —"

„Ich bin neugierig, wie du dir hilfst, ohne zu lügen," kicherte Anna, trug sich einen Stuhl unter den großen Birnbaum und nahm ein Strickzeug aus der Tasche.

Leontine schrieb, strich aus und las endlich laut: „Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege wird von wohlmeinender Seite eine Korrespondenz mit gebildeten Damen gesucht, welche sich zu verheiraten wünschen. Vermögen Nebensache, Vertrauen notwendig!"

„Sehr gut herausgewickelt," meinte die Kleine mit naivem Staunen. „Aber wie verfolgst du nun die abenteuerliche Geschichte weiter?"

„Ich schicke Quosig mit dem Inserat nach Göttingen in die Annoncen-Expedition, bezahle das Einrücken in drei große Blätter und lasse die an dasselbe Kontor eingehenden Briefe nach acht bis vierzehn Tagen abholen."

„Wie du solches Zeug am Schnürchen hast! Ich habe nie gewußt, wie dergleichen gemacht würde. Sollte dir wirklich eine Dame darauf schreiben?"

„Leider glaube ich, daß es geschieht!"

Leontine war entzückt von dem beabsichtigten Unternehmen; sie sah sich schon als

Mittelpunkt mannigfaltiger Beziehungen zu den Bedrängten ihres Geschlechts, sah sich schlichtend und richtend in verworrene Familienverhältnisse eingreifen und mit jeder Art von Hilfe Strauchelnden beistehen. Es konnte ja nichts Herrlicheres geben, als eine solche weitgehende Wirksamkeit! Morgen in aller Frühe sollte ihr getreuer Quosig nach Göttingen reiten — beileibe nicht in Livree — und das Inserat besorgen. Da es scheinbar von einem Manne ausging, fürchtete sie keine unangenehmen Vermutungen für sich.

Sie verließ die Freundin, um Quosig aufzusuchen, der, nachdem er bei Tisch bedient hatte, jetzt wohl wieder im Garten beschäftigt sein würde. Sie fand ihn am Pavillon, wo er auf der Leiter stand und den Wein beschnitt. Als er seine Herrin gewahrte, kam er flink von der Leiter herab, nahm den Bast aus dem Munde und fragte, was sie befehle; dabei strahlte das alte vergnügte Gesicht in ganz besonderem Glanz, während die Aeugelein in einem Durcheinander von bräunlichen Fältchen fast verschwanden.

„Du mußt morgen zeitig nach Göttingen reiten, Jakob," sagte sie eifrig und ganz von ihrem Vorhaben erfüllt. „Zu Tisch möchte ich, daß du wieder hier bist; Lotte wartet so ungeschickt auf, und weil Herr von Uting da ist, muß es doch ein bischen ordentlich zugehen."

„Ich kann's in vier Stündchen abmachen, wenn der Zettel nich' zu lang is," meinte er selbstgewiß.

„Es gibt diesmal nur eine einzige Besorgung," sagte sie, unsicher zögernd, was sie von ihrem seltsamen Unternehmen dem Getreuen anvertrauen dürfe.

Sollte sie ihm das Inserat kouvertiert einhändigen und ihn ganz darüber im Dunkeln lassen, was er ihr besorge, oder sollte sie ihn ins Vertrauen ziehen und ihm alles sagen, was sie erstrebe und zu leisten hoffe? Würde es ihr möglich sein, ihm dies an den Verstand zu bringen? Sie sah ihn prüfend von der Seite an, wie er dastand, den abgegriffenen groben Strohhut in der Hand, während der laue Sommerwind mit seinen ergrauenden Haarsträhnen spielte, und er, in jeder Miene des alten ehrlichen Gesichts Bereitwilligkeit, sie fragend anblickte.

Ja, sie wollte ihm die Freude machen, ganz offen gegen ihn zu sein; war er doch schon der Vertraute aller ihrer Kindheits-Thorheiten gewesen, und wie treu hatte er ihr immer durchgeholfen. Seine Hingabe und Verschwiegenheit waren nicht anzuzweifeln, und als schlau genug hatte sich der alte Bursche auch stets bewährt.

„Komm morgen früh um sechs auf meine Stube," sagte sie gedämpften Tones, „dann sollst du das Geheimnis wissen und mir zur Erfüllung eines großen Wunsches helfen."

„Na ja," murmelte er vergnügt, „wie möt den Düvel mal weder danzen laten."

Sie ging, und er kletterte zu seinem Wein hinauf. — — —

Zur festgesetzten Stunde stand Jakob Quosig am anderen Morgen vor seiner Gebieterin, die fertig angekleidet vor ihrem geöffneten Schreibtische saß.

Der Diener trug ihrer Weisung gemäß keine Livree, sondern seinen Sonntagsrock, darunter Manchester-Reithosen und Stulpenstiefel, in denen er sich sehr gefiel; einen braunen Strohhut hielt er in der Hand. Die ganze Erscheinung hatte etwas Seltsames, Zweifelhaftes; über allen Zweifel erhaben war aber der Ausdruck von Unternehmungslust in seinem alten Gesichte; die junge Herrin hätte ihm das Tollste auftragen können; er würde keinen Augenblick gezaudert haben, es wenigstens zu versuchen.

„Nun will ich dir auch sagen, Jakob, um was es sich handelt," hob sie an, das Papier mit dem Inserat in der Hand. „Du weißt, wenn man etwas will oder sucht, setzt man es in die Zeitung."

„Natürlich weiß ich's; als der enfamte Hektor ausgerissen war, haben wir ihn auch mit ‚Hund verloren' in die ‚Göttinger Anzeigen' gesucht und richtig wieder gekriegt.

Was haben Fräulein denn nu' verloren? Wie willt' em schon packen, Kourasche oberwindt' en Swiensbraten!"

„Verloren habe ich gerade nichts," sagte sie, in lächelnder Verlegenheit das Auge auf ihr Papier senkend. „Und doch möchte ich etwas finden."

„Man köpt manchmal gut up'en Althandel; Fräulein könnten sich aber doch allens vor neu spendieren."

„Ich will dir vorlesen, was ich einsetzen lasse, und dir dann erklären, was es bedeutet; du weißt, ich habe keine Geheimnisse vor dir."

Quosig lächelte geschmeichelt, und Leontine las ihm das Inserat vor.

„Töf, 'ne Heirat, — mit Frauensleuten," murmelte er, sich hinterm Ohr kratzend. Er wußte sichtlich nicht, was er daraus machen sollte. „Unser Julius könnte doch selber —"

Leontine wußte, daß sie seinem Verständnis für diese befremdliche Angelegenheit nachhelfen müsse und fuhr also rasch fort: „Ich möchte nur mit einigen Damen in Beziehungen treten, Briefe wechseln, sie kennen lernen."

„Fräulein haben hier auch wenig Freundschaft; de ehrlich dörch de Welt will, mut sick en betten taustehlen."

„Die unglücklichen Geschöpfe wollen alle heiraten," sagte sie, noch einmal ihr Blatt überfliegend.

„E'n betten Liebe is 'en Minschen tau gönnen. — Ach nu weit ick!" rief er plötzlich erleuchtet. „Fräulein sind auch gar zu gut, Sie nehmen welche in Vorrat, wenn wir 'mal wieder einen nich mögen. Wenn Herr Adolf Marxmann oder der junge Herr von Grips wieder nach Sie kommen, so stechen Sie ihnen gleich 'ne andere zu. Vor jed-einen is' nich' Kuchen, aberst 'en Botterbrot maket ok satt."

Er war so erfreut von seinem schlauen Einfall und hielt so zäh daran fest, daß Leontine es aufgeben mußte, ihn eines Besseren zu belehren, so ließ sie ihn denn lachend mit seinem Auftrage gehen.

Auf der Treppe begegnete er der Haushälterin, die eben vom Durchseihen der Morgenmilch aus dem Kuhstalle kam und nach ihrer Kammer wollte.

„Na, Krusen, wo geiht et? All utgeschlapen?" fragte er, sie im Vorübergehen in den Arm kneifend.

„Wenn Sie mich doch mit Ihrer ausverschämten Handgreiflichkeit verschonen möchten, Herr Quosig," sagte Pine, sehr rot und blank im Gesichte von der Morgenarbeit und dem Verdruß über ihren zudringlichen Verehrer. „Sie wissen, daß ich Sie nicht ausstehen kann, wenn Sie mir so kommen."

„Ick bün doch so zart a's e'n Peerfaut!" lachte er übermütig.

„Das kann sein, aber mit dem Hufeisen lasse ich mir auch nicht ei-ei machen!" Damit lief sie den Gang hinunter nach ihrer Kammer.

Er stand einen Augenblick still, sah ihr wohlgefällig nach und murmelte: „Wenn sie noch so sachte thut, is sie doch 'ne forsche Person." Dann ging er die Treppe hinab, um den Braunen zu satteln und nach Göttingen zu reiten.

Gegen acht Uhr stahl sich Philippine Kruse von ihrer Hausarbeit fort, um ihrer verehrten Gönnerin, dem Fräulein von Madeweiß, bei der ersten Toilette hilfreiche Hand zu leisten. Lotte, das Hausmädchen, war dem Fräulein zu plump und zu ordinär, und eine feine Zofe gab es nicht; da sprang denn Pine ein. Bei ihrem Bildungsdrange waren es für sie die genußreichsten Stunden, welche sie bei dem Stiftsfräulein zubringen konnte, das sie für den Inbegriff aller geistreichen und feingebildeten Liebenswürdigkeit hielt.

Fräulein Jüly saß schon im himmelblauen Schlafrock und Frisiermantel vor dem Toilettspiegel und wartete. Ihr Kämmerchen bot ein Durcheinander von Mullvorhängen, schwebenden Schleifen, hingeworfenen Kleidungsstücken und herabgesetzten Nippsachen. Das Fräulein hielt ein Buch mit Goldschnitt in der Hand; es wußte, daß

sich Philippinens Erscheinen nicht beschleunigen lasse, da die Kammerjungferdienste unberechtigt neben den häuslichen Geschäften hergingen.

Seraph saß auf einem Stuhle seiner Herrin gegenüber und blickte sie unverwandt an, während er sich oft mit der roten Zunge den Bart beleckte; auch er wußte, daß Pine erst da gewesen sein mußte, bevor es zum Frühstück gehe.

Endlich stürzte die Ersehnte herein; rot vor Eifer eilte sie auf die harrende Dame zu, welche sie mit einem freundlich gelispelten: „Ah, gutes Philippinchen, da sind Sie ja!" empfing.

„Ich wäre gern eher gekommen, teure Gnädige," sagte die Haushälterin und machte sich mit flinken Fingern daran, den äußeren Kranz der Haarwickel loszurollen, welche den Kopf des Fräuleins bedeckten.

„Seien Sie auch recht vorsichtig, meine Gute," bat die Madeweiß, „frisieren Sie die Löckchen bis zur Nasenwurzel herunter. Sie wissen, es ist unanständig, die Nudität der Stirn zu zeigen. Schon die alten Griechen waren so dezent, ihre Stirn in ein Inkognito zu hüllen, aber wir Barbaren hatten es bis jetzt vergessen. Ein Glück, daß sich der Anstand hebt!"

„Wie bin ich froh, daß ich so viel Bildung von gnädig Fräulein lerne," sagte die Krusen, in Dankbarkeit erglühend. „Ach, und dies liebe, feine Blondhaar, wie gern kräusele ich die süßen Löckchen, die meiner Gnädigen so reizend stehen."

„Mein Haar ist immer bewundert worden," sagte Fräulein Jüly selbstzufrieden. „Früher verglich man es mit gesponnenem Golde, jetzt findet man es von jenem berühmten Aschblond, das der Franzose Cendré nennt. Meine Freundin, die Gräfin Schwanenflügel, hat darauf ein reizendes Verschen gemacht, es lautet:

O Cendrillon! Welch ein Flacon Voll jungfräulicher Güte Enthält dein reich Gemüte!	O Cendrillon! Welch ein Bonbon Voll würziglicher Süße Sind Kopf dir, Herz und Füße!"

„Darf ich mir's in mein Album schreiben, gnädig Fräulein?" bat die Haushälterin.

„Ich bin nicht so hart, die Bedürfnisse einer fühlenden Seele beschränken zu wollen."

Pinchen hob, ihre Dame preisend, die Augen gen Himmel, während diese befriedigt lächelte. Dann begann Jüly ihrer Vertrauten Herrn von Utings Reiseplan mitzuteilen.

„Sie können versichert sein, liebes Fräulein Krause" — Kruse hielt die Madeweiß für Plattdeutsch — „daß ich alles daran setzen werde, Ihre angenehme Begleitung für die Reise zu gewinnen. Meine Nichte kann nicht verlangen, daß wir Damen ganz ohne Bedienung reisen. Und wer wäre da geeigneter für uns als Sie, Liebe? Ich bin freilich daran gewöhnt, jedem Kranze der Freude einen bitteren Tropfen beigemischt zu finden, werde mich aber diesmal nicht so leicht unterwerfen, wie dies sonst mein Schicksal ist."

Pine Kruse war entzückt von der Aussicht, eine Harzreise mitzumachen; es drängten sich ihr aber doch Bedenken auf, ob sie aus dem Haushalte fort können werde. Die Madeweiß meinte indes, wenn keine Herrschaft da sei, komme es auf den Gang der Geschäfte nicht viel an, und entließ ihre Verehrerin zuversichtlich, nachdem diese inmitten des Lockenkranzes das Spitzenblättchen befestigt hatte.

Philippine ging mit dem Zettel, auf welchen ihre Gönnerin den Cendrillon-Vers geschrieben, nach ihrer Kammer, die, dicht an der Hintertreppe gelegen, sich auf demselben Korridor befand. Hier konnte sie, bevor sie in die Küche zurückkehrte, sich einige Minuten des Ausruhens und des Schwelgens in „poetischen Genüssen", wie sie es nannte, gönnen.

Es war ein sehr bescheidenes Gemach, in welches die Haushälterin trat. Man

sah aber, daß die Bewohnerin Sinn für Schmuck und Zierlichkeit besaß. Auf dem Tische stand ein Blumenstrauß in bunter Vase, am Spiegel prangten Pfauenfedern, während mehrere Photographien in schwarzen Rahmen ringsum hingen. Ueber dem Sofa schwebte an roten Bändern ein Bücherbord, einige religiöse, einige Wirtschafts- und einige Unterhaltungsbücher tragend. Im Fenster stand ein rund gezogenes Myrtenbäumchen neben ein paar anderen Töpfen. Es waren die Versöhnungszeichen aus den seltenen Stunden, in denen sie mit Quosig Frieden geschlossen.

Philippine beeilte sich, ihr Album vom Bücherbord zu nehmen, das Tintenfaß herbei zu rücken und mit hübscher Handschrift den Schwanenflügelschen Vers einzutragen. Als sie das Buch zurück stellte, überflog ihr wohlgefälliger Blick die Reihe der schönen Litteratur, welche sie besaß. Sie las: „Traumbüchlein für alle Fälle“ — „Das Kartenlegen nach Mlle. Lenormand“ — „Briefsteller für Liebende beiderlei Geschlechts“ — „Die Blumensprache“. Dann nahm sie einen Kunstausstellungs-Katalog zur Hand, den sie aus des Stiftsfräuleins Papierkorb gerettet hatte. Es zog sie an, die Bezeichnung der Bilder zu lesen und sich in die Lage der genannten Personen zu versetzen.

„Eine Jungfrau, der Vesta opfernd“ — „reizend“ flüsterte Pine und erhob die Hände feierlich über ihrem Tintenfaß. „Das Mädchen mit der Nelke“ — sie wählte aus dem Strauße vor sich eine Blume und roch mit gespreizten Fingern daran.

Mamsell Philippine Kruse war weder jung noch schön; aber ihre Phantasie, angeregt durch den Verkehr mit der Madeweiß, spiegelte ihr vor, daß sie beides sei. Wie sie so dastand, war sie eine starkknochige Person von einigen dreißig Jahren, mit glänzender roter Haut, schwarzem, in sich krausem Haar und glitzernden Augen. Sie fand sich sehr heiratsfähig und sehr begehrenswert, eine Meinung, die von ihrer Gönnerin und etwas auch von Jakob Quosig genährt wurde; über letzteren glaubte sie sich aber derart erhaben, daß sie sich seine Artigkeiten — die allerdings immer etwas von einem Streicheln mit dem Pferdefuß an sich hatten — schnöde abwies.

Nachdem Pine noch in ihr Haushaltungsbuch, das sie jeden Abend dem Fräulein von Madeweiß vorlegen mußte, die nötigen Einträge gemacht hatte, trennte sie sich mit einem Seufzer von ihrem lieben Neste und eilte wieder in die Küche.

Gegen Mittag schritt Leontine ungeduldig auf dem Hofe hin und her; sie erwartete Quosigs Rückkehr aus Göttingen und die Bestätigung, daß er seinen Auftrag glücklich ausgerichtet habe. Endlich trabte ihr alter Vertrauter in der Allee herauf.

Kaum sprang er vom Pferde, als Leo herzueilend und des Braunen Hals klopfend, fragte: „Nun wie ist's gegangen, Jakob?“

„Ganz gut, Fräulein Leo,“ antwortete er selbstzufrieden, „wir haben v. R. 1000 gekriegt. Als ich bezahlte meinte der Herr: na, Sie alter Schäker, wollen Sie auch noch auf Freiers Füßen gehen? — „Ick mut mie doch bie Tieden dat Seil um de Hörner smieten laten,“ sagte ich und schob ab.

Leontine atmete erleichtert auf; nun war die Kugel im Rollen und würde vielleicht auf einer Glückszahl liegen bleiben. Denn Glück bedeutete für ihre großmütige Seele die Möglichkeit, anderen beizustehen.

Als die Hausgesellschaft abends auf dem Platze vor dem Gartenzimmer zusammentraf, hatten die Reisepläne schon etwas mehr Farbe und eine bestimmtere Form angenommen.

Herr von Uting hatte die Zeit zur Abreise hinausgeschoben, um erst der beiden jungen Leute gewiß zu werden, morgen aber wollte man nun aufbrechen.

Tante Jüly, die Utings längeres Verweilen auf ihre alte Anziehungskraft geschoben, glaubte jetzt den Augenblick gekommen, einen Wunsch auszusprechen. Sie bat, Pinchen zur Bedienung der Damen mitzunehmen.

Utings bedenkliche Miene und ein Sturm von Leontinens Seite antworteten ihr. „Wozu sich derartig belästigen?“ rief diese mit ihrer gewöhnlichen Herbheit. „Eine

alberne, eingebildete Haushälterin ist doch wirklich die aller ungeschickteste Begleitung. Laß sie hinter ihren Milchsetten und Kochtöpfen bleiben! Es gibt in der Zeit allerlei einzumachen, und wenn wir fort sind, brauchen die Mägde erst recht die strenge Aufsicht der Krusen."

„Das muß ich am besten wissen, Kind," sagte Jüly mit einem gekränkten Blick auf die Nichte. „Habe ich doch seit langen Jahren den Haushalt geführt und mich immer mit Mamsell Krause wohl einzurichten gewußt."

Leo murmelte, daß es gut sein werde, wenn auch die Oberleitung dieser Dinge im September in ihre Hand komme.

Nun fand sich auch Uting ermutigt, gegen den Vorschlag seiner Freundin aufzutreten. „Wenn man Ihren Protege noch in Livree stecken könnte, um Billets und Bedienung zu besorgen," meinte er. „Das Handgepäck der Damen ist oft nicht klein, und da ist stämmige Hilfe erwünscht."

„Dann lassen Sie uns Quosig mitnehmen, Onkel," rief Leontine, erfreut von dem Gedanken. „Er ist kräftig, bereitwillig und in jeder Weise brauchbar."

Die Chamoinesse dachte an ihre Löckchen und seufzte tief. „Ist es denn nicht grausam, uns die kleinen unentbehrlichen Toilettendienste entziehen zu wollen? Der Mann labt sein Auge an den Blüten weiblichen Reizes, aber seine harte Hand versagt ihnen den Sonnenschein."

„Ich werde Ihnen sehr gern helfen, gnädiges Fräulein," beschwichtigte Anna.

Tante Jüly lebte auf. Ja, so mochte es gehen; die Kleine war anstellig und konnte sich vorher von Pine unterweisen lassen; sie erklärte sich für überwunden und versicherte wehmütig, daß sie in fügsamer Unterwerfung geübt sei.

Uting, der sich's gern bequem machte, kam dann rasch mit Leontine überein, daß Jakob Quosig sein Talent zum Reisediener zeigen solle.

Fünftes Kapitel.

Vor der Thür des Gasthofes „Zum Lindenhofe", gegenüber der belebten Bahnstation Neustadt-Harzburg, saß am Nachmittage eines schönen Julitages ein eben von Berlin angekommener junger Mann.

Auf dem Tische vor dem Reisenden stand das geleerte Seidel, Tasche und Stock lagen neben ihm auf der Bank; augenscheinlich war er fertig, zu irgend einem Unternehmen aufzubrechen, schien aber durch Erwartung von etwas Kommendem zurückgehalten. Sein Blick schweifte nach Osten hinaus; wo er ein Stück der vereinsamten Chaussee, die nach Halberstadt und weiter nach Magdeburg führte, übersehen konnte.

Der Reisende trug den hellgrünen Interimsrock der höheren Forstbeamten, war schlank, blond und hatte ein nicht gerade hübsches aber angenehmes Gesicht; ein Schelmenzug spielte manchmal um den Mund, während die blauen Augen scharf und treu blickten.

Er sah nach seiner Uhr. „Der Renommist," murmelte er kopfschüttelnd, „werde die Herrschaften 5,29 allein empfangen müssen."

Dann belebten sich plötzlich seine Züge, es funkelte und lachte in ihnen, er sprang empor, verließ seinen Platz und ging mit starken Schritten hinaus.

Ein Radfahrer erschien als ferner Punkt auf der Straße, der junge Forstmann beeilte sich, dem mit kräftigem Schwunge Herankommenden entgegen zu gehen. Nun waren sie nahe bei einander. Der Fahrer sprang ab, hielt mit der Linken sein Rad und streckte lachend dem Freunde die Rechte entgegen.

„Servus, alter Sohn, servus! Das nennt man doch präzise?" rief er vergnügt.

„Na, halbwege, ich hatte dich fast aufgegeben."

„Schnöde Ungerechtigkeit! Aber komm, ich lechze nach einem kühlen Tröpfchen."

Sie schritten nun mit einander auf die Bank zu, wo Ottos Tasche und Schirm noch lagen. „Die Tour hat dir Spaß gemacht, Bruno?" fragte Otto den Freund.

„Ein famoser Ritt. War ich auch ein paar Tage länger unterwegs als du in deiner Dampfkutsche, so habe ich doch Land und Leute ganz anders gesehen." Er lehnte sein „getreues Roß", wie er das Rad nannte, an einen Baum, schnallte die kleine Tasche ab und lüftete, seine Stirn trocknend, die dunkelblaue Jockeymütze.

Bruno, der sichtlich Jüngere, mochte einen Kopf kleiner sein als der schlanke Freund; er war sehr kräftig gebaut, seine hohen und breiten Schultern mit dem kleinen Kopf, der schon jetzt einen bedenklichen Ansatz zur Kahlköpfigkeit zeigte, gaben der behenden und beweglichen Gestalt Aehnlichkeit mit einem Kreisel. Sein vergnügtes Gesicht erinnerte an das seines Vaters, Herrn Theobald von Utings, nur hatten wohl die fettgepolsterten Mienen des Alten nie jenen Ausdruck spöttischen Uebermutes besessen, der Brunos Physiognomie belebte. Sein dunkelblauer Anzug, vorschriftsmäßige Tracht des Rad-Klubs, dem er zugehörte, war tadellos an Feinheit und Schnitt, nur jetzt etwas verstaubt.

Er nahm neben Otto auf der Bank Platz und bestellte Bier. Nun schilderte er mit großer Lebhaftigkeit seine Radfahrt von Berlin über Potsdam, Brandenburg und durch das fruchtbare Magdeburgische, rief ein Mal über das andere: famos — herrlich — ein magniperber Sport — und schloß: „solche Tour ist doch ganz etwas anderes, als wenn man sich spazierengehendermaßen auf die Umgegend bezieht. Ich bedauere nur eins, daß die ekligen Maulwurfshaufen hier meinen wackeren Gaul lahmlegen."

„Im Anschluß an die Damen müßtest du dich wohl so wie so ihrer Transportmittel bedienen," meinte Otto.

„Ich weiß schon, daß mir nichts anderes übrig bleibt," seufzte der Sportsman. „Ich muß mein treffliches Vehikel hier in Pension geben, bis ich zurückkomme."

Otto sagte dem Freunde, daß er oben im Aktienhotel Logis und auf sechs Uhr ein Diner bestellt habe.

Bald nach fünf standen sie wohl abgebürstet und erfrischt auf dem Perron, um nach der heute von Holzhausen über Göttingen, Seesen und Vienenburg kommenden Gesellschaft auszusehen.

„Ich bin doch einigermaßen neugierig auf unsere emanzipierte Mündel," sagte Bruno von Uting. „Als Kind von zehn Jahren steht sie mir noch deutlich vor Augen. Sie war zu der Zeit, glaube ich, zuletzt mit Papa Rosla in Lichtenberg und von dort aus bei uns in Rollenhagen. Ich habe mich damals als Vierzehnjähriger ganz ernstlich mit ihr gerauft. Als ich meinen Hühnerhund prügelte, fiel sie mir in den Arm und gebärdete sich wie eine wilde Katze. Sie war ein mageres, gelbes Ding von großem Eigenwillen und ganz ohne Blödigkeit, die eigentlich den Mädels so nett läßt. Immerhin mag sie doch ganz hübsch geworden sein, und es scheint mir recht ergötzlich, mit ihr zu reisen. Kourmachen ist meine Force, auch finde ich es nobel von meinem Alten, daß er die Spendierhosen angezogen hat und uns zu dieser Tour einladet. Wollen sehen, was er zu bieten hat."

„Ich erinnere mich auch dunkel des kleinen Fräuleins," sagte Otto sinnend. „Ich befand mich eben in den Ferien auf der Oberförsterei; sie war nicht von unserem Schießplatze fortzubringen und geriet außer sich vor Freude, wenn einer ins Schwarze traf."

„Sie ist immer ein halber Junge gewesen und soll sich jetzt auf die Männerfeindin spielen. Solche Marotten treibe ich ihr aber bald aus!" fügte Bruno selbstgefällig hinzu und zupfte an seinem bräunlichen Schnurrbärtchen. „Laß mich nur ins Poussieren kommen, so wird sie bald so sentimental wie andere Mädels."

„Mich freut am meisten, daß meine kleine Pflegeschwester Anna auch mit von der Partie sein wird; sie soll sich in Holzhausen rasch unentbehrlich gemacht haben."

„Bist du in sie verliebt? Du erwähnst sie oft in verdächtigem Ton," sagte Bruno und sah den Freund scharf und mit komischem Augenrollen an.

Der blonde Forstmann schien ein wenig zu erröten. „Ich mag nicht, daß du mein brüderliches Gefühl für das muntere kleine Ding so nennst. Anna und ich haben immer sehr gut zu einander gestanden, das Kind ist ja zehn Jahre jünger als ich."

„So kann ich, ohne in dein Gehege zu geraten, auch Annchen die Kour machen?"

„Ich habe in keiner Weise über sie zu verfügen, geniere dich ja nicht."

„Bon, um so besser, es soll eine mustergültige Süßholzraspelei werden! Und was dem Ulk die Krone aufsetzt ist, daß mein Vater sich seine Jugendflamme auch mitbringt. Diese Tante Jule soll ein lyrisch verbohrtes Frauenzimmer sein, das auf jeden Unsinn anbeißen wird."

„Mach's nicht zu arg, Brauner," warnte Otto, während doch auch um seinen Mund ein schelmisches Lachen zuckte.

„Ich habe dich noch nicht abgeneigt gefunden, die Freuden dieser Welt zu genießen und allen Scherzen und Schnurren zuzustimmen. Das Mentor-Amt steht dir also schlecht."

„In diesem Augenblicke ertönte ein langgezogenes Pfeifen. — „Der Zug!" — „Sie sind da!" — riefen sich die Freunde zu, und gleichzeitig brauste die Lokomotive am Perron entlang und hielt, als die Wagen zweiter Klasse eben vor den Wartenden ankamen.

Die Thüren wurden aufgerissen, Herr Theobald von Uting sprang heraus und hielt seinen Sohn in den Armen, dann wandte er sich rasch und half den Damen aussteigen, worin die zwei jungen Männer ihm beistanden.

Alle waren mit dem kleinen Gepäck unten und nun folgten Wiedersehensbegrüßungen und Vorstellungen.

„Liebe Freundin, erlauben Sie, mein ältester Sohn," sagte Uting zum Stiftsfräulein.

„Sein Sohn," lispelte Jüly mit tiefem Gefühl, dann laut: „Welche Freude, Sie kennen zu lernen!"

Mit seitwärts schweifendem Auge hatte Bruno sich verbeugt.

„Mein Sohn Bruno, Referendar," fuhr Uting zu Leontine gewandt fort, die in ihrem kleinen Herrenpaletot mit dem runden braunen Strohhut, schlank und frei dastehend, in völliger Gelassenheit die Vorstellung der jungen Männer entgegennahm.

„Außerordentlich entzückt, die Kindheits-Freundschaft zu erneuern," sprach Bruno mit gewandtem Gruß.

„Die Freundschaft muß erst kommen!" lachte das Mädchen, wobei ihre kräftigen weißen Zähne blinkten. „Ich glaube, früher war's nicht weit her damit, ich habe ein gutes Gedächtnis, Herr Referendar."

Währenddessen begrüßte Anna ihren Pflegebruder. Wohl eine Minute lang hielten sich die Hände der beiden fest, die zierliche Anna hüpfte vor lauter Herzensfreude wie ein Kind, was dem kleinen Dinge allerliebst stand. „Gratuliere, Otto!" rief sie lustig, „zu dem prachtvollen Examen, Herr Forstassessor!"

„Was weißt denn du davon?"

„Mama schrieb's den letzten Tag, und auch, daß du mit in den Harz gingest, ich freute mich ganz schrecklich."

Bruno wandte sich jetzt zu Anna und meinte: „Sie sind ja wohl noch ein bischen kleiner geworden, Fräulein Busch, seit ich zuletzt die Ehre hatte?"

„Sie tragen jetzt die Nase zu hoch, Herr Referendar, da gucken Sie natürlich über arme kleine Buschmädchen weit hinweg."

Leo hatte sich zu Otto gewandt und gefragt, ob er der wäre, der damals auf der Oberförsterei am besten geschossen habe.

„Das kann ich heute nicht mehr mit aller Bestimmtheit sagen, mein gnädiges Fräulein.“

„Erinnern Sie sich denn, daß Sie dem ungeschickten kleinen Mädchen die Büchse hielten, die dieses durchaus selbst abdrücken wollte?“

„Ja, das war ich, dessen entsinne ich mich.“

„Nun, dann sind Sie auch der, den ich meine. Ich habe seitdem besser schießen gelernt.“

Bruno hatte im Eifer des Auspackens einen Handkoffer und ein paar Schirme ergriffen, diese Gegenstände wurden ihm jetzt mit unsanfter Hand entrissen. Er blickte auf und sah eine wunderliche Figur vor sich. Ein dicker Kopf auf einer gedrungenen Gestalt, ein breites, rotes Gesicht mit zwinkernden kleinen Aeuglein, ein dunkelblauer, reichlich langer Livreerock mit Wappenknöpfen, gelb und weiß gestreifte Weste, Manchester-Beinkleider und plumpe Stulpenstiefeln; um diese Erscheinung her hatte sich schon eine beträchtliche Menge Reisegepäck gesammelt.

„Was wollen Sie?“ fuhr Bruno auf und suchte sich des Reiseköfferchens zu bemächtigen.

„Ich bin ja Quosig, Jakob Quosig, bei das Fräulein von Roska,“ grinste der Mann, seinen Wachstuchhut lüftend.

„Ah, wir reisen mit Bedienung! Herr Kladderadatsch sind lebendig geworden; na, mein Trefflichster, dann greifen Sie zu.“

Man setzte sich in den Hotelwagen und fuhr durch das sich lang hinziehende Städtchen zu dem prächtigen Aktienhotel hinauf. Die jungen Herren erklärten, daß Logis bereit und ein Diner bestellt sei, welches sogleich nach Belieben im Saal oder in der Veranda serviert werden könne.

Fräulein Jüly von Madeweiß wünschte jedoch erst Toilette zu machen und die Damen zogen sich zurück. Die Chanoinesse hatte von vornherein sich Anna als Zimmergenossin ausgebeten; es war doch angenehm, immer etwas Bedienung zur Hand zu haben. Quosig reichte einen Handkoffer und einen mit Rosen bestickten umfangreichen Reisesack ins Zimmer.

„Und mein Koffer, wo haben Sie den?“ rief Jüly ungeduldig, „rasch den Koffer, meine neue rosa Toilette ist darin!“

„Dat grote Dier von einer Frachtkiste sollte auch mit?“ fragte Quosig erschrocken.

„Mein Koffer — vergessen“ — jammerte die Dame und sank auf einen Stuhl. „O, ich wußte es wohl, daß Sie unzuverlässig sein würden!“

„Nich' grade vergessen,“ stammelte er, „Fräulein Leo sagten, jed-einer solle man einen Koffer mitnehmen, das wäre so ausgemacht.“

„Nun ja, ich habe auch nur das Reisetäschchen!“

„Ich dachte, das wäre für'n Koffer und die Kiste ginge uns nichts an, sie konnte garnich' auf unsern Wagen,“ mit dieser Begründung seiner Handlungsweise verschwand Quosig, um das andere Gepäck abzugeben.

„So wird mir wieder eine Blüte geknickt, die den kargen Becher des Geschicks verklärte,“ wehklagte Jüly, noch immer auf den Stuhl hingesunken.

Anna hatte mittlerweile ihr Köfferchen geöffnet, sich gebürstet und geputzt und fragte jetzt, ob sie dem Fräulein irgendwie behilflich sein könne.

„Ich bin ganz gelähmt, meine Gedanken wissen sich in die neu geschaffene Situation nicht zu finden; für acht Tage auf diese burgunderfarbene Reiserobe angewiesen — welche Isolierung! Ich rechnete auf den Effekt des Kontrastes im Grünen, aber beim Diner, wie unpassend! Ein Glück, daß ich meinen himmelblauen Schlafrock im Täschchen habe!“

Anna versuchte, die gekränkte Dame mit ihrer Lage auszusöhnen.

Nach kurzem Anklopfen trat jetzt Leontine ein: „Noch nicht fertig, Tante Madeweiß? Wir sind alle hungrig wie die Löwen.“

Die Tante empfing sie mit Klagen und Vorwürfen.

„Ich bitte für Jakob um Entschuldigung," erwiderte Leontine begütigend, „ich glaubte aber, du hättest selbst nicht ernstlich daran gedacht, deinen großen Reisekoffer mit allen Badeort-Toiletten auf einem Landauer durch den Harz zu führen. Du hast so gut wie wir das täglich Notwendige in der Reisetasche; verbittere dir und uns also nicht das Vergnügen mit Jammern."

Das Fräulein flüsterte noch etwas von einem heimlichen Attentat, raffte sich dann aber empor und war mit Hilfe der beiden jungen Mädchen bald bereit, zum Diner hinunter zu gehen.

In der weinumrankten Vorhalle, von welcher man eine entzückende Aussicht auf schöne Parkanlagen und den dunkel bewaldeten Burgberg genoß, stand für die kleine Gesellschaft der Eßtisch bereit; die drei Herren warteten. Endlich erschienen die Reisegefährtinnen und man nahm Platz.

Herr von Uting saß zwischen Leontine und der Tante, die ihm sogleich ihr Mißgeschick klagte. Sein Sohn zwischen beiden jungen Damen schien sehr aufgeräumt und nahm die Unterhaltung an sich; vorläufig schilderte er seine exzellente Radfahrt durchs Land, wie sein Freund drüben ihm ein präzises Ankommen nicht habe glauben wollen, und wie er dann nicht eine Minute zu spät dagewesen sei. Otto zwischen der Madeweiß und Anna lächelte dabei und gab gern zu, daß Bruno ein ausgezeichneter junger Mann sei.

Herr Theobald von Uting feierte in einer kleinen Rede das Glück der angenehmen Reisegesellschaft, hoffte auf weitere Schicksalsgunst und brachte die Gesundheit der Damen aus, in die beide junge Männer eifrig einstimmten.

Der Hähnchenbraten war eben aufgetragen, als ein Kellner mit einem Briefe auf dem Teller herantrat und fragte, ob eine der Damen das Stiftsfräulein von Madeweiß sei.

Fräulein Jüly nahm den Brief und errötete vor Freude. „Sie gestatten?" fragte sie sich neigend und öffnete das Kouvert, „es ist die Handschrift meiner teuren Gräfin Schwanenflügel."

Leo räusperte sich und lehnte sich erschrocken zurück, sie fürchtete den Anschluß der poetischen Gräfin, die sie als sehr unbequem kannte.

„Da fällt etwas Heu heraus, mein gnädiges Fräulein!" warnte Bruno.

„Bitte, es ist ein trockenes Blümchen, das meine geniale Freundin auf den Briefbogen zu kleben pflegt." Die Madeweiß versank nun mit strahlender Miene in die Lektüre des kurzen Briefes, dann blickte sie wie verklärt empor. „Es würde unrecht sein, Ihnen diese reizenden Verse vorzuenthalten," sagte sie, „darf ich?"

„Wir sind Ihnen natürlich äußerst dankbar," brummte Uting etwas gezwungen, indem er seinen Hühnerschenkel weiter bearbeitete. Die beiden jungen Männer wechselten einen lachenden Blick, als wollten sie einander zurufen: „Das wird gut! der Spaß geht an!"

Und Jüly von Madeweiß las mit tiefer Empfindung:

„Mein süßes Vergißmeinnicht,
Nimm dieses Liebesgedicht! —
Ich seh' dich klimmend schweifen,
Tauige Wiesen streifen,
Ich denke dein an Quellen,
Den harzig klaren, hellen,
Bei spielenden Forellen,
Den kleinen, holden, schnellen.
Ich denke dein in Fichten,
Die sich zum Himmel richten,
Wo Berge dräuend nicken,
Und Rehlein schwärmend blicken.
Dort will ich dich aufsuchen,
Zum Kosen unter Buchen!
Ich eil' zum Harz geschwinde,
Zu meinem feinen Kinde!
Der Wolke leichter Wagen,
Soll hin zu dir mich tragen.
Auf Wiederseh'n, du Holde,
In deiner Locken Golde,
Auf Wiederseh'n, du Süße,
Nimm Schwanenflügels-Grüße!"

„Ist das nicht Poesie?“ fragte Jüly, reichte den Brief zur Einsichtnahme umher und sank wie überwältigt zurück, den begeisterten Blick zur Decke der Halle empor richtend.

Leontine rückte bedenklich mit dem Stuhle; alle anderen sprachen ihre Bewunderung aus.

Bruno rief: „So wird die vorzügliche Dichterin demnächst hier eintreffen?“

„Ach, sie wird nicht herkommen, das sind schöne Redensarten,“ warf Leo ärgerlich hin.

„Bitte sehr! Meine geniale Freundin ist die Wahrheitsliebe selbst,“ verteidigte die Madeweiß. „Ich habe sie von unserem Ausfluge in Kenntnis gesetzt, und hoffe sie bald an mein Herz zu schließen.“

Diese Aussicht schien die jungen Herren zu begeistern, sie tranken die Gesundheit der liebenswürdigen Gräfin und versicherten, ihre Ritterdienste sollten derselben geweiht sein.

Tante Jüly hatte das Schicksal ihres Koffers verschmerzt und erging sich in Ergüssen ihres poetisch erregten Gemütes. Klein Annchen kam gar nicht mehr aus dem Kichern. Herr Theobald von Uting, dem das Diner gut geschmeckt hatte, saß mit seiner Zigarre behaglich zurückgelehnt im Stuhl und schüttelte sich vor Vergnügen bei der anderen Heiterkeit, nur Leontine überwand schwer die Mißempfindung, welche ihr der Tante Wesen stets bereitete.

Die Schwester ihrer Mutter aufzuziehen und lächerlich zu machen ging gegen ihr redliches Gemüt, ihr zu Hilfe kommen, sie verteidigen konnte sie auch nicht, so vermochte sie nur durch ihre Ablehnung und Zurückhaltung zu zeigen, daß sie mit dem Tone der Unterhaltung nicht einverstanden sei.

Sechstes Kapitel.

„Denke dir, mein Vater streikt!“ mit diesem Ausruf trat Bruno am anderen Mittage in des Freundes Zimmer.

Dieser saß rauchend und Zeitung lesend vor dem Fenster und blickte dem Erregten zerstreut entgegen. „Was gibt es denn?“ fragte er jetzt neugierig.

Man war am Morgen nach dem Kaffee zum Burgberge hinauf gewesen, hatte dort bei großer Wärme einen Spaziergang nach den Rabenklippen gemacht, im Burgkeller-Hotel zu Mittag gegessen und war dann vor einer Stunde zurückgekehrt. Für den Nachmittag um 3 Uhr waren zwei Wagen bestellt, in denen man einen Ausflug nach Oker und ins Okerthal machen wollte.

Nun hatte eben Herr von Uting seinem Sohne erklärt, er reise zu seinem Vergnügen und brauche für den Nachmittag Ruhe. Die beiden jungen Herren seien zur Begleitung der Damen ausreichend, einer könne sich auf den Bock des Landauers neben den Kutscher setzen, der zweite Wagen solle abbestellt werden.

„Das wird für uns alle ein mageres Vergnügen,“ murrte Bruno, „der im Wagen zwischen den drei Huldinnen ist noch übler daran, als der unfreiwillig Erhöhte. Und nachher beim Aussteigen gibt es auch nichts; bei dreien ist immer eine zu viel.“

„Ist denn der alte Herr nicht zu bewegen? Die Fahrt ist doch keine große Anstrengung.“

„Nein; ich habe die schattigen Waldwege — obwohl wir meist Chaussee fahren — die Forellen in Rohmkerhall in allen Farben spielen lassen, vergebens! Wenn der Mensch sich auf etwas steift, ist nichts zu machen.“

„Schade,“ sagte Otto und dachte an den angenehmen Morgen mit den beiden Mädchen.

„Ja," fiel Bruno ein, der des anderen Gedanken erriet, „wir sind heute mit den beiden jungen Damen nett in Zug gekommen; mir gefallen beide gleich wohl. Die männerfeindliche Erbin war fast ebenso munter und zugänglich wie deine kleine Pflegeschwester. Und die zwei kleiden einander so gut. Wird das etwas bestimmte herbe Wesen der Großen einem zu viel, ruht man sich bei der lachenden Tändelei der Kleinen aus, und erscheint diese zu kindisch, erholt man sich bei der anderen."

„Sie sind allerdings sehr verschieden," sagte Otto nachdenklich, „und beide angenehm. Was machen wir, um die überschwengliche Duenna los zu werden?"

„Ich finde auch, wir sind Schutz genug für die Mädchen, du der Bruder der einen, ich Ersatz-Vormund der anderen."

„Wenn das die Madeweiß nur einsehen möchte, aber sie hält sich für unentbehrlich. Sie reizt eigentlich ungeheuer, ihr einen Streich zu spielen."

„Ich möchte sie auch für mein Leben gern mal auf den Pfropfen setzen!" lachte Bruno.

„Ein Königreich für einen hilfreichen Einfall!"

„Man könnte die poetische Gräfin als Lockspeise auftauchen lassen."

„Soll Quosig die Rolle übernehmen?"

„Unsinn!"

„Getraust du dich, die Schlingpflanzen ihrer Handschrift nachzuahmen?"

„Nein, unmöglich!" meinte Otto, „aber wir könnten jemand mit einer Botschaft von der Schwanenflügel an das Stiftsfräulein betrauen."

„Ah, jemand, der sie zu irgend einem weit abliegenden Rendezvous bestellte. Aber wer würde das übernehmen und unserer poetischen Dame als glaubwürdig imponieren?"

„Suchen wir," sagte Otto sinnend, „es muß und wird ein Vertreter für die Rolle gefunden werden."

„Ich habe hier im Hotel ein allerliebstes Stubenmädel herumflitzen sehen; laß uns versuchen, die einzufangen."

„Ein Stubenmädchen in der Latzschürze macht der Chanoinesse keinen Eindruck."

„Solch kleiner Besen hat doch auch seinen Sonntagsstaat!"

Sie gingen mit einander auf den Korridor, beide in übermütiger Laune und zu jeglichem Streiche aufgelegt. Die Reisefreude — nach einer anstrengenden Arbeitszeit in Berlin — hatte sie wie ein leichter Rausch ergriffen. Das Wesen der Chanoinesse forderte sie zur Neckerei heraus, und so erschien ihnen kein Einfall zu gewagt oder unausführbar.

Eben ertönte unten die Glocke zur großen Table d'hote, an der sie nicht teilnehmen wollten, da sie auf dem Burgberge gegessen hatten. In das Gewühl der Gäste mochten sie nicht geraten und traten also noch einmal zu Herrn von Uting hinein, um einen letzten Versuch zu machen.

Sie fanden den alten Herrn im Schaukelstuhl auf seinem kleinen von einer Markise beschatteten Balkon, ein Tischchen mit Selters und Weißwein in Eis stand neben ihm, er rauchte und plauderte mit Leontine, die ihm gegenüber saß. Er hatte ihr sagen lassen, daß er nicht ganz wohl sei und sie diesen Nachmittag nicht begleiten könne; darauf war sie gekommen, nach ihm zu sehen.

Die beiden jungen Männer gesellten sich dazu und begannen aufs neue zu bitten, daß er mitfahren solle. Leo aber sagte:

„Wenn der Arzt Sie vor Erhitzung gewarnt hat, Onkel, und Sie gar an einen Schlaganfall denken, so ist es Ihre Pflicht, sich ruhig zu halten."

„Siehst du, mein Töchterchen, so meine ich es auch, die Tante wird euch ausreichend bemuttern."

Da war also in Güte nichts mehr auszurichten; die Freunde warfen sich einen Blick entschlossenen Einverständnisses zu und verließen das Zimmer.

„Jetzt müssen wir durch List siegen," flüsterte Otto.

„Drauf und dran!“ erwiderte Bruno mit komischem Pathos.

Sie gingen suchend durch die leeren Gänge und fanden sich endlich unten in der Nähe des Speisesaals, aus dem ihnen das lebhafte Geräusch des Sprechens, Teller- und Gläser-Klirrens entgegentönte.

„Sieh', da ist sie,“ raunte Bruno dem Freunde zu, ihm ein Mädchen zeigend, das eben aus einem der Gastzimmer schlüpfte.

„Auf ein Wort, mein Kind,“ rief er dann winkend, „wir haben ein kleines Anliegen.“

Das Mädchen kam bereitwillig heran, es war ein hübsches Geschöpf mit gewandtem Wesen, im braunen Wollkleide und weißer Latzschürze. Ihr schlaues Augenzwinkern zur Seite sagte den jungen Männern, daß man die Unterhaltung noch etwas aufschieben müsse; sie nahm rasch ein Wischtuch aus dem Gürtel und bearbeitete das nahe Pfeilertischchen.

Und sie hatte recht gehabt, vorsichtig zu sein, die Kellner flogen eben vorbei, hoch gehobene Schüsseln voll blaugesottener Forellen mit Petersilie gekränzt in den Saal tragend.

Als die Wolke vorüber gezogen war, kam das Mädchen ganz zahm heran: „Was befehlen die Herren?“ fragte es mit zierlichem Knix.

„Es handelt sich um einen Scherz“ — „Wir bitten um Ihre Hilfe,“ hieß es gleichzeitig. „Sie sollen uns eine Botschaft besorgen, einer hier wohnenden Dame die Nachricht bringen, daß Sie auf der Reise mit ihrer Freundin zusammen getroffen sind, und daß diese Freundin um ein Rendezvous am Radaufalle bittet.“

„Wer sind die beiden Damen?“

„Wie heißen Sie selbst, mein Püppchen?“ fragte Bruno und streichelte in zierlicher Stellung, beide Hacken zusammenschlagend, des Mädchens Kinn.

Otto hatte einen Thaler hervorgezogen, drückte denselben der kokett Lachenden in die Hand und sagte: „Wenn Sie unsern Auftrag geschickt ausrichten, gibt dieser Herr Ihnen eben so viel.“

In dem Augenblicke schritt Leontine, von ihrem Besuch bei Uting kommend, vorüber; sie wußte, daß Anna in ihrem Zimmer auf Nachricht warte und wollte ihr sagen, daß der alte Herr dabei bleibe, nicht mitzufahren. Niemand gewahrte sie. Zuerst erstaunt, nun bis ins Herz hinein erschreckend, hemmte Leo ihren Schritt, dann flog sie leise und tief verletzten Gefühls vorüber. War es möglich, beide zugleich so zudringlich diesen Stubenmädchen den Hof machend? Abscheulich! O, sie hatte doch recht gehabt, die junge Männerwelt gering zu schätzen!

„Ich heiße Rikchen Bierschwale,“ kicherte das Zöfchen, „nun sagen Sie aber rasch, was ich thun soll?“ Sie warf einen ängstlichen Blick nach der Saalthür, aber Otto sah die befrackten Jünglinge noch immer mit den Fischschüsseln um den Tisch gehen.

„Also Fräulein Bierkalteschale,“ lachte Bruno, „Sie sollen sich pikfein herausputzen und als Baronin Soundso an Nr. 18 anklopfen, Sie finden da ein Fräulein von Madeweiß, der Sie sich vorstellen, und der Sie erzählen, daß Sie mit einer Gräfin Schwanenflügel zusammen getroffen sind, einer höchst reizenden Dame, die Sie beauftragt hat, ihre geliebte Freundin, das Stiftsfräulein von Madeweiß dahier aufzusuchen und selbige zu bitten, sie möge sich allein — hören Sie, liebes Kaltschalchen, ganz allein — heute nachmittag 4 Uhr am Radaufalle einfinden.“

„Gut,“ nickte das Mädchen verständnisvoll, „wenn's weiter nichts ist, das will ich wohl machen. Ich laufe, mein Sonntagszeug anzuziehen.“

„Aber hier ist ja die herrlichste Auswahl!“ rief Otto, auf die Kleiderhaken im Gange deutend, an welche die an der Table d'hote speisenden Damen ihre Straßengarderobe gehängt hatten.

Ein Blick in den Saal beruhigte die Frevler, dann entliehen sie mit raschem Griff das Beste, was sie fanden, zu Rikchens Ausputz.

„Es gibt an der Tafel noch fünf Gänge," sagte diese getrost, „wenn die gegessen sind, bin ich lange wieder da."

Ein Sommerhut mit gelben Federn, unter denen dunkelrote Rosen herauslugten, krönte des Mädchens braunes Haar, welches unter seinen Stirnlöckchen hervor lachende Blicke auf die jungen Männer warf, die Latzschürze war rasch abgestreift, ein schwarzer Spitzenmantel mit reichem Perlenbesatz bedeckte fast das einfache Wollkleid, ein violetter Sonnenschirm und ein Paar lange, grünseidene Handschuhe, die auf dem Tischchen lagen, vollendeten die elegante Toilette. So lief sie fort, um ihre Rolle in Nr. 18 zu spielen, begleitet von den beiden jungen Männern, die ihr im Gehen eifrig wiederholten, was sie bei dem Fräulein zu sagen habe. Dann warteten die Freunde gespannt auf das Ergebnis ihrer List.

Rike, die ihre Rolle wohl begriffen hatte, trat nach dem melodischen „Herein!" des Stiftsfräuleins bei diesem ein. Sich — wie sie es oft gesehen — tief verneigend, betonte sie das Wort „Baronin" bei der Vorstellung ihrer Person deutlicher als den Namen, und ging, obgleich ein erstaunter Blick der Dame ihr begegnete, dreist auf dieselbe zu.

„Ich traf auf meiner Reise Frau Gräfin Schwanenflügel," begann die Zofe keck.

„Ah!" ein heller Freudenlaut der Chanoinesse. Die Erwähnung der angebeteten Dichterin wirkte berauschend auf sie; sie wurde blind vor Begeisterung und es fehlte nicht viel, so hätte sie diejenige umarmt, welche mit solchem Zauberwort gerüstet zu ihr kam. Sie ergriff Rikchens grünseidene Rechte, zog die Kichernde zu sich ins Sofa und drang in sie, ihr zu erzählen, wie — wo — wann sie ihre teure Gräfin gesehen?

Nun folgte eine verworrene, doch zungengewandte Reiseschilderung, der Fräulein Jülys geographische Begriffe sich nicht anzupassen vermochten. Indes gleichviel, warum sich bei Nebendingen aufhalten, wo Seraphine von Schwanenflügel in Frage kam! Einwürfe und Ergänzungen halfen der pfiffigen Berichterstatterin oftmals auf die Spur. Sie bekräftigte, was Jüly ihr in den Mund legte, schwärmte für Schwanenflügelsche Reize, gab zu, die große Dichterin in der Reisebekanntschaft geahnt zu haben, fand die Idee eines Rendezvous am Radaufalle genial, ganz entzückend, und stimmte bei, daß es wonnig sei, sich dieser erhabenen Freundschaft hinzugeben.

Fräulein von Madeweiß pries das Glück, solch reizendes Medium zwischen sich und der Angebeteten vermitteln zu sehen und begleitete unter Dankesworten die hübsche Abgesandte, der ein längeres Bleiben bedenklich schien, bis zur Thür.

Die von fern beobachtenden schelmischen Anstifter der romantischen Begegnung sahen Rike wieder im Gange erscheinen und hörten die Stimme der Madeweiß, welche rief: „entzückt, Ihre angenehme Bekanntschaft gemacht zu haben, teure Baronin!"

Die Thür schloß sich, Rike entledigte sich schon im Laufen ihres entliehenen Putzes, lugte vorsichtig hinaus und schlüpfte, als sie sah, daß die letzte Bratenschüssel eben im Saale verschwand, in das Ankleidekabinett; sie kam in der Latzschürze zurück und ging ihren Geschäften nach.

Die beiden Lauscher konnten einen Ausbruch triumphierender Freude kaum unterdrücken.

„Offenbar geglückt!" flüsterte Otto, prustend vor kaum bezwungenem Lachen.

„Prachtvoller Ulk — war kaum zu hoffen, daß sie auf den Leim ging," stammelte der Freund, fast erstickend vor zurückgedrängtem Gelächter. „Paß auf, sie kommt heraus, schlägt Lärm, eilt zum erhofften Wiedersehen!"

Und so geschah es auch. Mit geröteten Wangen und stolz gehobener Stirn erschien das Stiftsfräulein auf dem Flur. „Ah, da sind ja unsere jungen Herren," rief sie erfreut, „bitte, treten Sie zu mir ein, ich sehe mich gerade nach unserer Gesellschaft um, da ich Ihnen eine wichtige Eröffnung zu machen habe. Ein gütiges Geschick bietet mir seine lächelnde Hand. Ein poetisches Abenteuer winkt mit rosigen Blicken, ich kann nicht anders, ich muß fahnenflüchtig werden."

„Wie, Sie wollten plötzlich nach Holzhausen heimkehren?“ fragte Otto mit ernsthaft gefalteten Mienen.

„O nein, Treulosigkeit liegt mir fern! Es gilt nur heute nachmittag“ — sie sah nach der Uhr — „sobald wie möglich einen Ausflug nach dem berühmten Radaufalle.“

„Wie Sie befehlen,“ stimmte Bruno bei, „Sie erlauben doch, daß wir den Vorzug Ihrer Gesellschaft genießen?“

Das Fräulein schien in Verlegenheit. „Offen gestanden — es gilt ein Zusammentreffen mit meiner teuren Schwanenflügel. Eine reizende junge Baronin, die mit meiner Freundin zusammen gereist ist, brachte mir eben jene Einladung. O, ich erkenne in diesem poetischen Einfall so ganz die Seele meiner geliebten Gräfin und darf mich durch kleinliche Bedenken nicht abhalten lassen.“

„Edel empfunden!“ rief Bruno.

„Wir werden uns keiner Unbescheidenheit schuldig machen, indem wir Ihnen unsere Gesellschaft aufdrängen,“ sprach Otto mit leichter Verneigung. „Ich eile, Ihre Befehle auszurichten, und sofort soll der eine der bestellten Wagen vorfahren.“ Das Lachen quoll so mächtig in ihm auf, daß er froh war, die Thür zu erreichen; in derselben traf er mit Leontine und Anna zusammen, erstere, noch etwas gerader als gewöhnlich, maß ihn mit kaltem Blick. Otto stürzte fort, und die Damen traten ein.

Bruno wußte die Fassung zu behaupten. „Wir müssen uns als elternlose Lämmer zusammenscharen,“ sagte er scheinbar bekümmert, die beiden jungen Mädchen begrüßend. „Unsere verehrte Freundin will einen geheimnisvollen Ausflug apart unternehmen.“

„O, Fräulein Jüly, was sollen wir denn anfangen?“ rief Anna betrübt.

„Natürlich die beabsichtigte Fahrt nach Oker,“ antwortete die Madeweiß. „Ihr Pflegebruder, Kleine, chaperoniert Sie, und derjenige, welcher vom Vormunde Leontinen zum Beschützer bestimmt wird, genügt natürlich meiner Nichte.“

„Ich bin entzückt von dieser liebenswürdigen Anerkennung meiner Zulänglichkeit,“ rief Bruno und küßte des Fräuleins Hand.

„Der Beweis ist da, liebes Kind,“ sagte die Chanoinesse zu Leontine gewandt, „daß meine Schwanenflügel mich nicht mit Redensarten abgespeist hat. Ich eile auf ihren Ruf an den Radaufall.“

Dann setzte sie sich ihren Hut vor dem Spiegel auf, ließ sich von Anna die siebenknöpfigen Handschuhe schließen, ergriff Shawl und Sonnenschirm und sah ungeduldig hinaus; als unten der Wagen vorfuhr, reichte Bruno ihr seinen Arm, den sie triumphierend annahm. „Möchten euch dieselben Genüsse kredenzt werden, welche die Freundschaft um meine Stirn windet!“ sagte sie, sich zu den Mädchen wendend, und rauschte ab.

„Ich glaube, Tante Madeweiß hat den Sonnenstich!“ — rief Leontine schroff, vom Fenster zurücktretend. „Ich habe sehr wenig Lust, mit diesen beiden jungen Herren auszufahren —“

„O beste, allerliebste Leo,“ schmeichelte Anna, sie umfassend, „bitte, störe uns doch nicht das entzückende Vergnügen! Wenn Herr von Uting es erlaubt, so können wir's; also sei ruhig und mache mich nicht unglücklich, es soll eine reizende Tour sein.“

„Wenn du glaubst, ich fühle mich unsicher mit den beiden, so irrst du sehr. Ich könnte mit ihnen um die Welt reisen, ohne daß sie mir gefährlich würden. Liegt dir wirklich so viel daran, so magst du deinen Spaß haben.“

Als die beiden Freunde sehr befriedigt auf Nr. 18 zurückkehrten, fanden sie leichtes Spiel, die Mädchen für die beabsichtigte Partie nach dem Okerthale zu gewinnen. Leo verhielt sich freilich ablehnend, Anna war aber Feuer und Flamme für den Ausflug, kam in ihrer Lustigkeit ganz mit der Stimmung der jungen Leute überein und veranlaßte diese, sofort zu Herrn von Uting zu gehen, um dessen Erlaubnis einzuholen.

Der alte Herr, der nie ein Spielverderber war und wenig formelle Bedenken kannte, hatte, da man sein Behagen nicht weiter antastete, gegen die Wünsche der Jugend nichts einzuwenden, und so ward die Fahrt nach Oker ins Werk gesetzt.

Die jungen Männer irrten sich indes, wenn sie gehofft hatten, daß der Nachmittag in derselben unbefangenen Heiterkeit verlaufen solle, wie der Morgen. Leos Mißstimmung trat sichtlich hervor. Sie wollte sich beherrschen, sagte sich, daß sie keinerlei Interesse daran habe, die Freunde ihrem Ideal an edler Zurückhaltung entsprechen zu sehen, daß jene gern sein möchten wie andere leichtfertige junge Leute, daß sie das Verhalten der beiden gar nichts angehe, allein sie konnte des verstörten Gefühls nicht Herr werden. Es war doch eine zu arge Nichtachtung guter Sitte gewesen, dem Mädchen mit solchem Eifer auf offenem Hotelflur die Kour zu machen! Manchmal brach ihre gereizte Stimmung schroff durch, dann wieder nahm sie sich aus Rücksicht und Höflichkeit zusammen. Es blieb aber eine erzwungene Artigkeit, die sich merkbar von der unbefangenen Wärme unterschied, mit der Leo am Morgen die Freunde gewonnen hatte.

Die Herren fanden nun beide Annas ungetrübte Lustigkeit weniger ansteckend, und die ganze kleine Gesellschaft langte abends nicht sonderlich befriedigt wieder im Aktienhotel an.

Fräulein von Madeweiß war von ihrem kürzeren Ausfluge schon längst zurückgekehrt. Sie hatte von ihrer Freundin nichts gesehen oder erfragen können und begriff ihr Verfehlen nicht; die reizende kleine Baronin hatte doch eine ganz bestimmte Einladung gebracht. Auch von dieser war beim Portier nichts zu erfahren. Als Jüly die Toilette schilderte, meinte er, den beschriebenen Hut habe eine der Passantinnen, die zum Diner erschienen, getragen, die Dame werde aber wohl längst abgereist sein.

Was war zu thun? Seufzend ergab sich die Getäuschte in ihr Schicksal, das sie schweigend zu tragen beschloß, um nur ja der genialen Freundin keine Vorwürfe zuzuziehen. Wie durfte sie dieselbe den Verdächtigungen der kritischen Leo aussetzen?

Als die Jugend von ihrem Ausfluge zurückgekehrt war und man sich zum Abendbrot versammelte, ging es an ein lebhaftes Fragen und Berichten.

„Haben Sie Ihre Freundin wohl angetroffen?“ fragte Herr von Uting teilnehmend das Stiftsfräulein.

Die Madeweiß errötete, schwieg und schlug die Augen gen Himmel.

„In die Geheimnisse dieser seltenen lyrischen Freundschaft darf kein profanes Auge dringen!“ rief Otto, der Verlegenen ritterlich zu Hilfe kommend.

Bruno verstand. „Gewiß, gewiß!“ pflichtete er bei. „Wir sind nicht würdig, an so Erhabenes zu rühren!“

„Leicht zu verschmerzen,“ murmelte Leo unverständlich vor sich hin. „Am besten, wenn man nichts von der Schwanenflügel hört und sieht.“

„Sie haben recht, meine Herren, schweigen wir über mein heutiges Erlebnis,“ sagte die Madeweiß trocken und abweisend.

Bruno erschrak. Hatte sie den Streich gemerkt, den man ihr gespielt? Sie gab sich doch sonst stets lächelnd und blumenreich. „Was thun,“ fragte er heimlich den Freund, „wenn sie hinter unsere Schliche kommt?“

„Mir scheint's hier auch nicht ganz geheuer. Die Chanoinesse ungnädig und zugeknöpft und die Nichte ebenso. Wird deine baronisierte Kalteschale wieder erkannt, sind wir geliefert. Laß uns den Vorschlag durchbringen, morgen in aller Frühe mit Sack und Pack nach dem Brocken aufzubrechen. Mag das Wetter werden wie es will! Lieber Sturm und Regen von außen als eine Palast-Revolution mit Sturm und Regen von seiten des schönen Geschlechts.“

„Auf, nach dem Blocksberge!“ stimmte Bruno ein.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Geschütze.

Kein Spiel des blinden Zufalls ist es gewesen, daß dem eisernen Kanzler, der mit seltener Voraussicht die äußere Politik Deutschlands lenkte, daß dem großen Schweiger, dessen Geist die deutschen Heere von Sieg zu Sieg führte, Männer zur Seite standen, die in des Wortes eigenster Bedeutung das Rüstzeug des deutschen Volkes schmiedeten und so die Grundlagen für die alle Welt überraschenden Erfolge der deutschen Waffen, die Grundlagen zur Wiederaufrichtung deutscher Macht und deutschen Ansehens schufen. Neben dem Dreigestirn Moltke, Bismarck und Roon, verdienen Nikolaus von Dreyse und Alfred Krupp den Ehrenplatz; nicht zum kleinen Teile sind die Errungenschaften der letzten Kriege ihrer stillen Arbeit zu verdanken. Auf Dreyse und Krupp stützt sich die ganze neue Waffentechnik, nicht allein in Deutschland sondern auch in sämtlichen anderen Staaten, und unsere erbittersten Gegner auf dem Gebiete der Politik und Industrie sind gezwungen gewesen, die Ueberlegenheit der deutschen Arbeit anzuerkennen und den von dieser ihnen vorgezeichneten Bahnen zu folgen. Mit Krupp und Dreyse beginnt jene Periode der Erfindungen auf dem Gebiete der Waffentechnik, welche im schärfsten Gegensatze zu dem beinahe hundertjährigen Stillstande in der Gewehr- und Geschütz-Konstruktion steht, und die beiden letzten Jahrzehnte sind an positiven Ergebnissen fruchtbarer und ereignisreicher gewesen, als die seit Einführung der Feuerwaffen verflossenen fünf Jahrhunderte.

Diese Behauptung, welche sich natürlich nur auf die Waffen selbst und nicht auf ihren Gebrauch bezieht, mag paradox klingen, sie läßt sich aber leicht an der Hand der Thatsachen beweisen, wenn man den geringen Abstand, welchen das Vorderladungsgeschütz von der schweren Waffe des 16. Jahrhunderts scheidet, mit der breiten Kluft vergleicht, welche Vorderladungs- und Hinterladungsgeschütz trennt. Es hat aber nicht allein die Technik, die gleichmäßige Bewältigung ungeheurer Metallmassen, großartige Fortschritte gemacht; nach Einführung der gezogenen Hinterlader ist es erst möglich gewesen, in bisher ungeahnter Weise die Wirkung der Waffen zu steigern. Die Ueberlegenheit gezogener Hinterlader über glatte Vorderlader ist an allen Orten zur Erkenntnis gelangt, und selbst England, welches am längsten der Vorderladung treu geblieben ist, hat sich bequemen müssen, zur Hinterladung überzugehen, und man hat dort vielleicht in Weiterführung des alten Streites Krupp-Armstrong sich zum zweitenmale und wahrscheinlich auch wiederum zum eigenen Nachteile dem französischen System zugewandt. — Da aber in jüngster Zeit dem Kruppschen Gußstahl ein Rivale in der Stahlbronze des General Uchatius erwachsen ist und der Streit zwischen den Systemen Krupp und de Bange noch nicht endgültig entschieden ist, so ist zum besseren Verständnis ein Blick auf die geschichtliche Entwickelung unseres Geschützmaterials von Interesse.

Wir haben uns als Aufgabe gestellt, ein Bild von dem gegenwärtigen Stande der Bewaffnung der europäischen Staaten zu liefern, müssen uns aber darauf beschränken, die Waffe ohne Rücksicht auf die treibende Kraft zu behandeln und nur die Kampfmittel des Landkrieges in den Kreis der Betrachtung zu ziehen, nachdem Kontreadmiral Werner unlängst in diesen Blättern das Torpedowesen eingehend geschildert hat.

I.

Zu allen Zeiten hat man je nach dem Verwendungsort der Geschütze eine Einteilung derselben in Gebirgs- und Feldgeschütze, Festungs- und Belagerungs-, Schiffs- und Küstengeschütze vorgenommen. Während man zur Zeit der glatten Kanonen unbedenklich Schiffsgeschütze auch im Landkriege verwenden konnte, würde dieses heutzutage ohne umfassende technische Vorbereitungen nicht mehr möglich sei. Die Ziele der Feldartillerie sind meist lebend, beweglich und leicht zu zerstören, das Gefechtsfeld sehr häufig schwierig zu überschreiten, die Aufstellung wechselnd. Die Feldgeschütze müssen daher gegen diese Ziele mit ausgiebigster Wirkung hohe Manövrierfähigkeit und Beweglichkeit vereinen. Bei der Belagerungs- und Festungsartillerie sind die Ziele von der verschiedensten Widerstandsfähigkeit: lebende Wesen, leicht zerstörbare und widerstandsfähige Erd-, Mauer-, selbst Panzerbauten, häufig gedeckt und auf den verschiedensten Entfernungen. Es sind daher und der verschiedenen Aufstellungen wegen hier Geschütze von verschiedener Wirkung, Beweglichkeit und Art notwendig. Die Geschütze der Küsten- und Schiffsartillerie haben meist sehr widerstandsfähige Ziele: Schiffspanzer, von der Seite her zu beschießen. Dazu sind die schwersten Kanonen mit gestreckten Flugbahnen und mit Geschossen von großer Durchschlagskraft erforderlich. Aber auch innerhalb dieser Geschützklassen hat dann je nach der Art des Feuers und der Beschaffenheit der Ziele eine verschiedene Konstruktion der einzelnen Geschützrohre stattgefunden. Die Steigerung der Treffsähigkeit, Durchschlagskraft und Gestrecktheit der Bahn der modernen gezogenen Geschütze (Flachbahngeschütze) veranlaßte den Verteidiger, die wichtigsten Punkte seiner Befestigungen, Hohlbauten und Flankierungsanlagen durch Panzerung oder Ummantelung oder durch versenkte Lage der Wirkung der flach einschlagenden Geschosse zu entziehen; der Angriffs-Artillerist suchte diesem Bestreben durch Konstruktion schwerer Geschütze und solcher mit biegsamen Flugbahnen — kurze Kanonen oder Haubitzen und Mörser — zu begegnen und indirekt, d. h. unter Anwendung von Hilfszielen die dem Auge entzogenen Objekte mit seinen Geschossen zu erreichen. Im vollkommenen Maße ist dieses der deutschen Artillerie gelungen, und während man früher Mauerwerk nur gegen einen Einfallwinkel von sieben Grad zu decken hatte, ist man jetzt gezwungen, seit Einführung der 21 Zentimeter-Haubitze, mit einem Einfallwinkel von 30 Grad, d. h. mit einem Fall von 4 auf 7 Meter zu rechnen. Und während man früher sich damit begnügt hatte, nach Krönung des Glacis auf etwa 30 Meter in der gegenüberliegenden Eskarpe Bresche zu legen, hatte die deutsche Artillerie vor Straßburg das gleiche Ergebnis mit dem indirekten Schuß auf 900 Meter mit 600 Granaten zu erreichen vermocht und für die Infanterie eine gangbare Bresche von 33 Meter Breite hergestellt.

Das unbestrittene Verdienst Krupps ist, ein in allen seinen Teilen vollständiges und einheitliches Artilleriesystem dem deutschen Herre geliefert zu haben, welches gegenüber dem französischen Systeme de Bange den unleugbaren Vorteil besitzt, bereits einen Beweis seiner Kriegsbrauchbarkeit erbracht zu haben. Am Feldzuge 1864 nahmen bereits 50 gezogene Geschütze teil, die sich vollauf bewährten; wenn man aber in dem Jahre 1866 nicht in gleichem Maße von Erfolgen der Artillerie zu berichten weiß, so lag dies weniger an dem Material, als vielmehr in Gründen organisatorischer und

taktischer Art. Trotz der Vorwürfe, die ungerechter Weise dem Material gemacht wurden, trotz des Widerstandes gegen gezogene Hinterladungsgeschütze in der Waffe selbst und trotz der geistreichen Polemik eines „Arkolay" gelang es Krupp, die Abneigung gegen sein System zu überwinden und schließlich gar als Sieger aus dem Kampfe mit dem Systeme Armstrong hervorzutreten, welchem im vollen Maße die pekuniäre und technische Unterstützung vom englischen Arsenal Woolwich zu teil wurde. Im Jahre 1868, nachdem in Belgien die geringe Leistungsfähigkeit des französischen Systems La Hitte aufgedeckt war, mußte man die Ueberlegenheit der Kruppschen Geschütze in ganz Europa anerkennen. Mit einem in allen seinen Teilen einheitlichen und kriegsbrauchbaren Geschützmaterial trat man 1870 der französischen Armee gegenüber. Die großen Anstrengungen der Geschütze, die erhebliche Zahl der hintereinander abgegebenen Schüsse, die Ungunst der Witterung mußten naturgemäß dazu beitragen, alle dem Geschützmaterial noch anhaftenden Mängel aufzudecken, und wenn diese in der That auch recht geringe waren, so mußte man doch mit Rücksicht auf die Fortschritte der anderen Artillerien in diesen Mängeln eine Aufforderung erblicken, durch erneute Anstrengungen den so erfolgreich behaupteten Vorrang auch noch ferner zu bewahren. Den besten Beweis, daß dieses gelungen ist, liefern die unmittelbar nach dem Feldzuge hergestellten Feldgeschütze, da diese nach vollen 14 Jahren noch immer als leistungsfähig gelten und den Vergleich mit den später hergestellten französischen und österreichischen Geschützen nicht zu scheuen brauchen, die aber von den neueren Kruppschen Geschützen entschieden übertroffen werden. Das gleiche gilt auch von den Kanonen schwersten Kalibers, doch wirkt hier störend ein, daß erst kurz vor Ausbruch des Krieges die Pulverfrage zum Abschluß gebracht war und daß die Neuanfertigung einer großen Zahl schwerer Rohre noch nicht beendet war; die Ueberlegenheit des Materials war aber in vollem Maße erwiesen, und man konnte nach dem Feldzuge daran denken, mit der Anfertigung von Geschützen nach einem System: Ringgeschütze aus Gußstahl mit Rundkeilverschluß, zu beginnen. Die Masse der Geschütze aus den 60er Jahren, die Masse der erbeuteten Bronzerohre zwang zu einzelnen Abweichungen, doch wurde der Grundgedanke des massiven Keilverschlusses mit Ausnahme des Verschlusses gezogener Mörser durchgehends gewahrt.

Der Verschluß besteht aus einem massiven Stahlblock, je nach seiner Form Flach- oder Rundkeil genannt, welcher senkrecht zur Seelenachse seitwärts eingeführt wird und in Verbindung mit einem stählernen oder kupfernen Liderungsring den gasdichten Abschluß des Rohres bewirkt. In seiner Einfachheit und leichten Beweglichkeit, in dem Fehlen aller komplizierten Teile, in der guten und leicht auswechselbaren Liderung beruhen die großen Vorzüge des Kruppschen Verschlusses, und als weiteren Vorzug nennen wir, daß bei den mittleren und leichten Kalibern ein Abfeuern nur dann stattfinden kann, wenn der Verschluß vollständig geschlossen ist, so daß im hohen Maße Unglücksfällen vorgebeugt ist. Für Mörser, welche stets mit großen Erhöhungen und kleinen Ladungen feuern, hat man außer bei dem älteren 21 Zentimeter-Mörser einen Schraubenverschluß eingeführt, welcher gleichzeitig die Ladung aufnimmt. Während man beim deutschen System den Schraubenverschluß nur bei Geschützen von niederen Anfangsgeschwindigkeiten anwendet, die Pulverladung zur möglichsten Verkürzung der toten, d. h. für die Gasentwickelung unbenutzten Rohrlänge in der hohlen Schraubenspindel unterbringt und den gasdichten Abschluß durch einen kupfernen Liderungsring erreicht, wendet man in Frankreich und England selbst für die schwersten Flachbahngeschütze den Schraubenverschluß mit massiver Schraube an. Die Liderung nach dem System de Bange wird in sehr komplizierter Weise durch einen pilzförmigen Metallstempel mit Glyzerinkissen gebildet, welches im hohen Maße Witterungseinflüssen unterworfen ist und nur auf umständliche Weise ersetzt werden kann. Wenn wir die anderen, weiter unten näher zu berührenden Nachteile des Systems, wie Schwächung des Kanonenrohrs durch Einschneiden der Schraubengänge, leichte Möglichkeit der Beschädigungen derselben, große

tote Rohrlänge und verlangsamte Bedienung, welche dadurch entsteht, daß der Richt-Kanonier seine Thätigkeit erst beginnen kann, wenn der Verschluß geschlossen ist, in Rechnung ziehen, so erscheint uns der französische Verschluß für den Feldgebrauch nicht sehr geeignet, auf alle Fälle dem Kruppschen Verschluß an Einfachheit, Dauerhaftigkeit und Sicherheit entschieden unterlegen.

Die Ueberlegenheit des deutschen Artillerie-Materials wird aber eine noch ausgesprochenere, wenn wir das Rohrmaterial einer näheren Betrachtung unterziehen. Dieses in einer so vorzüglichen Qualität hergestellt zu haben ist das Verdienst Alfred Krupps. Gehen wir einige dreißig Jahre zurück, so finden wir die Geschützrohre der verschiedenen Militärstaaten mit Ausnahme Preußens, — denn hier beginnen bereits schüchterne Versuche mit dem Gußstahl, — aus Guß- und Schmiedeeisen oder Bronze hergestellt. Die Anforderungen, welche man gewohnt ist, an ein Geschützrohr zu stellen, sind schwer von ein und demselben Metall zu erfüllen: es soll hart, aber auch elastisch, geschmeidig und fest sein, unempfindlich gegen Witterung, gegen hohe Temperaturen und gegen die Zersetzungsprodukte des Pulvers sein, kein zu großes Eigengewicht haben, gleichförmig und in großen Massen im eigenen Lande herzustellen sein und, wenn für die Verwendung als Geschützrohr unbrauchbar geworden, doch noch immer einen gewissen Verkaufswert darstellen. Gußeisen ist, trotz seiner Billigkeit und Unempfindlichkeit gegen äußere Einflüsse, doch seiner geringen Haltbarkeit wegen überall ausgeschieden. Das Schmiedeeisen hat sich infolge der Schwierigkeit der gleichförmigen Herstellung nur in solchen Staaten erhalten können, welche nicht im stande waren, Gußstahl von der gleichen Güte des Kruppschen herzustellen, sich aber von ausländischen Bezugsquellen unabhängig stellen wollten. So finden wir denn Schmiedeeisen vor allem in England in Gebrauch. Den beiden vorgenannten Metallen gegenüber besitzt die Bronze den unleugbaren Vorzug der größeren Elastizität. Selbst nach erheblicher Ueberschreitung ihrer Elastizitätsgrenze findet ein Springen der Rohre nicht statt. In diesem Umstande, im Verein mit der Möglichkeit des Wiederumgießens und Umarbeitens unbrauchbar gewordener Stücke liegt ein wesentlicher Vorzug der Bronze als Rohrmaterial, und das hat, zumal drei glückliche Feldzüge eine große Menge Bronzegeschütze in unseren Besitz gebracht hatten, dahin geführt, daß in unserer Artillerie Bronzerohre für Geschütze mit mittleren und kleinen Anfangsgeschwindigkeiten Anwendung finden. Die Bronze ist eine Metalllegierung von Kupfer unter Zusatz von 10,8 bis 3,5 Prozent Zinn; der größere oder geringere Zusatz von Zinn gibt die Möglichkeit, die Bronze mehr oder weniger spröde oder hart herzustellen. Die Verteilung des Zinnes in dem Rohrmetall ist keine gleichmäßige; während es an der einen Stelle bis zu 23,5 Prozent vorhanden ist, fehlt es an anderen wieder gänzlich; auf die zinnreichen Stellen wirken die Pulvergase am heftigsten ein und erzeugen durch das Ausschmelzen des Zinns Ausbrennungen, welche zu einer Erweiterung der Seele führen. Die Versuche, durch Zusatz anderer Metalle, wie Phosphor und Mangan, der Bronze eine größere Härte zu geben, sind bislang als gescheitert anzusehen. Die vorläufig beste Lösung in dieser Richtung ist durch Behandlung der Bronze auf mechanischem Wege erfolgt, indem man zur Erzielung einer schnelleren Abkühlung den Guß in Lehmformen durch den Guß in gußeisernen Schalen ersetzte und die Bronze dann, in Rußland im flüssigen, in Oesterreich im erkalteten Zustande durch hydraulischen Druck verdichtete. Die Stahl- oder Hartbronze wird in Oesterreich nach dem Verfahren des Generals Uchatius in folgender Weise hergestellt: Der Metallblock wird über einem geschmiedeten kupfernen Kern in gußeisernen Schalen gegossen und demnächst die Seele in einem geringeren Durchmesser, als das Kaliber des fertigen Rohres betragen soll, ausgebohrt und mittelst durchgetriebener konischer Stempel bis auf die normale Bohrung erweitert. Bei Herstellung der Rohre des 8,7 Zentimeter Feldgeschützes bohrt man die Seele zunächst auf 8 Zentimeter auf und treibt dann durch hydraulischen Druck 6 Stahlkolben hindurch, von denen der erste 8,2, der letzte 8,7 Zentimeter Durchmesser hat. Durch dieses Verfahren wird

zunächst ein homogenerer Guß erreicht, indem die Zinnnester fast ganz vermieden werden, das Material härter, fester und widerstandsfähiger wird und der Rohrkörper nach Art der weiter unten zu behandelnden Metallkonstruktion eine von außen nach innen wirkende Spannung der einzelnen Schichten der Rohrwände erhält. Die Hartbronze vermag aber dennoch nicht mit dem Kruppschen Gußstahl in allen Punkten zu rivalisieren. Die Gründe, welche in Deutschland zur Annahme der Bronze geführt haben, sind bereits erwähnt. Man hat für die Herstellung der Bronzegeschütze das österreichische Verfahren angenommen. In Oesterreich war das Motiv ausschlaggebend gewesen, bei der geringen Leistung der inländischen Industrie sich vom Auslande unabhängig zu stellen. Bis zum Jahre 1881 hatte man in Oesterreich nur lange Kanonen mittleren Kalibers aus Hartbronze herzustellen vermocht, sich aber gezwungen gesehen, schwere Küstengeschütze von 28 Zentimeter Kaliber bei Krupp zu bestellen. Auch die Versuche mit einem 15 Zentimeter-Rohre waren nicht zur Zufriedenheit ausgefallen, und man brachte hiermit den am 4. Juli 1881 erfolgten plötzlichen Tod des Feldmarschalleutnants Uchatius in Verbindung. Das Rohr war nach 1000 Schuß noch brauchbar geblieben, doch zeigten sich bedeutende Ausbrennungen, welche Geschoßgeschwindigkeit und Trefffähigkeit beeinträchtigten. Nach Einziehung einer Kernröhre von feuerbeständigerem Metall, etwa 3,5 Prozent Bronze, sind diese Fehler selbst nach Abgabe von 1600 Schuß nicht wieder eingetreten, und also kann man die schweren österreichischen Geschütze als kriegsbrauchbar bezeichnen, wenn sie auch in ballistischer Beziehung von den gleichen Gußstahlgeschützen überholt werden.

Deutschland ist in der glücklichen Lage, im eigenen Lande Gußstahl von hervorragender Güte und Gleichartigkeit herstellen zu können und hat schon allein hierin einen bedeutenden Vorsprung vor anderen Mächten. Die Fabrikation ist Geheimnis. Kleine Stücke genau ausgesuchten kohlenstoffarmen Puddelstahls werden unter Zusatz von unbekannten Reagentien in nur 35 Kilogramm haltenden, luftdichtverschlossenen Graphittiegeln in 6 bis 7 Stunden geschmolzen, und zwar sind für Rohre großen Kalibers 1600 Tigel und zur Bedienung 200 Mann erforderlich. Das große Verdienst Krupps besteht in der erfolgreichen Lösung der Aufgabe, Gußstahlblöcke von großem Gewicht auf einmal gießen zu können. Die auf Rotglut abgekühlten Gußstücke werden unter großen Dampfhämmern durchgeschmiedet und auf die verlangten Durchmesser und die richtige Länge ausgestreckt. Die fertig geschmiedeten Rohre werden dann noch mehrere Wochen in einer Rotglut erhalten, um etwaige vom Schmieden herrührende Spannungen zu beseitigen. Die Zug- und Druckfestigkeit, sowie die Elastizität sind den anderen Metallen überlegen. Kein anderer Stoff besitzt wie der Gußstahl die ausgezeichnete Eigenschaft, für jeden besonderen Zweck in entsprechender Güte herstellbar zu sein. Die Dauerhaftigkeit ist eine dreimal größere als die der Bronze. Der wesentlichste Nachteil des Gußstahls ist, daß ein Springen unerwartet eintreten kann, daß der Preis des Zentners im fertigen Rohre sich auf 200 bis 300 Mark stellt, während infolge der fast unüberwindlichen Schwierigkeiten in Neubearbeitung unbrauchbarer Rohre sich der bleibende Wert für das gleiche Gewicht auf nur 9 bis 10 Mark stellt.

Bei Herstellung großer Metallblöcke war schon frühzeitig die Erscheinung beobachtet, daß durch den von außen nach innen wirkenden Erstarrungsprozeß ein unerklärliches Verdichten der äußeren Schichten auf Kosten der inneren stattfand, was um so bedenklicher sein mußte, als gerade die inneren Schichten den stärksten Gasdruck auszuhalten hatten. Die Versuche des Amerikaners Rodman, durch Gießen der Rohre über einen hohlen Kern und Bewirkung der Abkühlung durch das Hindurchtreiben großer Wassermassen — etwa 170 Liter in der Minute — durch die Kernröhre hatten zu keinem befriedigenden Ergebnisse geführt; günstigere Erfolge erzielte man mit dem Verfahren des Generals Uchatius. Im Jahre 1858 hatte der russische Oberst Gadolin auf wissenschaftlichem Wege nachgewiesen, daß die Widerstandsfähigkeit der Rohre nicht im Verhältnisse ihrer zunehmenden Stärke wachse, daß das Ueberschreiten einer gewissen Grenze

nicht zur Vermehrung der Haltbarkeit, sondern nur zur Erhöhung des toten Rohrgewichts beitrage. Gadolin schlug zur Abhilfe vor, über die Kernröhre im erhitzten Zustande Ringe aufzuziehen, welche kalt einen geringeren Durchmesser als die Kernröhre hatten, so daß sie nach der Abkühlung die Kernröhre zusammendrücken mußten. Da nun jeder dieser Ringe an dem Widerstand gegen die Gasspannung teilnehmen muß, so ist klar, daß ein nach Art der künstlichen Metallkonstruktion aufgebautes Rohr höheren Gasdruck zu ertragen vermag, wie ein massives Rohr, daß somit ohne Gefährdung der Haltbarkeit die Anwendung großer Ladungen stattfinden kann, da jetzt sämtliche Schichten gleichmäßig an dem Widerstande gegen die Pulvergase teilnehmen. Rein theoretisch betrachtet müßte die Widerstandsfähigkeit eines Rohres am größten sein, wenn seine Umhüllung aus einer möglichst großen Zahl dünner Metallschichten bestände. Wenn auch dieser Gedanke durch die Drahtkonstruktion von Longridge verwirklicht ist, so stößt die Massenanfertigung derartiger Rohre auf solche Schwierigkeiten, daß man bei Anwendung einer beschränkten Anzahl Ringe stehen geblieben ist. Wenn früher Sprünge und Risse in den Seelenwänden das Rohr binnen kurzem zum Springen brachten, so bleiben bei Ringrohren Risse auf die Kernröhre beschränkt, welche erforderlichen Falls ausgewechselt werden kann, wenn nicht schon die Ringe selbst ein gesprungenes Kernrohr zusammenzuhalten vermögen. Bedingung ist aber, daß Ringe und Kernrohr aus gleichartigem Metall erzeugt sind; die schmiedeeiserne Beringung der Kernrohre der englischen Geschütze muß bei dem verschiedenen Ausdehnungs-Coëffizienten beider Metalle die Ursache zum Unbrauchbarwerden abgeben, und das häufige Springen englischer Rohre läßt sich auf diesen Umstand zurückführen. In der deutschen Artillerie finden wir Ring- und Mantel-, sowie als eine Vereinigung beider Mantelringrohre vertreten. Bei den Ringrohren bildet die Kernröhre den Hauptteil, enthält bei Hinterladern mit Keilverschluß auch das Keilloch und wird am Ladungsraume und auch nach vorwärts desselben durch eine Anzahl (bei der 15 Zentimeter Ringkanone C. 72 sechs) warm aufgezogener Ringe verstärkt. Die Mantelrohre enthalten hingegen nur eine verhältnismäßig schwache Kernröhre, welche vor dem Verschluß endet und die in eine aus einem einzigen Stück bestehende Umhüllung (Mantel) eingeschoben ist. In neuerer Zeit finden wir bei Geschützen, welche hohen Gasdrucken begegnen sollen, Mantelringrohre angewendet.

Als auch zur Klasse der Geschütze mit künstlicher Metallkonstruktion gehörig müssen wir die russischen Rohre mit auswechselbarer Seele bezeichnen, welche während des russisch-türkischen Krieges hergestellt wurden und die Möglichkeit bieten sollten, bei geringen Transportschwierigkeiten schwere Kaliber vor Festungen zu verwenden. Auf dem Kriegsschauplatze erschien eine 20,32 Zentimeter Kanone von 5068 Kilogramm Rohrgewicht, welche sich mit dem Verschluß in vier getrennt zu transportierende Teile zerlegen und durch 20 Mann in drei Stunden wieder zusammenstellen ließ. Außer einer Kanone wurde auch ein 22,81 Zentimeter Mörser konstruiert und beide Geschütze sind zu je 3 Prozent in dem russischen Belagerungs-Park enthalten. Es ist anzunehmen, daß die eigenartige Verbindung der einzelnen Teile nur eine ganz beschränkte Zahl von Schüssen auszuhalten vermag, auch kann natürlich einem solchen Rohre nicht die gleiche Haltbarkeit gegen momentane Gasspannungen innewohnen, wie einem einheitlich konstruierten Geschütze. Englischerseits hat man nach denselben Grundsätzen eine in drei Teile zerlegbare Gebirgskanone von 6,35 Zentimeter Kaliber hergestellt, welche bei nur 180 Kilogramm Rohrgewicht in 25 Sekunden zerlegt und in 40 Sekunden wieder zusammengesetzt sein kann. Für den Gebirgskrieg haben derartige Geschütze ihre hohe Bedeutung, doch erwachsen im Festungskriege in dem Heranführen der schweren Munition ernste Schwierigkeiten.

Die Rohrkonstruktion eines Geschützes ist von der zu verwendenden Munition bedingt. Granate, Vollkugel und Kartätsche bildeten bis gegen Anfang der 70er Jahre die Munitionsausrüstung der Geschütze; die zunehmende Verwendung und Verstärkung

der Panzerung im Land- und Seekriege, das Bestreben des Verteidigers, Truppen und Geschütze der Sicht und damit dem direkten Feuer zu entziehen, zwang alle Artillerieen in die Reihe ihrer Geschosse Panzergranaten und Schrapnells aufzunehmen und durch geeignete Konstruktion die Sprengwirkung der Granaten zu erhöhen. Mit der Vervollkommnung des Schrapnellschusses mußte natürlich wieder die Kartätsche an Bedeutung einbüßen. Zur Erzielung einer großen Durchschlagskraft, zur Aufnahme einer großen Sprengladung bezw. Kugelfüllung beim Schrapnell hat man den gezogenen Geschützen cylinder-konische Geschosse von großem Gewicht und großer Länge bei geringem Durchmesser gegeben. Im allgemeinen sind diese Geschosse 2 bis 4, nur die Torpedo-Granaten bis zu 7 Kaliber lang und etwa 4mal so schwer wie die entsprechende Rundkugel oder die zugehörige Pulverladung. Da die Durchschlagskraft eines Geschosses ein Produkt aus Masse und Geschwindigkeit ist, letztere aber im umgekehrten Verhältnis zur Masse, die lebendige Kraft aber im einfachen Verhältnisse der Masse, jedoch im quadratischen Verhältnis der Endgeschwindigkeit wächst, so hat man mit Ausnahme von den Fällen, wo es sich um Erzielung großer Sprengladungen handelte, sich durchgehends bestrebt, die Anfangsgeschwindigkeit zu erhöhen, das Geschoßgewicht aber nur so groß zu machen, als es zur Sicherung genügender Endgeschwindigkeiten nötig war. Vor allem kommt die Durchschlagskraft von Geschossen beim Beschießen von Panzerzielen zur Geltung. Wenn auch der Kampf zwischen Panzer und Kanone zu gunsten der letzteren entschieden ist, so zwingt die Vervollkommnung der Artillerie zu einer häufigeren Verwendung der Panzerung im Landkriege. Den ersten Schritt that Frankreich im Jahre 1859 durch Erbauung der Gloire von 12 Zentimeter Panzerstärke; mit einer Panzerung von 61 Zentimeter Stärke, wie sie jetzt das englische Panzerschiff Inflexible aufweist, scheint man wenigstens in der Schiffspanzerung die äußerste Grenze erreicht zu haben; in der Landbefestigung zwingt aber die Notwendigkeit, das wertvolle Artilleriematerial zu schützen, diese Grenze zu überschreiten. Die Beschädigung oder Zerstörung eines Panzers kann auf zwei Arten geschehen — sie kann entweder eine allgemeine oder eine mehr örtliche sein, je nachdem das Geschoß bei dem teilweisen Ein- oder völligen Durchdringen die nebenliegenden Teile der Panzer in Mitleidenschaft zieht oder nicht. Im ersteren Falle wird der Aufschlag des Geschosses an der Panzerung Risse und Sprünge hervorrufen, während im anderen Falle die Beschädigung auf den getroffenen Teil örtlich beschränkt bleibt. Hierin hauptsächlich äußert sich das charakteristische Verhalten von zähen und geschmeidigen, von spröden und harten Materialien. Nach Ausweis von jüngst stattgefundenen Versuchen verhalten sich nun die verschiedenen Panzermaterialien wie folgt: Schmiedeeiserne Platten verdanken den hohen Wert ihrer Verwendbarkeit ihrer großen Homogenität, Geschmeidigkeit und Zähigkeit, wodurch sie den Aufschlag des Geschosses lokalisieren. Dieses Verhalten ist der Grund, daß die Verbindungsbolzen und die nebenliegenden Teile der Platte geschont bleiben. Schmiedeeiserne Platten können wohl leichter durchdrungen werden als Stahlplatten, zeigen jedoch nur geringe Risse und Sprünge, die sich um so weniger ausbreiten und verzweigen, wenn eine elastische Hinterlage (Holz) den Stoß mit aufnimmt. Stahl wurde schon oft erprobt, ohne besonders befriedigende Resultate ergeben zu haben, bis endlich die italienische Regierung Versuche zu Spezzia mit 55 Zentimeter dicken Stahlplatten durchführte. Diese von Schneider & Ko. in Creuzot erzeugten Stahlpanzer erwiesen sich so vorteilhaft, daß die italienische Regierung dieselben für die beiden Panzerschiffe „Dandolo“ und „Duilio“ annahm. Neuerdings hat man durch festes Zusammenschweißen und Walzen von Stahl und Schmiedeeisen widerstandsfähige Panzerungen (Compound-Panzer) hergestellt, welche die Vorzüge beider Materialien vereinigen.

Der Hartguß kann in großen Stücken und ganz beliebigen Formen schnell und verhältnismäßig billig gegossen werden, er bedarf keiner Bearbeitung und ist außen so hart, daß alle Geschosse, auch die aus gehärtetem Stahl mit Spitze oder flachem Kopf, an ihm zerschellen, nur flache Abdrücke und Abblätterungen der äußeren Lagen verur-

sachen, durch die Zähigkeit und Elastizität der mittleren bez. inneren Schichten den Stoß auffangen, auf die ganze Masse verteilen und durch deren großes Gewicht ausgleichen, ehe der Unterbau durch die Erschütterung leidet. Die allseitig gekrümmte Außenfläche läßt alle, nicht nach dem Mittelpunkt der gewölbten Fläche gerichteten Schüsse abgleiten, während selbst diese einen Teil ihrer lebendigen Kraft und ihrer Explosionswirkung durch das Zerschellen verlieren. Werden schließlich, durch fortgesetztes Schießen auf denselben Fleck, die Haarrisse allmählich vermehrt und erweitert, auch einzelne Plattenteile von ihrer Umgebung gelöst, so werden sie infolge ihrer Keilform durch die nächsten Treffer wieder festgerammt; die zackige Struktur der Bruchflächen erleichtert dabei die feste Verbindung der Stücke.

Das große Gewicht der einzelnen Panzerplatten ist kein Nachteil, sondern notwendig, um den Stoß aufzufangen und zu verteilen; es ermöglicht gleichzeitig den lang anhaltenden Widerstand. Dies große Gewicht ist so lange statthaft, bis derselbe Widerstand durch andere Panzermaterialien billiger und besser erreicht werden kann.

Die bisher größte Hartguß-Panzerplatte ist die bei Spezzia 1886 beschossene; sie war 10 Quadratmeter groß und wog 87950 Kilogramm. Die sogenannten „Härterisse", d. h. sehr feine Sprünge, welche höchstens 15 Millimeter tief und nur kurz sind, auch bloß bei sehr großen und dicken Hartgußplatten durch die Härtung der Außenfläche entstehen, beeinträchtigen die Widerstandsfähigkeit der Platte nicht.

Die gegen diese Panzerziele zu verwendenden Geschosse müssen im allgemeinen den Durchmesser des zu durchschlagenden Panzerzieles haben, doch ist es Krupp gelungen, durch geeignete Konstruktion einen Durchschlag mit einer 28 Zentimeter Granate bei 49 Zentimeter Panzerstärke zu erreichen. Die Panzergranaten haben, um ein Zerschellen zu verhindern, möglichst große Wandstärken, zur Erleichterung des Eindringens einen spitzbogenförmigen Kopf und eine kleine Sprengladung. Ein Zünder ist nicht vorhanden, da Pulver unter einem Gewichte von 600 Gramm, welches einen halben Meter fällt, bereits explodiert, da nach einem bekannten Gesetz die gesamte Bewegung sich in Wärme umsetzt. Beim Auftreffen eines Panzerziels wird eine Temperatur von 300—400 Grad erzeugt, das Krepieren der Granaten ist somit völlig sicher gestellt. Als Material verwendet man jetzt allgemein Hartguß, welcher dem Stahl gegenüber den Vorzug des gleichmäßigen Härtens, der Unveränderlichkeit der Form, der größeren Zahl der Sprengstücke und vor allem den der Billigkeit hat. Gewöhnliches Gußeisen mußte von vornherein seiner Sprödigkeit wegen in Fortfall kommen.

Die 30,5 Zentimeter Ringkanone verfeuert bei einer Ladung von 72 Kilogramm prismatischen Pulvers eine gewöhnliche Granate von 292 Kilogramm mit 10 Kilogramm Sprengladung und eine Hartgußgranate von 325 Kilogramm Gewicht und 3 Kilogramm Sprengladung, beide Geschosse sind 84 Zentimeter hoch, reichen also einem ausgewachsenem Manne etwa bis zur Hüfte.

Wir haben hier zwei Arten von Geschossen kennen gelernt, die Panzergranate, welche zunächst widerstandsfähige Ziele durchschlagen und dann krepieren soll, sodann die gewöhnliche Granate, welche bei starker Sprengladung durch ihre minenartige Wirkung und durch die Kraft ihrer Sprengstücke zu wirken bestimmt ist. Wir finden daher lange Geschosse, mittelstarke Wände und großen inneren Raum; die Zündung erfolgt durch einen Aufschlagzünder und dann teilt sich die Granate in 40 bis 50 Sprengstücke, welche bei der 12 Zentimeterkanone etwa 800 Gramm, bei der 30½ Zentimeterkanone etwa 15 Kilogramm wiegen und im Stande sind, Artillerie-Material zu vernichten, die Wände von Holzschiffen zu durchschlagen, Erdbrustwehren, Mauern und Gewölbe zu zerstören. Im Jahre 1874 vermochte der 21 Zentimeter Mörser bereits auf 1750 Meter mit einer 80 Kilogramm schweren Granate einen Hohlraum, welcher durch Eisenbahnschienen und eine 1,6 Meter starke Erdschüttung gesichert war, zu erreichen; bei der Belagerung von Paris durchschlug eine 21 Zentimeter Granate eine 2 Meter starke Erdschicht und eine 0,6 Meter starke Mauer. Die Wirkung der Ge-

schosse ist in jüngster Zeit noch ganz erheblich gesteigert, einmal durch Erhöhung des Gewichtes und der Geschwindigkeit der Geschosse, sodann durch die geglückten Bestrebungen, das Pulver durch einen brisanteren Sprengstoff, wie Schießwolle, Dynamit, oder erst im Gebrauch wirksam werdende Nitritverbindungen zu ersetzen. Die Detailkonstruktion der letzteren Geschosse entzieht sich selbstverständlich der allgemeinen Kenntnis, doch ist das Prinzip hinlänglich bekannt, welches darin besteht, den inneren Raum der Granate mit zwei getrennten Stoffen zu füllen, welche, erst nach Zertrümmerung der Scheidewand beim Abfeuern vereinigt, einen brisanten Sprengstoff ergeben, jedoch allein transportiert werden und jeder für sich ungefährlich sind. Man wendet so zum Beispiel einerseits Salpetersäure, andererseits Naphtalin, Phenol und ähnliche Distillationsprodukte des Theers an. Bei einer amerikanischen Konstruktion ist die Dynamit-Sprengladung durch elastische Scheidewände, welche ein „Luftpolster" umschließen, gegen den Stoß der Pulvergase geschützt. Wie gefährlich aber derartige Geschosse werden können, zumal Selbstentzündung nicht ausgeschlossen ist, zeigen die Erfahrungen, welche die Franzosen mit dem im Vergleich nach immer ziemlich harmlosen Melinit gemacht haben.

Außer diesen Geschossen, welche vorwiegend zum Kampf gegen widerstandsfähige Ziele bestimmt sind, führt die Belagerungs- und Festungs-Artillerie zur Wirkung gegen lebende Ziele noch ein eigenartiges Geschoß, das Schrapnell, welches nach Entzündung einer Sprengladung auf etwa 50 Meter vom Ziele eine Anzahl Gewehrkugeln freigibt und von oben in das Ziel schleudert, so daß der Schutz, den Deckungen verleihen, ein recht beschränkter wird. Die 15 Zentimeter Ringkanone verfeuert ein 39,5 Kilogramm schweres Schrapnell, welches 635 Kugeln von 28 Gramm Gewicht enthält und bis zu 4500 Meter verwendbar ist.

Die Geschosse der Feldartillerie haben vorwiegend andere Aufgaben zu erfüllen, indem die Wirkung gegen widerstandsfähige Ziele gegenüber der Wirkung gegen lebende Ziele mehr in den Hintergrund treten muß. Bedingung ist, daß die Granate, nach ihrer Konstruktion Ringgranate genannt, im Aufschlage krepierend, eine größt mögliche Zahl von Sprengstücken, beim deutschen Geschoß 150—200, liefert und genügende Kraft besitzt, um die wenig widerstandsfähigen Ziele im Feldkriege zu durchschlagen. Das Hauptgeschoß der Feldartillerie ist das Schrapnell, welches 270 Kugeln enthält, etwa 310 Sprengstücke liefert und bis zu 3900 Meter verwendbar ist. Versuche, ein Einheitsgeschoß zu konstruieren, welches die Vorzüge beider Geschoßarten vereinigen soll, sind bis lang gescheitert. Da die geringe Rauchwolke der Schrapnelle sich nur wenig vom Hintergrunde abhebt, so ist das Schrapnell nicht zum Einschießen zu verwenden, und man ist daher gezwungen, neben dem Schrapnell noch bis auf Weiteres die Granate beizubehalten. Das Schrapnell ist erst von 200 Meter ab zu verwenden, und die Artillerie bedient sich daher für ihre Nahverteidigung der Kartätsche, einer mit 76 Zinnkugeln von 70 Gramm Gewicht gefüllten Blechbüchse, welche durch den Stoß der Pulvergase im Rohr zertrümmert wird und dann die Kugeln freigibt. Die Kartätsche kann nur auf Entfernungen bis zu 400 Meter angewandt werden.

(Schluß folgt.)

Original und Sonderling.

Von

Erich Stahn.

Im lokalen Teile großstädtischer Zeitungen begegnet man hin und wieder an der Spitze eines Artikelchens dem Satze: „Unsere Zeit duldet keine Originale mehr". Dahinter steht dann eine Geschichte von einem eben verstorbenen sonderbaren Kauz, der siebenundvierzig Jahre in ein und derselben Mansarde wohnte, zeitlebens einen abgeschabten Frack und ebensolchen Cylinderhut trug und im übrigen eine Leidenschaft für Möpse und zitronengelbe Halsbinden hatte. Der Lokalberichterstatter kennt seine Leute. Er weiß, daß ein, wenn auch verkapptes Lob vergangener Zeiten willige Aufnahme findet, selbst in einem Leserkreise, der im politischen Teil der Zeitung den sogenannten Fortschritt vertreten sehen will. Deshalb schreibt er „Original", wo eine unbefangene Beurteilung möglicherweise die Bezeichnung „Sonderling" verlangen würde. Da nämlich der Name „Original" einen sympathischen Klang besitzt, der Name „Sonderling" hingegen nicht, so bedeutet es eine mittelbare Verherrlichung der „guten alten Zeit", von unserem Zeitalter auszusagen, es sei den Originalen unzuträglich. Ob die alte Zeit wirklich in allem „gut" war oder ob sie nicht auch viel arge Dinge habe gedeihen lassen, für die wir gute neben — noch ärgeren eingetauscht haben, das mag hier unerörtert bleiben. Ich wollte nur an einem Beispiel zeigen, wie wenig trotz ihrer offenbaren Verschiedenheit die Begriffe Original und Sonderling davor geschützt sind, falsch angewendet zu werden.

Gemeinhin werden diese beiden Namen solchen Leuten beigelegt, welche in ihren Anschauungen, in ihrer Denkweise und demgemäß meistens, jedoch nicht immer, in ihrer äußeren Erscheinung und in ihrer Lebensführung von den Durchschnittsmenschen, und zwar vom Durchschnitt ihres eigenen Volkstums abweichen; denn wenn jemand in der Fremde den Gewohnheiten seiner Heimat treu bleibt, so lachen dort die Leute wohl dann und wann über ihn, ein Original oder einen Sonderling heißt man ihn jedoch darum allein noch nicht.

Was die Originale von den Sonderlingen trennt, will ich gleich an einem Beispiel erläutern: Ich entsinne mich, in einem alten „Christlichen Volkskalender" von Kaiserswerth gelesen zu haben, daß ein Geistlicher — irre ich nicht, so war es der selige Flattich —, wenn ihn im Sommer beim Essen die Fliegen störten, ein Portiönchen aus der Schüssel auf eine Tischecke zu klecksen pflegte. Er hatte dann, wie er wünschte, Ruhe vor den hungrigen Insekten. Ich glaube, niemand zögert, dieses Mittel originell

und einen Mann, der etwa öfter solche Einfälle hat, ein Original zu nennen. Gesetzt nun aber, es legte jemand Tag für Tag, auch ohne von Fliegen belästigt zu werden, beim Essen einen Klecks von seinem Mahl auf den Tisch, so würde man wohl ebensowenig mit der Ansicht zurückhalten, daß dieses Benehmen sonderbar, der Mann selbst ein Sonderling sei. Worin liegt der Unterschied? Kurz gesagt: die erstere Handlungsweise hatte einen vernünftigen Zweck, während die letztere eines solchen entbehren würde. Daraus ergibt sich, warum man unter anderen einen Geizhals zu den Sonderlingen rechnet. Denn die Freude am Gelde hat nur einigen Sinn, wenn man es als Mittel betrachtet, des Lebens Notdurft oder darüber hinausgehende Wünsche zu befriedigen. Fehlt diese Absicht, so fehlt auch ein vernünftiger Zweck des Strebens nach Besitz. So weit wäre also die Sache ganz einfach.

Allein was heißt vernünftig, was unvernünftig? Die meisten Menschen sind mit dem Bescheid auf diese Frage sehr schnell bei der Hand. Vor allen Dingen hält jeder sich selber für vernünftig. Unvernünftig erscheint ihm demzufolge leicht das Verhalten eines anderen, wenn es nicht mit demjenigen übereinstimmt, welches er, der „Vernünftige“, in gleicher Lage wählen würde. Da nun weitaus die Mehrzahl aller Erdenbewohner sich im allgemeinen nach ihren Mitmenschen zu richten gewohnt ist, so ist in vieler Augen „vernünftig“ alles das, was andere Leute thun. Taucht einer auf, der nicht die breite Straße der Alltäglichkeit wandelt und dessen etwaige vernünftige Beweggründe nicht klar als solche zutage liegen, so heißt's von ihm: er ist ein Sonderling. Kluge, wirklich vernünftige Leute kümmern sich aber gewöhnlich nicht viel um die Meinung der großen Masse, und eigenartige Naturen dieses Schlages bemühen sich vollends nicht, die Grundsätze, welche ihr Thun und Lassen bestimmen, vom Publikum auf ihre Vernünftigkeit prüfen zu lassen. So geschieht es, daß dergleichen Menschen nicht selten verkannt werden und mancher für einen Sonderling gilt, der bloß die landes- und zeitüblichen Dummheiten nicht mitmacht. Ich erinnere mich dabei des Ausspruches eines Grobians, die öffentliche Meinung sei die öffentliche Dummheit.

Vielleicht ist die öffentliche Meinung bloß eine Fiktion, ein demagogisches Schlagwort, erfunden, um der Menge zu schmeicheln, schwankende Seelen einer gewünschten Majorität zuzutreiben, erleuchtete Geister unsicher zu machen oder abzuschrecken. Aber selbst wenn sich ab und zu etwas bildet, was diesen Namen beanspruchen kann, so ist es mehr ein zufälliges Zusammentreffen und Zusammenschmelzen der Kollektivmeinungen von Parteien, Ständen, Religionsgenossenschaften u. s. w., deren Urteil bei anderen Gelegenheiten verschieden ausfällt und die auch nicht eben selten uneins sein werden, ob etwas vernünftig oder unvernünftig zu nennen sei. Dieser Umstand will auch im vorliegenden Falle berücksichtigt sein, weil er bei der Verschiebung der Begriffe Original und Sonderling mit im Spiele ist. Ein Beispiel von vielen möge dies beweisen: Ein Prediger verschenkt seine neue Leibwäsche an arme Handwerksburschen. Eines Tages forscht seine Frau danach, wo dieselbe geblieben sei. Die mit größter Seelenruhe gegebene Antwort lautet, einige Handwerksburschen hätten davon nötig gehabt. „Aber, Mann!“ ruft die gute Hausfrau entrüstet, „da gibt man doch die schlechte!“ „Schlechte, meine Liebe, haben sie selber“ erwidert der Geistliche. Seine Logik muß jedem normalen Christenmenschen Anerkennung abnötigen, während ein Kind dieser Welt den Gedanken selbst vielleicht „originell“ — mit dem Nebensinn: drollig — finden, seine Ausführung aber als die That eines Thoren und Sonderlings bezeichnen wird.

Man sieht: um Originalität zu verstehen, reicht man mit dem vielberufenen gesunden Menschenverstand allein nicht aus. Es liegt eben im Charakter eines Originals etwas Besonderes, was andere Menschen nicht besitzen. Dieses Etwas möge zunächst Gegenstand unserer Untersuchung sein.

Es ist nicht ohne Bedeutung, daß dem Hauptwort Original zwei entsprechende Eigenschaftswörter zur Seite stehen, deren Sinn nicht ganz der gleiche ist: originell und original. Beides bedeutet auf deutsch: ursprünglich, eigenartig. Der Begriff

„originell“ ist der umfassendere, während man das Wort „original“ nur in speziellerem Sinne gebraucht und zwar von ernsteren Dingen. Man spricht z. B. von originalen Ideen eines Gelehrten ebensowohl wie von originellen, jedoch mit dem Unterschiede, daß mit ersterem Worte mehr die Neuheit der Ideen als ihre Merkwürdigkeit und individuelle Färbung betont wird. Dagegen nennt man einen eigenartigen Gedanken, der im gewöhnlichen Leben ausgesprochen oder in Thaten umgesetzt wird und dort (in der Regel mit mehr oder weniger Heiterkeit gemischte) Beachtung oder Zustimmung findet, originell. Nicht unwesentlich ist im letzterwähnten Falle eine gewisse Ungesuchtheit des Gedankens.

Ueberhaupt tritt eine aller Effekthascherei fremde Naivität stets als Begleiterin wahrer Originalität auf. Damit soll indessen nicht gesagt sein, daß der Inhaber derselben sich der Wirkung seiner Aeußerungen nicht bewußt sei. Im Gegenteil, er kennt sie aus Erfahrung zur Genüge, und es gibt sogar Originale, die sich einen Zwang anzuthun bestrebt sind, um nicht die Aufmerksamkeit allzusehr auf sich zu ziehen, da es oft recht lästig werden kann, wenn einem die Leute auf Schritt und Tritt die Worte am Munde abhorchen, um einen neuen Gedanken zu erhaschen. Daran erfreut sich nur ein Witzbold. Aber der Vorsatz, immerdar recht trivial im Denken und Handeln zu sein, wird den Originalen bei der ersten besten Gelegenheit von ihrer eigenen Phantasie über den Haufen geworfen. Denn eben eine starke, vielseitige Phantasie ist es, welche diese Gattung Menschen vor anderen auszeichnet, indem sie ihnen fort und fort auf dem Wege ungewöhnlicher Kombination eigenartige Gedanken zuträgt, während die große Masse der, wenn auch noch so intelligenten Durchschnittsgeister auf der wohlgepflegten Landstraße der Gewohnheit einhertrottet.

Die Originale sind, was man so nennt, geistreiche Leute, denen unerwartete und dabei vernünftige Einfälle häufiger kommen als anderen Sterblichen. Da aber die Phantasie die Mutter aller Einfälle, auch der dummen, ist und da die Welt es mit Begriffen nicht immer so genau nimmt, sofern sie nur etwas zu lachen hat, so wird gar nicht selten einer ein Original genannt, der lediglich in seinen Dummheiten originell ist, d. h. der eigenartige, aber unvernünftige Einfälle hat, wo andere Menschen gewohnheitsmäßig vernünftig handeln. Diese falschen Originale sind weiter nichts als Narren. Ich wollte sie aber hier kurz erwähnen, weil sie der Klasse der Sonderlinge nicht gut zugezählt werden können, indem ihre Phantasie vor der einseitigen Geistesthätigkeit der letzteren eine gewisse Vielseitigkeit voraus hat.

Eine interessante Frage, welche mit unserem Thema sehr nahe zusammenhängt, ist die nach dem Wesen des Genies. Es ist bekannt, daß vielfach, namentlich von seiten einer gewissen medizinischen Schule, der Versuch gemacht worden ist, Genialität als eine Art Geisteskrankheit hinzustellen. Ich halte das nur für ein Erzeugnis der demokratischen Instinkte des Jahrhunderts und bin geneigt, jegliches Genie zur Gattung der Originale zu rechnen, weil das Hauptmerkmal, nämlich eigenartige vernünftige Ideen, hier vorhanden ist. Es macht da keinen Unterschied, ob es sich um einen Gelehrten oder Künstler oder Feldherrn oder Techniker oder Staatsmann oder Dichter handelt. Man spricht ja sogar von Gaunergenies, sobald man außer Betracht läßt, ob die originellen oder originalen Ideen unsittlich sind oder nicht. Entscheidend bleibt das Vorhandensein einer starken, vielseitigen, zweckbewußten Phantasie. Nun sagt man freilich, die Grundlage des Genies bilde eine gewisse Einseitigkeit. Man schließt dies daraus, daß ein Genie meist nur auf einem besonderen Fachgebiete Hervorragendes leiste. Ob dieser Schluß wohl gerechtfertigt ist? Ich bezweifle es. Schon Cicero sagt, daß die Menschen niemanden in mehr als einem Fache als großen Mann anerkennen, und das Leben zahlreicher genialer Männer zeigt, daß eine rege Phantasie sich nicht in Berufe und Fakultäten einschienen läßt, vielmehr in dem ganzen Thun und Treiben ihres Besitzers zum Ausdruck gelangt und ihn zu einem echten Original stempelt. Wo es scheinbare Ausnahmen gibt, da hat wohl in der Regel ein mit Fleiß und Ausdauer

arbeitendes bloßes Talent, ein scharfsinniger Kopf, eine falsche Etikette erhalten. In unserer Zeit zumal, die dem wahren Genie nichts weniger als günstig ist, geht man mit dem Beiwort „genial" sehr verschwenderisch um, und wollte man es immer für bare Münze nehmen, so wäre es leicht, Dutzende von Genies zusammenzubringen. Gibt es doch zudem sehr viele Leute, die sich selber für verkannte Genies ausgeben, eine Gewächsgattung, welche in dem modernen Aufkläricht einen vortrefflichen Nährboden besitzt. Mit einigen wenigen oberflächlichen Kenntnissen lassen sich bequem die kühnsten Kombinationen anstellen, welche eine kräftige Dilettantenphantasie nur zu leicht zum Genialitätswahn führen. Es fehlt in diesem Falle das mäßigende Gewicht durchdringender Sachkenntnis.

Die vielseitige, stark entwickelte Phantasie allein thut's eben nicht. Man kann das auch bei den Kindern beobachten. Die Kinder sind in gewissem Sinne fast ausnahmslos Originale, insofern eine sehr lebendige, weil durch Rücksichten und Vorurteile nicht eingeengte Phantasie sich in eigenartigen Ideenkombinationen gefällt, die verhältnismäßig vernünftig oder wenigstens nicht unvernünftig genannt werden müssen. Es gehören hierher nicht bloß die den erwachsenen Zuhörer so oft in Erstaunen, Heiterkeit oder Verlegenheit setzenden Urteile und Fragen der Kleinen, sondern auch ihre Erfindungsgabe beim Spielen. Auf diese innere Verwandtschaft wird meines Erachtens die häufig zu beobachtende gegenseitige Zuneigung zwischen Originalen und Kindern zurückzuführen sein. Auf Seiten der Originale wirkt dabei allerdings noch eine andere Triebkraft mit, nämlich eine starke, selbständige Individualität, welche sich positiv an anderen Wesen zu bethätigen sucht und zwar nicht nur an Kindern. Man hört oft mit Befremden äußern, daß so häufig ein origineller, geistreicher, genialer Mann sich eine geistig unbedeutende Frau zur Lebensgefährtin erkoren hat. Nach dem eben Gesagten erscheint dies wohl nicht mehr so unerklärlich, wenn ich hinzusetze, daß jemand, von dem die Menschen immer Originelles erwarten, eine Erholung darin finden muß, daheim recht hausbacken denken zu dürfen. Außerdem sind auch die Originale sehr subjektiv angelegte Naturen, die nicht leicht auf anderer Gedanken einzugehen vermögen. Sie fühlen sich demgemäß eher zu minder selbständigen Wesen hingezogen, auf die sie positiv — ich betone das Wort „positiv" — einwirken können. Bietet sich ihnen dazu bei Erwachsenen keine Gelegenheit, so wenden sie sich den Kindern oder zuweilen auch den Tieren, besonders den Haustieren, zu.

Die Liebhaberei für diese oder jene Tiergattung tritt freilich auch bei Sonderlingen auf. Sie ist aber dann fast durchweg mit Menschenfeindschaft und Abgeschlossenheit verbunden. Der Name Sonderling bezeichnet ja einen, der sich absondert. Indessen ist die Menschenscheu nicht ein allemal zutreffendes Merkmal der Sonderlinge, weil man vielfach und nicht mit Unrecht die Bezeichnung Sonderling auf solche Leute anwendet, die bloß in einem Teile ihres Denkens und Handelns ohne vernünftigen Grund von anderen abweichen. Ich erinnere an die Pedanten. Die Menschenscheu ist nicht immer zur Menschenfeindschaft oder doch oft nur einseitig ausgebildet, sei es zum Weiberhaß bei Männern, zum Männerhaß bei Frauen, sei es zur Abneigung gegen Kinder. Der Anstoß zu dieser Geistesrichtung muß in den meisten Fällen ein sehr mächtiger gewesen sein, ein einmaliger oder wiederholter Seelenschmerz, eine bittere Erfahrung, welche eine von Haus aus vielleicht starke Phantasie in die eine besondere Bahn geworfen hat, während in anderen Fällen eine an sich schwächere Phantasie, indem sie ihre ganze Thätigkeit auf einen Punkt richtet, naturgemäß hier eine größere Kraft entwickelt.

Die starke einseitige Phantasie ist es also, welche den Sonderling vom Original unterscheidet. Jeder Sonderling leidet an einer oder mehreren fixen Ideen, die ihn nur wegen ihrer Harmlosigkeit nicht ins Irrenhaus führen. Eine andere, schärfere Grenze besteht zwischen Sonderlingen und Geisteskranken nicht, und es bleibt dem Belieben des Publikums überlassen, für welchen Ausdruck es sich entscheiden will, wenn

ihm Leute dieser Art unter die Augen und — Zungen geraten. Ein geringfügiges Vorkommnis, unter Umständen die Laune einer Klatschbase, ist da ausschlaggebend, gerade wie ich es betreffs der Unterscheidung zwischen Originalen und Sonderlingen bereits zu Anfang angedeutet habe. Welcher Wandlungen die „öffentliche Meinung“ fähig ist, dafür dürfte hier noch ein aus dem Leben gegriffener Beleg am Platze sein: Läßt sich da eines Tages in einer kleinen Stadt ein Mensch nieder, von dem niemand mehr als den Namen erfahren kann, der scheuen Blickes, wie sich Publikus einbildet, das Zusammentreffen mit anderen Menschen meidet, stets die einsamsten Wege für seine Spaziergänge aufsucht, zur Nachtzeit in seinem Garten umherwandelt, sich anders kleidet als andere Europäer, kurz ein unheimlicher Geselle, der offenbar entweder etwas Böses auf dem Gewissen hat oder in dessen Kopfe etwas „nicht ganz richtig“ ist. Da trifft sich's einmal doch, daß er jemand Rede und Antwort stehen muß und sich dabei als ein ganz vernünftiger Mensch entpuppt, was ihn jedoch nicht hindert, nach wie vor seine Eigentümlichkeiten zur Schau zu tragen. Man ist so gnädig, ihn nunmehr unter die Sonderlinge einzureihen. Wieder einmal ist er auf einem einsamen Spaziergange begriffen, als ihm ein weinendes Kind vor die Füße läuft, das den schweigsamen Mann nach seinem teilnehmenden Fragen in ein beiderseitig treuherziges Geplauder verwickelt. Der Fremde leitet das Kind zur Mutter zurück und spricht von da an öfter ihm begegnende Kinder an. Die Frauen ändern ihr Urteil über ihn, und wer die Frauen nicht wider sich hat, der kann auch kein Sonderling mehr sein: der neue Bewohner der Stadt heißt von jetzt ab ein „Original“.

Das Publikum hegt eine tief eingewurzelte Abneigung gegen alle einsamen, rätselhaften Existenzen, und es gehört unzweifelhaft eine starke Individualität auch für einen Sonderling dazu, den mannigfachen Herausforderungen zu trotzen, oder richtiger sie unbeachtet zu lassen. In diesem Punkte besteht zwischen Original und Sonderling eine gewisse Verwandtschaft, jedoch mit der Einschränkung, daß die individuelle Selbständigkeit im Denken und Handeln beim Sonderling sich nicht positiv wie beim Original äußert, sondern nur negativ, aber oft sehr stark, zuweilen zu vollkommener Nichtbeachtung anderer Menschen ausgewachsen. Wer gedenkt hierbei nicht des Spleens, jenes englischen Nationalleidens, wenn ich so sagen darf, welches zweifellos in enger Beziehung steht zu dem größeren Selbstbewußtsein und der ausgeprägten Eigenwilligkeit, welche den Briten kennzeichnet. Schreibt er doch das Wort „ich“ groß: I!

Woher kommt die Neigung zur Absonderung, welche doch immerhin bei der Mehrzahl der Sonderlinge den Grundzug des Charakters bildet? Die Originalität beruht, wie wir sahen, auf inneren Ursachen, auf geistiger Anlage, die Sonderbarkeit zum Teil wohl ebenfalls, indem ohne dieselbe die Phantasie nicht immer zu so einseitiger Entfaltung kommen könnte. Aber das gilt eben auch nur zum Teil. Im allgemeinen, scheint mir, legen zur Sonderbarkeit äußere Ursachen den Grund, vorausgesetzt, daß man nichts dagegen einzuwenden hat, wenn ich zu diesen auch den Einfluß von Vorgängen im Leibesleben des Menschen rechne. Was mich dazu veranlaßt, ist die Thatsache, daß die Sonderlinge häufig in höherem Alter stehen und daß eine entsprechende Erscheinung auch bei gesellig lebenden Thieren beobachtet wird. Es ist bekannt, daß beispielsweise alte Gemsen gern einsam für sich leben. Ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich dies einfach damit erkläre, daß solche Eremiten des Tierreichs in dem Zusammenleben in Rudeln nicht mehr das finden, was sich den jüngeren Tieren dabei bietet. Junge zu schützen haben sie nicht und Schutz für sich selbst durch andere brauchen sie nicht, denn vorsichtig und gewitzigt sind sie mehr als diese und ein Raubtier sucht sich lieber junge Tiere zur Beute aus. Was ferner das Futter betrifft, so kommt ein einzelnes Tier leichter dazu, als ein Rudel oder eine Heerde. Aus allen diesen Umständen geht ein Trieb zur Einsamkeit bei alten Tieren hervor, den ich als Altersinstinkt bezeichnen möchte. Bei den Menschen liegen natürlich die Verhältnisse nicht ganz so. Immerhin aber dürfte wohl das Alter mit seinen verschiedenen

Folgen auch manchen Menschen zum Sonderling machen, der ursprünglich gar nicht dazu veranlagt war. Es handelt sich hier nicht so sehr darum, daß etwaige Nachkommenschaft keine elterliche Pflege mehr beansprucht, daß Körperschwäche oder Sinnesschwäche den Verkehr erschwert, als vielmehr um eine seelische Umwandlung, die das Alter mit sich bringt. Wer dem Grabe näher steht, schmiedet keine weitausgreifenden Pläne mehr und findet eher Befriedigung darin, noch in Ruhe seine letzten Lebensjahre dahinzubringen, besonders wenn die Arbeit der Jugend und des Mannesalters dem Mangel am täglichen Brot vorgebaut hat. Es fehlt dann ein zwingender Grund, andere Menschen aufzusuchen. Auch um der Unterhaltung willen bedarf man ihrer nicht, denn entweder macht das Greisenalter geistig schlaff, oder die Lebenserfahrungen und Erinnerungen schützen vor Langweile.

Um für die Geselligkeit tauglich zu sein, braucht man dreierlei: erstlich gesunde Sinne zum Austausch der Gedanken; zum zweiten ein gewisses Maß von Verstand und Bildung zum Verständnis dessen, was andere sprechen; und zum dritten eine Seelenstimmung, welche nicht allzusehr und nicht dauernd von derjenigen anderer verschieden ist. Ungesellig sind demgemäß meistens z. B. schwerhörige und taube Leute; desgleichen Leute, welche die geistige Höhe des Standes, dem sie durch Geburt und Erziehung angehören, nicht erreichen; die dritte Geselligkeitsbedingung wird oft durch körperliche Leiden, namentlich Nervenleiden ausgeschlossen. Genauer auf diesen Punkt einzugehen ist wohl kaum von Nöten. Ich kann jedoch nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß solche krankhafte Vorgänge im Körper nicht immer direkt den Betroffenen menschenscheu machen, sondern daß nur allzu häufig die Verständnislosigkeit der Mitmenschen daran Schuld trägt. Wer solche Leiden nicht aus eigener Erfahrung kennt, weiß das freilich nicht. Um es aber wahrscheinlich zu machen, will ich wenigstens daran erinnern, wie herzlos man vielfach gegen Leute mit körperlichen Defekten (Verwachsenheit, häßliche Gesichtszüge u. dergl.) ist und wie man diese bedauenswerten so zu sagen zu Sonderlingen preßt. Mir fällt da wieder eine entsprechende Erscheinung aus dem Tierreich ein. Es wird erzählt, daß es weiße oder doch sehr hellgefärbte Sperlinge gibt und daß dieselben von ihren normalgrauen Genossen heftig verfolgt werden. Bei den Menschen ist es der Spott, welcher eine ähnliche Rolle spielt und wohl oft schon in der Jugend den Keim zur Sonderbarkeit, zur Menschenscheu, zum Menschenhaß legt. Von einer gewissen Periode der Kindheit sagt ein französischer Schriftsteller: „Dieses Alter kennt kein Mitleid," und wer jemals eine Schule besucht hat, weiß, welcher Teil des Knabenalters damit gemeint ist. Ein Kind neigt weit eher zum Anschluß an seinesgleichen als zur Absonderung, wird es aber in die letztere gedrängt, so zeigt es sich später, wie viel mehr noch bei ihm als bei Erwachsenen das Wort wahr ist: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei."

Die Einsamkeit hat einen großen Reiz für den, der sie einmal gekostet hat. Kommen dazu noch Unfreundlichkeit, Klatsch und Hohn von Seiten der Mitmenschen, so spinnt man sich gern vollends in seine Gedanken ein, woraus dann leicht „Hirngespinnste" entstehen. Gedankenreiche Naturen geraten insbesondere leicht auf solche Wege, und es mag wohl ebenso oft der Genuß der Einsamkeit als der Mangel an Verständnis bei den Mitmenschen ein ursprüngliches Original zum Sonderling umwandeln, sodaß zwischen beiden psychologischen Erscheinungen Uebergänge vorhanden sind.

Wie steht es nun mit der oben erwähnten, vielverbreiteten Meinung, unsere Zeit dulde keine Originale mehr? Sie trifft zu, wenn man es mit dem Begriffe Original streng nimmt, dagegen behaupte ich, daß sie als Glosse in den zahlreichen Fällen, wo man einen Sonderling fälschlich als Original bezeichnet, nicht als richtig anerkannt werden kann. Sonderlinge gibt es meiner Ueberzeugung nach heutzutage mehr als je, trotz der Zunahme der Oeffentlichkeit. Daß man sie nicht so sehr bemerkt, liegt hauptsächlich daran, daß sie sich in die großen Städte zurückziehen, wo sie unbehelligt ihren Schrullen nachgehen können. Dagegen ist der wahren Originalität das Klima der

Gegenwart wenig zuträglich. Sie verlangt eine Freiheit und Toleranz, von der unser Zeitalter trotz aller gegenteiligen Einbildung weit entfernt ist im Vergleich mit früheren Generationen. Indem die Menschheit sich „klüger“ dünkt, ist sie auch weniger kindlich, minder gestaltungsfähig geworden. Ein Original ist nicht immer nach derjenigen Schablone geschnitten, die man Liebenswürdigkeit nennt. Es verlangt, um verstanden und geschätzt zu werden, eine gewisse Vertraulichkeit und Nachsicht, deren die moderne Lieblosigkeit unfähig ist. Auch hat die gegenwärtige Generation zu einer gerechten Würdigung der Eigenheiten selbständiger Naturen keine Zeit. Die modernen Verkehrsmittel schütteln die Menschen fortwährend durch einander, die Welt wird voller, das Ringen nach Erwerb erfordert die Anspannung aller Kräfte und macht die Leute gereizt, hastig und — unbehäbig. Die Schule und in gewissem Grade auch der Militärdienst sorgen zum mindesten in der Jugend dafür, daß nicht so leicht einer seinen Kopf behält, und die energische Berufsthätigkeit und — das Kneipenleben der Männer überweisen die Erziehung der Kinder, soweit sie nicht der Schule zufällt, mehr und mehr den Frauen. Und wenn es nun auch wahr ist, daß niemand besser die Eigenart eines Kindes versteht als die eigene Mutter, so ist es nicht minder wahr, daß die Frauen unbewußte Gegner der Originalität sind. Eine jede Frau hat ein Ideal, auf das sie, Befriedigung ihres Mutterstolzes erhoffend, ihr Kind zuzustutzen sucht. Soll es der Junge dereinst einem großen Manne nachthun, so wirkt eben gerade diese Erziehung zur Genialität einer etwaigen ausprägbaren Eigenart des Kindes entgegen, denn kein wahres Genie, kein Original ist dem andern gleich. Ueberdies kommt diese Art Erziehung nie weiter als bis zu dem: „Wie er sich räuspert, wie er spuckt, das habt ihr ihm glücklich abgeguckt.“ Daher denn die heutzutage sehr häufig vorkommende Erscheinung der affektirten Originalität und Geniemeierei, die zuweilen ihren Mann angesehen, noch öfter aber lächerlich macht.

Alles in allem: die echten Originale sind heute seltener als ehedem, die Sonderlinge häufiger, aber weniger bemerkbar. Unsere Zeit macht die Originale zu Sonderlingen.

Reiseeindrücke eines Naturforschers aus Athen, Ephesus und Pergamum.

Von

Professor Dr. Richard Lepsius in Darmstadt.*)

Wenn ich es übernommen habe, einige Mitteilungen zu machen über die Reiseeindrücke, welche ich bei meinem zweimaligen Aufenthalte in Athen und auf meiner Reise in Kleinasien gehabt habe, so muß ich von vornherein um gütige Nachsicht bitten. Man darf von mir, einem Naturforscher und Geologen, nicht erwarten, über diejenigen Dinge etwas zu hören, welche jedem Gebildeten vor allen anderen als die wichtigsten erscheinen, wenn von den hohen Stätten der Kunst, wenn von Athen, Ephesus und Pergamum gesprochen wird. Auch von den eigentlichen Zwecken, welche mich in jene Länder geführt haben, von der Geologie von Attika oder von der Entstehung der griechischen Marmorarten, darf ich an dieser Stelle nicht sprechen, da den hierin etwa gewonnenen Resultaten nur ein spezielles Fachinteresse zukommt.

Was ich hier mitteilen kann, das sind allgemeine Betrachtungen, wie sie dem beobachtenden Geologen an Orten einer reichen historischen Vergangenheit überall entgegentreten; die geschichtliche Entwickelung einer Stadt- oder Staatsgemeinde wird schärfer beleuchtet, ja in mancher Hinsicht erst ganz verständlich, wenn die örtlichen Bedingungen, unter denen sie erwuchs, recht berücksichtigt werden: denn der Mensch ist in erster Linie ein Erdenbewohner und er bleibt stets abhängig von den Hilfsmitteln, mit welchen die Natur die Umgebung seines Wohnsitzes ausgestattet hat.

Mit gespannter Erwartung und mit dem höchsten Interesse betreten wir den griechischen Boden. Sollen wir doch nun mit eigenen Augen diejenigen Orte erblicken, von denen wir alle von Jugend auf so Vieles und Erhebendes gehört haben, deren thatenreiche Geschichte wir genauer kennen, als manche Periode unserer deutschen Geschichte, deren hohe Wissenschaft die Anfänge unseres Geisteslebens enthalten, und deren Kunstdenkmäler als unerreichte Vorbilder vor unseren Augen stehen. — Sodann aber

*) Der Verfasser hat mit Unterstützung der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin in den Jahren 1883 und 1887 geologische Aufnahmen in Attika ausgeführt auf Grundlage der neuen vom Deutschen Reiche hergestellten schönen topographischen Karte im Maßstabe von 1 : 25 000 (herausgegeben von E. Curtius und J. Kaupert, Berlin bei G. Reimer). Zweck dieser geologischen Aufnahme ist es, die wichtige Frage nach der Entstehung des griechischen Marmors ihrer Entscheidung näher zu bringen.

tritt dem Reisenden in diesen südlichen Ländern als etwas ganz Neues, Fremdartiges und nicht leicht Verständliches entgegen das orientalische Leben mit allen seinen Vorzügen und Nachteilen, das Leben in einer reich gesegneten und doch vom Menschen so vernachlässigten Natur, das Leben, dessen Studium uns erst das richtige Verständnis erschließt für viele Sitten und Gebräuche, von denen wir im alten und neuen Testamente lesen. Aber nicht allein das Leben der Orientalen, auch die Landschaft, das Meer und der Himmel des Orients sind dem nordischen Reisenden eine neue Offenbarung; schroffe Gegensätze herrschen hier wie dort in gleicher Weise: ein kurzer Winter mit nicht zu häufigen Regengüssen ruft ein üppiges Wachstum der Pflanzenwelt hervor, das der trockene, heiße Sommer fast völlig wieder vernichtet; die kahlen, öden Felsgebirge erfreuen das Auge durch ihre schönen Linien und wechselvollen Gestalten; wildzerrissene, klippenreiche Küsten tauchen unter in ein stilles, tiefblaues Meer; und über allem wölbt sich ein strahlender Himmel, dessen Sonne die orientalische Landschaft übergießt mit nie gesehener Farbenpracht.

Schon in Griechenland steht man außerhalb des europäischen Lebens; der Grieche spricht von Europa als von einem auswärtigen Lande, er fühlt sich ganz im Orient, obschon die orientalischen Sitten in Griechenland mehr und mehr von den europäischen verdrängt werden, ganz besonders in der Hauptstadt, in Athen.

Die Entfernung von Europa wird auch äußerlich bekundet dadurch, daß man bis jetzt nicht zu Lande, sondern nur durch eine Fahrt über Meer Griechenland erreichen kann. Am schnellsten legen wir von Deutschland aus die Reise nach Athen über Italien zurück: von Brindisi aus führen uns österreichische oder griechische Dampfer in einer Nacht hinüber nach Korfu, der glücklichen und schönen Insel der Phäaken. Korfu ist mit Recht die Brücke zwischen dem Orient und Occident genannt worden; hier setzte Rom seinen Fuß nieder, als es unternahm, die griechische Welt und das macedonische Reich zu erobern; hier hinüber führte die Heeres- und Handelsstraße von Rom nach Byzanz; von hier aus zogen die Normannen in den Kampf gegen das oströmische Reich; hier herrschten die Hohenstaufen unter Manfred; Korfu war endlich die erste Etappe des Weges, den die Flotte der mächtigen Republik Venedig genommen hat auf ihren handelspolitischen Eroberungszügen nach dem Mittelmeere; die Festung von Korfu ist trotz schwerer Anstürme die einzige Burg im Orient geblieben, auf deren Zinne niemals die Flagge des Halbmondes entfaltet wurde.

Von der Insel Korfu aus kann man über die anderen beiden größeren ionischen Inseln, über Kephalonia und Zante nach dem Hafen von Pyrgos fahren, um von dort aus in wenigen Stunden Olympia zu erreichen; die von deutschen Archäologen gehobenen Schätze der altheiligen Stätte sind jetzt in einem von der griechischen Regierung gebauten Museum würdig untergebracht. Oder wir fahren an Kephalonia vorbei über Patras in den Hafen von Korinth, um in Neukorinth am Isthmus zu landen. Das alte Korinth lag am südlichen Ufer der weiten Bucht, am Fuße des 575 Meter hohen, mächtigen Felsberges, auf dem die Feste Akrokorinth erbaut war. Von der Höhe des Burgfelsens genießen wir eine weite Umschau: nahe unter uns sehen wir die beiden Meeresbuchten, hier den korinthischen, dort den saronischen Golf; gegen Süden ist die Aussicht beschränkt durch die zunächst liegenden argolischen Berge, die zum Kyllene-Gebirge hinaufziehen; aber gegen Norden überblickt man ausgedehnte Landschaften: zunächst die Berge von Megara, im fernen Osten Salamis und die Gebirge von Attika, dann den Kithäron und Helikon in Böotien, und gerade über dem Korinthischen Golfe aufragend den breit gelagerten Parnaß bei Delphi.

Die Aussicht von Akrokorinth ist eine für die griechische Landschaft durchaus charakteristische: die bewegten und viel zerschnittenen Küstenformen entsprechen zahlreichen einzelnen Berggruppen, die man kaum als Gebirge bezeichnen kann; nicht eine einzige sich langhin erstreckende Gebirgskette durchzieht Hellas oder den Peloponnes, nicht eine einzige weit durchgehende Thalebene, sondern viele kleine Bergmassen, unzählige, eng

umgrenzte kurze Thäler erfüllen das Land; bei den stets nahen Meeresküsten konnten sich nur kleine Flüsse entwickeln. Im Vergleich mit Italien, das durch einen einzigen langen Gebirgszug, den Apennin, in zwei Hälften gesondert wird, und noch mehr im Vergleich mit der großartig angelegten kleinasiatischen Landschaft mit ihren großen, fruchtbaren Thalebenen und ihren mächtig aufgeworfenen Gebirgsfalten — kann die griechische Landschaft nur eine kleine, ja kleinliche genannt werden. Unzweifelhaft hängt mit der Landesbeschaffenheit die Landesgeschichte zusammen: Rom in der weiten Ebene mit fast unbegrenztem Horizonte gelegen, warf frühzeitig seine begehrlichen Blicke auf ganz Italien und darüber hinaus auf alle Länder des Mittelmeeres; in Kleinasien herrschten stets mächtige und reiche Fürsten über große Ländergebiete; in Griechenland blieben von Anfang an die kleinen Gemeinden von einander abgeschlossen und entfernt durch nah umschließende Berggrenzen; auch die drei Staatsgemeinden, welche noch am günstigsten in etwas größeren Thalebenen lagen, Sparta, Argos und Athen, waren durch breite Berglande von einander getrennt und standen sich stets feindlich gegenüber. Auch heute noch, trotz des äußerlich geeinigten Königreiches, sind die inneren Verhältnisse so ziemlich die gleichen geblieben wie früher: eine jede von den ehemals auch staatlich getrennten kleinen Provinzen sucht in Athen von dem allmächtigen Parlamente möglichst viel eigene Vorteile zu erlangen, und die persönlichen Interessen spielen mehr als je eine der inneren Entwickelung des ganzen Landes schädliche Rolle. Dem griechischen Staatswesen kann es daher nur zum Vorteil gereichen, wenn dem alten Hellas noch die größeren und fruchtbaren Landschaften Thessalien und Epirus angegliedert werden.

Doch kehren wir nach Korinth zurück. Trotz der sicheren Burg konnte die Stadt niemals einen bedeutenden politischen Einfluß gewinnen, weil sie auf dem allseits zugänglichen Isthmus allen vorüberziehenden Scharen schutzlos preisgegeben lag. Dagegen wurde sie als Handelsplatz, als Vermittlerin zweier Meere und zweier Länder, frühzeitig die reichste unter den griechischen Städten; vollständig zerstört beim ersten Angriff Roms, schwang sie sich rasch wieder auf zur blühenden, üppigen Handelsempore, so wie sie uns entgegentritt aus den beiden Briefen, die Paulus im Jahre 58 nach Christi Geburt an die Christengemeinde in Korinth richtete.

Ganz anders sicher abgeschlossen gegen das übrige Hellas lag die Stadtgemeinde von Athen.

Nähert man sich dieser Stadt vom Meere her, so erkennt man auf den ersten Blick, daß Athen durch seine topographische Lage hingewiesen wurde auf den Weg, den die Entwickelung seines Staatswesens genommen hat: Athen war prädestiniert zur Seemacht. Von der weiten phalerischen Bucht erstreckt sich eine flache Thalebene gegen Norden in das Land hinein, nur dem Meere geöffnet, auf allen anderen Seiten eng umgrenzt von drei Gebirgszügen, die rasch bis zu einer Höhe von 1000 Metern emporsteigen: der Hymettus, Pentelikon und Parnes. Ihrer Länge nach ist die Thalebene von Athen in zwei Hälften geteilt durch eine lange Reihe von einzelnen Hügeln, unter denen wir sogleich die Akropolis mit ihrer glänzenden Tempelkrone, dahinter den spitzen Kegel des Lykabettus, noch weiter hin die breitere Hügelkette der Turkovuni erkennen. Im östlichen Teile der Ebene fließt der Ilissos herab, an den nördlichen Abhängen des Hymettus entspringend; die westliche Hälfte erscheint aus der Ferne her gesehen zum großen Teile dunkel beschattet: es ist der Oelwald bei Athen, der sich dort in der Thalfläche des Kephissos herabzieht. Mit kahlen schroffen Wänden erheben sich ringsum die Gebirge; in der reinen, durchsichtigen Luft scheinen diese Berge viel näher über der Stadt zu liegen, als es der Fall ist; freilich der lange, öde Marmorrücken des Hymettus ist nur eine Stunde Wegs von Athen entfernt: er trennt die athenische Thalebene von der attischen Halbinsel ab, welche sich nach Süden erstreckt bis zu dem tempelgeschmückten, weit über das Meer auf die Inseln hinausschauenden Kap von Sunium. Im Hintergrunde der Ebene von Athen ragt der Pentelikon noch höher auf

als der Hymettus; die schöne Gestalt dieses Berges gleicht einem mächtigen Tempelgiebel, so allmählich steigen die Abhänge von beiden Seiten her auf zu dem höchsten Gipfel. Auf der Nordseite der Ebene steht der Parnes, ein breiter Bergklotz mit steilen Gehängen zum Kephissos-Thale absinkend; eine lange schmale Bergkette schließt sich an die Südseite des Parnes an und begleitet die athenische Ebene im Korydalos und Aegaleos bis an das Meer, der Insel Salamis gegenüber. Dieser westliche Bergzug trennt Athen von der jenseitigen Ebene und der Bucht von Eleusis.

So von allen Seiten rings von Bergen umschlossen, waren die Athener hingewiesen auf die eine allein offene Seite ihrer Thalebene, auf das Meer; hier an der Küste lag als das wichtigste Geschenk der Natur ein unvergleichlicher Hafen, der Piräus, ein breiter, flacher, rings isolierter Hügel, in welchen drei sichere Buchten kreisförmig mit schmalen Ausgängen eingeschnitten sind, wie mit Kunst eigens zum Zweck guter Ankerplätze hergerichtet. Die alleinige Quelle der Macht Athens lag in der Herrschaft zur See, die seine Schiffe von ihrem sicheren Hafen aus nach allen Richtungen befuhren. Themistokles war der erste, der diesen Weg, zur Herrschaft zu gelangen, zielbewußt betreten hat: er erhob das kleine Staatswesen zu einer Seemacht, indem er aus den Einkünften der laurischen Bergwerke eine Flotte baute, im Piräus die für den Schiffsbau nötigen Arsenale errichtete und zum Schutze der Schiffe und Werkstätten die ganze Halbinsel des Piräus mit festen Mauern umgab. Der spätere Bau der „langen Mauern" verband die Häfen und die Stadt zu einer einzigen Feste und verlegte gewissermaßen Athen an das Meer. Zu Anfang des Peloponnesischen Krieges beherrschte Athen nur durch seine Flotte das ägäische Meer und seine zahlreichen Inseln; die thrakischen und ionischen Küstenstädte waren tributpflichtige Bundesgenossen.

Die Athener sind zu keiner Zeit Ackerbauer gewesen; die athenische Ebene ist zum großen Teil unfruchtbar und wasserlos; so öde wie heutigen Tages die Umgegend der Stadt ist, so war sie es jedenfalls zu allen Zeiten; der Oelwald im Kephissos-Thale, der Schloßgarten und die Gärten von Ambelokipi auf der Ostseite der Stadt sind jetzt die einzigen grünen Oasen in der steinigen Wüste, in der Athen liegt. Es ist auch fraglich, ob der jetzt ganz kahle Rücken des Hymettus jemals bewaldet war; der trockene harte Felsboden und die Schafherden lassen keinen Baum aufwachsen.

Als Hinterland besaß Athen nur die Umgegend von Marathon und die attische Halbinsel; schon frühzeitig unterwarf sich die Stadt diese östlichen und südlichen Gebiete; der Kampf wurde ausgefochten in dem schmalen Zugange zu diesem Hinterlande, da, wo von Athen ausgehend die Straßen sich teilen östlich nach Marathon, südlich in die einzige fruchtbare Ebene von Attika, in die Mesogia („Binnenland"); hier in der tiefen Senke zwischen Hymettus und Pentelikon soll der junge König Theseus die attischen Feinde vernichtet haben.

Das Bergland von Laurion nimmt den übrigen Teil der attischen Halbinsel ein; dasselbe war in alter Zeit gut besiedelt, und der fruchtbare Boden der niedrigen Berge und die Thalflächen waren damals trefflich bebaut: überall sieht man auf den flachen Gehängen die Reste einstiger Terrassierung für Weinstöcke und Oelbäume; zahlreiche antike Mauerreste und Denkmäler, einige wohl erhaltene Straßenzüge, die schöne Tempelruine auf dem einst stark befestigten hohen Kap von Sunion, die alten Marmorbrüche im Thal von Agrilesa, dieses und anderes weist deutlich darauf hin, daß einst dieses ausgedehnte Bergland von Laurion stark bevölkert war. Jetzt liegt die ganze Gegend öde, kein einziges Dorf trifft man in dem ganzen Gebiete; auf den Hügeln und Bergen hausen jetzt nur Hirten mit ihren Schafherden, welche hier auch nur im Winter kümmerliche Nahrung zwischen verkrüppelten Kiefern finden; der gänzliche Mangel an Quellen oder fließenden Wasseradern ist die direkte Folge der Verödung des Landes. Hier in Griechenland, wie in Kleinasien und im ganzen Orient fehlt es überall an Händen, den fruchtbaren Boden zu bebauen; durch die jahrhundertlange türkische Mißwirtschaft sind die orientalischen Länder entvölkert worden.

Doch einen Reichtum spendet das südliche Attika noch heute: das sind die Erze in den Bergen von Laurion. In der Gegend zwischen Thorikos, einer alten Ruinenstadt, und dem Kap Sunion findet man unzählige antike Erzgruben und Schächte; alle Thaltiefen waren aufgefüllt mit mächtigen antiken Halden; in den letzten zwanzig Jahren sind diese erzreichen Halden zu erneuter Verarbeitung mit großem Gewinn nunmehr fast vollständig fortgeräumt worden. Die alten Griechen gewannen hier nur das silberhaltige Blei; auf dem Abbau der noch reichlicher vorhandenen Zink- und Eisenerze, die von den Alten verschmäht wurden, beruht jetzt allein der große Bergwerksbetrieb auf der laurischen Halbinsel.

In alter Zeit waren die Erzgruben von Laurion Eigentum des Athenischen Staates, der dieselben verpachtete; die billige Sklavenarbeit erlaubte auch die kleinsten Bleierzadern abzubauen und erübrigte den Pächtern wie dem Staate einen großen Gewinn. Die reichste Ausbeute der laurischen Bergwerke fiel in die Zeit der hundert Jahre, in denen sich die Blüte Athens abspielt. Diese unterirdischen Schätze begründeten auch die athenische Seemacht, da bekanntlich Themistokles das Volk von Athen überredete, die Ueberschüsse aus den Bergwerken, welche bis dahin unter die Bürger verteilt wurden, zum Bau einer großen Flotte zu verwenden; die Seeschlacht bei Salamis wurde gewonnen mit Hilfe des laurischen Silbers.

Die Thalebene von Athen war gegen die Angriffe einer Landmacht, welche von Norden, von Böotien oder von Megara über Eleusis heranzog, durch die Bergkette des Parnes und seine Ausläufer gut geschützt; nur zwei Pässe öffnen sich in diesen Bergen gegen die Ebene von Eleusis: im Süden die schmale Schlucht von Daphni, durch welche die heilige Straße von Athen nach Eleusis und nach Delphi führte, und weiter nördlich eine breitere Einsattelung bei dem alten Demos Acharnai; beide Pässe waren mit Mauern gesperrt und befestigt. Ein dritter, längerer Weg umging den Parnes und überschritt die niedrigen Ostabhänge dieses Gebirges in der Senkung zwischen Parnes und Pentelikon, eine Senkung, die man von Athen aus deutlich am nördlichen Horizont erkennen kann. Dies waren die Zugänge, durch welche die persischen und die gegen Athen verbundenen Griechenheere hinabstiegen in die Ebene des Kephissos; von hier aus wurde der Athenische Staat vernichtet. Am Ostabhange des Parnes öffnet sich nach Süden zu ein fruchtbarer Thalkessel, in welchem jetzt das königliche Gut Tatoi liegt; steigt man von Tatoi hinauf zur Wasserscheide, so trifft man oben auf dem Bergkamme alte Befestigungswerke, erbaut aus schön behauenen Quadern; eine umfassende Aussicht läßt von dort aus den Blick weit gen Nordwest nach Böotien hinein schweifen; unter uns liegt die fruchtbare Thalebene des Asopos, an dessen Ufer einst Tanagra und Oropos standen; darüber hinaus erglänzt der schmale Meeresarm, der die langhingestreckte Insel Euboea vom Festlande trennt; östlich blicken wir hinunter über ein flaches, fruchtbares Hügelland bis zur Bai von Marathon; südlich erhebt sich mächtig der Pentelikon, und westlich über uns die schroffen Kalkwände des Parnes, von dessen Plateau uns schlanke Edeltannen heimatlich begrüßen. Hier lag der alte Demos Dekeleia, welchen die Spartaner in richtiger Erkenntnis seiner wichtigen geographischen Lage neun Jahre lang bis zum Ende des peloponnesischen Krieges, bis zur Uebergabe Athens besetzt hielten: von diesem festen und geschützten Platze aus konnten die Spartaner jederzeit niedersteigen in die athenische Ebene; die Zufuhrstraßen Athens aus Böotien und von Euboea her schnitten sie von dort aus ab; sie selbst konnten mit Leichtigkeit neue Truppen und Proviant von Norden her an sich ziehen. Als ein warnendes Erinnerungszeichen an den unglücklichen Ausgang des langjährigen Bruderkrieges erhebt sich noch heute über dem neuen Königsschlosse von Tatoi der alte Wachtturm von Dekeleia.

Betrachten wir uns nun näher die Lage der Stadt Athen. Wir erwähnten bereits die Reihe von Hügeln, welche mitten in der athenischen Ebene zwischen den beiden Flußthälern des Ilissos und Kephissos liegen; einst waren diese Hügel zu einer gleich-

förmigen Masse verbunden; die hellgrauen Kalkfelsen der Turkovuni, des Lykabettos, der Akropolis und des Museion bildeten auf einer Unterlage von weichen Mergelschiefern eine zusammenhängende Decke. Erst die zum Kephissos und Ilissos abfließenden Wasseradern zerschnitten die Masse in einzelne Teile; von den so entstandenen Hügeln war nur einer geeignet zur Anlage einer Burg. Die Turkovuni und der Museion-Hügel lagern zu breit und flach aus; der Lykabettos ist ein schmaler Felsgrat, auf dessen Spitze nur eine kleine Kapelle Platz findet; allein der eckige Felsblock der Akropolis mit seinen fast senkrecht abstürzenden Felswänden bot hinreichenden Schutz vor feindlichen Angriffen und passenden Raum für die Errichtung der Heiligtümer der Stadt; ein schmaler Zugang blieb auf der Westseite durch die Verbindung des Burgfelsens mit dem seitlich gelagerten Museion- und Nymphen-Hügel.

Die Felsplatte der Akropolis fällt schwach nach Nordwesten ein: daher liegt die Burgquelle, die Klepsydra, am Nordwestabhang der Burg. Das Regenwasser, welches auf die flachwellige Oberfläche des Berges auffällt und durch den klüftigen Kalkfels versickert, dringt ein bis zu den unterlagernden Mergelschiefern, läuft auf diesen undurchlässigen Schiefern mit dem Schichtenfall nach Nordwesten ab und tritt hier auf der Grenze zwischen Kalk und Schiefer am Abhange zutage; vor den Propyläen steigen wir eine schmale, in den Fels eingehauene Treppe von 70 Stufen tief hinab zur Quelle; wir dürfen hier natürlich keine frisch aussprudelnde Wasserader erwarten — dazu ist das überliegende Terrain, in dem sich das Wasser sammelt, bei weitem nicht groß genug; es ist vielmehr eine Cisterne, die sich allmählich mit Wasser füllt. Der Besitz dieser Quelle war von dem größten Werte für die Burg; daher ist dieselbe eng umschlossen von mächtigen Mauern einer Bastion, welche nördlich vom Eingange zur Akropolis, ziemlich tief unten, dem Felshange anlehnt. Auch am Südabhange der Akropolis, aber außerhalb der Burg sammelte man Wasser auf der Grenze zwischen dem durchlässigen Kalkstein und dem undurchlässigen Schiefer in einer Grotte bei dem Asklepieion über dem Dionysos-Theater: ein Sammelkanal für das hier nur schwach zufließende Sickerwasser zeigt die Bestimmung dieser künstlich erweiterten Felshöhlung als Brunnenstube. Derartige Grotten und Höhlen finden wir rings um den Felshang der Akropolis; sie sind alle auf gleiche Weise dadurch entstanden, daß der zerklüftete Kalkfels über dem zähen, dichten Mergelschiefer ausbröckelte und fortgeführt wurde von dem auf dieser Gesteinsgrenze aussickernden Wasser.

Die heilige Quelle des Poseidon oben auf der Höhe der Akropolis am Fuße des Oelbaumes im Erechtheion, in deren Rauschen man das Rauschen des Meeres erkennen wollte, ist keine eigentliche Quelle gewesen: eine solche kann auf der obersten Fläche eines Berges nicht entstehen, weil Quellwasser nur aus einem höher liegenden Bergterrain zufließen kann; es war nur eine kleine, künstliche Aushöhlung im Felsboden, in welche vielleicht das Regenwasser der Dachrinnen des Tempels eingeleitet, oder auch, da es ja in Athen selten regnet, das Wasser einfach von den Priestern hineingegossen wurde.

Die Oberfläche des Burgfelsens von Athen ragt 156 Meter hoch über das Meer, etwa 80 Meter über die Stadt empor; die größte Länge der Felsplatte von den Propyläen bis zur Ostecke beträgt 300 Meter, die größte Breite befindet sich mitten auf dem Plateau in der Richtung von Süd nach Nord, da, wo die beiden Tempel, Parthenon und Erechtheion, neben einander stehen, und beträgt 140 Meter. Diese Fläche war demnach umfangreich genug, um noch neben den Tempeln Raum zu bieten für große feierliche Aufzüge. Vom westlichen Zugange der Burg steigt der Felsboden ganz allmählich an, erst etwas steiler bis zu dem großen Säulenthore, den Propyläen, so daß hier der Weg in einer Schlangenlinie hinanführte; dann flach auf dem anstehenden grauen Kalkfelsen hinauf bis zu dem zum Teil künstlich geebneten Plateau, auf dem sich die stolzen Ruinen des Parthenon erheben. Der steile Absturz der Felsplatte rings unter der ganzen Oberfläche der Akropolis ist unersteiglich gemacht durch die

hohe und mächtige Terrassenmauer, welche ringsum genau dem natürlichen Rande der Felsplatte folgt.

Der einst glänzend weiße Marmor der Tempelruinen hat im Laufe der Zeiten oberflächlich eine rötlich-braune Färbung angenommen; diese leichte Färbung entstand durch die Verwitterung des Steines, indem der Eisengehalt des Marmors durch das eindringende Regenwasser umgesetzt wird in braunfärbenden Eisenocker; es sind daher die Wetterseiten der Säulen, die West- und Südseiten stärker braun gefärbt, als die Ost- und Nordseiten. Der Anblick der Ruine gewinnt sehr durch diese lichtbraune Färbung des Marmors: der an sich kalte weiße Marmor kleidet sich nun — besonders bei untergehender Sonne — in wärmere, farbenreichere Töne.

An den Säulen des Parthenon bemerken wir auch eine leichte Schichtung des Marmors, nach deren Richtung leider oft Marmorstücke abblättern und abfallen; diese Schichtung ist charakteristisch für den attischen Marmor, für den Marmor, wie er am Hymettus und am Pentelikon gebrochen wird, während der Marmor der griechischen Inseln, wie der von Paros oder von Kleinasien ungeschichtet, massig und zugleich grobkörniger ist. — Bei der klaren durchsichtigen Luft sehen wir deutlich von der Höhe der Akropolis aus die weißen Flecken der großen Marmorbrüche an den Abhängen des Hymettus und Pentelikon. Eine hohe Gunst des Schicksals hatte den schönsten Stein nahe vor die Thore Athens gelegt! Dem künstlerischen Sinne der Athener, der geweckt und genährt worden war durch die Schönheit und Harmonie der sie umgebenden Landschaft, bot sich in dem glänzenden, in dem leicht zu bearbeitenden und doch festen Marmor der nahen Berge ein unvergleichliches Material dar! Ebenso wie wir an den so zahlreich uns erhaltenen griechischen Bauten, Denkmälern und Statuen erkennen können, daß die von Vorderasien und Aegypten übernommene, in steife Formen gebundene Kunst sich erst ganz allmählich unter der hochbegabten Hand der Griechen zu voller Freiheit und edler Schönheit entwickelt hat, so wuchs auch erst allmählich das Bedürfnis hervor, die schönere Form zu bilden in einem schöneren Stein: die ältesten Bauten auf der Akropolis sind ausgeführt aus dem unansehnlichen grauen Kalksteine, wie er die Felsplatte der Burg und der umliegenden Hügel zusammensetzt. Später verwendete man die festen diluvialen Konglomerate der Ebene zwischen Athen und dem Hymettus; dann den hellgrauen Sandstein des Piräus und einen spröden, marmorisierten Kalkstein einiger Vorberge des Hymettus südlich von Athen. Erst die Blüte der attischen Kunst, erst das Zeitalter des Perikles baute Tempel und Paläste aus Pentelischem Marmor. Auch auf der höchsten Stufe der darstellenden Kunst, bei den Götterbildern, Reliefs und Statuen, gebrauchte man anfangs unscheinbaren Stein, beliebigen Sandstein oder Kalkstein, später erst den Marmor des Pentelikon, bis auch dieser verdrängt wurde von dem edelsten Statuen-Material, von dem Marmor der Insel Paros. Der Hermes des Praxiteles, erst jüngst wieder erstanden aus dem jahrhundertelang verschütteten Olympia, verdankt zum Teil die wunderbare Schönheit seiner Gestalt dem durchsichtigen Glanze des parischen Marmors. Der attische Marmor gleicht in der Feinheit seines Kornes demjenigen von Carrara in Italien; beide werden an Schönheit weit übertroffen von dem grobkörnigen Marmor von Paros.

Es ist nicht uninteressant zu sehen, auf welche Weise die alten Griechen und nach ihnen ebenso die Römer die großen Werkstücke in ihren Marmorbrüchen gewonnen haben: nahe bei dem Kloster Penteli, das auf der Stelle des alten Demos gleichen Namens steht, führt ein trefflich erhaltener antiker Pflasterweg ziemlich steil am Abhang des Gebirges hinauf zu einer ganzen Reihe von antiken Brüchen; die großen Marmorblöcke wurden auf diesem Wege wohl mittels Holzschlitten hinabgeschleift bis zu dem Demos Penteli, wo sie auf Wagen geladen wurden. Die Alten befolgten bei Anlage ihrer Steinbrüche stets das Prinzip, quadratische Kammern mit senkrechten Wänden in den Berg einzuschneiden; infolge dieses Abbaues gewannen sie im Bruche immer sogleich würfelförmige oder oblonge Blöcke, von ebenen Flächen umgrenzt. Auch

in den antiken unterirdischen Mamorbrüchen auf der Insel Paros besitzen die Steinkammern senkrechte Wände und horizontale Flächen, obwohl die nur 5—6 Meter mächtige Schicht des guten Marmors schräg mit 30 Grad in den Berg einfällt. Jeder Block in geeigneter Größe wurde mit der Hand und mit kurzen bronzenen oder eisernen Meißeln vom anstehenden Felsen abgemeißelt; in allen Steinkammern sieht man daher die Wände und Flächen bedeckt mit den Spuren des Meißels, der dünne, handbreite Steinstückchen abschlug. Rings um den zu gewinnenden Block herum wurden mannsbreite Gräben eingemeißelt; besonders auf Paros kann man den Gang dieser Arbeit genau verfolgen, indem sich dort noch manche unfertige Blöcke in den verschiedenen Stadien der Bearbeitung vorfinden. Es wurde also jeder Block für sich langsam mit der Hand vollkommen herausgemeißelt — Sklavenhände hatte man ja in beliebiger Anzahl zur Verfügung; wurden doch im Altertum die Kriegsgefangenen und die Verbrecher in der Regel in die Steinbrüche geschickt. — Wir berühren hiermit eine Nachtseite des sozialen Lebens im Altertum; jedoch so wenig sentimental waren die alten Griechen und Römer veranlagt, daß man vergeblich in den alten Schriftstellern ein mitleidiges Wort sucht über die harte und grausame Sklavenarbeit der Tausende von schuldig oder unschuldig Verurteilten, die in den Steinbrüchen unter glühender Sonne jahraus jahrein arbeiten und die ungeheuren Steinlasten für die großen Bauten des Altertums liefern mußten.

Es ist erstaunlich, wie große Steinblöcke die Alten mit ihren geringen technischen Hilfsmitteln bewegen und hoch emporheben konnten! Es scheint, daß die Werkstücke auf Rollen und schiefen Ebenen mittels Flaschenzügen unter der Mitwirkung ungezählter Sklavenhände zur Höhe der Bauwerke hinaufgeschleift wurden. Am Parthenon sehen wir quer über die 10 Meter hohen Säulen 4,3 Meter lange und 1,4 Meter dicke Marmorbalken übergelegt. Noch größer sind die Marmorstücke, welche beim Bau der Propyläen verwendet wurden: die Marmorbalken in der Decke der Seitenhalle sind 6,3 Meter lang, 0,823 Meter breit und 0,615 Meter hoch, so daß jeder dieser Balken ein Gewicht von 86 400 Kilogrammen besitzt; die beiden Balken über dem mittleren Thorbogen der Propyläen sind 5,43 Meter lang, 1,15 Meter hoch und 0,72 Meter breit, was für jeden eine Last von 121 500 Kilogrammen oder 2430 Zentnern ergibt!

Das alte Athen schloß sich eng an den Burgfelsen an: der Hauptteil der Stadt lag auf der Nordseite der Akropolis, wo noch jetzt die winklige Altstadt sich befindet, während die prächtig angelegte Neustadt mit ihren schönen Marmorpalästen sich weiter hinaus nach Nordosten auf die unteren Abhänge des Lykabettos gezogen hat. Die Wege aus der alten tiefgelegenen Stadt hinauf zur hohen Burg führten zunächst auf den flachen Felshügel, den Areopag, „Areshügel", welcher westlich vor dem Eingange zur Akropolis liegt und die Verbindung zwischen dem Burgberge und dem Museion- und Nymphen-Hügel vermittelt. Der Areopag, der etwa 50 Meter tiefer als die Oberfläche der Akropolis liegt, und die von dort zur sogenannten Pnyx hinüberziehende Fläche scheint immer frei von Gebäuden geblieben zu sein; sie bot passenden Raum für Volksversammlungen; auf dem Areopag fand auch öffentliche Gerichtssitzung unter freiem Himmel statt, und von hier aus — unter den Augen der Athene Promachos des Phidias — redete Paulus zu dem versammelten Volke der Athener. Damals vergaßen die Athener bald die Mahnung des großen Heidenapostels; und auch später scheint das Christentum nur schwer Wurzel gefaßt zu haben in dem Zentrum des griechischen Geisteslebens: der athenische Geist war weit mehr künstlerisch und philosophisch, als religiös beanlagt, wie denn auch heutzutage der Grieche kaum innerlich berührt wird von den allerdings toten und starren Formen seiner orthodoxen Kirche. Dagegen ist nicht zu verkennen, daß das von den Türken so lange Zeiten schwer unterdrückte griechische Volk sich politisch und geistig allmählich wieder aufzurichten beginnt; nicht allein im befreiten Mutterlande, auch in den von den Türken noch beherrschten griechischen Kolonien wendet sich der Grieche von seiner Hauptbeschäftigung, dem

Handel, gern zur Pflege der Kunst und Wissenschaft. Reiche Patrioten stifteten in Athen, in Smyrna, in Konstantinopel Schulen, Bibliotheken und Museen; der Prachtbau der neuen Akademie in Athen, das neue Museum in Olympia und viele andere öffentliche Gebäude wurden von Privatleuten errichtet und dem Staate geschenkt; die einzige griechische Universität in Athen mit ihren 5000 Studenten wird fast ganz aus Stiftungen patriotischer Griechen unterhalten. Griechenland ist in aufsteigender Entwickelung begriffen, und heute schon kann der Grieche, trotz mancher üblen Eigenschaften seines Charakters, doch bereits als der Träger moderner Geisteskultur im Orient bezeichnet werden.

* * *

Nahe verbunden mit dem europäischen Griechenland war im Altertum und ist es noch heute die kleinasiatische Küste; alle die reichen Handelsplätze auf der Ostseite des ägäischen Meeres waren griechische Kolonien; hier herrschte griechisches Leben, griechische Sitte und griechische Kunst; das Meer mit seinen zahlreichen Inseln verband auf das Engste die beiden Küstenländer. Auch heute ruht der Handel in allen Hafenorten Kleinasiens, und besonders in der größten Handelsstadt, in Smyrna, vollständig in den Händen der Griechen.

Doch die buchten- und hafenreiche Küste besaß in dem asiatischen Kontinente ein ganz anderes Hinterland, als die heimischen Gestade: große geschlossene Ländermassen mit langgestreckten Gebirgen und mit weit durchziehenden Flußthälern begünstigten in Asien von jeher große, despotisch beherrschte Reiche. Wenn Athen durch seine Flotten auf kurze Zeit den persischen Einfluß von den Küsten Kleinasiens zurückdrängen konnte, so gerieten die griechischen Städte an diesen Küsten nach dem Sturze der atheuischen Macht sofort wieder in die Hand der persischen Satrapen. Zu keiner Zeit konnten sie eine selbständige politische Rolle spielen; sie waren jederzeit das, was sie heute noch sind: die emsigen Vermittler des Handels und Verkehrs zwischen dem fruchtbaren kleinasiatischen Kontinente und allen Handelsplätzen der Welt; durch den Umtausch der Landesprodukte gegen jegliche Waare bereicherten sich diese Küstenstädte: noch jetzt sieht man auf allen Straßen und Wegen aus dem Innern Kleinasiens lange Züge von Kamelen, beladen mit Getreide, Wolle, Baumwolle, Seide, Tabak, Rosinen und Wein, hinausziehen nach den Hafenplätzen; leer, doch mit vollem Beutel, oder belastet mit Kisten, die Waaren aller Art enthalten, kehren sie in das Innere des Landes zurück.

Unter den griechischen Handelsstädten der kleinasiatischen Küste war im Altertum Ephesus eine der größten und reichsten; von den Königssitzen im Innern Kleinasiens war Pergamum einer der glänzendsten. Betrachten wir die Lage dieser beiden berühmten Plätze, um aus ihr die Bedeutung zu verstehen, welche sie erlangen konnten.

Ausgangspunkt für kleinasiatische Reisen ist heutzutage Smyrna, eine Stadt von 155 000 Einwohnern, von denen fast die Hälfte Griechen sind; ganz im innersten Winkel einer der tief in das Land einschneidenden Meeresbuchten gelegen, hat Smyrna jetzt das reiche Erbe der zerstörten alten Griechenstädte der ionischen Küste an sich gezogen. Mit einer Fahrt von einigen Stunden führt uns die Eisenbahn von Smyrna nach Süden zur Ruinenstätte von Ephesus.

Das westliche Kleinasien wird durchzogen von hohen Gebirgsketten, welche einander parallel von Osten nach Westen auf die ägäische Küste zulaufen; zwischen den Gebirgen liegen weite, fruchtbare Thalebenen, die sich fortsetzen in tiefe Meeresbuchten. Besonders günstig ist es, daß diese Gebirge nahe der Küste sich verflachen; neues, vulkanisches Hügelland legt sich vor die alten Gebirge, so daß die zerschlitzte Küste mit ihren zahlreichen Halbinseln und Inseln sich auch äußerlich scharf abtrennt von dem hinterliegenden kompakten Kontinente. Die griechischen Küstenstädte der ionischen Küste konnten daher auch zu Lande leicht miteinander verkehren und Verkehrswege aus weiter fort gelegenen Thälern zu sich heranziehen. So lag auch Ephesus am Ausgange des

Kaysterthales; das fruchtbare, schöne Thal ist durch einen hohen Gebirgszug getrennt von dem südlich gelegenen, weit größeren und längeren Thale des Mäander; aber westlich vor diesem Gebirge führt eine flache Senke von Ephesus direkt hinüber nach dem unteren Mäanderthale. Aus zwei großen Thälern mündeten daher hier die Straßen an der Meeresbucht, welche gegenüber der reichen Insel Samos in die Küste einschneidet.

Schon geraume Zeit, ehe wir nach Ephesus gelangen, fahren wir in dem breiten Thale des Kayster hinab: zur Erntezeit, im Juni, sehen wir, wie auf den Feldern das Getreide ausgedroschen wird, nicht von den Menschen mit Dreschflegeln, wie bei uns, sondern ein Dutzend Pferde, die im Kreise auf improvisierter Tenne eng zusammengekoppelt herumgetrieben werden, stampfen mit ihren Hufen die Körner aus. Schwankende Kamele, in Zügen zu sechs hintereinander mit Leitseilen verbunden und von einem kleinen Esel, auf dem der Kameltreiber reitet, angeführt, tragen die strotzenden Kornsäcke die Wege hinab zur Küste; ein jedes Kamel vermag eine Last von 200—250 Kilogramm auf dem hochbepackten Sattel zu tragen. Ueber die abgeernteten Stoppelfelder, leider auch häufig über die wachsenden Saaten, fallen gierige Schwärme von Heuschrecken nieder, deren unzählige Scharen die Luft erfüllen.

Näher der Küste tritt der selbst im Sommer wasserreiche Kaysterfluß durch eine Thalenge hinaus in eine sumpfige, flache Ebene, die auf drei Seiten von nicht allzu hohen Bergen umschlossen, nach Westen dem Meere zu sich öffnet: hier liegen auf der Südseite der weiten Delta-Ebene des Flusses die Ruinen von Ephesus. Unzweifelhaft ist diese ganze niedrige Flußebene einst eine tiefe Meeresbucht gewesen, ganz ähnlich derjenigen von Smyrna; sie ist allmählich ausgefüllt worden von den Geröllen und Sanden, welche der Kayster und sein bei Ephesus von Süden her einmündender Nebenfluß aus ihren Thälern mit herabgeführt haben. Der Bucht von Smyrna würde es in nicht allzu langer Zeit ebenso ergangen sein, wenn die reiche Handelsstadt nicht vor einigen Jahren die Fluten des von Norden her in die Mitte der Bucht einfließenden Hermos-Stromes durch einen Kanal nach Westen in eine andere Meeresbucht abgeleitet hätte; schon jetzt müssen die großen Dampfschiffe ganz nahe an der Südküste der über zwei Stunden langen Bucht von Smyrna entlang fahren, um die Untiefen vor dem ausgedehnten Delta des Hermos zu umgehen. Auch in der Delta-Ebene von Ephesus erkennen wir, wie die einstige Hafenstadt gegen diese Vernichtung ihres Lebensnerven, gegen die unaufhaltsamen Naturgewalten fortdauernd angekämpft hat.

Die älteste Ansiedelung, von den Phönikiern, den seekundigen Vorgängern der Griechen begründet, lag ganz tief im Innern der einstigen Meeresbucht, im Osten der jetzigen Thalebene, um einen Hügel herum, der noch heute von einem verfallenen Kastell gekrönt wird: es war dies zu jener Zeit der günstigste Punkt für den vom Land zum Meer vermittelnden Handelsplatz, da dort die Straßen von Norden her aus dem Thale des Kayster, vom Süden her aus dem Thale des Mäander sich vereinigten und das Meer erreichten. Daher liegen hier am Fuße des Kastellhügels, weit getrennt von der jüngeren Griechenstadt, die Ruinen des einst weltberühmten Tempels der Diana von Ephesus, ein ursprünglich phönikisches Heiligtum, auf dessen Stelle die Griechen eines der schönsten Bauwerke ionischen Stiles errichteten; zur Zeit, als dieser Tempel, viermal so groß als das Parthenon in Athen, in neuer Pracht nach dem von frevelhafter Hand gelegten Brande des älteren Baues um das Jahr 300 vor Christi Geburt erstand, war von diesem Orte jedenfalls das Meer schon weit fortgedrängt durch die Anschwemmungen der Flüsse; aber der neue Tempel mußte auf der von Alters her geheiligten Stätte verbleiben.

Die Griechenstadt wurde bereits jenseits des von Süden her zufließenden Seitenflusses, ein ansehnliches Stück weiter nach Westen dem zurückweichenden Meere zu angelegt, auf zwei eng mit einander verbundenen Hügeln, die auf der Südseite der Thalebene isoliert aufsteigen; um diese beiden Hügel herum liegen die sämtlichen großen Ruinen der Stadt Ephesus, die Gymnasien und Theater, die Rennbahn, auch Tempel

und Kirchen aus römischer und byzantinischer Zeit. Auch der südlich der Ebene aufragende Bergzug, der Koressos, wurde in die wachsende Stadt einbezogen: über seine Höhe fort läuft ein noch wohl erhaltenes Stück der alten Stadtmauer; ganz vorn am nordwestlichen Abhange des Koressos springt ein Hügel in die Ebene vor, auf welchem eine Turmruine, das sogenannte Gefängnis des Paulus, steht. Westlich der beiden Stadthügel lag das Forum: bis nahe an diesen Mittelpunkt der antiken Stadt sehen wir jetzt eine sumpfige, schmale Niederung herantreten und die vor uns liegende Ebene in der Richtung nach dem in der Ferne blinkenden Meere zu durchziehen; in der sonst kahlen, steinigen Umgebung fällt uns diese Fläche sogleich auf durch ihr grünes dichtes Schilf, das den Sumpf anzeigt, und gibt sich dieselbe auch durch die geraden Linien ihrer steilen Böschungen als ein Werk menschlicher Technik zu erkennen: dies war einst zu der Zeit, als die Meeresbucht auch hier schon vom Kayster zugeschlemmt war, der innere Hafen der Stadt Ephesus, in den die Schiffe durch einen langen, noch jetzt sichtbaren Kanal vom Meere her einfuhren. Ob auch der östlich von der Stadt gelegene Artemis-Tempel durch künstliche Kanäle mit diesem Hafen der Stadt verbunden war, ist nicht mehr zu erkennen; unmöglich aber konnten Schiffe auf dem Kayster selbst verkehren, da nicht einmal die Ebene, geschweige denn das Bett des Flusses vor Verschlemmung geschützt werden konnte. Der westliche und nördliche Teil der Ebene scheint zur römischen Zeit noch fahrbare Lagune gewesen zu sein: denn nach den Berichten der alten Schriftsteller lag auf der Nordseite der Ebene ein zweiter größerer Hafen, dessen Lage uns durch ausgedehnte Sümpfe, die wir dort im nördlichen Teile der Niederung sehen, angedeutet wird.

Jetzt ist das Meer so fern gerückt von der Ruinenstadt, daß man nicht glauben sollte, auf dem Boden eines der reichsten Hafenplätze der ionischen Küste zu stehen!

* * *

Wir haben in Athen die Stätte kennen gelernt, deren günstige Lage eine reichbegabte Bürgergemeinde benutzte, um ihre Stadt zu bedeutender politischer Macht und zur schönsten Blüte der Wissenschaft und Kunst zu führen. Ephesus war wie andere griechische Städte der ionischen Küste durch seine geographische Lage ein bevorzugter Handelsplatz, dessen Bewohner den gewonnenen Reichtum anwendeten, ihre Stadt und ein altberühmtes Heiligtum mit hoher Kunst zu schmücken. In Pergamum sehen wir endlich eine stolze Königsburg der Diadochenzeit, deren ländergebietende Herrscher als asiatische Despoten mit dem Ruhm und Glanz ihrer Prachtbauten zunächst ihre eigene Person verherrlichen wollten!

Auch für die Reise nach Bergama ist Smyrna Ausgangspunkt; der Weg führt uns entweder nach Norden am Sipylus-Gebirge vorbei, durch die Thalebene des Hermos und über ein zweites Gebirge hinüber in das Thal des Kaikos — ein sehr lohnender, zweitägiger Ritt durch schöne, doch meist wüstliegende und schwachbevölkerte Gegenden. Oder wir fahren auf einem kleinen Küstendampfer von Smyrna in 10 bis 12 Stunden an den felsigen und vielbewegten Küsten nach Norden, an der großen Insel Mytilene (Lesbos) vorbei bis zu dem kleinen Hafenplatze Dikeli, von welchem Orte uns die von dem deutschen Ingenieur Humann gebaute Straße zu Wagen in 3 Stunden 30 Kilometer weit die Thalebene hinauf bis nach der heutigen Stadt Bergama leitet. Die Brücken der Straße über zufließende Seitenbäche sind bereits wieder zerstört, und zwar von den Kameltreibern, deren Interessen eine fahrbare Straße entgegensteht. Der Bau dieser Straße verschaffte Humann die Gelegenheit, die Ruinen auf der Burg von Pergamon näher zu untersuchen, wobei er fand, daß ein großer Teil der alten Kunstwerke noch erhalten und verbaut war in einer mächtigen byzantinischen Mauer oben auf der Burg; auf Kosten der preußischen Regierung hob Humann diesen Schatz, dessen Skulpturen und Inschriften jetzt im Berliner Museum ausgestellt sind; er legte nach achtjähriger, emsiger Arbeit die zahl-

reichen, ausgedehnten Bauwerke auf der Höhe der Burg frei, so daß jetzt wohl an keinem anderen Orte der antiken Welt wie hier, ein so vollständiges Bild einer mit Tempeln und Palästen bedeckten Akropole vor unseren Augen sich entfaltet.

Der Burgberg von Pergamum war wie geschaffen für die Residenz des reichen und prachtliebenden Königshauses der Attaliden, deren Schätze aus dem Erbe Alexanders des Großen herstammten. Hier münden nahe bei einander auf der Nordseite des breiten Kaikosthales zwei Flüsse, der Selinus und Ketios, deren Quellen in den hohen Gebirgen liegen, die nördlich den Horizont begrenzen; die beiden Flüsse bilden, ehe sie in die Ebene hinaustreten, zwei tiefeingeschnittene Schluchten und lassen zwischen denselben einen 300 Meter hohen Berg stehen, dessen Längsrichtung parallel den Schluchten von Nord nach Süd zieht; an drei Seiten von tiefen Thälern umgeben, ist dieser Berg auch auf der vierten, der Nordseite, von dem umliegenden Berglande getrennt durch eine tiefe Einsenkung, die dadurch entstand, daß sich die Thäler der beiden Flüsse an dieser Stelle einander näher treten, als weiter unten. Dieser Burgberg steht demnach nicht, wie die Akropolis von Athen und viele andere Burgfelsen, von allen Seiten sichtbar mitten in einer Ebene, sondern er bildet einen Teil des die Kaikos-Ebene nördlich begrenzenden Bergzuges und ist nur durch den günstigen Umstand zweier nahe bei einander mündenden Seitenflüsse aus demselben einzeln herausgeschnitten: wir erblicken daher die Burg von Pergamum, indem wir uns auf der Straße von Dikeli nähern, erst ganz zuletzt, erst nahe vor der neuen Stadt, in deren Eingang hohe dunkle Cypressen türkischer Friedhöfe das Bild des hinter dem Orte aufragenden Burgberges einrahmen. Die freundliche und behäbige Landstadt Bergama wird jetzt von etwa 18 000 Einwohnern, zur Hälfte Griechen, zur Hälfte Türken, bewohnt; sie liegt an derselben Stelle, an welcher die alte Stadt lag, nämlich am Ausgang des Selinus-Thales; doch zog sich die alte Stadt weiter am Selinus hinauf: dort sieht man noch die Ruine eines römischen Amphitheaters. Die Stadt bedeckte auch rings die vorderen Abhänge des Burgberges; auf halber Höhe desselben betreten wir die Reste eines großen Gymnasiums, auch aus römischer Zeit. Eine halbe Stunde steigen wir von der jetzigen Stadt am Berge hinauf, bis wir zu den mächtigen Umfassungsmauern auf der Höhe gelangen: innerhalb erhebt sich die Burg in mehreren Terrassen bis zum höchsten Teile derselben, bis zur eigentlichen Akropolis.

Von der ersten Terrasse, auf der eine Agora lag, führt ein schmaler Zugang auf eine zum Teil künstlich durch starke Unterbauten gestützte Terrasse am Westabhange der Burg, wo die steile Halbrundung der Bergwand geschickt benutzt ist zur Anlage eines großen Theaters: die 80 Sitzreihen desselben sind zum Teil in den Fels gehauen, zum anderen Teil aus diesem Felsgestein gebaut, nur in der Mitte deutet eine Loge aus weißem Marmor den bevorzugten Platz des Königs an. Nahe bei dem Theater steht ein griechischer Tempel, dessen ganzer Marmor-Unterbau mit den Säulen und prachtvoll ornamentierten Thürpfosten noch vollkommen gut erhalten ist. Auf der zweiten Terrasse der Burg erhebt sich der berühmte Altar des Zeus: ein quadratischer Unterbau, um dessen Seiten das große Relief mit der Darstellung der Gigantenschlacht herumlief, trug eine Säulenhalle, in deren Mitte sich der Altar befand. An Ort und Stelle steht jetzt noch der innere Kern des Unterbaues, aus dem schwarzen Trachytgestein des Berges erbaut; die Marmorbekleidung befindet sich nun, soweit sie erhalten ist, im Berliner Museum. Dieses erhabene Bauwerk griechischer Kunst, das zu den sieben Wundern der alten Welt gerechnet wurde, diesen Altar des Zeus nennt der Apostel Johannes im zweiten Kapitel der Offenbarung den „Stuhl des Satans“; diese Bezeichnung entspricht ganz dem Sinne des ältesten Christentums, dessen kraftvoller Empfindung ein jedes Heiligtum der Heiden, mochte es mit noch so hoher Kunst geschmückt sein, von vornherein als ein heidnischer Greuel, als ein Werk des Teufels erscheinen mußte.

Auf der dritten Terrasse der Burg stand ein Tempel der Athene; eine große

Säulenhalle, deren Trümmer vor uns auf dem Boden liegen, umgab die beiden inneren Seiten des Tempelbezirkes. An diese Halle schlossen sich an die Räume der weltberühmten Pergamenischen Bibliothek, welche einst den Neid der ägyptischen Könige erregte, bis sie von Antonius der Kleopatra geschenkt und nach Alexandrien übergeführt wurde. Erst mit der vierten Terrasse stehen wir auf der höchsten und größten Fläche der hohen Burg: am Westabhange liegen über gewaltigen Stützmauern die Ruinen des großen Trajans-Tempels, auf drei Seiten von Säulenhallen umgeben. Die ganze östliche Fläche wurde eingenommen von den Palastbauten der Attaliden; von diesen ausgedehnten Bauwerken sind fast nur die Fundamente erhalten: wir begegnen hier reichverzierten Mosaikböden und bemalten Mauern; Thonröhren für die Zu- und Ableitung des Wassers; in einem Kellerraume stehen noch drei mannshohe, breit ausgebauchte Thonkrüge, wohl einst mit edlem Weine gefüllt.

Wir befinden uns hier auf der höchsten Spitze des Burgberges; von der Höhe der dicken Umfassungsmauern genießen wir einer prachtvollen und umfassenden Aussicht; eine für das vordere Kleinasien äußerst charakteristische Landschaft liegt vor unseren Augen: eine breite Flußebene dehnt sich am Fuße des Berges aus — nach Westen bis zu dem in weiter Ferne kaum sichtbaren Meere, nach Osten tief in das Land hinein, zu beiden Seiten begrenzt von mäßig hohen Vorbergen, über welche im Norden und im Südosten hohe massige Gebirge aufragen. In besonders schöner Linie erhebt sich das Gebirge auf der Südseite der oberen Thalebene, von der Burg aus in ganzer Breite und Höhe sichtbar; im warmen Lichte der Abendsonne, die vom Meere her über die ganze Länge der Thalebene hinüberleuchtet, glänzt die bewegte Fläche des Gebirges in roten und violetten Tönen zu uns herüber.

Die großen fruchtbaren Landstrecken, gut bewässert durch die von den Gebirgen abströmenden Bäche und Flüsse, boten einst den unerschöpflichen Reichtum ihrer Gefilde dem kunstsinnigen Königshause der Attaliden dar, um Stadt und Burg von Pergamum mit den noch jetzt in ihren Ruinen staunenerregenden Bauten von seltener Pracht, mit Tempeln, Hallen, Altären, Denkmälern und Palästen zu schmücken.

Heutzutage sind diese schönen Provinzen Kleinasiens nur zum geringsten Teile und schlecht bebaut. Wenn wir uns umsehen in dem freundlichen Landstädtchen Bergama oder in einem anderen Orte des vorderen Kleinasiens und das Leben der Einwohner beobachten, so erkennen wir leicht, daß nicht das Volk, weder das türkische noch das griechische, an diesem Verfalle der osmanischen Provinzen schuld ist: der Türke auf dem Lande, von kräftigem, schönem Wuchse, ist ein durchaus ehrenhafter Charakter, fleißig, soweit er für sich und seine Familie zu sorgen hat. Der Grieche lebt im allgemeinen in gutem Einvernehmen mit dem Türken; der Grieche bearbeitet nicht gern das Land, er treibt vorwiegend Handel und bereichert sich auf Kosten der diesen Zweig der menschlichen Thätigkeit gänzlich mißachtenden Türken. Der Fehler liegt ganz allein in den untauglichen türkischen Beamten, er liegt vor allem in der unfähigen und ohnmächtigen Regierung in Stambul.

Der Verfall des osmanischen Reiches tritt uns daher weniger in den Provinzen, dagegen erschreckend entgegen in der Hauptstadt, in Konstantinopel. Durch die außerordentliche Gunst seiner Lage am Bosporus, mitten zwischen zwei Meeren und zwei Kontinenten, würde Konstantinopel in der Hand einer europäischen Großmacht der bedeutendste Handelshafen der Welt sein können; jetzt wird das Goldene Horn, dieser schöne, quer die hügelige Stadt durchschneidende, schmale Meeresarm, der günstigste und sicherste Hafen, kaum benutzt: die Schiffe gehen draußen auf der Rhede im Bosporus vor Anker und laden Passagiere und Waren auf Barken über. Der allerdings ganz äußerliche Umstand, daß Konstantinopel nicht einen einzigen Quai besitzt, an welchem die Dampfschiffe anlegen und ausladen könnten, kennzeichnet hinreichend die Unfähigkeit der türkischen Regierung, am modernen Staatsleben in irgend einer Richtung teilzunehmen.

Indessen so lange die Anwesenheit des Türken am Bosporus noch eine politische Notwendigkeit ist, beuten die europäischen Staaten in mehr oder weniger hohem Grade die türkischen Provinzen am Mittelmeere aus: England zieht den größten Gewinn aus dem Handel mit der Türkei und nimmt die reichste Provinz, Aegypten, unter seine Verwaltung; Frankreich hat Algier und Tunis besetzt; Spanien reflektiert auf Marokko, Italien auf Tripolis. Die deutsche Handelsflagge sieht man jetzt neben der noch immer vorwiegenden englischen in allen Häfen des Orients; der Deutsche ist nicht allein gefürchtet — die Furcht ist erste Bedingung im Verkehr mit den Orientalen — er ist auch bei Türken und Griechen gern gesehen und wird wegen seiner Wissenschaft hoch geachtet. Es würde vielleicht der beste Erfolg der deutschen Orientpolitik sein, wenn nicht nur der deutsche Handel gestützt und gestärkt wird, sondern wenn es gelänge, den Strom der deutschen Auswanderung in stärkerem Maße nach dem Orient zu lenken. Das fruchtbare und schöne, aber menschenleere Kleinasien mit einem durchaus zuträglichen Klima ausgestattet, würde ein höchst geeigneter Boden für deutsche Ackerbaukolonien sein; daß solche im Orient gedeihen können, zeigen die blühenden, schwäbischen Kolonien, welche schon jahrzehntelang in Syrien und Palästina die besten Erfolge erzielt haben.

Jedenfalls dürfen wir uns wohl der berechtigten Erwartung hingeben, daß die Macht und der Einfluß, welchen das deutsche Reich auf dem Gebiete der Politik, des Handels und der Wissenschaft im Orient heutzutage ausübt, sich immer weiter entwickeln werde, und daß auch das deutsche Vaterland in diesen von der Natur bevorzugten und reich gesegneten Ländern des Mittelmeeres zu so gesicherten Resultaten gelangen möge, wie sie die anderen europäischen Staaten bereits in vollem Maße erreicht haben.

Monatsschau.

Pragmatische Tabelle.

April.

5. Bismarck-Krisis.
15. Boulanger im Departement du Nord gewählt.

Politik.

Der abgelaufene Monat hat, wie seine Vorgänger, mancherlei Spannung und Aufregung gebracht, wenn es auch diesmal weniger einzelne Thatsachen, als dauernde Entwickelungen und Zustände waren, die eine Beruhigung der öffentlichen Stimmung durchweg nicht aufkommen ließen.

Voran unter diesen Entwickelungen steht das schwere und schmerzliche Leiden Sr. Majestät des Kaisers, der um die Mitte des Monats wieder eine denkbar schwere Krise zu überstehen hatte. An dem Tage, da wir schreiben (27.), scheint dieselbe insoweit überwunden, daß momentane Erleichterung eingetreten ist. Aber sehr weit hinaus gehen die Hoffnungen nicht mehr und die Auflösung des Körpers macht unaufhaltsame Fortschritte.

Doppelt traurig ist der Eindruck, den die von Anbeginn latente, in jüngster Zeit hoch aufgeloderte Polemik der englischen und deutschen Aerzte am Krankenbett des hohen Leidenden macht. Und es muß leider gesagt werden, wenn man die Schuld an diesen beklagenswerten Vorgängen erörtert, daß die Engländer wenig Takt und Geschick in ihrem Auftreten entwickelt haben, daß ihnen die, sonst an den Briten gerühmte Tugend der Diskretion eine unbekannte Größe ist. Von jedem Urteil über die ärztliche Behandlung selbst sehen wir an dieser Stelle ab. Da wird man verschiedener Ansicht sein können, wie es auch tüchtige Aerzte sind. Aber daß Dr. Mackenzie sich in San Remo schon mit einem Stabe jüdischer Reporter umgab und selbst den übelst berüchtigten Berliner Blättern Notizen zugehen ließ mit versteckten Spitzen gegen die Deutschen — meist überdies ungerechtfertigt optimistische — das war ebenso überflüssig von ihm, als bezeichnend für die Verjudung unserer fortschrittlichen Blätter, die stets mit einem inneren Behagen gegen ihr eigenes Vaterland Partei ergreifen. Daß Mackenzie als Leibarzt des deutschen Kaisers sich in Zeitungsstreit über die ärztliche Behandlung

einläßt, ist taktlos ohnegleichen, ganz abgesehen davon, daß die Denunzierung der ihm abträglich gesinnten Blätter als „Militärpartei“ eine Unkenntnis deutscher Zustände bekundet, wie man sie leider öfter bei den Landsleuten des Herrn Mackenzie findet. Nebenher hat er das Unglück, daß seine eigenen Landsleute Partei gegen ihn ergreifen und sogar die „Times“ sich gegen ihn ausspricht, was doch kaum Wunder nehmen kann, wenn man erwägt, daß zu allen verantwortungsvollen Momenten der Krankheit die deutschen Aerzte gerufen werden mußten, während der Engländer im Grunde mit seiner ganzen Behandlung nichts gethan hat, als die Dinge gehen lassen, wie es Gott gefiel.

Inzwischen ist dieser deutsch-englische Konflikt doch der geringere im Vergleich mit einem anderen, der leicht weltbewegende Folgen hätte haben können. Wir meinen den Plan — gleichviel wer ihn ersonnen — den ehemaligen Fürsten Alexander von Bulgarien mit der Prinzeß Viktoria von Preußen zu verloben. Fürst Bismarck hat sich früher schon einmal und hat sich jetzt wieder mit aller Entschiedenheit der Ausführung widersetzt und sogar für den Fall der Plan verwirklicht werden sollte, seine Entlassung gegeben. Und die Bestimmtheit seines Auftretens hat ihres Eindrucks nicht verfehlt. Das Projekt ist aufgeschoben, wenn auch nicht aufgehoben worden, bis zu dem Zeitpunkt vielleicht, wo die Folgen der Verbindung als politische nicht mehr anzusehen sein werden.

Was nun das öffentliche Urteil darüber betrifft, so hat ganz Deutschland, mit Ausnahme der Freisinnigen, in dieser Sache auf Seite des Kanzlers gestanden. Es ist nur allzubekannt, daß Fürst Alexander in Rußland der bestgehaßte Mann ist, und es muß leider gesagt werden, daß die Russen mit ihren Vorwürfen nicht ganz im Unrecht sind. Prinz Alexander ist seiner Zeit als russischer, vom Berliner Kongreß gebilligter Kandidat nach Sofia gegangen. Wenn er dennoch im Lauf der Jahre den Berliner Traktat durchstieß, den ostrumelischen Putsch billigte, die Selbständigkeitspolitik unter englischen Auspizien begann — so waren das alles Handlungen, die seiner übernommenen Mission ebensowohl, wie dem deutschen Interesse widersprachen. Und es bedarf nicht großer Beweise, daß die beabsichtigte Vermählung, vielleicht in naher Zukunft schon, auch Deutschland in Verwickelungen hineinziehen könnte, denen es bisher nur durch die kluge und vorsichtige Behandlung seiner auswärtigen Angelegenheiten mühsam entgangen ist.

Wenn etwas der Regierung zu sagen ist in dieser Sache, so ist es der oft und mit Recht erhobene Vorwurf, daß viele Blätter, die für offiziös gelten und es offenbar auch sind, eine Sprache geführt haben, auch den Mitgliedern des Herrscherhauses gegenüber, die nichts weniger als schön war, und daß da bis zu einem gewissen Grade Wind gesäet wird, dem die Sturmernte folgen muß. Die Zeiten wechseln und die Herrschaft der Parteien. Es können und werden Tage kommen, wo man bereuen wird Präzedenzfälle der Rücksichtslosigkeit geliefert zu haben gegen Autoritäten, die Ehrfurcht beanspruchen dürfen, auch wo ihr Handeln dem unseren entgegen ist.

Wie weit auch andere Gründe, als das Heiratsprojekt mitgewirkt haben mögen, den Reichskanzler zu einem so entschiedenen Schritt zu veranlassen, muß dahingestellt bleiben. Daß deren vorhanden sind, ist gewiß. Wäre nicht der Kaiser der kranke, sondern noch der thatkräftige Mann vergangener Jahre, so würden sich sehr bald der ideale Liberalismus, der aus seinen ersten Proklamationen sprach, und der praktische Realismus des Kanzlers als unvereinbare Gegensätze erwiesen haben. Wenn gleichwohl Fürst Bismarck bleibt, so wird er dem Leidenden Unruhe ersparen wollen, wird er es thun im Hinblick darauf, daß er sich mit dem bereits zur Mitregentschaft berufenen Kronprinzen Wilhelm stets aufs beste verständigt hat — mit einziger Ausnahme vielleicht des Urteils über Stöcker. Aber Spuren der Annäherung sind doch auch hier schon bemerkbar geworden.

Zur Parteibewegung ist zu registrieren, daß ein neuer Versuch in Gestalt eines

Preßunternehmens gemacht worden ist, die Kartellparteien zu einer Mittelpartei zu verschmelzen. Ein weitaussehendes Programm war der erwähnten Zeitschrift vorangeschickt und trug dasselbe die Namen nennenswerter Leute aus dem konservativen, freikonservativen und nationalliberalen Lager. Erfreulicherweise ist aber dieser neue Versuch derart nutzlos gewesen, daß wenige Wochen später schon sich das Kartellbündnis in ein konservativ-klerikales im preußischen Landtage bei Beratung eines sogenannten „Volksschullastengesetzes" verwandelt hat. Darob bei den Liberalen große Bestürzung. Und nicht mit Unrecht. Denn ohne Zweifel kann die Rechte sehr viel leichter ohne die anderen Kartellparteien fertig werden, als diese ohne sie. Abgesehen davon, daß verwaschene Mittelparteien an und für sich kein Glück, sondern ein Unglück sind. Haben ihre Mitglieder noch Charakter, so bricht, wie jetzt geschehen, die Partei bei der ersten Probe auseinander, oder aber die Partei erhält sich, doch dann nur auf Kosten des Charakters ihrer Mitglieder.

Das „Volksschullastengesetz", um welches der Bruch erfolgte, ist eine Maßregel, welche zunächst die Erträge der indirekten Steuern derart gerade den ärmeren Klassen wieder zuwenden soll, daß diesen in der Volksschule die direkte Abgabe des Schulgeldes völlig erlassen wird. Die Gemeinden sollen aber für den Ausfall dieser Einnahme aus Staatsmitteln entschädigt werden. In diese erste Rücksicht spielten dann freilich auch andere hinein. Der Staat will die Schule noch mehr verstaatlichen; die Ultramontanen aber wollen von einer weiteren Auslieferung der Schule an den Staat nichts wissen, vielmehr den Gemeinden so viel Rechte reservieren als möglich. Denn daß Gemeinden ultramontan sind, kommt in katholischer Gegend auch in Deutschland vor. Daß aber der ganze preußische Staat es werden könnte, ist Herrn Windthorst doch noch zu unwahrscheinlich, wenn er auch alle Ursache hat, sich über die erwünschten Anfänge zu freuen. Was nicht ist, kann werden.

* * *

Vom Auslande berichten wir heute in unserer aus äußeren Gründen überhaupt nur kurzen Monatschronik, gleichfalls nur kurz und behalten uns eine gründlichere Darstellung, besonders der Dinge in **Frankreich**, für nächsten Monat vor. Ohnehin ist dort alles in Fluß und im Augenblick nicht zu erkennen, ob Boulanger, der Held des Tages und nunmehr Abgeordneter des Norddepartements, vorwärts kommen wird auf dem Wege der Macht, oder ob die Republik Energie genug entwickeln wird, den aufstrebenden Diktator niederzuhalten. Einstweilen hat Boulanger wirklich hinter sich nur Pöbelhaufen. Sein Anhang in der Kammer ist klein, sein militärischer Anhang scheint eben so gering, der energische Kommandant von Paris ist sein persönlicher Gegner, sein politisches Programm besteht aus banalen Redensarten — Auflösung und Revision — was später werden soll, ist in Dunkel gehüllt. Zu gut kommt freilich seinen Wühlereien der Umstand, daß man des Parlamentarismus gründlich überdrüssig ist und daß Floquet einen Zivilisten zum Kriegsminister gemacht hat, und zwar einen solchen, der seine Unfähigkeit bereits durch Thaten bewiesen hat. Zu Hilfe kommt ihm ferner, daß das Ministerium einschließlich Floquet radikal ist und daß ebenso er und seine Freunde ihrerseits radikal sind, einschließlich des Polizeipräfekten von Paris. Es ist aber eine alte bedenkliche Erfahrung, daß eine Krähe der andern die Augen nicht aushackt.

Im **Orient** setzt Rußland seine revolutionären Umtriebe fort und hat es nicht nur in Serbien und Bulgarien, sondern jetzt auch in Rumänien zu Bauernaufständen gebracht. Die Regierungen haben Mühe, mit den Aufrührern fertig zu werden, und ein Ende der Wirren ist deshalb nicht abzusehen, weil „der Rubel auf Reisen" ist und die nötigen Bestechungssummen, ein für allemal ausgeworfen, jahraus jahrein gezahlt und immer Leute dafür gefunden werden, die für Geld und gute Worte zugänglich und bereit sind, alles zu verraten und aufzuwiegeln, was sich irgend verraten und aufwiegeln läßt.

Italien zieht seine Truppen aus Afrika endgültig zurück, nachdem es in Saati auf dem Felde der großen Niederlage, ein für Abessinier uneinnehmbares Fort errichtet und durch Eisenbahn mit Massauah verbunden hat. Hätte man von vornherein erklärt, nichts anderes zu wollen, als dies, so wäre aller Kritik der Boden entzogen. Jetzt erinnert der „Feldzug" doch etwas an das „parturiunt montes". Mit einem Aufwande von ungeheuren Kosten ist wenig oder gar nichts erreicht worden. Und die Italiener haben sich einmal mehr in ihrer Geschichte als dürftige Soldaten erwiesen. Ein kühner Streifzug hätte ihnen so wohl gelingen können, wie vormals den Engländern unter Napier der von vollem Erfolg gekrönte Vormarsch auf Magdala.

Glücklicher sind wir Deutschen in Afrika gewesen. Der Nachfolger des verstorbenen Sultans von Zanzibar hat endlich der Ostafrikanischen Gesellschaft die längstgewünschte Küste zugestanden und damit auch die Häfen, die noch fehlen, um das Festland wirklich im Landesinteresse nutzbar zu machen.

In der **Schweiz** hat die revolutionäre Sozialdemokratie einen bösen Stoß bekommen. Die Bundesregierung schreitet gegen die unbequemen Gäste ein und hat dem „Sozialdemokrat", dem „roten Teufel" und ähnlichen liebenswürdigen Preßerzeugnissen das Forterscheinen in Zürich unmöglich gemacht. Die Redakteure sind nun ratlos und wissen nicht wohin. Ironie des Schicksals: Kein Land der Welt will die Weltbeglücker in seinen Grenzen haben!

Wirtschaftspolitik.

Die großen Ueberschwemmungen in Nord- und Ostdeutschland sowie die Gefahren, in denen auch große Teile Süd- und Westdeutschlands in dieser Hinsicht schwebten, wenn dieselben auch hier glücklich vorübergegangen sind, bilden in finanzieller Beziehung einen eigentümlichen und sehr beachtenswerten Kommentar zu den Behauptungen, daß der deutsche Kapitalreichtum und die deutsche Kapitalaufhäufung so stark sei, daß die Ausfuhr von Kapital unumgänglich geworden sei. Wir haben, wie man weiß, diese Behauptung von jeher unmittelbar und mittelbar bekämpft. Wir sind der entschiedenen Meinung, daß jene Behauptung nicht den mindesten beweiskräftigen Hintergrund hat. Wir geben zu, daß es nützlich sein kann, einen Teil des in einem Lande vorhandenen Kapitals zu exportieren, um auch im Auslande Anlagen, welche der heimischen Wirtschaftlichkeit dienen können, zu besitzen. Aber jene Behauptung und der thatsächliche Gang, den sie begründen soll, geht viel weiter. Man exportiert Kapital auf Kosten der eigenen Wirtschaftlichkeit und auf Kosten der Erhaltung jener Grundlagen, aus denen nicht nur die Möglichkeit, Kapital zu bilden, sondern die Erhaltung der nationalen Kraft überhaupt hervorgeht; man macht das Kapital, das in großem Umfange noch im Land festgelegt werden könnte und sollte, flüssig durch die „Konversionen," indem man den unmittelbaren Ertrag der einheimischen Kapitalanlagen auf künstliche und gewaltsame Weise unzulänglich macht und dadurch die Kapitalisten gewissermaßen nötigt, für jene Unzulänglichkeit durch Kapitalexport einen Ausgleich zu suchen selbst auf die Gefahr hin, den Besitz selbst zu gefährden und zu verlieren. Und man kommt auf diese Weise zu Vernachlässigungen bringendster wirtschaftlicher Aufgaben, welche bei einem Kapitalreichtum, der gestattet, jährlich viele Hunderte von Millionen Kapitals in das Ausland abzuführen, auf keinen Fall vorkommen dürften.

Im Angesicht dieses bedauerlichen Widerspruchs ist eine Verwahrung gegen die überhandnehmenden Konversionsbemühungen dringend geboten. Staat und Gemeinden sollten, wie wir wiederholt aussprechen, anstatt die älteren Anleihen zu konvertieren,

dieselben ganz unberührt lassen. Es ist eine geradezu unheilvolle Einbildung, zu glauben, daß dadurch die „Steuerzahler" eine Erleichterung hätten; und die Vorspiegelung, daß man diesen „Steuerzahlern" nicht zumuten dürfe, die höheren Zinsen zu zahlen, wo man billiges Kapital erlangen könne, ist eine der kläglichsten, welche sich finden läßt. Schon thatsächlich ergibt sich aus den Konversionen keine Erleichterung für die Steuerzahler. Aber es ist auch ganz einerlei, ob der einzelne etwas mehr oder weniger Steuern zahlt, wenn er nur sein leidliches Auskommen durch den Erwerb findet. Das Kapital ist aber in der modernen Wirtschaftlichkeit die Grundlage des Erwerbes. Was kann aber eine unbedeutende Steuererleichterung, welche man vielleicht durch eine Konversion ermöglicht, nützen, wenn eben hiermit durch Vertreibung des Kapitals aus dem Lande und durch die also im Auslande gegen uns hergestellte Produktionskonkurrenz den Steuerzahlern Erwerbsmöglichkeit und Erwerbsertrag um vielleicht das Zehnfache der erlassenen Steuer gekürzt wird. Halte man also — wir wiederholen es — das Kapital im Lande, indem man das Konversions-, bez. Zinsherabsetzungssystem aufgibt und dafür einen Ausgleich sucht in der Neuheranziehung des Kapitals zu produktiven und konservierenden Gemeinanlagen zu dem niedrigen gegenwärtigen Zinsfuß. Man gewinnt dann den Vorteil der Konversionen doch, indem man die Mittel, bez. das Kapital, das man neu aufnimmt, billiger erhält, und insbesondere indem man die Steuer- und überhaupt die Leistungskraft der Bevölkerung nicht mindert, sondern steigert. Jetzt sind die zwanzig oder dreißig Millionen Mark für die Wiederherstellung des in den Ueberschwemmungsgebieten geschehenen Schadens nicht produktiv, sie werden eine neue Last für die Steuerzahler, weil sie dienen müssen, etwas, was schon erworben und vorhanden war, nur notdürftig wieder herzustellen, während derselbe Betrag, rechtzeitig angewandt, thatsächlich die Leistungsfähigkeit der betreffenden Gebiete gehoben hätte. Und das entsprechende Kapital hätte nicht nach dem Ausland wandern können; es hätte also auch nicht gedient, wie es thatsächlich der Fall ist, auch gegen die von den Ueberschwemmungen betroffenen Gebiete Konkurrenz zu schaffen und zu steigern.

Wir verkennen nicht die Bedenklichkeit des Weges, durch eigene Anleihen von seiten der einheimischen Staaten und Gemeinden die übermäßige und für die Zukunft der einheimischen Produktion hochgefährliche Kapitalausfuhr zu bekämpfen. Aber es gibt im modernen Wirtschafts- und Verschuldungssystem gar keinen anderen Weg mehr; es ist sogar nach Maßgabe der bestehenden Verhältnisse und unter den einmal vorherrschenden wirtschaftlichen Anschauungen gar kein anderer Weg zur Mäßigung und endlichen Ueberwindung jenes Wirtschaftssystems gegeben. Denn für die finanziellen und damit für die politischen Verhältnisse der Staaten ergibt sich die Hauptgefahr ihrer Unterwerfung unter den internationalen Kapitalismus und der Zerrüttung durch denselben aus der maßlosen Zunahme der Verschuldung zu unproduktiven Zwecken, ergänzt durch die Uebernahme von Risiko zu gunsten des Kapitalismus für dessen Spekulationen. Diesem System fehlte in den meisten Ländern das entsprechende und wirksame Gegengewicht. In Frankreich z. B. hat der Staat das im Lande erworbene Kapital auf dem Wege der Staatsverschuldung an sich gezogen, und zwar fast ausschließlich für unproduktive oder wenigstens für Zwecke, welche ihm selbst keinen Ertrag, sondern nur etwa noch Lasten bringen mußten. Man hat vergessen, das hier notwendige Gegengewicht zu bilden, indem man wenigstens im gleichen Kapitalwert produktive Anlagen schuf, welche ohne Belastung der Bevölkerung die Mittel des Staats für jene Leistungen kräftigten; das Manchestertum bezeichnet sogar die Herstellung eines solchen Gegengewichts — allerdings ohne den mindesten Beweis und geschlagen durch den Erfolg — als gefährlich für Staat und Staatsangehörige. Man hat daher nicht nur maßlos Anleihen gemacht für unproduktive Zwecke, sondern man hat auch bei produktiven Einrichtungen, indem man dieselben, wie die Eisenbahnen, der Privatspekulation überließ, durch Zinsengarantie ohne die mindeste Gewähr, daß das verwandte Kapital sparsam

und zweckmäßig verwandt, und daß der Betrieb sparsam und nationalökonomisch eingerichtet werde, den Staat mit dem Risiko der Unternehmungen belastet; und zum Schluß hat man auf diesem Boden Eisenbahnen gebaut mit dem Bewußtsein, daß dieselben ebenfalls die Staatslast nur erhöhen würden, und immer mit dem zwar verschwiegenen aber deshalb doch sicheren Ziel, diese Anlagen nach der Vollendung ebenfalls unter einem Milliardengeschenk an den Kapitalismus auszuliefern.

Solche Voraussetzungen müssen jeden Staat dahinführen, daß er herabsinkt zum bloßen Spielball der Interessen der Habgier, und daß das Volk einem jeden, der nur Aenderung der bestehenden Verhältnisse in der Ferne erscheinen läßt, nachläuft. Die unmittelbaren Staatslasten der einzelnen haben sich in Folge dessen in Frankreich mehr als vervierfacht und betragen mehr als vierhundert Franken auf eine Familie; hierzu kommen die direkten Leistungen an das Kapital, da die hypothekarische und die damit zusammenhängende schwebende Verschuldung des Besitzes auf zwanzig bis fünfundzwanzig Milliarden geschätzt wird. Aber daneben besteht noch die mit dem Besitz nicht, wohl aber mit dem Erwerb, insbesondere in Verbindung mit dem erzwungenen Kredit der arbeitenden Bevölkerung im engsten Zusammenhang stehende Verschuldung, durch welche ein noch weit höherer Leistungsdruck auf die Bevölkerung als durch die Besitzverschuldung geübt wird.

Es liegt auf der Hand, daß die Maßnahmen auf dem Zollgebiet, wodurch die Republik trotz des bei ihr herrschenden Manchestertums immer umfassender in den schutzzöllnerischen Bereich zurückkehrt, weder dem Besitz, noch dem Erwerb wieder die erwünschte Gedeihlichkeit gewähren können. Man trifft die Maßregeln, welche zum Teil schon in Wirksamkeit sind, zum Teil soeben durch die Beratung der gesetzgebenden Körper laufen, weil man wenigstens so thun muß, als wolle man etwas für die Produktion leisten, wie denn auch die Haltung der französischen Regierung bei der Frage der Aufhebung der Zucker-Exportprämien bezeichnend ist, da nun einmal in den Kreisen der Produktion der verhängnisvolle Irrtum, daß durch Exportprämien irgend ein wirtschaftlicher Nutzen und nicht vielmehr der ärgste Schaden verursacht werde, herrscht. Inzwischen geht aber im Lande selbst die wirtschaftspolitische Bewegung, welche man aber nicht Schutzzoll- sondern kurzweg Schutzbewegung nennen muß, immer tiefer und zeigt sich insbesondere auch in der Auflehnung der einheimischen Arbeiter gegen die Beschäftigung fremder, die schon mehrfach den Ansatz zu gewaltsamer Austreibung genommen hat.

Man darf sich nicht wundern, daß sich dergleichen in Frankreich ereignet. Hier hat die Freihandelsrichtung doch eigentlich immer nur einen weniger tiefen Gang gehabt und ist immer auf starken Widerstand in den tieferen gewerblichen Schichten gestoßen. In England aber, wo der Freihandel in der Volksanschauung wirklich herrschend geworden war und wo es wirklich zum Dogma werden wollte, daß das Wohlsein des Volkes im Lande auf ausländischen Boden gebaut werden könne, ist nun die Schutzzollbewegung, nach dem Zeugnis der Vertreter des Manchestertums selbst, zum offenen und unverholenen Durchbruch gekommen — und zwar an maßgebender Stelle und aus dem Freihändlertum heraus. Die Manchesterpresse erhebt gegen den Finanzminister Göschen, welcher selbst liberaler Manchestermann ist und dem Tory-Ministerium nur angehört, weil er in der irischen Frage mit seiner Partei zerfallen ist, den Vorwurf, daß er durch seinen diesjährigen Voranschlag für den Staatshaushalt „prinzipiell" mit dem Freihandel gebrochen habe und zum Schutzzoll zurückgekehrt sei, indem er den Zoll auf Flaschenweine so gesteigert habe, daß die Einführung solcher nach England ganz unmöglich geworden; und daß er durch seinen Zuweis von Staatsmitteln an die Grafschaften zur Bestreitung der Armenlast den „Agrariern" ein Geschenk gemacht habe.

Dem unbefangenen Urteil kann freilich die Wichtigkeit des Vorganges ebensowenig entgehen als den Vertretern des Manchestertums. Allein die Wichtigkeit zeigt sich doch

in anderer Weise, als sie jene hervorzuheben suchen. Die Herstellung von Flaschenweinen ist in England, wie man weiß, keine Sache der Produktion, da in England selbst kein Wein gebaut wird; es kann sich also auch bei Erhöhung des Flaschenweinzolles gar nicht um einen Schutzzoll für die Produktion handeln; wie denn auch die Einfuhr von Faßwein hinsichtlich der Zollerhöhung unberührt geblieben ist. Nur indirekt könnte die englische Glasfabrikation durch die Maßnahme einigen Vorteil genießen. Es kann also nur auf den Schutz des englischen Zwischengeschäfts, also des Handels, in dessen Interesse doch das Freihandelssystem zum herrschenden gemacht worden ist, und der kolonialen Produktion abgesehen sein, da das englische Kapital in den Kolonien und den hinsichtlich der Abhängigkeit vom englischen Kapital diesen gleichstehenden Ländern vielfach auch bei der Anlage kapitalistisch betriebenen Weinbaus beteiligt ist, aber die betreffenden Weine trotz aller Reklame in England nicht zum genügenden Konsum bringen kann, da sie mit den alten europäischen Weinen trotz vielfacher Verfälschung derselben keinen Vergleich aushalten können. Es gilt also durch Verteuerung dieser Weine, bei denen die Versendbarkeit ohne Schädigung der Güte derselben vielfach nur in Flaschen thunlich ist, deren Verbrauch auf einen engeren Kreis zu beschränken, und diejenigen Kreise, welche die nun auf doppelten Verkaufspreis gesetzten alten Weine nicht mehr bezahlen können, zu nötigen, die außereuropäischen Kolonialweine zu trinken. Für uns ist daher der Vorgang in seiner doppelten Erscheinung — einmal an sich, sodann durch den Schatten, den er in der Beurteilung der Freihandelsvertreter wirft —, doppelt interessant, sowohl wegen des Ergebnisses, zu dem der Freihandel mit seinem angeblich individualistischen Inhalt gelangen muß, und daß er in seinem Stammland bereits dahin gelangt ist, seine innere Lügenhaftigkeit zu offenbaren, als darin, daß die Manchesterpresse bei uns ihre Waffe des Hinweises auf England nun eingestandenermaßen vollständig verloren hat.

Hinsichtlich der Ueberweisung von Staatsfonds an die englischen Grafschaften zur Erleichterung ihrer Armenlast, wodurch den „Agrariern" ein Staatsgeschenk gemacht worden sein soll, muß man von vornherein auf eine unbefangene Beurteilung der landwirtschaftlichen Verhältnisse von seiten des Manchestertums verzichten. Jedermann weiß, daß bei der englischen und gesamten großbritannischen Landwirtschaft von agrarischen Interessen gar nicht mehr die Rede sein kann; höchstens auf irischem Boden ist dies einigermaßen der Fall, und hier erscheinen dieselben bereits im revolutionären Lager. Die alten englischen Landlords würden das Opfer an Selbstverwaltung, das von den heutigen kapitalistischen Grundeigentümern gegen jenen Staatszuschuß in der Lokalverwaltungsbill gefordert wird, auch nicht gebracht haben. Der Staatszuschuß für die Grafschaften und auch die Lokalverwaltungsbill bezeichnen daher nur das Zugeständnis im reichsten Lande der Erde, daß es von sich aus seine Aufgaben gegen die Bevölkerung nicht mehr zu erfüllen vermag. Die Landwirtschaft, welche schon lange außerhalb der Möglichkeit steht, die Bevölkerung zu ernähren, ist bereits nicht mehr fähig, sich selbst zu erhalten, obgleich die Zahl der Bevölkerung, welche noch unmittelbar auf den landwirtschaftlichen Betrieb angewiesen ist, auf wenige Prozente der Bevölkerung herabgedrückt wurde. Dies ist einfach eine Folge des Umstandes, daß der landwirtschaftliche Grundbesitz nicht nur größtenteils den alten Besitzern, sondern auch seiner Bestimmung entzogen und dadurch ertragslos geworden ist. Nicht dem Einfluß der „Agrarier," (bei welcher Bezeichnung doch die praktischen Landwirte Voraussetzung sind) entsprang die finanzielle Zuweisung aus der Staatskasse an die Grafschaften zur Bestreitung der Armenlast, sondern dem Einfluß der grundbesitzenden Kapitalisten, welche von ihren Sommersitzen, deren landwirtschaftlicher Boden in Parks und Jagdgründe umgewandelt ist und daher nicht nur keinen nennenswerten Ertrag mehr gibt, sondern sogar noch Kosten verursacht, und welche außerdem nicht den geringsten nationalen oder örtlichen Zusammenhang der infolge des Systems verarmten ländlichen Bevölkerung empfinden, ist jene Zuweisung zuzuschreiben; denn sie sträuben sich mit dem Hinweis

auf die Ertragslosigkeit und Kostspieligkeit ihres Landbesitzes, noch über denselben und dessen Pflege für den Luxus hinaus soziale Aufwendungen zu machen; und die Reste von wirklichem Agrariertum sind für solche Aufwendungen nicht mehr im stande.

Also auch nach dieser Seite hin ist es nicht eigentlich die Produktion, welche durch die vom Manchestertum allerdings mit gutem Grund angegriffenen Vorschläge des englischen Finanzministers geschützt und begünstigt werden soll, sondern nur das kapitalistische Zwischen-Interesse, wobei schon die Möglichkeit oder der Schein, daß daraus für die Produktion insbesondere die landwirtschaftliche, möglicherweise einiger Vorteil erwachsen könne, die volle Wut der manchesterlich-demagogischen Parteigängerschaft zum Ausbruch kommen läßt.

Indes kommen auch anderwärts Symptome, worüber sie besorgt sein könnte, zum Vorschein; und da ist die Beflissenheit, womit man dieselben als Ausflüsse politischen Treibens angeben möchte, ebenfalls nicht wenig bezeichnend. Wir können natürlich nicht wissen, ob Rußland bei den Bauernunruhen in Rumänien nicht etwa seine Hand im Spiele hat; und wir wollen nicht bestreiten, daß möglicherweise die russischen Politiker es für zeitgemäß halten, in den Donauländern Vorwände zum Einschreiten zu schaffen. Aber sicher ist, daß die Bauern selbst ihre Bewegung mit ihrer Not entschuldigen und daß in Distrikten, wo die Regierungsorgane Getreide an die Aufgeregten abgaben, die Ruhe sofort zurückkehrte. Rumänien gehört zu den verschuldeten Ländern und kann fast nur landwirtschaftliche Erzeugnisse zur Deckung seiner Zinsen verwenden; mit der staatlichen Verschuldung geht hier eine noch ärgere und fast schon unergründliche des Einzelbesitzes Hand in Hand. Ein großer Teil des Ernteertrages ist dort ganz regelmäßig gewöhnlich schon auf dem Halm verkauft; ein anderer Teil muß zur Bestreitung der Zinsen und Kosten unmittelbar nach der Ernte verkauft werden; und die Händler sind aufs äußerste besorgt, möglichst viel davon außer Landes zu schaffen, womit die Agitation für Lagerhauserrichtungen in den „sicheren" Ländern sehr stark zusammenhängt. Nicht wenige der Bauern können bei ihren Herbstverkäufen wegen der Niedrigkeit der Preise bereits keine Rücksicht mehr auf ihren eigenen Jahresbedarf und ihre Frühjahrsleistungen nehmen; und jetzt, wo das Frühjahr da ist, haben sie kein Brot mehr; bis zur Ernte vergehen noch Monate; von den Gläubigern aber und für die Steuern wird Geld verlangt. Man wird nicht leugnen wollen, daß damit selbst in dem konservativsten und genügsamsten Stande, den es gibt, ein sehr fruchtbarer Boden für politische Agitationen geschaffen werden kann. Es würde für die politische Ruhe Europas aus vielen Gründen von hohem Wert sein, wenn in diesen Ländern der Kapitalismus genötigt würde, einige Pflöcke zurückzustecken. In Serbien scheint sich etwas Aehnliches vollzogen zu haben, indem die österreichische Länderbank, welche dieses Land vollständig unter Tribut hat, durch eine ebenfalls sehr drohende Bewegung im Lande genötigt worden ist, zunächst hinsichtlich des Tabakmonopols und des Tabakbaues Zugeständnisse an das Land zu machen.

Es ist nicht möglich, die Menge und den Umfang der gegenwärtig hervorbrechenden und Anerkennung fordernden Schutzbewegungen durch Aufzählung auch nur annähernd vor Augen zu führen. Freilich wird man sich hüten müssen, von ihnen einen allzugroßen Erfolg oder Fortschritt zu erwarten. Es fehlt ihren Trägern meist die Erkenntnis und Folgerichtigkeit. Dies zeigt sich z. B. auch daran, daß jetzt selbst in England, wie zuvor schon in Frankreich, wiederholt vorgeschlagen wird, die Einwanderung fremder Arbeiter zu verbieten. So sehr diese Arbeiter einem Druck hinsichtlich des Lohnes nachgiebiger sein werden, als die einheimischen, und so oft es vorkommen mag, daß dieselben schlechter bezahlt werden als diese, so klar ist es doch, daß sie schon wegen ihrer verhältnismäßig kleinen Anzahl keinen entscheidenden Einfluß auf den Lohn und die soziale Frage der Gesamtarbeiterschaft ausüben können.

Diese Unklarheit zeigt sich auch da, wo maßgebend über wirtschaftliche Fragen verhandelt wird. Die Botschaft des Präsidenten Cleveland setzt den Kongreß und die

öffentliche Debatte noch immer in stärkste Bewegung, aber die praktischen Vorschläge erheben sich nicht über den des Präsidenten selbst: Aufhebung des Wollzolles; dagegen will man nun für Getreide eine Ausfuhrprämie bewilligen und es soll die Einfuhr von Schweinen aus Deutschland und Frankreich verboten werden!

In Deutschland und England gründet und emittiert man aber wie nur je in den Gründerjahren.

Kirche.

Fast wird man es überdrüssig, immer wieder von vergeblichen Versuchen zu berichten, die gemacht werden, um das im Ueberfluß vorhandene Wohlwollen der königlichen Regierung und der Parteien für die evangelische Kirche zu irgend einem praktischen Resultate zu führen. Allein was ist zu machen? Das Wohlwollen wird immer wieder versichert, folglich muß es doch vorhanden sein; wie deshalb unsere Freunde in den Parlamenten nicht ermüden in den Versuchen, diesem Stein einen Funken zu entlocken, so wollen wir auch nicht ermüden, unseren Lesern darüber Bericht zu erstatten. Ein solcher wurde gemacht gelegentlich der Budgetverhandlungen im Abgeordnetenhause im Februar und März, wo — wie wir früher berichtet — von der Regierung 740 000 Mark für Aufbesserung der Pfarrgehälter beider Konfessionen und 140 000 Mark für Errichtung von Vikariatsstellen in der evangelischen Landeskirche in den Etat gesetzt waren. Bei der Gelegenheit brachte Herr von Hammerstein eine neue ganz konkrete Form seiner alten Forderungen als Antrag ein, dieselben wurden aber in einem Strom von Wohlwollen, der sich in den liberalen und freikonservativen Reden ergoß, fortgeschwemmt, statt dessen die 740 000 Mark bewilligt, und nur der Antrag der liberalen Partei dazu angenommen, nach dem die Regierung aufgefordert wird, dem nächsten Staatshaushaltsetat wieder noch etwas mehr Geld für diese Posten anzusetzen.

Herr von Hammerstein gab darauf in einem Begrüßungstelegramm an die kirchliche Versammlung zu Essen (am 7. März) der Lage den bezeichnenden Ausdruck: „Unsere gute Sache macht nur langsam Fortschritte". Aber er fügte die Ermunterung hinzu: „Der Sieg wird nicht fehlen, wenn die wackeren Vorkämpfer in Rheinland und Westfalen den Mut und die Ausdauer wie bisher bewahren, wir thun es auch." — Ein Fortschritt ist es ja allerdings, daß dergleichen Posten jetzt überhaupt in den Etat kommen, ein Fortschritt auch, daß die nationalliberale Fraktion solche Anträge stellt. Aber es ist doch sehr gut, daß die eigentlichen Forderungen der Kirche darüber nicht vergessen und an den letzteren die ersteren immer wieder gemessen werden. Es ist dies auch in recht erfreulicher Weise von allen positiv-kirchlichen Organen ziemlich übereinstimmend geschehen. Ebenso hat die genannte Konferenz in Essen sicher bestimmt ihre Meinung ausgesprochen. Wenn von derselben nicht mehr die Rede gewesen ist als geschehen, so lag das an dem Umstand, daß mitten in die Versammlung die ersten Nachrichten über den Ernst der Krankheit Kaiser Wilhelms fielen, unter deren Zeichen dann die kommenden Wochen überhaupt gestanden haben.

Der Regierungswechsel hat auch auf kirchlichem Gebiete zu allerhand unerfreulichen Preßerörterungen geführt. Es war die sogenannte freisinnige Partei, die diesen Namen mit demselben Rechte trägt wie der Kampf gegen das positive Christentum mit unter dem Namen Kulturkampf befaßt wurde, — welche sich an das neue Kaiserpaar heranzudrängen suchte und auch sofort die Gelegenheit benutzte, daß der Potsdamer Hofprediger Strauß starb, um — und zwar in den Spalten des Organs für die Interessen des Judentums, das sich Berliner Tageblatt nennt — den Wunsch auszusprechen, daß nun ein Protestantenvereinler ihm zum Nachfolger gegeben würde. Stöcker sollte natürlich sofort entfernt werden. Letzteres ist noch nicht geschehen, ob ersteres eintreten wird, steht dahin.

In Berlin treffen die Leiter kirchlicher Parteien schon ihre Vorbereitungen für die im Herbst wieder bevorstehenden Wahlen zu den kirchlichen Gemeindeorganen. Die Liberalen blasen die Friedensschalmeien und beklagen die Kirchennot, welche zu beseitigen aber gerade in ihrer Macht stünde, wenn sie nicht auf der Stadtsynode Bedingungen an die Bewilligungen zur Begründung neuer Parochien knüpften, welche das Kirchenregiment nicht annehmen kann. Kürzlich haben nun auch die Positiven vorbereitende Schritte gethan, um eine zentrale Organisation für die kirchlichen Wahlen zu schaffen. Aber kaum waren die vertraulichen gedruckten Aufforderungen dazu ausgegangen, als der ganze Plan öffentlich in der Presse besprochen und auf das entschiedenste bekämpft wurde. Es geschah das aber nicht etwa in der gegnerischen Presse, wie man denken sollte, sondern der Evangelisch-kirchliche Anzeiger des Prediger Hülle war es, der diesem „Stöckerschen" Unternehmen sich widersetzte, unter dem Vorgeben, es würde auf diese Weise die Politik in die kirchlichen Angelegenheiten gemischt. Daran knüpfte sich eine höchst unerquickliche Polemik zwischen dem Anzeiger und dem „Deutschen Volksblatt", dem Organ der Christlich-Sozialen. Es trägt nicht dazu bei, in den Provinzen die Lust zu erwecken, für die Berliner kirchlichen Zustände sich zu interessieren, wenn man unaufhörlich von diesen geistlichen Fehden hört, welche zwischen den Gläubigen dort aufgeführt werden. Kaum ein Jahr geht vorüber, in dem sich nicht irgend etwas von einander abzweigt, loshängt u. dgl. Die Herren Führer dürften in diesem Punkte noch manches zu lernen haben. „Die Sach' und Ehr', Herr Jesu Christ" u. s. w. u. s. w.

Von den Protestantenvereinlern ist noch der weitere Verlauf der Angelegenheit des Katechismus von Dr. Schramm in Bremen nachzutragen. Ueber einzelne Ausdrücke in diesem „Leitfaden für den Konfirmandenunterricht" hatten sich 22 Geistliche beim Senat in Bremen beschwert. Herr Schramm hat nun eine Erklärung abgegeben, daß er eine Aenderung in diesem Leitfaden nicht auf grund jener Beschwerde oder etwa einer obrigkeitlichen Aufforderung vorgenommen habe, sondern lediglich auf Anregung eines liberalen Kollegen, der ihn gebeten habe, Anstöße zu vermeiden. Er hatte die Anbetung Christi für „Götzendienst" erklärt, und um also nicht anstößig zu sein, hat er daraus „Menschenvergötterung" gemacht. Diese Aenderung hätte er sich sparen können, aber der Senat hat sich doch dadurch bewogen gefühlt, den 22 Beschwerdeführern zu erklären, Schramm habe ja seine friedliebende Gesinnung durch jene Wortvertauschung gezeigt und es könne damit die Sache ihr Bewenden haben. Schöne Christen, diese Herren vom Senat! — und ein angenehmer summus episcopus das für die evangelische Landeskirche Bremens.

Aus der deutschen Heimat haben wir nur noch über eine Angelegenheit zu berichten, welche die christlichen Kreise von Schleswig-Holstein sehr betrübt hat, das ist die abweisende Antwort des Kultusministers in Bezug auf das Martineum in Breklum. Die Christen jener beiden Provinzen hatten in Breklum, wo unter des rührigen Pastor Jensen Leitung allerlei christliche Anstalten entstanden sind, u. a. auch eine eigene Missionsanstalt, — ein christliches Gymnasium gegründet. Jetzt nun, wo dies bisherige Progymnasium höher hinauf geführt werden sollte, hatte man um die staatliche Berechtigung für die Prüfungen, auch für Ausstellung von Zeugnissen für den Einjährigen-Freiwilligendienst nachgesucht. Allein wiederholt hat der Minister dieselbe abgelehnt; wie im April 1886, so jetzt wieder im Februar d. J. Es kann danach die Regierung „ein Bedürfnis nach dem Bestehen einer progymnasialen oder gymnasialen Anstalt mit staatlichen Berechtigungen in Breklum nach den Unterrichtsverhältnissen der dortigen Provinz" nicht anerkannt werden. Deshalb erklärt sich der Minister „nicht in der Lage, für die gedachte Privatschule das Recht zur Ausstellung von Befähigungszeugnissen ꝛc. zu erwirken." Wir verstehen die Begründung dieses „deshalb" nicht. Denn wenn die Schule wirklich existiert und existieren kann, so wird doch wohl ein vorhandenes Bedürfnis durch sie befriedigt werden. Aber wenn auch die Regierung das nicht anerkennt, so scheint uns die Erteilung von derartigen Berechtigungen doch

mehr von den Leistungen der Schule abzuhängen als von der Frage, ob das Bedürfnis, dem sie augenscheinlich dient, auf einer Gefühlsverirrung beruht; denn nur so etwa kann die Regierung das Aufblühen der Schule erklären. Nun sagen aber die Breklumer ganz richtig: nicht die mangelnde Befriedigung der Unterrichtsbedürfnisse veranlassen uns zu unserem Unternehmen, sondern die Erziehungsverhältnisse auf den staatlichen Gymnasien. Die Begründung des ministerialen Erlasses ist uns von Anfang an nur erklärlich gewesen aus irgend welchen persönlichen Widerwilligkeiten in den Zwischeninstanzen. Daß von einer Opposition gegen die christlichen Bestrebungen der Breklumer an sich bei dem Bescheide nicht geredet werden kann, geht daraus hervor, daß dem Komitee empfohlen wird, anstatt mit einem selbständigen Gymnasium lieber mit der Gründung von Alumnaten an Gymnasien kleiner Städte vorzugehen, — „in welchen die Söhne auswärtiger Eltern Obhut und Pflege in christlichem Sinn fänden. Unzweifelhaft würden viele Eltern von einer solchen Einrichtung mit lebhaftem Dank für ihre Söhne Gebrauch machen. Ich füge hinzu, daß bereits in der Rheinprovinz von kirchlich gesinnten Männern ein Verein begründet ist, der zunächst in Fild bei Mörs in Anlehnung an das dortige Gymnasium ein evangelisches Alumnat begründet hat und in gleichem Sinn auch noch an anderen Orten vorzugehen gedenkt. Solchen Bestrebungen wird meinerseits jede thunliche Förderung zuteil werden."

Aus der Schweiz kommt die erfreuliche Kunde, daß die Positiven schon bei einer zweiten Pfarrwahl in Basel den Sieg davon getragen haben. Die Gegner warfen ihnen dabei vor, daß sie sich mit den Sektierern verbunden hätten. Allein die Thatsache war nur die, daß sich jetzt endlich alle diejenigen Elemente, die noch rechtlich zur Landeskirche gehören, aber thatsächlich sich zu den „Gemeinschaften" halten, aufgemacht haben, um bei den Wahlen, die sie bisher vernachlässigt hatten, für die positiven Kandidaten einzutreten, — in der richtigen Einsicht, daß es unter allen Umständen ihren Gemeinschaften besser gehen muß, wenn auf den Kanzeln der Landeskirche der Glaube gepredigt wird und nicht der Unglaube.

In Frankreich hatte die Kammer der Abgeordneten am 10. März aus dem Budget die 81 700 Franks gestrichen, welche der Staat für die protestantischen theologischen Fakultäten in Paris und Montauban bisher gezahlt hat. Die Verhandlungen, welche dieser Streichung vorangingen, waren sehr interessant und der Schrecken, der derselben folgte, in den Kreisen der protestantischen Kirche, nicht gering. Nun hat aber der Senat, wo auch Herr von Pressensé, dieser absolute Freikirchler, warm für den Staatsbeitrag eintrat, die Summe wieder eingestellt und die Kammer, an welche die Sache zurückkam, hat nachgegeben. So ist also die Gefahr einmal vorübergegangen. Ob für immer, oder für wie lange? — Das ist bei den unsichern Verhältnissen Frankreichs natürlich nicht abzusehen.

Höchst interessant sind endlich die Verhandlungen über den Fall Spurgeon in England. Dieser große Redner gehört dem Verbande der baptistischen Union in England an, einer freien Vereinigung von baptistischen Gemeinden und Predigern. Nachdem er in den Predigten der letzten Jahre vielfach gegen die auch innerhalb dieser Gemeinschaft auftauchenden „modernen Gedanken" gesprochen hatte, erklärte er endlich im vorigen Herbst seinen Austritt. Der Ausschuß der Union sandte darauf eine Deputation an ihn, der damals gerade auf Urlaub in Mentone weilte. Allein dieselbe richtete bei ihm nichts aus. Er verlangte für eine Vereinigung mit Amtsbrüdern in Wahrheit und Liebe eine einfache Grundlage biblischer Wahrheit und schlug dazu die Sätze der evangelischen Allianz vor. Uebrigens könne er sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die Baptisten-Union anfange, sich auszunehmen wie eine „Verbrüderung zum Bösen" (Confederacy in Evil). — Mit diesem Bescheid kehrte nun die Deputation heim, und der Ausschuß hielt am 21. Februar eine sehr erregte Sitzung, in der die vermittelnden Anträge abgelehnt und Spurgeons Anklagen als „falsches Zeugnis" bezeichnet wurden.

Wesentlich handelt es sich bei der Differenz um die Lehren von der Inspiration, der Erbsünde und der ewigen Verdammnis, welche die Modernen verwerfen. Spurgeon aber steht außerdem auch noch auf der augustinischen und calvinischen Prädestinationslehre. — Wir urteilen, daß Spurgeon von seinem Standpunkte aus der Union gegenüber im Rechte ist. Denn eine Gemeinschaft, die durch ihr Dissentertum Ansprüche auf feste und bestimmte Ueberzeugungen macht, kann nicht solche Gegensätze in sich dulden. Wenn sie in den Haupt- und Grundlehren so auseinandergehen, wie können sie dann die Frage von der Kindertaufe zum konstitutiven Prinzip ihrer Verbindung untereinander und ihrer Trennung von andern machen? — Es ist dieser Vorgang ein wichtiger Beitrag der modernen Kirchengeschichte zur Lehre von der Kirche.

Neue Schriften.

1. Kirche.

— **Wege und Ziele für die kirchliche Arbeit der Gegenwart.** Von E. A. v. Göler. (Gotha, F. A. Perthes.) 1888. 56 S.

— **Die Quellen unserer Kraft.** Biblische Vorschläge zum Bau des Reiches Gottes in unserer Kirche. Von K. Pirscher, Pastor. (Ebd.) 105 S.

Auf keinem geistigen Gebiet ist die deutsche Gewohnheit, jede vorgetragene Meinung sofort in irgend einen —ismus zu verweisen, sie in eine fertige Schublade einzuordnen, so verbreitet, als gerade auf dem kirchlichen. Hier liegen zwei eigenartige Schriften vor, bei denen es auch dem gewiegten Systematiker schwer werden würde, die geeignete Rubrik zu finden. Beide Verfasser sind überaus selbständig denkende Leute, die oft in überraschender Weise nach rechts und links hin Stellung nehmen, und weder mit ablehnendem Urteil, noch mit weitherziger Anerkennung zurückhalten; der eine ein „Laie", der andere ein Geistlicher, aber freilich ein Geistlicher, der den Begriff des Laien als der Schrift und den Bekenntnisschriften widersprechend ablehnt und den „ungeistlichen Geistlichen", wie er ja leider vielfach vorkommt, für einen „Nonsens" auf dem Boden der Reformation erklärt.

Die beiden Schriften auf dem knappen hier zu Gebote stehenden Raum eingehend zu besprechen, ist schlechterdings nicht möglich. Ebenso schwierig aber, sie kurz charakterisieren, weil sie so ziemlich alle, und gerade die umstrittensten, zum Teil noch wenig geklärten Fragen, welche die kirchliche Gegenwart bewegen, in den Bereich ihrer Erörterung ziehen: Lehrfragen, Verfassung, Laienarbeit, Vereinswesen, und vieles andere. Daß da im einzelnen die Ansichten der beiden Verfasser und auch die des Rezensenten gelegentlich auseinandergehen, kann nicht wunder nehmen. In einem Punkte aber klingen die beiden Schriften überaus sympathisch zusammen: in Erkenntnis und Bekenntnis, daß unseren Kirchen der Reformation gewaltige Schäden anhaften, daß auf Grund derselben eine tiefe Unbefriedigung durch alle ernst christlichen Kreise geht, eine Sehnsucht nach Besserung, und daß in der That neue Mittel und Wege gesucht und gefunden werden müssen, um aus den zahllosen Einzelkämpfern, die sich überall finden, weder eine Armee zu machen, um den andringenden Feinden, dem Unglauben und dem Aberglauben wirksamer zu begegnen als bisher. Beide schreiten vor.

Uebrigens kommen auch in den positiven Vorschlägen die Verfasser mannigfach überein. Bei der Besprechung der Laienarbeit z. B. und der Hilfe, welche sie dem geistlichen Amt bringen soll, bringen beide den Vorschlag, einen „Klerus minor" zu schaffen, für dessen Einrichtung sich ja in der That sehr viele und sehr gute Gründe geltend machen lassen. Was aber die Laienpredigt betrifft, so ist merkwürdigerweise der Laie, Herr v. Göler dagegen, der landeskirchliche Pastor dafür, dafür wenigstens unter gewissen näher bezeichneten Bedingungen. „Die Erfahrung lehrt," sagt er, „daß die Laienpredigt, wenn sie mit Verständnis und Umsicht von Geistlichen geleitet wird, die Leute zu Freunden der Kirche macht und der Separation einen Riegel vorschiebt. Es ist z. B. in Württemberg und Schleswig-Holstein statistisch nachgewiesen, daß dort der Methodismus, hier der Baptismus in dem Maße zurückgeht, als die (predigenden Laien-) Brüder in einer Gegend festen Fuß fassen."

Wir können auf einzelnes nicht näher eingehen, empfehlen aber aufs wärmste die beiden Schriftchen, in denen jeder Christ, der das Reich Gottes gebaut sehen möchte, reiche Anregung und Förderung finden wird. Besonders möchten wir, daß dieselben in allen den Kreisen gelesen würden, die man wohl als „hochkirchlich" bezeichnet und die hier und da das, was sich in den lokalen oder konfessionellen Schranken, in denen sie groß geworden sind, vollzieht, für das erreichbare Ideal halten, während es doch vielleicht nichts weiter ist, als die kirchenregimentliche Aufrechthaltung einer theologischen Bureaukratie, neben welcher der Bau und die Ausgestaltung christlichen Gemeindelebens noch nicht einmal begonnen hat, oder doch noch in kleinsten Kinderschuhen steckt.

T. v. D.

— Die einheitliche Christenlehre im evangelischen Schul- und Pfarrunterrichte. Von G. Schulze, Regierungs- und Schulrat. Zweiter Band. Zum praktischen Ausbau. Drei Anhänge. Lehrpläne, Katechesen und Entwürfe. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1888. IV und 282 S. 8°. 4 M.

Wir haben den ersten Band früher empfehlend besprochen. Es ist des Verfassers Absicht, Kirche und Schule eng und innerlich mit einander zu verbinden. Des wissen wir ihm Dank, denn es thut not. Der Verfasser weist darauf hin, daß herzlicher Glaube und demütige Liebe, die erbeten, aber auch erarbeitet sein wollen, zu erfolgreichem Lehren nicht minder wichtig seien als Wissen und Können und in diesem Geiste sind die Anweisungen und Lehrproben gehalten. Es ist hier nicht der Ort, auf einzelnes kritisch einzugehen, das Buch gehört der Praxis und will in praktischer Arbeit erprobt sein. —r.

— Kleine Bibelkunde. Das Wichtigste von und aus der h. Schrift. Von R. Kübel, Prof. d. Theol. zu Tübingen. (Stuttgart, Steinkopf.) 48 S. 8°.

Ein für Schüler und Bibelfreunde sehr zu empfehlendes Lern- und Repetitionsbüchlein aus der Feder eines bekannten Praktikers. Es enthält alles, was ein Christ, der die Bibel als ein einheitliches Buch kennen lernen will, von dem Inhalt der Bücher, der Zeit ihrer Entstehung und ihren Verfassern wissen muß. —r.

— Bibelkunde mit Einschluß der Biblischen Geschichte. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten und für nachdenkende Bibelleser von G. Fr. Pfisterer, Oberschulrat und Seminardirektor in Eßlingen. (Stuttgart, C. Krabbe.) 1887. X und 353 S. 8°.

Daß Bücher, welche die Bibelkunde behandeln, sich mehren, ist ein erfreuliches Zeichen, ein Beweis davon, daß Bibelkunde in irgend einer Form in deutschen Landen innerhalb des Religionsunterrichts obligat geworden ist. Die Methode wird verschieden sein. Doch darin wird man sich zusammenfinden, daß Kenntnis der biblischen Geschichte beim Unterricht in der Bibelkunde vorausgesetzt wird, und zwar je gründlicher desto besser. Das thut auch Pfisterer, denn mit dem Zusatz: „mit Einschluß der biblischen Geschichte“, wird er nicht sagen wollen, daß wir dieselbe aus seinem Buche lernen könnten. Was uns Bedenken macht, ist die Berücksichtigung der Bibelkritik. Hier muß man sich freilich grundsätzlich klar sein. Wir halten fest, daß aller Religionsunterricht in niederen und höheren Schulen im Auftrage der Kirche erteilt wird und nicht im Namen irgend einer wissenschaftlich-theologischen Schule. Was die moderne Kritik Resultate nennt, soll erst noch kirchlich anerkannt werden, ehe man die jugendlichen Gemüter auf den Schulbänken damit abhetzt. Deshalb braucht man in höheren Schulen noch nicht zu verschweigen, daß es eine Bibelkritik gibt, die ihre Resultate zu haben glaubt, aber der Lehrer kann seine Schüler mit dieser Thatsache, wenn man will an der Hand einzelner Beispiele, so bekannt machen, daß die Schüler den Eindruck gewinnen, der Glaube und die Glaubwürdigkeit der h. Schrift erleidet durch alle diese „Resultate der Wissenschaft“ nicht die geringste Einbuße. Läßt man aber, wie es der Verfasser thut, diese Resultate überall durchschimmern — Gen. 1 und 2 sind verschiedenen Quellen entnommen, wobei auf den Jehovisten und Elohisten hingedeutet wird; es ist das Wahrscheinlichste, daß Deuterojesajas im Exil gelebt, cp. 24—27 schwerlich so von Jesaja selbst gesammelt; die „Matthäische Spruchsammlung“ wird ziemlich allgemein von dem ersten Evangelium unterschieden; ob das zweite Evangelium eins ist mit dem petrinischen Missionsevangelium oder ob es eine spätere Bearbeitung desselben ist, darüber gehen die Meinungen noch auseinander — so möchten wir die Schüler sehen, die hierin etwas anderes erkennen, als die Furcht des Lehrers, der hohen Wissenschaft entgegenzutreten, mag er auch noch so viel von der Heiligkeit der Bibel reden. Erst eine Verbeugung vor der Kritik, dann eine andere vor der Anschauung der Kirche, das reimt sich vor Schüleraugen am wenigsten. Wo hundertfach „Resultate“ nichts anderes sind als fließende wissenschaftliche Untersuchungen, da treibe man Bibelkunde, aber keine Kritikkunde. Auf diesen Spuren vermögen wir also dem Verf. nicht zu folgen. Im übrigen ist sein Buch praktisch, klar gearbeitet und für den Lehrer, der selbständiges Arbeiten gewohnt ist, recht brauchbar. —r.

— Die spekulative Theologie der Gegenwart, kritisch beleuchtet von O. Flügel. Zweite erweiterte Auflage. (Cöthen, Otto Schulze.) 1888. 444 S. 8°.

Das Buch ist ein recht sympathisches und lehrreiches. Sympathisch, weil es in einer rein sachlich gehaltenen, ruhigen und klaren Darstellung die schwierigen Probleme, mit welchen es sich beschäftigt, zu lösen sucht und eine positive, wirklich fördernde Kritik gibt; lehrreich, weil es manche Irrtümer, welche in der heutigen Theologie verbreitet sind, scharf beleuchtet und auf ihre Quellen zurückführt, auch in einer oft überraschenden Weise zeigt, wie Anschauungen und Ergebnisse der exakten Wissenschaften, welche man von manchen Seiten um des Glaubens willen bekämpfen zu müssen gemeint hat, in Wahrheit sich gerade als Stützen der christlichen Weltanschauung verwerten lassen. Der Verf. huldigt der Metaphysik Herbarts und sucht von diesem Standpunkte aus den in der spekulativen Theologie des negativen wie positiven Lagers unbewußt oder bewußt vorausgesetzten Monismus als an sich unhaltbar und den religiösen Interessen geradezu entgegengesetzt zu erweisen. Dabei wird auch die übliche Apologetik, wie sie aus Vorträgen vor einem gemischten Publikum in Bücher übergegangen ist, mit ihren für den Augenblick bestechenden, aber nicht überzeugenden Argumenten, mit ihrer planlosen Berufung auf einzelne Aeußerungen von Autoritäten, mit ihren wechselnden Manövern gegenüber den jeweiligen Ansichten der Naturwissenschaften scharf, aber nicht ungerecht kritisiert. Dem allen, wie dem Endergebnis, daß spekulative Theologie nicht

möglich sei, stimmen wir im wesentlichen gerne zu. Die Erkenntnis Gottes und seines Heilsrates läßt sich nicht aus einem obersten Prinzip nach Menschengedanken ableiten, die Theologie muß zufrieden sein, wenn es ihr gelingt, die einzelnen Momente der Offenbarung in ihrem inneren Zusammenhange aufzuweisen, zusammenzuschauen; schon daran hat sie Arbeit genug. Aber der Verf. bekämpft dann auch diejenige theologische Richtung, welche im Anschluß an Kant die Theologie unter Ausschluß aller Metaphysik aufzubauen sucht, indem er geltend macht, daß diese Wissenschaft doch mit den Denkrichtungen der Zeitgenossen sich auseinandersetzen müsse, auch nicht blindlings den an die exakte Forschung geknüpften Spekulationen, wenn sie sich unberechtigte Uebergriffe in das der Theologie eigene Gebiet erlaubt, das Feld räumen dürfe, vielmehr zwischen wirklich gewonnenen Erkenntnissen, welche dem Glauben niemals Abbruch thun können, und auf denselben beruhenden Theorien zu unterscheiden verpflichtet sei. Demnach könne die Theologie der Metaphysik nicht ganz entraten, wenn auch nur zur Bekämpfung falscher Theorien, welche die Möglichkeit des Glaubensinhalts bestreiten. Auch diesen Erörterungen wird man im wesentlichen beipflichten können. Mit Recht erinnert der Verf. hier an das Wort Mephistos: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft... so hab ich dich schon unbedingt." Wenn aber weiter die Nachfolger Kants, welche eine Entscheidung, ob das Kausalgesetz objektiv gelte oder absolutes Werden möglich sei, ablehnen, dadurch aus ihrem Kritizismus herausgedrängt werden sollen, daß gesagt wird: wer die Objektivität des Kausalgesetzes dahin gestellt sein läßt, gibt die Möglichkeit absoluten Werdens zu und ist damit Hegel verfallen, — so dürfte sie dieser Gedanke kaum überzeugen, denn sie werden glauben beweisen zu können, daß auch vermittelst der Annahme einer objektiven Giltigkeit des Kausalgesetzes keine widerspruchslose Metaphysik möglich sei, hier also eine Antinomie vorliege, welche eben die Grenze unseres Erkennens bezeichnet. Zum Schluß entwickelt dann der Verf. die Grundzüge seiner realistischen Metaphysik, um zu zeigen, wie sehr dieselbe, obwohl von ganz anderen Voraussetzungen ausgehend, der christlichen Weltanschauung entgegenkomme. Nach vielen Seiten ist das richtig. Das Christentum setzt voraus, daß Gott überweltlich gedacht, daß nicht alles in der Welt (nicht das Böse) auf ihn zurückgeführt werde, daß die Welt, besonders die Menschenseelen nicht Modifikationen Gottes, sondern etwas anderes als Gott seien; freilich erscheint andererseits die Wirksamkeit Gottes in der Welt, wie sie der Glaube denkt, von der realistischen Weltansicht bedroht, namentlich wenn die gewonnene Metaphysik auch auf Gott angewandt wird. Der Verf. fühlt selbst das Widerstrebende dieses Versuchs, hält denselben auch nicht für eine notwendige Folge der von ihm vertretenen Weltansicht. Soll aber die Theologie den Bund eingehen, so muß die Theorie widerspruchslos sein. Davon aber können wir uns nicht überzeugen. Gleich die Ableitung des Geschehens aus den vorausgesetzten realen Wesen, wie sie nach Herbart versucht wird, unterliegt Einwänden. Die Realen werden unbedingt (absolut) und einfacher Qualität gedacht. Stoßen nun zwei Reale mit entgegengesetzter Qualität zusammen, bezw. dringen sie in einander ein, so soll der Gegensatz der Qualitäten eine Wechselwirkung erzeugen, weil nach dem Satz des Widerspruchs Entgegengesetztes nicht an einem Punkt sein könne. Das ist, wie ja auch anderweitig schon hervorgehoben ist, nicht einzusehen. Der logische Satz des Widerspruchs wird als eine Macht gedacht, welche ein vorher nicht vorhandenes Geschehen bewirkt. Berühren oder durchdringen sich Wesen mit entgegengesetzten Qualitäten, so bleibt doch jedem seine Qualität, sie äußert sich nicht, kann also auch kein Grund sein, daß in einem anderen Wesen eine Veränderung vorgeht. Das Urteil, daß zwei Reale mit verschiedenen Qualitäten, wenn sie zusammenstoßen, in Wechselwirkung treten, ist ein synthetisches, der Erfahrung nachgebildetes; das Werden ist also nicht aus dem Sein abgeleitet. Nach dem Satz des Widerspruchs könnte man, falls der Schluß überhaupt zwingend wäre, ebenso gut schließen: also ist es unmöglich, daß zwei absolute Reale sich berühren, bezw. durchdringen. Der Realismus könnte also als Fortsetzung brauchbarer naturwissenschaftlicher Theorien immer nur auf einige Wahrscheinlichkeit Anspruch machen und stände am letzten Ende vor einem ungelösten Rätsel, man könnte fast sagen Widerspruch. — Ein Schlußkapitel sucht dann gegen Dorner die unmittelbare Evidenz der ethischen Ideen zu zeigen — dieser Abschnitt ist in der zweiten Auflage hinzugekommen — und wirkt nach gewissen Seiten überzeugend, läßt aber doch Bedenken zurück. Z. B. fragt man: Warum bezieht der Fromme seine Verletzung des Guten auf Gott und sieht sich als Gott verschuldet an, glaubt, daß Gott Sünde vergeben könne? Solche Gedanken mögen wohl Dorner getrieben haben, eine Anlehnung der Ethik an die Religion zu suchen. Gilt es dem Verf. nicht als Aufgabe der theologischen Ethik, die sittlichen Anschauungen des Evangeliums in ihrem Zusammenhang und ihren Konsequenzen aufzuweisen? Sind nicht bußfertiger Sinn, Dankbarkeit gegen Gott den Erlöser wohlgefällige Willensverhältnisse, welche in einer allgemeinen Ethik gar keinen Platz haben? – Nach dem allen glauben wir, daß die Theologie nicht den Bund mit einer bestimmten philosophischen Weltanschauung eingehen kann, so dankbar sie auch die Stützen von dort her, wenn sie wirklich haltbar sind, annehmen wird. Die theologischen Sätze können nicht aufgegeben werden, auch wenn sie sich nach dem gegenwärtigen Stand unseres Wissens in ihren letzten Folgerungen in Widersprüche verwickeln, so wenig das wirkliche Leben aufgegeben werden kann, weil es keine widerspruchslose Metaphysik gibt. Allerdings arbeitet die Theologie fortwährend an der Lösung solcher Widersprüche und soll auch, gebunden und weitherzig zugleich, stets mit der Wissenschaft Fühlung suchen, vor allem aber das Kleinod des Glaubens weder dem absoluten Werden noch dem durchgehends geltenden Kausalgesetz zu Liebe umdeuten oder schmälern, dessen eingedenk, daß

die Theologie der Pilger, da wir nur durch einen Spiegel in einem Rätselwort schauen, nie über das Stückwerk hinauskommen wird. Aus diesem Grunde halten wir das schöne Kapitel über die Motive des Glaubens für das beste des Buches.
A. Hartert.

2. Länder und Völker.

— Hessische Volks-Sitten und Gebräuche im Lichte der heidnischen Vorzeit. Von Wilhelm Kolbe, Generalsuperintendent. Zweite Aufl. (Marburg, N. G. Elwert.) 1888. 191 S. 8⁰. 1,80 M.

Das Büchlein, von welchem zwei Jahre nach seinem ersten Erscheinen schon eine neue Auflage vorliegt, wird sich gewiß zu seinen alten Freunden neue erwerben. Es ist nicht nur für den Kenner und den Hessen interessant, sondern auch zur Einführung in den behandelten Stoff sehr geeignet. Es beleuchtet, von Beobachtungen auf einem begrenzten Gebiete ausgehend, mit reichlicher Benutzung der betreffenden Litteratur das gesamte Fortleben heidnischer Reste in den Gebräuchen unseres Volkes. Alles wird man mit innerer Teilnahme, einige Züge nicht ohne Rührung lesen. Wiederholungen sind nicht ganz vermieden und erinnern an die Entstehung des Werkes aus jahrelang fortgesetzten Sammlungen. Der Druck ist wenig korrekt.
A. H.

— H. Reelmeyer-Vukassowitsch. Oesterreich-Ungarn. Nach eigenen Beobachtungen geschildert. (Leipzig, Rich. Bauer.)

— — Großbritannien und Irland. Mit besonderer Berücksichtigung der Kolonieen. (Ebndf.)

Beide Werke bilden Bestandteile einer „Bibliothek für moderne Völkerkunde" (richtiger „Staatenkunde"), deren Absicht es ist, Darstellungen zu liefern, „aus denen sich jeder, selbst der Vielbeschäftigte, schnell über ein Reich derartig zu informieren vermag, daß er dasselbe nach jeder Richtung soweit kennt, wie es für seine geschäftlichen und politischen Zwecke unbedingt erforderlich ist." Hätte der Verfasser sich damit begnügt, zu leisten, was der Prospekt verspricht, so würde er vermöge geschickter Verwendung des Materials, sowie gewandter, wenn auch sprachlich nicht immer vorwurfsfreier Darstellung ganz brauchbare Bücher geliefert haben. Er hat es aber nicht unterlassen können, von seinem Parteistandpunkte aus, der sich am besten durch die Lobreden auf die österreichische Verfassungspartei kennzeichnet, einseitige Urteile zu fällen, recht oberflächliche Betrachtungen anzustellen, mit größter Sicherheit unausführbare Verbesserungsvorschläge zu machen und so dem Leser auch da Mißtrauen einzuflößen, wo die Schilderung wirklich objektiv ist. Charakteristisch ist die Stellung zu dem Einfluß und der Thätigkeit der Juden in Oesterreich. Wenn nicht gelegentlich statistische Zahlen das Gegenteil bewiesen, müßte man aus der Lektion die Ueberzeugung schöpfen, daß Oesterreich-Ungarn das an Juden ärmste Land der Welt sei.
K.

3. Biographisches.

— Friederike Gräfin von Reden, geb. Freiin Riedesel zu Eisenach. Ein Lebensbild nach Briefen und Tagebüchern von Eleonore Fürstin Reuß. Mit einem Porträt in Farbenlichtdruck und zwei Ansichten. 2 Bände. (Berlin, Wilhelm Hertz [Besserſche Buchhandlung].) 8⁰. 1. Bd. 509 S., 2. Bd. 468 S.

Ein Lebensbild ist hier gezeichnet von so umfassender geistiger Schönheit, daß man ihm kaum ein zweites an die Seite stellen möchte. Die edle Eleonore Fürstin Reuß, welche der Gräfin verwandtschaftlich nahestand, hat mit Liebe und Klugheit aus dem reichen Stoff der Briefe und Tagebücher derselben dies Lebensbild zusammengestellt, sie selbst hat die feinen Bindestriche gemacht, welche ergänzen und erklären. Von der frühesten Jugend an bis zum achtzigsten Jahre folgen wir der Entwickelung der reich begnadigten Seele, der Gräfin Reden. Ihr Lebensweg war ein außerordentlicher, führte sie schon als Kind übers Meer, da ihr Vater, der General von Riedesel, in englischen Diensten stehend, mit den Truppen nach Nordamerika ging. Bedeutungsvoll für ihre künftige Thätigkeit war die früh hervortretende Liebe zur Botanik. Das Sammeln, Ordnen und das ernste Studium hatten ihren Charakter an das Systematische, Gründliche und Ausdauernde gewöhnt, was sie zu ihrer vielseitigen Arbeit befähigte. Sie verheiratete sich mit dem Staatsminister Grafen Reden, einem viel älteren kränklichen Manne, und lebte dreizehn Jahre mit ihm in glücklichster Ehe. Mit liebevollstem Interesse folgte sie seiner Amtsthätigkeit, die ihm Gelegenheit gab, sehr segensreich zu wirken, indem er den Bergbau in den betreffenden preußischen Provinzen außerordentlich zur Blüte brachte. Die Gräfin begleitete ihren Gemahl auf seinen Dienstreisen und war seine gelehrige Schülerin in der Kunst, das Glück der Menschen zu fördern. Als der Graf den Staatsdienst verließ, zog er sich nach Schlesien auf sein Gut Buchwald zurück. Hier widmete er sich ganz der Landwirtschaft, aber mit treuem Herzen die Schicksale seines Vaterlandes teilend. Eine große That war es, daß er seinen geächteten Freund, den Freiherrn von Stein, bei sich aufnahm und ihn mit eigener Lebensgefahr über die Grenze brachte. Er gründete ein Jahr vor seinem Tode (1815) die deutsche Bibelgesellschaft und machte seine Gattin zur lebenslänglichen Präsidentin derselben; sie betrachtete diese Lebensaufgabe als eine der wichtigsten, die ihr geworden. Welche Ausdehnung sie gewann und welchen Segen sie verbreitete, bedarf wohl keiner Erläuterung. Ein zweites Werk, an welches sie einen großen Teil ihrer Kraft und Zeit setzte, war die Herstellung der alten Hirschberger Bibel, welche der Rationalismus unterdrückt hatte.

Seit dem Tode des Grafen, der ihr Buchwald als ein wunderschönes Erbe hinterließ und dadurch ihrem Lebensweg eine feste Richtung gab, lebte sie nur in der treuen Erfüllung ihrer Lebensaufgaben, die das gewöhnliche Maß weit überstiegen. Sie war die Gutsherrin im vollendeten Sinne;

sie bekümmerte sich, unterstützt von tüchtigen Beamten, um das ganze Getriebe der Wirtschaft — man konnte sie überall finden, beim Heumachen, beim Schafscheren, beim Säen und Pflanzen. Ihre Scheunen und Kartoffelvorräte waren immer offen und zur Verfügung, wenn die Not ins Thal kam. Sie ließ dann Brot backen und zu halbem Preise verkaufen, ebenso die Kartoffeln verteilen, um die Leute nicht durch Almosen zu demütigen. Das Elend der Spinner und Weber trug sie auf ihrem Herzen und sie hat ihr halbes Leben durch, um die Spekulanten abzuhalten, eigenhändig den Betrieb der Flachsaufkäufe für die Spinner und den ungeheuren Leinwandabsatz in Privatkreisen für die Weber vermittelt, um ihnen den ungeschmälerten Verdienst zu erhalten. Bei all dieser vielseitigen Thätigkeit widmete sie sich der Erziehung armer Pflegekinder (Pipins und Pipinen), von denen sie immer eine Anzahl um sich hatte und je nach ihren Anlagen zu ihrem künftigen Beruf vorbereitete. Buchwald war der Mittelpunkt des großen Verwandten- und Freundeskreises und nie leer von Gästen, die sich hier geistig und körperlich erquickten. Die Nähe von Fischbach förderte die innige Freundschaft zwischen Prinzeß Wilhelm und der Gräfin sehr; sie bestand 41 Jahre zum großen Segen beider Frauen. Wenn der König Friedrich Wilhelm III. in Erdmannsdorf weilte, so pflegte er mit Vorliebe den Verkehr mit der Gräfin. Er übertrug ihr die Sorge für die vertriebenen Zillerthaler. Sie wurde ihre „Mutter" und nur so von ihnen genannt. Sie hatte bei der Sorge für ihre Pflegebefohlenen mit dem Widerstand der Breslauer Regierung zu kämpfen und mit der Eifersucht der schlesischen Bauern. Aber gestützt vom König gelang es ihrer Ausdauer und Klugheit, den Fremden eine schöne Heimat zu schaffen, ihnen Kirche und Schule zu bauen. Friedrich Wilhelm IV. hatte sie schon als Knaben gekannt; daraus hatte sich nach und nach eine sehr besondere Herzensfreundschaft entwickelt, die in das spätere Leben der Gräfin einen wahren Glanz brachte, da außer dem Glück des gegenseitigen Verstehens sie Blicke thun konnte in die Tiefen dieser edlen königlichen Natur, die sie für den König begeisterten. Auch er nahm ihre Hilfe in Anspruch, um einen würdigen Platz zu finden, wo er die kleine 1000 Jahre alte norwegische Kirche aufstellen könne, die er durch Prof. Steffens Vermittelung gekauft hatte. Die Gräfin fand auch bald den Platz, von wo aus den Bergbewohnern der Segen kirchlicher Erbauung und geistlicher Pflege zufließen sollte. Sie war die bewegende Kraft, welche mit den nötigen Hilfen, die sie suchte und fand, binnen Jahresfrist die Kirche Wang aufstellen und daneben Prediger- und Schulhaus errichten ließ. Bei der Einweihung der Kirche war das Königspaar zugegen — als dem König der Schlüssel überreicht wurde, nahm er denselben, ergriff die Hand der Gräfin und mit ihr zusammen öffnete er das Gotteshaus. Ein Denkmal, welches der König in der Nähe der Kirche Wang der Gräfin nach ihrem Tode errichtete, spricht in warmen Worten aus, wie er die seltene Frau hochgehalten und verehrt hat.

Die Gräfin hatte von Jugend auf ein frommes Gemüt; liebevolle Hingabe an die Menschen und ein strenges Pflichtgefühl erfüllten sie. Ihre Ehe war besonders glücklich. Der Verlust des Gatten beugte sie tief und lange. Durch den Herrnhuter Bischof Reichel trat ihr zuerst ein anderes Christentum entgegen als sie bisher gekannt hatte. Es wurde lebendiger und wärmer in ihrem Herzen, sie führte die schönen Hausgottesdienste in Buchwald ein, die sie selbst leitete. Prediger Goßner und Bischof Sailer traten in Beziehungen zu ihr, beiden Männern verdankte sie viel Klarheit. All ihr Schaffen und Thun wurde immer mehr vom heiligen Geist erfüllt und man sieht Ströme des Segens von ihr ausgehen. Schweres Herzeleid wurde der edlen gütigen Frau auch nicht erspart, als der Geist der Revolution auch in das schöne Schmiedeberger Thal drang und sie den schwärzesten Undank erfuhr. Zweimal mußte sie ihr Eigentum im Stich lassen und um ihr Leben zu retten vor den rohen Rotten fliehen. Die Burg ihrer Väter, das Schloß Lauterbach, wurde von Grund aus zerstört mit allen teueren Erinnerungen. Am meisten aber litt sie um ihres geliebten Königs willen. —

Dies alles nun erlebt man mit ihr, durch ihre treuen Berichte, die sie ihren Geschwistern und Freunden sendet, wie aus ihren Tagebuchnotizen. Vor ihr war nichts klein und groß, alles hatte seine Bedeutung, und die edle Herausgeberin dieser Blätter hat in gleichem Sinne auch die unbedeutenden kleinen Erlebnisse mit aufgenommen, welche neben allen merkwürdigen und großen gerade diesem Lebensbilde eine überzeugende Klarheit verleihen.

Das reiche bewegte Leben schloß sanft ab. — Die Gräfin hatte ihr achtzigstes Jahr eben vollendet; wenn auch schwach und hinfällig geworden so lebte sie doch bis zum letzten Atemzuge wie eine echte Tabea im Dienst der Liebe zu ihrem Heiland und zu den Menschen. Wer die beiden starken Bände durchgelesen, wird fühlen, daß er einen Schatz in sich aufgenommen hat. —y.

— **Johann Tobias Beck.** Ein Schriftgelehrter zum Himmelreich gelehrt. Lebensbild, größtenteils nach ungedruckten Quellen bearbeitet von **Bernhard Riggenbach**, Pfarrer und Dozent in Basel. (Basel, C. Detloff.) 1888. VI und 472 S. 5,50 M., geb. 7 M.

Beck hat sich kurz und gut einen „Bibel-Theologen" genannt, sein Biograph nennt ihn ebenfalls treffend einen „Schriftgelehrten zum Himmelreich gelehrt." Daß das Leben eines so „eminent christlichen Charakters", eines so selbständigen, von menschlicher Autorität unabhängigen Theologen, der alles unter die Leuchte des göttlichen Wortes stellt, von großem allgemeinem Interesse ist und insbesondere von uns Nichttheologen in seinem unvergänglichen Werte gewürdigt werden kann, bedarf keiner Auseinandersetzung. Wer an die langweiligen trocknen Katheder-Leistungen der theologischen Hörsäle denkt und in der vorliegenden Biographie liest, wie Beck sich auf seiner Lehrkanzel ausdrückte, der wird sich vorkommen, wie

ein aus dürrer Steppe in die Frische des Hochgebirges versetzter Wanderer. Die gewöhnlichen Professoren tragen jungen Leuten Wissenschaft vor und überlassen es der Zukunft, ob aus den Studenten demnächst Pforrer werden können. Beck hatte immer, wie Vilmar, die künftigen Träger des geistlichen Amtes vor sich: „Nehmen Sie es zu Herzen, daß Sie einzustehen haben mit persönlicher Verantwortlichkeit für all das Volk, das an Sie seine heiligsten Lebensbedürfnisse knüpft, das seine und seiner Kinder Verwahrlosung oder Irrleitung vor einem Gerichtsstuhl zur Klage bringt, dessen Existenz und Exekution nicht umgestoßen wird durch den bloßen Protest denkender oder fanatisierter Köpfe; diese Köpfe wellen und sollen einst wie Laub."

Die Darstellungen der gongboren Lehrbücher sind Beck fast immer „abgestanden vorgekommen für die zukünftigen Prediger des Wortes." — Daß ein so durch und durch origineller Mann wie Beck nach vielen Seiten Anstoß erregen mußte, liegt in der Natur der Sache. Teilweise nahm man ungerechtfertigten Anstoß an seinem Wesen, teilweise gab er gerechten Anstoß. Beck besaß wenig Sinn für das Geschichtlich-Gewordene, für das Organisch-Gewachsene. Die Kirche als Anstalt mit ihrem Bekenntnis, mit ihren Ordnungen und Einrichtungen, war für ihn, den geförderten Monn Gottes, kein Bedürfnis, das verführte ihn zur Geringschätzung des Anstaltlichen an sich der Menge der wenig oder gar nicht geförderten Christen gegenüber. — Der Biograph Becks hätte dies einräumen sollen. Indem er aber diese Schattenseite fast mit Stillschweigen übergeht und mit leidenschaftlichen Worten diejenigen anfällt, welche auf jenen Mongel hingewiesen haben, tritt er vom Boden objektiver Geschichtschreibung ab und begibt sich auf das Gebiet der Beck in allen Stücken verteidigenden Partei. Liebetrut mag in der Polemik gegen Beck zu weit gegangen sein, aber es ist verkehrt, wenn in der Verteidigung des großen Bibel-Theologen mit Ausdrücken wie „Zionswächter," „katholisierende Kirchenmänner," „nordische Hierarchie", „maß- und schamloses Gekläffe" Eindruck zu machen versucht wird. Und geradezu unwürdig, in der hoffentlich bald erscheinenden zweiten Auflage der Biographie Becks unbedingt zu streichen ist die auf Seite 368 enthaltene Verdächtigung des genannten Gegners Becks. — Volle Gerechtigkeit läßt die „deutsche Encyklopädie" Beck in einem von M. v. Nathusius verfaßten Artikel widerfahren; auch Kurtz kennzeichnet in seiner Kirchengeschichte den „unter die ersten Größen der heutigen Theologie zählenden" J. Tob. Beck in gerechter Verteilung von Licht und Schatten. — Daß ein Professor wie Beck die volle Sympathie der studierenden Jugend hat, ist leicht zu verstehen. Wenn aber der Verf. meint, daß diese Sympathie in dem Widerwillen der Jugend gegen alles Traditionelle begründet sei, so ist das völlig schief. Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, mannhaftes Eintreten für diese oder jene gute Sache, Einsetzen der Existenz erregt die Sympathie des Volkes, und insbesondere der Jugend für einen Mann, mag derselbe nun Theologe oder Staatsmann, Professor oder was sonst sein. — Nicht genonnt ist auf dem Titelblatt das dem Buche beigegebene Bild Becks. Dasselbe ist von Professor W. Graupenstein aus Hamburg im letzten Lebensjahre Becks während einer Vorlesung gezeichnet worden. Herzensgüte und Intelligenz sprechen den Beschauer in hohem Grade on. Welche Erinnerungen mögen die Züge des teuren Lehrers erst in seinen Schülern wachrufen!

O. K.

4. Litteraturkunde.

— Die Heilung des Orest in Goethes Iphigenie, eine religiös-sittliche Lösung im Geiste des Christentums von Dr. Adolf Matthias. (Düsseldorf, L. Voß.) 1887. 48 S. 8°. 1,20 M. Das Schriftchen, zur Erinnerung an das erste Erscheinen der Iphigenie Goethes veröffentlicht, gesellt sich zu den beiden Vorträgen von Schlosser über „Goethes Iphigenie" (Frankfurt 1875), welche vielleicht manchen Lesern bekannt sind, als würdiges, durchaus selbständiges Seitenstück. Der Verf. zeigt, daß die Lösung, welche Goethe im Gegensatz zur antiken Behandlung des Stoffes versucht, nur aus dem Geiste des Christentums verständlich werde und zu den religiösen Erlebnissen, welche die Rechtfertigung aus dem Glauben umschließen, mindestens parallel laufe. Eine freisinnige Untersuchung der Charaktere des Orest und der Iphigenie, welche überall auf den Grund geht, dient hauptsächlich dieser Beweisführung. Mit der kürzlich geäußerten Ansicht Kerns, welche im dritten Akt des Dramas einen vom Dichter nicht völlig bewältigten mythischen Rest sieht, setzt sich der Verf. in einer längeren Anmerkung auseinander. — Wir stimmen darin völlig mit dem Verf. überein, daß das, was im dritten Akt vom Dichter postuliert wird, nur im christlichen Glauben seine völlige Wahrheit findet, wie denn auch der Charakter der Iphigenie nur auf christlichem Boden erwachsen konnte, möchten aber doch im Hinblick auf die historischen Bedingungen, in welchen die Dichtung wurzelt — der Verf. geht auf diese nicht ein — bezweifeln, ob eine so unmittelbare Analogie zu religiösen Vorgängen, wie sie der Verf. annimmt, in Goethes Gemüt vorausgesetzt werden darf. Diese historischen Voraussetzungen der Dichtung lassen uns die fragliche Analogie wohl mehr in der Richtung suchen, wie sie der Dichter später in seinen Elegieen ausgesprochen hat: „Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden — Mehr als Vernunft beseliget — wir lesens — Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden — In Gegenwart des allgeliebten Wesens" ... (vgl. auch die folg. Strophe); sie lassen auch an jene Verknüpfung von irdischer und himmlischer Liebe denken, wie sie der Schluß des „Faust" ausspricht. Jedenfalls stand die Auffassung Goethes von Sünde und Schuld der Spinozas näher als der des Christentums, so sehr er auch Verständnis für die christliche Anschauung hin und wieder, teilweise auch in der Zeichnung des Orest an den Tag legt. — Die in der Einleitung erörterte Frage, ob Goethe ein Christ war, muß unseres Erachtens, wenn sie den Sinn haben soll, ob Goethe für seine Person auf dem Boden des historisch gegebenen christlichen

Glaubens gestanden habe, verneint werden, sie in einen anderen Sinn zu stellen, scheint uns nicht geraten und wird meist nur zu einem Wortstreit führen. A. H.

5. Philosophie.

— Im Kampf gegen um die Weltanschauung. Bekenntnisse eines Theologen. Zweite Aufl. (Freiburg i. B. Mohr.) Ohne Jahreszahl. 154 S. 8⁰.

Das Schriftchen gehört ohne Zweifel zu den bedeutenderen Äußerungen des linken Flügels unserer Theologie, ja man wird den in einer warmen, oft glänzenden Sprache vorgetragenen rückhaltlosen Geständnissen eine gewisse Teilnahme nicht versagen, so wenig folgerichtig und in sich abgeschlossen die Endergebnisse auch erscheinen mögen. Der Verf. gibt sich als einen Mann, welcher die Resulate der exakten Wissenschaften wie die Erscheinungen des modernen sittlich-religiösen Lebens hat rückhaltlos auf sich wirken lassen, zugleich aber das Bedürfnis des Gemüts nach Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott nicht unterdrücken konnte und demgemäß es gewagt hat, demselben einen Platz in der Welt, wie sie von der mechanischen Weltauffassung gedacht wird, zu erobern. Daneben aber wirken Hegelsche Motive auf seine Geschichtsbetrachtung und Metaphysik und prägen seinen Anschauungen den Stempel der Halbheit auf. Zunächst werden bei Besprechung der Faktoren, aus welchen eine richtige Weltansicht zu bilden ist, den Ergebnissen der exakten Forschung gewiß mit Recht die sittlichen und religiösen Forderungen des Gemüts als gleichberechtigt entgegengestellt. Es wird dann aber alsbald der durch Erfahrung gewonnene Satz von der Allgemeingültigkeit der Naturgesetze in die metaphysische Behauptung umgesetzt, daß das Naturgesetz nur ein anderer Ausdruck für Gottes Weltwirken sei, was doch nur richtig ist, wenn die gegenwärtige Weltordnung pantheistisch als vollkommener Ausdruck des göttlichen Wesens gedacht wird, und im Widerspruch zu der vom Verf. anerkannten Persönlichkeit, d. h. doch Ueberweltlichkeit Gottes steht. Damit ist dann gegeben, daß Gebetserhörung nicht möglich ist. Und doch bekennt der Verf., daß er vom Gebet, auch vom Bittgebet nicht lassen könne. Er steht da vor einem non liquet. Weiter bekennt sich der Verf. als Unitarier — ein klarer philosophischer Grund wird dafür nicht angegeben — und behandelt die evangelische Geschichte nach dem Muster des linken Flügels der Hegelschen Schule, mit diesen philosophischen Voraussetzungen in scheinbare historische Gründe umsetzend. Auch die Auferstehung Jesu wird geleugnet, höchstens zugegeben, daß etwas geschehen sei, man wisse aber nicht was. Der Grund ist, daß die einzelnen Erzählungen der Evangelisten sich nicht zu einem Gesamtbild vereinigen lassen, und daß man sich die Erscheinungen des Auferstandenen nicht vorstellig machen könne. Obwohl demnach Christus weder Erlöser noch Versöhner ist, ist viel von Erlösung und Versöhnung die Rede: Der Mensch versöhnt sich mit Gott und fühlt sich dann erlöst, Gottes Verhältnis zum Menschen ist immer dasselbe. Um nun die Berechtigung eines solchen Standpunktes zu kirchlichem Handeln in der Gemeinde Jesu Christi zu beweisen. — Die göttliche Verehrung Jesu steht dem Verf. auf einer Stufe mit der Anrufung der Maria — wird der Hegelsche Hilfssatz, daß die Religion dem Gebiet der Vorstellung angehöre und demnach stets mit zulänglichen Bildern arbeiten müsse, verwandt. Wenn der Verf. hier — diese Partie ist die Achillesferse des Buches — mehrfach seine Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit glaubt versichern zu müssen, so mag er das ja bona fide geschrieben haben, wir fürchten aber, daß er sich in einer argen Selbsttäuschung befindet. Im Laufe der Verhandlung kommen viele gut beobachtete Zustände unserer zerrissenen Zeit, besonders natürlich unter den Gebildeten, zur Darstellung und Besprechung, und es ist lehrreich, sie einmal von dem Standpunkt des Verf. beleuchtet zu sehen. Vielleicht hat das Büchlein überhaupt eine gewisse typische Bedeutung. In Kopf und Herz mancher edler Gemüter in dem sogenannten negativen Lager mag es ähnlich aussehen. Möchte das Schriftchen unter den wissenschaftlichen Gesinnungsgenossen des Verf. manchem der mächtige Zug zu dem lebendigen Gott, der es bewegt, ins Herz pflanzen und dann die Sehnsucht nach positivem Glaubensgrund wecken! Auch für unseren Leserkreis ist es interessant. Nur in den Händen werdender Charaktere möchten wir es nicht wissen, weil es überall nur die Resultate von wissenschaftlichen Gedankenreihen und Lebenserfahrungen gibt, müssen aber freilich fürchten, daß es gerade unter den Studierenden Anklang und Verbreitung findet und vorübergehend verwirrend wirkt. A. Hartert.

— Das Schöne. Aesthetische Betrachtungen für gebildete Kreise von Prof. Dr. Muff, Direktor des König-Wilhelms-Gymnasiums zu Stettin. (Halle a. S., Richard Mühlmann.) 1888. 162 S. 8⁰. 2,80 M.

Das Schriftchen behandelt in einer geistreichen, durch zahlreiche meist glücklich gewählte Beispiele dem Verständnis entgegenkommenden Darstellung Fragen, über welche sich der ästhetisch interessierte Gebildete Belehrung wünscht, indem es über das Wesen, die Formen und die Arten des Schönen Aufklärung gibt. Liebe und Begeisterung für die Schönheit tritt überall hervor, ohne doch in falschen Kunstenthusiasmus auszuarten, dazu ist es von einer christlichen Grundanschauung durchzogen. Dennoch vermochten wir dem Buche nicht in allen Punkten unseren Beifall zu schenken: einmal müssen wir der begrifflichen Fundamentierung des Schönen, wie sie der Verf. gibt, widersprechen und dann sind uns manche nur ungefähr richtige Behauptungen aufgefallen, wie sie dem Redner vor einem gemischten Publikum so leicht mit unterlaufen, weil er sich bestrebt auf möglichst bequemem Weg zu einem Endresultat zu gelangen, Behauptungen, welche vor einer ruhigen Prüfung nicht Stand halten. Wenn wir einige unserer Bedenken hersetzen, so mag der Verf. daraus das Interesse erkennen, mit welchem wir seinen Ausführungen gefolgt sind. — In dem ersten Abschnitt wird folgende Definition des Schönen gewonnen: „Schön

ist diejenige Erscheinung, welche in ihrem Aeußeren der ihr innewohnenden Idee entspricht und (!) im anschauenden oder genießenden Subjekt geistiges Wohlbehagen hervorruft." Diese Definition ist verworren, denn das zweite Merkmal kommt nicht unabhängig zu dem ersten hinzu, sondern ist zum größeren Teil in dem ersten bereits gegeben. Es genügt schon, daß eine Erscheinung, deren Form ihrer Idee entspricht, von einem ästhetisch empfänglichen Subjekt angeschaut werde, damit der Prozeß der Schönheit entstehe. Doch der logische Fehler entspringt nicht nur einer mangelhaften Formulierung. Seine Quelle liegt darin, daß der Verf. die Schönheit objektiv, auch abgesehen von einem betrachtenden Subjekt erfassen will. Schönheit soll ein geistiger Vorgang zwischen Subjekt und Objekt sein und notwendig zwei „Thätigkeiten" umfassen. Der Mensch erfährt eine Empfindung (sollte heißen Anschauung — eine einzelne Empfindung ist noch nicht schön), welche geistiges Wohlgefallen in ihm wachruft, und der düstere Gegenstand ist Träger eines idealen Gehaltes, ein seelenvolles Reales. — Wir würden sagen: der äußere Gegenstand ist so geformt, daß seine Form im Beschauer eine Idee weckt und als entsprechender Ausdruck derselben erscheint. Die Annahme der Objektivität der Idee in dem schönen Gegenstand ist für das Verständnis des Vorgangs ganz zwecklos, denn mag sie vorhanden sein oder nicht, in die Seele des Beschauers kann sie doch zweifellos nur durch die Form des Gegenstandes kommen. Es wird also das schon vorhandene Rätsel: wie kann eine Form Trägerin einer Idee sein? statt gelöst zu werden, noch durch ein neues vermehrt: wie kann etwas Lebloses zugleich seelenvoll sein? Es sei z. B. eine Statue schön, so weckt der Anblick ihrer Form in dem Beschauer eine Idee, welche er durch die Form angemessen ausgedrückt findet. Die Idee ist also in dem Beschauer, sie war in dem schaffenden Künstler, sie ist aber nicht in der Statue. Der Verf. hat seinem Begriff wohl besonders auch um des Naturschönen willen die besprochene Form gegeben. Aber seine Ausführungen über die Schönheit der Natur bewegen sich durchgehends in pantheistisch gefärbten Gedanken und Wendungen. Das Naturschöne soll das Produkt der überall thätigen Idee, des alles durchwehenden Gottesodems sein. Die Natur wird dann als Noch-nicht-Geist, aber dem Geiste zustrebend gedacht. Auf die Pflanze wird das Wort angewandt: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Im Samenkorn soll bereits die ganze Pflanze typisch enthalten sein. Wir glauben dem gegenüber, daß das Naturschöne vom Standpunkte des Naturerkennens aus als ein glücklicher Zufall anzusehen ist. Eine Landschaft ist z. B. schön, weil ihre nach mechanischen Gesetzen entstandenen Teile zufällig so gruppiert sind, daß in dem Betrachter eine Stimmung, eine Idee dadurch geweckt wird. Teleologisch betrachtet ist diese zufällige Schönheit allerdings ebenso wie alle von Menschen absichtlich hergestellte eine Weissagung künftiger Weltverklärung. Wie subjektiv die Auffassung des Naturschönen ist, lehrt ein Blick in die Geschichte ihres Wechsels. Ein Zeitalter, in welchem noch die Wildnis vorherrscht, liebt heitere, angebaute Gebreite und fürchtet die schaurige Waldwüste, ein Zeitalter, in welchem alles von der Kultur übersponnen ist, flüchtet in die Höhe zu den ewigen Bergen. Selbst scheinbar Gleiches erweist sich bei näherer Betrachtung als ganz verschieden. Gewiß entzückte schon den homerischen Griechen das eherne Himmelsgewölbe mit den daran befestigten funkelnden Lichtern. Aber wenn **wir** zum Himmel aufschauen, drängen sich uns unwillkürlich die Vorstellungen unendlicher Räume und unermeßlicher Lichtwelten, wie sie uns die Astronomie vermittelt, ins Bewußtsein und helfen den Eindruck majestätischer Erhabenheit verstärken u. s. f. — Noch einige Belege dafür, daß der Verf. sich nicht selten mit einer ungefähren Wahrheit begnügt, welche bei näherer Prüfung nicht stich hält! Besonders wenig glücklich ist die Behandlung der „früher allein gekannten 4 Elemente" (die heutige Wissenschaft kennt diese Elemente überhaupt nicht mehr) als der Träger des unorganischen Naturschönen. Was soll z. B. der Satz heißen: „Die Luft ist als Aether die Quelle des Lichts"? (S. 108). Daß das Feuer des Herdes oder Kamins uns anheimelt (S. 113), gehört doch gewiß nicht in das Gebiet des Naturschönen, ebensowenig der Gedanke an die Bedeutung des Feuers als Kulturträger. S. 124 werden die homerischen Gleichnisse schief eingeführt. Nicht die Verwendung der Tierwelt zur Veranschaulichung menschlicher Vorgänge gehört in das Gebiet des Naturschönen, sondern nur die selbständige Freude, mit welcher Homer Tierszenen ausmalt. Aber der ganze Gedanke ist etwas problematisch, Homer mußte sonst auch eine Aesthetik des Meerpolypen kennen (Od. 5, 432). Noch einige Bemerkungen über die Behandlung des Tragischen! Aus der Antigone des Sophokles wird abgeleitet, daß zum Begriff des Tragischen der Kampf zweier sittlich berechtigter Mächte gehört. Thut Antigone auch nach unseren heutigen Begriffen unrecht, indem sie des Königs Gebot verletzt, um der Götter Gebot zu erfüllen? Es müßte gesagt werden, daß die Alten neben dem Staate kein Gebiet selbständiger Sittlichkeit kannten, weil auch die Religion Staatssache war, und daß darum der Konflikt, in den Antigone gerät, so schmerzlich und unlösbar ist. Wenn es dann weiter von Lear heißt (S. 50), er fordere Liebe von seinen Töchtern, aber eine allzugroße, eine äußere Liebe, so sind da doch nicht **zwei** sittliche Mächte im Kampf! Bei der Besprechung von Schillers Wallenstein (S. 52) wird dann an die Stelle des Kampfes zweier sittlicher Mächte der fragwürdige Begriff der Kollision der Pflichten gesetzt, der gewiß auf Wallensteins Handeln besonders schlecht paßt. Wallenstein wußte ganz gut, welches der Weg der Pflicht war, aber sein Ehrgeiz machte es ihm unmöglich, denselben zu gehen. Er soll ein Vertreter des Naturrechts gegenüber dem historischen Recht sein — aber fordert das Naturrecht, daß die Herrscherseele auch den Herrscherplatz einnehme? — Auf derselben Seite wird Sokrates für einen tragischen Charakter erklärt. Höchstens könnte man sein Geschick tragisch nennen. Ein Mann, der den Tod gar nicht als ein Uebel empfindet, ja mit heiterer Ironie demselben ent-

gegen geht, ist kein tragischer Charakter. — Die Art, wie S. 65 eine Schuld des Königs Oedipus bei Sophokles konstruiert wird, ist doch künstlich, im Stücke durch nichts angedeutet. Und war es nach Sophokles Glauben wohl überhaupt möglich, daß das Orakel unerfüllt blieb? — Shakespeares Richard III. wird S. 69 einleuchtend gerechtfertigt, wenn auch nicht alle Prämissen des Verf. an ihm als erfüllt erwiesen werden. Es konnte noch gesagt werden, daß Richard in der schrecklichen Zeit, welche er durchlebt hat, an allem Gewissen irre geworden ist und nun seine ganze Entschlossenheit gegen die Erfahrung ausspielt, daß Gewissen, wie Hamlet sagt, aus uns allen Feige macht, aber im Kampf der Tapferkeit mit dem Gewissen erschütternd unterliegt. — Doch wir brechen ab. Das Büchlein ist allen empfohlen, welche sich gern in Probleme der Aesthetik versenken. A. Hartert.

6. Gesundheitspflege.

— **Morell Mackenzie. Singen und Sprechen**, übersetzt von Dr. Michael (Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß.) 1888. geb. 6 M.

Wir können den in den Vorreden zwischen Verfasser und Uebersetzer aus getauschten Lobsprüchen in bezug auf Sir Morell Mackenzie nicht zustimmen: vergebens sahen wir uns nach „deutscher Gründlichkeit" und „Dickens'schen Humor" um; die Darstellung ist unruhig, abspringend; eine „Causerie", wie sie sich auf Seite 121 und 122 breit macht, wurde Dickens in die Transactions of the Pickwick Club verwiesen haben. Die Hauptsache vermissen wir, Antwort auf die Frage: wie verbessern wir Stimme und Sprache? „Der Lehrer muß," sagt Sir Mackenzie, „darauf achten, daß der Schüler die Herrschaft über das Zwerchfell und die andern Atemmuskeln erlangt!" In einem anderen Falle „muß auf die Atmung die Aufmerksamkeit gerichtet werden," in einem dritten „muß er die Behandlung die Zunge in Anspruch nehmen" — wie dies alles aber zu machen sei, erfahren wir nicht. Man vergleiche dagegen Emil Palleskes vorzügliches Werk „Kunst des Vortrags", welches nach Verdienst in etwa 20 000 Exemplaren verbreitet ist — Sir Morell Mackenzie's Leistungen sind nicht gerade schlecht; aber sie nach Deutschland zu übertragen war sehr überflüssig, da wir auf seinem Gebiete viel besseres aufweisen können. Ss.

— **Paul Mantegazza, das nervöse Jahrhundert.** (Leipzig, F. W. Steffens.) 1888.

Die „einzige rechtmäßige Uebersetzung" dieses neuen Werkchens des bekannten italienischen Physiologen und Staatsmannes ist eine spannende, aber unheimliche Studie. M. gibt unserem Jahrhundert drei Namen; es sei in physiologischer Beziehung nervös, in moralischer heuchlerisch, in geistiger skeptisch; das vorliegende Bändchen gilt der ersten Eigenschaft. Auf eine weit verbreitete Schrift des vielgenannten Dr. George M. Beard „amerikanische Nervosität, ihre Ursachen und Folgen" sich stützend, gibt es zwei „nach der Natur," aber in realistischer Uebertreibung mit brennenden Farben gemalte Bilder von Herrn Nervensiech und Frau Nervina Krampfig und geht dann zu einer geistvollen Schilderung der verschiedenen Formen und Ursachen der Nervosität und Nervenschwäche über: Alkohol, Tabak und Opium, Eisenbahnen und Telegraphen, Zeitungen und Politik, Spekulation und Genußsucht, Börsenschwindel und Strebertum: alle diese guten und bösen Mächte des modernen Lebens wirken nervenzerreibend. Aber die Heilmethode: Worte! „Ein bißchen mehr Ordnung und gesunder Menschenverstand in der physischen und moralischen Erziehung, etwas mehr Grün und etwas weniger Grau." Wohl dämmert es; Sonntagsfeier sei nötig, aber nicht die christliche, sondern materialistisches Genießen des Naturschönen, „etwas mehr Grün!" Die furchtbare Gefahr, sittlich und körperlich zu verkommen, ist in packender Weise uns vor die Augen geführt; aber das einzige Heilmittel, die Quelle des Lebens und des Friedens, der Wahrheit und Lebensfreudigkeit wird nicht genannt: der Segen des Kreuzes Christi. Ss.

— **Die Lungen-Gymnastik.** Von Dr. med. Th. Huperz. (Berlin und Neuwied, Heusers Verlag.) 1888. 2,40 M.

Ein erfreulicher Gegensatz zu dem oben erwähnten Büchlein, keine prickelnden oder gänsehauterregenden Bilder, sondern eine klare und anregend geschriebene Gesundheitspflege bietet uns dies schon in drei Auflagen erschienene Werkchen. Die Lungen-Gymnastik, d. h. die Lehre von der Atmung ist der Kern, an den sich eine Fülle trefflicher Lehren über Kleidung, Wohnung, Leibespflege unkristallisieren. Diesem Handbüchlein für Eltern und Erzieher dient das treffende Wort Sondereggers als bezeichnendes Motto: „Nicht das, was wir für vier Wochen thun, während wir in ärztlicher Behandlung oder an einem Kurorte sind, sondern das, was wir alle zwei und fünfzig Wochen durch treiben, entscheidet unser Schicksal." Ss.

7. Unterhaltungslitteratur.

— **Rosen und Dornen.** Roman von **Graf Adalmar Dabei**, Verf. von „Aus stürmischer Zeit," „Ein zerschelltes Wappenschild" ꝛc. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) 200 S.

Ein kleiner Salonroman, welchem der Verf. ebensogut als seinem Zeitroman „Ein zerschelltes Wappenschild" den Zusatz hätte geben können: „aus unsern Adelskreisen." Der Inhalt ist ziemlich unbedeutend. Eine „herzige Ungarin," deren Vater sich durch Hazardspiel und Trunk zu Grunde richtet, schenkt ihr „pochendes Herzlein" einem preußischen Grafen und Kürassier-Rittmeister, „der (gelegentlich) das gerade Eisenschwert um seine Lenden gürtet." Der tapfere Offizier, durch die erste Klasse „des geheiligten Kreuzes von Eisen" nach der Schlacht von Metz ausgezeichnet, stirbt an seinen Wunden im Hause eines Vetters, der der zweite Gatte der lieblichen Ungarin Lilly wird. — Der Verf. hat das inhaltliche Minus seines Romans mit dem Plus pathetischer, enthusiastischer, poetisch-klingender Diktion auszugleichen gesucht. Anstatt Uhr sagt er „Zeitkünder," statt Sonne „die goldne Kugel," statt der geflüchtete Winter der „verflüchtete," statt der streitbare

Geistliche der „strittige," was doch so viel ist als der bestrittene. Es ist vom ungarischen Dialekte die Rede, während an eine Aussprache des Deutschen durch Ungarn gedacht wird. Von dem nach Frankreich in den Krieg ziehenden Heere heißt es, daß es in das weite, bluttriefende Gefilde gezogen sei, während die Gefilde erst nach dem Kampf von Blut triefen können. Von einem Theekessel kann man es sich gefallen lassen, daß er brodelt, von einem Theetisch aber kann man das nicht erwarten. — Ich habe allen Respekt vor einer wolgeebneten Tenne, spiegelglatt könnte ich sie aber nicht nennen, das kann man von einer Eisfläche, von einem Parketboden sagen. — Wenn davon gesprochen wird, daß eine wahrscheinliche Pilzbildung im Hals die unvermeidliche Folge 2c. sei, so liegt hier ein Widerspruch vor. — Abgesehen von ganz entbehrlichen Fremdwörtern hat sich der Verf. auch einzelne grammatische Fehler zu Schulden kommen lassen, die wir hier nicht aufzählen wollen. — S. 47 und 48 sagt der Verf. völlig richtig, daß die höheren Gesellschaftsklassen für ihre Leidenschaften das Wort „noble Passionen" erfunden haben. „So lange eines ihrer Glieder die Mittel besitzt, solchen zu huldigen, breiten die übrigen gerne und bereitwillig den Mantel der alles beschönigenden christlichen Liebe über derlei Verwirrungen und Abweichungen. Nur dann wenn erstere fehlen, bekommen letztere ihre wahren Namen." Leider steht aber der Verf. selbst unter dem Banne jener Redensart, denn sonst hätte er nicht so leichtsinnig, wie S. 92 geschehen, von der Vergangenheit des „leichtlebigen, flotten, jungen" Grafen sprechen können. — Allzudick hat der Verf. dagegen die Farben aufgetragen in dem zur Fratze verunstalteten Bilde einer „frommen" Gesellschaftsdame. Der Ausdruck „himmlische Gymnastik" (S. 32) ist geradezu unwürdig. Derselbe steht auch im Gegensatz zu dem bischen Christentum, das hie und da in den Roman eingesprengt ist. — Uebertrieben ist es, wenn Preußen von 1866 in den Augen eines ungarischen Barons, „weltverschollen" und „ganz seitwärts der Kultur" gelegen haben soll. Uebertrieben ist auch die Versicherung, daß nach den Freiheitskriegen die Völker nach konstitutioneller Verfassung und einer der englischen ähnlichen Staatsverfassung geschmachtet haben sollen. D. K.

— Elifen. Ein Wüstentraum von Georg Ebers. 6. Aufl. (Stuttgart, Leipzig, Berlin, Deutsche Verlagsanstalt.) 1888. 160 S.

Der berühmte Egyptolog hat den letzten Weihnachtsmarkt nicht mit dem üblichen egyptischen Roman bezogen, er hat eine egyptische Novelle in Versen angefertigt und die Verse dem alten Marktmeister F. Th. Vischer zur Beurteilung vorgelegt. (Nach der Vorrede „schuldete" Ebers dem alten Vischer „manch förderlich und ermutigend Wort." Weggelassen ist dabei das wichtige Wort Dank.) Der alte Vischer hat darauf an Ebers am 9. August 1887 einen „schönen Brief" geschrieben. Der freudetrunkne Novellist teilt aber nicht mit, was Vischer zum Lobe seiner Novelle in Stanzen gesagt hat, vielmehr mit Vischers Worten nur den Inhalt der Dichtung Elifen: „Eine Künstlerseele im Bann von priesterlichem Kunstformzwang, durch Einfluß der abendländischen Kulturwelt befreit, von der Liebe begeistert, in der Geliebten unter wildem Naturvolk das Vorbild für das Bild der Göttin erschauend... Ein Menschenschicksal auf der Folie großartiger Natur und großartig geschichtlichen Lebens, da in die afrikanische Wüste egyptische Kultur und Römertum eingreift." — Ohne allen Zweifel wußte der berühmte Kritiker von den Ebersschen Stanzen nicht viel Gutes zu sagen. Wer unbefangen die 318 Strophen des berühmten Gelehrten und gering begabten Poeten liest, wird finden, daß sich Vischer in schlauer Weise aus der Schlinge gezogen, daß er die zahlreichen Gebrechen des „Wüstentraumes" mit dem Mantel höflicher Rücksicht zugedeckt hat. Schon die üblen Reime: einander — Hand er, Herz — zerrt's, leider — weid' er, Hippodromes — Rom es, Strom es, Meister — preist er, die in ein Eckteinisches komisches Epos gehören, haben dem alten Aesthetiker ein gelindes Entsetzen erregen müssen. Die „Schreiberöhren" (S. 22) für Rohrfedern und die „Tintenfasern" (S. 21) für den Papyrus, die von Licht belasteten Zweige (S. 44) und das „Verröcheln aus tiefer Todeswunde" (S. 121), die S. 71 schon lang zunichte gegangene Burg Dusares und die Willkür: mehr anstatt mehrere (S. 72), angeschwommen anstatt angeschwemmt, rennt für rinnt zu sagen, all das wird dem bewährten Kritiker wenig behagt haben. Bisweilen wirken die schlechten Reime gerade an solchen Stellen, an welchen der gefühlvollen Leserin der Atem stockt, dem gefühllosen Leser gegenüber erheiternd. S. 115 ist die Situation eine äußerst bedenkliche. Der Artifex Hor, welchem die Geliebte Elifen als Modell für das neue Götterbild gedient hat, sieht sich von dem Durchlauchtigen Vater der Braut, dem Fürsten Dusare, mit dem Beil bedroht, da fällt Elifen dem Drohenden zu Füßen;

Und krampfhaft, halb schon der Besinnung bar,
Wirft er die Rechte nach der Streitaxt Griffe.
Und seiner Tochter, ihm zu Füßen, war,
Als ob sie auf den Liebsten niederpfiffe. —
Da hebt ihr Mut sich plötzlich wunderbar
Ihr ist, als ob ihr stumpfer Geist sich schliffe,
Und schnell küßt sie den Saum des Fürstenkleides
Und fleht zu ihm empor: „Denk deines Eides."

Ebers hat dabei Elifen viel zu sehr als hohes Fürstenkind vor Augen gehabt. Hätte er sich erinnert, daß die Garderobe des „Fürsten" Dusare im Anfang der Novelle (S. 20) nur in einem Schurz bestand, an dem ein „Löwenwedel" hing, so würde er die Farben etwas weniger stark aufgetragen haben. Auch über die Art und Weise, wie die Wüstenprinzessin Toilette zu machen pflegte, scheint der abendländische Dichter nicht hinreichend orientiert gewesen zu sein. S. 95 ist davon die Rede, daß Elifen „der eignen Züge Bild" „nur auf des Wüstenbaches krausem Spiegel beim Wasserschöpfen flüchtig angesehen," also im allerunpassendsten Augenblick, denn unruhiges Wasser wirft kein Spiegelbild zurück. Es ist auch das Verhalten Elifens um so auffallender, als sie zu Hause

in der Mutter Truh einen halberblindeten Spiegel liegen hatte. — Daß auch in der inhaltlich höchst dürftigen, eigentlich langweiligen Eberschen Dichtung gelehrt klingende Ausdrücke wie Portophoren, Pterophoren, Pastophoren, Skulptoren, Neokoren, Kanopen, Pylonen, ihre Rolle spielen, versteht sich von selbst. Neu dagegen sind die deutschklingenden Worte überborden und das dreimal vorkommende Wort bauen. Unter letzterem kann ich mir durchaus nichts vorstellen. Auch Weigand schweigt. — Daß Hor in seiner Jugend die altegyptische Elementarschule besucht hat, vermutet der gebildete Leser schon von sich aus. Ueberraschend ist dagegen die Mitteilung, daß in seiner Schule Zeichenunterricht eingeführt war. Von da an ist nur ein Schritt zu den Mappen des Künstlers (S. 57) und zum Frühstücks-„Brödchen" (S. 58). Der Schreibunterricht hat jedenfalls die „altegyptische Volksschrift" zum Gegenstand gehabt, denn das Marmorfragment, welches den Egyptologen Ebers zur Wiederholung des gewagten Schrittes aus dem Gebiete der Wissenschaft in die Gefilde der Poesie veranlaßt hat, ist S. 9 ausdrücklich als in „altegyptischer Volksschrift" abgefaßt angegeben.

Wenige Wochen nach Erscheinen des Eberschen „Wüstentraums" ist eine Travestie „Die Herrgottschnitzer von Phyle" in der Dichtung „Von Elisen bis Zwölifen. Ein wüster Traum nicht von Georg Ebers, sondern von Hans Merian (S. Rebeg, von hinten nach vorn gelesen = G. Ebers) (Leipzig Reinhold Werther) 102 S. 1 Mark erschienen. In vortrefflichen Stanzen gibt der komische Dichter eine etwas lang geratene Einleitung, in welcher eine Begegnung mit Mephistopheles in Auerbachs Keller erzählt wird. Sobald der mit dem Pferdefuß erscheint, brechen die Stanzen ab und der alte urdeutsche Knittelvers beginnt. Ein Gespräch von Gästen über neueste Litteratur wird von Junker Satan zu einem von dem Verf. gebilligten Loblied auf Zola und zu einem Spottlied auf Ebers benutzt. Letzteres ist in dem bekannten Schartenmeiertone Vischers abgefaßt. S. 94 und 95 werden dem „Modedichter" Ebers arge Dinge gesagt, aber es ist schließlich doch die Wahrheit wenn Mephisto erklärt:

Ich will den Kleiensack dir leeren,
Der statt dem Herzen dir erfüllt die Brust,
Heraus den Bettel! Seht, da liegt der Wust!
Nur Häcksel, ein paar Stecken, Wachs und Draht —
Der ganze Kerl ein Automat!

Ebers fehlt der Götterfunke, es fehlt ihm die Schöpferkraft des wahren Dichters. In einer gebildeten Sprache vermag er nur Liebesgeschichten in Prosa oder in Reimen zu Stande zu bringen, die mit dem Flitter des egyptischen Altertums ausgeputzt sind.

Uebrigens hat sich Hans Merian schon einmal mit Georg Ebers befaßt. Kurze Zeit nach Veröffentlichung des Romans „die Nilbraut" ist in dem erwähnten Wertherschen Verlag „der Nilbräutigam. Roman von S. Rebeg" im Dezember 1886 erschienen. V und 84 S. 1 Mark. Der Titel hat sich dem Verf. aufgedrängt. Beweis dafür ist die in derselben Zeit geschriebene Bemerkung in der im Februarhefte (1887) der Monatsschrift erschienenen Rezension des Eberschen Romanes „die Nilbraut": „Es ist keine Frage, Ebers hätte sein Buch auch „Der Nilbräutigam" nennen können." Hans Merian nennt das Ebersche Werk „einen veritablen egyptischen Kolportageroman." Alle Greuel, deren sich der Ebersche Bräutigam schuldig macht, werden aus dem Wortschwall der drei Bände des Romans zu der knappen Parodie eines kleinen Heftes ausgelesen und verdichtet. All diese Sachen gehören zum Kolportageroman. „Nur muß man alles hübsch einzukleiden wissen. Besonders muß man mit vielen gelehrten Ausdrücken um sich werfen. Wenn z. B. von Ratsherren die Rede ist, so darf man nicht sagen die Räte der Stadt, die Stadträte, nicht einmal die Senatoren, nein, denn da könnte die Kammerzofe auch wissen, um was es sich handelt. Aber braucht man das griechische Wort „die Bouleuten" dann — weiß zwar die Gnädige auch nicht was das ist, aber wozu hat sie denn ein Konversationslexikon? So giebt es noch viele Beispiele. — — Früher da las man, um sich etwas beim Lesen und über das Gelesene zu denken; heutzutage soll einem das Lesen sogar für die „geistreiche" Konversation die Arbeit des Denkens ersparen. Ja, wenn der „gebildete" Leser sogar noch zu träge ist, irgend ein Lexikon aufzuschlagen, dann kann er aus den „wissenschaftlichen" Anmerkungen immer noch dies und das aufschnappen. — Wer sich „die Nilbraut" hat gefallen lassen, dem wird „der Nilbräutigam" hoffentlich jenes Gefallen gründlich verleiden. Wenn Hans Merian diese Wirkung nicht überall hat, so kann man nur an den Kampf denken, den selbst die Götter vergeblich führen.

Hans Merian ist endlich in einem umfangreichen Buch („die Urahnen. Ein Zyklus vorsündflutlicher Romane." Leipzig, R. Werther 1888. 807 S. 5 Mark, geb. 7 Mark) dem Unwesen des archäologischen Romans, des „Professorenromans," wie ich mir die Sache zu nennen erlaubt habe, in recht ergötzlicher Weise zu Leibe gerückt. Im Vorwort verwahrt sich der Verf. gegen die Annahme, als ob der Dichter der „Ahnen" habe verhöhnt werden sollen. Nur die äußere Anordnung der drei Romane („Ur-Ur-Ur", ein Roman aus der Primordialepoche," „Muff oder das fidele Gefängnis, eine Geschichte aus der Steinkohlenzeit" und „Die romantische Ichthyosaura, eine Geschichte aus der Jurazeit mit fahrendgesellenliederlichen Anwandlungen") hat der Verf. dem Gustav Freytag entlehnt. Außerdem bemerkt Hans Merian im voraus, daß sich seine Urahnen „nicht für die Kinderstube" eignen. Richtiger ausgedrückt: nur urteilsfähige, gereifte Leser sollen solche Dinge lesen. Die Romane von den Urahnen enthalten selbstverständlich das tollste Zeug. Beginnen sie doch mit der Urzelle: „es ist ein zähes schleimiges Klümpchen. Betrachte es mit Respekt, lieber Leser, denn es ist das erste organische Wesen unseres Erdballs, unser aller Ur-Ur-Ahne!" Nach der zweiten Erzählung ist ein origineller „Briefwechsel zwischen Verleger und Verfasser" eingefügt. Dem

Verleger sind Bedenken gekommen. Er vermißt Handlung, die Liebesgeschichte und die Möglichkeit sich etwas bei der Lektüre denken zu können. Der Verfasser erwidert, daß der Verleger die Handlung mit der „Spannung" verwechselt habe. „Spannung! Nein — wir photographieren das Leben, beschreiben alles möglichst genau, und darum will ich meine Beschreibungen stramm aufrecht erhalten. Ob sich der Leser dabei langweilt oder nicht, das geht uns nichts an. Er kann sich übrigens kaum mehr langweilen beim Lesen als wir beim Schreiben und der beneidenswerte ist dabei noch in der glücklichen Lage, soviel Seiten überschlagen zu dürfen als er will, was wir, die Autoren, leider nicht können; wir müssen alles Buchstabe für Buchstabe hinsetzen." Als Beispiel für den entsetzlichen realistischen Stil muß Zola dienen. — Im Punkt der Liebesgeschichte erklärt der Verf., daß sie jetzt wesentlich anders verlangt werde als früher, nämlich möglichst nackt, möglichst physiologisch, mit etwas Hautgout, pathologisch. — Nur im Punkte des Denkens gibt der Verf. zu, daß davon keine Rede sein könne. „Ich verlange auch keineswegs, sage und schreibe keineswegs, daß sich irgend ein Leser bei meinen Schriften irgend etwas denken müsse; das klingt ja, als ob da sonst noch etwas dahintersteckе... Möge es alle Welt wissen, ich sage, schreibe und unterstreiche: ich habe mir gar nichts hinter meinen Geschichten gedacht und verlange auch nicht, daß andere irgend etwas dahinter suchen sollen." — Die Merianschen Romane sind nicht auf ihren Inhalt zu prüfen, sondern nur zu schätzen als Gelegenheiten, die neuste Modeschriftstellerei ins gebührende Licht zu stellen. Im dritten Roman muß Julius Wolff herhalten. Er figuriert als Hupfuf Pterodaktylus, der die vortrefflichsten „Stromer-Vaganten- und Bummerlieder" und „ein neues Lied vom Ritter Tannhäuser" gedichtet hat. „Die Fahrendengesellenlyrik gehört zu den leichtesten Aufgaben der Dichtkunst; nichtsdestoweniger aber zu den dankbarsten. Man braucht eigentlich nicht viel mehr dazu als eine frische, flotte Reimgewandtheit; denn die Gedanken sind alle vorgezeichnet, gleichsam stereotyp, und brauchen nur nach der alten Schablone neu aufgetüncht zu werden." Das Rezept lautet: „Jugendlust, Frohsinn, Leichtsinn und Uebermut in genügender Menge, verrühre es mit möglichst viel Sonnenschein, mische etwas Waldesduft dazwischen, dann setze vorsichtig einige altertümliche Wörter und Wendungen und ein paar naiv und volksliedartig erscheinende, im Grunde genommen aber sprachlich ziemlich gewagte Ellipsen oder andere Redenachlässigkeiten bei; verkoche den so gewonnenen Brei in sinnlichen Liebesfreuden, sorgloser Untreue und reichlichen geistigen Getränken; würze zum Schluß mit einem „Bruder Klausner," einem „blinden Fiedler," einer „gestohlenen Gans," einigen „versetzten Kleidungsstücken," einem „vertrunkenen Stiefelpaar," mit „heimlichen Küssen" und sonstigen gerade zu habenden Mätzchen, gieße noch etwas sentimentale Rührung darüber und ziehe das Ganze auf glatte und sangbare Strophen ab. Serviere frisch von der Presse." Und diesem Rezepte gemäß hat Merian eine Anzahl Schelmenlieder gedichtet, welche sich den Wolffischen, ebenfalls **nicht** im Wald und auf der Heide, vielmehr ebenfalls daheim **auf dem Sofa** gedichteten Singuf- und Rattenfänger-Liedern ebenbürtig an die Seite stellen.

Um Irrtum zu vermeiden sei ausdrücklich erklärt, daß man mit dem, was Merian als die Blüte moderner Poesie **ablehnt**, einverstanden sein muß, daß man aber gegen das, was er **lobt und empfiehlt** — mit einem Namen genannt: **Zola** — den allerentschiedensten Widerspruch erheben muß. Was soll es, wenn ein **Schatten** beseitigt und ein **Teufel** an seine Stelle gesetzt wird? Nicht die reale Wahrheit, die vorhandene gemeine, rohe Wirklichkeit schildert Zola (bis zu einem gewissen Grade — auch er erkennt noch Schranken an, die seine Nachfolger vielleicht überspringen werden) und dieser Wirklichkeit des Unflates und Schmutzes setzt er nicht **einen** Gedanken Sittlichkeit entgegen. Er kennt gar kein Sittengesetz. Er ist gottlos. Wenn Hans Merian bei Zola, dem Propheten des trostlosesten Realismus und Pessimismus, in die Schule geht, so ist das um der Begabung Merians willen zu bedauern. Der Schule Zola gegenüber verdient **die sittliche Weltanschauung** eines Dichters wie Ebers das höchste Lob. — Wer Merians Schriften liest, halte sich immer vor Augen, daß seine Stärke in der Negation, in der Ablehnung von Schwachem und Unzureichendem liegt, daß seine Position aber genau soviel wert ist als die Lebensanschauung Heinses, Heines, Heyses. O. K.

— **Vom Markt des Lebens.** Novellen von **Wilhelm Berger.** (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) 1887. 505 S.

Sechs Novellen, in welchen der **Ernst des Lebens** zur Darstellung kommt. Die letzte Novelle spielt in Mexiko, die vierte in St. Thomas und auf dem Meere. In beiden begegnen wir mancherlei Unwahrscheinlichkeiten, die bei dem nüchternen Verfasser einigermaßen in Erstaunen setzen. Die kurze Zeit, in welcher ein sinkendes Schiff von den Insassen verlassen wird, scheint mir die allerungeeignetste zu einer Verlobung zu sein. Entweder verschlingt die See beide Liebende oder nur ihn oder nur sie, dann ist die Verlobung überflüssig, oder beide werden gerettet, dann ist es immer noch Zeit das entscheidende Wort zu sprechen. — Der Verf. ist ein tüchtiger Beobachter. Zwei Beispiele: S. 212 spricht er von Wänden, an welchen „die verblaßten Photographieen guter aber häßlicher Verwandten" aufgehängt sind. S. 235 ist die Rede von jungen Gatten, die aus der Schweiz zurückkehren und der Mutter des Mannes von ihren Erlebnissen erzählen. „Geduldig ließ die alte Frau die Schilderungen der Gebirgswelt über sich ergehen." — Wenn es dem Verf. gefallen hätte, eine nicht geringe Anzahl **ganz entbehrlicher Fremdwörter** zu unterdrücken, würde ich seinen Stil unbedingt loben. O. K.

— **Illa von der Recknitz.** Charakterbilder aus dem letzten Dezennium (sic!). Wahrhaftigen Erlebnissen nacherzählt von **Carl Jenzen,** Schiffs-Kapitän. Leipzig 1887. Zangenberg und Himly. 204 S.

Der Verfasser will warnen „vor den Feinden der bestehenden Ordnung, den Feinden der Ehrlichkeit und Wahrheit und vor den Hinterhalten, die zum Verderben anderer im Geheimen gelegt und gesponnen werden.“ Verbrechen aller Art, verübt von Schiffskapitänen, Rhedern, Kaufleuten, bilden den Inhalt unseres Buches, das eigens dem Semitentum in Deutschland und noch mehr in England zu Leibe geht. Leider wird der beabsichtigte Eindruck durch die völlig verfehlte novellistische Form gründlich vereitelt. Ich erinnere mich nicht ein so ungeschickt stilisirtes, mit soviel grammatischen, orthographischen und Druckfehlern ausgestattetes Buch, wie das vorliegende, gelesen zu haben. Der Verf. hat keine Ahnung von dem, was man unter Komposition versteht. Er kommt aus dem Hundertsten ins Tausendste. Seine Kenntnisse und Erfahrungen mögen reichlichen Stoff enthalten für interessante Kriminalnovellen, aber er ist über seinen Stoff nicht Herr geworden. O. K.

8. Verschiedenes.

— Aus Schule und Leben. Fünf Vorträge von Karl Matthias, weil. Schul- und Gymnasialdirektor. Mit dem Porträt des Verfassers in Lichtdruck. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler.) 1887. 203 S. 8°.

Vielleicht zu meiner Schande muß ich gestehen, daß Karl Matthias mir bisher ganz unbekannt geblieben war, und ich bedaure dies um so mehr, da der Eindruck, den diese Schrift auf mich gemacht hat, ein sehr günstiger ist. Schon das vorausgeschickte Bild erregt in hohem Grade die Aufmerksamkeit: ein edel geschnittenes Gesicht mit gescheit blickenden, klaren Augen, energischem und doch so wohlwollendem Munde. Was das Bild verspricht, das halten die Vorträge. Es muß ein bedeutender, vielfach geistig bewegter Mann gewesen sein, der sie gehalten hat. Von Pestalozzis Wollen und Wirken handelt der erste Vortrag, von einem Erziehungsfaktor der Volksschule (dem Schönen) der zweite, den Einfluß der Reformation auf das geistige Leben unseres Volkes legt der dritte dar. Der vierte bietet eine außerordentlich lichtvolle Darlegung der Philosophie Lotzes „der eine Welt- und Lebensansicht als wahr und berechtigt nachweist, die wie den gesicherten Thatsachen einer besonnenen Naturwissenschaft so nicht minder den immer und immer wiederkehrenden und ebenso gültigen Bedürfnissen unseres inneren Geistes- und Gemütslebens, des besseren Teiles unseres menschlichen Wesens, in gleich befriedigender Weise entspricht“. Zeigt der Verfasser sich in den ersten Aufsätzen als tüchtiger Pädagog, Historiker und Philosoph, so bietet ihm der letzte Aufsatz über Goethes Iphigenie noch die Gelegenheit, sich als feingestimmter Kenner der Litteratur zu bewähren. Aber er versteht nicht nur an anderen das Schöne und Edle zu würdigen, seine Darstellungsform entspricht auch durchaus dem edlen Inhalt. Haben wir so mit dem Beifall nicht gekargt, so müssen wir doch fragen: findet ein solches Buch außer dem Kreise derer, die Matthias persönlich gekannt haben, wohl Leser? Wir fürchten nicht viele, dafür sind die Stoffe zu mannigfaltig. Schfr.

— Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band XIII, Heft 2. Fortschritt, Fortentwickelung, Fortbildung im Kulturleben. Von G. Schlosser, Pfarrer in Frankfurt a. M. (Heilbronn, Gebr. Henninger.) 1887. 61 S. 1 Mk. 20 Pf. — Wie alles, was G. Schlosser schreibt, dem vollen Menschenleben entwachsen ist, so auch seine aus reicher Erfahrung und nicht geringem Studium — von Büchern, Lebensverhältnissen und Menschen — zu stande gekommene Erörterung dessen, was wahrer und falscher Fortschritt ist, was man unter organischer Fortentwickelung und gesunder Fortbildung zu verstehen hat. Es liegt auf der Hand, daß er seinem weitgreifenden Thema nicht bloß im kirchlichen und sozialen, sondern auch im politischen Gebiete gerecht wird. Wer seine Darstellungsweise noch nicht kennt, dem mag folgender Satz als Ermunterung dienen, sich mit dem in außerordentlichem Maße volkstümlich schreibenden Manne bekannt zu machen: „Kein Fortschritt, weil keine Fortentwickelung und Fortbildung, ist es, wenn einem Volk von Eigenart die Kultur eines oder gar etlicher fremder Völker anderer Art aufoktroyiert wird, wie bei den Russen tatarischen Ursprungs die westeuropäische Kultur unter Peter dem Großen, woraus nur ein gefirnißtes Barbarentum geworden ist, bei dem das Barbarentum seine Wildheit beibehalten, aber seine Naturkraft eingebüßt hat, und wo die Rückkehr zur nationalen Eigenart schließlich nur noch im Umtausch des modernen Gewandes, der Helme gegen Schaffellmützen, der knappen Uniformen gegen Pumphosen und Kaftan besteht, wie in Vergewaltigung aller selbständigen Organismen anderer Art.“ — Zu der auf S. 35 erwähnten Vergötterung der Jungfrau Maria möchte ich ein Exempel hersetzen, das in vollendeter künstlerischer Darstellung einen geradezu unvollziehbaren Gedanken enthält. Eduard von Steinle hat ein Bild gezeichnet, auf welchem der in Gestalt der Taube erscheinende heilige Geist durch die auf zierlichem Kathederchen dozierende wunderbar liebliche Jungfrau Maria vier ehrwürdige Kirchenväter, die als bejahrte geisterfüllte Schüler zu ihren Füßen sitzen, unterrichtet. Das Bild ist im Besitze J. Janssens. — S. 48 wird das Wort „der Papst regiert die Welt“ eine Anmaßung genannt. Man kann auch sagen: eine Thorheit. Das Zentrum regiert der Papst, aber Irland läßt sich nicht von ihm regieren. — Wer die Broschüre Schlossers kauft und nur die ergreifende Geschichte von dem blinden Kinde S. 58 liest, hat sein Geld nicht verschwendet. O. K.

Die Sage vom Verrat Bazaines.

„Rettungen sind bei Geschichtschreibern in den letzten Jahrzehnten sehr beliebt geworden und dieser Zug ist verständlich. Schon die Volksweisheit meint, daß der Teufel nie so schwarz ist, wie er gemalt wird, und wer das Leben ein wenig kennt, der weiß, wie groß die Neigung der gedankenlos nachbetenden Menge ist, eine ursprünglich gegebene Richtung bis zur maßlosesten Uebertreibung zu verfolgen, durch beständige Hinzufügung und Steigerung aus einer nicht ganz sympathischen oder verständlichen Gestalt ein gräßliches Scheusal, aus einer banal gefälligen Persönlichkeit eine halbgottähnliche Lichterscheinung zu machen. So kommt es, daß der geschichtliche Kern einer landläufigen Ueberlieferung, wenn es gelingt, bis zu ihm vorzudringen, nach Beschaffenheit und Größe fast immer sehr verschieden von dem gefunden wird, was man zu finden erwartete, als man die Bloßlegung unternahm.“ Eine neue Rettung wagt Graf d'Hérisson, der auch in Deutschland wohlbekannte Verfasser des „Tagebuch eines Ordonnanzoffiziers“ in seinem heute erschienenem Buche „La légende de Metz“ (Paris bei Ollendorf). Er wäscht das Bild des unglücklichen Marschalls Bazaine rein, das in der Vorstellung des französischen Volkes von allen Lastern und Verbrechen geschwärzt erscheint.

Das ist eine Rettung unter besonders erschwerenden Umständen. Wenn man uns Tiberius als einen klugen und maßvollen Herrscher, Nero als einen höchstens etwas baulustigen und kunstliebenden, sonst aber vortrefflichen und namentlich sehr volksfreundlichen Staatslenker, Kleopatra als eine vielleicht ein wenig empfindsame und verliebte, im ganzen aber tugendhafte Dame zeigt, so setzt man sich keinen besonderen Gefahren aus, denn nach bald zwei Jahrtausenden hat niemand ein persönliches Interesse daran, sich für das herkömmliche Urteil über jene Persönlichkeiten zu ereifern, und das Schlimmste, was ihrem Retter widerfahren kann, ist, daß übellaunige Professoren der Geschichte ihn unwissend oder einen wunderlichen Querkopf nennen. Wenn aber ein Franzose mit der Behauptung auftritt, Marschall Bazaine habe stets seine Schuldigkeit gethan, er sei das Opfer der gemeinsten Leidenschaften einzelner Personen und eines ganzen Volkes geworden, es sei eine Niedertracht gewesen, ihn des Verrats zu beschuldigen und wegen dieses erdichteten Verbrechens sogar zu verurteilen, so läuft dieser Franzose Gefahr, von all den patriotischen Schreiern gesteinigt zu werden, die auch heute noch einen Trost in dem Gedanken finden, daß es bei der Besiegung eines großen französischen Heeres nicht mit natürlichen Dingen zugegangen sein könne.

Graf d'Hérisson hat nun den erstaunlichen Mut, seinen Landsleuten die volle Wahrheit über die Belagerung und den Fall von Metz und über den Charakter und die Rolle des Oberbefehlshabers der Rheinarmee zu sagen. Der deutsche Leser wird in seinem Buche nicht viel Neues finden, weder in den erzählten Thatsachen, noch in den gefällten Urteilen. Uns braucht man nicht erst zu beweisen, daß Bazaine kein Verräter war. Wir wissen, daß er ein entmutigtes Heer und unbotmäßige Unterbefehlshaber führte und seine Soldaten zwar abschlachten, nicht aber mit ihnen den unmöglich gewordenen Sieg erfechten konnte.

Wir müssen es uns versagen, dem Herrn Verfasser, welcher einen Teil seiner Studienjahre in Deutschland verbracht hat und mit klarem ungetrübtem Blicke deutsche Verhältnisse beurteilt, in all seinen interessanten Ausführungen zu folgen.

Geschlagene französische Truppen haben von je den Grund ihrer Niederlage, wenn sie sich nicht leichten Herzens über dieselbe hinwegzusetzen vermochten, in dem Verrat ihrer Führer gesucht und so z. B. der Anwesenheit Moreaus und Jominis im Hauptquartier der Verbündeten im Jahre 1813 und dem Uebertritte Bourmonts 1815 einen ungebührlich großen Einfluß auf den Gang der Ereignisse zugeschrieben. In Frankreich scheint nun einmal der Grundsatz zu bestehen, daß französische Truppen nur durch Verrat ihrer Führer zu besiegen sind; Offiziere der Rheinarmee, die den Zustand der Armee genau kannten, können dieses Gefühl jedenfalls nicht gehabt haben; Thiers äußerte sich: „Bei dieser Gelegenheit (26. August) hat es Bazaine an Kühnheit und Entschlossenheit fehlen lassen. Aber verkauft hat er nichts. Wenn ein Volk besiegt ist, behauptet es immer, verraten zu sein.“ Wenn Bazaine sich nicht selbst völlig rein gefühlt hätte, er würde sich nicht freiwillig zur Untersuchung gestellt haben. Geradezu unbegreiflich ist es, wenn ein neuerer Darsteller des deutsch-französischen Krieges, Duquet (Les derniers jours de l'armée du Rhin), sich gelegentlich der Abzweigung der Maas-Armee zu nachstehendem verleiten läßt: Cette imprudente et étrange décision de M. de Moltke tendrait à faire croire que, dès cette époque, l'état-major allemand, d'accord avec Bazaine, savait n'avoir plus rien à craindre de l'armée française et considerait les futures tentatives de percée comme des combats de comédie dont il n'y avait pas lieu de s'inquiéter. Und dann weiter: A la fin de septembre, les communications étaient devenues si fréquentes entre Bazaine et le prince Frédéric-Charles, qu'on avait dû etablir un service régulier d'officiers d'état-major, à Moulins-les-Metz, avec une voiture à poste fixe pour y attendre les parlementaires. Tout le monde savait qu'il y avait de fréquents rapports entre les deux quartiers généraux. Bazaine a eu plusieurs entrevues avec Frédéric-Charles: nombre de personnes l'ont vu dans les lignes prussiennes.

Als hauptsächlichste Anstifter des ganzen Prozesses sind Gambetta und Mac Mahon zu bezeichnen.

Gambetta hatte während der Belagerung von Metz die an ihn gelangten düsteren Berichte Bazaines entweder einfach unterschlagen oder zum Teil nicht lesen können, weil man bei der Ueber-

siedelung der Regierung von Paris nach Tours vergessen hatte, die Chiffre der natürlich in Geheimschrift abgefaßten Depeschen des Oberbefehlshabers der Rheinarmee mitzunehmen. Er veröffentlichte daher statt der wirklichen Nachrichten „zur Aufrechterhaltung des Mutes der Nation" willkürlich von ihm erfundene, welche besagten, in Metz stehe alles gut, man sei reichlich mit allem versehen, bedürfe keiner Unterstützung von außen und werde sich unbedingt behaupten. Als dann die Waffenstreckung erfolgte und nicht zu verheimlichen war, gestand Gambetta natürlich nicht ein, daß er das Land absichtlich belogen habe, und daß ihm schon früher sehr wohl bekannt gewesen sei, wie verzweifelt es um das Heer von Metz stehe; vielmehr zog er es vor, den plötzlichen Szenenwechsel durch den Verrat Bazaines zu erklären und ihn in einem Aufruf an Frankreich mit den unerhörtesten Schimpfworten zu brandmarken. Bereits am 15. Oktober hatte der mit einer politischen Mission an die Kaiserin aus Metz entsendete General Bourbaki dem Diktator Gambetta mitgeteilt, daß Metz sich nur noch etwa bis zum 25. oder 30. Oktober zu halten vermöge, und dennoch veröffentlichte die offizielle Agence Havas nachstehende Depesche: „Les avis de Metz apportés à Tours par l'envoyé de Bazaine sont excellents, et confirment de la façon la plus péremptoire les informations reçues naguère par une autre voie. L'armée de Bazaine, abondamment pourvue de tout, est animée d'une invincible confiance, et chacune de ses sorties est une victoire infligeant à l'ennemi des pertes considérables." Schon am 28. Oktober, als Gerüchte über die Katastrophe laut wurden, schrieb er: „Un tel événement ne pourrait être que le résultat d'un crime dont les auteurs devraient être mis hors de la loi."

Gambetta verfügte dann die Verhaftung der Frau und Kinder Bazaines und erließ hinter dem Marschall, der in deutscher Gefangenschaft war, einen Steckbrief. Die Ankläger Bazaines waren Hauptmann Rossel, der im folgenden Jahre als Kommunegeneral kriegsrechtlich erschossen wurde, ein Schwindler namens de Valcourt, der sich fälschlich für einen Ordonnanzoffizier Bazaines ausgab, am 30. Oktober sogar nach seiner Entlarvung mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet und später wegen Betrugs und Fälschung zu zehnjährigem Kerker verurteilt wurde, General Boyenval, der Selbstmord beging, endlich Oberst, später General d'Andlau. Der Name des Generals d'Andlau ist in bedenklicher Weise in der Ordensaffäre Ratazzi-Limauzin verwickelt und der Träger desselben mit fünf Jahren Gefängnis, Ehrverlust auf zehn Jahre und einer Geldstrafe von 300 Franks bestraft worden. Wenn irgend etwas, so kann den Ausgang, den seine Kläger genommen haben, den Marschall Bazaine über sein hartes Geschick trösten. Die Hauptanklagepunkte sind in einem geistreich und glänzend geschriebenen Buche des Generals d'Andlau enthalten, zu welchem er, wie er selbst eingestehen mußte, eine Anzahl geheimer Schriftstücke benutzte, also in schamlosester Weise die Dienstgeheimnisse verletzte.

Diese Gruppe von Meuterern, halb wahnsinnigen und offenbaren Galgenvögeln, hetzte in namenlosen und unterzeichneten Schriften gegen Bazaine, und die öffentliche Meinung war froh, einen Sündenbock für die schrecklichen Niederlagen zu finden. Bazaine verschmähte es, sich mit diesem Gelichter herumzuschlagen. Er wollte nicht enthüllen, wie unfähig seine Korps- und Divisions-Kommandeure, wie schwach und unzuverlässig seine Truppen gewesen waren, und ließ alle Schuld auf sein Haupt häufen.

Gleich nach dem Friedensschlusse forderte die öffentliche Meinung, daß Bazaine vor ein Kriegsgericht gestellt würde. Thiers wollte aber davon nichts wissen. Allein kaum war er gefallen und Mac Mahon Staatsoberhaupt geworden, da wurde die Verfolgung Bazaines angeordnet. Warum? Graf d'Hérisson gibt unerschrocken die Antwort: Mac Mahon wußte, daß er die ersten Niederlagen des Krieges verschuldet hatte und nur durch eine glückliche, übrigens sehr leichte Verwundung davor bewahrt worden war, seinen Namen unter die Waffenstreckungsurkunde von Sedan setzen zu müssen, welche die Folge seiner Unfähigkeit war. Er hatte das größte Interesse, den nachtragenden Grimm des Volkes auf einen anderen Feldherrn zu lenken.

Noch ein dritter Urheber that sein Möglichstes, um eine Anklage gegen Bazaine herbeizuführen: das war der Herzog von Aumale.

Die Orleans hatten eben ihre beschlagnahmten Millionen wieder gefordert und erhalten, was vom Lande sehr übel vermerkt wurde, sie empfanden also das Bedürfnis, irgendwie billige Volkstümlichkeit zu erlangen. Der Prozeß Bazaine sollte die Gelegenheit dazu bieten. Herzog von Aumale setzte alle Mittel in Bewegung, um den Vorsitz über das Kriegsgericht zu erlangen. Von Rechts wegen hätte dieser Vorsitz dem General Schramm gebührt, der weitaus der älteste Divisionsgeneral des französischen Heeres war und schon die Generals-Epauletten trug, als der Herzog von Aumale zum Leutnant ernannt wurde. Unter dem Vorwande, er sei alt und kränklich, entfernte man aber General Schramm und ernannte den Herzog von Aumale, der bei den Verhandlungen Gelegenheit fand, theatralische Phrasen einer billigen und gefahrlosen Vaterlandsliebe zu deklamieren, durch welche er sich ein Ansehen bei der chauvinistisch aufgeregten öffentlichen Meinung zu geben wußte. Die Prozeßakten wurden äußerst nachlässig geführt. Als höchst kennzeichnendes Beispiel führt Graf d'Hérisson drei „Etats de service" (Konduitenlisten) Bazaines an, die alle drei vom Kriegsministerium als dem Original gleichlautende Abschriften bezeugt und alle drei gänzlich von einander verschieden sind. Während der Verhandlungen verschmähte Bazaine es, gegen den Kaiser Napoleon und gegen die ihm unterstellt gewesenen Generale Ungünstiges auszusagen und nahm alles auf sich. Mac Mahon und Aumale wollten um jeden Preis eine Verurteilung, und zwar eine einstimmige. Zwei der Richter erhielten während des Prozesses das Großkreuz der Ehrenlegion und drei (von sechs

Richtern, den Vorsitzenden nicht mitgerechnet) ließen sich zu einer Verurteilung erst herbei, als noch vor der Urteilsfällung ein Gnadengesuch von allen Richtern unterzeichnet worden war und der Herzog von Aumale ihnen die Versicherung gegeben hatte, daß die Todesstrafe nicht vollzogen werden sollte.

Alles, was Graf d'Herisson vorbringt, beweist er durch Urkunden, und wenn die französischen Leser, nachdem sie von dem Buche Kenntnis genommen haben, noch immer an der Sage vom Verrat Bazaines festhalten, so bleibt ihnen nicht mehr die Entschuldigung, daß die Stimme der Wahrheit nie bis zu ihnen gedrungen sei. Vom Grafen d'Herisson aber ist es stolz und ritterlich, für einen alten, in der Verbannung und tiefster Armut lebenden Mann einzutreten, der keine Anhänger, keine Freunde, kaum noch Bemitleider in Frankreich hat und seinen Verteidiger in keiner Weise belohnen kann. Durch diese That hat Graf d'Herisson bewiesen, daß er nicht davor zurückschreckt, allen chauvinistischen Vorurteilen der Franzosen vor den Kopf zu stoßen, zahlreiche, mächtige und empfindliche Privatinteressen rücksichtslos zu verletzen und sich die unversöhnliche Feindschaft mächtiger Persönlichkeiten und Parteien zuzuziehen.

* * *

Nachdem die ersten Kämpfe auf allen Punkten ungünstig für die Franzosen abgelaufen waren, nachdem die Mac Mahonsche Armee in voller Auflösung den Rückzug auf Chalons angetreten hatte, übergab am 12. August der Kaiser Napoleon das Kommando der Rheinarmee unter Umgehung des im Rang älteren Canrobert dem Marschall Bazaine. Nur zu ungern übernahm dieser die schwere Verpflichtung, da er am besten wußte, was der Armee fehlte; ihm ging jedoch die nötige moralische Kraft ab, um dem Wunsche des von ihm hochverehrten Kaisers Napoleon Widerstand zu leisten. Am 15. August verließ der Kaiser die Armee und befahl dem Marschall Bazaine, ihm auf Verdun zu folgen. Auf dem Marsche angegriffen, wurde das französische Heer nach den Schlachten am 16. und 18. August auf Metz zurückgeworfen und eingeschlossen. Noch am 16. war es für Bazaine möglich, in den frühen Morgenstunden die preußischen Avantgarden zurückzuwerfen, um sich den Weitermarsch nach Verdun zu erzwingen. Bazaine that dieses nicht, glaubte vielmehr selbst nach der Einschließung in Metz noch Herr seiner Bewegungen sein und jederzeit den eisernen Gürtel sprengen zu können; vielleicht ließ er sich durch die Vorstellungen des Kommandanten, welcher behauptete, ohne Unterstützung der Feldarmee Metz keine 14 Tage halten zu können, oder durch die Befürchtung, auf dem Marsche nach der Maas von der deutschen II. und III. Armee angefallen und vernichtet zu werden, bestimmen, zunächst den Weiterkampf unter Anlehnung an die Festung Metz zu führen. Obgleich der Befehl zum Marsch für die Armee gegeben war, blickt die Befürchtung, von Metz abgedrängt zu werden, aus allen taktischen Anordnungen hervor. Hatte Bazaine wirklich die Absicht, Metz zu verlassen, so durfte er am 16. August nicht bis in die späten Morgenstunden hinein im Lager stehen bleiben, er mußte marschieren sobald der Tag graute. Nach den blutigen Kämpfen bei Colomby, Vionville und Gravelotte bedurfte die Armee Zeit, um sich zu erholen und ihre Munition zu ergänzen; am 26. August stand sie zum Durchbruch in nordöstlicher Richtung bereit, um der heranmarschierenden Armee des Marschalls Mac Mahon die Hand zu reichen. Deutscherseits hat man einen Durchbruch der Einschließungslinie für ausführbar gehalten. Ein Angriff fand jedoch mit Rücksicht auf eintretendes ungünstiges Wetter nicht statt und als schließlich am 31. der Versuch gemacht wurde, durchzubrechen, scheiterte der Angriff, da man der deutschen Leitung Zeit zum Treffen von Gegenmaßregeln gelassen hatte und dem Angriffe die nötige rücksichtslose Entschlossenheit abging. Als Führer gefehlt zu haben, das ist der Vorwurf, den man Bazaine machen kann, aber von Verrat ist keine Rede. Als aber dann bei Sedan die französische Feldarmee zum Strecken der Waffen gezwungen war und der Kampf bei Noisseville zu gunsten der deutschen Waffen entschieden war, war das Geschick der Rheinarmee besiegelt, wenn es nicht den neu gebildeten Heeren gelingen konnte, einen Umschwung herbeizuführen.

Die Kapitulation von Metz konnte zu keinem für Frankreich ungünstigeren Zeitpunkte erfolgen. Die von Thiers angebahnten Waffenstillstandsverhandlungen hatten sich zerschlagen, aus dem Norden und von der Seine her setzten sich französische Heere in Bewegung, um Paris zu befreien, so daß thatsächlich für einige Zeit die Lage der Einschließungstruppen gefährdet schien. Eine Hebung der Krisis trat erst mit dem Falle von Metz ein, da die hier festgehaltenen Truppen nun gegen die französischen Neuformationen verfügbar wurden. Der vorübergehende Erfolg der Franzosen bei Coulmiers konnte somit keinen weiteren Einfluß auf die Ereignisse haben. In den Augen der öffentlichen Meinung, welche hartnäckig die Thatsachen ignorierte, konnte nur ein Verräter zu solchem Zeitpunkte die Festung übergeben, und dennoch hatte sich der Marschall Bazaine bis zur völligen Erschöpfung seiner Vorräte gehalten; bereits am 15. Oktober hatte der General Bourbaki Gambetta erklärt, daß die Armee nur bis zum 25. oder 30. Oktober würde Widerstand leisten können. Ein in Metz zusammengetretener Kriegsrat lehnte den Entschluß sich durchzuschlagen auf das Bestimmteste ab und so blieb nur noch übrig, mit dem Gegner in Unterhandlungen zu treten. Wenn man, wie erwähnt, dem Marschall Bazaine taktische Unterlassungssünden und Mangel an Entschlossenheit, sowie einen übertriebenen lebhaften Verkehr mit dem Gegner vorwerfen kann, so sind doch die Anschuldigungen des Verrats oder selbstsüchtiger politischer Absichten auf das Bestimmteste zurückzuweisen. Auch die übrigen Anklagepunkte sind hinfällig genug. Bei der ungenauen Kenntnis der politischen Lage im eigenen Lande, vor dem Feinde, dem Kaiser treu geblieben zu sein, kann nur in den Augen eines Gambetta ein Vergehen, ein todeswürdiges Verbrechen sein. Der Vorwurf, die Fahnen nicht vor Eröffnung der

Verhandlungen vernichtet zu haben, trifft nicht Bazaine, sondern nur seine Untergebenen, welche den rechtzeitig erteilten Befehl nicht vollkommen zur Ausführung brachten.

Die Verurteilung der Marschalls Bazaine war beschlossene Sache; dieser erkannte es auch vollkommen, verbot selbst seinem Verteidiger gegen das Urteil Berufung einzulegen und übernahm es sogar, Unterlassungssünden seiner Untergebenen durch seine Person zu decken. Bazaine, schon seit der mexikanischen Expedition ein Gegenstand heftiger Vorwürfe, die nicht unbegründet waren, mußte der öffentlichen Stimme einer in ihrem Unbesiegbarkeitsdünkel befangenen und sich schwer beschimpft fühlenden Nation zum Sühnopfer fallen. Man konnte ihm nicht verzeihen, eine als unbesiegbar erachtete Festung und die letzte Armee Frankreichs dem Feinde übergeben zu haben. Noch dazu gerade in dem kritischen Zeitpunkt, als es der deutschen Heerführung ebenso dringend geworden, über die bis dahin vor Metz fest gehaltene Einschließungsarmee zur Deckung der Belagerung von Paris verfügen zu können, als es für die Regierung des „nationalen Widerstandes" höchst erwünscht war, ihre Machtaufgebote für die Befreiung der Hauptstadt zu möglichst ungehemmter Wirksamkeit gelangen zu lassen. Solchen Erwägungen gegenüber blieb in dem famosen Prozeß die glänzendste Verteidigung (Advokat Lachaud) und die schlagendste Rechtfertigung des Angeklagten erfolglos. Das Kriegsgericht verurteilte Bazaine einstimmig zum Tode nach vorhergehender militärischer Degradation! — Dessen ungeachtet unterzeichnete eben dasselbe Gericht ebenso einhellig ein motiviertes Gnadengesuch für den Verurteilten. Der inzwischen an die Stelle des beseitigten Präsidenten Thiers erwählte Marschall Mac Mahon verwandelte die Todesstrafe in zwanzigjähriges Gefängnis, bestätigte aber die Wirkungen der Degradation, nur von den schimpflichen Formalitäten derselben absehend. Bazaine wurde am 26. Dezember 1873 in das Inselfort St. Marguerite an der Südküste Frankreichs in der Nähe von Cannes zu streng gewahrter Haft eingeführt, seiner Gemahlin und seinem Sohne ward indes gestattet, bei ihm zu verweilen. Die Gefangenschaft, welche bei dem Alter des Exmarschalls für Lebenszeit gesichert erschien, währte jedoch nur einige Monate. Nachdem ein Gnadengesuch vom Marschall Mac Mahon abschlägig beschieden war, gelang es der Gemahlin des Marschalls Bazaine unter romanhaften Umständen denselben aus seinem Gefängnisse zu entführen. Mit besonderer Vorliebe verweilt der Graf Hérisson bei dieser Episode; sie gibt ihm Gelegenheit, sein ganzes Darstellertalent zu entfalten, aber er kann sich nicht verhehlen, daß die Entweichung ein Fehler gewesen ist. „Nicht zweifelhaft ist es," schreibt der Verfasser, „daß wenn er in St. Marguerite geblieben wäre, die besser aufgeklärte und jetzt unparteiischere öffentliche Meinung nach den Ereignissen von dreizehn Jahren eine Revision des Prozesses gefordert hätte, welcher eine Schande für Frankreich ist. Die Rechtfertigung Bazaines würde ebenso glänzend und klar daraus hervorgegangen sein, wie die Beleuchtung der Umstände, welche ehrenhafte Leute von der Beteiligung an dem Prozesse ferngehalten haben. Durch seine Entweichung hatte Bazaine das letzte Band zerrissen, welches ihn an sein Vaterland kettete."

Für unparteiische Leser ist die Rechtfertigung des Marschalls Bazaine dem Grafen Hérisson in vollem Umfange gelungen, in Frankreich ist aber die Verrats-Legende einmal so tief eingewurzelt, daß sie sich so leichten Kaufes und noch dazu durch einen Bonapartisten nicht ausrotten läßt.

Briefkasten der Redaktion.

Zu dem Aufsatze „Eine Uhland-Reliquie“ erhielten wir einige im wesentlichen zustimmende Anmerkungen von Leserinnen und Lesern. Da sie nichts Neues zur Erklärung beibringen, müssen wir auf den Abdruck dieser Zuschriften verzichten. Dagegen versuchte Herr Friedrich Philipps eine Deutung, welche von derjenigen Paul Ludwigs abweicht und welche darum als Ergänzung willkommen sein wird. Herr Philipps schreibt:

„Sehen wir einmal zu, ob sich der Uhlandsche Entwurf nicht als eine Heimwehballade, als ein Lied vom „Gang nach dem Glücke“ auffassen läßt.

Der Wandertrieb ist jedem Menschen eingeboren, weil sich bei jedem der Selbstbetrug wiederholt, die Erfüllung der unendlichen Hoffnungen und sehnsüchtigen Wünsche, welche sein Inneres treiben, außer sich zu suchen, in der Welt, welche sich vor seinen Augen ausbreitet. So ist die Mahnung immer wieder am Platze:

Willst du immer weiter schweifen?
Sieh, das Gute liegt so nah.
Lerne nur das Glück ergreifen,
Denn das Glück ist immer da.

Aber das Glück ist nicht allein nah, es ist sogar in dir selbst und sonst nirgends für dich zu finden. Und das ist es, was, wie mir scheint, Uhland in dem Gedichte hatte zum Ausdruck bringen wollen. Gehen wir seinen Entwurf in diesem Sinne durch.

„Ein Wanderer sollte dargestellt werden, der, nachdem er sich lange auf dem Ozean umgetrieben, sich nach dem Lande seiner Jugend zurücksehnt.“ Unter dem Ozean ist die letzte Konsequenz des Irrtums bildlich dargestellt, unter dem Lande seiner Jugend, welchem er zusteuert, die wahre Erfüllung seiner Sehnsucht. „Nach einer stürmischen Fahrt langt sein Schiff an, wo der breite Strom sich in das Meer ergießt.“ Es ist dies der normale Weg, zur Quelle zurückzugelangen, von welcher er geflohen ist, und welche er wiederfinden muß, wenn seine Sehnsucht erfüllt werden soll. „Er steigt an das Land, aber es schwankt ihm der Boden unter den Füßen, und das Getümmel der großen Seestadt umbraust ihn, wie kaum zuvor das sturmbewegte Meer.“ Es ist bezeichnend, daß, je näher der Wanderer seiner Heimat kommt, ihn um so stärker eine innere Angst ergreift. Indem er das Land betritt, kehrt er, bildlich, im allgemeinen in den Zustand zurück, welchem er entfloh. Das muß ihm einen Hoffnungsschimmer gewähren, ihn beglücken; da er aber das wahre Glück, und somit überhaupt das Glück, noch nicht wiedergefunden, jedoch einen Vorschmack davon erhalten hat, so ist die Empfindung der Enttäuschung um so bitterer. „Das Getümmel der Seestadt umbraust ihn, wie kaum zuvor das sturmbewegte Meer.“ — „Er zieht landeinwärts, am Strom hinauf. Sein Weg führt ihn zu einem weiten, hochgewachsenen Aehrenfelde, das im Winde wallt und wogt; eben weht ein Windhauch die Halme auseinander, es öffnet sich ein schmaler Pfad und der Wanderer stürzt mit freudigem Grauen hinein, während über ihm die goldenen Wogen zusammenschlagen.“ Wir kommen im Bilde in eine immer größer werdende Verengung hinein; statt des unendlichen Wassermeeres sehen wir ein begrenztes Aehrenmeer, in welchem der Wind einen schmalen Pfad öffnet. Der Wanderer kommt seiner eigentlichen Heimat näher und näher. Drum stürzt er sich auch mit Freuden in das Aehrenmeer, aber zugleich mit Grauen. Daß er auf dem Ozean oder in der Seestadt Grauen empfunden habe, wird nicht gesagt, wahrscheinlich also nicht. „Er kommt auf seiner Weiterreise dahin, wo die weite Ebene aufhört und der Strom zwischen einer grünen Pforte von Rebenbergen hervorrauscht. Schon hat dort die fröhliche Weinlese begonnen. Der Wanderer steht droben im Weingarten und hält eine volle Traube gegen die Sonne.“ Er prüft das Glück. Ist es das rechte? „Da faßt ihn ein plötzlicher Schreck: in den kleinen goldnen Beeren schläft ein stürmisch Meer von Meeren. Das Haupt schwindelt, der Fuß schwankt ihm, wie als er nach dem Seesturme das Land betrat.“ Wir sehen abermals die vermehrte innere Angst. Seine Freude und Hoffnung waren größer gewesen; er war unter fröhliche Menschen gekommen, wohl schon Landsleute nach Sitten und Gebräuchen. Um so schroffer ist wieder der Gegensatz. „Er zieht weiter hinauf, wo der Strom über die Felsen stürzt, wo er im waldigen Thale die Sägemühlen, die Hammerwerke treibt.“ An dieser Stelle allein ist nicht des Wanderers Empfinden als wesentlicher Bestandteil eingeflochten. Im ausgeführten Gedichte hätte ihrer gedacht werden müssen; wir haben es aber nur mit einem Entwurf zu thun. „Von da gelangt er in ein grünendes Hirtenthal, durch das der Bach hinrieselt; daneben aber aus der Felsengrotte springt der Quell des Baches, ein Silberstrahl, zu dem eben eine schlanke jungfräuliche Gestalt mit dem Kruge tritt. Der dürstende Wanderer nähert sich ihr, sie um einen Trunk zu bitten. Plötzlich tritt er erstaunt zurück; er hat in ihr herrlich aufgeblüht, seine erste, frühe Jugendliebe wieder erkannt.“ Er ist am Ziele, er hat in der Jugendgeliebten sich selbst wiedergefunden. „Sie aber reicht ihm freundlich den Krug, in den sie eben den Quell gefaßt, der immerfort zum Bach, zum Strom, zum Meere wird. Und der Wanderer verjüngt sich vom Trunke des Quelles.“ Indem er den Quell trinkt, entfließt diesem in seinem Inneren der Bach, der Strom, das Meer, die Sinnbilder alles

dessen, nach welchem er sich in seiner Jugend sehnte, ohne es finden zu können. Jetzt hat er's in Wahrheit gefunden und ist wieder jung wie damals, als er die Heimat verließ. Würde er wieder hinausziehen, könnten wir noch hinzusetzen, so würde er in der ganzen weiten Welt seine Sehnsucht erfüllt sehen, weil er ihre Erfüllung mit sich und in sich trägt. Er hat eben den Quell getrunken, der immerfort zum Bach, zum Strom, zum Meere wird. Er hat in der Enge, in welche er zurückgekehrt ist, die unermeßliche Weite gefunden. Uhlands Idee stünde demnach im Gegensatz zu der Fallatis. „Ich meine die Idee, daß der Wanderer sich nicht etwa durch den Anblick eines stillen, abgeschlossenen Thales zur Begrenzung seiner Bahn gemahnt findet, sondern eben durch das vielbewegte grenzenlose Meer, um das aber doch ein mildes Abendrot seinen Saum zieht." Fallati ist offenbar vom Thale ausgegangen und zum Meere gekommen, dessen Unermeßlichkeit den Menschen seine eigenen Schranken empfinden läßt. Daß aber diese Erkenntnis des Menschen Glück sei, wird ausgedrückt durch das milde Abendrot, welches das Meer umsäumt. Uhland geht vom Meere aus und läßt seinen Wanderer in ein enges Thal gelangen, wo sich sein Inneres ins Unendliche weitet. Auch die Schrankenlosigkeit hat ihre Berechtigung.

Ob diese Idee die Uhlandsche war, weiß ich nicht, genug, wenn sie seinen Gedichtentwurf erklärt."

Scharnhorst.

Zweiter Teil.

I.

Der zweite Band enthält die Geschichte der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen, d. h. der Neuordnung, welche, um das Schlußwort des Verfassers zu gebrauchen, „die Bedingung aller kriegerischen Erfolge des preußisch-deutschen Staates geworden ist und heute die Runde um den Erdball macht". Die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, die Neuschöpfung der Landwehr und des Landsturms, beides ist das eigenste Werk Scharnhorsts gewesen und der eigentliche Inhalt seines Lebens. Lehmann hat diese Riesenarbeit, denn eine solche war es, überall in dem großen Zusammenhang der Dinge dargestellt, und so erweitert sich seine Lebensbeschreibung zu einer Geschichte Preußens in den Jahren 1807 bis 1813, welche den Leser zugleich erschüttert und aufklärt. Man kann über diese Geschichte als Ueberschrift die Worte setzen, welche Droysen in der Vorrede zu seinem York von Wartenburg gebraucht: „Nie hat sich ein Staat aus tieferem Sturz schneller und stolzer erhoben als Preußen nach dem Tage von Jena."

Tief war Preußen gesunken durch seine Niederlagen, tiefer noch sank es durch die erschreckende Charakterlosigkeit, mit welcher die Schmäh-Litteratur nach dem Tilsiter Frieden im eigenen Lande Gift in die offenen Wunden des Vaterlandes träufelte. Das dreifache Gift, welches, nach Steins Ausdruck, die Deutschen verdorben hatte: Genußliebe und Egoismus der einzelnen, Eifersucht der Stände, Unglaube und Irreligion, es hat auch in Preußen gewirkt, und die von diesem Gift durchtränkte Litteratur hat auf Jahrzehnte hinaus die Ueberlieferung von jenen schweren Tagen verfälscht. Adel und Offizierstand wurden für die Niederlage verantwortlich gemacht, Massenbach als der große Mann gepriesen, der unglückliche Herzog von Braunschweig aber mit Hohn und Spott überschüttet und in den Staub gezogen. Der „Telegraph", ein in Berlin erscheinendes Blatt, feierte die Wiederkehr des 14. Oktober mit der Behauptung, „daß der ganze europäische Kontinent sich zur Erniedrigung Preußens Glück wünschen müsse". In einem ergreifenden Gegensatz zu diesem widerlichen Geschrei steht nun aber die stille und harte Arbeit der großen Männer, welche Preußen wiederaufgerichtet haben.

Unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden wurde Scharnhorst vom König zum Generalmajor ernannt und an die Spitze einer „Militär-Reorganisations-Kommission" gestellt. Neben ihm saßen in derselben Gneisenau und Grolmann, später auch Götzen und Boyen. Die „Reformer" hatten schließlich die Mehrheit, aber „nicht ihr Vorsitzender (Scharnhorst) trug die gefaßten Beschlüsse dem Monarchen vor, sondern der General-Adjutant des letzteren, v. Lottum, und der gehörte zu den Gegnern". Da

war es Stein, welcher auch hier mit fester Hand durchgriff. Seit dem Frühjahr 1808 erster Minister, erhielt Stein Sitz und Stimme in der Kommission und setzte den Sturz Lottums durch: Anfang Juni übernahm Scharnhorst die Geschäfte des vortragenden General-Adjutanten.

Zunächst rechnete man mit der Vergangenheit ab. Eine Untersuchungs-Kommission sollte sämtliche Kapitulationen und das Verhalten aller gefangen gewesenen Offiziere prüfen und die Fälle feststellen, welche eine kriegsgerichtliche Ahndung erheischten. Obgleich sich die Sache lange hinzog, so verlief sie doch keineswegs im Sande, wie man oft behauptet hat. Jedenfalls ist es lediglich die Güte des Königs gewesen, welche die Strenge des Gerichtes milderte. So wurden sieben Offiziere, darunter sechs Festungskommandanten, zum Tode verurteilt, aber der König bestätigte nur das Todesurteil gegen den Oberst v. Ingersleben wegen Küstrin*).

Strenger verfuhr Friedrich Wilhelm bei der Pensionierung unfähiger oder invalider Offiziere. Von den 143 Generälen des Jahres 1806 waren im Jahre 1812 nur noch acht aktiv, und nur zwei, Blücher und Tauentzien, haben im Freiheitskrieg ein Kommando geführt. Um so wichtiger wurde die Frage: Wie soll das Offizierkorps ergänzt werden? Bekanntlich hatte der Adel im Offizierkorps Friedrichs I. und noch mehr Friedrich Wilhelms I. entschieden das Uebergewicht. Zum Abschluß kam diese Entwickelung unter Friedrich d. Gr., welcher nur dem Adel das persönliche Ehrgefühl zutraute, das für den Offizier unentbehrlich sei.**) Nach dem siebenjährigen Kriege, der Ausnahmen nötig gemacht, führte er diesen Grundsatz mit bewußter Strenge durch und verschärfte dadurch nicht zum wenigsten die ständischen Gegensätze. Friedrich Wilhelm III. war dem Bürgertum geneigt; aber an dem Herkommen zu ändern hat er auch noch 1806 nur schüchtern gewagt. Dennoch gab er schließlich Scharnhorst nach, welcher, ohne den großen König zu nennen, das System Friedrichs II. aufs schärfste verurteilte. Die Adelsschranke fiel, und dadurch wurde eine gefährliche Kluft der ständischen Gegensätze glücklich überbrückt und das heutige von allen historisch Gebildeten gebilligte Verhältnis angebahnt, wonach dem Adel wegen seiner unsterblichen Verdienste um das preußische Heer neidlos das Schwergewicht im preußischen Offizierkorps zugestanden wird, der Adel selbst aber dieses Uebergewicht nicht als ein Vorrecht, sondern als eine Ehrenpflicht betrachtet.

Ungleich wichtiger noch aber war die Frage über die Gestalt und Zusammensetzung des neuzubildenden Heeres. Mit dieser Frage treten wir in den eigentlichen Brennpunkt der Lehmannschen Darstellung. Keineswegs ist die Einführung der uns so geläufigen allgemeinen Wehrpflicht kurzer Hand erfolgt, vielmehr hat dieselbe erst nach heißem Ringen mit den Gegnern und nach jahrelangen Kämpfen den Sieg behalten.

Im ersten schlesischen Kriege bestand das preußische Heer ungefähr zu einem Dritteil aus Inländern, und dieses Verhältnis blieb ungefähr bis zum Jahre 1807. Die allgemeine Wehrpflicht, obgleich im Prinzip schon längst in Preußen gefordert, war ein Gedanke, der dem vorigen Jahrhundert noch fern lag. Friedrich d. Gr. im besonderen glaubte Industrie und Handel nur durch das System der ausländischen Werbung schonen und heben zu können. Aber schon in den Kreisen des Thronfolgers regten sich Zweifel gegen dieses System, denn die ausländische Werbung wurde immer schwieriger; Polen z. B., früher eine Hauptbezugsquelle, versagte seit 1795 vollständig. Dazu kamen die großen Kosten der Anwerbung, die sich in den letzten Jahren des großen Königs jährlich auf eine halbe Million beliefen.

Scharnhorst hatte, wie wir oben gesehen, schon vor dem Kriege von 1806 eine

*) Derselbe war ins Ausland entkommen. Am 30. Mai 1814 hat dann der König allen Verurteilten die weitere Strafe erlassen.

**) Vgl. hierzu: „Der deutsche Offizierstand im vorigen Jahrhundert" von Generalmajor W. von Hagen in dieser Zeitschrift, Juli und August 1886.

Reform von Grund aus vorgeschlagen, er knüpfte jetzt unmittelbar an seinen damaligen Milizgedanken wieder an. Und während in Frankreich, dessen Massenaufgebote gewissermaßen die allgemeine Wehrpflicht mit einem Schlage ins Leben riefen, durch Napoleon wiederum die Stellvertretung gestattet und dadurch eine Halbheit geschaffen wurde, an welcher das französische Heer bis auf unsere Tage gekrankt hat, gelang es unserm Scharnhorst, den großen Gedanken rein und unverfälscht in Preußen zu verwirklichen.

Zweierlei schien aber gerade in Preußen unüberwindliche Schwierigkeiten zu bereiten. Einmal bedingten die vorhandenen ständischen Gegensätze bis zu einem gewissen Grade die Ausnahmen vom Kriegsdienst, und zweitens erschwerten die neuerworbenen polnischen Provinzen die weitere Ausdehnung der Wehrpflicht. Der unglückliche Ausgang des Krieges hat beide Schwierigkeiten beseitigt. „Der fremde Eroberer nahm selber jene Amputation vor, welche den Staat von widerwilligen Unterthanen befreite und ihm seinen deutschen Charakter zurückgab; und unter dem Eindrucke der erlittenen Niederlage gaben die Besiegten die schroffen ständischen Unterschiede, denen sie mit Recht einen bedeutenden Anteil an derselben zuschrieben, preis. Das Edikt vom 9. Oktober 1807 verordnete, daß fortan jeder Edelmann bürgerliche und bäuerliche, jeder Bürger und Bauer adlige Grundstücke erwerben, daß jeder Edelmann bürgerliche Gewerbe treiben, jeder Bürger in den Bauernstand, jeder Bauer in den Bürgerstand treten dürfe. Der Zusammenhang zwischen diesen wirtschaftlichen Bestimmungen und den Grundlagen der Heeresverfassung war denkenden Köpfen vom ersten Augenblicke an klar" (II. S. 84).

Die Wehrpflicht aller Bürger, d. h. der Fortfall aller sogenannten Exemtionen bis auf die unabweisbaren, sowie das Aufhören der ausländischen Werbung bildete die Grundforderung Scharnhorsts. Im weiteren wollte er Heer und Miliz trennen. Das wehrpflichtige Alter begann mit dem 19. und endete mit dem 31. Lebensjahre. Alle Wehrpflichtigen sollten in zwei Klassen geteilt werden, die eine zur Ergänzung des stehenden Heeres, die andere zum Eintritt in die Miliz bestimmt. Letztere bestand aus solchen, die sich selbst bewaffnen, kleiden und während der Exerzierzeit, welche jährlich vier, im Anfang acht Wochen dauern sollte, unterhalten könnten. Die Miliz war dazu bestimmt, im Frieden den Wachtdienst zu versehen, im Kriege zunächst im Lande, im Notfall aber auch außer Landes das Heer zu unterstützen. Daneben wurde als letztes Mittel ein allgemeines Aufgebot vorgeschlagen, welches an keine Altersgrenze gebunden sein sollte. Für die Miliz wurde bei der Besetzung der unteren Offizierstellen den Wehrmännern eine entscheidende Mitwirkung gewährt, jedoch durfte niemand ohne die nötige Bildung zum Offizier gewählt werden.

Dies waren die Grundzüge des ersten denkwürdigen Entwurfes, welcher am 15. März 1808 von der Kommission einstimmig dem Könige zur Gutheißung eingereicht wurde. Es ist nicht zu verwundern, daß der Vorschlag zahlreiche Gegner fand. Einmal erinnerte er deutlich an französische Vorbilder der Revolutionszeit, und zweitens ließ sich nicht leugnen, daß er für Preußen ein großes Wagnis bedeutete, da er mit den altpreußischen Traditionen völlig brach. Wir verstehen das Widerstreben des preußischen Adels, den Friedrich d. Gr. für den tapfersten und treuesten der Welt erklärt hatte, in dem aber Stein „ein Stück von einem wilden, längst ausgestorbenen vorsündflutlichen Tiere" fand. „Wie groß und bedeutend auch," sagt K. W. Nitzsch*), „allmählich die Zahl der bürgerlichen Offiziere geworden, dieses aristokratische Element ist doch unzweifelhaft der eigentliche Träger der Tradition dieses Heeres, die einfach und in sich abgeschlossen ihre großen Perioden dahin lebt." Erst die Feuerprobe des Freiheitskrieges hat den Adel mit der Reform versöhnt.

Im Jahre 1808 entschied der König in der Hauptsache gegen die „Reformer".

*) Deutsche Studien, Berlin 1879, S. 111.

Er ließ den Vorschlag zunächst unausgeführt und gestattete nur, daß ein Gesetz über die allgemeine Wehrpflicht in Aussicht gestellt würde. Trotzdem geschah schon damals Großes. Die ausländische Werbung wurde ein für allemal beseitigt, eine Reform der militärischen Strafen durchgeführt, welche die Körperstrafen durch Freiheitsstrafen ersetzte; man beseitigte die alte Regimentsinhaberschaft und die damit zusammenhängende Regimentswirtschaft, man nahm den Subalternoffizieren das Reitpferd, und der König bestimmte eigenhändig, daß sie obenein noch einen Tornister tragen sollten. Der Ballast des Heeres war dem Monarchen schon lange ein Greuel: jetzt verschwanden die Zelte, dafür wurden die Mäntel bei der Infanterie eingeführt, es verschwanden die Brotwagen und man gestattete im Notfall das Requisitionssystem.

Die Umstände erheischten die grausamste Sparsamkeit. Die größere Zahl der Offiziere wurde inaktiv und auf Halbsold gesetzt (aktiv 1638, inaktiv 3664). Der inaktive Major bezog 400, der Stabskapitän 150, der Premierleutnant 120, der Sekondeleutnant 96 Thaler an jährlichem Gehalt. Außerdem erhielt der auf Halbsold gesetzte Offizier — wer fühlte sich nicht erschüttert — täglich eine Portion Brot. Die aktiven Offiziere aber mußten sich starke Abzüge vom Gehalt gefallen lassen, 4 Prozent beim niedrigsten und 50 Prozent beim höchsten.

Daß man sich bei den Truppen mit dem denkbar geringsten Präsenzstand begnügen mußte, versteht sich von selbst. Scharnhorst kam auf den Gedanken, bei der Infanterie und Fußartillerie per Kompanie drei bis fünf Mann zu beurlauben, dafür Kantonisten einzuziehen und einen Monat einzuexerzieren. Darauf wurden sie wieder entlassen und andere eingezogen. Diese „Krümper"*) machten das Heer volkstümlich und verwirklichten in etwas schon die allgemeine Wehrpflicht. „Versöhnung der Nation und der Armee und zugleich Beschränkung der soldatischen Beschäftigung auf das für den Krieg Notwendige", das war der Hauptgesichtspunkt Scharnhorsts, und Lehmann sagt mit Recht, daß sich „idealer Schwung und praktische Klugheit" bei ihm und seinen Genossen in ungewöhnlichem Maße vereinigten.

II.

Daß der Friede von Tilsit insofern kein ehrlicher war, als man die Abrechnung mit Frankreich zur stillschweigenden Voraussetzung bei allen Reformen machte, darüber waren alle Patrioten einig. Trotzdem erfüllte man alle Verbindlichkeiten des Friedens, um die Räumung des Landes herbeizuführen; hierbei stellte es sich nun aber mit immer steigender Deutlichkeit heraus, daß Napoleon Preußen nicht räumen *wollte*. Die Räumung sollte erfolgen, wenn die Kriegskontributionen bezahlt seien. Bekanntlich rechnete der französische Bevollmächtigte statt 20 Millionen 154 Millionen Franks heraus und bis zum Ende des Jahres 1807 wurde nur das Land bis zur Weichsel frei.

Da kam die spanische Erhebung im Jahre 1808. Zwar wußte Napoleon die Erfolge der Spanier anfänglich zu verheimlichen; als aber Ende August drei französische Korps westwärts über die Elbe marschierten, wurde es allen klar, daß etwas Gewaltiges geschehen sein müsse. Zugleich rüstete Oesterreich und näherte sich Preußen. Von dieser Zeit an bis zum Frühjahr 1813 sind die preußischen Patrioten eigentlich nicht mehr zur Ruhe gekommen; bald auf dem Gipfel der Begeisterung, bald in der Tiefe der Verzweiflung, zwischen Gegensätzen hin und hergeworfen haben sie den Tag der Rache sozusagen erzwingen wollen, aber der König zögerte immer und immer wieder das entscheidende Wort zu sprechen. War es die Schuld oder das Verdienst Friedrich

*) Der Ausdruck stammt wahrscheinlich von der Kavallerie, bei welcher die überschüssigen Pferde diese Bezeichnung trugen.

Wilhelms III., daß der Freiheitskampf erst 1813 begann? Lehmann hat die Beantwortung dieser Frage taktvoll umgangen, ohne seine Sympathie mit den Patrioten zu verhehlen. Nur will es uns scheinen, als sei er dem Könige nicht ganz gerecht geworden. Er betont das Mißtrauen, das Friedrich Wilhelm in sein Volk setzte, seine Ueberzeugung von der Unbesiegbarkeit Napoleons, seine geringe Meinung von Oesterreichs Widerstandskraft und seine Hinneigung zu Rußland, aber er hat nach unserer Ansicht die Hauptsache nicht stark genug hervorgehoben, nämlich die Berechtigung dieser Seelenstimmung des Monarchen. Ein König, welcher 1806 erlebt hatte, der mußte an Preußen irre werden, der konnte nicht in zwei, drei Jahren das Vertrauen zu seinem Volke wiedergewinnen. Es heißt zu viel verlangt, daß das Eis des Mißtrauens, welches sich um das Herz des Königs gelagert hatte, unter den ersten Sonnenstrahlen der erwachenden Begeisterung hätte dahinschmelzen sollen. Wer aber will sagen, daß wir 1809 mit Oesterreich, oder 1812 mit Rußland zusammen gesiegt haben würden? Unterlag aber Preußen, dann war Thron und Reich verloren. Wohl fühlen wir mit den Patrioten, wenn sie blutenden Herzens die nach ihrer Meinung günstigsten Gelegenheiten, Vergeltung zu üben, eine nach der anderen unbenutzt vorübergehen sahen, wir müssen auch zugeben, daß niemand das große Gottesgericht in Rußland ahnen konnte, aber wenn wir bedenken, daß schließlich Napoleon doch nur den vereinten Anstrengungen Preußens, Rußlands und Oesterreichs unterlegen ist, so geht gerade aus Lehmanns Darstellung mit Sicherheit hervor, daß dieses Zusammenwirken vor 1813 nicht möglich war.

Auf der anderen Seite werden wir nur um so mehr jene großen Männer bewundern, daß sie treu an dem Werke der Wiederaufrichtung Preußens weiter arbeiteten, auch als sich das Schicksal des Staates immer dunkler und dunkler zu gestalten schien. In dieser Beziehung war Scharnhorst der größte und edelste von allen. Eine „unbeschreibliche Anhänglichkeit", wie er selbst einmal geäußert, fesselte ihn an Preußen, „Gefühle der Liebe und Anhänglichkeit" an den König. Seine kluge Behandlung des Königs erreichte immer noch am meisten. „Wenn Steins aufbrausende Heftigkeit und Gneisenaus leidenschaftliche, leicht bis zu Thränen gesteigerte Erregtheit den Monarchen verdrossen, so verstand es Scharnhorst, die Festung, die im Sturme nicht zu nehmen war, durch langsame Belagerung zu bezwingen" (S. 214). Das stille Feuer seiner edlen Seele fand immer neue Nahrung in der innersten Ueberzeugung, daß Napoleons Macht doch nicht so groß sei, als es den Anschein habe; er hat in den dunkelsten Stunden diesen Hoffnungsstern nicht aus dem Auge verloren.

Steins Sturz und die Konvention vom 8. September 1808 bedeuteten für Preußen neue Demütigungen. Zwar sollten die französischen Truppen nun endlich das Land räumen, aber bis zur Bezahlung aller Kontributionen, deren Rest auf 140 Millionen Franks festgesetzt wurde, sollten Glogau, Küstrin und Stettin, d. h. die Oder besetzt bleiben. Preußen verpflichtete sich ferner, während der nächsten zehn Jahre nicht mehr als 42 000 Mann unter Waffen zu halten, im Jahre 1809 12 000, von 1810 ab 16 000 Mann Hilfstruppen zu stellen und endlich jede Milizformation zu unterlassen. Dieser Vertrag schien das ganze Werk Scharnhorsts zu vereiteln oder doch für Jahre aufzuhalten. Trotzdem ist er vorwärts gekommen. Gerade damals stellte er die Grundsätze des Exerzierreglements für die Infanterie fest, welche in der Hauptsache noch jetzt gültig sind. Die dritten, Füsilierbataillone, wurden ganz für den Schützendienst ausgebildet und von der ganzen Infanterie ward gefordert: „Die Infanterie muß im offenen und im durchschnittenen Terrain, gegen zerstreute und geschlossene Truppen fechten können". Woher aber sollte die Infanterie das Wichtigste, die Waffen bekommen? Im Juli 1807 waren keine 10 000 brauchbare Gewehre vorhanden. Das Gewehr war noch dazu in einer Umwandlung begriffen; Scharnhorst nahm das neue Modell an, behielt aber das alte Kaliber bei, weil dasselbe im Kriege auch für die Munition der anderen Staaten paßte und zum Experimentieren keine Zeit mehr war. Vom 1. Januar

1809 bis Ende März 1810 sind daraus in Preußen 44 329 Gewehre und Karabiner neugefertigt werden. „Scharnhorst ist in einem viel eigentlicheren Sinne, als die Welt ahnt, Preußens Waffenschmied geworden" (S. 229). Er arbeitete um so rastloser, als er den Ausbruch des Krieges für unvermeidlich hielt.

Am 8. März 1809 trug Oesterreich Preußen ein förmliches Bündnis an. Es war natürlich, daß der König, welcher eben erst von seiner Petersburger Reise zurückgekehrt war, auf die Haltung Rußlands den Hauptwert legte, und diese Haltung war sehr zweifelhaft! Vor allem aber wünschte er zweifellose Erfolge der österreichischen Waffen abzuwarten, bevor er sich entschied. Da trafen in Königsberg Nachrichten über selbständige kriegerische Bewegungen in Preußen ein. In der Nacht vom 2. zum 3. April setzte eine Schar, von verabschiedeten Offizieren geführt, über die Elbe und unternahm einen Handstreich gegen Stendal, das zum Königreich Westfalen gehörte. Der König war aufs tiefste entrüstet und erließ eine Bekanntmachung, die mit Ernst und Nachdruck Ruhe und Ordnung gebot. Aber die Kunde von den ersten Siegen der Oesterreicher trieb die Leidenschaft der Patrioten in Preußen und in ganz Norddeutschland auf den Siedepunkt. Der preußische Patriotismus verschwand vor der Begeisterung für Oesterreich und den „Kaiser", einen Augenblick wankte sogar der Thron der Hohenzollern. Obgleich der Aufstand in Westfalen unter dem Oberst Dörnberg, einem früheren preußischen Offizier, von vornherein scheiterte, so knüpfte man an ihn dennoch die übertriebensten Hoffnungen. Die falsche Meldung eines neuen Sieges der Oesterreicher endlich schlug dem Faß den Boden aus: Schill verließ am 28. April auf eigene Faust mit seinem Reiterregiment Berlin, einige Tage später folgte ihm ein Teil seines Bataillons. So innig die Teilnahme der Nation, so heftig war der Zorn des Königs, der nicht mit Unrecht Schills That für eine „beispiellose Insubordination" erklärte. Trotzdem schien man Ereignissen entgegenzugehen, von denen die Königin damals schrieb: „Das Unglück — — kann uns schließlich völlig vernichten; aber wir werden wenigstens den Trost haben, daß wir unsere Laufbahn mit Ehren schließen, und was kann man mehr in einer Zeit wie der unsrigen beanspruchen?" Zwar hatte der König das Herzogtum Warschau, das ihm Oesterreich für den Beitritt anbot, dankend ausgeschlagen, zwar hatte Rußland bereits gedroht, nötigenfalls Napoleon gegen Oesterreich zu unterstützen, trotzdem billigte Friedrich Wilhelm eine Maßregel, welche unter den Umständen von der allergrößten Tragweite werden konnte: er willigte in die Einstellung der Kontributionszahlung. Zugleich suchte er vom Zaren beruhigende Zusicherungen im Falle eines preußisch-österreichischen Bündnisses zu erlangen. Aber bald wurde es klar, daß er im innersten Herzen gegen einen Krieg war, und daß er sich widerwillig hatte fortreißen lassen. Sehr bald erfolgte auch ein allgemeiner Rückschlag. Dörnbergs Aufstand scheiterte, Schill endete als Abenteurer, die allgemeine Begeisterung ging zurück, und die Gegner nutzten diesen Augenblick gegen die Kriegspartei aus. Eine Denunziation beschuldigte Scharnhorst, an der Spitze einer Partei zu stehen, die den Prinzen Wilhelm auf den Thron erheben wolle. Obgleich sich die Nichtigkeit dieser Anschuldigung sofort herausstellte, so blieb der König doch mißtrauisch, und da er auch Schills Unternehmen bis zu einem gewissen Grade Scharnhorst zur Last legte, so war das bisherige gute Verhältnis zeitweise gestört.

Der Sieg bei Aspern fachte dann noch einmal die Begeisterung zu heller Flamme an. Scharnhorst, Blücher und Gneisenau boten alle Beredsamkeit auf, den König zum Losschlagen zu bewegen, denn schon wurden die Franzosen aufmerksam, und man schien nicht mehr zurück zu können. In diesen Tagen war es, daß Scharnhorst die Einsetzung einer Kommission durchsetzte, welche die Frage entscheiden sollte, ob und wie die allgemeine Konskription einzuführen sei. Wiederum aber verwarf der König die allgemeine Wehrpflicht und damit den Krieg. Die Schlacht bei Wagram und der folgende Waffenstillstand, welchen Oesterreich aus Mißstimmung über Preußens Haltung abgeschlossen zu haben behauptete, warf alles über den Haufen. „Der Eindruck, den die Schreckens-

kunde auf die Patrioten machte, ist nicht zu beschreiben; ein eifriger Gesinnungsgenosse, der Scharnhorst in diesen Tagen sah, glaubte zu bemerken, daß seine Geisteskräfte gelitten hätten." Was sollte aber aus Preußen werden, wenn Napoleon mit Oesterreich schnell Frieden schloß und sich dann auf Preußen stürzte? Das Furchtbare geschah nicht. Dagegen verlangte Napoleon die Rückkehr des Königs nach Berlin. Scharnhorst sah die Hauptstadt wieder, erschüttert an Leib und Seele.

Was nun folgte, war vorauszusehen: Preußen wurde aufs neue gedemütigt. Napoleon verlangte die Zahlung der Kriegsschuld in Land oder Geld. Geld könne man sich, fügte er mit grausamem Hohn hinzu, durch die Verminderung des Heeres bis auf 6000 Mann Garde verschaffen. Er drohte andernfalls mit der Aufstellung von 30 000 Mann bei Magdeburg. Als die Drohungen sich wiederholten, haben die Minister sogar zu einer weiteren Landabtretung geraten. Der König verwarf den Rat und wandte sich an Hardenberg. Von Napoleon begnadigt trat Hardenberg als Staatskanzler an die Spitze der Geschäfte und vertrat den Anschluß Preußens an Frankreich, wenn er auch die künftige Befreiung im Auge behielt. Es war bezeichnend für die Wendung der Dinge, daß Scharnhorst offiziell weichen mußte. Ein Artikel im Journal de l'Empire gab ihn für einen Parteigänger Englands aus. Er bat infolge dessen den König um seine Entlassung. Nach langem Zögern wurde ihm dieselbe, wenn auch nur scheinbar, gewährt. Im geheimen blieb er nach wie vor eigentlicher Leiter des seit 1809 bestehenden Kriegsministeriums. Nun trat eine gewisse Ruhe ein; das Heer wurde vermindert und die Zahlungen wieder aufgenommen. Daß bei dieser Sachlage die allgemeine Wehrpflicht, über die im Jahre 1810 wieder verhandelt wurde, abermals unterlag, kann uns nicht überraschen. —

III.

Wir nähern uns jetzt dem großen Wendepunkt in der Geschichte Napoleons und Europas, aber bevor wir den jungen goldenen Freiheitsmorgen begrüßen können, müssen wir durch ein dunkles Thal wandern, das keinen Ausgang zu haben scheint. Die Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland waren seit 1809 gespannt; im Jahre 1810 erfolgten die ersten Befehle Napoleons, welche auf einen Krieg hindeuteten. Preußen, zwischen beiden gelegen, mußte das erste Opfer werden; an Neutralität war nicht zu denken und man rüstete. Aber an wessen Seite sollte man kämpfen? Ging man mit Rußland, so wurde Preußen wie Sachsen im siebenjährigen Kriege die Beute des Angreifers, schloß man sich Napoleon an, so verstand man sich zu der Rolle der Rheinbundstaaten und bekämpfte obendrein den einzigen sicheren Bundesgenossen im erhofften Freiheitskriege. Der Beschluß, die Rüstungen vor Frankreich geheim zu halten, bedeutete eine Annäherung an Rußland, welche Scharnhorst natürlich eifrig vertrat. Aber Hardenberg war gegen ein russisches Bündnis; nur für den äußersten Fall, daß Napoleon Preußen vernichten wollte, gedachte er sich an Rußland zu halten. Er bot deshalb zunächst Frankreich ein enges Bündnis an. Wiederum hatte der König zu entscheiden. Der unglückliche Monarch fühlte die ganze Schwere der bevorstehenden Entscheidung; hoffnungsloser als je wollte er dasjenige Bündnis wählen, welches den geringsten Verlust an Land bedingen würde. Er trat Hardenberg bei und that alles, um Frankreich zufrieden zu stellen; aber Napoleon antwortete nicht auf die preußischen Vorschläge und bald wurde es klar, daß er ein falsches Spiel treibe. Selbst Hardenberg wurde die Situation unheimlich; er ließ sich endlich durch Scharnhorst zu Unterhandlungen mit Rußland bewegen. Im tiefsten Geheimnis wurde letzterer nach Rußland geschickt, am 24. September 1811 traf er in Zarsko Selo ein und brachte bis zum 17. Oktober alles ins Reine. Am 18. trat er frohen Herzens die Heimreise an, während er die Militärkonvention nach Berlin vorausschickte. Aber dort war inzwischen

alles anders geworden und die Entscheidung gegen ihn gefallen. Das Doppelspiel Hardenbergs fand seinen Meister an Napoleon. Am 29. Oktober erfolgte das französische Ultimatum: entweder Beitritt zum Rheinbund oder Schutz- und Trutzbündnis für alle Fälle und Zeiten. Die Enttäuschung war furchtbar. Wie fröhlich war Gneisenau im Sommer nach Berlin geeilt, um unter Scharnhorsts Leitung die Rüstungen zu betreiben, wie rastlos hatte er gearbeitet und den Volksaufstand entworfen! Jetzt war inzwischen die Abrüstung erfolgt. Ohne Zweifel trifft Hardenbergs schwankende Haltung die Hauptschuld. Er verhandelte mit Rußland und mit Frankreich und lähmte dadurch vollständig die Entschlußkraft des Königs. Erst im letzten Augenblick, angesichts des französischen Ultimatums, entschied er sich für Rußland. Tief war Friedrich Wilhelms Abscheu gegen ein französisches Bündnis, aber tiefer noch seine Ueberzeugung von der Unüberwindlichkeit Napoleons. Er hat schließlich seinen Entschluß von Oesterreichs Haltung abhängig gemacht. Auch hier spielte Scharnhorst den Unterhändler. In seiner Instruktion stand folgender eigenhändiger Zusatz des Königs: „Sollte der Wiener Hof in keinen der von mir gemachten Vorschläge eingehen wollen, so bleibt für Preußen kein anderer Ausweg übrig als die französische Partei zu ergreifen.“ Scharnhorsts Sendung war gescheitert, ehe er nach Wien kam, da Metternich der entschiedenste Russenfeind war und Kaiser Franz sich bereits für den Anschluß an Frankreich entschlossen hatte. So blieb denn für Preußen nur dieselbe Politik übrig. Am 24. Februar 1812 unterzeichnete Krusemarck das Bündnis mit Napoleon, am 5. Mai ratifizierte es der König. Es war ein Schutz- und Trutzbündnis für alle in Europa zu führenden Kriege, ausgenommen in Spanien, Italien und der Türkei. Im Kriege gegen Rußland sollte Preußen 20 000 Mann und 60 Geschütze stellen, die andere Hälfte des Heeres aber in bestimmten Garnisonen halten. Mit Ausnahme von Potsdam und der größeren Hälfte von Schlesien stand der gesamte Staat den Befehlen der Franzosen zur Verfügung. Die für den Freiheitskampf aufgespeicherten Kriegsbedürfnisse dienten nun dem Feinde. Dafür waren für den Fall des Sieges Landentschädigungen in den allgemeinsten Wendungen zugesagt. Mit einem Wort: der Vertrag bedeutete die vollständige Unterwerfung Preußens unter den Willen Napoleons. Es wurde dadurch so geschwächt, daß es, wie Lehmann sagt, „mit zerschlagenem Leib den großen Kampf von 1813 begann“. Wer aber wollte behaupten, daß der König sich hätte anders entscheiden sollen? Wie Gneisenau, Boyen und viele andere, ja wie sein eigener Schwiegersohn Preußen verließen, so dachte auch Scharnhorst einen Augenblick daran, nach Rußland zu gehen und dort eine norddeutsche Legion zu bilden. Aber er konnte sich zum Glück nicht dazu entschließen, zum Glück, denn wer weiß, ob man ihn wiedergeholt hätte, da seine Gegner unermüdlich gegen ihn thätig waren. Auch kannte er die innerste Seelenstimmung des Königs zu genau, als daß er nicht doch noch auf eine Wendung zum Besseren hätte hoffen sollen. Das Wunderbarste aber ist die Ruhe, mit der er in die Zukunft schaute. „Große Veränderungen stehen uns,“ schrieb er an einen Freund, „in kurzem bevor; ich ersuche Sie daher, sich nicht vom Vaterlande zu weit zu entfernen; ich werde dies auch nicht thun, obgleich ich dazu von neuem eine Aufforderung erhalten habe. Wer sein Ziel aus den Augen verliert, kommt in Gefahr sich zu verirren.“ Nur die französischen Truppen mochte er nicht sehen. Als sie sich Berlin näherten, ging er nach Liegnitz und erwartete hier Clausewitz, den er sich (er hatte die Aufsicht über die Kriegsschulen, die Waffenanfertigungen und die Festungen behalten) zum Adjutanten ausgebeten. Später weilte er im lieblichen Frankenstein, am Abhange des Eulengebirges, und endlich in Breslau, wo sich Prinz August, Blücher und Boyen mit ihm zusammenfanden. Es ist Hardenbergs unbestreitbares Verdienst, alle Mittel aufgeboten zu haben, Scharnhorst das Bleiben zu erleichtern, ihn für Preußen zu erhalten. Besonders wohlthuend aber berührt es uns, daß unserm Helden gerade in diesen Tagen ein zweiter später Liebesfrühling erblühte, der, wenn er auch Entsagung in sich schloß, doch das letzte Lebensjahr Scharnhorsts verschönert hat.

Mochte das französische Bündnis ihn aufs tiefste schmerzen, eine Genugthuung erhielt Scharnhorst dennoch. Die Preußen vor Riga, sozusagen sein Heer, bestanden die Probe vortrefflich, und als der französisch gesinnte Grawert wegen Kränklichkeit das Kommando niederlegte, trat York an seine Stelle, der auf Scharnhorsts Drängen ihm zur Seite gesetzt worden war. Scharnhorst ist es auch gewesen, der zuerst und namentlich vor den Russen den Gedanken faßte, daß Napoleon an den großen Dimensionen des russischen Reiches zu Grunde gehen müsse, wenn Rußland diese gehörig ins Spiel bringe, d. h. seine Kräfte bis auf den letzten Augenblick ausspare und unter keiner Bedingung Frieden mache. Und nun kam das gewaltige Gottesgericht, gewaltiger als auch der Kühnste zu hoffen gewagt hatte. Das Ansinnen Frankreichs an Preußen, sein Kontingent auf 30 000 Mann zu erhöhen und in Schlesien einen Grenzkordon aufzustellen, begegnete sich mit der Aufforderung des Zaren zum Beitritt, widrigenfalls Ostpreußen für Rußland besetzt werden sollte. Scharnhorst konnte das Nichtsthun nicht mehr aushalten, und nicht lange dauerte es, so saß er wieder im Rate des Königs. Hardenberg, für das russische Bündnis endlich gewonnen, hatte die Verlegung der Residenz nach Breslau schließlich dem Könige abgerungen, aber Friedrich Wilhelm war keine Natur, welche heroischen Plänen geneigt war. Und Ancillon, der einflußreiche Erzieher des Kronprinzen, verstand es meisterhaft, die innere Abneigung des Monarchen gegen den Krieg zu nähren und ihn gegen die Stürmer und Dränger, vor allem gegen Stein einzunehmen. Seine Denkschrift vom 4. Februar 1813 riet, „zwar sofort mit dem Zaren Frieden und Bündnis zu verabreden, auch den Vormarsch der Russen an die Oder möglichst zu beschleunigen, dann aber die Vermittlung zwischen Frankreich und Rußland zu übernehmen, dergestalt, daß Preußen die Zurückziehung der französischen Streitkräfte hinter die Elbe, der russischen hinter die Weichsel begehre und — den Frieden zustande bringe. Lehnte Frankreich ab, dann wollte auch Ancillon den Krieg an Rußlands Seite wagen" (S. 498). Dies war dem König um so mehr aus dem Herzen gesprochen, als er die Ueberzeugung hegte, daß der Kampf gegen Napoleon nur von Rußland, Oesterreich und Preußen mit Erfolg geführt werden könne; Oesterreich aber fehlte damals noch. Scharnhorst dagegen sah in der Empörung Norddeutschlands das wirksamste Mittel, in dem russischen Bündnis die Vorbedingung für die Befreiung. — Für die Verhandlungen mit Rußland wurde Knesebeck bestimmt, welcher leider die preußische Forderung der Wiederherstellung von einem Teil des früheren Besitzstandes in Polen unklugerweise übertrieb.

Diesmal brachte nun aber der Ansturm der nationalen Strömung wirklich Rettung. Yorks Abfall von Frankreich war das Signal zu einer Bewegung, wie sie so groß und hinreißend Deutschland seit den Tagen der Reformation nicht gesehen hatte. Können wir Nachlebenden uns dem Zauber dieser Frühlingstage von 1813, wo auch die Sonne so warm schien wie sonst erst im Mai, nicht entziehen, in wie viel höherem Grade mußten die Mitlebenden davon ergriffen und fortgerissen werden! Alle preußischen Generäle außerhalb Schlesiens marschierten zuletzt ohne den Befehl des Königs sozusagen gegen Frankreich. Der Aufruf vom 3. Februar war ein erstes Zugeständnis an diese Strömung. Am 9. wurden die Ausnahmen von der Kantonpflicht, freilich zunächst nur für die Dauer des Krieges aufgehoben, und endlich am 23. Februar faßte der König nach langem inneren Kampfe den Entschluß, mit Frankreich zu brechen. „Wenn der König länger zaudert," berichtete damals der englische Agent Ompteda aus Berlin, „so sehe ich die Revolution als unausbleiblich an." Ein Wort von Scharnhorst brachte die Berliner Brauseköpfe zur Ruhe, denn es ging vorwärts Schlag auf Schlag. Stein bewog den Zaren, ihn über den Kopf Knesebecks nach Breslau zu senden. Am 25. traf er dort ein, am 26. billigte der König den Vertrag, am 27. wurde er in Breslau von Hardenberg, am 28. in Kalisch von Kutusoff unterschrieben. Als Zweck des Krieges galt die Befreiung Europas. Von seinen polnischen Besitzungen forderte Preußen nur soviel zurück, als zur Verbindung von Ostpreußen und Schlesien notwendig, seine Ent-

schädigung wollte es im Westen suchen. Es verpflichtete sich endlich neben dem Heer eine Landwehr zu errichten. Gerade als die Kriegserklärung dem französischen Gesandten übergeben worden, kamen Zugeständnisse aus Paris: Gott sei Dank, es war zu spät. Gleichzeitig mit dem Aufruf „An mein Volk" erschien am 17. März die „Verordnung über die Organisation der Landwehr", durchaus das geistige Eigentum Scharnhorsts und fast ganz von ihm verfaßt.

IV.

Wandte sich die „Bekanntmachung in Betreff der zu errichtenden Jäger-Detachements" vom 3. Februar an diejenigen Klassen der Staatsbürger, „welche nach den bisherigen Kantonsgesetzen vom Dienst befreit und wohlhabend genug waren, um sich selbst bekleiden und beritten machen zu können", so lag der „Verordnung über die Aufhebung der bisherigen Exemtion von der Kantonpflichtigkeit für die Dauer des Krieges" (9. Februar) bereits der Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht zu Grunde; verwirklicht wurde letztere endlich durch die Schöpfung der Landwehr. „Die Stände errichten gemeinschaftlich die Landwehr", mit diesem Wort schließt gewissermaßen die Geschichte des alten Preußens. Alle wehrbaren Männer vom 17. bis 40. Lebensjahre gehörten dem Heere oder der Landwehr an, und um beide gleich hoch zu stellen, erklärte der König: „Ich und alle Prinzen Meines Hauses stehen an der Spitze der Landwehr". Unter dem Zeichen des Kreuzes sollte sie kämpfen und siegen. Als Ergänzung trat endlich am 21. April die Landsturmordnung hinzu, die, obgleich nicht von Scharnhorst verfaßt, doch in der Hauptsache seinen Ideen folgte. Sie duldete keine Ausnahme von der Wehrpflicht als Gebrechlichkeit, Kindes- und Greisenalter. Ganz Preußen wurde in vier Gouvernements geteilt, an deren Spitze je ein Militär- und Zivil-Gouverneur stand.

Der Raummangel verbietet uns die geradezu staunenswerte Thätigkeit Scharnhorsts im einzelnen zu verfolgen und die ungeheuren Schwierigkeiten darzulegen, welche nur er überwinden konnte. Erwähnen wollen wir nur, daß sich zu Anfang des Jahres 1813 in der Kriegskasse knapp 3000 Thaler befanden. Wir wenden uns zum Schluß den letzten Lebenstagen unseres Helden zu.

Sein heißer Wunsch war es, daß „Gott ihn das Ende dieses Feldzuges erleben lasse; aber sollte es nicht sein, so sterbe er der festen Ueberzeugung, daß diesmal die Freiheit und Selbständigkeit Preußens und Deutschlands siegen werde". Wenn in Preußen am 16. Mai 271 000 Bewaffnete, vom Landsturm abgesehen, vorhanden waren, d. h. wenn von je 9 männlich Geborenen einer die Waffen trug, so konnte er diese Leistung stolz sein Werk nennen. Die innere Befriedigung darüber, daß er nicht vergeblich gelebt und gestrebt, gab dem treuen und reinen Mann die Kraft, seinem Lieblingswunsch zu entsagen, einmal im Leben ein Heer selbständig zu kommandieren. Kurz vor seinem Tode hat er davon an seine Tochter in erschütternden Worten geschrieben: „Alle sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando Eines Tages". Um so weniger wollen wir es ihm vergessen, daß er bei der Wahl der Heerführer für Blücher entschieden hat.

Sein kühner Angriffsplan wurde verworfen, er seinerseits billigte nicht Wittgensteins Plan für Lützen, namentlich weil das Gelände für die Reiterei ungünstig war, an welcher die Verbündeten überlegen waren. Zwischen 6 und 7 Uhr abends wurde er mitten im dichtesten Schlachtgetümmel am Fuß verwundet. Die Wunde war an und für sich nicht tödlich, vorausgesetzt, daß sich Scharnhorst die nötige Schonung auferlegte. Daran dachte er aber nicht, vielmehr leitete er vom Krankenbett aus die weiteren Rüstungen. Er fühlte sich keineswegs entmutigt, da sich die Preußen nicht bloß in der Schlacht, sondern, was mehr bedeutete, auf dem Rückzuge musterhaft ge-

halten hatten. Zuletzt übernahm er bekanntlich die Verhandlung mit Oesterreich und traf in Prag mit den österreichischen Bevollmächtigten zusammen. Wohl empfand auch er die Nachricht von dem abgeschlossenen Waffenstillstand wie einen ihm zugefügten Schmerz, aber bald deuteten alle Anzeichen auf eine glückliche Verständigung zwischen den drei Mächten. Noch am 18. Juni hoffte er zuversichtlich auf Genesung, da trat plötzlich eine Verschlimmerung ein. „Als Grolmann an das Bett des Freundes trat, um ihm die Botschaft zu bringen, daß man mit den Oesterreichern über die künftigen Operationen einig sei, begann sein Auge sich zu umfloren.“ Am 28. Juni morgens 11 Uhr verschied er.

Glücklicher als die Königin Louise starb er im goldenen Morgenrot der Freiheit mit der festen Zuversicht auf den nahen Sieg. Sein Werk, die Wehrhaftmachung Preußens, war die Bedingung dieses Sieges, und es ist die Bedingung aller unserer kriegerischen Erfolge geworden. Wenn wir in unseren Tagen sahen, wie Deutschlands greiser Heldenkaiser unermüdlich arbeitete an der Vervollständigung und Verstärkung der Wehrkraft Deutschlands, so werden wir tief ergriffen uns vergegenwärtigen, daß Kaiser Wilhelms einzige Persönlichkeit in jenen Tagen wurzelte, deren Köstlichkeit nicht zum wenigsten auf der Mühe und Arbeit Scharnhorsts beruhte.

Es ist das Verdienst des Lehmannschen Buches, die Größe Scharnhorsts aus den besten urkundlichen Quellen heraus klargestellt und in ebenso überzeugender wie fesselnder Weise gezeichnet zu haben. Wir wünschen ihm einen möglichst weiten Leserkreis in deutschen Landen.

Moderne Geschütze.

II.

Bereits im Eingange unserer Darlegungen erwähnten wir die Trennung des Artilleriematerials je nach der Lage des Ziels in Mörser, kurze und lange Kanonen. Wir werden uns nun eingehender mit diesen Geschützen beschäftigen und an der Hand der absolut verläßlichen Veröffentlichungen der Kruppschen Fabrik einige Geschütztypen näher kennen lernen.

Die langen Kanonen sollen unter Entwickelung möglichst hoher Anfangsgeschwindigkeiten in flacher Bahn schwere Geschosse schleudern, welche im stande sein sollen, die schwersten sich darbietenden Deckungen zu durchschlagen, aber, mit Rücksicht auf ein geringes Rohrgewicht, nur geringe Gasdrücke aufweisen. Wir finden diese Geschützklassen überall, in der Schiffsartillerie sogar bis zu einer Länge von 35 Kalibern vertreten. Hohe Geschwindigkeit und niedriger Gasdruck läßt sich nur vereinigen, wenn man ein verhältnismäßig langsam verbrennendes Pulver anwendet und die Rohrlänge so groß bemißt, daß die höchste Gasspannung in dem Augenblicke erreicht wird, in welchem das Geschoß die Mündung verläßt. Beim Feldgeschütz hatte man mit Rücksicht auf das hohe Maß von Beweglichkeit, welches wir fordern müssen, die Rohrlänge kürzer als bei einem Küstengeschütz zu bemessen, demnach bei dem nur 21 Kaliber langen schweren Feldgeschütz mit einer 7 Kilogramm schweren Granate ein schneller verbrennendes Pulver anwenden müssen, wie z. B. bei der 30,5 Zentimeter Ringkanone von 35 Kalibern Länge und einem 320 Kilogramm schweren Geschoß; demnach sind die Grundsätze für die Rohrkonstruktionen bei beiden Kalibern die gleichen. Würde man bei dem schweren Kaliber zur Erzielung der gleichen Anfangsgeschwindigkeit schnell verbrennendes Pulver anwenden, so würde man Gasdrücke erhalten, wie sie unsere Rohre nicht auszuhalten vermöchten. In der Wahl der entsprechenden Pulversorte beruhen vor allem die Erfolge der Kruppschen Fabrik. Das Geschoß verläßt mit einer Geschwindigkeit bis zu 650 Meter in der Sekunde die Mündung, und nur ein starker Drall, welcher sicher und gleichmäßig die Bewegung einleitet, vermag den Geschossen bis auf die weitesten Entfernungen eine genügende Umdrehungsfestigkeit zu verleihen.

Das schwerste Geschütz dieser Art ist die 40 Zentimeter Ringkanone von 35 Kalibern Länge, welche von Krupp für Italien geliefert wurde und zur Verteidigung des Hafens von Spezzia bestimmt ist. Mit vollem Recht kann die Fabrik behaupten, daß die Leistungen dieser Kanone bislang von keinem anderen Geschütze erreicht sind. Nur schwer kann man sich einen Begriff von den Gewichts- und Größenverhältnissen machen. Das Rohr von 40 Zentimeter Kaliber, 14 Meter Länge und mit Verschluß von

121 000 Kilogramm Gewicht ist von geschmiedetem Tiegelgußstahl aus Kernrohr, Mantel und mehreren Ringlagen zusammengesetzt. Der Verschluß wiegt 3760 Kilogramm, also immer noch 15 Zentner mehr als das Rohr unserer 15 Zentimeter Ringkanone. Den besten Begriff von den Abmessungen dieses Monstregeschützes erhalten wir, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß seine Länge etwa der Länge eines mit 6 Pferden bespannten Feldgeschützes gleichkommt und daß in seiner Seele 8 Menschen von 1,75 Meter Länge untergebracht werden können. An Munition kommen 1,280 Meter hohe Granaten von 920 Kilogramm Gewicht, also noch einmal so schwer wie das Rohr des schweren Feldgeschützes, mit einer Pulverladung von 330 Kilogramm braunen prismatischen Pulvers zur Anwendung. Die Pulverladung, welche nur wenig leichter als das Rohr unseres leichten Feldgeschützes ist, gibt bei einem Gasdrucke von 2400 Atmosphären eine Anfangsgeschwindigkeit von 550 Meter und eine lebendige Kraft von 14 000 Metertonnen. Diese Kraft würde ausreichend sein, um das deutsche Panzerschiff „König Wilhelm" von 6000 Tonnen Gehalt 2 Meter hoch zu heben. Die Kraft ist ferner ausreichend um an der Mündung eine Panzerplatte von 1 Meter und auf 1000 Meter eine Panzerstärke von 97 Zentimeter zu durchbohren. Mit Rücksicht auf die Kostspieligkeit eines jeden Schusses (der Preis desselben stellt sich etwa auf 8000 Mark) hatte die italienische Regierung eine hohe Treffsicherheit gefordert; auf 2500 Meter sollten sämtliche Schüsse in einem Quadrat von 3,25 Meter Seitenlänge sitzen. Bei den Versuchen vermochte man jedoch sämtliche Schüsse in einem Raum von 1,45 Meter Länge und 2 Meter Höhe zu bringen. Bei der größten Schußweite von 12 Kilometern wurde eine Abweichung in der Länge von nur 36 und in der Breite von 7 Metern erreicht. Für den Transport waren 2 Eisenbahnwagen zu je 16 Rädern und 126 000 Kilogramm Tragfähigkeit konstruiert, die Wagen ohne Geschütz wogen 218 000 Kilogramm.

Die kurzen Kanonen, oder wie sie Krupp nennt Haubitzen, sollen gegen senkrechte gedeckte Ziele, gegen dem direkten Feuer entzogene lebende Ziele und zum Breschschuß Verwendung finden. Die wechselnde Entfernung zwischen Deckung und Ziel verlangt sehr biegsame Flugbahnen, die sich nur durch verschiedene Ladungsgewichte erreichen lassen, und mit Rücksicht auf die Widerstandsfähigkeit der Ziele schwere Geschosse, welche nur durch schnell verbrennendes Pulver mit genügender Anfangsgeschwindigkeit in Bewegung gesetzt werden können. Wir sehen daher kurze Rohre (10—12 Kaliber Länge) mit starkem Drall, schweren Geschossen und wechselnden Ladungsverhältnissen; lange Rohre würden, wenn wir sie zu gleichem Zwecke verwenden würden, zu schwer und unhandlich werden. In der deutschen Artillerie sind diese Geschütze aus Hartbronze hergestellt. Die Kruppsche 28 Zentimeter Haubitze ist 3,2 Meter lang und wiegt 10,200 Kilogramm, die Lafette 9400 Kilogramm. Die Ladungen wechseln zwischen 5,5 und 28 Kilogramm, die Geschosse von 2,8—4 Kaliber Länge zwischen 216 und 345 Kilogramm. Auf 3675 Meter wird von der Granate ein Trichter von 2 Meter Breite und 3,5 Meter Tiefe ausgeworfen. Mit der größten Ladung von 28 Kilogramm wird bei 361 Meter Anfangsgeschwindigkeit eine Schußweite von 10 Kilometer erzielt. Als Hauptgeschütz für das Vertikalfeuer, zum Beschießen wagerechter Ziele, finden Mörser Verwendung, welche eine noch stärker gekrümmte Flugbahn wie die kurzen Kanonen besitzen. Bereits im Jahre 1870 wurde vor den französischen Festungen ein 21 Zentimeter Mörser angewandt, welcher in seiner Konstruktion jetzt aber überholt ist. Der neue Kruppsche Mörser dieses Kalibers ist nur 1,3 Meter oder 6,4 Kaliber lang und wiegt nur 1165 Kilogramm, also nicht ganz 13 mal so viel als sein Geschoß. Mit Lafette und Bettung wiegt er 4388 Kilogramm. Der Mörser ist ausschließlich für das Schießen mit großen Erhöhungen bestimmt. Er soll Erdwerke beseitigen, gedeckt stehende Truppen beschießen und Deckungen einwerfen.

Zum Beseitigen von Erdwerken sind Granaten erforderlich, die möglichst tief eindringen, ehe sie krepieren, eine große Sprengladung fassen und ausreichende Haltbarkeit besitzen, damit das Pulver möglichst vollständig vor Beginn der Minenwirkung ver-

brannt ist. Man muß große Elevationen und Perkussionszünder mit Verlangsamung der Entzündung anwenden. Gußeiserne Granaten sind für genannten Zweck weniger geeignet, weil sie dicke Wände nötig haben, also vergleichsweise kleine Sprengladung fassen, außerdem den Gasen der Sprengladung zu kleinen Widerstand entgegen setzen, so daß das Krepieren erfolgt, ehe alles Pulver verbrannt ist. Viel wirksamer sind in dieser Richtung die stählernen Granaten, welche von genannten Uebelständen frei sind.

Wenn man davon absieht, mit voller Ladung zu schießen, kann die Wandstärke der Stahlgranaten sehr klein werden. Zur Erzielung des normalen Granatgewichts ist es dann zulässig, die Länge zu vergrößern. Auf diese Weise gelangt man zu Granaten mit sehr großer Sprengladung, zu sog. Torpedogranaten.

Der Mörser schießt somit 3 Sorten von Granaten von etwa 90 Kilogramm Gewicht, von denen die gußeiserne 4,8, die stählerne 14,5 und die Torpedogranate bis zu 48 Kilogramm Sprengladung aufnimmt. Während beim Beschießen von Erdwerken die Wirksamkeit des Aufschlagszünders zu verlangsamen ist, um große Eindringungstiefe zu erhalten, ist es beim Beschießen von Decken wünschenswert, das Krepieren des Geschosses sofort zu erreichen, weil anderenfalls das Geschoß abspringt, im aufsteigenden Ast krepiert, und somit die Sprengwirkung für den eigentlichen Zweck verloren geht.

III.

Das Bild, welches wir von dem Zustande der modernen Artillerie zu entwerfen beabsichtigen, würde ein unvollkommenes sein, wenn wir nicht auch versuchen wollten, das Material unserer voraussichtlichen Gegner mit den Geschützen der Kruppschen Fabrik in Vergleich zu bringen, wobei wir nicht vergessen dürfen, daß das Material der deutscher Artillerie den neuesten Kruppschen Erzeugnissen entschieden unterlegen ist. Das russische Artilleriematerial ist bei Krupp beschafft, oder zum mindesten Kruppschen Modellen nachgebildet. Der auf dem Uebungsplatze und in den Spalten der Fachblätter geführte Kampf zwischen Krupp und de Bange ist noch nicht endgültig entschieden; England und Serbien haben das französische, Belgien und die Schweiz kürzlich das deutsche System angenommen. Für England war die Tradition und die Abneigung, die Ueberlegenheit des einst bekämpften Systems anzuerkennen, ausschlaggebend gewesen, in Serbien hatten finanzielle Gründe die leitenden Kreise bestimmt, dem System de Bange den Vorzug zu erteilen. Charakteristisch ist das Bestreben der französischen Militärverwaltung, ohne Rücksicht auf die Kosten ein dem deutschen überlegenes Geschützmaterial aufzustellen, wobei man den einfachsten Weg der Vergrößerung des Kalibers einschlug, aber auch schwerere Geschütze in den Kauf nehmen mußte. Den deutschen Feldgeschützen vom Jahre 1873 stellte man 1878 3 schwerere Geschütze gegenüber, der deutschen 15 Zentimeter Ringkanone suchte man durch eine 15,5 Zentimeter Kanone, dem 21 Zentimeter Mörser durch ein 22 Zentimeter Rohr zu begegnen. Deutscherseits nahm man den Fehdehandschuh auf und suchte durch die Qualität von Rohr und Munition seine Ueberlegenheit zu wahren. Wir müssen aber erwähnen, daß die deutschen Geschütztypen sämtlich bestehen und sämtlich höhere Leistungen zeigen, wie gefordert wurden, während ihre französischen Rivalen meist nur erst auf dem Papier vorhanden sind oder zum mindesten noch keine praktischen Proben von ihrer Brauchbarkeit abgelegt haben.

Das französische Artilleriematerial vom Jahre 1859 hatte die ernste Prüfung des Jahres 1870 nicht zu bestehen vermocht; während des Feldzugs erschienen Hinterlader des Systems Reffye von 5 und 7 Kilogramm Geschoßgewicht, welche nach kaum durchgeführter Umbewaffnung wieder abgeschafft wurden, um den Kanonen des Systems

de Bange von 80 oder 90 Millimeter Kaliber Platz zu machen. In dem Bestreben, ein auf alle Fälle dem deutschen Material überlegenes System zu schaffen, hatte man sich sogar zur Konstruktion eines Feldgeschützes von 95 Millimeter Kaliber verstiegen, dessen geringe Ueberlegenheit in keinem Verhältnis zum erhöhten Gewicht stand und das jetzt zum alten Eisen gelegt ist.

Die Artillerie eines französischen Armeekorps besteht aus 84 Geschützen vom Kaliber 90 und 12 Geschützen vom Kaliber 80 Millimeter, so daß bei der gleichen Zahl Kombattanten ein französisches Armeekorps nur 96 den 102 Geschützen eines deutschen Armeekorps gegenüber stellen kann. In der Folge werden wir nur die beiden schweren Geschütze von 8,8 und 9 Zentimeter in Vergleich stellen. Bei ersterem, dem deutschen Geschütz, finden sich in der Protze 33, bei letzterem 28 Schuß, deutscherseits werden bei der Batterie durchschnittlich $135^2/_3$, bei der Truppe überhaupt 275, französischerseits 150 bezw. 162 Geschosse mitgeführt. Beim deutschen Geschütz können sämtliche Bedienungsmannschaften, in Frankreich nur 3 aufsitzen, die übrigen müssen, um die Zuglast für das einzelne Pferd nicht zu erhöhen, auf den der Batterie folgenden Munitionswagen Platz nehmen, wodurch die Manövrierfähigkeit der Batterie herabgesetzt wird.

Die französischen Feldgeschütze sind Gußstahlgeschütze mit Schraubenverschluß und Progressivdrall, d. h. der Zug beginnt mit einem Drall von $1^3/_4$ Grad und endet mit 7 Grad, hierdurch wird dem Geschosse der Eintritt in den gezogenen Teil erleichtert und demselben eine bedeutende Rotationsfestigkeit gegeben. In dem Bestreben, sich vom Auslande unabhängig zu stellen, da man den Tiegelgußstahl nicht in erforderlich großen Blöcken und in entsprechender Qualität herstellen kann, hat man als Rohrmaterial den Martinstahl gewählt.

Der Martinstahl aber hat infolge der Art seiner Fabrikation den Fehler, daß er nicht nur von Guß zu Guß, sondern auch in den einzelnen Teilen des Gusses ungleichmäßig ist. Außerdem ist derselbe durch Schlag und einen schnell anwachsenden Druck (Pulvergase) leichter zu zerreißen, als der Tiegelstahl, bei welchem die Homogenität von Guß zu Guß, wie in den einzelnen Teilen durch die Art der Herstellung verbürgt ist. Daher die geringere Zuverlässigkeit des Martinstahls als Geschützmaterial. Ein Geschützrohr hält vielleicht viele Schüsse aus, ein anderes springt nach wenigen Schüssen. Dies erschwert auch natürlich eine sichere Erprobung der Rohre durch Anschießen, so daß letzteres nur geringe Gewähr für ein späteres Halten beim wirklichen Gebrauch bietet. Die Erfahrungen in Frankreich haben das wiederholt gezeigt.

Nur einen Vorteil hat der Martinstahl vor dem Tiegelstahl voraus; er ist bedeutend billiger, und infolge dessen können Kanonen aus jenem Material zu wesentlich niedrigeren Preisen geliefert werden. Mit der Unzuverlässigkeit dieses Materials aber hängen Konstruktionseigentümlichkeiten des Systems de Bange zusammen, welche man als Vorteile darzustellen bemüht ist, während sie offenbar Schwächen, Prinzipienfehler sind, die man gern beseitigen würde, wenn man dazu im stande wäre. Zu diesen Schwächen rechnen wir besonders den Verschluß de Bange, der für das Zerspringen der Rohre mit verantwortlich gemacht werden muß, wenngleich er eben der Schwäche des Geschützmaterials Rechnung zu tragen bestimmt ist.

Der de Bangesche Verschluß ist trotz seiner vielen, in seinem Prinzip begründeten Schwächen eine sinnreiche Vorrichtung, um dem mangelhaften Rohrmaterial seine Verwendung als solches überhaupt zu ermöglichen. Kein Zweifel, daß die breiartige, trägelastische Dichtungsmasse viel dazu beiträgt, die einer solchen Rücksicht so bedürftigen Rohre zu schonen, welche bei Anwendung eines schnellelastischen Dichtungsmittels, wie es z. B. der deutsche Broadwellring darstellt, einem baldigen Verderben entgegen gehen würden. Aber selbst dieses scharfsinnig ausgedachte Dichtungsmittel in Verbindung mit dem, den ersten Stoß der Pulvergase auffangenden und in seiner Wirkung auf die Verschlußschraube abschwächenden beweglichen, pilzförmigen Kopf, vermögen die Hauptschwäche

des Verschlusses nicht zu beseitigen, welche darin besteht, daß es schließlich die, wenn auch kreisförmig in sich geschlossenen, doch im Ganzen eine geringe Fläche darstellenden Schraubengänge von Rohr- und Verschlußschraube sind, auf welche sich der Stoß der Pulvergase konzentriert. Wie die vielen Ladehemmungen, zu welchen dieser Verschluß bei leichten Geschützen Veranlassung gibt, ihn für Feldgeschütze zu diskreditieren geeignet sind, so die starke Inanspruchnahme einer relativ schwachen Metallstärke vor dem Stoß bei größeren Kalibern, deren große absolute Gasdrücke auch durch das System des beweglichen Kopfes nur eine mit dem Kaliber abnehmende Abschwächung erfahren.

Geschützunglücke sind in Frankreich und in dem die gleichen Bahnen wandelnden England geradezu epidemisch geworden; boten doch gelegentlich der Straßentumulte in London, als auf dem Trafalgar-Square Geschütze aufgefahren waren, Sozialisten ihre Dienste als Wachtmannschaften an, da englische Geschütze bekanntlich mehr ihrer Bedienung als dem Feinde Schaden zufügten! In Frankreich sucht man die Zahl der Geschützunglücke nach Möglichkeit zu vertuschen, doch ist dieses nicht immer vollständig möglich gewesen, zumal auch seinerzeit der Kriegsminister Boulanger dieserhalb in den Kammern befragt wurde. Nach französischen Berichten vom 9. Juli 1885 waren innerhalb weniger Wochen 5, vom 1. September ab in 14 Tagen wieder 3 Feldgeschütze gesprungen. Sogar „France militaire" mußte eingestehen, „daß das Zerspringen von Geschützen häufiger sei, als man gewöhnlich annehme". Gewiß sind auch bei Kruppschen Geschützen Unfälle vorgekommen, im Ganzen sind es 25, von denen aber 16 auf die Jahre vor 1868 entfallen, bei 21 000 abgelieferten Geschützen will dies wenig besagen!

Die neuen Kruppschen Geschütze sind den französischen weit überlegen; wir wollen aber hier zunächst die in beiden Armeen in Gebrauch befindlichen Feldgeschütze vergleichen. Es wäre ein schlechtes Zeichen für die französische Industrie, wenn es ihr nicht gelingen sollte, unter Benutzung der deutschen Erfahrungen und unter Opferung der Beweglichkeit ein dem deutschen überlegenes Geschütz zu schaffen. Dem 450 Kilogramm Rohrgewicht stehen in Frankreich 530 gegenüber, und doch hat man nur unbedeutend Geschoßgewicht und Ladung erhöht. Haben wir somit ein leichteres und beweglicheres Geschütz, so müssen wir den Franzosen den Vorzug lassen, größere Anfangsgeschwindigkeit (450 gegen 444 Meter), größere Gestrecktheit der Bahnen und größere Treffgenauigkeit erzielt zu haben, doch ist dieser Unterschied nicht so bedeutend, als daß er nicht durch Beweglichkeit, Sicherheit des Materials und Ausbildung könnte aufgewogen werden. Aber auch vom Artilleriekomitee ist alles geschehen, um innerhalb der vorhandenen Grenzen die Ueberlegenheit der deutschen Artillerie zu sichern. Die Ringgranate ($^1/_3$ der Munitionsausrüstung) gibt bis zu 200, das Schrapnell bis zu 310 Sprengstücke, während das französische Einheitsgeschoß „obus à balles" nur 120 Sprengteile zu liefern vermag. Auch die Sprengwirkung der deutschen Granate ist eine größere, da sie 280 gegen 200 Gramm Pulver als Sprengladung aufnimmt. Dagegen enthält die französische Kartätsche mehr Kugeln als das gleiche deutsche Geschoß; da aber die Kartätsche an Wert verloren hat und zum Teil durch das Schrapnell ersetzt werden kann, so ist diese Ueberlegenheit ohne Bedeutung. Der Grundgedanke, der besseren ballistischen Leistung der französischen Geschütze durch bessere Wirkung am Ziel zu begegnen, ist, da er auch die Ausnutzung älteren Materials gestattet, jedenfalls ein richtiger.

Ein Wettstreit zwischen Krupp- und de Bange-Geschützen ist in Serbien mit der Annahme des französischen Systems zu gunsten von de Bange entschieden, obwohl die Leistungen der deutschen Kanonen bei schlechter Behandlung und ungeübter Bedienung bessere als die ihrer Gegner waren. Wir möchten hier nur das Schießen mit Schrapnells auf 2000 Meter hervorheben. Von de Banges Geschütz krepierten unter 9 Schuß 2 in der Mitte der Flugbahn, 4 hinter dem Ziel und nur 3 innerhalb des geforderten Raumes von 60 Meter, und während bei Krupp auf den Schuß 33 Treffer entfielen,

konnte man mit dem de Bange-Geschütz nur 14 erreichen; mit Granaten stellte sich auf 4100 Meter das Ergebnis auf 17 beziehungsweise 1 Treffer für 10 Schuß.

Auch im Schnellfeuer blieb Krupp Sieger. Das deutsche Geschütz vermochte 30 Schuß in 16, das französische Geschütz die gleiche Schußzahl in 23 Minuten abzugeben. Diese Zahlen bedürfen keines Kommentars. Die Ursachen der Erfolge des Systems de Bange müssen auf anderem Gebiete gesucht werden.

„Es war ausgemachte Sache," schreibt der belgische Kapitän Monthaye, „daß trotz des Sieges von Krupp, die Gesellschaft Cail die Bestellung erhalten würde. Die Belgrader Versuche hatten nur den einen Zweck, den serbischen Artilleristen und Militärs, die die Kruppschen Geschütze in die nationale Bewaffnung einführen wollten, einen Schein von Genugthuung zu geben.

Heute wo der Abschluß der serbischen Anleihe mit dem Pariser Kontor d'escompte, das, wie jedermann bekannt, sehr am Erfolge des Etablissements Cail interessiert ist, als vollendete Thatsache vorliegt, ist jeder Zweifel geschwunden, und wir sagen: Es konnte nicht anders sein. Der Kern der Angelegenheit ist folgender: Die von Serbien angenommene Anleihe im Betrage von 40 Millionen Franks ist zum Preise von 77 Prozent ausgegeben worden. Sie trägt 5 Prozent Zinsen, soll im Laufe von 49 Jahren al pari eingelöst werden und wird durch das serbische Tabaksmonopol garantiert. Unter den Werten, welche die serbische Regierung als Gegenleistung für ihre Unterschrift empfängt, erscheint an erster Stelle das Geschützmaterial de Bange.

Gewiß können die Aktionäre des Kontor d'escompte der Verwaltung nicht einen Vorwurf daraus machen, ein gutes Geschäft abgeschlossen zu haben, und die französische Industrie daran haben teilnehmen zu lassen, aber etwas mehr Offenheit wäre doch am Platze, namentlich jetzt wo der Schleier sich allmählich gelüftet hat, und der Charakter der Belgrader Versuche selbst für die entferntesten Zuschauer im wahren Lichte erscheint."

Was wir vorhin von den Bestrebungen der französischen Feldartillerie, von ihren Mängeln und Gebrechen gesagt haben, gilt in noch erhöhterem Maße von den schweren Geschützen; selbstverständlich müssen die Fehler des Rohrmaterials und Verschlusses bei diesen in noch grellererweise zu Tage treten. Eine weitere interessantere Erscheinung ist, daß die französischen Geschütze beim Gebrauch geringere Leistungen aufweisen, als in den Schußtafeln verzeichnet stehen und bei der Konstruktion ausbedungen waren.

In den Belagerungstrains finden wir in Frankreich als Gegengewicht für unsere verschiedenen 15 Zentimeter Kanonen Geschütze von 15,5 Zentimeter Kaliber und als schwerstes Geschütz die 22 Zentimeter Haubitze vertreten, während wir nur in besonderen Fällen die kurze 21 Zentimeter Kanone mitführen; an Mörsern sind Geschütze von 22 und 27 Zentimeter Kaliber vorhanden, denen unsrerseits der 21 Zentimeter Mörser gegenüber steht. Die Ueberlegenheit der Franzosen in schwereren Kalibern verringert sich aber sofort, wenn wir die ballistischen Leistungen vergleichen und die Transportschwierigkeiten erwägen, welche durch das Heranschaffen schwerer Geschütze mit ihrer Munition bei einer Belagerung erwachsen. Die Gewichtsdifferenz zwischen den betreffenden Geschützen beträgt bei den 15 Zentimeter Rohren 1070 Kilogramm, trotzdem aber vermögen die französischen Geschütze ihre Vorbilder nicht an Anfangsgeschwindigkeit und Schußweite zu erreichen. Als Beleg für die Schwierigkeiten, welche bei einer Belagerung zu überwinden sind, erwähnen wir, daß man zum Transport von 400 Geschützen mit der nötigen Munition etwa 35 Eisenbahnzüge braucht. Anfang Dezember 1870 waren in dem Belagerungspark von Ville Caublay vor Paris 446 Geschütze mit 311 300 Geschossen vereinigt, zu deren Transport 40 Züge erforderlich gewesen waren; die ersten 160 Geschütze mit ihrer Munition waren auf 10 Zügen in 11 Tagen eingetroffen. Der tägliche Munitionsbedarf von 6000 Geschossen wurde auf einem Eisenbahnzuge von 180 Achsen herangeführt, dessen Entladen unter 10 Stunden nicht zu bewirken war.

Es würde uns hier zu weit führen, die einzelnen Geschütze der französischen Artillerie

mit den entsprechenden deutschen Kalibern in Vergleich zu bringen, zumal die meisten französischen Kaliber nur auf dem Papiere bestehen und ihre Ueberlegenheit nur eine rein theoretische ist, so daß man sich selbst in Frankreich zu dem Bekenntnis gezwungen gesehen hat, qu' en Allemagne l'établissement d'un nouveau matérial de siège paraît un peu plus avancé.

Wir wollen hier nur die lange 15 Zentimeter Ringkanone vom Jahre 1873 mit der französischen 15,5 Kanone vom Jahre 1877 vergleichen. Das Rohrgewicht der ersteren beträgt 3858, das der letzteren 2530 (und nicht wie ausbedungen 2500 Kilogramm), das Gewicht der deutschen Lafette stellt sich auf 1975, der französischen 3250 Kilogramm, so daß selbst bei Anwendung der schwereren Rohre das deutsche Geschütz ein geringeres Gesamtgewicht hat. Nun ist aber die Rückwirkung gegen die Lafette um so größer, je leichter das Rohrgewicht, wodurch dann, wie die oben gemachten Angaben bestätigen, eine vergleichsweise sehr schwere Lafette erfordert wird. Ebenso verhält es sich mit den Anfangsgeschwindigkeiten; diese wird in Frankreich auf 480 angegeben, stellt sich aber in Wirklichkeit auf nur 460 Meter, während es Krupp durch Anwendung geeigneten Pulvers gelungen ist, dieselbe von 480 Meter auf 589 Meter bei 51 Kilogramm Geschoßgewicht zu steigern und eine lebendige Kraft von 189 Metertonnen auf jedes Kilogramm Rohrgewicht zu erzielen. Annähernd Gleiches, nämlich 163 Metertonnen, wird erst mit der französischen 28 Kaliber langen schweren 16 Zentimeter Kanone von 5080 Kilogramm Rohrgewicht, welche somit dem leichteren deutschen Geschütz (4770 Kilogramm) unterlegen ist, erreicht.

War in Belgrad den französischen Geschützen aus besonderen Gründen der Sieg zuerkannt, so hatten bei einem Vergleichschießen in Bukarest die deutschen Geschütze fair play und vermochten trotz ungünstiger Verhältnisse, trotzdem daß sie zur Anwendung französischen Pulvers gezwungen waren, ihre Rivalen an Gebrauchsfähigkeit, Treffsicherheit und Durchschlagskraft zu schlagen. Leicht läßt sich daher ermessen, wie im Ernstfalle bei Anwendung normaler Munition und eingeschulter Bedienung der Ausgang sein wird. Ist auch die Ueberlegenheit des deutschen Materials nicht eine so ungeheuere wie zur Zeit des letzten Waffenganges, so ist sie doch immerhin noch eine so bedeutende, um den Erfolg verbürgen zu können.

Erinnerungen an Stahl.

(Aus dem Nachlasse einer Freundin Stahls.)

1. Erlangen.

Zufällig fiel mir, noch in Königsberg, im Konversationslexikon die Biographie von Stahl in die Hände; ich lernte ihn durch diese freilich sehr dürftigen Notizen wenigstens dem Namen nach kennen; als unsere Uebersiedelung nach Erlangen beschlossen war, erfuhren wir, daß auch Stahl einen Ruf dorthin erhalten und angenommen habe; wir freuten uns beide darüber, O. sowohl als ich.

Im Oktober 1834 trafen wir in Erlangen ein; wir kannten niemand persönlich dort, einige nur dem Namen nach, unter diesen besonders Raumers, mit denen wir bald in nahen Zusammenhang kamen. Eines Abends — es mochte in den letzten Oktobertagen sein — gingen wir, wie dies nun oft geschah, zu ihnen, und an diesem Abend trafen wir zuerst mit Stahl und seiner Schwester Jenny zusammen. — Stahl war als Extraordinarius kurze Zeit in Erlangen gewesen, von wo aus er als Ordinarius nach Würzburg berufen wurde; dort war aber seines Bleibens auch nicht lang, er wurde bald wieder nach Erlangen zurückversetzt; Raumers gehörten mit zu seinen frühern Bekannten, die bald wieder aufgesucht wurden, und so fügte es sich denn, daß wir in ihrem Hause zuerst ihn sahen. — Diese Begegnung ist mir noch bis auf die kleinsten Züge lebhaft eingeprägt; ich erinnere mich noch deutlich des Momentes, wie Raumer, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, zu O., auf Stahl deutend, der inzwischen in den Hintergrund des Zimmers getreten war und an den Flügel gelehnt stand, sagte: „Das ist ein grundgescheuter Mensch." — Ich fixierte ihn nun genauer; seine äußere Erscheinung, so unscheinbar sie auf den ersten Anblick auch war, fesselte doch bei näherer Betrachtung in einer eigentümlichen Weise: die Figur unter mittlerer Größe, schmächtig, fein gegliedert, von sehr guten Verhältnissen; die Gesichtsbildung auffallend jüdisch, blaßgelb, dunkelschwarzes Haar, die stark gebogene Nase durch einen Hieb, den er als Student im Duell empfangen, etwas entstellt; der Mund gut geformt, doch schon damals fast zahnlos; die Stirn frei; wahrhaft schön waren aber seine Augen, sie strahlten in wunderbar dunkler Glut tief und feurig zugleich.

Von seiner Schwester Jenny, die bei ihm lebte und ihm den kleinen Haushalt besorgte, sagte einmal jemand: „So denke ich mir die Königin Esther —" und hiermit ist ihr Bild gezeichnet; sie war nicht eigentlich schön, sie sah auch sehr jüdisch aus, aber sie war eine durch und durch edle Erscheinung. Das Geschwisterpaar besuchte uns bald und schloß sich eng an uns an; O. und Stahl interessierten sich gegenseitig, es

wurde ihnen bald Bedürfnis sich auszutauschen; O. freute sich des tiefchristlichen Ernstes, den er in Stahl vorfand, er hatte sich ihn vorherrschend philosophischer gedacht. Sein Christentum war damals freilich nicht ganz ohne eine etwas katholische Färbung, weniger dogmatisch, als nach der mystischen Seite hin; er hatte dies von Würzburg, wo ihm der Umgang mit erleuchteten Katholiken viel ausgetragen, mit herübergebracht. — Fast täglich, in der Regel am Nachmittag um 4 Uhr, kam Stahl, um O. zum Spaziergang abzuholen; O. war über diese gemeinsamen Gänge meist sehr erfreut; sie hatten etwas ungemein Anregendes für ihn; zuweilen sagte er aber: „Stahl hat doch mitunter kuriose Ansichten, die einen in Erstaunen setzen, wenn er darauf fortbaut, wird er zu sonderbaren Resultaten kommen." — Was O. nun besonders damit meinte, ist mir nicht mehr erinnerlich, aber das weiß ich, daß es sich vorherrschend auf seine politischen Anschauungen bezog.

Sonnabend hatten wir unsern Empfangsabend, an diesem fehlte Stahl und seine Schwester Jenny fast nie; seine Unterhaltung war mit die schönste Würze in dem damals noch kleinen Kreise, der sich bei uns sammelte; sie war nie leer, aber auch nie gesucht gehaltvoll; er hatte überhaupt etwas sehr Natürliches, in fremder Gesellschaft im ersten Moment sogar etwas Verlegenes; aber da, wo er sich bekannt fühlte, ließ er gern sich ganz frei gehen, er war dann auch an den kleinsten Interessen teilnehmend, gern neckend, ein Witzwort hinwerfend oder ein solches von andern gehörtes gern auffassend und wiedergebend; dabei verlor er aber nie seine ruhige und feine Haltung, namentlich Frauen gegenüber, von denen ihn nur solche, die mit ächter Geistesbildung auch seine äußere Sitte verbanden, anzuziehen schienen. Er liebte überhaupt eine gewisse Eleganz, und wie sein eigener Anzug immer sehr sauber und wohlgehalten war, so schien er sich auch nur in solchen Haushaltungen, in denen ein etwas höherer gesellschaftlicher Zuschnitt herrschte, ganz wohl und behaglich zu fühlen. In seinen materiellen Bedürfnissen dagegen war er sehr einfach; er war kränklich — seine Schwester meinte zwar, er schlüge dies zu hoch an — und hielt sich deshalb an eine sehr strenge Diät; den ersten Winter, wo er zu uns kam, genoß er am Abend bloß eine Tasse Fleischbrühe und einige gedünstete Aepfel; später wendete er sich zum Thee, dem er auch treu blieb.

Seine Schwester Jenny sagte oft: „Wenn Julius doch heiraten möchte!" aber hierzu schien gar keine Aussicht vorhanden; denn obgleich er in vielen Häusern aus und einging und gern sich da und dort freundschaftlich anschloß, so hatte man doch nie den Eindruck, daß er bei solchem Anschluß noch andere, tiefere Wünsche hege; — seiner ganzen Natur nach war man auch geneigt, ihn für sehr wählerisch zu halten; — um so mehr überraschte es also, als man mit einemmale hörte: Stahl geht auf Freiers Füßen — mehr aber überraschte noch die von ihm getroffene Wahl, als sie an den Tag trat; sie war auf ein ganz einfaches Bürgermädchen, Julie Kindler, die Tochter eines Erlanger Handschuhfabrikanten, gefallen; er hatte das Mädchen nur einige Male am dritten Ort gesehen und war mit ihren Eltern ganz unbekannt; nun sollte O. bei diesen für ihn den Freiwerber machen; Stahl hatte gehört, daß der alte Herr Kindler immer mit großer Verehrung von O., dem er aber nie persönlich nah getreten war, gesprochen, sogar einmal geäußert haben sollte: „Dem Mann könnte ich nichts abschlagen!" Auf diese Aeußerung baute Stahl nun seine Hoffnung und legte sein Geschick in O.s Hand. O. übernahm nicht ohne Zögern diesen doch etwas mißlichen Auftrag, er ging in das ihm bisher völlig fremde Kindlersche Haus, brachte seinen Spruch an, — das Resultat war ein günstiges, und bald machte Stahl — im Frühling 1835 — seine Verlobung mit Julie Kindler bekannt.

In einer kleinen Stadt, in engen Verhältnissen tritt oft der Kastengeist am meisten hervor; so war es auch in Erlangen; die Universität war dort die Aristokratie und hatte mit dem „Bürgerstand" gar keine Gemeinschaft; Julie Kindler hatte also auch nie mit „zur Gesellschaft" gehört, und wurde, als sie nun Stahl in diese einführte,

durchaus nicht als ebenbürtig betrachtet. Dies hätte sich bald ausgleichen können, wenn sie eine feinere, bildungsfähigere Natur gewesen wäre; aber die war sie eben nicht; sie hatte viel Verstand, traf in ihrem Urteil immer den Nagel auf den Kopf, war praktisch tüchtig, — aber alle diese guten Eigenschaften überwanden doch nicht den Anstoß, den man an ihren gesellschaftlichen Taktlosigkeiten und an ihrem Mangel an jeglicher Bildung nahm. — Sie selbst fühlte bald Mißbehagen in den neuen Verhältnissen, doppeltes Mißbehagen, da sie in ihrem frühern Umgangskreise eine bedeutende Rolle gespielt hatte; und so zog sie sich denn so viel als möglich aus der Gesellschaft zurück und beschränkte sich nur auf ihr Haus; dies war allerdings das klügste, was sie thun konnte, indes blieb ihre Stellung in Erlangen doch immer eine schiefe und bodenlose. Stahl ignorierte dies völlig; er selbst setzte seinen Umgang mit den frühern Freunden ganz in alter Weise fort, und war er einmal von seiner Frau begleitet, so schien er der einzige zu sein, der ihre wenig feinen Manieren nicht bemerkte und keinen Anstoß daran nahm. Im eigenen Hause war er eben so harmlos; dort herrschte in allem ein ganz bürgerlicher, fast möchte man sagen handwerksmäßiger Zuschnitt; man hätte sich Stahl früher wohl nie in einer solchen Häuslichkeit denken können, jetzt schien er nichts in derselben zu vermissen. — Anders war dies bei seiner Schwester Jenny, die sich durchaus nicht so stillschweigend in die neue Ordnung der Dinge finden konnte. Ihr Wunsch, den Bruder verheiratet zu sehen, war erfüllt, aber nun mußte sie Reugeld zahlen. Sie hatte, gleich nachdem die Schwägerin den Hausstand übernommen, eine eigene Wohnung bezogen und dort eine kleine Schule eingerichtet, die bald guten Fortgang hatte und ihr Durchkommen sicherte; aber recht zufrieden fühlte sie sich doch in dieser Lage nicht; sie empfand das Alleinstehen nur zu sehr, und so kam es denn, daß sie im Jahr 1837 einem Heiratsantrag, der ihr von dem Buchhändler Bläsing gemacht wurde, Gehör gab. Bläsing war Witwer, und sie übernahm gleich neben einem bedeutenden Haushalt auch mehrere Kinder. Er war ein braver, rechtschaffener Mann, der die Vorzüge seiner Frau zu würdigen wußte, er war stolz auf ihren Besitz; indes diese Heirat war und blieb doch ein Mißstand für Jenny; sie paßte auch in dieses Verhältnis nicht; und als sie schon im Jahr 1841 im zweiten Wochenbett starb, konnten ihre Freunde bei aller Trauer um sie doch nur sagen: Gott hat es wohlgemacht mit ihr.

Im Juli 1839 ging O. nach Ems; die Kur hatte diesmal nicht die gewünschte Wirkung; er mußte sie bald aufgeben und kam schon, ganz unerwartet, den 17. August abends wieder in Erlangen an. Ich war diesen Abend mit Stahl zusammen bei Professor Hoffmann; von dort wurde ich abberufen. Stahl eilte mir nach, er wollte sich selbst von O.s Befinden überzeugen. An diesem Abend sahen sich die beiden Freunde mit leiblichen Augen zum letztenmal, denn schon am 4. September hatte O. seinen Lauf durch diese Zeit beschlossen. — Stahl hatte sich auch während der dreiwöchentlichen Krankheit als treuer, teilnehmender Freund bewiesen; auch mir blieb er ein solcher, als ich allein stand; er sowohl wie seine Frau halfen mir mit Umsicht und großer Bereitwilligkeit auch meine äußern Angelegenheiten ordnen; ihrer Fürsorge hatte ich es vorzüglich zu danken, daß ich schon am 11. September abreisen konnte.

---

2. Berlin.

Als ich am 14. August 1861 abends spät die Zeitung in die Hand nahm, fiel mein Blick ganz unerwartet auf ein Telegramm, welches mit kurzen, trockenen Worten die schmerzlichste Todesnachricht brachte; — Stahl war am zehnten, nach kaum zwölfstündiger Krankheit in Brückenau gestorben. — 27 Jahr war ich mit ihm in fortwährendem Zusammenhang gewesen, nun hatte die Hand des Todes so unerwartet auch

dieses Band gelöst. — Wenn ich nun zurückschaue und mir sein Bild, wie es sich mir in der langen Reihe von Jahren ununterbrochenen innern und äußern Verkehres gestaltete, vergegenwärtige, so muß ich bekennen, daß ich schwerlich ein zweites gleich reines und schattenloses wiederfinden werde. Stahl war ein ganz faltenloser Mensch; treu und wahr im innersten Herzensgrund; dabei von einer seltenen Reinheit, Demut und Anspruchslosigkeit. So lernte man ihn kennen, wenn man ihn in seinem täglichen Leben, in seinem Hause, im Umgang mit seiner Frau und seinen nächsten Freunden beobachtete. Er blieb sich immer gleich; — er war ein Mensch ohne alle Phrase; — auch auf dem Gebiete der Freundschaft hörte man kein schmeichelndes Wort von ihm; aber so oft man kam, sagte schon sein Händedruck und der freundliche Blick seines Auges es deutlich genug, daß man gern gesehen werde und immer offenen Zutritt zu ihm habe. — Frühere Beziehungen hielt er unerschütterlich fest; unter seinen vielen Freunden waren ihm die ältesten, gleichviel welche Stellung sie nun in der Welt einnahmen, immer die liebsten und nächsten; — und wo es galt ihnen zu helfen, für sie zu handeln, auch selbst in den geringfügigsten äußeren Dingen, da war er immer bei der Hand. Kam man nun selbst mit einem Anliegen zu ihm, so nahm er es in der Regel zuerst etwas trocken auf, faßte nur die Schwierigkeiten desselben ins Auge, erweckte nie Hoffnungen, die er nicht mit Bestimmtheit glaubte erfüllen zu können; man ging oft etwas entmutigt von ihm — und unerwartet trat er dann mit einem ganz einfachen: ich habe mir die Sache noch genauer überlegt, so und so würde sie sich am ersten einrichten lassen — hervor, und der Rat war nicht nur immer probat, sondern auch die Wege, auf denen er ausgeführt werden konnte, meist schon angebahnt. Auch in seinem geistlichen Leben trat immer mehr eine gewisse Nüchternheit hervor; den Eindruck, daß er mit dem Heiland umging wie ein Freund mit seinem Freunde, den einer innigen Gebetsgemeinschaft mit ihm, habe ich von Stahl nie empfangen; aber er wandelte als ein ächter Israelit ohne Falsch vor seinem Gott, er schaute auf ihn und betrachtete sein Gesetz ohne Aufhören; und was er als das Gesetz seines Gottes erkannte, das suchte er nicht nur zu thun, sondern er that es auch, dieweil ihm Kraft gegeben war durch Jesum Christum, an den er mit vollster Ueberzeugung glaubte, denn er sah und erkannte in ihm des Gesetzes Erfüllung. Mit dieser seiner ganzen Richtung, bei der seine jüdische Abstammung nie vergessen werden darf, hing es denn auch genau zusammen, daß alles, was die Schrift ihm gab, nur insofern Reiz für ihn hatte, als er es — wenn ich mich so ausdrücken darf — in dieser Zeitlichkeit verwerten konnte; für alle chiliastischen oder apokalyptischen Spekulationen hatte er gar kein Interesse, ich möchte mehr sagen: gar kein Verständnis; — was die Gegenwart erforderte, das faßte er scharf ins Auge; er konstruierte sich, oft wohl zu scharf und sicher, den Bau, der aufgeführt werden sollte in Kirche und Staat, für diesen arbeitete er rastlos und treu; aber über die endliche Abwickelung des Weltlaufs grübelte er eben so wenig wie über die Gestaltung des Jenseits der Zeit, das wie und was der Ewigkeit war keine Frage für ihn, die er aus dem Worte Gottes beantwortet haben wollte, sie war ihm eine reine Vertrauenssache, denn er wußte, daß der Herr, der die Auferstehung und das Leben ist, gesagt hat: wo ich bin, da soll mein Diener auch sein, und daß er ein Diener seines Gottes war, davon gab der heilige Geist Zeugnis seinem Geiste, und an diesem Zeugnis genügte ihm.

Es kann auf den ersten Anblick überraschen, daß gerade die Eigenschaften, welche Stahl von denen, die ihn lang und genau in seinem Privatleben beobachteten, auf das bestimmteste zugesprochen werden, Demut, Treue, Wahrhaftigkeit — von denen, die ihn bloß durch sein öffentliches Auftreten kannten, eben so entschieden verneint werden, ja daß von letzteren geradezu die entgegengesetzten Eigenschaften bei ihm gefunden werden. Mir ist das sehr begreiflich, und dieser anscheinende Widerspruch löst sich mir leicht. Im Privatleben zeigte sich vorherrschend Stahls neue Natur, hier ging er streng mit sich selbst zu Rate, sein Wandel vor Gott erlitt nur geringe Störungen und An-

stöße von außen. Das war nun im öffentlichen Leben anders; da übereilte ihn, wenn ihm entgegengetreten wurde, noch oft seine alte Natur, und das reiche Maß seiner geistigen Kraft kam ungeheiligt zum Durchbruch; und da zeigte sich eben gerade das Gegenteil seiner geheiligten Natur: Anmaßung, Zwiespältigkeit, Sophistik. Solche Ueberrumpelung des alten Menschen schuf den Schatten, der auf Stahls öffentliches Leben fiel; seine Gegner sahen eben nur diesen Schatten und machten ihn gern zum Flecken; aber seine Freunde sahen neben diesem Schatten eben so auch die Buße, die er daheim für solche Uebereilungssünden that, und kannten ihr Gewicht in der Wage einer höhern Hand.

Eines Zuges in Stahl muß ich aber auch noch gedenken; ich weiß nicht, soll ich es eine natürliche Gutmütigkeit, eine gewisse Naivität nennen, oder war es doch vielleicht eine ihm unbewußte Selbstüberschätzung, daß er sich von seinen Parteigenossen so leicht brauchen und vorschieben ließ, wenn etwas erreicht werden sollte, wozu sie ihre Geltung nicht stark genug fühlten; er ließ sich dann in Dinge ein, von denen er später selbst sagte, er habe sie eigentlich nicht verstanden oder sei nicht genügend über sie unterrichtet gewesen. Durch dieses sich benutzen lassen wurde er oft in ein falsches Licht gestellt, und gar viele, die ihn dann ohne weiteres für den ihren hielten, würden wohl, wenn sie ihn als solchen angesprochen hätten, ein sehr überraschtes: ich kenne euch nicht — von ihm vernommen haben.

Wie gestaltete sich nun in Berlin Stahls häusliches Leben, wie paßte die Frau in die dortigen Verhältnisse, wie wurde sie in denselben aufgefaßt? — Die Antwort auf diese Frage lautet ganz anders, als diejenigen, die sie von früher kannten und die eben deshalb etwas besorgt auf ihre neue Laufbahn blickten, erwartet hatten. Es war wunderbar mit ihr; — sie blieb auch in Berlin ganz dieselbe, die sie in Erlangen war, ohne innere Bildung, ohne äußere Politur, und doch war hier ihre Stellung eine ganz andere, als dort; alles das, worüber man in Erlangen den Kopf schüttelte und was man dort ganz einfach „Unart" nannte, gefiel in dem glattgeschliffenen Berlin als etwas in dieser Gestalt noch nicht Dagewesenes; ihr Mangel an Bildung, an feiner Manier, galt hier für Ursprünglichkeit, für süddeutsche Naivität, man schrieb alles Auffallende an ihr auf Rechnung ihrer bayrischen Abstammung, kurz man ließ sie gewähren und war sogar bald geneigt, nicht nur ihren praktischen Gaben, sondern auch ihrer geistigen Befähigung ein sehr großes Maß zuzuerkennen. Sie hatte neben ihrem guten praktischen Verstande allerdings auch für geistige Dinge einen sehr richtigen Instinkt, aber über diesen ging es nicht hinaus; Gründe für ihre Urteile wußte sie nie anzugeben; ihr Dafür oder Dawider beschränkte sich meist nur auf ein ganz einfaches: „das gefällt mir," — oder: „das gefällt mir nit." Aber mit diesem leicht hingeworfenen Wort traf sie immer den rechten Punkt; es war selbst für Stahl oft entscheidend. Ich erinnere mich noch der Vorlesung, die Stahl über das Thema: „was ist christliche Toleranz?" im evangelischen Verein hielt; sie machte, so lange er sprach, gewaltigen Eindruck; er fühlte denselben und er ging nach Beendigung der Vorlesung wie ein Sieger mit strahlendem Gesicht durch die Reihen seiner Zuhörer; als er bei seiner Frau ankam, fragte er sie, noch im vollen Bewußtsein des Besitzes der eben errungenen Lorbeeren: „Nun Julchen bist du zufrieden?" Sie schüttelte bloß mit einem etwas betroffenen Gesicht den Kopf, — und damit war jeder Sonnenschein von Stahls Antlitz gewichen. Was sie an der Vorlesung zu tadeln hatte, wußte sie selbst nicht, aber ihr Gefühl sagte ihr: es ist Unhaltbares darin, was Stahl viel Unangenehmes bereiten wird — und so war es denn buchstäblich.

Der Zuschnitt ihres Hauswesens blieb auch in Berlin der gewohnte, ganz bürgerliche; dabei stand aber ihr Haus allen Anforderungen der Gastfreundschaft in wirklich großartiger Weise offen. Menschen aller Stände verkehrten dort; die alten Freunde, gleichviel ob sie in den Augen der Welt angesehen waren oder gering geachtet wurden, waren immer die am liebsten gesehenen. Grade in der Zeit, wo Stahls Sonne am politischen Himmel hoch stand, wo er so recht als das Haupt seiner Partei anerkannt

wurde, und die Elite der Gesellschaft, bis in hohe Kreise hinauf, sich in seinem Hause zusammendrängte, habe ich Stahls Frau am meisten bewundert wegen ihres völligen Unbeirrtbleibens von allen den Vorzügen und Verlockungen, welche ihr die Stellung ihres Mannes jetzt bot; ich dachte da oft: nun verstehe ich es, warum Gott grade diesem Mann diese Frau zugeführt hat; seine Natur hätte sich vielleicht auch in die Höhen eines äußerlich vornehmen Lebens versteigen können, aber auf solche Nebenwege war sie nicht zu bringen; sie ging ruhig ihren gewohnten Paß fort, als die zuverlässige, dienende Gehilfin ihres Mannes, und bei allen Versuchungen, die sie aus dem alten Geleise herausbringen wollten, sagte sie nur: so wie es jetzt ist, wird es nicht bleiben; die Zeit ist vielmehr sehr nahe, wo mein Mann seine Rolle ausgespielt hat; Rückschritte mag ich dann nicht thun; also soll auch jetzt, wo es wohl anders sein könnte, unsere alte Lebensweise festgehalten werden. — Wenn man sich auch sagen mußte, daß grade ihre Natur, der eben diese alte Lebensweise bequemer und zusagender als jede glänzende Neuerung war, sie vor manchen Verlockungen schützte, denen feiner organisierte Naturen nicht widerstanden hätten, so zeigte sich nichts desto weniger doch auch hierin bei ihr eine Kraft des Geistes, vor der man sich beugen mußte. Blieb sie aber immer aufrecht? — Die Zeit kam bald, wo Stahls Sonne sank, wo ein neues System den alten Bau, an dessen Vollendung er seine ganze Kraft gesetzt hatte, zu zertrümmern drohte, wo unvermutete persönliche Angriffe ihm nahe traten, — wie trugen sie nun das? — Er blieb sich ganz gleich; nie ist er mir so wahrhaft groß erschienen, wie in den Jahren, wo er heruntersteigen mußte; oft wohl war er tief ergriffen, man merkte, daß er viel in sich zu verarbeiten hatte; aber immer wußte er die Person von der Sache zu scheiden; das was er an der Sache falsch fand rügte er scharf und bündig, doch nie habe ich über die Person des Gegners ein gehässiges, verdächtigendes, bitteres oder unedles Wort aus seinem Munde vernommen; war der Gegner, wie dies ja bei mehreren der Fall war, ihm früher befreundet gewesen, dann zeigte sich wohl ein fast kindlich naiver Zug von Verwunderung bei Stahl über sein jetziges, ihm ganz unbegreifliches Auftreten. — Und sie? — Das, was sie in guten Tagen erwartet und vorausgesehen hatte, war nun erfüllt worden; aber nun erst lernte sie auch den Unterschied kennen, der zwischen Erwartung und Erfüllung ist; durch den Glanz war ihre Natur gehoben, vom besten Lichte beleuchtet, über sich selbst hinausgerückt worden; als nun der Glanz wich, trat ihre alte Natur wieder mit all ihrer Unart hervor, es war nichts mehr da, was dieselbe verhüllte. Daß ihr Herz litt bei jedem Angriff auf ihren Mann, bei jeder Demütigung, die er erfuhr, ist begreiflich; aber unbegreiflich schien es doch oft, daß sie dies nicht stiller, edler tragen konnte; sie wurde bitter, und diese Bitterkeit machte sich oft in verletzenden persönlichen Angriffen Luft. Solche Augenblicke waren die einzigen, in denen es die Nahestehenden wohl auch merken konnten, daß er an ihrer Natur zu tragen hatte.

Freitag den 26. April wurde ich aufgefordert, den Abend bei Stahl zu sein; es war ein Abend voll Bewegung, voll Harmonie, unvergeßlich schön; Stahl sehr heiter; er schenkte mir eine kleine Photographie von sich, die er eben erhalten hatte, wir schieden auf baldiges Widersehen in Schlesien, denn einen Besuch hatten beide mir schon lang zugesagt. Am 2. März wohnte ich im Herrenhause der Grundsteuerdebatte bei; da hörte ich ihn zum letztenmal sprechen, sah ihn zum letzten mal. Am 3. Mai reiste ich von Berlin ab, den 10. August starb er. Seine Leiche wurde von Brückenau nach Berlin geführt und auf dem Matthäikirchhof beerdigt, am 17. August — demselben Tage, an welchem mein Mann vor 22 Jahren schwer erkrankt von Ems nach Erlangen zurückkehrte, und an welchem ihn Stahl in dieser Zeitlichkeit zum letztenmal sah.

Noch eine Eingabe um Schulreform.

Von

Dr. Fr. Schäfer.

Es ist eine oft beobachtete Thatsache, daß auffallende Erscheinungen gedoppelt erscheinen. Berichtet eine Zeitung von einem Greise von 117 Jahren, der irgendwo in Ungarn lebt, so taucht sofort die ehrwürdige Greisin von 119 Jahren in Galizien auf; dem jahrelang schlafenden Ulanen folgte alsbald ein anderer, der das gleiche Geschäft betrieb, ich weiß nicht mehr bei welcher Waffe. So ist es nur eine Folge dieses Gesetzes der Duplizität — Verzeihung für das schöne deutsche Wort —, wenn heute von einer zweiten Eingabe berichtet wird, die sich mit einer Reform auf dem Gebiete des Unterrichts beschäftigt. Vor einigen Monaten wurde nämlich dem preußischen Abgeordnetenhause und dem Ministerium des Unterrichts eine mit etwa 1500 Unterschriften bedeckte Bitte eingereicht um „Anstellung wissenschaftlich gebildeter Lehrerinnen an den Oberklassen der öffentlichen höheren Mädchenschulen und Errichtung von Anstalten zu deren Ausbildung." In der Eingabe selbst sind diese Wünsche näher dahin bestimmt, daß dem weiblichen Geschlecht eine größere Beteiligung an dem wissenschaftlichen Unterricht auf Mittel- und Oberstufe der öffentlichen höheren Mädchenschulen gegeben und namentlich Religion und Deutsch in Frauenhand gelegt werde, sowie daß von Staatswegen Anstalten zur Ausbildung wissenschaftlicher Lehrerinnen mögen errichtet werden.

Der Eingabe beigelegt ist eine Begleitschrift: „die höhere Mädchenschule und ihre Bestimmung" (Berlin, Oehmigke's Verlag), welche die letzten Ziele der Bittenden, oder vielleicht richtiger des kleinen Kreises darlegt, aus dem die Bittschrift hervorgegangen ist.

In einem Tone, der durch Dreistigkeit der Behauptung ersetzt, was ihm an Beweisen fehlt, wird hier dargelegt, daß unser höheres Mädchenschulwesen an den größten Uebeln leidet, ja daß seine ganze Richtung eine grundverkehrte ist, weil die Mädchen nicht unter dem Einfluß tüchtig durchgebildeter Frauen stehen. Es kann nur besser werden, wenn sowohl die Leitung, wie der einflußreichste Unterricht, der in Religion, Deutsch und Geschichte, grade auf den oberen Stufen allein in den Händen von Frauen liegt. Es wird also die grundstürzende Neuerung verlangt, daß in den öffentlichen Mädchenschulen Männer mit der Erziehung gar nichts mehr, und mit dem Unterricht nur soweit zu thun haben sollen, als es sich um reine Verstandespflege, Rechnen, Naturlehre u. s. w. handelt.

Es hat bekanntlich eine Zeit gegeben, wo dieses Ideal der Bittstellerinnen Wirklichkeit war, jene Zeit, wo die höhere Töchterschule ein unbestrittener Besitz der Damen war,

wo jede that und thun konnte, was ihr recht deuchte. Kein Schulinspektor forderte damals, daß die gebildete Tochter gebildeter Eltern ebenso richtig schreiben und rechnen könne, wie die Tochter des Handwerkers, welche die Volksschule besuchte. Man hätte doch denken sollen, daß in solcher Freiheit sich das Mädchenschulwesen hätte kräftig und gesund entwickeln müssen, und dies um so mehr, als der große Stein des Anstoßes in den Knabenschulen, das Berechtigungswesen, ja hier einfach wegfiel. Doch müssen die Erfahrungen nicht allzu günstig gewesen sein, sonst hätten die Gemeinden wohl nicht sich genötigt gesehen, überall höhere Mädchenschulen unter männlicher Leitung ins Leben zu rufen. Daß wirklich die Leistungen dieser Privatschulen nicht selten unglaublich geringe waren, ist eine Thatsache. Nicht geleugnet werden darf freilich, daß auch viele dieser Privatschulen recht Achtbares leisteten und noch leisten. Wenn dies aber im Durchschnitt nicht in dem Maße geschehen ist, wie man bei der Treue und Gewissenhaftigkeit der leitenden Persönlichkeiten erwarten sollte, so ist der Grund hierfür darin zu suchen, daß man in diesen Schulen zu wenig sich um die Fortschritte der Methodik, ja der gesamten Erziehungs- und Unterrichtslehre kümmerte. Als vor zwei Jahren der berliner Normalplan veröffentlicht wurde, da begrüßte die Tagespresse mit lebhaftestem Beifalle einige im Anhang gegebene Anweisungen über Arbeitszeit, Pausen zwischen den Stunden u. dergl. Man konnte häufig lesen, daß nun mancher Zopf fallen werde. Aber wo waren denn diese Zöpfe? In den öffentlichen Schulen gewiß nur in den seltensten Fällen; grade in diesen hat man die Erfahrungen gesammelt und die Einrichtungen längst getroffen, die hier im berliner Normalplan zum erstenmal vor das große Publikum gebracht sind. Und wenn das große Publikum so entzückt ist von diesen Einrichtungen, so kann es ja seinen Töchtern sehr leicht den Genuß derselben verschaffen durch den Eintritt in öffentliche Schulen.

Es kann hier auf Grund einer ziemlich großen Kenntnis von öffentlichen und privaten Mädchenschulen ausgesprochen werden, daß alle bedeutsamen Verbesserungen des höheren Mädchenschulwesens von den öffentlichen Schulen ausgegangen und durch die Veröffentlichungen derselben (Jahresberichte, Zeitschriften und Bücher) auf weitere Kreise ausgedehnt worden sind. Die unter weiblicher Leitung stehenden Privatschulen haben nur in sehr seltenen Fällen anderen von den bei ihnen bewährten Einrichtungen Kunde gegeben und dadurch das Mädchenschulwesen im allgemeinen gefördert.

Die seitherige Erfahrung spricht also nicht dafür, den weiblichen Einfluß zum allein herrschenden zu machen. Aber es wäre doch möglich, daß es in Zukunft besser auf diesem Wege gehe, wenn erst die rechten Persönlichkeiten sich herausgebildet haben. Diese Frage wage ich nicht zu entscheiden, nur die Erfahrung der Zukunft kann das lehren, und wohl noch auf lange Zeit ist den Privatschulen die Möglichkeit geboten, im Wettstreit mit den öffentlichen ihr besseres Recht zu beweisen; auch die Waffen sind ja nicht ungleich: haben wir im ganzen reichere Mittel, so haben jene größere Freiheit. Wir Leiter öffentlicher Schulen sind an die einmal angestellten Lehrkräfte gebunden, auch wenn sie wenig leistungsfähig sind, die Leiterin der Privatschule kann jede Lehrkraft entlassen, die ihren Anforderungen nicht ganz entspricht. Auf der anderen Seite steht die öffentliche Schule den Schwächen des Elternhauses gegenüber unabhängiger da, die Rücksicht auf die Schülerinnenzahl braucht bei uns nie zum Hemmschuh als notwendig erkannter pädagogischer Maßregeln zu werden. Ueberlassen wir also die letzte Entscheidung den Erfahrungen der Zukunft.

Aber für die Gegenwart fühle ich mich doch noch verpflichtet, die Berechtigung der Männer im Mädchenschulwesen etwas näher darzulegen. Es klingt ja namentlich für weibliche Gemüter sehr bestechend, wenn man den Einfluß edler Weiblichkeit auf die Mädchen als allein heilbringend bezeichnet. Ich habe gar nichts dagegen, ja ich fordere denselben, aber auch den edler Männlichkeit. Zur Erziehung jedes Kindes sind die Eltern, Vater und Mutter, berufen; damit ist es deutlich durch die göttliche Ordnung selbst gegeben, daß auf das Mädchen auch ein Mann Einfluß ausüben soll. Frau

Groterjahn erklärt zwar in Reuters Reise nach Konstantinopel, daß die Tochter ihr Erziehungssubstrat sei, aber man wird gerade in dieser Familie kein Erziehungsideal finden wollen. Sehr richtig macht auch Geheimrat Schneider in einem eben erschienenen sehr interessanten Schriftchen*) darauf aufmerksam, daß man dann konsequenterweise den Geistlichen den Konfirmandenunterricht der Mädchen abnehmen müsse. Will man aber die Entfernung der Männer aus der Mädchenschule damit begründen, daß dieselben die weibliche Seele nicht verständen, so weist Schneider ebenfalls sehr mit Recht darauf hin, daß diese Behauptung doch sinnlos sei, wenn man bedenke, wie ein Chamisso, ein Rückert das seelische Leben der Frau darzustellen verstanden haben. Mann und Weib stehen sich doch nicht gegenüber als Bewohner verschiedener Welten, sondern sie leben so innig verbunden, daß sie in der Ehe von der heiligen Schrift ein Fleisch genannt werden. So sehr ich geneigt bin, die geistige Verschiedenheit von Mann und Weib anzuerkennen, so unzweifelhaft ist es mir, daß ein gegenseitiges Verstehen bei einigem guten Willen nicht gar zu schwer ist. Wenigstens alle in einer nicht gradezu unglücklichen Ehe lebenden Menschen, einerlei ob Mann oder Weib, werden mir das gewiß zugeben. Schlimmer ist für uns Männer der andere von der Berliner Begleitschrift erhobene Vorwurf, daß unser Verkehr mit den Mädchen im besten Falle auf dem Fuße einer gewissen Galanterie geschehe; die Mädchen würden dadurch zu früh an den Gedanken der Geschlechtsverschiedenheit gewöhnt. Wahrscheinlich haben die Damen, welche dies geschrieben, nicht bedacht, in welch unerhörter Weise dadurch eine große Anzahl achtbarer und geachteter Männer verdächtigt worden sind. Welche verständige Mutter sollte denn nicht erschrecken, wenn sie diese, wenn auch andeutungsweise, doch sehr wohl erkennbar ausgesprochene Anschuldigungen liest. Die Wahrheit ist die, daß von den Lehrern die Schülerin, wie jedes Kind, im ganzen als ein geschlechtsloses Wesen behandelt, daß aber die weibliche Eigentümlichkeit bei der Erziehung ebenso gewissenhaft berücksichtigt wird, wie die männliche beim Knaben. Denn der letztere soll zum Manne, das Mädchen zum Weibe erzogen werden. Freilich diese Verschiedenheit scheint den Berliner Damen höchst unbequem zu sein; sie sind immer in Sorge, daß bei Anerkennung derselben die Stellung des Weibes herabgedrückt werde. Diese Befürchtung wäre wohl geringer, wenn man nur bedacht hätte, daß das Weib zur Miterbin der Seligkeit berufen ist, ebenso wie der Mann, daß das Weib durch das Christentum eine Stellung errungen hat neben dem Manne, zwar seine Gehilfin, aber eine solche, ohne die sein Leben nur kümmerlich entfaltet gedacht werden kann. Selbst in der Seligkeit des Paradieses war sie für den Mann eine Notwendigkeit. Es ist somit eine höchst überflüssige Bemühung, immer wieder die Gleichberechtigung des Weibes zu lehren. Freilich wird der Begriff der Gleichberechtigung sehr verschieden verstanden, und ich weiß nicht, ob ich in seiner Erklärung mit den Verfasserinnen überall einer Meinung bin. Ich halte z. B. im Krankheitsfall einen sogenannten Naturarzt nicht für gleichberechtigt mit einem wissenschaftlich gebildeten und staatlich geprüften Arzt, sowenig wie ich bei Anfertigung eines Rockes einen Arzt für gleichberechtigt mit einem Schneider halte. Die Gleichberechtigung auf unserem besonderen Gebiete scheint mir darin zu bestehen, daß Männer und Frauen, nach ihren besonderen Fähigkeiten beschäftigt, neben einander an Erziehung und Unterricht der Mädchen arbeiten.

Versuchen wir uns klar zu machen, worin diese besonderen Fähigkeiten bestehen. An der Erziehung will ich Lehrer und Lehrerinnen neben einander in allen Klassen thätig wissen. Der Mann allein, mit seinem mehr auf das Große und Ganze gerichteten Blicke, muß ergänzt werden durch die Frau mit ihrer Sorgfalt und Treue im Kleinen. Grade bei dem leicht beweglichen Sinn der Mädchen ist diese besondere Gabe der Lehrerin ganz unentbehrlich. Auf der anderen Seite soll die Gefahr, im kleinlichen aufzugehen, wie die Fliegenden Blätter sie in manchen heiteren Institutsgeschichten so ergötzlich dar-

*) Bildungsziel und Bildungswege für unsere Töchter. (Berlin, Wiegandt & Grieben.)

stellen, durch die freiere und selbständigere Weise des Mannes gemindert werden. Nach derselben Anschauung von der besonderen Begabung wird der Unterricht unter Mann und Frau verteilt werden müssen. Beide sind nebeneinander in allen Klassen thätig, aber die Frau erhält mehr den Unterricht, wo die treue Gewissenhaftigkeit den größeren Erfolg erzielt, der Mann denjenigen, bei welchem es auf tieferes wissenschaftliches Eindringen in den Stoff und auf eine freiere, selbständige Behandlung ankommt. Dann wird aber noch der Umstand genaueste Berücksichtigung erfordern, daß das Einzelbild der Lehrkräfte gar manchmal von diesen allgemeinen Zügen abweicht. Es gibt Lehrer, die die Gabe haben, mit unermüdlicher Treue das kleine und kleinste zu pflegen, und Lehrerinnen, die mit einem großen und freien Blick, ja mit gradezu wissenschaftlichem Geist ausgerüstet sind. Bei der Verteilung der Unterrichtsstoffe und Klassen wird man also stets die besondere Befähigung aller einzelnen Lehrkräfte in Rechnung stellen müssen und unter genauer Berücksichtigung dieser die einzelnen Bestimmungen treffen.

Nicht in der Eingabe selbst, aber um so deutlicher in der Begleitschrift ist die weitere Forderung ausgesprochen, daß die Leitung der öffentlichen höheren Mädchenschulen in die Hände der Frauen gelegt werden müsse. Hiergegen muß entschieden Widerspruch erhoben werden, nicht etwa aus Brotneid, denn wir würden wohl alle, die Zahl ist ja nicht so groß, auch im Knabenunterricht Platz finden. Dazu ist die Lage der akademisch gebildeten Lehrer und Dirigenten an den Mädchenschulen Preußens bis jetzt noch eine sehr bescheidene, die großen Städte abgerechnet, also zum Brotneid ist noch nicht viel Anlaß. Rein sachliche Gründe fordern die Ablehnung jenes Wunsches. Die Leitung einer öffentlichen höheren Mädchenschule verlangt Eigenschaften, die nur ausnahmsweise bei einer Frau gefunden werden. Man denke nur an die Geschäftsführung, an den Verkehr mit städtischen und staatlichen Behörden aller Art, an den Verkehr mit dem Publikum, an die Leitung der Konferenzen, die Aufstellung und Durchführung von Lehrplänen. Das alles fordert einen über das Persönliche hinwegsehenden, sachlichen Sinn, der — Ausnahmen abgerechnet — der Frau im allgemeinen versagt ist. Die Privatschule mit ihrem meist geringeren Umfang und ihrer größeren Abkehrung von der Oeffentlichkeit verträgt eher die weibliche Leitung, obgleich auch hier noch mancherlei ernsthafte Bedenken bestehen bleiben.

Der erste Teil jener Bitte um stärkeren, ja beherrschenden Einfluß des weiblichen Geschlechts in Unterricht und Leitung der öffentlichen höheren Mädchenschulen unter Zurückdrängung der Männer auf Rechen- und grammatischen Unterricht, muß somit als unberechtigt, ja schädlich entschieden abgelehnt werden, wie dies auch von der Kritik fast allgemein geschehen ist.*)

Der zweite Teil hat für weitere Kreise nur untergeordnetes Interesse, darf deshalb hier nur flüchtig behandelt werden; er handelt von den Mitteln und Wegen einer gründlicheren Ausbildung der Lehrerin. Man wünscht dazu die Errichtung von besonderen Anstalten, wo Oberlehrerinnen herangebildet werden, die sich von den übrigen auf den gegenwärtigen, auch dann noch fortbestehenden Seminaren ausgebildeten etwa so unterscheiden sollen, wie etwa der wissenschaftlich gebildete Lehrer von dem, der das Mittelschulexamen gemacht hat. Ehe wir uns jedoch über diese Pläne in eine Erörterung einlassen können, müssen wir erst um Beantwortung einiger Fragen bitten.

Nach der Begleitschrift sollen die zukünftigen Oberlehrerinnen kein Seminar besuchen, sondern (nicht vor dem zwanzigsten Jahre) in das college eintreten und zwar

*) **Gegen** die Eingabe haben sich außer der erwähnten Schrift von Geheimrat **Schneider** noch weiter ausgesprochen verschiedene Artikel der Zeitschrift für weibliche Bildung, von Dr. **Buchner** (früher Schornstein) herausgegeben; dann die vortreffliche Schrift von Dr. **Sommer**, Die öffentliche höhere Mädchenschule und ihre Gegnerinnen (Braunschweig, Bruhns Verlag), ferner **Lothar Werner** (pseudonym?), Wer kann es wenden? (Berlin, Gärtner) und eine Dame A. B., Zur Oberlehrerinnenfrage (Wolfenbüttel). — **Für** die Eingabe eingetreten ist, soviel ich weiß, nur die Zeitschrift: Die Lehrerin, herausgegeben von einer der Verfasserinnen der Eingabe, Frau **Löper-Housselle**.

nach einer schweren Aufnahmeprüfung. Wo soll die Vorbereitung zu dieser Prüfung gefunden werden? Zu selbständigem Studium sind die Mädchen noch nicht reif, da sie sogar im college nicht in der freien Weise des akademischen Studiums arbeiten dürfen. Sollen vielleicht noch besondere Zwischenanstalten für diese Mädchen errichtet werden, die sie nach dem Verlassen der Schule bis zum Eintritt in die Akademie, oder wie man es nennen mag, besuchen sollen? Haben die Bittstellerinnen wohl eine Berechnung angestellt, welche Mittel der Staat hergeben müßte, um den Plan zu verwirklichen, wie teuer die Ausbildung der einzelnen Lehrerin zu stehen käme, und ob der gemachte Aufwand durch die zu erhoffenden und zu erwartenden Erfolge sich rechtfertigen könne? Ehe auf diese sehr nüchternen Fragen eine sachlich begründete Antwort gegeben ist, haben wir wohl keine Veranlassung, dem Plane näherzutreten. Jedenfalls aber können wir das schon jetzt sagen, daß auch dieser Teil der Eingabe nicht grade für die Sachkenntnis der Unterzeichner spricht; sie wollen einen Turm bauen, ohne sich über den Baugrund und die Baukosten klar geworden zu sein.

Noch ein Schlußwort über die Bittsteller. Zufällig ist mir keiner der unterschriebenen Namen außer denen der sechs Verfasserinnen bekannt geworden. Aus Zeitungsnachrichten ersehe ich, daß dieselben alle den gebildeten Ständen angehören, ja der Tamtam wurde besonders lebhaft geschlagen bei der Bemerkung, daß sechzig Professoren die Petition unterzeichnet hätten. Es wäre sehr interessant zu erfahren, ob dieselben auch alle die Begleitschrift gelesen haben vor der Unterschrift, ob sie die dort verübte Logik als die ihrige anerkennen oder ob sie sich vielleicht nur zu der allgemeiner gehaltenen Eingabe selbst bekennen. So entschieden ich das „Petitionsrecht“ fordere, so unbedingt stelle ich an die, welche „Petitionen“ unterschreiben, die Forderung, daß sie sich über die Schlußfolgen ihrer Bitte vollkommen klar und gewillt sind, mit ihrer ganzen Persönlichkeit für dieselben einzutreten. Es ist ein Unfug, eine „Petition“ zu unterschreiben aus Gefälligkeit und seinen Namen herzugeben für eine Sache, von der man nichts versteht.

Zahl und Ziffer.

Von

Abu Kis.

III. Zahlzeichen.

Wir haben gesehen, wie die Zahlenvorstellung sich bildet; wir haben weiter gesehen, wie dieselbe ihren Ausdruck in der Sprache, in den Zahlwörtern findet; wir kommen nunmehr zur bildlichen und schriftlichen Darstellung der Zahlen, d. h. wir wollen sehen, auf welche Weise die Zahlen näher veranschaulicht, und vor allem wie sie aufgezeichnet und geschrieben werden.

Zeichensprache.

Wenn nämlich so abstrakte Begriffe wie die Zahlen wirklich bequem sollten gehandhabt werden, so mußte man konkrete Bilder haben, unter denen man sie sich vorstellen und anderen darstellen konnte. Gerade so nun wie man in lebhafter Schilderung bei Größenangaben die Hände, Füße, Arme, Beine, den ganzen Körper zu Hilfe nimmt, um eben die Größe unmittelbar vor Augen zu stellen, um es zu zeigen: so hoch, so lang, so breit, — geradeso bedient man sich bei Zahlenangaben der Finger, um eben die Zahl durch dies konkrete Bild recht anschaulich zu machen. Ja die Finger müssen das Zahlwort oft geradezu ersetzen. In Bierhallen benachrichtigt man die Kellner aus der Ferne durch Aufheben einer Anzahl Finger, wie viel Glas Bier man wünscht — wer hätte nicht selbst schon diese Zeichensprache erlebt oder mitgemacht? — Ich erinnere mich aus meiner Schulzeit, daß in langweiligen Stunden immer derjenige, welcher dem Fenster und damit der Turmuhr am nächsten saß, durch einfaches Fingerspiel hinter dem breiten Rücken seines Vormannes die ganze Klasse benachrichtigte, wie viel Uhr es sei: so viel Minuten noch, so viel Finger streckte er in die Höhe!

Dem entspricht, was uns von Völkern auf der Kindheitsstufe in bezug auf ihre Darstellung der Zahlen erzählt wird. Von den Kossa: „Gewöhnlich deutet ein Kossa, wenn er die Zahl ausspricht, sie zugleich durch aufgehobene Finger an. Ja bei weitem die meisten nennen dabei das Zahlwort nicht, und überhaupt sind die Zahlwörter bei ihnen so wenig im Gebrauch, daß es Mühe kostet, sie zu erfahren.“ Von einem Stamm in Alt-Mexiko: „Die Tarahumaren begnügen sich nicht, die Zahlen mündlich auszusprechen, sondern sie bedienen sich auch allezeit gewisser Zeichen. Diese geben sie

durch die Finger, Zehen, ja auch durch die Gliedmaßen der Finger. Wenn sie die Zahl 10 zu verstehen geben wollen, sprechen sie zwar macöëk, zeigen aber zugleich ihre Hände mit den ausgestreckten zehn Fingern. Bei 20 strecken sie ihre 10 Finger gegen die Füße und nehmen diese zu Hilfe. Die Zahl 4 bedeuten sie durch drei Gliedchen des einen und ein Gliedchen des anderen Fingers. Um 12 anzugeben, halten sie den Daumen eingebogen; die drei Gliedchen der vier übrigen Finger machen dann ja 12." — Die Caraiben besitzen eigentlich nur vier Zahlwörter; um 5 auszudrücken, zeigen sie eine Hand, bei 10 beide Hände, bei 20 die Füße und Hände. Wollen sie eine größere Zahl andeuten, so weisen sie auf ihre Haare und fassen davon einen mehr oder minder beträchtlichen Griff, zuweilen selbst, um eine sehr große Zahl auszudrücken, zeigen sie auf ihren ganzen Haarwuchs, und wenn sie gar noch den ihrer Zuhörer hinzufügen, geschieht es, um eine unendliche Zahl zu bezeichnen. Wenn der Zuhörer nicht für solche Handgreiflichkeit ist, so weisen sie auch auf den Sand am Meere. — Auch die Abiponen nehmen, um von einer ihrer Meinung nach übergroßen Zahl einen hinlänglichen Begriff zu geben, einen Haufen Gras oder Sand in die Hand und zeigen ihn dem Zuhörer.

Und die Kulturvölker? „Im Orient kommt Bezeichnung von Zahlen an öffentlichen Orten beim Handel oft durch Fingerstellung in der Weise zur Verwendung, daß Käufer und Verkäufer ihre Hände unter dem Rockschoße zusammenbringen und durch Bewegungen der Finger Forderung und Angebot einander kundgeben, auch den Handel abschließen, ohne daß die Umstehenden etwas von den Bedingungen erfahren." Das ist merkwürdig genug. Wir verstehen das noch besser, wenn wir das Folgende dazu nehmen. Die Griechen und Römer brachten bis hoch in die klassische Zeit hinein die Zahlen dadurch zur Darstellung, daß man die Finger verschiedenartig streckte, einbog, gegen andere Körperteile legte u. s. f. So bogen die Griechen z. B. bei 1 den fünften Finger der linken Hand ein, bei 2 den vierten und fünften, bei 3 den dritten, vierten und fünften, bei 4 den dritten und vierten, bei 5 nur den dritten, bei 6 den vierten, bei 7 legte man den fünften Finger um, bei 8 den vierten und fünften, bei 9 den dritten, vierten, fünften u. s. f.; dann kamen auch Daumen und Zeigefinger an die Reihe. Dasselbe an der rechten Hand bedeutete 1000—9000 u. s. f. Eine Million ward durch Zusammenfalten der Hände bezeichnet.*) Man sieht, diese Einrichtung ist nicht ohne Kunst und Geschick. Der König Numa hat sie einmal sehr praktisch verwandt — und ähnlich ist es gewiß öfter geschehen —: Er ließ in Rom ein Standbild des Janus mit dem doppelten Gesicht (eins nach vorn und eins nach hinten gerichtet) aufstellen, und die Finger dieses Gottes der Zeit — er hatte ihrer zehn wie auch wir — stellten durch ihre Haltung die Zahl der Tage im Jahr, damals 355, dar. Das könnte man heute nicht.

Zahlinstrumente.

Neben diesem natürlichen und angeborenen Gebrauch der Finger zur Erleichterung der Zahlenmitteilung, finden wir auch wieder mehr künstliche Arten der Zahlendarstellung mit Hilfe von mitgeführten Steinchen, Maiskörnern, Muscheln u. s. f., vor allem aber mittels der sogenannten Knotenschnüre und Kerbhölzer. Das sind förmliche Zahleninstrumente, die bei den verschiedenen Völkern vorkommen, und die besonders behufs fortlaufender Statistik und Zahlenfeststellung gebraucht werden. Als Beispiel für die Knotenschnüre mögen diejenigen der Peruanen dienen. Es sind dort noch Schnüre aus früherer Zeit vorhanden — aus dem peruanischen Altertum, könnten wir sagen. Diese Schnüre, bemerkt Tschudi, sind oft von verschiedener Farbe, jede Farbe mit ihrer eigenen

*) Näheres darüber ist zu finden bei Friedlein, Griechische und römische Zahlzeichen.

Bedeutung. Durch Rot wurden die Soldaten (als Blutvergießer?) bezeichnet, durch Gelb das Gold, durch Weiß das Silber, durch Grün das Getreide u. s. f., gezählt. Diese Knotenschrift eignete sich vorzüglich für statistische Tabellen und Zählungen. Jeder einfache Knoten bedeutete 10, jeder doppelt verschlungene 100, jeder dreifache 1000 u. s. f.; zwei einfache neben einander 20, zwei doppelte 200. — Diese Zählungsart ist dort noch jetzt bei den Hirten der Pua gebräuchlich, natürlich den Verhältnissen angepaßt und etwas vervollkommnet, etwa folgendermaßen: Von der Hauptschnur, dem Stamm, gehen Zweige, Nebenschnüre aus. Auf den ersten Zweig setzen sie gewöhnlich die Stiere, auf den zweiten die Kühe, geteilt in solche, die Milch geben, und solche, welche nicht gemolken werden. Die folgenden Zweige enthalten die Kälber nach Alter und Geschlecht; dann kommen die Schafe in mehreren Unterabteilungen; die Zahl der getöteten Füchse, die Menge des gebrauchten Salzes und zuletzt das gefallene Vieh. Auf anderen Knotenschnüren steht der Ertrag an Milch, Käse, Wolle u. s. f. Jede Rubrik wird durch eine eigene Farbe oder durch eine verschieden gedrehte Schnur angezeigt. — Man erkennt übrigens in diesem Knotenverfahren ein recht getreues Bild des Zahlsystems.

Ueber das Wesen der Kerbhölzer ist der geneigte Leser wohl hinreichend aufgeklärt. Der Gebrauch derselben ist ein weitverbreiteter. Bei vielen wilden Stämmen führen die Männer stets Stäbe mit sich, gleichsam ihr Notizbuch, und machen Einschnitte hinein, zuweilen sogar in systematischer Weise z. B.:

||||||||||	10
||||||||||	10
||||	4
	24

Bei den alten ungarischen Landwirten hängen die „Kerbhölzer vergangener Jahre“ an der Zimmerdecke herab. In Deutschland kommt der Gebrauch der Kerbhölzer z. B. zur Aufzeichnung der halben und ganzen Tage vor, welche ein Tagelöhner für jemand gearbeitet hat; oder zum Vermerk der Speisen und Getränke, welche ein Stammgast beim Wirte sich zu Schulden kommen läßt. Die mancherlei Redensarten, die sich auf das Kerbholz beziehen, sind ja bekannt. Rabisch ist das österreichische Wort für Kerbholz, daher die Redensart: „Der hat schon viel auf dem Rabisch“.

Zwei Völker, beide schlechte Rechner, haben lange ihre Zeitrechnung nur mit dem Kerbholz geführt. Bei den Kaffern wird jede Mondphase in „öffentliche Hölzer“ eingekerbt, und irgend ein großes Ereignis, etwa der Tod eines besonders beliebten Häuptlings, oder ein Sieg beginnt eine neue Aera, d. h. ein neues Kerbholz. Und die Römer schlugen bei Beginn jeden Jahres im Tempel der Minerva einen Nagel ein — es war das sogar ein feierlicher Akt. So wurde die Zeit dort an die Wand genagelt!

Zifferschrift.

Als die Völker zu schreiben anfingen, übertrugen sie zuerst einfach dieses Verfahren der Zahlinstrumente auf die Schrift. Für die Einheit machte man einen Strich (oder Kreis), so viel Einheiten so viel Striche. So fing die Zifferschrift wohl bei allen Völkern, die überhaupt eine solche haben, an; bei manchen niedrigststehenden Völkern ist sie bis zum heutigen Tage noch nicht über diesen Anfangsstand hinaus gediehen; aber auch in den beiden höchststehenden, bei uns gebräuchlichen Zifferschriften haben wir noch die Spuren davon: unter den sogenannten arabischen Ziffern sind die 1 2 3 weiter nichts als | ⚌ ☰ mit Verbindungsstrichen und sogar die 4, die früher 8 geschrieben ward, stellt wohl vier Striche (><) in einem Zuge dar. Bei den römischen Ziffern

liegen in I, II, III, IIII, die Striche ganz nackt vor. Wir werden weiter unten auf dies Anfangsprinzip der Zifferschrift zurückkommen.

Man sieht schon aus diesem wenigen, daß die Völker hier einen ganz anderen Weg einschlugen, als sonst in der Schrift. Sonst ist die Schrift ein möglichst getreues Abbild der Sprache. Das ist sie am vollkommensten als Lautschrift, d. h. wenn für die einzelnen Laute einzelne Buchstaben ausgebildet werden; dann setzen sich also, wie in der Sprache die Laute zu einem Worte, so in der Schrift die Lautbilder zu einem Wortbilde zusammen. So ist es bei allen europäischen Völkern. Eine andere minder vollkommene, sehr umfängliche und umständliche Weise ist die Wortschrift, wo jedes einzelne Wort, ganz abgesehen von den Lauten, aus denen es sich zusammensetzt, sein eigenes selbständiges Bild bekommt. Eine solche Wortschrift haben z. B. die Chinesen, und man spricht ja von 60 000 verschiedenen Schriftzeichen, welche diese Armen infolge dessen nötig haben, welche also die Gebildeten, insbesondere die Angehörigen des Gelehrten- und Priesterstandes, sich mit chinesischem Fleiße einzuprägen haben. Uns kommt die Logik besser zur Hilfe.

So ist die Schrift im allgemeinen also entweder Lautschrift oder Wortschrift — die Zifferschrift aber ist keins von beiden: sie ist eine Begriffsschrift. Allerdings können wir die Zahlwörter, wie alle anderen Wörter mit Buchstaben schreiben, — und es gibt ganz bestimmte Fälle, in welchen solche Wiedergabe der Zahlen in der Schrift Regel ist; — aber wenn ich vier in der Schrift durch vier Striche wiedergebe, so kümmere ich mich dabei gar nicht darum, was der Begriff vier in der Sprache für einen Namen hat, aus welchen Lauten dieser Name sich zusammensetzt, sondern ich gebe einfach den Begriff selbst wieder, ich bringe den Begriff zur unmittelbaren Anschauung und bediene mich nicht erst der Vermittelung der Sprache, des Zahlwortes.

Begriffsschrift.

Die Vorteile einer solchen Begriffsschrift liegen auf der Hand. Während die Laut- oder Wortschriften bei den verschiedenen Völkern so verschieden sein müssen wie die Sprachen selbst, wird eine Begriffsschrift für die ganze Welt dieselbe sein können, da alle Menschen denselben Regeln des Denkens und der Begriffsbildung folgen. So sind denn eben auch wirklich, wie wir sehen werden, bei allen indogermanischen Kulturvölkern heute dieselben Ziffern im Gebrauch, so mannigfach verschieden auch die Zahlwörter der einzelnen sind.

Der Hauptvorzug aber einer allgemeinen Begriffsschrift wäre dieser: Die Wörter der Sprache sind oft vieldeutig oder auch nur — was eigentlich das schlimmste ist — zweideutig; die Bedeutung ist meist nicht mehr oder noch nicht scharf abgegrenzt; Sinn und Gebrauch schwankt fortwährend. Macht sich diese Mehrdeutigkeit der Worte, die damit gegebene Undeutlichkeit und Verwaschenheit der Begriffe schon in der mündlichen Rede oft unangenehm geltend, wie viel mehr in der schriftlichen, wo ein näheres Erklären des Sinnes nicht immer möglich und angebracht ist. Besonders leidet auch die Philosophie unter diesen Verhältnissen. — Eine Begriffsschrift hingegen würde klare, scharf abgegrenzte, eindeutige Begriffe geben. „In dieser Sprache kann man nur die Wahrheit reden," ruft Leibnitz begeistert aus, und müht sich sein Lebenlang ab, das Ideal einer Begriffsschrift, einer characteristica universalis, wie er's nennt, zu verwirklichen. Aber selbst der Geist eines Leibnitz vermag nicht diese großartige Aufgabe zu lösen. Er scheitert schon an der Unmöglichkeit, erst einmal die eindeutigen Begriffe zu gewinnen, d. h. alle die zusammengesetzten richtig zu analysieren — und es liegen ja in der Sprache fast nur mehr oder weniger zusammengesetzte Begriffe vor.

Das wäre also die erste Aufgabe bei der Bildung einer Begriffsschrift: Herstellung sämtlicher einfacher Begriffe. Dazu käme zweitens die nicht minder schwierige Her-

stellung sämtlicher einfacher Verbindungen der Begriffe untereinander, d. h. also Klarstellung der Beziehungen, in welche die einfachen Begriffe zu einander treten können, der Verknüpfungen, in welchen sie erscheinen. Nach Ueberwindung dieser Schwierigkeiten als der notwendigen unumgänglichen Vorarbeit würde erst die eigentliche Hauptaufgabe zur Lösung sich darbieten: die Bildung der Zeichen für die Begriffsschrift. Diese Aufgabe würde wieder eine doppelte sein, nämlich einmal: Bildung von einfachen unter sich verschiedenen Zeichen für die verschiedenen einfachen Begriffe; und dann: möglichst praktische Darstellung der einzelnen einfachen Verbindungen der Begriffe untereinander. Beides ist gleich schwer, unendlich schwierig; von einem einzelnen Menschen ohnehin nicht zu lösen, da ja alle Völker, Sprachen und Zungen von einer solchen Begriffsschrift gleichmäßig umfaßt werden sollen. Es bedürfte eines großen Kongresses aus allen vier Winden, zum wenigsten um jene konventionellen Zeichen der Begriffe und ihrer Verknüpfungen festzustellen.

Warum sollten wir die Hoffnung drangeben, daß es doch noch einmal gelingen wird? In unserem „Zeitalter des Fortschritts", insbesondere auch bei der wachsenden Annäherung der Völker untereinander, scheint nichts derartiges mehr unmöglich. Ist aber diese großartigste aller Erfindungen, die Einrichtung einer Begriffsschrift, gelungen, dann wird das Denken keine Kunst mehr sein. Geradeso wie jetzt die schwere, und dabei nur in enge Grenzen beschränkte Arbeit des Kopfrechnens dem Kinderspiel des Tafelrechnens gegenüber steht, für welches es überhaupt keine Schwierigkeiten mehr gibt — so steht sich dann Kopfdenken und Tafeldenken gegenüber; die schwierigsten Probleme der Philosophie, an welchen sich Völker zermartert, vor welchen die Jahrtausende ratlos gestanden haben und weiter gegangen sind — löst dann der zwölfjährige Knabe auf der Schulbank und Schiefertafel als Exempel, als Beispiel für irgend ein logisches Gesetz! Wer das noch erlebte!

Ziffersystem.

Die erwähnten, bisher unübersteiglichen Schwierigkeiten, welche der Bildung einer allgemeinen Begriffsschrift entgegenstehen, liegen bei den Größenbegriffen nicht vor.

1. Wir brauchen hier nicht erst mühsam den Begriffen durch Analyse auf den Grund zu gehen, um die einfachen Begriffe herzustellen; die Größenbegriffe sind einfach. Der Begriff eins ist ein völlig einfacher; ebenso alle weiteren Zahlbegriffe. Die Sprache bietet in den Zahlwörtern unmittelbar die Namen für Grundbegriffe. Das ist mit ein Grund, warum eben die Sprachforscher, wie wir oben sahen, bis zum heutigen Tage vergeblich nach der ursprünglichen Bedeutung unserer Zahlwörter suchen. Der Zahlbegriff selbst, das ist eben ihre ursprünglichste Bedeutung, so gewiß das ein Grundbegriff, ein geistiger Elementarstoff ist. — Freilich sahen wir auch bereits, daß es dem Menschengeist nicht möglich ist, alle Zahlen bis zu ihrer unendlichen Höhe hinauf als einfache zu denken oder gar in der Sprache zu bezeichnen; die Zahlenmenge wird vielmehr auf eine beschränkte Anzahl einfacher Zahlbegriffe zurückgeführt — es ist ein Zahlensystem gebildet.

2. Die einfachen Zahlbegriffe werden also mit einander zu zusammengesetzten Zahlen verknüpft. Wenn nun die allgemeinen Begriffe einer sehr großen Menge von Verbindungen und Zusammenstellungen unterliegen — welche von Logik und Syntax gelehrt werden —, so sind aber zwischen den Größenbegriffen nur die vier Verknüpfungen möglich, welche man die vier Spezies nennt, d. i. Arten, nämlich der Verknüpfung. — Diese vier einfachen Verknüpfungsarten werden ebenfalls bereits in der Sprache scharf und einfach zum Ausdruck gebracht, wie in einem früheren Abschnitte (man denke nur z. B. an vier-zehn und vier-zig) gezeigt wurde. — Beweis genug, daß es keiner Schwierigkeit unterliegt, sie aufzufinden und festzustellen.

3. Die einzige und eigentliche Schwierigkeit zur Bildung einer Zahlbegriffsschrift bleibt also die Bildung der Zeichen und die Darstellung der Verknüpfungsarten; d. h. es gilt entsprechend dem Zahlsystem ein Ziffersystem aufzubauen. In diesem Ziffersystem müssen die einfachen Zahlen des Zahlsystems, die Einer, auch ihre einfachen Zeichen haben, alle anderen (höheren) Ziffern aber sich aus diesen einfachen Zeichen zusammensetzen und zwar so, daß dabei klar hervortritt, durch welche der vier Spezies die höhere Zahl aus den einfachen Zahlen zusammengesetzt ist. Mit anderen Worten: das Ziffersystem hat die ideale Forderung zu erfüllen „in größter Kürze und klarster Anschaulichkeit mit möglichst wenigen feststehenden Zeichen jede Zahl nach ihrem Begriffe, d. h. nach ihrer Entstehung im Zahlsystem darzustellen".

Kein Volk hat diese Forderung richtig auch nur erkannt. Die Bildung des Zahlsystems war dem Menschen gleichsam angeboren; spielend wurde diese Aufgabe gelöst. Aber die Bildung des Ziffersystems fordert lange geistige Arbeit; und so ist denn auch dasjenige System, welches dem Ideale allein entspricht, erst spät und wahrscheinlich durch wissenschaftliche Reflexion entstanden. Die Völker fingen schon früh an, ihren Strich für die Eins, ihre Striche für die weiteren Zahlen zu malen, das ist wahr; sie segelten mutig aus mit ihrem Schifflein; aber dann befanden sie sich ratlos auf dem unendlichen Meere der Zahlen, dem sie mit ihren Strichen nicht mehr gewachsen waren; die Klippen aller der Schwierigkeiten rechts und links — da haben selbst die bestbegabten Völker des Altertums nie den Hafen erreicht; und auch für uns wird der Name „arabische Ziffern" immer eine Erinnerung daran bleiben, daß wir nicht ohne fremde Hilfe an das Ziel gelangt sind.

Prinzipien des Ziffersystems.

Nach dem Vorhergehenden wird bei der Bildung des Ziffersystems also die Grundbedingung sein, daß es die Prinzipien des Zahlsystems annimmt und dieselben möglichst treu wiederzugeben sucht.

1. Dies ist bei allen Völkern, bei denen überhaupt von einem Ziffersystem die Rede sein kann, so weit geschehen, daß sie das Ziffersystem auf dieselbe Grundzahl gebaut haben wie das Zahlsystem, also auf 10 bei dezimalem, auf 20 bei vigesimalem System. Sie haben es also aufgegeben, ihre Striche bis ins Endlose in einer Reihe fortzusetzen, sondern haben sie wenigstens nach dem Prinzip des Zahlsystems geordnet (vergl. oben das Kerbholzverfahren). Doch begegnet uns hier die merkwürdige Thatsache, daß außer den vigesimalen Mexikanern, welche in der That auch ein vigesimales Ziffersystem haben, kein Volk mit quinärem und vigesimalem Zahlsystem es zu Ziffern überhaupt gebracht hat.

2. Weiterhin wurden überall für die Elemente des Zahlsystems, d. h. für die Einer und die Stufenzahlen, immer mehr einfache, bezw. vereinfachte Zeichen ausgebildet. Bei manchen Völkern freilich blieb's für die Einer doch bei der einfachen Wiederholung des Einheitszeichens. Daß die Zahlwörter für die Einer unabhängig von einander waren, konnte doch leicht darauf hinführen, auch die Ziffern unabhängig zu machen. — Hingegen hätte man den Stufenzahlen keine *eigenen* Zeichen widmen sollen. Das ist der erste unglückliche Fehler, der der Entwickelung des Ziffersystems nachher sehr im Wege stehen mußte, — daß eben nirgends außer dem vollkommenen System die Stufenzahlen einfach auf die Grundzahl zurückgeführt wurden, ja daß die Zeichen für die Stufenzahlen, wenn man denn solche Zeichen ausbildete, nicht einmal irgend eine Beziehung zu der Grundzahl verrieten. Allerdings verleugnete ja auch schon die Sprache diesen organischen Zusammenhang zwischen Grundzahl und Stufenzahl, wie wir oben sahen; zehn, hundert, tausend u. s. w., das entspricht nicht

völlig dem 10^1, 10^2, 10^3 &c.; — aber eben hierin kann und muß das Ziffersystem dem Ideale näher kommen, als es dem Zahlsystem möglich ist; so gewiß die Schrift ihre Beweglichkeit behält, wie hart auch die Form der Sprache geworden ist.

3. Ferner sollen zusammengesetzte Zahlen auch überall durch zusammengesetzte Ziffern bezeichnet werden; d. h. wo Grundzahl und Einer durch eine der vier Spezies verknüpft sind, da soll nun die aus dieser Verknüpfung entstandene Zahl nicht durch ein neues Zeichen dargestellt werden, sondern mit Hilfe der Grundziffern, und so, daß die Art der Verknüpfung dabei deutlich hervortritt.

Diese Forderung ist immer nur teilweise erkannt und erfüllt worden, nämlich nur im Bezug auf die beiden ersten Spezies, Addition und Subtraktion. Hier werden Einer und Grundzahl, überhaupt die Zahlen verschiedener Stufen, die untereinander addiert oder subtrahiert sind, einfach unmittelbar nebeneinander gestellt; und zwar ist es ein feststehendes Gesetz, daß bei der Addition die höhere Stufe der niederen in der Schrift voran geht. Wir schreiben $10 + 2 = 12$, nicht 210; oder XII, nicht IIX. Die Chinesen schreiben von oben nach unten, also steht bei ihnen die größte Zahl oben, die kleine unten. Die Phönizier und Hebräer schreiben von rechts nach links, so steht denn der Hunderter rechts, dann links der Zehner und wieder links davon der Einer. Eine scheinbare Ausnahme bilden die Araber mit ihren arabischen Ziffern, welche sie, wie man sich denken kann, in derselben Ordnung wie hierzulande, d. i. von links nach rechts, schreiben; da nun aber ihre Schrift, wie bekannt, von rechts nach links geht, laufen die Ziffern ihrer Schrift entgegen, so daß also die kleinste Stufe zuerst steht und dann die größeren der Reihe nach folgen. Das erklärt sich aber leicht aus der Thatsache, daß die „arabischen Ziffern“ gar keine „arabische“ Ziffern sind, sondern von den Indern her zu den Arabern gekommen und von diesen blind übernommen sind, also aus einem Volke herstammen, welches wie wir von links nach rechts schrieb. Uebrigens schreiben die Araber, wenn sie ihre eigensten Ziffern, die Zahlbuchstaben, benutzen, dem Volksgeiste folgend, folgerichtig die größere Zahl rechts, die kleinere links. Auch hier bestätigt demnach die Ausnahme nur die Regel.

Obwohl die Verknüpfung durch Subtraktion im Zahlsystem ja öfter vorkam und noch vorkommt, wie wir oben gesehen, so hat doch eigentlich nur ein Kulturvolk sie auch ins Ziffersystem herübergenommen, dank seinem schon mehrfach beleuchteten geringen Zahlensinne, nämlich die Römer, welche dann die kleinere Zahl der größeren voranstellen. Sie schreiben also IV = I von V, IIX, IX, XL, XC &c. Man darf aber nicht jede beliebige niedere Zahl von einer höheren auf solche Weise subtrahieren, weil dann leicht Zweideutigkeit entstehen könnte; man würde z. B. nicht wissen, ob IXXX etwa I von XXX = 29, oder IX von XX = 11 heißen solle. Wegen solcher Verwirrungen und überhaupt wegen der Unzweckmäßigkeit des ganzen Verfahrens sind die Griechen, die sich in der Urzeit auch auf diese Subtraktion im Ziffersystem eingelassen hatten, doch beizeiten wieder davon abgestanden; sie waren eben treffliche Rechner und gewandte Kaufleute, jedenfalls viel feinere Köpfe als die Römer.

Der multiplikativen Verknüpfung von Einer und Stufenzahl, also der Zusammensetzung der Zahlen zu Zehnern, Hundertern, Tausendern &c., sind die verschiedenen Zifferschriften am allerwenigsten gerecht geworden; ja dies ist der Punkt, wo sie überhaupt am deutlichsten hinter dem Ideale des Ziffersystems zurückbleiben, und deshalb hat man sehr passend die einzelnen Zahlensysteme von diesem Gesichtspunkt aus eingeteilt: also hinsichtlich des Prinzipes, nach dem sie die Vielfachen der Stufenzahlen darstellen. Diese verschiedenen Prinzipe bilden eine Stufenleiter — nicht nur in der Theorie, sondern in der Wirklichkeit, in der Geschichte der Sache —, eine Stufenleiter, die zu dem Ideal-System hinführt. Sie mögen daher im Folgenden kurz vorgeführt werden.

Das Sammelprinzip.

Das erste, unterste ist das Sammelprinzip. Es werden spezifische Zeichen ausgebildet nur für die Einheit (1) und die Stufenzahlen; um dann die Vielfachen derselben auszudrücken, wiederholt man diese Zeichen in entsprechender Anzahl. Wenn das Zeichen für Eins daher ein Strich oder Kreis ist, so findet man die Neun durch neun Striche oder Kreise bezeichnet; ist X = 10, so wird 80 = XXXXXXXX sein. Als erste Vertreter dieses Prinzipes stoßen die alten Aegypter in den hieroglyphischen Inschriften auf. Dort finden wir sogar für die frühere Zeit eine noch ältere Methode: Da ist z. B. in einer Inschrift von Karnak „9 Götter" in der Weise geschrieben, daß das Zeichen für „Gott" neunfach neben einander gebildet ist. — Die hieroglyphischen Zahlzeichen sind dann aber die folgenden:

 = 1	 = 1'000	 = 1''000'000
 = 10	 = 10'000	
 = 100	 = 100'000	 = 10''000'000

Es ist nicht bei allen Zeichen klar, was sie ursprünglich vorstellen. Daß 1 durch einen senkrechten Strich oder Stab, 10 000 durch einen deutenden Finger, 100 000 durch eine Kaulquappe, Million durch einen sich verwundernden Mann zu erklären sei, ist ziemlich einstimmige Meinung. Ueber die vier übrigen Zeichen jedoch herrscht Uneinigkeit. In dem Zeichen für 100 sucht man bald einen Priesterstab, bald einen Palmstengel; in dem für 1000 bald eine Lotosblume, bald eine Lampe; u. s. f. — Aber wie das auch sei, jedenfalls befolgen die alten Aegypter mit diesen Zeichen genau das Sammelprinzip. Damit sie dann die sich ansammelnden gleichen Zeichen leichter übersehen, ordnen sie sie in Gruppen von je drei oder vier.

9 wurde etwa geschrieben | | | | | |
| | |

8 etwa so | | | |
| | | |

70 dann ∩ ∩ ∩ ∩
∩ ∩ ∩ u. s. f.

Später in der sogenannten hieratischen Schrift erleichterten sie sich die Sache dadurch, daß sie für eine solche Gruppe von 3 oder 4 ein eigenes Zeichen erfanden, und überhaupt auch die hieroglyphischen künstlichen Zeichen etwas abrundeten und vereinfachten.

Die Babylonier haben in ihrer Keilschrift nur drei Zeichen, durch die sie sämtliche Zahlen zum Ausdruck bringen: den Vertikalkeil, Y, den Horizontalkeil, ≻, und den Winkelkeil, <, Vertikalkeil stellte die Einheit, Winkelhaken die Zehnzahl dar 2c.; diese Elemente wurden durch einfache Nebeneinanderstellung, Ansammlung vervielfacht.

Phöniker, Griechen und Römer hatten alle drei zuerst das Sammelprinzip. Bei den Phöniern war 1 ein Vertikalstrich, |, 10 ein Horizontalstrich, —, oder Winkel <, 100 ein Winkel zwischen zwei Vertikalstrichen |<|, also = 10 zwischen 2 Einern. — Bei den Griechen war 1 ebenfalls ein Strich, |, für die andern Stufenzahlen aber benutzten sie die Anfangsbuchstaben der Zahlwörter, also 10 = *Δ* (deka), 100 = *H* (Hekaton), 1000 = *X* (Chilioi), 10 000 = *M* (Myrioi). — Die Römer hatten für 1 den Strich, |, 10 = X, 100 = C, 1000 = M. Die letzteren beiden Zeichen erscheinen jetzt auch als die Anfangsbuchstaben von Centum (Hundert), Mille (Tausend); ihre

ursprüngliche Form jedoch, aus der sie entstanden, ist C, CIƆ; und so viel auch über diese Zeichen, wie über die weiteren, 10 000 = CCIƆƆ, 100 000 = CCCIƆƆƆ u. s. f., geschrieben ist, so wenig Sicheres ist darüber festgestellt. Gewöhnlich erklärt man sie als Feldmeßfiguren.

Diese drei Völker suchten sich die furchtbare Mühe, oft neunmal dasselbe Zeichen wiederholen zu müssen, allmählich dadurch zu erleichtern, daß sie für das Fünffache der Einheit oder der Stufenzahlen ein einfaches Zeichen einführten. Den Griechen diente für 5 wieder der Anfangsbuchstabe *Π* (von pente, fünf); da nun aber die Zahlwörter für 50, 500, 5000 ꝛc. auch immer mit *Π* anfingen, so halfen sie sich, indem sie überall in das *Π* die Stufenzahl klein hineinschrieben, also z. B.: 𐅄 = 50, 𐅅 = 500 u. s. f. — Die Römer halbierten einfach das Zeichen der Stufenzahl, um das Fünffache der vorhergehenden Stufenzahl darzustellen; so ward aus X dann V, aus ⊏ (= C) L (50); aus CIƆ (= M) IƆ oder D, aus CCIƆƆ dann IƆƆ u. s. f. Außerdem führten sie ja später jenes schon erwähnte Subtraktionsverfahren ein, wonach man IV statt IIII, IIX und IX statt VIII und VIIII schreiben konnte. — Immerhin aber bleibt das System nach dem Sammelprinzip ungemein umständlich, wie die folgende abgekürzte Vergleichsreihe zeigen mag:

Arabische Ziffern	1	2	3	4	5	6	7…	10	20	30	50	60	100	500
Altgriech. Ziffern	I	II	III	IIII	Γ	ΓI	ΓII…	Δ	ΔΔ	ΔΔΔ	𐅄	𐅄Δ	H	𐅅
Lateinische Ziffern	I	II	III	IV	V	VI	VII…	X	XX	XXX	L	LX	C	D

Arabische Ziffern	1'000	5'000	10'000	50'000	1888
Altgriechische Ziffern	X	𐅆	M	𐅇	X𐅅HHH𐅄ΔΔΔΓIII
Römische Ziffern	M	IƆƆ	CCIƆƆ	IƆƆƆ	MDCCCLXXXVIII

Erwähnung verdienen hier auch die mexikanischen Zahlhieroglyphen, die einzigen, wie gesagt, die einem vigesimalen Ziffersystem entsprechen. Vier Zeichen reichen für alle Zahlen aus: ein kleiner Kreis O für 1, eine Standarte von der Gestalt eines Parallelogramms für 20, eine Feder für 400, und für 8000 endlich ein Beutel, den man sich so viele Cocoakörner enthaltend zu denken hat. „Außerdem, obgleich die Zahl der Einheiten von 1—19 gewöhnlich dargestellt wird durch so viele kleine Kreise, so haben sie doch, ebenso wie sie unzusammengesetzte Namen haben für 5, 10 und 15, auch eine abgekürzte Methode, diese Zahlen darzustellen. Diese besteht darin, daß sie das Parallelogramm, Zeichen für 20, in vier Felder teilen, welche je nach dem sie gefärbt sind, 5, 10 oder 15 darstellen. Auch bezeichnen sie gelegentlich 200 durch eine halbe Feder."

Es leuchtet ein, daß das auf solches Prinzip gebaute Ziffersystem das allerprimitivste ist: weiter nichts als ein getreues Abbild der Knotenschnüre, von denen oben die Rede war. Insofern ist es mit Recht als „ein aus barbarischer Zeit noch in die Kultur hinein ragender Gebrauch" bezeichnet worden. Es sinkt von dem im Zahlsystem längst erreichten Standpunkte, wonach die Wiederholung der Stufenzahl eben als eine Multiplikation aufgefaßt wird, herab zu dem ursprünglichen Zustande, wo man an diese Zusammenfassung noch nicht dachte, wo man die dritte Spezies noch nicht kannte. Nichts zeugt daher mehr von der geringen Rechenanlage der Römer, als der Umstand, daß sie jenes barbarische System im wesentlichen bis an ihr Ende

beibehalten haben, so daß wir uns bis zum heutigen Tage damit schleppen müssen; — die anderen genannten Völker haben das Sammelprinzip frühzeitig aufgegeben und gingen meist über zu dem nun folgenden zweiten Prinzip.

Das Alphabetsprinzip.

Man könnte es ebenso wohl das systemlose Prinzip nennen. Hier werden nämlich, um jene lästigen Wiederholungen desselben Zeichens für Einheit oder Stufenzahl zu vermeiden, alle Vielfachen der Einheit oder Stufenzahl mit eigenen willkürlichen Zeichen belegt, welche die rationelle Bildung der Zahl aus Einer und Stufenzahl nicht mehr erkennen lassen. Hatte man vorher zu wenig einfache Zeichen, so hat man nun zu viel. Sammelten sich früher dieselben Zeichen zu sehr an, so verschwinden erkennbare Grundpfeiler des Systems nun ganz. So ging es von einem Extrem ins andere, wie es schon so oft bei Lösung eines großen Problems, im Verfolg eines unbekannten hohen Zieles gegangen.

Viele Völker, voran die semitischen, bedienen sich hier eben des Alphabetes zur Zahlbezeichnung. In Rätseln werden bei uns zuweilen die Zahlen von 1—25 durch Buchstaben des Alphabetes ersetzt und umgekehrt. In jenen Ziffersystemen aber mußten die Buchstaben fortlaufend die Einer, Zehner, Hunderter, Tausender u. s. w. bezeichnen, also a = 1, b = 2 . . . ., i = 10, k = 20, l = 30 . . . ., s = 100, t = 200, u = 300 u. s. f. — Reichten nun dabei Syrer, Phönikier und Hebräer mit ihren 22 Buchstaben bloß bis 400, so halfen sie sich mit allerlei Kunststückchen, um wenigstens bis 1000 zu kommen; die Hebräer z. B. verwandten ihre 5 sogenannten Finalbuchstaben noch mit — so als wenn wir zu dem langen ſ auch noch das Schluß-s ins Alphabet stellen würden. Die Griechen, welche dieses alphabetische Prinzip von den Phönikiern überkamen, borgten sich zu ihren 24 Buchstaben noch 3 aus ihrem früheren Alphabet. Mit Hilfe dieser drei Episemen, wie sie sie nannten, gelangten auch sie an die 1000. Dabei wußten sie durch einen Strich oben rechts von dem Buchstaben anzudeuten, daß dieser Buchstabe hier als Zahlzeichen stehe. Bei 1000 fingen sie, wie auch die semitischen Völker, das Alphabet von vorne an, nur daß sie den Strich nun links unten machten. Zum Vergleich mögen noch die griechischen und hebräischen Zifferbuchstaben neben einander stehen; und dabei darf auch eine besondere Eigentümlichkeit der Juden noch eben Erwähnung finden: die Ziffer für 15 müßte eigentlich יה geschrieben werden, d. i. jh = 10 + 5, weil aber der Gottesname יהוה, jehová, dieser unaussprechliche heilige Name, ebenso anfängt, so bezeichnen sie 15 lieber als 9 + 6, d. i. טו, thv.

Arabische Ziffern	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	20	30	40	50	60	70	80	90	100
Klassisch-griechische Z.	α'	β'	γ'	δ'	ε'	ϛ'	ζ'	η'	ϑ'	ι'	κ'	λ'	μ'	ν'	ξ'	ο'	π'	ϙ'	ϱ'
Hebräische Ziffern	א	ב	ג	ד	ה	ו	ז	ח	ט	י	כ	ל	מ	נ	ס	ע	פ	צ	ק

Arabische Z.	200	300	400	500	600	700	800	900	1000	2000	... 10000	20000 ...	1888
Kl.-griech. Z.	σ'	τ'	υ'	φ'	χ'	ψ'	ω'	ϡ'	͵α	͵β	... ͵͵α	͵͵β	͵αωπη'
Hebräische Z.	ר	ש	ת	ך	ם	ן	ף	ץ	א̈	ב̈	......		חפתא̈

Außer diesen alphabetischen Ziffern finden sich auch, bei anderen Völkern, gänzlich systemlose, durchaus willkürliche und meist unerklärbare Zeichen für die Vielfachen;

doch soll der Leser, da es, abgesehen von den Aegyptern und Ariern, ferngelegene Völker sind, nicht mit Aufzählung ermüdet werden.

Jedenfalls ist dies zweite Prinzip des Ziffersystems ein gefährlicher Abweg des ersten; mit einem solchen Prinzipe war und blieb es unmöglich, ein wirkliches System in die Ziffern zu bringen. Gefährlich war der Abweg insofern, als alle Völker, welche ihn einschlugen, bis zu ihrem Untergang dabei geblieben sind; sie hatten sich verrannt und konnten nicht mehr zurück. Eine Sackgasse in dem Zahlenlabyrinth. Ein Glück also, daß nicht alle Völker auf diesen Weg geraten sind, sondern daß für andere noch ein anderes richtigeres Geleise offen blieb. Dahin lenkte man ein durch das dritte Prinzip.

Das Verknüpfungsprinzip.

Hier erweitert man, was die Griechen zur Erleichterung des Sammelprinzips schon für fünf gethan hatten, auf alle Einer: man fügt dem Zeichen der Stufenzahlen die Einerziffer so hinzu, daß man klar erkennt, wie die Zahl aus der Verknüpfung entstanden. Man betrachtet hier gewissermaßen die Zahl als benannte Zahl und löst sie dem entsprechend auf: so wie ich statt 5432 Pfennig sagen kann: 5 Goldkronen, 4 Mark 3 Groschen, 2 Pfennig, so schrieb man statt 5432 nun 5 M 4 C 3 X 2 (5 Tausender, 4 Hunderter, 3 Zehner, 2).

Erst mit diesem Prinzip hat man die Höhe auch im Ziffersysteme erreicht, auf der man im Zahlensystem längst angekommen war. Die nach diesem System konsequent gebildeten Ziffern haben vor den beiden vorher besprochenen Systemen den Vorzug, leicht übersichtlich zu sein und ein getreues Bild ihrer Entstehung zu geben. Infolge davon werden sie dann auch zum Rechnen viel leichter und eleganter gehandhabt werden können; hat man doch im wesentlichen bloß mit neuen immer wiederkehrenden Ziffern zu operieren, die dann nur noch mit den nötigen Stufenzahlnamen zu versehen, zu verknüpfen sind.

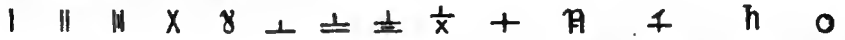
Allerdings tritt auch hier wieder, wie schon beim Zahlsystem, die Forderung dazwischen, für jede Stufenzahl eine eigene Bezeichnung zu haben. Wie störend war es dort, daß wir Deutsche und unsere Nachbarn über $10^3 = 1000$ hinaus kein eigenes Zahlwort mehr gebildet haben; dieser selbe Mangel macht sich bei Anwendung dieses Verknüpfungsprinzips ganz besonders geltend, so daß daran fast der ganze Vorteil scheitert. Es muß zum Ausdruck größerer Zahlen die letzte Stufenzahl, die einen Namen hat, um mehr als das Zehnfache vergrößert, also nicht bloß mit Einern, sondern wieder mit verknüpften Zahlen verknüpft werden, so daß eitel Verwirrung entsteht und alle Vorteile schwinden. Wie schwerfällig in der That die Rechnung und Bezeichnung werden kann, zumal wenn noch dazu Einer und Zehner nach dem Sammelprinzip gebildet sind — zeige folgendes Beispiel: drei aus den Keilschriften entnommene Zahlen, bei denen nur die Keilgruppen in römische Ziffern umgesetzt wurden:

VIIICMVIC	IIMIIIICLXV	XIMICIII
8.100.1000 + 6.100	2.1000 + 4.100 + 65	11.1000 + 1.100 + 3
= 800 600	= 2465	= 11103

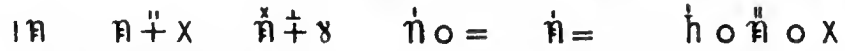
Es kann danach kaum Wunder nehmen, daß wir solches Prinzip bei den Völkern nur wenig vertreten finden. Wir finden es hier und da in Asien und Afrika, aber bald nur auf einen Teil der Zahlenreihe angewandt (besonders auf Hunderte und Tausende), bald bunt gemischt mit anderen Prinzipien. Auch den römischen Ziffern hat man in späterer Zeit mit Hilfe dieses Prinzips Erleichterung verschafft: z. B. XIIMDCCCCLIV = 12 954.

Es gibt nur ein einziges Volk, welches dies Prinzip ganz konsequent durchgeführt zu haben scheint, nämlich die Chinesen, welche über 10^3 hinauf noch 11 Zeichen für die folgenden Stufenzahlen besitzen. Doch beruht dies darauf, daß sie, wie schon erwähnt, eine Wortschrift haben, und also auch ihr Ziffersystem — wenn überhaupt von einem solchen die Rede sein darf — nur eine wörtliche Wiedergabe des Zahlsystems sein muß. So nehmen denn die chinesischen Ziffern nicht, wie die unseren, eine Ausnahmestellung in der Schrift ein. Sie sind nicht unmittelbare Begriffsbilder. Darum sind sie aber auch für wissenschaftliche und kaufmännische Zwecke ziemlich ungeeignet. Und so hat denn die neuere Zeit im Reich der Mitte an die Seite der alten Zahlziffern eine neue sogenannte kaufmännische Zifferschrift gestellt und eingeführt, welche den arabischen Ziffern viel verdankt, u. a. die Null, aber doch noch auf dem Verknüpfungsprinzip beruht; sie geht auch von links nach rechts, während die alten Ziffern, wie die ganze chinesische Schrift, von oben nach unten gehen.

Sie möge hier Platz finden.



1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 100 1000 10'000 0



100 124 465 102 120 10204

Dies Verknüpfungsprinzip ist als ein Uebergangsstadium zu dem vollkommenen System zu betrachten; man braucht nur die Benennungen der Stufenzahlen wegzulassen, so hat man schon die Grundidee desselben. So klein also die Kluft nach dort auch scheint, sie ward doch erst nochmals überbrückt durch ein weiteres, das vierte Prinzip.

Das Registerprinzip.

Die Stufenzahlen werden als Register betrachtet, unter welche die Einer untergeordnet werden. Schrieb man nach dem vorigen Prinzip 3 C = 300, jetzt heißt es etwa $\overset{C}{3}$, C ist nur Registerzeichen. Statt solcher Buchstaben kommen auch Punkte vor, mit welchen 1888 etwa so geschrieben wurde: $\overset{::}{1}\ \overset{\therefore}{8}\ \ddot{8}\ \dot{8}$. Jetzt ist der Einer endlich die Hauptsache, die Basis geworden; hier ist deutlich ausgesprochen, daß die zusammengesetzte Zahl nur dadurch entsteht, daß die Einer auf höherer oder niederer Stufe, in verschiedenen Registern, erscheinen. Kurz hier tritt zuerst der Begriff der Ordnung oder der Stufe einer Zahl hervor, der ja im modernen Ziffersystem so wesentlich und grundlegend ist.

Sind mehrere Zahlen auf einmal nach diesem Prinzip zu schreiben, so bedient man sich, wie von selbst, der Kolumnen: statt daß man jede einzelne Zahl mit den Registern versieht, zieht man Kolumnen, welche der Reihe nach die Stufenzahlen IXCM... als Ueberschrift erhalten, und in die man dann die Zahlen einträgt. Man hat diese Schreibweise im früheren Mittelalter ziemlich viel in Europa angewandt. Wenn wir oben sahen, wie Semiten und Griechen durch Punkte, Striche links u. s. f. ihre Einer zu Tausenden erhoben, so zeigt sich da eben schon dies selbe Registerprinzip. Auf einer römischen Tafel, die der späten Zeit angehört, findet

	M	C	X	I
6543	VI	V	IV	III
720		VII	II	
3009	III			IX
400		IV		

sich die Ziffer: $\left|\overline{X}\right|\overline{CLXXX}$ DC = 1 180 600. Da ist also über die Tausender ein

Strich gelegt, und die Hunderttausender sind durch Seitenstriche markiert. Aehnlich ward auch in spätgriechischen Schriftstücken verfahren:

$$\beta\omega\lambda\alpha = 2831, \text{ aber } \beta.\omega\lambda\alpha = 20831$$

Nun erst folgt das fünfte, das letzte und höchste Prinzip.

Das Stellungsprinzip.

Dies ist das Prinzip des vollkommenen Ziffersystems, das heute über den halben Erdkreis verbreitet ist. Ohne Beihilfe von Registern oder gar Gattungsnamen (wie beim Verknüpfungsprinzip) zeigt die einfache Stellung der Ziffer ihre Stufe an. Die einzelnen Ziffern folgen in der Reihenfolge der Stufen auf einander, die höchste Stufe zuerst, die kleinste, der Einer, zuletzt. Fällt irgend eine Stufe aus, so wird deren Stelle durch ein Zeichen markiert; dies war zuerst ein Punkt, jetzt ist es ein Kreis oder richtiger ein griechisches *o*, Anfangsbuchstabe von *οὐδέν*, ouden, nichts; und dies Zeichen heißt Null, vom lateinischen nulla, sc. zifra, d. h. keine Ziffer; englisch nothing = nichts. Für die neun Einer sind einfache, von einander völlig unabhängige Ziffern da.

Jetzt ist es möglich, mittels zehn Zeichen jede beliebige Zahl auf systematische Weise zu bezeichnen; „der unendliche Raum bietet das Mittel, die unbegrenzte Zahlenreihe bis zu jeder beliebigen Grenze fortzusetzen".

Zugleich erhellt, daß in Zeichen ein vollkommeneres System geschaffen werden kann, als in Wörtern thunlich oder möglich ist. Die Einführung besonderer Zeichen für die Stufenzahlen hat sich als überflüssig erwiesen, während die Sprache besonderer Wörter für dieselben nicht wohl entraten zu können schien.

Entstehungsgeschichte unseres Ziffersystems.

Es steht außer allem Zweifel, daß die Erfindung des Ziffersystems mit Stellenwert und Null den Indern gebührt. Es ist dies durch die Inder selbst, wie durch die Araber, Byzantiner und Italiener hinlänglich bezeugt. Auch hat nie ein anderes Volk Anspruch auf die Erfindung erhoben.

Es ist nicht mehr zu ermitteln, ob diese Erfindung gewissermaßen dem gesamten indischen Volke, oder dem bewußten, auf solches Ziel gerichteten Denken eines einzelnen indischen Mathematikers zu verdanken ist. Das aber ist gewiß, daß die Erfindung durch die eigentümlichen Anlagen der Inder wesentlich erleichtert und gefördert ward. Waren die Griechen das vorzugsweise geometrische Volk, so ragt an den Indern die besondere rechnerische (arithmetische) Begabung hervor. Diese Begabung ist geradezu staunenswert. Schon Buddha rechnet mit 29stelligen Zahlen. Jene bekannte Berechnung der Summe der Weizenkörner, welche auf die 64 Felder des Schachbrettes so gelegt werden, daß auf das erste 1, auf das zweite 2, auf das dritte 4, dann 8, 16, 32 . . . . . entfallen, diese Aufgabe ward von den Indern vor vielleicht anderthalb Jahrtausenden schon gestellt und gelöst. Ja das Schachspiel selbst, dieses geistreichste aller Spiele, ist von den Indern erfunden worden. Diese eine Thatsache genügt eigentlich, um die Begabung der Inder ins rechte Licht zu stellen.

Dazu kommt noch etwas anderes. Ein hervorragender Zug des indischen Charakters ist ein gewisser Formalismus: die merkwürdige Neigung und auch besondere Anlage zur Ausbildung formaler Hilfsmittel in Wort und Schrift, verbunden mit fast pedantischer Konsequenz. Wir sahen bereits früher, wie eben aus diesem Charakterzug ihr Hang zur Beschäftigung mit großen Zahlen und die damit zusammenhängende unsinnige Ausbildung von Stufenzahlen bis zu einer unglaublichen Höhe hinauf sich erklärt;

nun, gerade diese Konsequenz in den Stufenzahlen hat gewiß sehr viel, vielleicht am meisten dazu beigetragen, daß sie die Idee des Zahlsystems klarer als irgend ein anderes Volk erfaßten und daher auch um so leichter und sicherer ein Ziffersystem ausbilden konnten. Sie hatten früher geradeso gut wie die anderen Völker niedere unvollkommene Systeme; aber sie waren davon nicht befriedigt; dieser Formalismus spornte ihr Rechengenie an und trieb sie weiter bis sie am Ziel anlangten.

Ihre ältesten Ziffern hatten keineswegs Stellenwert. „Aber im zweiten Jahrhundert, unter Brahmas, des ersten indischen Königs, Regierung machte die Wissenschaft ihre größten Fortschritte", und zu diesen Fortschritten gehört die Erfindung der neun Zahlzeichen, welcher die Einführung des Stellungsprinzips auf dem Fuße folgte. Und etwas später schloß dann die wichtigste Erfindung an und ab, die Erfindung der Null, des eigentlichen Grundpfeilers des Systems. Wohl mochten auch andere Mathematiker auf den Gedanken gekommen sein, beim Rechnen statt 1 M 8 C 8 X 8 abkürzend 1888 zu schreiben, immer aber mußte die allgemeine Einführung dieser Abbreviatur an dem Umstande scheitern, daß man 1 M 8 C 8 X nicht abzukürzen wußte. Jener pedantische Formalismus der Inder aber sagte einfach: So gut wie „eins" ein Begriff ist, ist „nichts" auch ein Begriff; so gut also wie der Begriff „eins" ein Zeichen bekommt, muß „nichts" auch eins haben. So wurde die Null erfunden, dem Nichts ein Wert gegeben. Es wurde aus dem Nichts etwas, ja das Allermeiste und Größte gemacht; der Vers von Rückert ist ja bekannt:

Nullen tretend nach Eins
Gar leicht hunderttausend zählen;
Wenn sie den Führer nicht wählen
Zählen sie alle gar keins.

Seit wann die Null existiert? Mit Sicherheit läßt sich nur sagen, seit dem 4. Jahrhundert; zur allgemeinen Geltung kam das ganze neue System in Indien im 6. Jahrhundert, und zwar zuerst im Gangesthale.

„Arabische" Ziffern.

Mit dem Vorangegangenen ist nun klar gestellt, daß die Bezeichnung „arabische" Ziffern, „arabisches" System, die wir jener großartigen Erfindung der Inder geben, ein Irrtum ist. Dieser Irrtum erklärt sich aber aus dem Umstande, daß die Araber allerdings die Vermittler der Erfindung nach dem Occident hin waren. Merkwürdig: die Inder sind der entfernteste Ast des indogermanischen Stammes nach Osten zu, in Asien, die romanisch-keltischen Spanier der entlegenste Ast nach Westen hin, in Europa, — die semitischen Araber mußten erst wieder zwischen beiden vermitteln.

Als die Araber aus ihrer Halbinsel heraustraten, um die neue Lehre des Mohammed mit Schwert und Feuer über die benachbarten Länder auszubreiten, da besaß dies Hirtenvolk überhaupt noch gar keine Zahlzeichen, sondern mußte die Zahlen in der Schrift durch die vollständigen Zahlwörter wiedergeben.*) Aber das Rechnungswesen, wie es die finanzielle Verwaltung der eroberten Provinzen nötig machte, konnte nicht wohl ohne kürzere Zahlbezeichnung bestehen. Wie nun die Araber überhaupt von den unterworfenen, ihnen an Kultur weit überlegenen Völkern so manche staatliche Einrichtung und Verwaltungsregel erlernten, so eigneten sie sich auch deren wissenschaftliche und praktische Errungenschaften an. So vor allem auch die Zahlzeichen. Als der Khalif Walid (705—715) in Damaskus befahl, die Register des Fiskus nicht mehr in griechischer, sondern in arabischer Sprache zu führen, mußte er doch in bezug auf die Zahlzeichen eine Ausnahme gestatten, „da es unmöglich ist, arabisch eins, zwei, drei oder acht und ein halb (nämlich in Zeichen) zu schreiben". So benutzten denn die

*) Daraus entstanden später die sogen. Diwaniziffern, einfache Abkürzungen der Zahlwörter.

Araber in Syrien die griechischen, vielleicht auch zuweilen die syrischen Ziffern, und bedienten sich in Aegypten der koptischen, in Persien der Pehlewischrift. Allmählich kam die Gewohnheit auf, auch das eigene arabische Alphabet mit seinen 28 Buchstaben zur Zahlbezeichnung zu verwenden, wie alle semitischen Völker thaten. — Als dann aber die Araber im Jahre 772 die indische Astronomie kennen lernten, nahmen sie auch gleichzeitig die indischen Ziffern mit der Null an. Dies von den Arabern stets als „indisch" bezeichnete System fand damals bei den Kaufleuten sehr schnelle Verbreitung und ward auch alsbald in allen Rechenbüchern zu Grunde gelegt. Daneben sind bis zum heutigen Tage die Alphabetsziffern im Gebrauch geblieben.

Die Araber gaben der Null den Namen aṣ-ṣifr, d. i. „das Leere", als Uebersetzung von sunya, wie die Null bei den Indern heißt. Von diesem Worte ṣifr (as ist der Artikel) kommt einesteils das mittellateinische sifra und das deutsche Ziffer, weil doch die neuen Ziffern ihr eigentlich Charakteristisches in der Null „der Ziffer schlechtweg" hatten; andernteils leitet sich daher der französische masculinische Name für die Null: le zéro.

Im Uebrigen herrscht ziemlich viel Unklarheit und Uneinigkeit darüber, auf welchem Wege die Ziffern vom Osten nach dem Westen gekommen, ob direkt durch die hereinziehenden Araber, oder allmählich über Afrika. Die Schwierigkeiten entstehen durch die Verschiedenheiten der aufgefundenen und vorhandenen Zifferformen hier und dort. Wir wollen auf die einzelnen, langweiligen und auch unwichtigen Fragen hier nicht näher eingehen.

Unsere Ziffern.

Soviel ist klar, wir haben unsere Ziffern von den Westarabern, von Spanien aus erhalten, und zwar Ende des 10. Jahrhunderts, zur Zeit Gerberts. Dieser umfassende Gelehrte und besonders in der Mathematik so hervorragende Mann, der nachher den Ehrentitel reparator studiorum bekommen, machte einst eine Studienreise in die spanische Mark, lernte dort die arabischen Ziffern kennen und trug nun nach seiner Rückkehr wesentlich zu ihrer Verbreitung bei, hauptsächlich dadurch, daß er und seine Schüler auf dem Rechenbrette diese Zeichen hinfort an Stelle der alten setzten. Von da an finden wir denn auch in den Handschriften diese Apices*) oder Gubarzeichen**) wie sie genannt wurden, in mannigfachen Variationen, von denen wir unten dem Leser einige vorführen. Sie legen zugleich diesen Apices seltsame, halb magische Namen bei, die wohl auch aus Spanien mitgekommen sind: 1 igin, 2 andras, 3 ormis, 4 arbas, 5 quimas, 6 caltis, calcis, 7 senis, 8 temenias, 9 celentis.

Die anfänglich verwickelten und wunderlichen Formen unserer Ziffern runden sich nun bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst immer mehr ab. Seit diesem Zeitpunkt aber haben sie sich höchstens verschlechtert. Aus den kräftigen Ziffern des 16. Jahrhunderts wurden jene zopfigen, heute üblichen Formen, 1 2 3 4 5 6 7 8 9 0, die nur zu leicht allerlei Verwechselungen ausgesetzt sind, man vergleiche 6 und 0, 3 und 5, 1 und 4, 3 und 8. Viel schöner und zweckmäßiger dürften die sog. englischen Ziffern sein 1 2 3 4 5 6 7 8 9; es bleibt zu wünschen, daß dieselben immer mehr Eingang finden möchten. Neben diesem dürfen vielleicht noch zwei andere Wünsche Platz finden. Der erste geht auf einen besseren schriftlichen Ausdruck der Ordnungszahl. Es ist ein Mangel, daß wir dafür bloß den Punkt haben: „das 56. Regiment"; der arme Punkt ist in der Schrift wirklich schon mit Aufgaben überladen, man sollte ihm nicht noch mehr zumuten,

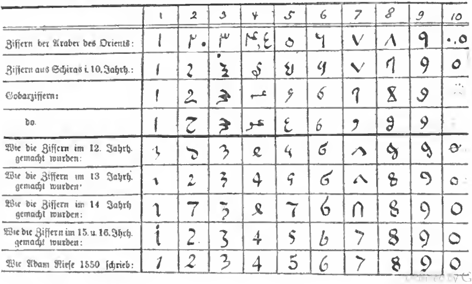
*) Apex, lateinisches Wort, ursprünglich Name für die uralten indischen Sanskritziffern, die schon vor den Arabern über Alexandria nach Europa gelangt waren.

**) Gubarzeichen, d. i. Staubzeichen, in Erinnerung an die indische Weise auf mit Staub oder Sand bedeckten Tafeln zu rechnen.

er wird nachgerade „Männchen für alles“. Die Römer verwandelten die Cardinalziffern durch einen darübergesetzten Horizontalstrich in die Ordnungsziffer, z. B.: anno MDCCCLXXXVIII, wo wir „im 1888. Jahre“ schreiben würden.

Der letzte Wunsch betrifft die Schreibung großer Zahlen. Um nämlich vielstellige Zahlen übersichtlich zu machen, teilt man sie in Gruppen von je 3 Ziffern, die man durch **Kommata** von einander trennt. Wie leicht das aber zu Irrtümern führt, da das Komma auch zur Abtrennung des Dezimalbruchs und als Interpunktion im Satze gebraucht wird, hat jeder schon erfahren. Es sollte daher endlich einmal jenes praktische Verfahren durchdringen, wo nach der ersten Gruppe (bei Tausend) oben ein Strich, nach der zweiten 2 Striche u. s. f. gemacht werden, also z. B. 1‴234″567′890; oder wenn man beim Komma bleiben will, so könnte man dasselbe wenigstens oben machen; ein bloßer Zwischenraum zwischen den einzelnen Gruppen würde aber auch schon genügen.

Für die „arabischen“, richtiger „indischen“ Ziffern, muß die ganze zivilisierte Welt den Indern zum höchsten Danke verpflichtet sein. Das indische Positionssystem, in seiner wunderbaren Einfachheit, gehörte eben zu jenen Erfindungen, welche, wenn sie einmal gemacht sind, so schnell und leicht in den allgemeinen Gebrauch übergehen, daß man bald vergißt, wie beschwerlich und künstlich das frühere Verfahren war, und wie nur ein Genie im stande sein kann, eine solche der Natur der Sache völlig angemessene Idee zu fassen und vollkommen zu verwirklichen. Wanderer schaue zurück! Nur an der Hand der Geschichte können wir uns heute die größte dieser Idee vergegenwärtigen, die Bedeutung der nun vollendet vor uns liegenden Thatsache veranschaulichen; ihr praktischer Erfolg aber liegt ja auf der Hand: alle indogermanischen und semitischen Völker, von der Südspitze Indiens durch Persien und Klein-Asien hindurch, die Aegypter und ihre nordafrikanischen Nachbarn, alle europäischen Nationen und deren Kolonien, die Millionen der neuen Welt, — — sie alle bedienen sich tagtäglich jener Frucht indischen Scharfsinns und Genies; ihre Kinder lernen schon in den Schulen die Weisheit der Inder. Keine noch so hohe Zahl sträubt sich jetzt mehr der Darstellung, keine noch so schwere Rechenaufgabe entzieht sich der Lösung. Wie mit Zauberwort ist alles aufgeschlossen, das Reich der Unendlichkeit selbst scheint beherrscht und umspannt mit den 9 Ziffern und **der** Ziffer, der Null.



Leos Geheimnis.

Erzählung

von

A. v. d. Elbe.

Siebentes Kapitel.

Herr von Uting war nach den einsamen Stunden, ebenso wie die von ihrem Gewissen getriebenen jungen Herren, unternehmend und reiselustig aufgelegt.

Zwar herrschte noch dieselbe heiße Gewitterluft, allein man wollte vorwärts, und bald fuhr die Gesellschaft in zwei Wagen auf dem schönen Wege nach Ilsenburg dahin. Im ersten saß Herr von Uting mit Leontine im Vorder- und Bruno auf dem Rücksitz, Quosig nahm den Platz neben dem Kutscher ein. Im zweiten Wagen fuhren Fräulein von Madeweiß und Anna vorwärts, während Otto Parisius ihnen gegenüber saß, das Gepäck füllte den übrigen Raum.

Mit jeder halben Stunde wurde es heißer. Die Pferde waren nur schwer im Trab zu halten; vom Staube und von den Fliegen belästigt zockelten sie unmutig weiter.

„Nicht einschlafen, Freundchen!“ ermunterte Otto dann und wann den Kutscher, dessen nickende Bewegung Anna mit heimlichem Lachen anzeigte und nachahmte.

Im ersten Wagen bemühte sich Herr von Uting mit ungewöhnlicher, durch Frühstücks-Madeira gestärkter Munterkeit, seinen Sohn zur Entfaltung von Geist und Witz zu veranlassen. Bruno saß ja nun Leontinen gegenüber und hatte so die beste Gelegenheit, sich angenehm zu machen. Doch es wollte ihm nicht recht gelingen.

„Der dumme Bengel ist ja heute so trocken wie ein Zaunpfahl,“ knurrte innerlich der alte Herr.

Unter dem aufmunternden Augenzwinkern seines Vaters fühlte Bruno selbst, daß er nicht recht genüge. Lastete der Druck dieser gewitterlichen Atmosphäre auf ihm, sah er zu viel nach dem folgenden Wagen hinaus, von dem manchmal Annas vergnügtes Lachen herübertönte, oder hatte Leontinens ernster Blick, der dem seinen mit stummem Tadel zu begegnen schien, etwas Bannendes, das ihm Geist und Heiterkeit in Fesseln schlug? Er fühlte deutlich, daß er nicht in Stimmung komme, und daß sein Vater recht habe, unzufrieden zu sein. Warum nur dies schlanke Mädchen auch so schwer zugänglich war? Im Anfang ihres Zusammenseins hatte er nichts von ihrer männerfeindlichen Gesinnung gemerkt. Jetzt aber — wenn sie so launisch geartet war, ließ sich ja doch nicht mit ihr leben!

Hinter Ilsenburg ging es durch herrlichen Wald, an der rauschenden, über Felsbrocken daherspringenden Ilse entlang sacht bergan.

In beiden Wagen freute man sich des labenden Waldesschattens.

Leontinens Blick hing versunken an dem geheimnisvollen Zauber der Umgebung, und leise flüsterten ihre Lippen:

„Es rauschet wie ein Träumen
Von Liedern in den Bäumen,
Und mit den Wellen ziehen
Verhüllte Melodien."

„War das auch ein Verschen von der berühmten Gräfin Schwanenflügel?" fragte Bruno, dessen scharfes Ohr die Worte erlauscht hatte, mit schlecht gewähltem, scherzhaftem Ton sein Gegenüber.

„Nein," antwortete sie aufblitzenden Auges, „der Vers war von einem Manne, der Lenau hieß."

Die Umgebung wurde immer malerischer. Mächtige Farrenwedel nickten aus feuchtem Grunde; hohe Felspartien traten dicht an den Weg; die Sonne stahl sich nur mühsam durch tief hängende, dunkelgrüne Zweige. Der Bann einer feierlichen Stimmung hielt die Geister der Reisenden umfangen, eine träumerische Ruhe lullte sie ein.

Während sich alle dem einschläfernden Behagen dieses kühlen Waldfriedens überließen, wurden plötzlich die Insassen des zweiten Wagens durch einen argen Ruck aufgestört.

Otto fuhr empor und wollte über den Bock und den schlaftrunkenen Kutscher hinweg die schleifenden Zügel ergreifen, bevor dies jedoch geschehen konnte, erfolgte ein zweiter Stoß, der Wagen neigte sich und schlug um, der Kutscher flog zur Erde, die Pferde standen.

Das helle Geschrei der Damen benachrichtigte Leo und ihre Begleiter, daß sich ein Unglück zugetragen. Man hielt und eilte zur Hilfe herbei.

Der Forstassessor zog eben Fräulein von Madeweiß unter Wagenkissen und Reisetaschen hervor, Anna stand am Wege und schüttelte, blaß vor Schreck, Moos und Blätter von ihren Kleidern. Als Fräulein Jüly auf den Arm ihres Helfers gestützt dastand und teilnehmend umringt wurde, klagte sie:

„O wer hätte ahnen können, daß der Rand eines solchen Verderbens über unserm Haupte schwebte! Ja, ein einziger unvorsichtiger Schritt bringt oft den Stein ins Rollen, auf dessen Herd ganze Ketten von Wetterschlägen empor keimen."

Man sprach ihr von allen Seiten Mut ein. Zum Glück zeigte sich's bald, daß die drei Reisenden unverletzt und mit dem Schreck davon gekommen seien. Nur der Kutscher, der weiter hin geflogen war und sich jammernd zwischen Steinen und Baumwurzeln in die Höhe richtete, blutete am Kopfe und an der Hand. Auch ein Rad des Wagens war zerbrochen und dieser dadurch unbrauchbar geworden.

Nachdem man erörtert, wie alles gekommen, und welch ein viel größeres Unglück hätte geschehen können, wurde die Frage aufgeworfen, was nun zu thun sei? Das Brockenhotel lag näher als Ilsenburg, die Gewitterwolken stiegen immer drohender herauf, der erste Wagen mußte also baldmöglichst unter Obdach zu kommen suchen.

Leo hatte sich sogleich des verwundeten Kutschers angenommen. Sie hatte ihre Reisetasche geöffnet, Wäsche zerschnitten und Quosig zur Ilse hinunter geschickt, damit er in seinem Wachstuchhute Wasser herbeihole. Jetzt wusch und kühlte sie den zerschlagenen Kopf des Jammernden, und dann versuchte sie sein blutendes Handgelenk zu verbinden. Otto näherte sich ihr um zu helfen.

„Der dumme Kerl wird einen Arzt brauchen, mein Kind," sagte Herr von Uting ärgerlich. „Man sollte den Träumer seinem Geschick überlassen."

„Onkel, wo denken Sie hin?" blitzte Leo auf.

„Der Mann muß unter Begleitung nach Ilsenburg zurückkehren," mischte sich Otto ein, „auf dem Brocken ist kein Arzt zu finden."

„Na, so mag Quosig mit ihm gehen," gab Uting zu.

„Quosig wird wohl, wenn wir weiter fahren, bei unserem Gepäck und dem zerbrochenen Wagen bleiben müssen," meinte Bruno.

„Ich begleite den Verwundeten nach Ilsenburg und sorge für rasche Hilfe!" rief Otto eifrig.

Ein warmer Blick aus Leos ernstem Auge traf ihn und that ihm bis ins Herz hinein wohl. „Ja," sagte sie mit der ihr eigenen Entschiedenheit, „es muß den Aermsten jemand begleiten, der Autorität hat; fände sich kein anderer, ginge ich mit."

„Wir wollen die Pferde absträngen und zurück reiten, denken Sie das zu können?" fragte Otto den Kutscher.

„Wird wohl angehen, Herr."

„Ein rechtes Glück, daß die Beine gesund geblieben sind," sagte Anna, die ihren Schreck überwunden hatte.

Man war jetzt so weit, das Beabsichtigte ausführen zu können. Die Pferde des verunglückten Wagens wurden von einem Teile ihres Geschirrs befreit und von Otto und dem trübselig darein schauenden Kutscher bestiegen.

„Seien Sie nur guten Mutes," sagte Leo zu dem Verwundeten, „Kosten sollen Ihnen aus Ihrer Nachlässigkeit nicht erwachsen, die nehme ich auf mich, Sie haben mit Ihrer Haut gebüßt."

Der Mann schien unter den Trostesworten aufzuleben, mit Thränen in den Augen stammelte er der großmütigen Helferin seinen Dank.

Der Forstassessor sollte außer für den Verwundeten auch noch für Leute zur Herstellung und Weiterbeförderung des zerbrochenen Wagens sorgen. Er versprach alles möglichst rasch zu beschaffen und dann der übrigen Gesellschaft mit Quosig, der bei den Sachen blieb, zu folgen; so trennte man sich.

Die beiden Damen wurden auf dem ersten Wagen untergebracht, der sodann, mit möglichster Beschleunigung, die Fahrt auf den Brocken fortsetzte.

Von den Reisegefährten wurde das bestandene Abenteuer noch einmal unter Berücksichtigung der verschiedensten „Wenn" und „Aber" besprochen; Leontine versank in Nachdenken.

Das eben Erlebte zog an ihrem Geiste vorüber. — Eine gewisse Bereitwilligkeit war „ihm" ja nicht abzusprechen. Vielleicht erschien der Ritt nach Ilsenburg auch als amüsante Abwechselung? Warum sollten Selbstlosigkeit und Menschenfreundlichkeit im Spiele sein? Egoisten, verkappte Tyrannen waren doch die Männer alle! Mit welch spöttischem Lachen hatten sich die beiden jungen Herren angesehen, als Tante Madeweiß ihre Rede vom Kelches-Rand hielt! — Warum Jüly es doch nicht lassen konnte, solch albernes Zeug zu schwatzen? — Aber zu ihr stehen wollte sie doch, und diese Uebermütigen abtrumpfen wo sie konnte; sie wurde nicht durch den Schein gewonnen, war nicht so leicht gekirret wie andere thörichte Mädchen! Sie wußte, welch leichtfertige Gesellen die beiden Freunde waren und wollte dessen immer eingedenk bleiben.

Nach längerer Fahrt auf ansteigendem Wege, an krüppeligen mit grauen Flechten behängten Fichten und bemoostem Felsgeröll vorüber, erreichte man das Hochplateau des Berges und hielt endlich vor dem ersehnten Obdach.

Das Hotel war stark besetzt, unten in den Gaststuben ging es lebhaft zu. Die Herren traten hier ein, während die Damen sich oben Zimmer anweisen ließen.

„Seh' ich recht, mein alter Freund Schröter!" rief plötzlich Herr von Uting und eilte auf einen stämmigen Herrn in grüner Forstbeamten-Joppe zu, der mit einer ältlichen Dame und einem dürren jungen Manne am Tische beim Bier saß.

„Nun guck einer, Uting, wie er leibt und lebt!" rief der überraschte Forstmann.

„Ne, das muß ich sagen, ein famoses Zusammentreffen!“ — Die beiden alten Freunde umarmten sich und klopften einander vergnügt den Rücken.

Herr Theobald schüttelte auch der behäbigen Frau Oberförster die Hand, nahm die Vorstellung des jüngeren Begleiters, als Herrn von Grips, entgegen, nannte seinen Sohn, und berichtete, daß sein Fräulein Mündel nebst Tante und Annchen Busch auch zur Stelle seien.

„Sieh' mal an, unsere scharmante Nachbarin, das Fräulein von Rosla, samt der Madeweißen, ne, so was lebt nich'! Du bist ja ganz stumm, Mutter, so freu' dich doch! Is das 'ne Ueberraschung! Nu' können wir uns einen recht vergnügten Abend machen, Utingschen, aber kein Vergnügen ohne die Damen! He, auch noch deine Devise?“

„Und ob!“ versicherte der behagliche Herr schmunzelnd. „Ein wahres Glück, daß wir beiderseits mit dem schönen Geschlechte versehen sind,“ fügte er mit einem höflichen Diener zur Frau Oberförster hinzu.

„Nun möchte ich aber Ihre Damen auch begrüßen,“ sagte diese aufstehend.

Der junge Herr von Grips, der sehr rot geworden war, als der Name des Fräulein von Rosla genannt wurde, schloß sich höflich der Frau Oberförster an, die beiden Alten folgten Arm in Arm.

Herr von Uting hielt seinen Freund etwas zurück. „Schieß 'mal los, altes Kasperle,“ wispelte er, „wen ihr euch da aufgesammelt habt? Sieht ja merkwürdig aus in seinem großkarrierten Sommeranzuge.“

„Du meinst den jungen Grips?“ antwortete der Oberförster, dem es kaum möglich schien, seinen dröhnenden Baß zu dämpfen.

„Na, natürlich.“

„Ja, sieh', das ist so e'n Muttersöhnchen, hat etwas Geld und meint er könnte als Volontär und Pensionär bei uns den Kram los kriegen, indem er Schonungen zertritt und Löcher in die Luft knallt. Er hat die fixe Idee, er müsse die Rosla heiraten, denn wenn ich sage: Herr von Grips, Sie sollten doch nachgerade 'was anderes anfangen, bittet er um Gottes willen, wir möchten ihn behalten und macht in Ermangelung seiner Auserwählten meiner Alten die Kour, daß sie ganz weichmütig wird und für den „netten jungen Menschen“ bittet. Der infame Bengel hat am Ende Wind davon gekriegt, daß seine Schöne hier ist, er war ganz erpicht auf die Harzreise.“

Herr von Uting hatte diese Auseinandersetzung mit verschiedenen „Hm“ und „So“ begleitet, aber ein Blick auf die dürre Gestalt vor ihm mit den herabgesunkenen Schultern und dem durchsichtigen rötlichen Bärtchen beruhigte seine für den Sohn eintretende Eifersucht.

„Wen ich dir wohl bringe?“ rief Uting, in Leontinens Thür blickend, dann trat er zurück und schob die Frau Oberförster vor. Leo eilte auf die alte Dame zu und umfing sie mit beiden Armen. „Mutter Schröter,“ sagte sie herzlich, „ist das schön, daß wir Sie treffen!“ Dann reichte sie dem Oberförster die Hand zu festem Druck und erwiderte den tiefen, von starkem Erröten begleiteten Bückling der neuen karrierten Sommertoilette mit kurzem Kopfnicken.

Man fand kaum Platz in dem kleinen Zimmer, Leontine saß mit der Oberförsterin auf dem Rande des Bettes, das als Sofa diente, die alten Herren hatten sich der beiden einzigen Stühle bemächtigt und der arme Grips rieb in verlegener Zerstreutheit seinen hellen Rücken an dem schwarzen Kaminofen, so daß dieser in bedenkliches Wanken geriet.

Nun gab es sehr viel mitzuteilen. Herr Kaspar Schröter, dessen Oberförsterei Grünhagen in etwa zweistündiger Entfernung von Holzhausen lag, war der vertrauteste Jugendfreund Utings und zugleich wohlbekannt mit dem Oberförster Busch. Uting hatte ihn bei früherer Anwesenheit in Holzhausen stets besucht, war diesmal aber nicht gekommen, wofür ihm freundschaftliche Vorwürfe gemacht wurden. Schröter versicherte,

er werde ihn sich „apportieren", wenn Uting im September zur Vormundschaftsablage da sei.

Erst abends langte Otto Parisius, nach Erledigung seines Samariterwerkes, mit Quosig auf einem ländlichen Wagen, welcher das Gepäck führte, vor dem Brockenhotel an. Die zerbrochene Chaise war zurückgeschickt und der Forstassessor darauf gefaßt, die Reise mit dem Diener auf dem Bretterwägelchen fortzusetzen.

Leontine erkundigte sich sogleich sehr dringend nach den Verletzungen des Kutschers, die sich als ungefährlich ausgewiesen, und ruhte nicht eher als bis sie die entstandenen Unkosten erstattet hatte. Dann ging es zu dem gemeinschaftlichen Souper, bei dem Leo ganz das kühle „Fräulein von Rosla" gegen die beiden jungen Herren herauskehrte, was aber nur von diesen bemerkt wurde, da die laute Heiterkeit der alten Freunde den kleinen Kreis beherrschte.

„Das scheint auch ein Rival von dir," sagte Otto, als er mit Bruno hinter dem jungen Herrn von Grips die Treppe hinauf ging.

„Ach was, Rival!" seufzte Bruno, „die ganze Welt ist das. Heute im Wagen war's schrecklich, Papa schob mich vor, sie wies mich ab. Sehe ich nicht ganz plattgedrückt aus?"

„Sie ist seit gestern nachmittag ungnädig gegen uns gelaunt," meinte Otto nachdenklich. „Ich habe Anna eben heimlich gebeten, sie soll herausbringen, was die Rosla gegen uns hat, und sie will es heute abend noch zu erfahren suchen."

Am andern Morgen war, nach einem erfrischenden Gewitterregen während der Nacht, der prachtvollste Sonnenschein wiedergekehrt. Der Gipfel des Brockens lag wie eine Insel im blau und goldig schimmernden Luftmeere. Man hatte einen herrlichen Fernblick ins Land hinaus. Bruno und Otto standen zusammen vor der Thür des Hotels; hier und da brachen einzelne Gesellschaften schon auf.

„Welch ein Morgen!" sagte Otto, tief aufatmend in der köstlichen Bergluft, „alles so rein gewaschen und jugendfrisch."

„Wie ein Schulmädchen, das Sonntags früh in sauberen Kleidern zum Hause hinaus springt," lachte Bruno. „Das ganze Landschaftsbild ebenso, etwas dürr und unreif, aber voll herben Reizes."

Verstreute Felsbrocken, im Grün gebettet, gaben der Höhe ein malerisches Aussehen, Feuchtigkeit quoll aus dem moorigen Grunde auf, hier und da schimmerte ein frischgrünes Wiesenfleckchen. Weiter unten sah man auf die von Wind und Wetter zerzausten Kronen verkrüppelter Tannen.

„Ist es nicht wirklich," sagte Leontine zum Oberförster, freudig umherschweifenden Blickes, „als hätten hier Teufel und Hexen mit den mächtigen Felsbrocken Kurzweil getrieben und sie sich im Ballspiel zugeworfen."

„Hu," lachte der alte Herr, „wie mag es hier am ersten Mai zugehen, wenn die zauberischen Scharen auf Ofengabeln, schwarzen Katzen und Besenstielen zum Blocksbergsfest herauf fahren!"

„Ich will dir die anderen vom Leibe halten," sagte Bruno zum Freunde, „nimm Anna vor, damit wir endlich erfahren, was die Rosla gegen uns hat, sie war gestern abend eitel Eis gegen uns, und gegen meinen Vater, Oberförsters und den dummen Grips so herzlich."

Der junge Herr von Grips, welcher sich an die andere Seite seiner Verehrten schlängeln wollte, wurde jetzt von Bruno in Beschlag genommen, der aus neckischer Laune sich diesen Gesellschafter festhielt. Als letztes Paar folgte Otto mit seiner Pflegeschwester.

„Nun Annchen?" fragte er eifrig, außer Gehörweite der anderen, „was hast du aus deiner Freundin herausgebracht?"

„Ja, ihr habt recht, es ist keine allgemeine Männerfeindschaft, wie ich meinte, sie hat eine richtige Pike auf euch besonders."

„Also doch; es muß ein schändliches Mißverständnis sein," murmelte Otto.

„Wir haben gestern abend noch lange zusammengesessen und hin und her geredet."

„Nur heraus, was ist's!" rief er ungeduldig.

„Sie hat zufällig beim Vorübergehen im Aktienhotel gesehen, daß ihr alle beide, wie sie versichert: „mit unpassender Dreistigkeit", einer Hotelzofe die Kour gemacht habt. Ich meinte nun, sie müsse sich geirrt haben und sagte dann, es wäre auch wohl nicht so schlimm, solchen Spaß erlaubten sich gewiß alle jungen Herren, sie behauptete aber, sie könne ihren Augen trauen, und wer sich das erlaube, der sinke in ihrer guten Meinung."

Vor Ottos erschrockenem Geiste hatte sich die lustige Szene wieder abgespielt, in der sie die kecke Rike zur Baronin angeworben und als solche eingekleidet; ja, das mochte für eines edlen Mädchens Auge verfänglich genug ausgesehen haben! Und wie war es möglich, sich vor Leontine von diesem Makel zu reinigen? Als er betroffen schwieg, plauderte Anna weiter.

„Sie findet es auch unpassend, daß ihr Tante Madeweiß so fürchterlich aufzieht. Sie wisse es ja selbst, sagte sie, daß ihre Tante sich oft lächerlich mache, ihr solltet aber doch aus Rücksicht auf sie und die gute Gesellschaft, in der ihr euch befändet, die Schwächen einer alten Dame mit Schonung behandeln."

Otto fühlte, Leontine habe recht, sie, das ernste, treffliche Mädchen, müsse so urteilen.

Eben der großen Stadt und dem Examen entronnen, hatte er sich von der Freude am Zusammensein mit liebenswürdigen Menschen, in der berauschenden Wald- und Bergluft zu Thorheiten hinreißen lassen und war zu weit gegangen. Er sah das jetzt ein und bedauerte das Geschehene. Indes, was war zu machen? Die Thatsache: ihre Intrige mit der Hotelzofe, ließ sich nicht wegleugnen, und konnte er Anlaß und Absicht derselben erklären? Er hatte die Empfindlichkeit, mit der Leontine jedes auf die Tante gemünzte Lächeln beachtete, oft wahrgenommen. Würde volle Offenheit ihre Sache nicht verschlimmern?

Anna wurde durch den fremdartigen Blumenflor, der sich um sie ausbreitete, abgelenkt; sie flog unter Freudenrufen sammelnd und pflückend hierhin und dahin. Große weiße Anemonen nickten an schwankenden Stielen, die himmelblauen Blüten der Haselblume glänzten neben goldgelben und rötlichen Dolden aus den Zweigen der Preißel- und Heidelbeeren hervor. Bruno gesellte sich zu ihr und half unter Scherzen und Lachen sammeln.

Der unbeaufsichtigte Grips brachte sich unterdessen mit ein paar raschen Schritten an das Ziel seiner Wünsche. Leontine sagte eben zu dem rotwangigen Weißbart an ihrer Seite:

„Da plagen wir uns nun mit rubrizieren und klassifizieren, Papa Schröter, und sehen darüber kaum, wie köstlich es hier um uns ist. Das Gefühl der Höhe durchdringt uns mit wonniger Leichtigkeit. Es duftet und blüht farbig um uns her! Sehen Sie, da rinnt unter dem moosigen Felsstück ein Wasserfaden hervor. Grüße aus lichten, stillen Gefilden bringt er in die dunkeln, lärmerfüllten Thäler zu den traurig hastenden Menschen. Vielleicht einen Labetrunk für den Ermatteten. O, ich weiß jetzt, woher das Wasser so viel Helles und Erquickendes nimmt, es kommt ja aus hohen und reinen Gebieten."

Sie hatte schlicht aber warm gesprochen; der alte Herr ergriff ihre Hand und schüttelte dieselbe herzlich. „So ist es, liebes Fräulein, aber es thut einem doch wohl, wenn schöne beredte Lippen das schildern."

Grips stand mit offenem Munde dabei, er ärgerte sich, daß ihm nichts Passendes einfiel; er hätte für sein Leben gern ihre andere Hand genommen, aber er wagte es nicht, und sie trug ja auch einen Schirm darin.

Otto war allein und über seine Unterredung mit Anna nachsinnend hinterher ge-

schlendert. Es lastete auf ihm wie das böse Gewissen, daß er sich in Leontinens guter Meinung herabgesetzt wußte. Sollte es denn nicht möglich sein, sich auszusprechen und ihre Vergebung zu erlangen? Er mochte nicht denken, daß ihm dies mißlingen könne.

Anna teilte ihre Blumen aus, von denen jeder sich ein Sträußchen ansteckte.

„Sie haben selbst genug," meinte sie, als sie zu Bruno kam.

„Ich denke, wir tauschen," erwiderte er und nahm mit zärtlichem Blinzeln die Blumen aus seinem Knopfloch.

„Sie Ungenügsamer, immer wollen Sie etwas anderes, als Ihnen beschert ist," neckte sie, „aber meinetwegen, ich muß wohl bescheiden sein."

Er schrob sie über Ursache, Sinn und Gegenstand ihrer Bescheidenheit, und sie blieb ihm keine Antwort schuldig. Man kehrte nun um, da die Zeit zur Abreise herankam. Es war Otto auf dem Rückwege gelungen, Grips den Rang abzulaufen und Leontinens rechte Seite zu gewinnen, aber sie schien ihn nicht zu bemerken und wandte sich nur zum Oberförster, dem es besonders wohl in der Nähe des frischen Mädchens sein mochte. Mit ihm plauderte sie so lebendig, wie Otto sie nur an dem ersten Tage der Reise gesehen hatte.

Als man zum Hause zurückkam, fühlte Otto sich in die Rolle des schmachtenden Grips versetzt und ärgerte sich über sich selbst.

Nachdem sich die Damen zurückgezogen, nahm Bruno des Freundes Arm. „Nun rasch, erzähle, was die Kleine dir anvertraut hat, ich sah euch in lebhafter Unterhaltung, allerdings auch, daß du ernst wurdest."

Otto wiederholte sein Gespräch mit Anna und unterließ nicht, die unliebsamen Gedanken mitzuteilen, welche er daran geknüpft.

„O weh," meinte Bruno, „die Geschichte wird brenzlig! Solch ein Kopf wie Leontinens ist gewiß nicht leicht zurecht zu setzen. Es ist das Klügste, sich zu drücken und die Thür von außen zuzumachen. Rückwärts, rückwärts Don Rodrigo!"

„Mit Fräulein von Rosla abschließen, und sie bei dem Verdacht lassen, daß wir in Harzburg frivole Liebelei getrieben, nimmermehr!" rief Otto erregt aus.

„Du reitest dich immer tiefer hinein, wenn du ihr unsern Streich erklärst. Eigentlich ist es so inkonsequent wie nur die Weiber sein können, daß Leontine sich plötzlich auf die Seite der alten Närrin stellt, die sie selbst so oft abtrumpft und mit der sie sichtlich auf keinem guten Fuße lebt."

„Ich glaube Fräulein von Rosla recht gut zu verstehen und sehe keinen Widerspruch in ihrem Verhalten," erwiderte Otto lebhaft. „Sie ist das wirklich, von dem die Madeweiß ein Zerrbild gibt, ich meine — eine poetische Natur, ja sogar eine Enthusiastin. Sie achtet in dem Stiftsfräulein die Pflegerin ihrer Kindheit, die Schwester ihrer Mutter, und möchte sie als solche vor den Neckereien anderer schützen. Sie tritt für die Angegriffene ein, deckt sie mit ihrem tapferen Ich und empfindet eine Verletzung Jülys, von der diese nichts ahnt, als persönliche Beleidigung."

„Du bist ihr ein famoser Advokat! Nach deiner Auseinandersetzung erscheint es leider um so zweifelhafter, ob sie sich mit uns aussöhnen wird."

„Eine Natur wie die Leontinens muß für mein offenes Bekenntnis zugänglich sein!" rief der junge Forstmann warm.

„Je demütiger du bettelst, je höher schwingt sie sich aufs — Rad!"

„Verzichtest du darauf, ihr ferner den Hof zu machen? Ich glaubte, dein Vater hege bestimmte Wünsche?"

Bruno zuckte die Achseln. „Mein Vater wird sehen, daß wir nicht zusammen passen."

„Ich hege durchaus nicht die Absicht, ihr die Kour zu machen, aber ich kann dem stolzen Mädchen nicht das Feld räumen," sagte Otto entschieden.

„Zeig ihr, was 'ne Harke ist. Du hast in jeder Hinsicht das Zeug dazu."

Achtes Kapitel.

Die Familie des Oberförsters hatte sich für die weitere Reise den zufällig getroffenen Freunden angeschlossen. Sie konnte ein paar Wagenplätze anbieten und so machte sich das Fortkommen nach Wunsch. Man war vom Brocken über Wernigerode nach Blankenburg gefahren, hatte den Regenstein bestiegen, die Tour über Thale nach der Roßtrappe und dem Hexentanzplatz fortgesetzt, war nach Mägdesprung und Alexisbad gegangen und befand sich nun, am Ende der Reise, in Lauterberg. Heute Nachmittag wollte man noch eine gemeinsame Partie nach dem Wiesenbecker Teich machen und morgen auseinander gehen.

Von Tag zu Tag hatte Otto auf eine ungestörte Unterhaltung mit Leontine gehofft. Sein Entschluß, ihre gute Meinung zurück zu gewinnen, war immer fester geworden, ebenso der passive Widerstand, welchen sie seinen Wünschen entgegensetzte. Oder schien es ihm nur so? Ahnte sie nichts davon, daß er täglich eifriger eine Aussprache mit ihr suchte? Jedenfalls war ihre Art ihm auszuweichen so fein und geschickt, daß sie nirgends bestimmt hervortrat und Niemandem auffallen konnte. Die zahlreiche Gesellschaft, mit der sie jetzt reisten, erschwerte ihm sein Vorhaben und erleichterte Leontinen das ihre, wenn nicht doch alles das, worin er Absicht sah, nur Gleichgültigkeit und Zufall sein mochte. Der Oberförster und Grips hielten sich unabwendbar zu ihr, und wenn sie einmal nicht zur Stelle waren, bot Leontine der Oberförsterin ihren stützenden Arm oder begab sich zu der fröhlichen Anna.

Wenn so ein Tag nach dem andern im Mißlingen seiner Absicht herum gegangen war, steifte Otto abends seinen Entschluß um so fester auf den folgenden. So wuchsen ihm Wert und Wichtigkeit des Vorhabens weit über das anfängliche Maß. Seine Gedanken beschäftigten sich immer ausschließlicher damit, seine Wünsche richteten sich auf diesen Punkt, und seine Phantasie schilderte ihm zum unzähligsten Male den Verlauf der angestrebten Unterredung. Zuletzt bot ihm die Reise an sich kaum noch einen Genuß; er sah nur die schlanke Spröde so nah und doch so unerreichbar fern und beschäftigte sich damit, wie er sie überlisten und ihr Ohr gewinnen könne.

Für Bruno war die Sache abgethan. Leichtlebiger geartet als der Freund, wußte er mit allen Dingen rascher fertig zu werden. Er hatte seinem Vater erklärt, das Fräulein von Rosla sei noch hartgesottener als ihr Ruf, er halte den Versuch sich ihr angenehm zu machen für vorbei gelungen und sei doch noch kein so alter Knabe, um sich nun rettungslos dem Junggesellentum verfallen zu glauben. Im Gegenteil, er atme recht auf, daß der mögliche Pantoffel vorläufig noch abgewendet sei.

Vater Uting beruhigte sich bei des Sohnes humoristischer Auffassung, störte er sich doch nicht gern sein Behagen durch Aufregungen. Er meinte, die Reise wäre ja doch nicht übel und was 'mal nicht zu ändern sei, müsse man mit Geduld ertragen, sein Brauner solle sich nur nicht in die kleine süße Busch vergucken, die habe zu wenig Moneten.

„Unsereiner weiß den Kopf immer zur rechten Zeit aus der Schlinge zu ziehen," triumphierte der Sohn. „Das Süßholzraspeln ist meine Lieblingsbeschäftigung; Anna verfügt über ein keckes Zünglein, das sie gern spielen läßt, so macht sich die Sache für uns beide nach Bedarf."

Die Gesellschaft hatte bei dem köstlichsten Wetter vor dem Hotel des Wiesenbecker Teichs Kaffee getrunken und man ging nun in der Nähe umher.

Der fröhliche alte Oberförster, welcher sich besonders gütig gegen seinen jüngeren Kollegen gezeigt hatte, nahm Ottos Arm und sagte, er habe ihm vor dem Scheiden noch eine vernünftige Frage vorzulegen.

„Wo denken Sie sich bis zu Ihrer definitiven Anstellung aufzuhalten, lieber Parisius?" sagte er wohlwollend. „Ich sollte eigentlich als gewiß annehmen, daß Sie

bei meinem alten Freunde Busch, Ihrem Pflegevater, das „Gut Treff“ abwarten, es könnte aber auch nicht sein. Auf den Fall biete ich Ihnen mein Haus an.“

Otto fühlte sich angenehm überrascht, er hatte allerdings nur an die Pflegeeltern gedacht, doch leuchtete es ihm plötzlich sehr ein, nach Grünhagen zu gehen. Er erklärte sich dankbar bereit, Schröters Erbieten anzunehmen, einige nähere Punkte wurden besprochen und rasch zu beiderseitiger Zufriedenheit erledigt, und dann schlugen sie ihre Hände zu einem kräftigen „Waidmannsheil!“ ineinander.

Das Abkommen belebte Ottos Mut und Freudigkeit ungemein, er erwartete, er wußte selbst nicht was, von dem neuen Aufenthalte und von einem Zusammenleben mit den jüngst gewonnenen Reisefreunden. In seiner gehobenen Stimmung hoffte er auch auf eine Verständigung mit Leontine. Sie ging eben mit Anna, welcher sich Bruno angeschlossen, um den herrlichen Teich, wo alle drei hinter einem kleinen Gebüsch verschwanden. Der Oberförster verließ ihn. „Ich will Mutter doch gleich Ihre Einwilligung bringen,“ meinte er, „ich weiß, es wird die Alte freuen,“ damit schlug er einen andern Weg ein.

Otto holte mit raschen Schritten die vorauswandernden Drei ein und gesellte sich zu ihnen.

„Aufs Tiefste geknickt, mein gnädigstes Fräulein,“ sagte eben Bruno mit komisch jämmerlichem Ton zu Leontine, „ich war so überzeugt, Ihnen unentbehrlich geworden zu sein und ganz gefaßt, Sie morgen bei der unabänderlichen Trennung in Ohnmacht fallen zu sehen, daß ich die Täuschung kaum ertrage.“

Leontine lachte, sie hatte sich daran gewöhnt, den lustigen Vogel nicht mehr ernsthaft zu nehmen und fand sich unter dem neuen Gesichtspunkte besser mit ihm ab. Einem übermütigen Jungen hätte sie auch manches hingehen lassen. „Für Sie wird's gut sein, Herr Referendar, daß Sie ein bischen wieder an die Kette kommen,“ sagte sie mütterlich. „Und ich, ja ich habe mich noch nie nach einer Abwesenheit so lebhaft auf Holzhausen gefreut wie diesmal. Ich gestehe Ihnen, daß meiner eine interessante Aufgabe wartet, der ich mich ganz hingeben werde, und der ich geradezu mit klopfendem Herzen entgegen gehe.“

„Den Kukuk auch! Das schmeckt ja bedenklich nach Amor.“

„Na, wer weiß, der kleine Schelm hat auch vielleicht ein Würzkräutlein in die Suppe geworfen!“ lachte Anna neckisch.

„Still Kind, kein Wort mehr!“ rief Leo ernst.

Damit war den beiden hochaufhorchenden Herren jede weitere Verfolgung des Themas abgeschnitten.

„Vielleicht denken Sie nachher bei ruhiger Arbeit gern an den prächtigen Harz?“ meinte Otto. „Es ist ja der zweite Reisegewinn, daß man Erinnerungen sammelt.“

„Ach ja, hier ist es auch wieder köstlich,“ sagte Leo tief aufatmend. Sie standen jetzt am Ufer des Teichs, schauten über das leise gekräuselte Wasser und fühlten sich von weicher, feuchter Luft umfächelt.

Otto warf hinter des Mädchens Rücken dem Freunde einen bittenden Blick zu, den dieser mit Aufreißen der Augen und Emporziehen der Augenbrauen verständnisvoll beantwortete. Dann nahm Bruno leise Annas Hand, legte den Finger auf die Lippen und führte die willig Folgende auf anderm Wege davon. „Man muß einem braven Söhnlein, das pater peccavi sagen will, nicht im Wege stehen,“ flüsterte er. „Uns lockt ein letztes Stündchen ungestörten Zusammenseins vor dem Scheiden als Lohn, daß wir hier von der Bildfläche verschwinden.“

„Was könnte dies ungestörte Zusammensein für Reiz haben?“ fragte sie schnippisch.

„Wie, auch Sie denken nicht mit einem dem meinen verwandten Jammer an den Augenblick der Trennung?“

„Weshalb sollte ich mich weniger auf Holzhausen freuen als Leo?“

Er gab sich nun in seiner halb spöttischen Weise, die sie so gut verstand, Mühe,

den Zustand seines „stark lädierten Herzens“ zu schildern, während sie aus allen Tonarten das ihrige für gesund erklärte und seine Behauptungen in Zweifel zog.

Leontine war mittlerweile in den freundlichen Anblick vor ihr versunken. Schlank und mit jener freien Sicherheit, die ihr ganzes Wesen kennzeichnete, stand sie auf dem schwellenden Uferrasen. Mit der Rechten leicht das Auge beschattend, blickte sie scharf über das glitzernde Wasser hinaus.

„Wie reizend sich drüben das Boot mit den bunten Mädchengestalten ausnimmt. Es scheint auf den Gipfel des bewaldeten Berges loszufahren, dessen Schattenriß sich so deutlich im Wasser widerspiegelt.“

Sie hatte halb zu sich selbst gesprochen und Otto hütete sich wohl, ihr zu antworten. Er sah auch gar nicht mit hinaus, sein Auge vertiefte sich in ihren Anblick; er konnte diese ebenmäßige Gestalt, dies hübsche, kräftig geformte Gesicht nicht genug betrachten. Jetzt wandte sie sich zu ihm um, sah sich mit ihm allein und blitzte ihn fragend an: „Wo sind die andern?“

„Vermutlich weiter gegangen.“

„Folgen wir ihnen,“ rief sie mit gebieterischem Wink.

„Lassen Sie mich, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er ruhig stehen bleibend, „versuchen, ein peinliches Mißverständnis aus dem Anfang dieser Reise aufzuklären.“

Sie blickte ihn mit strengem Ausdruck an, während es um ihre Lippen zuckte. „Ich kann mir denken, was Sie meinen und weiß, daß Anna geplaudert hat. Geben Sie sich keine Mühe, unsere Auffassung von zulässig oder schicklich geht auseinander. Sehr natürlich, daß dem so ist, mag es dabei bleiben.“

Sie wandte sich zum Weitergehen und da sie einen anderen Weg einschlug als den, auf welchem die Gefährten verschwunden waren, schloß er sich ihr willig an. „Ich glaube, Fräulein von Rosla, unsere Auffassung über das Schickliche geht nicht so weit auseinander, wie Sie denken. Die von Ihnen im Aktienhotel leider beobachtete Szene —“

„Beobachtet?“ rief sie, stehen bleibend, „ich war genötigt, über den Korridor zu gehen!“

„Wohlan, also zufällig gesehene Unterhaltung mit dem Mädchen betraf einen Scherz,“ und nun schilderte er ihr offen, daß er und sein Freund, übermütig gelaunt, eine Neckerei der Chanoinesse in Szene gesetzt und durch Vermittelung der Zofe Fräulein von Madeweiß irre geleitet und nach dem Radaufalle gelockt hätten.

Einmal war es, als kräusele ein Lächeln ihren strengen Mund, dann siegte der frühere ernste Ausdruck.

„Und Sie glauben wirklich, Herr Forst-Assessor, mich angenehm zu berühren, indem Sie mir mitteilen, daß Sie sich einer groben Fopperei meiner arglosen Tante gegenüber schuldig machten?“

„Mögen Sie mich für einen pietätlosen Spötter halten, immer besser als für einen frivolen Mädchenjäger!“

„Nun gut, so halte ich Sie für das, wofür Sie gehalten sein wollen.“

„Und finden in den Umständen keinen Milderungsgrund meines Vergehens?“

Sie zuckte die Achseln. „Wozu diese Auseinandersetzung? Wo Thaten reden, halte ich Worte für überflüssig. Was würden Sie von mir denken, wenn ich, ohne Verdruß zu empfinden, meine alte Tante von fremden jungen Leuten aufziehen ließe?“

Es war so viel kalte, ja hochmütige Ablehnung in ihren Worten, daß er sich bezwingen mußte, ihr nicht den Rücken zu wenden. Mit etwas herberem Tone sagte er: „Ich würde von Ihnen denken, daß Sie neben vielen anderen Vorzügen und Tugenden, auch den großherzigen Sinn besäßen, ein paar übermütige junge Leute milde zu beurteilen.“

Sie machte eine ungeduldige Bewegung, als wolle sie ihn abschütteln. „Wir

ermüden einander; sehen Sie, da kommen Schröters mit Herrn von Uting; die Gesellschaft hat uns vielleicht schon vermißt, beeilen wir unsere Schritte."

Otto fühlte sich von dieser heißersehnten und nun ganz erfolglosen Unterhaltung so verstimmt, daß er sich zerstreut den übrigen anschloß und kaum den Anforderungen der Höflichkeit genügte. Jedes Wort, das sie eben gesprochen, jede Miene des stolzen Mädchens ging aufs neue in raschem Fluge an ihm vorüber. Verletzte Emfindungen, der Aerger, vergeblich die Hand zur Versöhnung geboten zu haben, kämpften in ihm mit dem Verlangen, sie nicht loszulassen, sie zu einer Anerkennung seiner Persönlichkeit zu zwingen und darzuthun, daß man die Berechtigung habe, ein Wesen wie Jüly von Madeweiß zu necken.

Sollte es denn gar nicht möglich sein, die Kluft freundlich zu überbrücken? Wo fand er nur den Punkt, von dem aus er sich mit Leontine verständigen konnte? Mit Verdruß dachte er, daß, wenn er sich in Grünhagen befinde, er ihr gewiß ebenso fern sein würde, als wenn er in die Heimat zurückgekehrt wäre.

Was hatte sie gern, womit beschäftigte sie sich? War nicht zwischen ihr und Anna von einem geheimnisvollen Unternehmen die Rede gewesen, einer Aufgabe, der sie mit „klopfendem Herzen" entgegen gehe? Leontine hatte sich kaum jemals über einen Gegenstand so lebhaft und eifrig ausgesprochen. Was konnte hier gemeint sein? Und Anna hatte sogar angedeutet, daß sich „Liebe" im Spiele befinde. Es wallte plötzlich siedend heiß in ihm auf. Er mußte Klarheit haben um jeden Preis, mußte wissen, um was es sich handelte.

Die zerstreuten Gruppen der Spaziergänger vereinigten sich wieder.

„Nicht wahr, sie hat dich kalt lächelnd an die Atmosphäre gesetzt?" fragte Bruno, als er Ottos verstörtes Gesicht sah.

„So etwas dergleichen —" murmelte dieser, „aber wir sind noch nicht mit einander fertig!"

„Du entwickelst eine Konsequenz, die einer besseren Sache würdig wäre. Schwinge dich doch über sie in die Vogelperspektive!"

Als die Gesellschaft nach Lauterberg zurück ging, flüsterte Otto seiner Pflegeschwester zu, daß er sie jedenfalls vor ihrer Trennung noch allein sprechen müsse. Anna nickte verständnisvoll und erwiderte ebenso leise, sie werde schon eine günstige Gelegenheit ausfindig machen.

Heller Mondschein lag über den Anlagen, welche den Gasthof „zur Krone" in Lauterberg umgaben, als Anna sich von ihrer Zimmergenossin mit der Bemerkung wegstahl, sie wolle noch ein halbes Stündchen zu Leontine gehen. Statt dessen schlüpfte sie, ein leichtes weißes Tuch um die Schultern geschlagen, ins Freie, wo Otto ihrer wartete. Sie hängte sich an seinen Arm: „Gutes Ottchen, sie hat dich also mißhandelt?"

„Ja, Anna, im wahren Sinne des Wortes. Sie lehnte meine entschuldigende Auseinandersetzung ab und benahm sich möglichst schroff und hochmütig."

„So läßt du sie natürlich laufen?"

Er schwieg einen Augenblick. „Nein, das männliche Ehrgefühl verwindet solche Behandlung nicht ohne weiteres. Ich kann nicht darüber hinweg sehen. Es muß klar zwischen uns werden. Ich muß das eigentliche Wesen, die bewegenden Interessen dieses stolzen Mädchens kennen lernen. Kurz, Anna, du mußt mir sagen, was sie meinte, als sie diesen Nachmittag von einer Angelegenheit sprach, der sie „mit klopfendem Herzen" entgegen gehe."

„Ach," sagte Anna ungeduldig und lockerte ihren Arm in dem seinen, „was weiß ich davon."

„Keine Ausrede, Kind!" Er preßte ihren Arm fester an sich. „Du entkommst mir so nicht, du weißt ganz genau Bescheid, ja du deutetest sogar an, daß — Liebe im Spiel sei."

Das Mädchen krümmte sich vor Lachen. „Ja, ja," stammelte es, „eine wunderschöne Liebesgeschichte!"

„Nun was ist's?" brachte er mühsam und innerlich erbebend hervor. „Die Zeit ist knapp, Bruno kann mich jeden Augenblick vermissen und kommen, nach mir zu sehen —"

„Was wäre denn das für ein Unglück? Wenn ich es für unrecht hielte, mit dir noch ein bischen im Mondschein zu schwärmen, wäre ich nicht gekommen."

„Mag sein, Kind, aber diese letzte Unterredung, auf die ich hoffe, wäre vereitelt. Ihr würdet nichts als Possen treiben, und ich sähe mich genötigt, dem Dinge rasch ein Ende zu machen. Laß uns bei der Sache bleiben. Ich beschwöre dich, Annchen, steh zu mir. Fräulein von Rosla ist erst seit wenigen Wochen deine Freundin, ich bin dir Freund und Bruder seit den ersten Lebensjahren."

„Ich habe gar nicht gedacht, daß du so betteln könntest," sagte sie ausweichend.

„Ja, ich will betteln; ich will dich nicht eher lassen, bis du gesprochen hast. Nimm meine heilige Zusage, daß ich nichts thun werde, was deiner Freundin Schaden zufügen, oder was sie kränken kann, nimm jede Bürgschaft des Schweigens, der Vorsicht, aber rede!"

Er führte sie unter fortgesetztem Drängen zur Seite ins Boskett. Lebhaft plaudernd schritten sie auf und ab. Anna war immer mitteilsamer, ihr Gefährte immer stiller geworden, endlich rief sie ärgerlich: „Erst plagst du mich und dann ist dir's gleichgültig, was ich erzähle."

„Nein, Anna, durchaus nicht gleichgültig; ich denke, daß ich deine Mitteilungen gebührend zu schätzen weiß. Aber komm, es ist spät geworden, ein kühler Wind streicht durchs Gebüsch, laß uns ins Haus gehen."

In der Thür begegnete ihnen Bruno, er stutzte, als er des Paares ansichtig wurde. „Eine rührende Geschwisterliebe," rief er unwirsch.

„Es war ein köstlicher Spaziergang im Mondscheine, guter Otto," sagte Anna, seine Hand schüttelnd, „ich danke dir, daß du mir vor unserer Trennung noch die Freude gemacht hast. Gute Nacht, Herr von Uting —" und weg war sie.

„Ihr steht euch näher, als ich dachte," murrte Bruno.

„Sie ist meine Schwester; aber komm und nörgele nicht;" schweigend ging er dem gleichfalls nachdenklich verstummenden Freunde voran in ihr Zimmer.

Am andern Morgen sollte um neun Uhr über Scharzfeld und Northeim die Abreise der Holzhauser und Grünhagener Gesellschaft stattfinden. Bald nach ihnen dachte Bruno über Andreasberg nach Harzburg zurückzukehren, um sein Rad abzuholen und auf demselben nach Berlin zu fahren. Otto begleitete die Gesellschaft bis Scharzfeld und wollte sich dann in entgegengesetzter Richtung nach Nordhausen-Halle wenden, um noch einige Angelegenheiten in Berlin zu ordnen und darauf nach Grünhagen zu gehen. Es war vorauszusehen, daß er Berlin eher verlassen werde, als Bruno ankommen konnte, daher mußten sich auch die Freunde jetzt auf unbestimmte Zeit von einander trennen.

Bruno hatte sich von der bereits im Koupee sitzenden Reisegesellschaft verabschiedet, er hielt jetzt noch Otto fest und redete auf ihn ein.

„Und hör' mal, Langer, daß du mir keine Liebelei mit Annchen anfängst," flüsterte er mit komisch rollenden Augen. „Nachdem du dich heuchlerisch als Bruder verkappt hattest, wäre es ein nichtswürdiger Uebergriff."

Anna saß am Koupeefenster, lächelte und nickte, wenn Bruno, wie es jetzt wieder geschah, seine blaue Jokeymütze schwenkte. „Ein süßes Ding," fuhr er fort, „ich weiß nicht, wie ich ohne das Herzchen fertig werden soll. Mag's gehen wie es will, ich muß meinen Alten breit schlagen, daß er mich im September nach Holzhausen mit-

nimmt, wenn er zur Abgabe seiner Vormundschaft dorthin fährt, und dann sehe ich dich in Grünhagen."

„Einsteigen, meine Herrschaften!" Otto sprang ins Koupee.

Bruno ging neben dem sich langsam in Bewegung setzenden Zuge her, den Blick auf Annas lächelnde Miene heftend. „Einer völligen Niederlage, die mich fast ereilt hätte, entrinnend," deklamierte er, „rolle ich in erhabener Einsamkeit der blauen Ferne zu!"

Dann, als der Zug davoneilte, drehte er sich wie ein Kreisel um sich selbst, fuhr sich über die Augen und schlenderte zu dem Bahnhofsgebäude zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Briefe aus den Vereinigten Staaten.

I.

Wie lange drängte es mich schon, Dir einmal in etwas eingehenderer Weise die Eindrücke zu schildern, die ich in den nunmehr 4¼ Jahren meines Hierseins gehabt habe! Aber es ist schwer, nach des Tages Last und Mühen, die meine Stimmung nur zu oft beeinträchtigen, noch zu unparteiischer Darlegung der hiesigen Verhältnisse die Feder in die Hand zu nehmen; und noch schwerer, genau zu beurteilen, was im einzelnen als bekannt vorausgesetzt werden darf, was genauer erklärt werden muß, da Dir aus Zeitungen, Büchern und brieflichen Andeutungen gewiß mancherlei zugeflossen ist.

Freilich, was die deutschen Zeitungen über diese Republik bringen, ist durchaus ungenügend, um ein richtiges Bild von derselben zu geben; es hat mich das oft gewundert, da es außerhalb Europas kein Land gibt, das für Deutschlands Ausfuhr so wichtig ist wie die Vereinigten Staaten, ganz abgesehen davon, daß es mindestens eben so viele Deutsch-Amerikaner gibt, wie z. B. Deutsch-Oesterreicher, und daß es für den denkenden Deutschen keine lehrreichere Betrachtung geben kann, als die der politischen und sozialen Entwickelung dieses Staatenbundes und Völkergemisches. — Als ich noch in Deutschland war, erinnere ich mich, Leute getroffen zu haben, die da meinten, der Grund jener mangelhaften Kenntnis der Vereinigten Staaten, soweit sie aus Zeitungen oder in Schulen zu erlangen ist, sei die Abneigung der deutschen maßgebenden Kreise gegen genaue Unterweisung des Publikums über hiesige Verhältnisse. Damals belächelte ich diese Ansicht nur; jetzt muß ich sagen, daß ich nicht wüßte, was thörichter wäre. Denn ich bin überzeugt, wenn es gelänge, sei es durch Ueberredungskünste, sei es durch sanften Druck, alle politischen Malkontenten und Schreihälse zu einem 2—3jährigen Aufenthalt in dieser glorreichen Republik zu veranlassen, die Mehrzahl derselben würde geheilt heimkommen und, wenn anders sie offen und ehrlich sein wollen, bekennen, daß sie es in Deutschland besser hatten. — Uebrigens sind die Mitteilungen hiesiger Zeitungen über Deutschland ebenso ungenügend, wie das, was man drüben von hier erfährt.

Was nun die Bücher über die Vereinigten Staaten betrifft, so gibt es deren genug, aber nur wenig brauchbare für den, der nicht selbst hier gewesen ist. Lesenswert und vielfach noch jetzt zutreffend ist das Werk von de Tocqueville, obwohl seit seinem Erscheinen nunmehr ein halbes Jahrhundert verflossen ist; ich las es im vorigen Jahre und war anfänglich überrascht, wie vollständig manche Bemerkungen noch auf die Gegenwart passen. Doch das erklärt sich leicht, wenn man bedenkt, daß seit Präsident Jacksons Regierung politisch noch in demselben Geleise gefahren wird; dessen Spuren

haben nachgerade eine Tiefe erreicht, die den Staatswagen ohne Radbruch nicht herauskommen läßt. Dazu kommt, daß die Amerikanisierung der Einwanderer eine sehr schnelle ist, weil die meisten „Grünen“ nicht genug Festigkeit des Charakters, auch unter sich nicht Zusammenhalt genug besitzen, um im Kampf ums tägliche Brot nicht sehr schnell sich den hiesigen Geschäftsgewohnheiten, sowie der hiesigen Moral anzubequemen, welche letztere, soweit ich sehen kann, eine niedrigere Stufe einnimmt, als die des durchschnittlichen Deutschen, Engländers oder Franzosen.

Neuer und gründlicher als das Buch des genannten Franzosen ist das des Deutschen v. Holst, das aber noch nicht beendet ist und sich zumeist auf die Verfassungsgeschichte beschränkt. Das hindert aber nicht, daß man auch für die Beurteilung der übrigen Verhältnisse viel daraus lernen kann; der zu gewinnende Eindruck ist freilich kein sehr erquicklicher.

Im Anschluß an diese Bemerkungen für diesmal nun einige Worte über die politische Lage in den Vereinigten Staaten. Es wird Dir bekannt sein, daß die gesetzgebende Gewalt sich zunächst in Händen des Senates und des Abgeordnetenhauses befindet; ich sage *zunächst*, denn der Präsident kann durch sein Veto jede Bill zurückweisen, worauf dann nur eine Zweidrittelmajorität beider Häuser ihr Gesetzeskraft zu geben vermag, und das kommt verhältnismäßig selten vor. Im Senat ist jeder der 38 Staaten durch 2 Männer vertreten, so daß er 76 Mitglieder zählt, von denen, wie man sagt, etwa 60 Millionäre sind. Wer nicht selbst sehr reich ist oder von reichen Körperschaften vorgeschoben wird, kann heutzutage nicht in den Senat gelangen. Der Senat ist nichts als eine Vertretung der Geldaristokratie; die Absicht der Männer, welche vor 100 Jahren der neuen Republik einen Senat gaben, wird nicht mehr durch ihn erreicht. Er sollte in erster Linie dazu dienen, etwaige *übereilte* Beschlüsse des Unterhauses durch eine zweite Beratung derselben als solche auszuweisen; er sollte auch die kleineren Staaten vor Vergewaltigung durch die größeren schützen. Wer denkt aber daran heute noch? Jetzt liegt eine schreiende Unbilligkeit darin, daß Staaten wie New-York (2212 Quadratmeilen mit 5 100 000 Einwohnern), Pennsylvania (2156 Quadratmeilen mit 4 300 000 Einwohnern) nur je 2 Senatoren haben, wie die 8 kleinen Staaten (Rhode-Island, Delaware, Connecticut, Massachusetts, New-Jersey, New-Hampshire, Vermont und Maryland), für deren 2555 Quadratmeilen mit 5 600 000 Einwohnern 16 Senatoren da sind. Daß übrigens auf die Wahl der Senatoren das Kapital solchen Einfluß hat, ergibt sich aus dem Wahlmodus: nicht das Volk, sondern die Staatslegislaturen ernennen die Senatoren (auf 6 Jahre), und für die zeitweilige Besetzung von erledigten Stellen sorgt während der Zeit, wo die Legislatur eines Staates nicht tagt, dessen Gouverneur allein. Das Unterhaus, welches jetzt aus 325 Mitgliedern besteht (auf 2 Jahre gewählt), setzt sich der Hauptsache nach aus Kirchturmspolitikern zusammen, und während sich im Senat noch einzelne Männer finden, die man versucht sein möchte, Staatsmänner zu nennen, soweit dies Wort auf amerikanische Politiker überhaupt paßt, fehlt ein großer nationaler Standpunkt und gründliche staatsmännische Bildung dem Unterhause gänzlich. — Nimmt man die Bevölkerung der Union jetzt, also 6 Jahre nach dem letzten Zensus, nur zu 55 Millionen an, so ergibt sich als „ratio“, d. h. als Anzahl der von einem Abgeordneten vertretenen Seelen nahezu 170 000 (bei uns in Iowa sind es 174 000). Da tritt nun bei 2 Staaten der lächerliche Fall ein, daß die Vertretung im Oberhause zahlreicher ist als im Unterhause, indem Delaware (150 000 Einwohner) und Nevada (70 000 Einwohner) nur *einen* Repräsentanten, aber *zwei* Senatoren im Kongreß haben. Zugleich ergibt sich, daß Nevada mit 1 Abgeordneten und 2 Senatoren siebenmal so stark im Kongreß vertreten ist als New-York mit 32 Abgeordneten und 2 Senatoren!

Zur Beleuchtung des über den Kongreß Gesagten nur folgende Thatsachen. 1. Im Herbst 1882 wurde von einigen einsichtigen Leuten der Antrag gestellt, den Einfuhrzoll auf rohes Holz abzuschaffen; man sagte sehr richtig, daß man dankbar sein sollte für

jeden importierten Baumstamm, da man dafür die eignen schonen könne. Und in der That, es ist die höchste Zeit, daß dem massenhaften Niederschlagen der Wälder Einhalt geschieht; schon jetzt macht sich hier eine Veränderung des Klimas bemerkbar, — die Witterungs-Gegensätze steigern sich —, und diese wird unzweifelhaft noch zunehmen. Genug, man schien anfangs auf dem richtigen Wege zu sein; indes man hatte die Rechnung ohne die Holzhändler von Wisconsin ꝛc. gemacht. Es hätte offenbar ihren Gewinn verringert, wenn von Canada Holz frei hätte über die Grenze gebracht werden können; die Bill mußte also, es koste was es wolle, hintertrieben werden: und sie ward hintertrieben! 2. Verschiedene Male ist der Antrag gestellt worden, den Einfuhrzoll auf Bücher und Kunstsachen (25 Proz. des abgeschätzten Wertes) aufzuheben: es ist bisher nicht gelungen, diesen Prohibitivzoll auf Geistesbildung zu entfernen. 3. Seit mehreren Jahren bemüht sich das Territorium Dakota, das ungefähr 150 000 Bewohner hat, um Aufnahme der südlichen und meistbevölkerten Hälfte als Staat. Wenn ein Territorium mehr als doppelt so viel Bewohner zählt wie z. B. der Staat Nevada, oder ebenso viele wie der Staat Delaware; wenn man die ganze fragwürdige Regierung der Territorien durch den Kongreß bedenkt, so sprechen alle nationalpolitischen Gründe dafür, ein Territorium wie jenes schleunigst als Staat aufzunehmen, damit den Territorien als solchen sobald als möglich ein Ende gemacht werde. Was, denkst Du wohl, ist der Grund der Weigerung des Kongresses? Die Bewohner von Süd-Dakota sind der Mehrzahl nach Anhänger der republikanischen Partei, während die Majorität des Unterhauses demokratisch ist und also die Gegner nicht mehren will. Der republikanische Senat kann aber allein nichts machen. 4. Wenn nach den Vorgängen der letzten Jahre im Kongreß und nach dem, was er geleistet, irgend ein Mann es verdient hätte, in den Senat zu kommen, so war es der Gesandte in Berlin, Pendleton aus Ohio; aber wer trug über ihn, den wirklich gebildeten und erfahrenen, auch persönlich äußerst achtungswerten Mann den Sieg davon? Ein unwissender Petroleum-Krösus! Ich denke, diese Beispiele genügen.

Was aber, wird man fragen, mag der Grund solcher Verhältnisse sein, die die Phrase vom „souveränen Volk“ zum Hohn machen? Und wo in aller Welt will das hinaus?

Der Grund ist einfach der, daß mit der Zunahme der Republik an Ausdehnung, Bevölkerung und Wohlstand die Intelligenz der Menschen nicht gleichmäßig zugenommen hat; im Gegenteil! Während vor 100 Jahren, wie ein amerikanischer Schriftsteller sagt, z. B. in den Neuengland-Staaten kaum ein Analphabet zu finden war, bietet uns der Zensus von 1880 (nach Spoffords American Almanac) folgende erschreckende Zahlen: Gesamtbevölkerung im Alter von 10 Jahren und darüber: 36 761 607, es können davon nicht lesen: 4 923 451; es können davon nicht schreiben: 6 239 958. Unter letzterer Summe sind freilich 3 220 878 Neger, Chinesen und Indianer, also mehr als 50 Prozent von diesen 3 Klassen allein, die 1880 mit Einschluß der Kinder ungefähr 6¾ Millionen zählten. Es ist aber meine Ansicht, daß eine kleine Republik wohl bei verhältnismäßig geringer Intelligenz ihrer Bürger bestehen kann; daß indes ihre Existenz immer unsicherer wird, je mehr sie sich vergrößert, d. h. je größer die Zahl der Stimmgeber wird, wenn nicht zugleich die Nationalbildung sich entsprechend hebt. Das ist hier nicht geschehen. Das Ende vom Liede kann nur ein zweiter Bürgerkrieg sein, der jedenfalls schrecklicher wird als der vorige, wenn er, wie anzunehmen ist, ein Krieg der Besitzlosen gegen die Besitzenden wird.

So viel hiervon. Auf die sozialen, wirtschaftlichen, religiösen u. a. Verhältnisse denke ich später einzugehen.

II.

Eins der interessantesten Kapitel für Dich wie für mich, die wir ja beide oft und viel uns der undankbaren Aufgabe gewidmet haben, unsere jüngern Zeitgenossen klüger zu machen als sie sind, ist das über die Unterrichtsverhältnisse in den Vereinigten Staaten. Der Amerikaner rühmt sich dessen, was er für öffentliche oder, was hier gleichbedeutend damit ist, für freie Schulen thut; er ist gewohnt, darin eine Hauptbürgschaft für das Bestehen der Republik und zugleich einen Hauptvorteil republikanischer Institutionen zu sehen, daß jedes Kind einen elementaren Unterricht, ja in vielen Städten auch eine sogenannte Hochschule, die gewöhnlich mit 18 Jahren absolviert wird, unentgeltlich besuchen kann. Wie weit aber davon Gebrauch gemacht wird, und wie nötig es wäre, Schulzwang gesetzlich ein- und durchzuführen, zeigen schon die statistischen Zahlen, die ich in meinem ersten Briefe zu erwähnen Gelegenheit nahm. Zum bessern Verständnis derselben füge ich nur hinzu, daß unter den 6¼ Millionen Menschen von 10 Jahren und darüber, die nicht schreiben können, nur ¾ Million im Ausland geboren sind, was die Annahme des Yankee ausschließt, als brächten unwissende Einwanderer jene Zahl auf solche Höhe.

Du wirst gehört haben, daß die amerikanischen Public Schools, entsprechend der Bestimmung der Verfassung, daß niemand nach seinen religiösen Ansichten gefragt oder derenthalben in seinen Rechten als Bürger beschränkt werden soll, durchaus konfessionslos sind. Es findet daher religiöse Belehrung nicht statt, wenn auch der Singunterricht zumeist zum Einprägen religiöser Lieder benutzt wird, zu welchen dann noch ein paar patriotische Lieder kommen. Religionsunterricht erhalten die meisten Kinder in den Sonntagsschulen der verschiedenen Sekten. Dieser Charakter der öffentlichen Schulen, die Mischung der Kinder verschieden gläubiger Orthodoxer mit denen Liberaler, Radikaler und Indifferenter, läßt sie vor allem der katholischen Kirche als gänzlich ungeeignet für die Jugend ihrer Anhänger erscheinen. Nun ist aber bereits unter je 6 Seelen eine katholisch; Du kannst Dir also vorstellen, welche Massen von Kindern in den katholischen Parochialschulen zu finden sind. Aber auch die wohlhabende Klasse in der Episcopal- und anderen Kirchen bringt ihre Kinder lieber in Privatinstituten unter, die entweder direkt von Geistlichen (Reverends) geleitet werden, oder deren Vorsteher doch in bezug auf ihre Gläubigkeit Vertrauen genießen. Offiziell wird von letzterer Klasse natürlich die Religion nicht als Grund für das Fernhalten der Kinder aus der öffentlichen Schule angegeben, vielmehr wird gesagt, die in derselben zu erlangende Bildung sei nicht gut und gründlich genug. Leider ist dieser Grund in den meisten Fällen wohl nur zu richtig; denn bei der im ganzen ungenügenden, weil rein elementaren und mechanisch erworbenen, Bildung der „Lehrkräfte" selbst kann von einer Anleitung zum Selbstdenken, von einer Bildung des Verstandes kaum die Rede sein. Es wird nur das Gedächtnis in Anspruch genommen, und dieses in solchem Grade, daß die Mehrzahl für höheren Unterricht, für Selbstunterweisung, die ja doch später das Beste thun soll, vollständig unfähig wird; man kann das herrschende System nur ein Verdummungssystem nennen. Wie kann es aber auch anders sein? Für geringe Bezahlung sind genug Damen zu haben, die bei Eltern oder Verwandten wohnen und die Schulthätigkeit häuslicher oder andrer Arbeit vorziehen; es gibt sich daher ein tüchtiger Mann nicht leicht dazu her, oder aber er benutzt es nur als zeitweilige Erwerbsquelle, Lehrer zu spielen, bis sich ihm ein lohnenderer Beruf bietet oder er sich nebenbei auf etwas Bestimmtes vorbereitet hat. Von einem Lehrerstande in dem Sinne wie in Deutschland kann man hier nicht reden.

Was den Prozentsatz von Herren und Damen im Lehrerpersonal anlangt, so weiß ich die genaue Ziffer nur vom Staate Iowa, wo sich unter 23000 in den öffentlichen Schulen Lehrenden in runder Summe 6000 Herren und 17000 Damen befinden; soweit ich hörte, ist das Verhältnis von 1 zu 3 wohl so ziemlich das durch-

gehende in den Vereinigten Staaten. Die Gesamtzahl der Lehrer und Lehrerinnen belief sich 1881 auf 272 686, welche in Summa 62 559 204 Dollars an Gehalt erhielten; das ergiebt einen Durchschnitt von nur 229,42 Dollars, d. h. ungefähr der dritte Teil von dem, was ein alleinstehender Mensch, der irgend litterarische oder gesellschaftliche Bedürfnisse hat, bei ganz bescheidenen Ansprüchen gebraucht. Dabei rechne ich keineswegs nach Newyorker Verhältnissen; dort wäre jener Betrag etwa ¼ von dem Erforderlichen. Und nun sind noch die fetten Gehälter der Superintendenten und Schulprinzipale, erstere zum Teil, letztere überall in obiger Hauptsumme mitgerechnet.

Bezüglich des Schulzwanges, über den schon so viel geschrieben worden, muß ich doch noch etwas anfügen. Ich bin überzeugt, daß es augenblicklich für die beiden hervorragenden Parteien Selbstmord wäre, wenn sie die Erlassung eines strengen Schulzwang-Gesetzes auf ihre Fahne schreiben wollten; die Zahl derer, welche dem bei ihren unsinnigen Begriffen von Freiheit opponieren, ist so groß, daß die jenes Gesetz befürwortende Partei unterliegen müßte. Nennenswert ist ohnehin der Unterschied der Zahl ihrer Anhänger nicht, wie die letzte Präsidentenwahl zeigt, wo Clevelands Wähler nur 63 000 Stimmen mehr hatten, als die Blaines, und das bei einer Gesamtzahl der Stimmen von 9¾ Millionen.

Wie wenig der Kongreß gewillt ist, sich der Nationalerziehung ernstlich anzunehmen, zeigt die Stellung des Erziehungskommissars und seine Bemerkungen in den jährlichen Berichten. Das nationale Unterrichtsamt, muß ich hier bemerken, bildet eine der dem Minister des Innern unterstellten Abteilungen, und an der Spitze desselben steht ein Kommissar, der aber keine Macht über die Superintendenten der einzelnen Staaten und Städte hat; er muß sich damit begnügen, die ihm freiwillig gemachten statistischen Angaben und Berichte zusammenzustellen und seine Ansicht darüber in seinem eignen Bericht zu entwickeln. Wie gesagt, Zwangsgewalt hat er nicht. — Höchst interessant ist in bezug auf die Frage des Schulzwangs, was sich in Nr. 1 der „Circulars of information of the bureau of education“ von 1885, S. 185—88 findet. Ich erwähne davon nur folgendes. In 16 von den 38 Staaten ist das Erfordernis des Schulzwangs in irgend einer Form anerkannt worden; „aber“, setzt der Bericht hinzu, „die Zwangsgesetze in den meisten jener 16 Staaten sind bis jetzt von geringem praktischen Nutzen gewesen, da ihnen die zu ihrer wirksamen Durchführung erforderlichen Strafbestimmungen fehlen.“ Was soll mir nun ein solches Gesetz! — Es wird dann darauf hingewiesen, daß fast jedes zivilisierte Land Schulzwang habe; daß derselbe z. B. in London und Manchester vom wohlthätigsten Einflusse gewesen ist; und es wird schließlich mit offenbarer Genugthuung folgende schneidige Beantwortung der Einwürfe gegen Schulzwang mit den eignen Worten des Superintendenten von Kansas, aus dessen Bericht von 1873, angeführt: 1. Einwurf: „Das Schulzwangsgesetz würde ein neues Verbrechen statuieren.“ Das soll es auch. Ein Kind in Unwissenheit aufwachsen lassen ist ein Verbrechen und muß als solches behandelt werden. 2. Einwurf: „Es beeinträchtigt die Freiheit der Eltern.“ Ich wiederhole, das soll es auch, wenn sie, infolge von Lastern oder aus andern Gründen, zur Erfüllung ihrer wesentlichsten Pflichten als Eltern unfähig sind. 3. Einwurf: „Es legt der Regierung neue Gewalt bei.“ Alle Regulative über Quarantaine und Hygiene, sowie die Gesetze über die Beseitigung von Gemeinschäden, wenn ansteckende Krankheiten grassieren, thun das gleichfalls. Nun ist aber Unwissenheit so schädlich wie der anstößigste Gemeinschaden und verderblicher als körperliche Seuchen. Selbstschutz ist ein Grundgesetz der Gesellschaft. 4. Einwurf: „Es ist unamerikanisch und paßt nicht zu unsern freien Institutionen.“ Wir wollen die Frage in der schärfsten Form stellen und sagen: wollt ihr, daß ein Polizist eure Kinder in die Schule schleppe? Ich antworte: Ja, wenn dies verhindert, daß er sie einige Jahre später ins Gefängnis schleppt.

Natürlich sind das nicht alle Einwürfe gegen die Einführung des Schulzwangs;

so sprach mir gegenüber ein Unitarier-Prediger einmal die Ansichten aus, er sei gegen Schulzwang, wie gegen jeden Zwang, weil es nicht die Aufgabe des Staates sei, die Leute vor ihrer eignen Dummheit und deren Folgen zu beschützen. Wollte man den Grundsatz für das Verhältnis Erwachsener zu einander auch wirklich hier gelten lassen, so wird er doch zum Unsinn, sobald man ihn auf die Verpflichtungen der Eltern und des Staates gegen die Kinder anwendet; das zu thun liegt freilich ganz in der Richtung des Yankee.

Hiermit für heute genug. Ich bemerke nur noch, daß sowohl das Amt des Unionskommissars, wie die der Staats- und Grafschaftssuperintendenten von der grade herrschenden Partei an ihre Anhänger vergeben werden, d. h. nicht die Tüchtigkeit ist für Aufstellung durch die Partei und die formelle Wahl durch das Volk entscheidend, sondern welchem politischen Glaubensbekenntnis sich die Mehrzahl der Stimmgeber zuneigt. Es darf übrigens nicht außer acht gelassen werden, daß die Grafschaftssuperintendenten in den größeren Städten wenig oder nichts zu sagen haben; sie beaufsichtigen in erster Linie die Dorfschulmeister beiderlei Geschlechts. — Auf die höheren Schulen näher einzugehen habe ich vermieden; es ist ja bekannt, daß man sich Mühe gibt, sie auf die Höhe europäischer Institute zu bringen, freilich bis jetzt ohne Erfolg, weil die Vorbildung der Studenten zu wenig gründlich ist.

III.

Ueber die religiösen Verhältnisse dieses Landes zu schreiben, wie ich Dir zugesagt hatte, ist keine leichte Sache. Spofford führt in seinem Almanach nicht weniger als 44 Kirchen und Sekten auf, die sich zwar zum Teil sehr nahe stehen, wie erklärlich, aber doch gesonderte kirchliche Kreise bilden, in welche der Fremde nicht wohl hineinsehen kann. Und ich ganz besonders nicht, der ich es stets vermieden habe, aus bloßer Neugier in einen mir fernstehenden Gottesdienst zu gehen. Das hat hier auch um so weniger Sinn, als man sich über Ritual und Dogmen ja jeden Augenblick anderweitig unterrichten kann, und der Besuch des Gottesdienstes nicht zeigt, wes Geistes Kinder die Mitglieder der betreffenden Sekte sind. Da muß man schon in die Gesellschaften gehen, die fast alle Gemeinden in den Kirchen veranstalten; freilich nicht in dem Teile des Kirchengebäudes, der zum Gottesdienst benutzt wird, sondern in daneben oder darunter befindlichen Räumen, die zugleich der Sonntagsschule dienen. Habe ich doch z. B. im Sonntagsschulzimmer der Unitarier ein Kostümfest mitgemacht und ganz vergnügt an Kontertänzen teilgenommen. Rundtänze dagegen sind ausgeschlossen, insbesondere der mit sehr zweifelhaften Blicken betrachtete Walzer.

Für viele Leute ist es durchaus Geschäftssache, zu einer Kirche zu gehören, da ihnen das eine gewisse Kundschaft sichert; nicht nur von der besondern Sekte, zu der sie sich bekennen, d. h. zu deren Kasse sie steuern, sondern auch von andern, die lieber bei einem Manne kaufen, der denn doch noch gewisse religiöse Ansichten hat, als bei einem Unkirchlichen. Hiervon ist nur derjenige ausgenommen, welcher „gut ab“ ist, der nämlich entweder viel Geld oder doch ein großartiges Geschäft hat und durch bei passenden Gelegenheiten angebrachte Geschenke, durch Gaben für Kirchenfairs oder durch öffentliche, wohlannoncierte Wohlthätigkeit gut zu machen weiß, was er an Kirchlichkeit fehlen läßt. — Für die Damen speziell ist die Kirche eine Art Versammlungsplatz, wo nach Schluß des Gottesdienstes eine völlig ungezwungene Unterhaltung stattfindet, bei der dann das Neueste aus der Chronik des großen und kleinen Lebens ausgetauscht wird.

Unter den hier vertretenen Glaubensbekenntnissen spielt das katholische wohl die erste Rolle, aus naheliegenden Gründen: Die Leitung von oben herab ist einheitlich,

monarchisch; die Finanzwirtschaft speziell unübertroffen, sowohl was die Besteuerung als was die Anlage der Kapitalien betrifft. Es kommen dabei wohl mal Gaunereien vor, wie der Millionenkrach des verstorbenen Erzbischofs Purcell, aber die Masse des Volkes ist zu dumm, um daraus eine Lehre zu ziehen. Dazu ist der Boden hier geeigneter für Propaganda als irgendwo sonst, da offiziell nach der Religionsanschauung nicht gefragt wird. Ferner ist die Durchschnittsbildung sehr gering, die Masse durchaus in den Händen einflußreicher und ihrerseits wieder gewissen Einflüssen zugänglicher Politiker, kurz die geistige Unfreiheit ist in den Vereinigten Staaten ebenso groß wie die körperliche Ungebundenheit. — An dieser Stelle kann ich mir nicht versagen, zur Illustration einige Stellen aus einer Korrespondenz von Washington, die durch die Blätter ging, für Dich zu übersetzen, da sie charakteristisch ist für den geistigen sowohl als den sittlichen Standpunkt der hiesigen besten Gesellschaft, sagen wir der Aristokratie. Besagte Korrespondenz betrifft einen katholischen Bischof und schildert ihn unter andern mit folgenden Worten: „Die feine Gesellschaft interessierte sich sehr für einen Prälaten,

> der im Salon ebenso brillant figurierte wie auf der Kanzel. Er erhielt Einladungen von allen Koryphäen der Gesellschaft und war überall, wo er kam, ein willkommener Gast. Er erwarb sich bald den Ruf eines der glänzendsten Plauderer hierselbst. Mit der Politik und allen Tagesfragen schien er ebenso vertraut wie mit der Theologie, und er hatte einen reichlichen Vorrat an Gesellschaftsklatsch. Sein Auftreten war höchst fein, und seine Manieren gewannen Jung und Alt. Besonders bewunderten ihn die jungen Mädchen, die in seiner geistigen Unterhaltung Erholung von dem Gesellschaftsgeschwätz fanden, welches das Verkehrsmittel der goldenen Jugend ist. Bei einem Empfang im Hause der Frau S. war er fast den ganzen Abend der Mittelpunkt einer Gruppe von sehr hübschen Mädchen, während die höchst verdrossenen jungen Herren der Barmherzigkeit der Hausfrau überlassen waren. Senator S. erzählt oft von den merkwürdigen Erfolgen des Bischofs bei jungen Damen.“

— Und das ist der Mann, welcher, wie dieselbe Korrespondenz mitteilt, für das Amt des Präsidenten der zu gründenden katholischen Universität in Aussicht genommen ist! — Was Wunder, daß, wie ich im vorigen Briefe bemerkte, die allgemeine Annahme ist, es sei schon jetzt unter je sechs Seelen eine katholisch. Allerdings weist das katholische „Church Directory für 1883“ nur 6832954 Anhänger des Papstes nach, aber ich glaube kaum, daß das vollständig ist. Sind doch in den Jahren von 1820—79 einschließlich allein 3065761 Iren aus Irland direkt eingewandert, dazu manche über und aus Canada, die mit ihrer Nachkommenschaft jetzt etwa sechs Millionen allein ausmachen und mit wenigen Ausnahmen katholisch sind. Nimm dazu die katholischen Einwanderer aus Deutschland, Oesterreich, Polen, Frankreich und dem französisch redenden Teil Canadas, und es dürften bei einer Bevölkerung der Vereinigten Staaten von jetzt 55 Millionen wohl zwischen neun und zehn Millionen Katholiken sind. Die oben angeführte offizielle Zahl umfaßt, glaube ich, nur die Mitglieder fest organisierter Gemeinden, nicht aber die vielen Verstreuten inter infideles.

Von andern Kirchengemeinschaften will ich Dir nur die namhaft machen, welche eine halbe Million oder mehr Mitglieder haben; dies sind: 1. Die Baptisten (2300000), 2. die Episcopal-Methodisten (1725000), 3. die Lutheraner (951000), 4. die Episcopal-Methodisten des Südens (861000), 5. die Presbyterianer (600000), 6. die Schüler Christi (592000). Es muß hervorgehoben werden, daß in diesen, hinter der der Katholiken so sehr zurückstehenden Zahlen nur die erwachsenen Mitglieder gegeben sind. Da nun nach dem Zensus von 1880 die Durchschnittszahl einer Familie 5,04 ist, so kann man, um die Zahl aller zu diesen Sekten gehörenden Seelen zu erhalten, obige Ziffern wohl ruhig mit $2\frac{1}{2}$ multiplizieren.

Im Anschluß hieran noch ein Wort über die Liberalen, Freidenker und Indifferenten. Alle diese drei Klassen sind hier ziemlich stark vertreten. Als kirchliche Ge-

meinden bezeichnen sich noch die Universalisten und Unitarier; letztere von den Orthodoxen kaum mehr als solche angesehen, da sie ein bestimmtes Glaubensbekenntnis nicht vorschreiben, so daß sich jeder „Freireligiöse" ihnen anschließen kann. Sie haben nur im allgemeinen den Glauben an Einen Gott und an die Kraft des Gebets. Unter den Freidenkern sind zu unterscheiden die „Freireligiöse Genossenschaft" — und der „Freidenker-Verband" (Liberal Ligue, jetzt Secular Union), deren Hauptbestreben darauf gerichtet ist, daß der Buchstabe der Konstitution zur Wahrheit werde, wonach die Regierung der Vereinigten Staaten als solche nichts mit der Religion zu thun hat, folglich auf Kosten des Staatsschatzes keine Geistlichen für den Kongreß, das Heer und die Flotte angestellt werden sollten, was fortwährend geschieht. — Unter den Indifferenten endlich, — welcher Ausdruck natürlich keine allgemeine oder anerkannte Bezeichnung dieser Klasse ist, — begreife ich alle diejenigen, welche sich um keine Kirche, aber auch um die Bestrebungen der Freireligiösen und Freidenker nicht kümmern, deren Leben sich auf Essen, Trinken, Schlafen, Arbeiten und Fortpflanzung der Gattung beschränkt, von denen man aber, nach ihrer Stellung und ihren Mitteln, z. T. mehr zu erwarten berechtigt ist als das völlige Aufgehen im Materiellen. Wie Du Dir vorstellen kannst, wird diese Klasse, soweit sie reich ist, besonders von der katholischen Kirche mit aller äußern Rücksicht behandelt, da man sich der wohlbegründeten Hoffnung hingibt, daß, wenn nicht ihre Kinder, so doch ihre Enkel aus dem einen Extrem in das andere zurückfallen werden, d. h. aus dem gedankenlosen Indifferentismus in die ebenso gedankenlose, aber doch dem Gefühl oder Gemüt mehr bietende Bigotterie*)

IV.

Da es kaum eine passendere Einleitung zu einer Erörterung der Rechtsverhältnisse in den Vereinigten Staaten geben kann, so beginne ich diesmal mit einem Citat, und zwar aus der Vorrede zu Dr. G. L. Drebings Buch „Das gemeine Recht der Vereinigten Staaten" ꝛc. (New-York, E. Steiger, 1866); dort heißt es folgendermaßen:

> „Charakteristische Merkmale des amerikanischen Rechtes sind ein fast gänzlicher Mangel an klaren Begriffen, an durchgreifenden allgemeinen Grundsätzen, und eine daraus, und aus einer geistlosen Auslegung der Gesetze entspringende widerwärtige Weitschweifigkeit derselben, noch gesteigert durch die ängstliche Bemühung, selbst solchen Mißverständnissen und Zweideutigkeiten vorzubeugen, die offenbar nur einer absichtlich falschen Auffassung, oder dem Blödsinn ihre Entstehung verdanken könnten. Dazu kommt, daß die gesetzgebende Gewalt in der Regel nicht nur von ungebildeten, sondern sogar nicht selten von Leuten ausgeübt wird, die sich durch ganz andere Gründe als die der Vernunft bestimmen lassen; daß die an sich schon verworrenen, oft mit der größten Nachlässigkeit entworfenen Gesetze durch fortwährendes Flicken stets noch verworrener gemacht werden; daß der ganze Advokatenstand mit vielleicht nur wenigen Ausnahmen aus nicht wissenschaftlich gebildeten Männern besteht, die die Rechtswissenschaft als milchende Kuh, als ein zu erlernendes und auszuübendes Handwerk betrachten, und deren ganzes Wissen sich durchschnittlich auf einige Rechts-, namentlich Prozeßformen, und auf Kniffe beschränkt, die eben nur einem auf gleicher Bildungsstufe stehenden Richterstande gegenüber wirksam sein können. Kein Wunder daher, wenn die Rechtswissenschaft, statt fortgebildet und gehoben zu werden, immer mehr und mehr versumpft, und die Rechtsunsicherheit stets gesteigert wird."

*) Daß der Briefschreiber von den auch in Amerika nicht fehlenden Früchten wahren Christentums nichts zu berichten weiß, können wir nur bedauern. Die Redaktion.

Man könnte vermuten, daß dieses vernichtende Urteil heutzutage, d. h. 20 Jahre später, nicht mehr am Platze wäre, und wer da weiß, was in Deutschland von 1866 bis 1886 auf dem Felde der Justiz geleistet ist, möchte geneigt sein, auch hier ähnliche Veränderungen zum Bessern anzunehmen. Um dem zu begegnen gibt es nichts Besseres als die Anführung des vor noch nicht sechs Monaten ausgesprochenen Urteils eines der bedeutendsten Rechtsanwälte der Vereinigten Staaten, den man auch in europäischen Kreisen, wenigstens wegen seiner freien Richtung und seiner Rednergabe kennt, ich meine Robert Ingersoll: er nennt den Durchschnittsadvokaten „intellectual strumpet“, eine Bezeichnung, für die mir eine salonfähige deutsche Uebersetzung augenblicklich fehlt. Ich denke, dies genügt. Es liefert aber der Advokatenstand die Richter, derart, daß selten jemand lebenslänglich als Richter fungiert; er dient seinen Termin resp. einige Termine und tritt dann in die Advokatur zurück. Und Bob Ingersoll, ich brauche das kaum zu sagen, kennt sie beide, seine Kollegen sowohl als die Richter. Zur Ergänzung der Bemerkung Drebings über die Verworrenheit der vielen Gesetze füge ich hinzu, daß nach Timothy Walker, Introduction to American Law, die allgemeinen Rechtsquellen 1200 Bände umfassen; nimmt man dazu das spezifisch Amerikanische, die Codes der 38 Staaten und die Reports aller Gerichte, so kann man getrost sagen, daß eine vollständige Rechtsbibliothek außer jenen 1200 schon jetzt noch 2400 weitere Bände enthalten würde. Es müßte aber jemand, der überall in den Vereinigten Staaten mit gleicher Sicherheit als Rechtsanwalt fungieren wollte, diese 3600 alle kennen, was einfach unmöglich ist. Daher findet man denn auch wenige Advokaten, die in mehr als einem oder zwei Staaten praktizieren; wie denn auch nur wenige jemals eine Sache vor dem höchsten Bundesgericht in Washington, D. C., verfechten. — Ich finde bei Spofford die Zahl der 1880 in den Vereinigten Staaten thätigen Juristen zu 64 137 angegeben, — eine erstaunliche Menge, in der aber wohl manche der vielfach gar nicht juristisch gebildeten Notare einbegriffen sind; wenigstens hat er diese nicht besonders aufgeführt. Unter obiger Zahl sind nun viele, die kaum Praxis haben, wie leicht erklärlich, doch aber ein Kontor halten und entweder von ihrem Vermögen oder von der Politik leben, d. h. von dem Ertrage eines politischen Amtes. Unglaublich hoch sind die Gebühren, die sich die großen Advokaten des Landes bezahlen lassen, oft viele tausend Dollars für einen Prozeß, sodaß mehrere über eine Jahreseinnahme von 15, 20 und mehr tausend Dollars gebieten.

Besonders glänzend werden die von den Eisenbahngesellschaften und andern Körperschaften beschäftigten Rechtsanwälte bezahlt; diese Gesellschaften haben oft Rechtsstreitigkeiten und können sich, da sie mitunter mehr bezahlen, als das Gehalt eines obersten Richters beträgt, aus dem ganzen Advokaten- und Richterstande die für sie geeignetsten Leute aussuchen. Der Fall ist in der That schon mehrfach vorgekommen, daß ein mit 10 000 Dollars jährlich besoldeter Richter des höchsten Gerichts seinen Abschied nahm, um einer Gesellschaft zu dienen.

Es wird Dir bekannt sein, daß man hier sehr zwischen Bundes- und Staatsgerichten zu unterscheiden hat; diese beiden sind völlig getrennt und haben jede ihre besondere Rechtssphäre. Die Reihe der Instanzen bei ersteren ist von oben herab: Zuerst das Oberlandesgericht, bestehend aus 9 Richtern, deren ältester im Dienst den Vorsitz führt; diese 9 sind die einzigen unabsetzbaren Richter in den Vereinigten Staaten und können sich, wenn sie auch nur 10 Jahre gedient haben, mit vollem Gehalt zur Ruhe setzen, vorausgesetzt, daß sie dann 70 Jahre alt sind. Erledigte Stellen besetzt der Präsident der Vereinigten Staaten unter Zustimmung des Senats. Außer der Entscheidung der Sachen, die vor sie als Kollegium kommen, hat noch ein jeder $1/9$ der Vereinigten Staaten als „Circuit“ unter sich, wobei ihm ein Circuit-Richter zur Seite steht. Diese Circuit-Courts bilden die 2. Instanz; und als 3. und unterste ressortieren zu jedem derselben wieder etliche District-Courts, die man etwa Bezirks-Gerichte nennen kann, und deren es 1886 im ganzen 56 gab. Selbstverständlich sind bei allen diesen

Gerichten Bundesanwälte und andere Gerichtsbeamte angestellt. — Aehnlich hat nun jeder Staat sein höchstes Gericht, welches z. B. im Staate Iowa 5 Richter zählt, dazu Circuit- und Distrikt-Gerichte, sowie als unterste und Anfangsinstanz für Zivilsachen bis zu 100 Dollars die in jedem Orte zu findenden Friedensrichter. Alle Richter werden vom Volke auf eine bestimmte Zeit und, außer den Friedensrichtern, die nur Sporteln bekommen, auch mit bestimmtem Gehalt gewählt; d. h. die Oberrichter vom Volke des ganzen Staates, der Bezirksrichter von seinem Bezirk u. s. w. Kaum brauche ich Dir zu sagen, daß infolge dieses heillosen Systems oft der bessere Richter in der Wahl durchfällt, bloß weil sein Name auf dem Wahlzettel der weniger begünstigten Partei stand.

Es erübrigt, daß ich Dir die Entwickelungsgeschichte des Durchschnitts-Advokaten der Vereinigten Staaten andeute. Der heranwachsende junge Mensch, der das Zeug zum Rechtsanwalt in sich entdeckt zu haben glaubt, begibt sich zu einem Advokaten, der einen Platz in seinem Kontor frei hat, und „liest Recht". Dies bedeutet, daß er etwa Walker, Kent, Blackstone und ähnliche allgemeine Werke, dazu das hiesige gemeine Recht und speziell den Kode seines Staates mit größerer oder geringerer Gründlichkeit studiert. Um dies mit vollem Verständnis unter den Störungen eines Kontors und ohne den Rat und die Anleitung von Rechtslehrern, nur mit gelegentlicher Beratung durch den Advokaten, bei dem er liest, zu können, sollte man erwarten, er müßte eine gründliche Vorbildung und Erziehung genossen haben, die der eines deutschen Abiturienten mindestens gleichkommt. Dem ist indes nicht so; er hat die Volksschule bis etwa 14 oder 15, dann die sogenannte Hochschule bis 18 oder 19 Jahren besucht, die ihm etwas Naturwissenschaft, wenig Geschichte, womöglich noch weniger Latein oder Deutsch und keine, oder doch nicht erwähnenswerte Kenntnis des Griechischen gegeben hat. Zugleich hat er in Debattierklubs seine Suada und seine Fähigkeiten im Verteidigen einer These, an die er selbst nicht glaubt, resp. deren Tragweite durchaus über seinen jugendlichen Horizont geht, zu üben gesucht. Der praktischen Uebung beim Advokaten, die ihn auch in die äußeren Rechtsformen, die Kenntnis der Formulare u. s. w. einführt, folgt jetzt wohl meist ein zweijähriger Kursus auf einer Universität oder Rechtsschule, und der junge Rechtsgelehrte ist fertig fürs Geschäft. Studiert er nicht weiter, so bleibt er auf die Ausübung der einfachsten Rechtsgeschäfte, die zum Teil auch die Notare versehen, beschränkt; bildet er sich zum Berufspolitiker aus, so wird er als Jurist auch fast nie ein großes Licht. Diesen beiden Klassen gegenüber bilden die wenigen, welche in ihrem Staate, oder gar die einzelnen, die in einem größeren Teil der Republik einen Namen haben, nur eine verschwindende Minderheit. — Ich vergaß zu bemerken, was Du indes wohl weißt, daß das amerikanische Recht nur vom englischen entnommen ist, also Kenntnis des römischen Rechts und damit zugleich der lateinischen Sprache nicht erforderlich ist; davon sollen denn auch nur wenige etwas wissen. Habe ich doch einmal für einen katholischen jungen Advokaten, der aber mehr politischer Drahtzieher als sonst etwas ist, die wenigen in einer Rechtssache angezogenen Stellen des lateinisch geschriebenen kanonischen Rechts ins Englische übersetzen müssen.

Nach diesem wird es Dich nicht Wunder nehmen, wenn ich sage, daß weder Advokaten noch Richter in der Beurteilung von Rechtsfällen sich an den wahren Sinn und die wirkliche Absicht der Gesetze, sowie an ihr eigenes juristisch gebildetes Urteil halten; vielmehr sind precedents, d. h. früher entschiedene Fälle ähnlicher Art, falls solche sich auftreiben lassen, alles, worauf gesehen wird. Dazu kommt dann oft der Einfluß des kniffigeren Advokaten und der öffentlichen Meinung. Einzelne glänzende Ausnahmen von dieser Regel dienen nur dazu, sie zu befestigen. — Du wirst nun freilich nach Beispielen verlangen, welche die hiesigen Rechtsverhältnisse illustrieren; aber ich könnte, ohne sehr weitläufig zu werden, kaum klar machen, wie es kommt, daß z. B. das System der Geschworenen hier zum wahren Hohn geworden ist; wie es möglich ist, daß trotz des klaren Wortlauts der Konstitution an vielen Stellen die strengsten Sonntags-Ge-

setze bestehen; wie es kommt, daß selbst der höchste Gerichtshof der Vereinigten Staaten dafür hält, es könne der einzelne Staat einen ganzen Berufszweig, für den an den Bund gesteuert wird, zu einem ungesetzlichen stempeln u. s. w. u. s. w. — Willst Du über das „jury system“, die „blue laws“ und über Prohibition mehr hören, so muß das später einmal geschehen; heute habe ich wohl Deiner Geduld schon zuviel zugemutet.

V.

Fürst Bismarck soll vor einiger Zeit einmal geäußert haben, die Deutschen, welche einige Jahre in den Vereinigten Staaten gewesen wären, hätten sich ihre Sprache verdorben; ich glaube, er hat mit wenigen Ausnahmen recht, wenn man dabei auch nicht vergessen darf, daß dies um so leichter der Fall ist, als nur wenige der die Heimat verlassenden Deutschen ihrer Sprache überhaupt je mächtig waren. Unsere Sprache, so unendlich schön im Munde des Durchgebildeten, bietet leider so viele Schwierigkeiten, daß selbst in Deutschland die große Mehrzahl der Bevölkerung Fehler macht; was soll man hier erwarten, wo sie die zweite Sprache neben der englischen als der herrschenden ist? Nimm dazu die Mischung der verschiedenen Mundarten, das Platt- und Hochdeutsche durcheinander, das ganz von selbst kommende Einfügen englischer Wörter, und Du kannst Dir einen schwachen Begriff von dem hiesigen Deutsch machen. Natürlich verurteilen die Gebildeten das „Mixen“ und bestreben sich, es möglichst zu vermeiden; aber wie viele sind ihrer, und was ist der Lohn der Mühe, wo man weiß, daß schon die erste hier geborene Generation meist nicht mehr Deutsch liest und nur mit Deutschen, die dessen bedürfen oder es fordern, Deutsch spricht, während die jungen Leute unter sich das so unendlich viel bequemere Englisch gebrauchen? Man darf sich nicht wundern, wenn z. B aus englisch to like, plattdeutsch glîken, hochdeutsch g l e i c h e n (in der Bedeutung „leiden mögen“) gemacht wird; man kann es aber auch nicht tadeln, wenn statt „Trottoir“ das hier näherliegende **sidewalk** gebraucht wird, was die Klugen dann wieder durch „Seitenweg“ zurückübersetzen. Kaum brauche ich zu sagen, daß in den Schulen, selbst da, wo die Mehrzahl Kinder Deutscher sind, doch ausschließlich Englisch gesprochen wird; ich meine besonders auf dem Spielplatz, wo es sich die Kleinen, die oft schon in Deutschland im schulpflichtigen Alter gewesen, mit wunderbarer Schnelligkeit aneignen. Was unter solchen Umständen ein Unterricht im Deutschen von fünfmal 25—30 Minuten die Woche helfen kann, sagt sich jeder Vernünftige selbst. Indes hier bildet man sich ein, es werde damit das Deutschtum erhalten. Die Unmöglichkeit der Zweisprachigkeit einer durchweg so ungebildeten Bevölkerung, wie die hiesige deutsche, ist eine der vielen Wahrheiten, die man sich, ich möchte beinahe sagen absichtlich und wissentlich, verhehlt; in seiner Weise heuchelt der Deutsche hier gerade so gut, wie der Yankee in den Fragen des Trinkens und der Religion. Tritt einmal jemand auf, der den Deutschen den Standpunkt klar macht, so kann er sich gefaßt machen, ebenso, oder noch ärger, angegriffen zu werden wie z. B. Friedr. Kapp, dessen Buch, betitelt: „Geschichte der Deutschen im Staate Newyork bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts.“ (3. Aufl. Newyork 1869. Steiger) manche Stellen enthält, die mir wie aus der Seele geschrieben sind. Ich kann mir nicht versagen, einige Stellen daraus anzuführen; da heißt es S. 366: „Wo Bestandteile eines zivilisierten Volkes, sich selbst ausscheidend oder von diesem ausgestoßen, neue Wohnsitze unter einem zivilisierten Volke suchen, da werden und müssen sie sich als die an Zahl und Kraft Geringeren der bereits bestehenden Nationalität oder dem staatlichen Organismus unterordnen, — namentlich die Deutschen in den Vereinigten Staaten, welche im 18. Jahrhundert nicht an die Durchschnittsbildung der Amerikaner heranreichten.“

Ferner S. 369: „Nicht in der Absonderung von den amerikanischen Bildungselementen liegt das Heil der deutschen Einwanderung, nicht in phantastischen Träumen von einem in Amerika zu gründenden deutschen Staate, einer deutschen Utopia, kann sie gedeihen, nicht abseits vom Wege, sondern mitten im Leben und Streben ihrer amerikanischen Mitbürger ist ihr eine erfolgreiche und segenbringende Thätigkeit vorgezeichnet." Endlich S. 370: „Darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben: wer auswandert, der gibt sein Vaterland auf und es geht ihm verloren. Man kann so wenig zwei Vaterländer als zwei Väter haben. Also entweder Deutscher oder Amerikaner, der Deutschamerikaner ist nur ein Uebergang, der in der zweiten Generation verschwindet. Wer deutsch sein will, der bleibe entweder zu Hause oder kehre in die Heimat zurück, denn die Auswanderung ist für den einzelnen, welcher zu ihr greift, der nationale Tod." — Herr Kapp hat es vorgezogen, zurückzukehren; glücklich genug, wer das kann!

Natürlich kann ich hier nicht auf die Geschichte der Deutschen in den Vereinigten Staaten eingehen; nur eine Bemerkung muß ich machen. Die zuletzt eingewanderte Generation, d. h. die, auf welche der Krieg von 1870—71 und seine Errungenschaften schon gewirkt haben, spielt hier noch keine große Rolle; die besitzende sowohl als die verhältnismäßig gebildetste Klasse besteht aus „Achtundvierzigern". Bei denen fühlt man sich denn ungefähr so angemutet, als würde man um 30 Jahre zurückversetzt; ich wenigstens habe für das Deutschtum vieler solcher keine größere Sympathie und kein besseres Verständnis, als ich es in meiner engern Heimat (Holstein) für die nun wohl endgültig entschlafene Landespartei hatte, so ehrenwert auch manche ihrer Anhänger als Menschen sein mochten. Mit einem Worte, diese und andere Deutsche haben trotz einzelner Besuchsreisen im ganzen den Standpunkt beibehalten, den sie bei ihrer ersten Abreise aus Deutschland erreicht hatten. Von den großen Veränderungen infolge der Kriege von 1864, 66 und 70—71 haben sie keinen Begriff; und Du weißt, der jetzige Deutsche kann mit dem von 1848 nicht verglichen werden, wie weit er auch politisch noch hinter dem Engländer und Yankee zurück sein mag. Das ist mir hier erst so recht betrübend zum Bewußtsein gekommen, obwohl besagtes Stehenbleiben der Ausgewanderten sehr erklärlich ist, da sie nun einmal nicht mehr mit der eigenen, sondern mit einer fremden Nation fortleben. Wenn sie sich nur mehr die guten Seiten ihrer erwählten Mitbürger anzueignen verständen! Aber sie neigen, wie es scheint, mehr den schlechten zu, d. h. der politischen Drahtzieherei, dem Trinken an der „bar" mit obligatem „Treaten", dem Humbug und der bewußten wie unbewußten Heuchelei, soweit sie nicht durchaus indifferent sind. — Selbstverständlich beteiligen sich die Deutschen lebhaft an allen Vereinen, Klubs, Logen, Unterstützungs- und Krankenkassen, die alle ihre Bälle, Maskeraden und Picknicks veranstalten; pflegt man wohl zu sagen, daß in Deutschland jeder Erwachsene zwei bis drei Vereinen angehöre, so kann man diese Zahl hier ohne größere Uebertreibung verdreifachen: man treibt hier eben alles ins Extrem. Das Familienleben im deutschen Sinne wird dabei fast zerstört; speziell die jungen Leute von 18 bis 25 Jahren entfremdet man durch die vielen Versammlungen, die entweder im Wirtshause abgehalten werden, — oder doch in einem Hause, wo eine Wirtschaft ist — der Familie mehr und mehr.

Ich sehe dies besonders im Turnverein, wo folgendermaßen über die Woche verfügt wird: Sonntags Theater oder Kartenspiel und Billard (was übrigens auch sonst vor 8 und nach 9 oder 10 Uhr den Rest des Abends morden hilft), Montags und Donnerstags von 8—9½ ordnungsmäßiges Turnen, Dienstags fast immer Versammlung, Freitags von 8—10 Gesangabend, Mittwochs und Sonnabends gewöhnlich Komiteesitzungen oder sonstige Zusammenkünfte. Bleibt mal ein Abend frei, so führt die liebe Angewöhnung manche der jungen Leute doch in die Kneipe des Vereins, es sei denn, daß sie sich zur Abwechslung wo anders ihr Glas Bier kaufen. Ihre Lektüre besteht, nebenbei bemerkt, großenteils aus Romanen, ohne Rücksicht auf deren innern Wert, sagte mir doch noch neulich ein Herr, daß manches aus der Bibliothek nach

Einsehung des Katalogs mit den Worten entnommen würde: „Das hab' ich noch nicht gelesen, her damit!“ — Ob es nun überall so trübe aussieht wie hier, ist keineswegs gewiß; doch aber will es mir scheinen, als wenn im allgemeinen die Worte der Konstitution des großen nordamerikanischen Turnerbundes, wonach „Verbreitung von Bildung und Pflege der Sittlichkeit die einzigen Mittel zur gründlichen Reform auf sozialem, politischem und religiösem Gebiet sind“, als toter Buchstabe angesehen werden müssen. Erwähnte Konstitution („Platform“) des über 20 000 Mitglieder zählenden Bundes ist überhaupt ein Muster von staatsmännischer Weisheit und logischer Klarheit; höre nur folgende Stelle: „Die Souveränität des Volkes ist unveräußerlich und kann so wenig im legislativen wie im exekutiven Gebiet auf seine Repräsentanten und Beamten übergehen. — Wie alles für das Volk, so soll auch alles durch das Volk geschehen. Deshalb hat sich dasselbe die beständige und direkte Abhängigkeit und Verantwortlichkeit derer zu sichern, welche es mit der Wahrnehmung seiner Interessen betraut. — Senat wie Präsidentschaft, beides Kopien monarchischer Einrichtungen, sind als undemokratisch und unrepublikanisch abzuschaffen. — Abschaffung aller indirekten Steuern. — Abkürzung der Arbeitszeit zur Besserung der sozialen Mißstände; Schutz der Arbeit gegen Ausbeutung und Sicherung ihres wirklichen Ertrages.“ — Wenn es, wie im folgenden gesagt wird, keine Verletzung des Programms ist, daß die Turner, so lange keine praktische Organisation zur Erreichung der angestrebten Ziele stattgefunden hat, sich individuell nach der ihnen zusagenden Richtung am politischen Volksleben beteiligen, so weiß ich wirklich nicht was es dann ist. Denn wenn, wie gewöhnlich, ein Teil der Mitglieder zu den Demokraten, ein Teil zu den Republikanern schwört, die beide dem angedeuteten Programm kraß gegenüberstehen, was hat solche politische Thätigkeit für einen Zweck? Die Wahrheit ist, man will in politischer Weisheit machen und doch kein offenpolitischer Verein sein, was ein Unding ist.

In den einzelnen Vereinen liegt die Sache oft so, daß einige wenige Personen den Verein regieren, während die Masse der Mitglieder urteilsloses Stimmvieh ist; und dies tritt um so sicherer — und allerdings auch mit vielem Rechte — ein, je größer das Vereinsvermögen wird, zu dessen Verwaltung ja doch nur wenige befähigt sind. Wenn z. B. ein Verein ein Theater, eine Kneipe und große Vereinsräume auf einem wertvollen Grundstück besitzt, wie es in Chicago, Davenport ꝛc. vorkommt, so muß der Geschäftsgang schon ein „undemokratischer und republikanischer“ sein, denn sonst wäre man bald vorm Konkurs.

Ich habe so lange bei dem Turnerbund verweilt, weil er als der Hauptvertreter des Deutschtums der Oeffentlichkeit gegenüber angesehen werden muß und sich an ihn und seine Veranstaltungen das übrige deutsche Publikum, soweit es nicht streng kirchlich ist, vieler Orten anschließt. Besondre Erwähnung verdienen noch die im Turnerbund vertretenen Radikalen aller Schattierungen; ich sage aller Schattierungen, ist doch sogar einer der in Chicago zum Tode verurteilten Anarchisten Mitglied eines Turnvereins. Der Urtypus der deutschen „Radikalen auf dem Papier“ ist der vor wenigen Jahren verstorbene Karl Heinzen, ein deutscher Malkontenter, der seine Verbissenheit, die freilich die Folge unglücklicher Verhältnisse und Schicksale gewesen sein mögen, hierher mitbrachte und sie behielt; seine Schriften können daher auf die meist halbgebildeten oder ganz ungebildeten Leser nur nachteilig wirken, und zwar in drei Beziehungen: 1) geben oder nähren sie falsche Vorstellungen von Deutschland und seiner Regierung, — man hat ihn und seinesgleichen wohl als „Förschtenkiller“ bezeichnet —; 2) erregen sie Unzufriedenheit ohne Zweck und Sinn, da die große Menge der Ausgewanderten es hier besser hat als drüben, wenigstens was die Möglichkeit des Verdienens betrifft; und 3) erschweren sie durch ihren Ton und ihre unsinnig extreme Richtung die soziale Vermischung eines Teils des deutschen Elements mit dem angloamerikanischen. Hier kann meiner Meinung nach der Einsichtige nur wünschen und erstreben, daß aus dem Völkergemische von Yankees, Engländern, Deutschen, Skandinaviern, Iren, Polen und Negern

sobald als möglich eine wirklich in sich geeinte Nation werde, denn dies, und nicht partikularistisch angehauchte Deutschtümelei und Kraftmeierei, ist der erste Schritt zur Reform des politischen Schwindels und der öffentlichen wie privaten Unmoral.

Hiermit breche ich für diesmal ab; auf die unleugbaren Verdienste vieler Deutschen um den Nationalwohlstand, um alle möglichen Gewerbe und Wissenschaften, besonders auch um die Musik, oder auf die deutschamerikanische Litteratur könnte ich ohne große Ausführlichkeit hier nicht eingehen. Doch kann ich darauf in einem besondern Briefe zurückkommen, gesetzt es gefällt Dir, mehr über das hiesige Deutschtum zu hören.

Die Venus von Melos und Mars Ultor.

Von

Dr. Otto Adalbert Hoffmann in Metz.

Die drei hauptsächlichsten Vorschläge, die zur Ergänzung der Venus von Melos gemacht worden sind, ergeben den Apfel des Paris (Clarac), den Schild des Ares (Millingon) und die Gruppierung mit Ares selbst (Quatre mère de Quincy).

Die erste Annahme dürfte als abgethan zu betrachten sein; abgesehen von anderen Unzuträglichkeiten ist es widersinnig, zu glauben, der Künstler habe um dieses leichten Apfels willen die ganze Figur so außerordentlich wuchtig aufgestellt, wie es hier geschehen ist. Zudem würde derselbe Fehler hier begangen werden, den man dem Schöpfer des Apollo Vaticanus zugemutet hat: die Venus würde das Attribut, das der ganzen Situation zu Grunde liegt, in der linken Hand gehalten haben. Das ist unmöglich. Man kann dem Bildhauer alles zumuten, nur keine derartigen elementaren Unmöglichkeiten. Wir werden in einem kurzen Nachtrag die Unhaltbarkeit dieser Theorie näher beleuchten.

Die zweite Hypothese ist ungleich gefälliger; sie nimmt an, daß die Göttin sich in dem blanken Schilde des Mars spiegele, und stützt sich auf ähnliche Kompositionen, die im Altertum erwähnt werden (Paus. II, 5, 1. C. I. 2239; Apollon. Rhod. Argon. I, 742 ff.). Aber auch sie führt zu solchen Rätseln und Unzuträglichkeiten, daß sie nicht endgültig haltbar erscheint. Vor allem trifft der Blick der Göttin den Schild gar nicht, selbst wenn man ihn noch so hoch hinaufreichend denkt. Nehmen wir an, daß die linke Hand den oberen Schildrand hielt, während die andere den unteren Rand umgriff und dem linken Oberschenkel die Last des Schildes stützen half, so würde die Sehlinie der Statue sicher über den obersten Schildrand hinausgehen. Jeder, der vor dem Original oder einer besseren Kopie gestanden hat, wird das eine bestätigen, daß die Sehlinie der Venus mindestens eine wagerechte ist, ja daß sie eher etwas nach oben ausreicht.

Die andere Annahme aber, daß die Göttin den Schild nicht auf das linke Knie stützte, sondern der Sehachse entsprechend in die Höhe hielt, läßt sich mit den anatomischen Befunden der Armstumpfe, insonderheit des rechten Armstumpfes, nicht vereinigen und ist schon deshalb unhaltbar. Zudem würde die Glanzpartie der ganzen Statue, Kopf und Oberkörper, für einen nur halbwegs nach vorn stehenden Beschauer verschwinden — als spiele die Göttin hinter ihrem Schilde Versteckеn. In der That ist es auch niemand bisher eingefallen, eine derartige Restauration zu befürworten.

Hauptsächlich aber spricht gegen die Annahme einer Bespiegelung in dem Schilde des Ares der Gesichtsausdruck.

Es ist schlechthin undenkbar, daß eine sich bespiegelnde Venus diese Züge getragen habe. Der Streit über die Statue verliert sich in die größten Einzelheiten; aber über zwei Punkte sind sich alle Gegner einig: über die vollständige, ernste Ruhe der Gesichtszüge, „die man eher kalt und stolz nennen könnte"*), und über die staunenswerte Vollkommenheit der Technik, die sich in der Ausführung des Körpers bezeugt. E. v. d. Launitz sagt bekanntlich des letzten Punktes: „Hier ist die Behandlung, und was noch mehr ist, die Idee des Fleisches wohl das Vollkommenste, was wir in dieser Hinsicht an weiblichen Figuren kennen, denn das Fleisch der Venus von Milo ist von der Art, auf welche der homerische Ausdruck, „es blüht in ewiger Jugend" vollkommen anwendbar ist." Und Clarac, der Konservator des Louvre, äußerte bereits in den zwanziger Jahren über sie: „Aucune création de la sculpture n'a plus de vie et n'offre avec autant de vérité une imitation plus parfaite de la nature féminine la plus élevée dans toute la beauté et la pureté de ses formes." Wenn daher das Antlitz dieser Statue einen über jeden Zweifel feststehenden ernsten, gemessenen Ausdruck aufweist, so ist die Annahme einer Toilettenscene — der moderne Ausdruck bezeichnet den Kern der Sache ganz treffend — vollständig ausgeschlossen.

Ein Künstler von dieser Meisterschaft, von diesem hervorragenden Können hat Handlung und Gesichtsausdruck unmöglich in einen derartig schroffen Gegensatz bringen können.

Ja wenn die Göttin den Schild eines gefallenen Sohnes oder Freundes betrachtete, ohne sich darin zu bespiegeln, so wäre das Ganze eher verständlich; das ist aber nicht anzunehmen. Und dann bliebe immer noch der Haupteinwurf, daß ihr Blick den Schild gar nicht trifft.

Es kann überhaupt nicht nachdrücklich genug betont werden, daß die Erklärung eines von so hervorragendem Können zeugenden Werkes, wie der Venus von Melos, von den vorhandenen sicheren Anhaltspunkten auszugehen hat. Dazu gehört aber bei unsrer Statue der Gesichtsausdruck in erster Linie; er ist für die Erklärung dieses Venusbildes fast wichtiger, als der anatomische Befund, denn dieser — wir meinen die Arme vornehmlich — läßt verschiedene Auffassungen zu; über den Ausdruck der Gesichtszüge herrscht fast einhellige Uebereinstimmung. Dem Künstler, der diesen Gesichtsausdruck wollte, hat das leichte, heitere Motiv einer Bespiegelung fern gelegen.

Das führt uns zu dem dritten Ergänzungsversuch, der Gruppierung der Göttin mit Ares. Quatre-mère de Quincy ist der erste gewesen, der die Ansicht vertrat, daß die Venus nicht als Einzelbild aufzufassen sei, sondern daß sie mit Ares zu einer Gruppe gehört habe, dem sie die linke Hand auf die Schulter oder um den Nacken legt, während die Rechte die linke Hand des Kriegsgottes ergreift oder hält.

Nach unsrer Ueberzeugung hat der französische Kunstkenner damit die einzig richtige Erklärung gegeben, die — man kann sagen — fast alles für und nichts von Belang gegen sich hat. Die Gründe dafür sind folgende.

Erstens weist eine Anzahl erhaltener ähnlicher Bildwerke von vorn herein auf eine derartige Gruppierung auch unserer Venus mit Mars hin. Dieselben, erhalten in den Museen von Florenz (Denkm. d. a. Kunst II, 290), des Capitol (Clarac, Mus. d. sculpt. pl. 634. Nr. 1428), des Louvre (Nr. 272. Clarac ib. 326, 1331), des Vatican (Mus. Chiaramonti Nr. 627), der Villa Borghese (6. Camera), sind zweifelsohne echt antik und geben unsre Statue, mit unbedeutenden Abweichungen in Stellung und Gewandung, mit einer männlichen Figur gruppiert wieder, der das Motiv eines Ares unverkennbar zu Grunde liegt, wenn es auch, wie die Venus selbst, hier und da für Portraitzwecke modifiziert worden ist. Die Aehnlichkeit der weiblichen Figur in jenen Gruppen mit unsrer Venus von Melos ist aber eine so in die Augen springende,

*) Overbeck, Gesch. d. griech. Plast. II, S. 327.

daß schon diese Wiederholungen förmlich dazu drängen, die Möglichkeit einer Rekonstruktion unsrer Statue mit Ares zusammen eingehend zu prüfen.

Diese Möglichkeit wird aber zur fast völligen Gewißheit durch folgende äußeren und inneren Umstände und Erwägungen.

Die Untersuchungen der Basis haben ergeben, daß dieselbe in ihrer heutigen Form auf moderne Ergänzung — durch Absägen, Zusetzen u. s. w. — zurückzuführen ist, daß sich also aus dem Verlauf ihrer Kanten auf ihre ursprüngliche Form und Größe keinerlei Schlüsse ziehen lassen. Eins aber ist sicher, daß auf dem linken, jetzt verlorenen antiken Stücke der Basis vor der Göttin etwa mit der Figur nicht unmittelbar Zusammenhängendes eingezapft gewesen war, daß also unmittelbar vor oder neben der Göttin nach rechts zu ein Körper gestanden haben muß, dessen Dimensionen — nach dem oblongen Zapfeneinlaß in der Basis zu schließen — ziemlich beträchtliche gewesen sein müssen.*)

Die Analogie spricht also für eine Gruppe; der Befund der Basis weist ebenfalls auf eine solche hin. Aber das würde, so überzeugungsfähig die angeführten Indizien auch sind, noch nicht erschöpfend sein, wenn nicht Form und Inhalt des Bildwerkes selbst so auffallend gut mit der Idee des Ganzen harmonierten.

Betrachten wir zuerst die äußeren Momente, das heißt die Haltung des Körpers und der einzelnen Gliedmaßen, so fällt vor allem die festgestützte Haltung auf, mit der sich die Göttin, um den trivialen Ausdruck zu gebrauchen, „in Positur setzt.“ Diese Haltung setzt mit Notwendigkeit ein festes An- oder Aufliegen mindestens eines Armes voraus. Daß aber beide Arme nach vorn gestreckt waren, ist gleichfalls unzweifelhaft sicher und zwar kann sich der rechte Arm nur mäßig nach vorwärts bewegt haben, sodaß kaum vielmehr als die untere Hälfte vor den Körper herausgetreten sein kann, da der Oberarm eng an die Hüfte anschließt, ohne für den rechts stehenden Beschauer die voll entwickelte Brust ganz zu verdecken. Die rechte Hand der Göttin kann also nur etwas gehalten haben, was sich ungefähr in halber Körperhöhe gegenüber oder zur Seite befand. Anders der linke Arm. Aus dem halb erhaltenen Achselstück und den entsprechenden Rückenpartieen geht soviel hervor, daß dieser Arm höher als wagerecht lag, und es haben sich Anatomen von Fach auch in diesem Sinne über den Gegenstand ausgesprochen.**) Wie hoch der Arm erhoben war, wird sich kaum bis auf den einzelnen Grad bestimmen lassen; aber soviel ist sicher, daß die Neigung keine sehr bedeutende gewesen sein kann. (Es läßt sich dies einzig und allein angesichts einer guten Kopie nachweisen; alles Demonstrieren auf dem Papier ist da überflüssige Mühe.)

Was folgt hieraus? Daß beide Hände falls sie an derselben Handlung beteiligt waren, was zweifelsohne der Fall gewesen ist, sich räumlich weit getrennt befanden, daß also z. B. ein Schild, von der hoch erhobenen Linken und der tief gehaltenen Rechten gefaßt, von kolossalen und künstlerisch kaum verwendbaren Dimensionen gewesen sein müßte. Schon dieser Umstand spricht gegen die Schild-Theorie. Welche öde steife Fläche würde ein derartiger Blankschild vor den weichen, runden Formen der Statue dargestellt haben! Wir können nur wiederholen: die Göttin würde hinter ihrem Schilde gradezu Verstecken spielen. Wittig hat sich freilich in seiner Rekonstruktion***) die Sache recht bequem gemacht; gewiß hat er damit ein ganz gefälliges Bildnis einer schildhaltenden Venus geschaffen; aber diesen Schild sieht die Göttin gar nicht an, sondern sie sieht über ihn hinweg; und der linke Arm ist dem Schilde zu Liebe und der Anatomie zum Leide herabgedrückt. Das ist der Arm der Venus von Melos nicht. Mit dem Gesichtsausdruck aber hat der Restaurator gar nichts anzufangen gewußt; das Auge der Göttin schaut mit derselben kalten Hoheit über ihren Schild hinaus in die blaue Luft, wie an dem stolzen Original selbst.

*) Die damals erhaltene Basis ist 1821 von dem Maler Debay gezeichnet worden.

**) C. Hasse, „Die Venus von Milo“. Breslau 1880.

***) Langl, „Griech. Götter- und Heldengestalten“ S. 59.

Betrachten wir dagegen die Göttin im Verein mit Mars, so ergibt sich die ungezwungenste Gruppe, die man sich vorstellen kann, und die einzelnen Momente reihen sich wie Glieder derselben Kette zwanglos aneinander. Gehen wir etwas näher auf die Sache ein.

Mars muß, wie das aus der Behandlung der Körper- und Gewand-Partien der Statue und aus den oben erwähnten Repliken hervorgeht, etwas nach der linken Seite der Göttin gestanden haben, so zwar, daß er dem rechts stehenden Beschauer nicht etwa den Rücken, sondern etwa die halbe Front zukehrte, ähnlich wie die Venus selbst. Sein linkes Bein hat aller Wahrscheinlichkeit nach die Vorderteile des linken Unterschenkels der Venus verdeckt, da die Ausführung der Gewandung hier schon eine sichtlich kargere ist, als am rechten Bein und auch am Oberschenkel des linken Beines. Der rechte Fuß des Mars stand dagegen hinter dem linken Bein der Venus auf; denn dieses ist auf seiner Außenseite so auffallend oberflächlich in seiner Gewandung ausgeführt, die Drapierung ist hier gegenüber der rechtsseitigen so allgemein behandelt und gewissermaßen nur in den gröbsten Umrissen angedeutet, daß man mit Notwendigkeit auf eine Maskierung von dieser Seite schließen muß. — Die rechte Hand der Göttin ruhte fest und sicher in der Linken des Kriegsgottes; das geht aus der ganzen, festgegründeten und dabei etwas nach rechts neigenden Stellung des Körpers hervor. Auch wir pflegen, wenn wir jemand recht herzhaft die Hand drücken, genau die nämliche Haltung einzunehmen, d. h. wir setzen — je nach der vorgestreckten Hand — den linken oder rechten Fuß vor, um dem Körper gewissermassen größeren Halt zu geben, und werfen uns damit in die linke oder rechte Hüfte. Diese Stellung ist so durchaus der Wirklichkeit abgelauscht, so vollkommen naturgetreu, daß ich sie für einen der Hauptvorzüge dieses Bildwerkes erklären möchte. Stolzes Vertrauen und herzliche Hingabe sprechen sich allein schon in dieser Haltung aus.

Das Vorsetzen des linken Fußes würde an und für sich gar wohl zu der Annahme eines auf den Oberschenkel gestützten Schildes passen: aber damit sind auch die Möglichkeitsbeweise für diese Auffassung erschöpft; Richtung des Blickes, Ausdruck der Züge und Ergänzung des linken Armstumpfes widersprechen ihr auf das Allerentschiedenste. Dieselben Momente kommen dagegen unsrer Auffassung auf das Glücklichste entgegen.

Der Blick hält sich etwas höher als wagerecht, genau so hoch, um einer davorstehenden männlichen Gestalt voll ins Antlitz zu fallen; er gibt uns zugleich den sichersten Anhalt, wo wir uns das Haupt des Mars zu denken haben: etwas mehr zur Linken der Göttin vor derselben. Was die Richtung der Sehachse anbelangt, so schließt die weite Oeffnung der Augenlieder ein Abwärtsblicken vollständig aus. Andrerseits muß bemerkt werden, daß der Blick auch nichts Träumerisches hat, daß also ein Versunkensein und ins Blaue Sehen eben so wenig annehmbar ist, wie dies auch aus den bewegten Linien des Mundes hervorgeht.

Ueber den linken Armstumpf haben wir oben schon gesprochen; die ganze erhobene Haltung der linken Körperhälfte, die deutlich wahrnehmbare Erhebung des Achselansatzes, und die Struktur der rückseitigen Muskelpartien weisen darauf hin, daß dieser Arm höher als wagerecht lag, und doch nicht so hoch, daß man von einem „erhobenen Arme" sprechen konnte. Wie leicht und gefällig, wie durchaus natürlich legt sich daher der Arm der Göttin auf die Schulter des etwas größeren Kriegsgottes, oder schmiegt sich um seinen Nacken nach seiner linken Schulter herüber. Da ist nichts Steifes und Gesuchtes, nichts Gezwungenes und Ungewöhnliches; jeder unbefangene Beurteiler wird zugeben: das muß so sein. Während der Körper der Göttin sich nach links hin heben muß, damit der Arm den etwas höheren Nacken des Mars umschlingen kann, muß er naturgemäß eine Gegenstütze nach rechts suchen; deshalb wirft er sich energisch in die rechte Hüfte, wie dies deutlich an der Statue hervortritt; und deshalb greift die Rechte fest nach unten, nach der sich ihr entgegenstreckenden Linken des Mars. Es ist, wie

wir oben sagten: die Rekonstruktion dieser Venus mit Mars hat fast alles für und nichts gegen sich; ihre Idee hat vor allen andern Ergänzungsversuchen den Vorzug der denkbar größten Natürlichkeit und Einfachheit, es sei denn, daß man den Gesichtsausdruck als nicht zur Situation passend verwerfe, wie wir dies gegenüber der Schildtheorie gleichfalls geltend gemacht haben. Und in der That ist dieses Moment der letzte Schlußstein, der unserer Beweisführung noch fehlt; wir hoffen jedoch denselben ebenfalls beizubringen und einzufügen.

Ehe wir jedoch zu diesem Haupt- und eigentlichen Ausgangspunkte unserer Betrachtungen übergehen, verdient eine andere Frage in Erwägung gezogen zu werden; es ist dies die Frage nach der Gewandung der Göttin und deren Motivierung.

Man hat, wie genugsam bekannt, die Halbnacktheit der Göttin als ein Zeichen dafür ausgelegt, daß es dem Künstler mehr darauf ankam, durch Enthüllung der körperlichen Reize „Effekt" zu erzielen, als die Hoheit des Göttlichen der Situation entsprechend zum harmonischen Ausdruck zu bringen. Da die Szene aber dem Gesamteindruck zufolge als eine ruhig-ernste zu betrachten sei, so habe der Bildner durch das Entblößen des Oberkörpers zu Gunsten des Effektes die Traditionen des klassischen Stiles außer Acht gesetzt; es könne daher die Entstehungszeit der Statue nur in ziemlich später Kunstepoche angesetzt werden, vielleicht erst zu Römerzeiten.

Auch wir sind der Ansicht, daß dieses Marmorbild römisch-griechischen Ursprungs ist, daß die Gruppe nicht Aphrodite und Ares, sondern Venus und Mars vorstellte; wir schließen dies aber nicht aus den oben gehörten Gründen, und vor allem glauben wir den Künstler gegen den Vorwurf bloßer Effekthascherei auf das Entschiedenste in Schutz nehmen zu müssen. Wenn diese Venus mit einem Mars zusammenstand, so ist dieser letztere ohne Frage in der herkömmlichen Form dargestellt gewesen, das heißt nackt und nur das Haupt vielleicht mit dem Helme bedeckt, die Hüfte mit dem Schwert umgürtet. Das würde, auch wenn es in den Repliken nicht bestätigt wäre, von vornherein anzunehmen sein. Neben einem solchen nackten Mars wäre sowohl eine bewandete, wie eine völlig nackte Venus, die diese Gesichtszüge trägt, schlechterdings unmöglich gewesen. Das erste hätte eine Disharmonie beider Figuren ergeben, einen unschön wirkenden Kontrast zwischen langer Gewandung der einen und völliger Nacktheit der anderen; das zweite, dem nackten Mars eine nackte Venus zu gesellen, verbot sich aus Gründen des Dekorum. Diese Venus mit ihren ruhigen, keuschen Zügen war vom Künstler nicht dazu bestimmt, eine Rolle in einer Liebesszene mit Mars zu spielen. Gleichwohl hätte jeder Beschauer — bei den allbekannten sprüchwörtlichen Beziehungen der beiden Gottheiten zu einander — beim Anblick dieser beiden nackten Gestalten unfehlbar auf irgend eine erotische Szene geraten. Es war also nicht „Willkür", wenn der Bildner feinsinnig den Mittelweg einschlug und eine Göttin in keuscher Schöne und Hoheit halbnackt darstellte, sondern nach unserer Ansicht unabweisliche Pflicht. Erwägungen wie die eben angeführten sind so natürliche und offen zu Tage liegende, daß sich ihnen auch ein Scopas oder Praxiteles schwerlich entzogen haben würde, um so weniger, als gerade die herrlichen nackten Formen der Aphrodite so charakteristisch sind, und somit wesentlich das Verständnis der sonst attributlosen weiblichen Figur erleichtern mußten. Man hätte ja den Mars vielleicht für Achilleus und die weibliche Figur für die Briseis oder sonst wen halten können; daß derartige Zweifel sehr leicht möglich waren, beweisen die vagen Benennungen verschiedener Repliken, die thatsächlich den Achill anführen. Oder wer hätte in Rom in einer vollbewandeten weiblichen Begleiterin des Mars ohne sonstige Kennzeichen nicht auch etwa die Rhea Silvia erkennen können? Wir brauchen also den Grund für die Halbnacktheit der Göttin noch lange nicht in der Willkür und Effekthascherei des Künstlers zu suchen, und man sollte mit ähnlichen absprechenden Urteilen doch recht vorsichtig sein, besonders wenn es sich um Meisterwerke wie dieses handelt. Es ist wohl möglich, daß Alkamenes die Göttin ganzbewandet neben Ares gestellt hätte; es

ist aber eben so wahrscheinlich, daß Praxiteles den vermittelnden Weg eingeschlagen haben würde, wie unser Künstler es feinsinnig gethan hat.

Mit dieser Gewandfrage hängt aber die Stellung der ganzen Figur aufs engste zusammen. Wie bereits von anderer Seite bemerkt worden ist, scheint der Chiton, so wie er drapiert ist, an sich keinen allzufesten Halt zu haben, der ihn am Heruntergleiten hinderte. Es kam daher dem Bildner das Vorsetzen des linken Beines, das er schon an und für sich für die Situation brauchte, wie wir oben ausführten, vortrefflich zu statten. Ich kann darin nichts Gezwungenes entdecken. Da besonders der Künstler, um die Hebung der linken Körperhälfte der Venus weniger schroff erscheinen zu lassen, den Fuß der Göttin in unauffälliger Weise, jedenfalls durch einen einfach verlaufenden Bodenwulst, gestützt hat, so hat er in ebenso natürlicher wie geschmackvoller Weise die — vielleicht unbegründete — Befürchtung zerstreut, das Gewand könne herabgleiten. Wer will denn übrigens nachweisen, daß das letztere nicht dennoch durch einen unter der Faltenwulstung befestigten Gürtel gehalten wird? Ueber die Bauchpartieen konnte der Künstler den Chiton wohl nicht gut heraufziehen, ohne das herrliche Ebenmaß und Gleichgewicht zwischen Nacktem und Bewandetem zu zerstören, und er ist uns keine Rechenschaft darüber schuldig, warum er sich keines offen erkennbaren Gewandhalters bediente. Das sind nach unsrer Ansicht kleinliche Bedenken und Vorwürfe, mit denen man den Künstler — auch einen Künstler Praxitelischen Meißels — nicht in Verlegenheit setzt.

Das Gewand muß der Harmonie und anderer Hauptgründe wegen um die Körpermitte gehalten werden; so versuche man doch eine einfachere und bessere Lösung, als die der antike Künstler gegeben!

Und doch sind wir, trotz der Vorbehalte, mit denen wir für das Recht und die Idee des Künstlers eintraten, ganz entschieden der Meinung, daß diese Venus von Melos römischer Zeit angehört.

Wir haben gesehen, daß weder vom Standpunkte des unbefangenen Beschauers, noch von künstlerischem Gesichtspunkte aus irgend ein Einwand gegen die Gruppierung dieser Venus mit Mars stichhaltig gewesen ist, daß sich vielmehr alle Momente auf das Passendste vereinigen, um die Wahrscheinlichkeit einer solchen Gruppierung nahe zu legen, eine Wahrscheinlichkeit, die durch die erhaltenen Repliken und die Spuren auf der Basis fast zur Gewißheit wird. Aber ein Rätsel ist bisher ungelöst geblieben, das ist der Gesichtsausdruck.

Daß die Venus einem vor ihr stehenden Mars unmittelbar ins Auge sehen würde, haben wir schon oben festgestellt. Mit gleichem Nachdruck glaubten wir verlangen zu müssen, daß der Ausdruck der Züge als ein Hauptausgangspunkt für die Erklärung des Bildwerkes betrachtet werde, und betonten, daß er in seiner ernsten Hoheit zu der Annahme einer Spiegelszene ganz und gar nicht passe. Sollten nun diese Züge einer Venus besser angehören können, die ihrem erklärten Verehrer, dem Mars, gesellt stand und ihm ins Auge sah? Gewiß nicht, wenn wir an die landläufigen Gruppierungen dieser beiden Göttergestalten, wenn wir an eine Liebesszene denken, und sei diese noch so dezent dargestellt gewesen. In diesem Falle wäre unsre Venus sicher ganz unbekleidet gewesen, und ihre Züge hätten bei des Künstlers meisterhaftem Können schon denjenigen Grad von Liebreiz zur Schau getragen, der den Beschauer entzückt und dabei doch für ein Tempelbild das gebührende Maß bewahrt hätte. Das dürfen wir einem Alexandros von Antiocheia, oder wie er nun geheißen haben mag, unbedenklich zutrauen. Wenn er also einen augenfällig ernsten Zug in dieses klassisch schöne Antlitz gelegt hat, so hat er dies in vollster Absicht gethan. Der Künstler — das ist nach unserem sicheren Dafürhalten der Angelpunkt der ganzen Untersuchung — hat dieses Venusbild für eine ernste, feierliche Situation geschaffen. An welche könnten wir dabei denken?

Eine kurze Notiz aus klassisch-römischer Zeit gibt hierauf den glücklichsten Bescheid

und erspart es uns, den gesamten Olymp nach einer auch nur annähernd so zutreffenden Lösung zu durchraten. Es ist die Stelle in den Tristien Ovids (II, 296):

„venerit in templum magni, tua munera, Martis:
stat Venus Ultori iuncta vir(o) ante foras".

Die Worte beweisen, daß in dem glänzenden Tempel des Mars Ultor, den Augustus während des Rachekrieges gegen die Mörder Cäsars gelobt und im Jahre 2 eingeweiht hatte, der Kriegsgott in seiner Eigenschaft als Rächer zu einer Gruppe mit Venus, der Stammmutter des Julischen Geschlechtes, vereinigt war*). Müßig ist hierbei die Frage nach der Lesart der Stelle: ob man nämlich „viro" liest und demgemäß annimmt, daß die Gruppe etwa vor den Thürflügeln der Cella gestanden habe, oder ob man mit Haupt „vir" statt viro annimmt, und damit die Gruppe des Mars und der Venus in die Cella selbst, den Vulcan aber — als unter „vir" verständlich — vor die Thür versetzt. Ungezwungener und wahrscheinlicher dürfte jedenfalls die erste Lesart sein.

Zu einem Mars Ultor stimmt aber der Ausdruck in den Zügen unserer Venus auf das Vortrefflichste, und erscheint wie eigens dazu erschaffen.

Gehen wir zuerst auf die Idee etwas ein, welche die Gruppe zu verkörpern hatte, so müssen wir sie zu dem Glücklichsten rechnen, was politische Berechnung im Verein mit der Kunst und Familientradition der Cäsaren geschaffen hat. Zum Gedächtnis an die bei Philippi gesühnte Schuld der Ermordung Cäsars läßt der Erbe des Namens und der Herrschaft den Stammherrn des Römervolkes, den Kriegsgott selbst, in herrlicher Gruppe mit der hohen Ahnfrau seines eigenen Geschlechtes im Tempel des Mars Ultor aufstellen. Dankbar und feierlich drückt die Göttin dem Mars die Hand, während ihre Linke sich hingebend auf seine Schulter legt. Auf diese letztere Geste möchten wir besonders aufmerksam machen; sie ist durchaus natürlich. Wenn wir Jemandem recht herzlich unseren Dank äußern wollen, besonders den Dank für eine Großthat, so pflegen wir ihm, während wir ihm mit der Rechten die Hand herzhaft drücken, die Linke anerkennend auf die Schulter zu legen, mit oder ohne die Worte etwa: „das war brav gehandelt!"

Diesen und keinen andern Gedanken will die Venus von Melos in Haltung und Gebärde zum Ausdruck bringen. Das Antlitz ist nicht strahlend, sondern voll ruhiger, stolzer Befriedigung; es zieht dabei noch ein leiser Zug des Schmerzes durch die herrlichen Züge, der sich besonders in den unmerklich herabgezogenen Mundwinkeln ausspricht, und den man am deutlichsten wahrnimmt, wenn man das Gesicht unter grelle Beleuchtung setzt. Dieser Ausdruck entspricht der Idee des Ganzen auf das Vollkommenste. Er bietet ein eigenartiges Gemisch von stolzer Befriedigung und leisem Weh, wie es dem Antlitz der Göttin und Mutter entsprechen muß, welche vor dem Rächer ihres ermordeten Sohnes steht. Der Schmerz ist das Leitmotiv, das in solchem Moment das Herz einer Mutter durchziehen und sich im Antlitz widerspiegeln muß, und er ist in unsrer Statue in meisterhafter Weise zugleich mit dem Gefühl gerechter Befriedigung über die vollzogene Sühne zum Ausdruck gebracht worden.

Es ist allbekannt, welche Vorliebe Cäsar jederzeit gerade für die Venus, die göttliche Ahnfrau des julischen Geschlechtes, zur Schau getragen hat. Es ist daher als ein außerordentlich glücklicher Gedanke zu bezeichnen, diese Göttin mit dem Stammvater des gesamten Volkes in gemeinsamer Liebe und Trauer um „den besten ihrer Söhne" zu vereinigen. Die Göttin erscheint daher in erster Linie als tiefbekümmerte Mutter, und das Nachzittern dieses Mutterschmerzes, sein allmähliches Aufgehen in dem Siegesbewußtsein befriedigten Sühneverlangens verleiht dem Antlitz unserer Venus

*) Otto Jahn (Sächs. Ber. 1861, S. 126) führt zwar die Stelle an, schließt aber nur auf eine beliebige Liebesszene, die im Tempel des Mars Ultor aufgestellt war, und läßt daher den Schwerpunkt außer acht.

das eigenartige, von allen anderen Venusdarstellungen so auffallend verschiedene Gepräge, über das man sich so viel vergeblich den Kopf zerbrochen hat.

Uebrigens ist es bemerkenswert, daß jener Zug sanften Leides, der im Antlitz der Venus von Melos in den Mundwinkeln nachspielt, in etwas deutlicherer Form an der Replik der „Venus von Arles“ zutage tritt; von ihr sagt Langl („Griech. Götter- und Heldengestalten“ S. 62): „Von hoher Schönheit ist namentlich das von leiser Wehmut angehauchte Antlitz der Göttin, welches in seinem seelischen Ausdrucke seines Gleichen sucht.“

Wie haben wir uns nun den Mars selbst zu denken?

Wir stellten oben bereits die Vermutung auf, daß er nackt, vielleicht nur mit dem Helm auf dem Haupte und höchstens mit kurzer Chlamys dargestellt war. Dieselbe wird bestätigt durch erhaltene Spielarten unserer Gruppe, vor allem durch die in den UffICIen befindliche Gruppe „Ares und Aphrodite“, welche den Kriegsgott mit behelmtem Haupte und schwertumgürteter Hüfte, im übrigen aber nackt darstellt. Das ist aber die typische Form des Mars Ultor. Derselbe erscheint auf Münzen u. s. w. unbewandet, mit Helm und Speer bewehrt zum Kampfe gegen die Feinde ausschreitend*), oder mit dem eroberten Legionszeichen in der Rechten. In letzterer Form haben wir ihn uns wohl neben der Göttin zu denken, und so stand er jedenfalls auch in dem Tempel selbst. Es geht dies aus einer anderen Ovid-Stelle hervor (Fast. V, 551, ff.), wo der Dichter sich in längeren Versen über den Tempel des Mars Ultor ausspricht. Ihn habe Augustus gelobt, als er gegen die Mörder Cäsars auszog:

569: „voverat hoc iuvenis tunc, cum pia sustulit arma.“
577: „templa feres, et me victore vocaberis Ultor“.

Aber nicht allein an die Bestrafung der Mörder Cäsars knüpfe sich der Name des „Rächers“, sondern auch an die Wiedergewinnung der bei Carrhae verlorenen Feldzeichen:

579: nec satis est meruisse semel cognomina Marti:
persequitur Parthi signa retenta manu.

Von Vers 580 bis 593, also in vierzehn Versen wiederholt sich nun das Wort „signa“ abwechselnd mit „aquilae“ nicht weniger als sechsmal, und Vers 594 heißt es dann:

„Pignora iam nostri nulla pudoris habes.
Rite deo templumque datum, nomenque Bisultor“.

Da also der große Tempel des Mars Ultor an die beiden Rachekriege des Augustus erinnerte, an die Besiegung der Mörder Cäsars im Jahre 42 und an die Rückbringung der von den Parthern erbeuteten Adler im Jahre 20, so ist mit aller Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß dieser Mars Ultor, dem nach den Worten Ovids (Trist. II, 297) die Venus gesellt stand, als charakteristisches Attribut ein Legionszeichen in der erhobenen Rechten triumphierend in die Höhe hielt. Daß ihm zu Füßen vielleicht Helm und Schild lagen — als Zeichen bestandenen Kampfes — ist nicht unmöglich, wird sich aber kaum sicher erweisen lassen und ist für unsere Frage auch von keiner Bedeutung. Es genügt festgestellt zu haben, daß die Gruppierung der Venus von Melos mit dem Mars Ultor, der siegreich in der Rechten den Adler erhob, die einzige völlig ungezwungene und ins Einzelne zutreffende Erklärung dieses Bildwerkes ermöglicht.

Noch ein paar Worte zur Zeit- und Entstehungsfrage der Statue. Wir sprachen oben die Ansicht aus, daß die Venus von Melos eine Schöpfung der Römerzeit und aller Wahrscheinlichkeit nach in den letzten drei Dezennien vor Christi Geburt

*) Vgl. Müller, Denkmäler I, Taf. XXIII, S. 248.

entstanden sei. Die Repliken, welche unsere Gruppe, Venus mit Mars, geben, stammen sämtlich aus römischer Zeit; sie weisen außerdem fast alle schon durch ihren Fundort auf diese Periode hin; so ist es z. B. wahrscheinlicher, daß die unserer Statue verwandte Venus von Arles nach einem Vorbild in der Reichshauptstadt Rom, als nach einem griechischen Prototyp geschaffen worden ist. Die Auffindung dieses Venusbildes in Melos darf, wie wir bereits erwähnten, nicht Wunder nehmen und hängt mit der Verbreitung der römischen Kultur und dem Einflusse der Kaiserherrschaft aufs engste zusammen; wie wäre sonst ein „monumentum Ancyranum" möglich. Besonders die Länder und Inseln des östlichen Mittelmeerbeckens haben in den Bürgerkriegen des ersten Cäsar und Oktavians eine solch' hervorragende Rolle gespielt, daß die Auffindung dieses Cäsarenmonumentes, der dem Mars Ultor gesellten Venus Julia auf Melos gerade keineswegs überraschen kann. Dergleichen aufrichtige oder geheuchelte Loyalitätsbezeugungen selbst in den entferntesten Provinzialstädten des Reiches sind etwas ganz Selbstverständliches und Gewöhnliches, und wir könnten mühelos eine ganze Reihe von Belegen dazu geben. Jedenfalls hat diese Statue mit älterer griechischer Kunst (vor 416 v. Chr.) und mit dem Namen und Wappen der Insel nichts zu thun; das letztere sind etymologische Spielereien, auf die sich eine ernste Kritik nicht hätte einlassen sollen.

Wir vermuten aber nicht nur, daß auf Melos griechisch-römische Kunst thätig gewesen ist, sondern wir haben unanfechtbare Beweise dafür. Die Venus wurde in der Nähe eines größeren (neben einem ebenfalls vorhandenen kleineren) Theaters gefunden, dessen Kunstspuren zweifelsohne in die römische Kaiserzeit weisen; die Ueberreste römischer Skulpturen machen dies zur völligen Gewißheit. Merkwürdigerweise ist die Venus von Arles ebenfalls im Theater gefunden; es läßt sich dies wohl so erklären, daß das Theater in kleineren Städten meistens das größte und signifikanteste Schmuckgebäude war und daher wohl vielfach plastischen, besonders auch kaiserlichen Bilderschmuck aufzuweisen hatte. Populäre Gruppen, zu der die unsrige zu rechnen ist, mögen vor allem hier vor den Augen des Volkes aufgestellt gewesen sein, um auf die Massen Eindruck zu machen.

Also Melos war zu römischer Zeit keineswegs mehr die ausgeraubte und verwüstete Insel, die es unmittelbar nach 416 war, sondern sein Hauptort konnte sich immerhin den Luxus eines Theaters gestatten, dessen untere neun Sitzreihen weißen Marmor aufweisen und demnach auf ziemlichen Wohlstand schließen lassen. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß bei dem regen Produktenhandel, den die Insel trieb, außer römischen Beamten auch römische Kaufleute zur Bevölkerung gehört haben; daher das Vorhandensein so mannigfacher spezifisch römischer Skulpturen und Architekturen.

Aber damit nicht genug; zugleich mit der Statue wurde eine Marmortafel mit Weihinschrift aufgefunden, deren Schriftzüge paläographisch als höchst wahrscheinlich dem letzten Jahrhundert v. Chr. angehörend bezeichnet werden.*) Jenes heute verlorene Stück der Basis aber, das wir oben erwähnten und welches mit der darauf befindlichen Künstlerinschrift der Maler M. Debay zeichnete, wird von Brunn ebenfalls dem Beginn der Kaiserzeit zugewiesen.**)

Wir hoffen durch Anführung dieser Thatsachen die Auffindung dieses — um uns so auszudrücken — römischen Venusbildes auf dem Boden von Melos hinreichend motiviert zu haben. Römische Kunst war auf Melos thätig, und römischer Einfluß ließ jene berühmte Gruppe des Mars Ultor und der Venus für Melos arbeiten.

Zwei Umstände sind es besonders gewesen, welche die Forschung auf falsche Fährte gebracht und das Urteil irre geleitet haben: das ist erstens die erhabene Schönheit und

*) Vgl. Dittenberger, Archäolog. Zeitung XXXIV, 2. und 3. Heft, 1876.

**) Brunn, Gesch. der griech. Künstler I, 606: „Den Schriftzügen nach kann die Inschrift kaum älter als der Beginn der Kaiserzeit sein."

Ruhe des Bildes, und zweitens der Fundort. Die erstere hat sofort in der sogenannten klassischen und nachklassischen griechischen Kunstepoche suchen lassen; als ob die mit den vollkommensten Kunstmitteln und nach den herrlichsten Vorbildern der Antike arbeitende Kaiserzeit nur mittelmäßige Ware habe zeitigen müssen, und als ob die Kunst dieser Zeiten nicht auch ein klassisch ruhiges Antlitz — zu besonderem Zwecke — habe bilden können! Ich glaube, daß man — nicht zum Frommen einer ruhigen, objektiven Forschung — sich in der Archäologie oft noch zu viel an das Schema hält, und daß man viel zu viel geneigt ist, über die Kunstleistungen jener „nichtklassischen" Epochen geringschätzig zu urteilen. Wenn in unserem späten Jahrhundert und unter unserem nordischen nüchternen Himmel es einen Thorwaldsen hat geben können, wird griechisch-römische Kunst, unterstützt durch die unbeschränkte Munifizenz der Cäsaren, noch ganz anderer Leistungen fähig gewesen sein — wenn auch vielleicht mehr reproduktiv als genial erfinderisch im Verhältnis zu der Kunst der großen griechischen Meister. Und wenn diese letztere auch nicht übertroffen und vielleicht nicht einmal wieder erreicht worden ist, so ist sie doch keineswegs, weder von Künstlern, noch von Laien vergessen worden, sondern hat fortgefahren, an ihren Vorbildern die tausend und abertausend Hände zu begeistern und zu schulen, die im Dienste des kaiserlichen Hofes und des römischen unermeßlichen Reichtums arbeiteten. Die Vorliebe des großen Cäsar für die Antike ist bekannt; gleichwohl nahm er keinen Anstand, die Ausführung der Venus Genetrix, des Hauptbildes in dem prachtvollen, 46 dedizierten Tempel der Göttin, seinem Zeitgenossen Arkesilas zu übertragen, ein Beweis, daß er ihm das Höchste zutraute und ihn einer Konkurrenz auch mit Skopas und Praxiteles nicht für unwert hielt. Schon Lukullus hatte bei demselben Künstler eine „Felicitas" zu ganz enormem Preise bestellt, die jedoch durch Todesfall nicht zur Ausführung gelangte.

Wir nehmen daher die Venus von Melos, sowohl was Erhabenheit der Erfindung und des Motivs, als auch was vor allem die Technik anbelangt, voll und ganz für die Kaiserzeit in Anspruch. Für diese letztere spricht auch der Umstand, welcher Hasse auffällt, wenn er bemerkt, „daß die Berichte aus dem Altertume dieser herrlichen Statue keiner besonderen Erwähnung als eines Meisterwerkes der Kunst thun." Die griechischen Quellen schweigen ganz davon; von den Römern dagegen erwähnt es nur Ovid, während es die römische Kunst aufs mannigfaltigste kopierte und reproduzierte. Aus diesem letzteren Umstande geht hervor, daß diese Venus in der That zu den populärsten Bildwerken der Zeit gehörte, wenn es auch philologisch nicht besonders beglaubigt wird, und diese Popularität kann ich mir nur aus dem historisch-symbolischen, sozusagen offiziellen Interesse erklären; denn die ganze Auffassung dieses strengen Venusbildes kann man für jene Zeiten nichts weniger als eine populäre bezeichnen.

Der andere Umstand, welcher die Forschung zum Teil auf falsche Fährte gebracht hat, ist die Bedeutung der Insel Melos als einer früheren Kultusstätte der Venus. Wir können uns nach den obigen Ausführungen über die Thätigkeit römischer Kunst auf Melos eine besondere Widerlegung der Ansicht, daß die Statue älterer Zeit angehören müsse, wohl ersparen. Die Thatsache, daß auf der Insel ein alter Aphroditekult heimisch war, macht es höchst wahrscheinlich, daß die Kunst des Kaiserreichs an diese ehrwürdigen Reste anknüpfte, und daß man in der Ahnfrau des kaiserlichen Hauses zugleich die Mutter der Insel darstellte und verehrte, und zwar im Verein mit dem Stammvater des römischen Volkes und dem Rächer Cäsars, dem Mars Ultor.

Zum Schluß sei einer anderen modernen Restauration Erwähnung gethan, welche der bekannte Leipziger Künstler Professor M. A. Zur Straßen mit unserer Venus von Melos vorgenommen hat*). Er entscheidet sich mit uns für die Gruppierung mit Mars. Fast genau in der Weise, wie wir es ausführten, legt er den linken Arm der Göttin um den Nacken des Kriegsgottes, während die Rechte — nicht wie nach unserer

*) Die Abbildung siehe „Illustr. Zeitung" Nr. 2306, 89. Bd. 1887.

Auffassung sich in die Linke des Mars — sondern auf seinen rechten Unterarm legt, den er herunterhält, indem die Rechte den Schwertknauf umspannt, während die Linke die Lanze hält. Zur Straßen denkt sich also die Venus fast ganz so, wie wir sie ergänzt wissen wollen; nur in der Rekonstruktion des Ares gehen unsere Wege aus einander, aber doch nur scheinbar. Es ist nämlich hochinteressant zu beobachten, wie auch der in archäologischen Kreisen rühmlichst bekannte Künstler bei seiner Restauration der Venus von Melos vom Gesichtsausdruck ausgeht, indem er denselben in Zusammenhang mit einer Abschiedsszene bringt. Nach Zur Straßen sucht Venus den zum Kampfe schreitenden Mars mit sanfter Gewalt zurückzuhalten, und damit will er dem Zuge sanfter Trauer im Antlitz der Göttin, den wir oben gleichfalls feststellten, gerecht werden. In diesem letzteren Punkte stimmt seine Auffassung also mit der unserigen vollkommen überein und gibt derselben von künstlerisch kompetentester Seite eine neue Stütze. Daß der Künstler in seiner Abschiedsgruppe gewissermaßen ein Pendant zu „Hektors Abschied von Andromache“ gegeben, will uns weniger befriedigen, und zwar aus zweierlei Gründen nicht.

Ich will kein Gewicht auf den Gesichtsausdruck legen, den ich trotz der nahen Verwandtschaft beider Motive für eine Abschiedsszene doch für zu kalt halte. Aber ein schreitender Mars neben dieser fest aufstehenden Venus ist nach meinem Dafürhalten undenkbar; es erinnert derselbe in seiner Ausführung lebhaft an den sogenannten „Ares Borghese“ und ist darum wohl kaum für diese Venus in Anschlag zu bringen. Der zweite Grund, der gegen die Zur Straßensche Auffassung spricht, ist die Stellung; die Göttin schaut dem vorüberschreitenden und nur halbwegs ihr zugewandten Mars nicht in die Augen, wie wir es verlangten und annahmen, sondern ihr Blick trifft nur sein Gesicht und bleibt somit nur halb erklärt.

Wir zweifeln nicht, daß Zur Straßen, der nach unserem Dafürhalten mit seiner Rekonstruktion der Venus von Melos bisher der Wahrheit am nächsten gekommen ist, bei Kenntnis der angeführten Ovidstelle und der einschlägigen Gründe sich unserer Ansicht angeschlossen und seine Gruppe dementsprechend modifiziert haben würde. In der That sind es ja äußerlich nur geringfügige Unterschiede, die beide Ergänzungen aufweisen; indes glaubt die unsere neben dem Vorzug größerer Natürlichkeit das redende Zeugnis des Altertums in Anspruch nehmen zu können. Dieses Zeugnis bezeichnet aber als Genossen dieser Venus nicht den Liebhaber oder Gatten derselben, sondern den Rächer ihres Sohnes, den Mars Ultor.

Nachtrag.

Wenn wir am Eingang unserer Abhandlung die Hypothese einer apfelhaltenden Venus kurz von der Hand wiesen, so bestimmen uns dazu die folgenden Gründe.

1. Der Apfel, welchen die Göttin in die Höhe halten soll, wäre demnach der Brennpunkt des künstlerischen Gedankens, den die Statue zum Ausdruck bringen sollte. Dieses Hauptgewicht der ganzen Komposition in die Linke zu verlegen, wäre eine künstlerische Ungeheuerlichkeit, die kaum einem Handwerker zugetraut werden darf, ein grober Verstoß gegen die Natur, der hier undenkbar ist. Oder sollte die Venus — als Frau — links gewesen sein....?!

2. Was soll der rechte Arm, resp. die rechte Hand bei diesem Apfelhalten für eine Rolle gespielt haben? Darauf weiß die obige Hypothese nichts zu sagen als: — sie hat das Gewand gehalten. Nun stelle man sich dieses stolze Weib*) vor, wie es in der erhobenen Linken — triumphierend oder nicht — den Apfel in die Höhe und

*) Etwa nach der Restauration von Cl. Tarral bei v. Göler „Die Venus von Milo“, Taf. Nr. 4.

mit der angepreßten Rechten das herabgleitende Gewand hält! Eine schroffere Disharmonie ist kaum denkbar. Und trotzdem kann sich v. Göler, der für diese Auffassung eintritt, zu den Worten Carrières bekennen (Aesthet. II., 117): „In dem Angesichte der Göttin, wie in dem sicheren Stand und ihrer ganzen Haltung ist etwas männlich Ernstes und unerschütterlich Festes, etwas Selbstbewußtes und Siegesgewisses ausgedrückt.“ Wie man mit dieser Auffassung das Rutschen des Gewandes und das Emporhalten des Liebesapfels in Einklang bringen kann, ist mir nicht verständlich.

3. Ich bestreite, daß eine zu dem eng anliegenden rechten Armstumpf gehörige Hand das Gewand gehalten haben kann. Eine derartige Annahme setzt eine solch' ungeschickte Quetschung und Haltung des rechten Armes voraus, wie sie in der That in den Skizzen bei Hasse*) und v. Göler**) (nach Tarral) zur Evidenz hervortritt. Besonders in der Hassischen Zeichnung, welche die natürlichere Geste des Haltens zum Ausdruck bringt, tritt diese unglückliche Lage des Armes quer über den Bauch weg so recht drastisch hervor, während Tarral seine Venus das Gewand nicht viel weniger ungeschickt und an einer Stelle halten läßt, die nach der Länge des zu ergänzenden Armes und der Gewandanordnung sich verbietet.

Die Tarralsche Venus kann das Gewand nicht in der Mitte gegriffen haben; dasselbe würde sonst sofort an der Hüfte herabgleiten; außerdem müßte bei dieser Haltung der rechte Arm mehr senkrecht herabfallen***) und zwischen der rechten Brust Spielraum lassen, während er in Wahrheit nach vorn gestreckt ist und fest an den Rumpf gepreßt wird. Der Hassesche Vorschlag, das Gewand mehr an der linken Hüfte, fast an der höchsten Stelle des Chiton greifen zu lassen, steht in Widerspruch mit der Faltenordnung jener Stelle, die nicht die Spur eines Zusammenfassens oder auch nur eines Druckes aufweist.

4. Wenn das Emporhalten eines Apfels durch die linke Hand schon der natürlichen Haltung von vornherein widerspricht, so steht es ebensosehr in Widerspruch mit jeder künstlerischen Harmonie. Der Kontrast dieses leichten, spielenden Motivs zu dem wuchtigen, unerschütterlichen Aufbau des Körpers ist schon mehrfach und von berufenster Seite hervorgehoben worden.†) Das einsame Abzweigen dieses linken, erhobenen Armes aber von der kompakten, in sich abgeschlossenen Masse des Körpers würde einen solch' schönheitswidrigen Verstoß gegen Ebenmaß und Symmetrie bedeuten, daß man den Künstler nur aufrichtig bedauern müßte, der sich durch einen solchen Fehlgriff, der auch dem Laien in die Augen springen muß, um die Vollwirkung seiner Schöpfung selbst betrogen hätte. Dieses Gefühl kommt auch bei v. Göler, der für die Apfeltheorie aufs lebhafteste eintritt, auf eine ebenso klare wie originelle Art zum Ausdruck. Er spricht nämlich (S. 128) mit nüchternen Worten die Ansicht aus, daß es eigentlich ein Glück für die Statue sei, daß die Arme verloren gegangen seien: „für die Anschauung, für den ästhetischen Genuß ist die harmonische Abwesenheit (!) der Arme eher ein Gewinn“ — „denn die Arme bringen fast immer eine gewisse Störung in die Harmonie des Körpers, in ihrer Haltung liegt zu leicht etwas Ungeschicktes, Steifes oder Affektiertes u. s. w.“

Eine solche Ansicht aber ist ungeheuerlich; wenn etwas die innere Unwahrscheinlichkeit der Apfeltheorie beweisen kann, so ist es dieses bedeutsame Geständnis eines ihrer Hauptverteidiger. Also im Interesse der eigenen, völlig unsicheren Sache wird das fertige, nach den Intentionen des Künstlers vollendete Werk zu einer „verfehlten Existenz“, der Künstler selbst zu einem Pfuscher gestempelt. Kurz vorher heißt es bei v. Göler: „Eines ist jedenfalls sicher: die Komposition der Arme mag gewesen sein wie

*) Hasse, „Venus von Milo“, Tafel 1.

**) v. Göler a. a. O.

***) Man vergleiche die in ähnlicher Weise modellierte Nachbildung der Knidischen Aphrodite im Vatikan (Langl, Griech. Götter- und Heldengestalten, S. 56) und deren richtige Gewandanordnung.

†) Vgl. Friederichs, „Bausteine“ Nr. 1448—50.

sie will, ganz befriedigend und der Vollendung der übrigen Komposition völlig entsprechend war sie nicht." Natürlich nicht; sie kann es und wird es nach dieser Theorie nicht sein, und daraus ergiebt sich der notwendige Schluß — nicht, daß die Idee des Künstlers verfehlt war, sondern daß die moderne Interpretation eine irrige ist.

Im Eingange seiner Betrachtungen sagt v. Göler selbst (Seite 2): „Die Bewunderung für dieses Werk war seit seiner Auffindung eine ungeteilte, und keine noch so skeptische Kritik hat es gewagt, derselben geradezu zu widersprechen, denn eine solche Schöpfung ist über alle Kritik erhaben. Von allen uns erhaltenen Venusbildern ist dieses entschieden bei weitem das herrlichste und wertvollste." Wie reimt sich diese hohe Meinung von der Meisterschaft des Künstlers mit der auf Seite 129 ausgesprochenen Ansicht, daß die Arme „glücklicherweise" verloren gegangen seien? Für jeden unbefangenen Beurteiler sind dies offenbare Widersprüche. Entweder war der Schöpfer dieser Venus ein Künstler ersten Ranges, wie das allseitig und namentlich von v. Göler konstatiert wird — dann hat er jenen auffallenden Verstoß gegen die Gesetze der Schönheit und Symmetrie, der ihm mit der apfelhaltenden Linken zugemutet wird, nicht begehen können; — oder er war eben kein Künstler, und es ist, wie von Göler meint, ein Glück, daß wir sein vollendetes Werk nicht kennen. Die letztere Annahme involviert eine Ueberhebung und ein Unrecht zugleich. Was uns der Künstler hinterlassen, das gibt uns nicht das geringste Recht zu einer derartigen willkürlichen Vermutung, daß das Fehlende des Erhaltenen unwert gewesen sei; diese Vermutung basiert einzig und allein auf einer modernen und zwar irrigen Hypothese. Das, was uns der Künstler in jenem Kleinod der Bildnerei hinterlassen, zwingt uns vielmehr, einen Ergänzungsversuch, den die eigenen Vertreter als unzulänglich und nicht befriedigend bezeichnen, abzulehnen, so lange kein handgreiflicher Beweis für denselben beigebracht ist. Ein solcher ist bisher nicht erbracht worden und wird aller Voraussicht nach niemals erbracht werden.

Das führt uns auf das Argument der angeblich zur Statue gehörenden Fragmente eines Armteiles und einer linken Hand.*) Ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, daß diese Rudera fast allein es verschuldet haben, wenn auch neuere Forscher sich zu dieser so unwahrscheinlichen Ergänzungstheorie haben bequemen können.

Nehmen wir zuerst in gutem Glauben an, die Hand mit dem runden, ball- oder apfelartigen Gegenstande habe zu dieser Venus gehört, so ergibt sich bei genauer anatomischer Rekonstruktion, daß dieser sogenannte Apfel — in Wahrheit würde es nur ein Aepfelchen sein — für den Beschauer infolge der eigentümlichen Haltung der Hand fast unsichtbar ist; es wird unter der umspannenden Hand nur die kleinere Hälfte der Frucht sichtbar, die selbst im Verhältnis zur Hand kaum die Größe etwa einer mäßigen Aprikose hat. Es ist klar, daß dieser winzige, kaum sichtbare Gegenstand das Hauptmotiv und -Attribut des großartigen Bildwerkes nicht dargestellt haben kann; der Apfel, welchen diese Venus hätte halten sollen, wäre dem Beschauer gezeigt, nicht versteckt worden, wie es bei dieser unbekannten Hand der Fall ist, und außerdem wäre er mindestens doppelt so groß gewesen. Deshalb hat auch der Anatom Hasse diese Apfeltheorie nicht akzeptieren können, und ich kann ihm nur beipflichten, wenn er (Seite 10) sagt: „Eine solche Haltung mit einem stark nach innen gebogenen Unterarm verträgt sich durchaus nicht mit der Annahme, daß die Venus von Milo triumphierend oder freudig, aber jedenfalls demonstrativ einen Apfel in die Höhe gehalten habe."

Das sind die Konsequenzen, wenn man den für die Apfel-Theorie günstigsten Fall annimmt, die in Rede stehende Hand gehöre zur Statue; sie führen zu einem in jeder Hinsicht unbefriedigenden Resultate und lassen schon deshalb ihre Voraussetzungen

*) Die Abbildungen siehe bei Hasse, Taf. IV, und v. Göler, Taf. 3.

als hinfällig erscheinen. Der Anatom, der von ihnen ausgehend an die Frage herantritt, kommt zu dem Ergebnis, daß diese vielberedete Hand keinen Apfel hält.

Aber diese Hand gehörte auch gar nicht zur Statue. Ihre Zugehörigkeit ist bisher durch nichts erwiesen und widerspricht, wie wir teilweise schon sahen, aller Wahrscheinlichkeit; alles, was man für dieselbe anführen konnte, beschränkt sich auf den zufälligen Umstand, daß die Größenverhältnisse und die Marmorart leidlich übereinstimmen. Daß sie mit dem Armstück, das man ebenfalls heranzieht, zugleich mit der Statue aufgefunden wurde, beweist nichts, denn sie wurde eben mit verschiedenen anderen Rudera und Fragmenten gefunden; M. de Rivière brachte auch einen linken Fuß mit einem Kothurn und „unförmliche Arme" mit, und Dumont d'Urville erwähnt außerdem eine dritte Hand. v. Göler geht zwar über den letzteren Punkt äußerst schnell hinweg, indem er diese Fundstücke nur gewissermaßen anmerkungsweise erwähnt und hinzufügt, sie seien nicht mit der Statue zusammen gefunden und „überhaupt ohne jedes Interesse". Das erstere, an welchem Platz und wieviel Meter von unserer Venus diese Stücke gefunden sind, vermag ich nicht zu konstatieren; die letztere Bemerkung muß ich indes entschieden ablehnen. Jene Stücke werden im engsten Zusammenhange mit dem Funde unserer Venus erwähnt und sind daher für mich von dem allergrößten Interesse. Wo eine dritte Hand gefunden ist, da wird ursprünglich auch eine vierte und vielleicht noch manches Andere vorhanden gewesen sein. Ich will den letzteren Umstand keineswegs für die eigene Ansicht einer Gruppierung mit Mars in Anschlag setzen; aber ich muß gegenüber der Absicht, das oben erwähnte Hand- und Armstück mit der Venus in Zusammenhang zu bringen, mir diese Möglichkeit durchaus offen halten. „Unförmlicher" als diese Hand können jene von Rivière mitgebrachten Arme kaum gewesen sein; und so gehören sie entweder zu dieser Hand, oder aber — diese Hand gehört zu ihnen.

Aber sei dem auch, wie ihm wolle: diese linke Hand kann der Venus von Melos nicht angehört haben, und zwar schon deshalb nicht, weil ihre Ausführung der Statue selbst unwürdig ist. Die Unförmigkeit, welche jedem unbefangenen Beobachter an dieser Hand auffällt, ist nicht durch den Zahn der Zeit und den Einfluß der Verwitterung erst entstanden, sondern sie ist ihr von jeher eigen gewesen. Die Haltung der Finger, die sich um den sogenannten Apfel förmlich krallen, ist eine so unnatürlich steife, die Finger selbst sind so unbehilflich roh modelliert, daß eigentlich jede Kritik schweigt. Wie Hasse dieses nämliche Fragment eine „gut gebildete, fleischige Frauenhand" nennen kann, ist mir nicht verständlich; die Finger sind unnatürlich, krallenartig gebogen und erscheinen daher in ihren runden Konturen fleischig. Die Hand ist nicht nur fleischig, sondern geradezu fett, weil sie, offenbar von einem Arbeiter bescheidensten Könnens gefertigt, ganz roh und nur in den gröbsten Umrissen ausgeführt ist. Die Hand läßt fast alle Details an Gliederung, Muskulatur und Sehnenlage vermissen, und zwar — es verdient dies nachdrücklichst hervorgehoben zu werden — nicht infolge von Verwitterung, die außerdem noch deutlich erkennbar ist, sondern von Hause aus. Denjenigen, welcher diese übrigens schon von anderer Seite*) ausgesprochenen Zweifel nicht teilen zu dürfen meint, möchte ich nur auf einen Vergleich dieses plumpen Handstumpfes mit der Ausführung des erhaltenen rechten Fußes der Göttin verweisen. Das ist ein Stück Detailarbeit von der Hand des Künstlers selbst und bietet somit das berufenste Kriterium; es läßt sich mit jener Hand überhaupt nicht vergleichen, denn diese Arbeit steht über jener wie der Apollo von Belvedere über dem von Tenea. „Ex ungue leonem" — und umgekehrt.

*) Vergl. Friederichs, „Bausteine" Nr. 1448—50.

Monatsschau.

Politik.

Im Befinden Sr. Majestät des Kaisers ist nach schwerer Krisis wieder eine jener Perioden der Besserung und Erleichterung eingetreten, welche schon mehrmals den unaufhaltsamen Gang des schweren Leidens unterbrochen haben. Die wärmere Jahreszeit hat das Ihre gethan, um die Kräfte des hohen Patienten zu heben. Und so konnte denn die vielverschobene Hochzeit des Prinzen Heinrich von Preußen auf den 24. Mai festgesetzt und unter Feierlichkeiten, denen der Kaiser selbst anwohnte, festlich gehalten werden. Auch der Plan, nach Potsdam überzusiedeln, ist wieder aufgenommen worden.

Unter den Aerzten des Kaisers ist es leider zu offenem Bruch gekommen. Der bedeutendste deutsche Chirurg, Professor v. Bergmann hat um Enthebung von seinem Posten als mitbehandelnder Arzt gebeten und bitten müssen, weil Dr. Mackenzie Zeitungspolemik mit ihm zu beginnen suchte. Es stehen offenbar für die Zukunft harte Auseinandersetzungen bevor, die, nach den bisherigen Proben zu urteilen, für Mackenzie und seinen Stab von jüdischen Reportern nicht allzuglücklich ausfallen dürften.

Fürst **Bismarck** hat im Laufe des Monats Berlin verlassen und sich nach Varzin begeben — eine Thatsache, die stets mit Sicherheit darauf schließen läßt, daß brennende politische Fragen von größerer Bedeutung nicht unmittelbar ihrer Lösung entgegensehen.

Wenn wir gleichwohl von einem nicht ganz unerheblichen Konflikt zu reden haben, der sich in Preußen zwischen den beiden Körperschaften des Landtags entsponnen hat, so scheint die Regierung, welche das Herrenhaus und einen Teil der konservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses, dazu die Freikonservativen und Nationalliberalen auf ihrer Seite hat, des endlichen Sieges ihrer Anschauung derart sicher, daß sie den Gegensatz bereits als ausgeglichen sehen mag.

Casus belli zwischen Abgeordnetenhaus und Herrenhaus war das sogenannte **Volksschullastengesetz**. Die preußische Regierung verfügt, dank ihrer Eisenbahnverwaltung und den ergiebigen Zöllen, über so reiche Geldmittel, daß sie eine Verwendung derselben zu gunsten der völligen oder teilweisen Aufhebung des Schulgeldes für Volksschulen ins Auge faßte. Dem Abgeordnetenhaus aber, in welchem sich entgegen den Wünschen der Regierung nicht die „Kartellparteien", sondern das Zentrum und die Konservativen verbündeten, erschienen die Vorschläge der Regierung für manche arme Gemeinden, denen ein großer Ausfall an Schulgeld bevorstand, allzu drückend. Die „konservativ-

klerikale" Koalition milderte darum das Gesetz so weit, daß es nicht allgemeine Aufhebung, sondern nur für jeden Ort je eine schulgeldfreie Schule beanspruchte. Die Regierung, verstimmt über diesen Beschluß, und mehr vielleicht als über den Beschluß über das Bündnis, dem er zu danken, suchte nun im Herrenhause einen Bundesgenossen gegen die Konservativen des Abgeordnetenhauses und hat ihr Ziel, die sogen. „Armenschule" gestrichen zu sehen, im Oberhause erreicht. Das Herrenhaus beliebte vielmehr als Mittel, die Gemeinden vor Ueberlastung zu bewahren, die Forterhebung von Schulgeld im Bedarfsfall und trat überdies der Ansicht der Regierung bei, daß das Gesetz eine Verfassungsänderung nicht bedinge, daher auch die umständliche parlamentarische Behandlung von Verfassungsänderungen nicht nötig mache. Unseres Erachtens hätte mit der Anerkennung von Gewissensbedenken — die Abgeordneten leisten den Eid auf die Verfassung — um so weniger gezögert werden sollen, als aus kurzer Verzögerung niemand Schaden erwächst und auch im Herrenhause die Minorität, welche Bedenken hatte, eine nicht unerhebliche war. Gleichwohl ist bei letzter Beratung im Abgeordnetenhause die Vorlage nach den Beschlüssen des Herrenhauses endgültig genehmigt worden.

Was die Zustimmung der Konservativen zur Streichung der „Armenschule" betrifft, so war sie bereits in Aussicht gestellt. Und wenn es ohnehin nahe liegt, daß eine und dieselbe Partei in beiden Häusern des Landtags sich thunlichst verständigt, so ist in diesem Falle die Trennung vom Zentrum durch eine aufgerissene und von den Offiziösen publizierte Korrespondenz des Herrn Windthorst an seine Presse auch noch wesentlich erleichtert worden. Herr Windthorst verlangt in jenem Schriftstück, daß die Blätter seiner Partei keine indiskreten Betrachtungen darüber anstellen sollen, daß das Zentrum den bekannten „Kampf um die Schule" nicht schon in ablaufender Session, wie verheißen, begonnen, sondern denselben auf sich habe beruhen lassen, und fügt als Grund seiner Vorsicht die Sorge an, es könnten die Konservativen wieder von ihm hinweg und zu den Nationalliberalen hinübergetrieben werden. Das Kartell dürfe in keiner Weise begünstigt werden.

Man kann objektiv genug sein, zuzugeben, daß das Zentrum ein wesentliches Interesse hat, zur Mehrheit gezählt zu werden und darum das gedachte Zirkular milde beurteilen. Immerhin berührt es eigentümlich, wenn man sieht, daß jemand, der gerade sich anschickte, um der wichtigsten feierlich proklamierten Grundsätze willen, einen Feldzug zu unternehmen, plötzlich aus kalter Berechnung zurücktritt, um noch schnell einen kleinen taktischen Augenblicksvorteil mitzunehmen.

Nach demselben Plan, vor allem den Nationalliberalen zu schaden, hat Herr Windthorst bei der Reichstagsersatzwahl in Altena-Iserlohn operiert. Es kam hier zur Stichwahl zwischen dem Fortschrittler und dem Nationalliberalen derart, daß Katholiken und Sozialisten den Ausschlag gaben. Herr Windthorst feuerte direkt seine Freunde an, für Dr. Langerhans zu stimmen. Herr Bebel proklamierte offiziell die Wahlenthaltung, da es sich um engere Entscheidung zwischen zwei Mastbürgern handelte; freilich ohne jeden Erfolg. Wie meist bei den Stichwahlen versagte auch hier die sozialdemokratische Disziplin und die kapitalfeindlichen Arbeiter leisteten wieder einmal rückhaltlos der Urkapitalistenpartei des „Freisinns" willigste Heerfolge.

Wie es bei den Thronbesteigungen in Preußen üblich gewesen, so hat auch diesmal der König eine Reihe von Gnadenerweisen ausgehen lassen und naturgemäß diejenigen zunächst bedacht, denen er besonders zugethan ist. Es verbietet sich von selbst, an Gnadenerweisungen Kritik zu üben und, soweit wir gesehen haben, ist das nirgends geschehen. Immerhin darf festgestellt werden, was auch hier wieder klar hervorgetreten und überdies kein Geheimnis ist, daß der Kaiser mit seinen persönlichen Anschauungen und Sympathien weit mehr zur Linken, wie zur Rechten neigt. Mit den Herren Friedberg und Simson ist begonnen worden und nunmehr sind Auszeichnungen an politisch so vorgeschrittene Leute verliehen worden, wie den Oberbürgermeister von Forckenbeck, der noch vor wenigen Jahren das Volk gegen die Regierung „auf die

Schanzen" rief. Da jetzt noch das Ministerium Bismarck besteht, welches damals gestürmt werden sollte, so hat man einen Ausweg suchen müssen, um die Sache möglich zu machen. Man hat Herrn von Forckenbeck zwar dekoriert, aber als einzigen Grund der Dekoration den Eifer des Dekorierten „für die Ueberschwemmten" angegeben und damit allen Mißdeutungen vorgebeugt. Wenn aber das Vorstehende Thatsache ist, so versteht man vollkommen, was glaubwürdig verlautet, daß der Kaiser unter die zur Unterschrift fertigen Gesetze aus der Regierungszeit Kaiser Wilhelms, z. B. unter das Gesetz über die Verlängerung der Legislaturperioden, seinen Namenszug nur widerstrebend gesetzt haben soll.

Nicht außer Zusammenhang mit der politischen Atmosphäre am Hofe von Charlottenburg dürfte ein heftiger Vorstoß der liberalen Partei gegen den Minister von Puttkamer stehen, der im Anschluß an angebliche „Wahlgeometrie" in Ostpreußen unternommen worden ist. Verkörpert sich doch für die Nationalliberalen besonders in diesem Minister alles, was der ersehnten großen Mittelpartei unter Bennigsens Führung entgegensteht. Ob den Angriffen thatsächliche Mißstände zu Grunde lagen, vermögen wir nicht zu beurteilen. Das Wesentlichere an der Sache ist nicht der Grund des Angriffs, sondern der Angriff selbst. Und anderseits der Umstand, daß er völlig abgeschlagen ist. Die Hoffnung einiger, Fürst Bismarck, werde den Minister nicht decken, hat sich als trügerisch erwiesen. Die „N. A. Z." trat mit Entschiedenheit für Herrn v. Puttkamer ein. So bequem es dem Reichskanzler sein möchte, eine „zuverlässige" Mittelpartei zu bekommen, so wenig denkt er daran, sich beim Kaufpreis überteuern zu lassen.

* * *

In **Oesterreich** haben die Tschechen einen neuen Ansturm gegen den Kultusminister von Gautsch unternommen, und zwar deshalb unternommen, weil Herr von Gautsch eine Anzahl tschechischer Mittelschulen geschlossen hat, zu denen kein anderes Bedürfnis, als lediglich das Parteiinteresse vorlag. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, um den Kultusminister regelrecht zu stürzen. Aber der Präsident des Kabinetts, Graf Taaffe, erklärte sich mit seinem Kollegen solidarisch und die Sorge der kleinen nationalen Parteien bei einem Sturz des gegenwärtigen Kabinetts aus dem Regen in die Traufe zu kommen und den Deutsch-Liberalen wieder auf die Beine zu helfen, überwog doch den Wunsch nach Rache und es wurde schließlich das Kultusbudget mit 189 gegen 53 Stimmen angenommen.

Sehr viel mehr Bewegung in die öffentliche Diskussion, als die parlamentarischen Verhandlungen, so lebhaft zum Teil dieselben gewesen sind, hat übrigens der Prozeß Schönerer gebracht, der leider die bekannte Wahrheit aufs neue bestätigte, daß in Wien nicht einmal die Gerichte sich dem Druck zu entziehen vermögen, den das allmächtige Judentum und seine Presse auf die öffentliche Meinung ausüben. Der bekannte Antisemit Herr von Schönerer war am Abend vor dem Ableben Kaiser Wilhelms auf die Redaktion des „Neuen Wiener Tageblatts", welches eine falsche Todesnachricht verbreitet hatte, mit einigen Freunden gestürmt und hatte den Redakteuren des überaus nichtsnutzigen Blattes eine allerdings wenig schmeichelhafte Rede gehalten, aus welcher Rederei sich dann eine Prügelei entsponnen hatte. Für diesen Streich mußte Schönerer ohne Zweifel bestraft werden. Wenn aber der Gerichtshof auf vier Monate Zuchthaus und Verlust des Adels erkannte, so ist diese Strafe eine ganz maßlos harte und eben nur so zu erklären, daß die Richter es nicht wagten, einen Antisemiten glimpflich zu behandeln.

Die Taktik der Philosemiten in Wien trat bei dieser Gelegenheit in helles Licht. Sie suchten in erster Linie die Antisemiten als Preußenfreunde und Großdeutsche und als Gegner Oesterreichs hinzustellen, während diese Stellungnahme von den Antisemiten

aufs entschiedenste bestritten wird. Es bleibt eben in Oesterreich immer dasselbe Bild, daß nichts uns Deutschen die Parteinahme für das deutsche Wesen dort so schwer macht, als die Verquickung desselben mit Liberalismus und Judentum.

* * *

In **Frankreich** haben im verflossenen Monat der Präsident der Republik, Herr Carnot, und der Prätendent der Republik, Herr Boulanger, Konkurrenzreisen gemacht. Der eine nach dem Süden, der andere nach dem Norden; der eine, um die wankende Republik zu stützen, der andere, um sie zu stürzen, und beide haben — Frankreich ist das Land der Rätsel und Widersprüche — die schönsten Erfolge gehabt. Wohin sie gekommen sind, haben große Volksversammlungen ihnen zugejauchzt und Hoffnungen und Befürchtungen in weitgehender Weise wachgerufen.

Nachdem zunächst der Präsident seine Reise beendet, hieß es allgemein, der Boulangismus sei nunmehr auf dem Abmarsch begriffen; das Volk wolle von dem Theatergeneral nichts mehr wissen und stehe treu zur Republik. Dann aber kam die Reise des abenteuerlichen Generals nach dem Norden, die einem Triumphzug glich, und sie erweckte unter den Regierenden so große Sorgen vor dem „Boulangismus", daß die Ausweisung des Generals als eines Prätendenten ernstlich erwogen und im Augenblick, da wir schreiben, noch immer nicht ganz von der Tagesordnung verschwunden ist.

Die Sorge vor Boulanger beruht aber durchaus nicht allein darauf, daß er in grob auffälliger Weise nach Volkstümlichkeit hascht, und z. B. in Dünkirchen die Fischweiber umarmte, und noch weniger darin, daß er lächerliche Bücher herausgibt, die er gar nicht selbst geschrieben hat, wohl aber darin, daß er in ausgesprochener Weise mit den Kommunisten liebäugelt. In diesem Punkt verstehen die Pariser Kapitalisten keinen Spaß. Mögen die Machthaber welcher Partei sie wollen angehören, wenn sie nur das System der arbeitlosen Rente hübsch in Ruhe lassen.

Freilich ist der Ministerpräsident Floquet in dieser Hinsicht eine ebenso verdächtige Figur, wie Boulanger selbst; wohl hat er einen Beschluß des Pariser Gemeinderats, welcher strikenden Glasarbeitern 10 000 Franken aus öffentlichen Mitteln bewilligte, anfänglich umgestoßen, schließlich aber doch unter der Bedingung gebilligt, daß das Geld nicht den streikenden, sondern den notleidenden Arbeitern gegeben werde. Ein solcher Rückzug ist nur darnach angethan, jede erdenkliche Begehrlichkeit zu wecken. Im übrigen aber würde sich bei Boulanger, wenn er jemals zur Macht gelangte, dieselbe Unfähigkeit, den Arbeitern zu helfen, zeigen, wie bei Floquet. Denn von allen sonstigen Hindernissen sozialer Reform abgesehen, hat er sich in Rede und Schrift als so hervorragenden Flachkopf selbst enthüllt, daß er, selbst bei gutem Willen, gar nicht im stande sein würde, die Sache am rechten Ende anzufassen.

* * *

Die **Weltlage** ist durch Thatsachen von größerer Bedeutung nicht verschoben worden; eine Verstimmung zwischen Rußland und Deutschland ist offenbar wieder da, denn die Berliner Offiziösen haben ihre alten Plänkeleien wieder aufgenommen und auch aus England kommen gelegentliche Alarm-Nachrichten, welche im Anschluß an die Eröffnung der Transkaspischen Bahn ein Vordringen Rußlands auf Indien melden. Indessen ist dem allen wenig Bedeutung beizumessen, solange die Truppenverschiebung stillsteht und von neuen Bewegungen an der Westgrenze hat man nichts mehr gehört.

Nichts weniger als Fortschritte hat Rußland auch auf der Balkan-Halbinsel gemacht. In Serbien ist das russenfreundliche Ministerium gestürzt und durch ein österreichisches ersetzt worden, welches Dauer verspricht. Die bisher russisch gesonnene Königin ist in Wien eingetroffen und hat sich mit dem König wieder ausgesöhnt. In

Bulgarien schreitet die Selbständigkeitsbewegung fort; Fürst Ferdinand hat eine Huldigungsreise von Ort zu Ort unternommen und in Ost- und West-Rumelien ist ihm von allen Ständen, besonders aber von den Armen eine Begeisterung und ein Patriotismus entgegenbracht worden, daß ohne Zweifel im kommenden Kriege Bulgarien rücksichtslos für seine Selbständigkeit fechten wird. Auch in Rumänien hat Rußland nichts anderes erreicht, als Aufstände bethörter Bauern und Aufwiegelung nichtsnutziger Subjekte, die schließlich zu einem Attentat in der Hauptstadt und zur Bandenbildung im Gebirge geführt hat. Alles, wie gesagt, ohne anderem Erfolg, als Erhaltung der Unruhe.

Aber nicht nur politische Mißerfolge hat Rußland zu verzeichnen, so daß ihm als einziger Bundesgenosse am Balkan Montenegro bleibt, sondern auch ein friedliches kulturgeschichtliches Ereignis wirkt seinen Interessen entgegen: die im letzten Monat erfolgte Eröffnung der Eisenbahnstrecke Wien-Salonichi. Es liegt auf der Hand, daß diese Bahnstrecke zunächst nicht russischen, sondern in erster Linie österreichischen und deutschen Geschäftsverkehr ins Land ziehen wird und damit wird dann ein Faden nach dem anderen von den vielen zerschnitten, welche vormals die slavischen und orthodoxen Elemente der Balkan-Halbinsel an das heilige Rußland ketteten.

* * *

In **England** ist eine eigentümliche Bewegung entstanden. Nicht die Regierung, wie in den meisten anderen Staaten, hat Mühe von widerstrebenden Parlamenten sich die nötigen Mittel für Heere und Flotte bewilligen zu lassen, sondern im Gegenteil die öffentliche Meinung klagt die Regierung an, daß sie ihre Pflicht gegen das Vaterland vernachlässige und sogar durch mangelnde Kriegsrüstung den Boden Großbritanniens der Gefahr einer fremden Invasion aussetze. Die Bewegung blieb in engeren Grenzen, so lange nur Zivilisten, und diese zum Teil aus Gründen der Partei, die Regierung angriffen; aber die Sache wurde bedenklicher, als zunächst der Herzog von Cambridge und dann „der englische Moltke", General Wolseley, ziemlich maßlose Angriffe gegen die Heeresleistung richteten.

Wohl nahm nun der Präsident des Kabinets Lord Salisbury Gelegenheit, sich in schärfster Weise gegen die Angreifer zu wenden und diejenigen des Hochverrats zu zeihen, welche die schwache militärische Lage Englands vor der ganzen Welt offen legten. Sachlich aber gab er dadurch der Kritik Recht, daß er erhebliche Mehrforderungen für Heer und Flotte in das Budget einstellte, Forderungen, welche zweifellos unberechtigt wären, wenn wirklich seinen Versicherungen entsprechend, alles sich in dem behaupteten ausgezeichneten Zustand befände.

Wie stark die volkstümliche Bewegung zu Gunsten der Verstärkung einer Armee in England gewesen sein muß, erhellt auch aus dem Umstande, daß der bekannte nach Volkstümlichkeit haschende Lord Randolf Churchill aus einem Gegner plötzlich zum Freunde der Armee geworden ist.

Vom deutschen Standpunkt aus kann man sich nur der Anstrengungen, welche gemacht werden, freuen; denn wenn bei dem zu erwartenden großen Weltbrande die Streitkräfte Englands überhaupt in Thätigkeit treten, so werden sie nach menschlichem Ermessen stets nur auf Seite Deutschlands zu finden sein.

Die irische Frage steht auf dem alten Fleck; zwar ist es der offiziösen englischen Diplomatie in Rom gelungen, den Papst zum Einschreiten zu bewegen und von ihm eine Verfluchung des gewohnheitsmäßigen Verfahrens der Landliga, des Boykottierens und ähnlicher Liebenswürdigkeiten, zu erpressen. Aber praktisch bleibt die Sache ohne alle Bedeutung; zwar wußten die vatikanische Offiziösen zu melden, daß die irischen Bischöfe sich unterworfen hätten; aber nach zwei Tagen stellte sich heraus, daß diese Nachricht erfunden war. Die Bischöfe, die Landliga, die Parnelliten — alles ist darin

einig, daß der Papst in Sachen der Revolution gar nichts zu sagen hat, und daß in erster Linie die politischen und in zweiter Linie auch noch die politischen und in dritter Linie die kirchlichen Interessen noch lange nicht in Betracht kommen. Es erweist sich also in England die auch in Deutschland beliebte Politik, mit Hilfe des Papstes die katholischen Intransienten im Zaume halten zu wollen, als eine völlig verfehlte. Die Katholiken folgen dem Papst so lange es gegen die Regierung geht, aber sie kündigen ihm den Gehorsam, sobald er mit den weltlichen Autoritäten gemeinsame Sache macht.

* * *

Aus dem Kaiserreich **Brasilien** kommt die Nachricht, daß die gesetzgebenden Gewalten der völligen und bedingungslosen Aufhebung der Sklaverei zugestimmt haben. Mit dieser Maßregel wird die Sklaverei rechtlich so ziemlich von der Erde beseitigt sein; thatsächlich freilich besteht sie noch in weiten Gebieten fort; aber auch schon die rechtliche Beseitigung ist ein bedeutender Fortschritt, denn wenn auch langsam, so wird doch sicher die Praxis den Gesetzen folgen. Wenn auch hier der Papst sich in breitspuriger Weise über die neue Maßregel zustimmend äußert, und ungefähr so thut, als gehe das Ganze von ihm aus, so ist daran zu erinnern, daß in Nordamerika gerade die katholischen Staaten die Sklavenstaaten waren und daß daher diese vatikanische Prahlerei auf dem gleichen Boden der Unwahrheit steht, wie so viele andere.

Wirtschaftspolitik.

Auf die Andeutung offiziöser Blätter, daß von der deutschen Reichsregierung gegen die starke Zunahme der russischen Getreideeinfuhr Maßregeln vorbereitet werden, hat sich auf Seiten der Börsenpresse neuerdings ein Sturm gegen die deutsche landwirtschaftliche Produktion erhoben, so daß man sagen kann, diese Frage sei gegenwärtig die brennende auf wirtschaftlichem Gebiete. Daß die jetzigen Zölle, bez. das ganze System der Zollfestsetzung den Zweck, der deutschen Produktion den deutschen Markt zu erhalten, verfehlen muß, haben wir schon früher betont und auch mehrfach mit Nachdruck hervorgehoben, daß überhaupt die Schutzzölle für sich allein nicht vermögend sind und sein können, die Produktionskraft zu erhalten; daß mit solcher Maßnahme vielmehr die Steigerung der nationalen Konsumtionskraft in systematischer und verständnisvoller Weise Hand in Hand gehen muß. Die Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse aus Rußland wird sich auch durch die höchsten Schutzzölle nur ermäßigen, nicht aber verhindern lassen, so lange Rußland jährlich für mehrere hundert Millionen Mark seiner Erzeugnisse in Deutschland verkaufen muß, um Bankierguthaben zur Einlösung seiner Koupons zu erlangen. Man müßte denn dem russischen Borgsystem bei uns wieder Thür und Thor öffnen wollen, wo dann statt des Imports russischer landwirtschaftlicher Erzeugnisse jährlich einige neue russische Emissionen ins Land kommen könnten, mit deren Ertrag dann die Russen ihre Zinsen allerdings bei weitem bequemer bezahlen könnten wie jetzt. Der russische Finanzminister brauchte dann nicht mit solcher Strenge wie gegenwärtig die Steuern einzutreiben; und Bauern und Grundbesitzer müßten dann nicht, wie gegenwärtig, ihr Getreide um jeden Preis verkaufen und würden dann wohl auch nicht, wie jetzt, in solchen Massen von ihrem Grundbesitz vertrieben, sobald es dem „Kapital", das sie plagt, gelungen ist, einen „zahlungsfähigen" Ersatzmann für ihn zu finden. Dann auch der „Trunk" ist eine der besten Einnahmequellen der russischen Regierung und geht noch über die Schutzzölle; wenn daher der russische Bauer seinen Weizen oder Roggen zum Schänkwirt trägt, um Schnaps dafür

zu erhalten, während er vielleicht nicht mehr genug für sich selbst zum Brot hat, so ist es sehr wahrscheinlich, daß derselbe (bei dessen Einkauf, wie gesagt, nicht das Geld sondern der Schnaps seine Rolle spielte, der also spottbillig, fast umsonst, in den Verkehr gekommen ist) in Köln, München, Mannheim oder Frankfurt a. M. auf den Markt kommt, um auf Konto der russischen Kouponszahlung verkauft zu werden. Diesem Zwangsverkauf gegenüber können die schärfsten Zollmaßnahmen für die dadurch bedrohte eigene Landwirtschaft zwar die Gefahr völligen Ruins abwenden, nicht aber dieselbe von der Konkurrenz befreien; sogar: je höher unsre Schutzzölle, je niedriger müssen die verschuldeten Länder ihre Preise stellen und je mehr von ihren Erzeugnissen müssen sie infolge dessen verkaufen, um die feststehende Geldsumme zur Bezahlung ihrer Koupons und zur Tilgung des Kapitals anzuschaffen. Daraus ergibt sich klar, daß die Schutzzölle für sich allein nicht im Stande sind, die Einfuhr fremder landwirtschaftlicher Erzeugnisse zu verhindern, oder (was entsprechender ist) die zerstörende Wirkung auf unsere landwirtschaftlichen Verhältnisse ganz aufzuheben.

Auch Großbritannien hat so lange das Besitzinteresse noch vorwiegend den Einfluß auf die Wirtschaftspolitik des Landes hatte und ehe der Kapitalismus auch die Landwirtschaft überwiegend beherrschte, durch Schutzzölle einseitig den landwirtschaftlichen Rückgang und die Auflösung des nationalen Besitzes zu verhindern gesucht. Im ersten Stadium des Kampfes zwischen dem Erbbesitz und der Auflösung desselben im industriellen und kommerziellen Kapitalismus hat man sogar zur allzu scharfen Maßnahme des völligen Getreideeinfuhrverbotes gegriffen, und noch im letzten Stadium, wo der Kampf fast schon entschieden war, hat man noch einen hohen Schutzzoll für Getreide gehabt. Derselbe betrug bis zum Jahr 1841, wenn der Preis für den Quarter Weizen unter 64 Schillinge herabging, 23 Schilling 8 Pence, also fast zehn Mark für die Last von 100 Kgr. und bis 1845 (als der Kapitalismus auch in den ursprünglich landwirtschaftlichen und aristokratischen Kreisen übermächtigen Einfluß gewonnen hatte, womit die Vernichtung der Landwirtschaft als Grundlage der nationalen Macht besiegelt war) 20 Schillinge, sobald der Weizenpreis unter 51 Schillinge herabgegangen war. Es bestanden also Zölle von zwei Drittel bis zwei Fünftel des Getreidewertes, und sie waren bis 1841 doppelt so hoch wie die heutigen deutschen Getreidezölle; aber sie konnten die Getreideeinfuhr doch nicht hindern. Vom Jahr 1836, wo die englische Getreideeinfuhr erst 634262 Quarter bei einem Durchschnittspreis von 48 Schilling 6 Pence betragen hatte, bis 1841 war dieselbe auf 3615451 Quarter bei einem Durchschnittspreis von 64 Schilling 4 Pence gestiegen, stieg aber dann freilich, nachdem sie 1843 bis 45 niedrigere Ziffern gezeigt hatte, auf 9618026 Quarter im Jahr 1851, wo der Durchschnittspreis für Weizen nur noch 41 Schillinge war; während freilich die heutige Durchschnittseinfuhr ungefähr das vierfache derjenigen von 1851 beträgt, wogegen der englische Durchschnittsweizenpreis um mehr als fünfundzwanzig Prozent niedriger ist als damals. In den Jahren des hohen Getreideschutzzolles in Großbritannien war auch die deutsche Getreideeinfuhr in Großbritannien noch verhältnismäßig sehr hoch und erreichte im Jahr 1836 nicht weniger als 69.5 Prozent der gesamten großbritannischen Weizeneinfuhr — trotz jenes hohen Zolles. Denn Deutschland, bez. Preußen war damals England gegenüber in demselben Verhältnis wie heutigen Tages Rußland gegen Deutschland. Im Jahr 1820 betrug die preußische auswärtige, zum weitaus größten Teil in England, zum kleineren in Holland zu verzinsende preußische Staatsschuld 35738310 Thaler und in den gedrückten zwanziger Jahren waren noch große Beträge einheimischer Schuldtitel an der Londoner Börse zum Verkauf gekommen; auch war die deutsche Landwirtschaft damals infolge der Kriegsnachwehen noch so schwer belastet, daß die Landwirte verkaufen mußten, was sie Verkäufliches hatten, und daß viele dabei zu Grunde gingen; aber es erklärt sich auch die Möglichkeit, daß trotz des hohen englischen Schutzzolles deutscher Weizen nach England gehen konnte, da der Quarter Weizen, der im Jahr 1836 in London durch-

schnittlich $48\frac{1}{2}$ Schilling kostete, in Preußen durchschnittlich nur 28 Schillinge wert war; aber an den Ausfuhrplätzen Stettin &c. auf fast 20 Schillinge herabging.

Es erhellt daraus leicht, daß die englische landwirtschaftliche Schutzpolitik keinen durchschlagenden Erfolg für die englische Landwirtschaft haben konnte, da ein Import aus den Ländern, welche damals an England verschuldet waren, zur Deckung der Zinsen und Schulden jedenfalls stattfinden mußte; daß aber die englischen Grundbesitzer unter dem Schutzzoll jedenfalls noch bestehen und sofern sie sehr großen Betrieb hatten, sogar mit Vorteil wirtschaften konnten — was aufhörte, sobald der Schutzzoll seit 1845 gänzlich beseitigt war, wie man aus dem Sturz der englischen Weizenpreise vom Durchschnitt von 61 Schilling $8\frac{1}{2}$ Pence in den Jahren 1836—41 auf den Durchschnitt von 41 Schilling in den Jahren 1843—51 leicht erkennen kann —: woraus denn auch die wirtschaftliche Notwendigkeit der landwirtschaftlichen Schutzzölle grade unter dem System der internationalen Verschuldung unbedingt hervorgeht, wie es auch klar sein muß, daß die englische Landwirtschaft durch die Beseitigung der Schutzzölle zu Grunde gegangen ist. Dies muß auch den englischen Grundbesitzern aus dem Erfolg der Aufhebung der landwirtschaftlichen Schutzzölle alsbald klar geworden sein. Aber es ist auch unverkennbar, daß in den Kreisen der Grundbesitzer der praktische Kapitalismus bereits so um sich gegriffen hatte, und daß das Interesse vieler dieser Besitzer (selbstverständlich zu ihrem Unheil) an ausländischen Kapitalanlagen bereits so groß geworden war und daß sie zum Teil schon so stark in die Spekulation verstrikt waren, daß sie hinsichtlich ihrer Pflichten gegen ihren alten erbgesessenen Besitz und dessen Interessen in Verwirrung gerieten. Diese Verwirrung war freilich noch früher eingetreten, bevor der Sieg des Freetrade entschieden schien, indem die Grundbesitzer den Vorteil, den sie aus den Schutzzöllen zogen, anstatt ihn der landwirtschaftlichen Gesamtheit und der Gesamtverbesserung der landwirtschaftlichen Verhältnisse — nicht nur was den Besitz, sondern auch was die Bevölkerung betrifft — zuzuführen, ebenfalls hauptsächlich kapitalistisch verwandten, indem sie ihn vielleicht zunächst der Ausdehnung des eigenen Betriebes, zur Steigerung der Einzelerträgnisse verwandten, und dabei vielleicht nicht wenige Nachbarexistenzen vernichteten, dann aber ihre Mittel der Börse für den Kapitalexport zuführten und damit dem internationalen Kapitalismus jene entscheidende Stärkung, vor welcher jeder Widerstand gegen die Alleinherrschaft des Freetrade brechen mußte, zuführten.

Wir haben diesen Blick auf den Mißerfolg der englischen landwirtschaftlichen Schutzpolitik weder aus allgemeinen noch selbst aus engeren zollpolitischen Gründen gethan; sondern um einmal eine ernste Angelegenheit den Vertretern des Großgrundbesitzes gegenüber anzuregen: nämlich die der Verwendung ihres aus ihren Betrieben herauswachsenden Kapitals und überhaupt der Stellung vor dem internationalen spekulativen Kapitalismus. Wir können leider nicht fürchten, daß wir widerlegt werden, wenn wir behaupten, daß ein überaus großer Teil der russischen Schuldpapiere, die nach Deutschland gekommen sind, durch landwirtschaftliche Hände „klassiert" worden sind, und daß viele deutsche Landwirte geglaubt haben, ihren Erübrigungen eine besonders gute Verwendung zu geben, wenn sie dieselbe in Pfandbriefen des russischen Bodenkredits anlegten. In Wahrheit hätten sie — volkswirtschaftlich gesprochen — besser gethan, ihr ganzes Geld in Champagner zu vertrinken. Auch bei uns bestehen schon allzuviele Beziehungen der großen Landwirte zum spekulativen Kapitalismus. Diese Beziehungen treten in einer großen Menge von Einzelverhältnissen zutage. Sie bedeuten die größte Gefahr für die Landwirtschaft und den landwirtschaftlichen Besitz, und müssen, wenn man nicht bald zur Besinnung kommt und sich über den Abgrund, der sich hier öffnet, klar wird, zu demselben Ergebnis wie in England führen. Vor acht Jahren hat freilich Fürst Bismarck noch gesagt, daß sich zwanzig Millionen deutscher Landwirte nicht so ohne weiteres schlagen lassen. Wenn sie sich aber selbst schlagen?.... wenn aus ihren Reihen heraus und mit ihren Mitteln grade

dem feindlichsten Element immer mehr Kräfte zugeführt werden — wie dies in England geschehen ist, wo der konservative Premierminister Lord Salisbury einer Deputation von Landwirten erklärte, daß an einen Schutz für die landwirtschaftliche Produktion auf keinen Fall zu denken sei, in einem Augenblick, wo der über die nächsten Interessen des Landes hinausgehende Kapitalismus durch Errichtung eines Schutzzolles für seine Kolonialweine erfreut wird, und nachdem man in tausend Fällen für diesen schon die ganze Macht und den Kredit des Landes aufgeboten hat. Denn die Erhöhung des englischen Zolles auf Flaschenweine ist praktisch ein Schutzzoll für die Kolonialweine; und indem ferner z. B. England die vorletzte ägyptische Anleihe garantierte, gewährte es dem internationalen Kapitalismus einen Schutzzoll, wodurch die Mittel, die landwirtschaftliche Produktion der betreffenden Länder zu schädigen, mächtig vermehrt wurden.

Man wird zugeben, daß wir einigen Grund haben, jede Verquickung der produzierenden Gebiete mit der internationalen Spekulation mit höchster Abneigung zu beobachten. Daher stehen wir auch den neuen Bestrebungen für die Gründung einer Spiritusbank kühl gegenüber, ebenso wie den Kartellen und ähnlichen Einrichtungen. Wir erwarten von jener Bank für die Landwirtschaft und für die Brenner nichts Günstiges, wenn vielleicht die Bedingungen auch günstiger sind, wie die des vorjährigen Bankprojektes. Richtiger würde eine große, ganz Deutschland umfassende Spiritusgenossenschaft zur Regulierung der Produktion, aber ohne jede Anlehnung an kapitalistische und spekulative Einrichtungen sein. Hierdurch könnte wirklicher Nutzen und Vorteil für die Spiritusproduzenten geschaffen werden; wobei man freilich von einer Steigerung der Produktion ins Maßlose zur Hebung des Exports völlig und rückhaltlos absehen müßte. Bedauerlich ist, daß der Hauptgrund der Schwierigkeiten für das Zustandekommen der Spiritusbank nicht bei den Spiritusbrennern, sondern bei den Zwischenhändlern, welche kapitalmächtig genug sind, um sich selbst einer kapitalistischen Gründung mit Erfolg zu widersetzen, besonders wenn sie einen „agrarischen" Anstrich zeigt, zu suchen ist. Diese sehen in einer Spiritusbank — keineswegs mit Unrecht — wesentlich ein Monopol, dessen eine Spitze sie trifft, wobei sie die gegen die Produktion gerichtete, welche sie bisher in der Hand halten, verlieren müßten. Daß eine Konzentration des Kapitals aber gegen die Produktion noch weit einschneidender wirken wird, wie eine kapitalistische Konkurrenz, hat die Erfahrung oft genug gelehrt. Das Staatsmonopol wird dann der letzte Anker bleiben.

Zunächst dürfte freilich die spekulative Zersetzung immer tiefer dringen. In den neuesten Börsenberichten lesen wir von einem „Kavalierkonsortium", das sich in Wien zum Zweck einer Getreideschwänze gebildet habe; wobei zugleich bemerkt wird, daß die betreffenden die dazu nötigen Mittel durch Eintragung von Schuldbriefen auf ihre Besitzungen gewonnen hätten. Es genügt wohl, diese letztere Thatsache hervorzuheben, um einen „Eistanz der blinden Kuh" zu kennzeichnen. Möglich ist freilich, daß das „Kavalierkonsortium" nur ein Vorspiegelung der Börse ist, ein ausgestopfter Strohmann, der beim Bauernfang und dann als Sündenbock beim Krach das Doppelte leistet: einerseits indem er nicht wenige aus aristokratischen und den diesen nahestehenden Kreisen einfangen läßt, anderseits indem er die eigentlichen Macher verbirgt und zuletzt zu einem der beliebten Keile der Börsendemagogie gegen den Adel geschmiedet wird, was jetzt, wo so viele von der Börsenclique, welche sich selbst für den Adel mit kläglichem Erfolg präsentierten, die Trauben doppelt sauer finden, der Bosheit doppelt Freude machen würde. Das spekulative Material häuft sich dabei immer stärker. Nachdem zuerst argentinische, dann mexikanische, dann neue ägyptische und endlich alte türkische Schuldpapiere nach Deutschland gebracht worden sind, ist abermals, um unseren Wollzüchtern das Haar grau zu machen, eine neue argentinische Anleihe abgeschlossen worden; und es wird nicht die letzte sein.

Dabei setzt sich der Einfluß der Börse allenthalben immer fester. Die fast nie

unterbrochen gewesenen Unterhandlungen wegen einer neuen russischen Anleihe haben endlich dahin geführt, daß das dabei führende pariser Finanzinstitut besondere Sicherheit für die Anleihe forderte, was der russische Finanzminister zwar ablehnte, was aber für die Folge von weitestem Einfluß werden wird. Indes ist der englische Finanzminister, der soeben erst den „großen Erfolg" der Konversion gehabt hat, hervorgetreten mit der Absicht, für eine Anleihe zu militärischen Zwecken ein Vermögensstück des englischen Staates, nämlich die in dessen Besitz befindlichen Aktien des Suezkanals, zu verpfänden. Dieser Vorschlag begegnet in England mit Recht sehr entschiedenem Widerspruch, und er zeigt auch, wie unrecht die Börse von ihrem Interessenstandpunkt aus hatte, indem sie den Finanzminister wegen seiner Zollmaßnahmen, deren kennzeichnendste wir bereits hervorhoben, des Abfalls vom Manchestertum beschuldigte. Denn der Vorschlag kann bei den Kreditverhältnissen Großbritanniens nur bezwecken, der Börse ein Recht auf ein staatliches Vermögensstück auszuliefern.

An Kapital für alle möglichen Anlagen fehlt es nach wie vor nicht im mindesten, und die jetzt zur Veröffentlichung kommenden Berichte der Handelskammern und der ihnen gleichstehenden Körperschaften, welche das letzte Jahr im allgemeinen als günstig kennzeichnen, lassen zwischen den Zeilen deutlich genug lesen, in welchem scharfen Schritt die Verkapitalisierung des nationalen Vermögens und der nationalen Kraft vor sich geht. Soviel über die Arbeitsverhältnisse Angaben von genügender Deutlichkeit vorliegen, läßt sich leider erkennen, daß der durchschnittlich auf den Arbeitslohn fallende Anteil vom Arbeitsertrag eine weitere höchst bedenkliche Verminderung erfahren hat. Der Ersatz männlicher Arbeiter durch jugendliche und weibliche Arbeitskräfte hat weiteren Umfang angenommen und das Beispiel der Gräfin von Donnersmarck, welche die weiblichen Arbeiter aus den Gruben entließ mit der Anweisung, sich häusliche Stellen zu suchen, scheint ohne Nachfolge geblieben zu sein. Dies und das ganze wirtschaftliche Ergebnis des vorigen Jahres, das g e s c h ä f t l i c h fast überall als günstig bezeichnet wird, muß als unerfreulich bezeichnet werden. Denn es ist ohne Zweifel eine sehr berechtigte sozialpolitische Forderung, daß sich die Vorteile der Arbeit und Wirtschaftlichkeit auf alle Teile der Bevölkerung erstrecken. Aber in der Abnahme des Gesamtertrages für den Arbeitslohn unter im allgemeinen wirtschaftlich günstigen Umständen kann man nichts Erfreuliches sehen. In weiterer Erstreckung muß dies natürlich die Produktion doch endlich schwer empfinden, wenn sie auch zum Teil sich in günstigen Verhältnissen sonnt. Andere Gebiete, wo die internationale Konkurrenz immer mächtiger wird, empfinden schon jetzt die Schatten der Dinge empfindlich genug.

Es ist gewiß ein bedenkliches Zeichen der Zeit, wenn die englischen Eisenproduzenten und Maschinenfabrikanten selbst den Versuch machen, wieder eine allgemeine Konvention der europäischen Produzenten herbeizuführen, nachdem sie selbst den Bruch der früheren Konvention herbeigeführt haben. Damit scheint festgestellt, daß sich die englische Eisenproduktion an der Grenze ihrer Unterbietungsfähigkeit angekommen sieht; ebenso wie die rigorosen Maßregeln gegen die fremden Manufakturwaren, welche den englischen zu konkurrieren scheinen, beweisen, wie sehr sich die maßlos ausgedehnte englische Industrie auf dem internationalen Markte beengt und bedrängt fühlt. Sie wird dem Schicksal des größten Fehlers ihrer Träger: sich den heimischen Absatz vernichtet zu haben, nicht entgehen. Freilich wird man noch lange vergeblich hoffen, daß die Versuche der festländischen Staaten, ihre Arbeitsgebiete wenigstens so weit als möglich vor dem internationalen Chaos zu bewahren, die Beurteilung und bewußte Förderung, welche für ihren Erfolg so nötig ist, erfahren.

Kirche.

Auf den mit dem erwachenden Frühling wieder hervortretenden kirchlichen Konferenzen spielt diesmal die Polemik gegen Ritschl wieder eine noch größere Rolle als in früheren Jahren. Die Frage wird eine immer brennendere. Wir können hier weder die einzelnen Referate und ihren Inhalt wiedergeben, oder einen Bericht über den Verlauf der darangeknüpften Diskussionen, noch wollen wir eingehende Kritiken Ritschlscher Behauptungen liefern. Nur mit kurzen Strichen möchten wir die Bedeutung, welche diese Streitigkeiten für die Gegenwart haben, kennzeichnen.

Indem die Schule Ritschls, an Kant anknüpfend, eine Erkenntnis der transzendenten Dinge auf dem Wege des intellektuellen Denkens ablehnt und dennoch, unabhängig von diesem Wege, einen Verkehr der Menschen mit Gott, der das Transzendente seinem Wesen nach einschließt, herstellen will, — so öffnet sie die Bahn für eine selbständige Entwicklung der Theologie, unabhängig von der Philosophie. In der Beschreibung der selbständigen Gewißheit des Glaubens in seinem Verhältnis zu Gott durch Christus ist von verschiedenen Treffliches geleistet, das es wohl erklärt, warum junge Leute mit Begeisterung sich solcher Theologie zuwenden. In dem Bestreben, die Beweisführung für den christlichen Glauben loszulösen von den Wechseln der philosophischen Anschauungen, und ihr eine eigne selbständige Grundlage und Gewißheit zu geben, liegt das Berechtigte an dem Auftreten des Ritschlianismus gegenüber den vorhandenen theologischen Richtungen.

Aber nun kommt es auf den Begriff von Offenbarung an, den derjenige hat, welcher die bezeichnete Stellung einnimmt. Weil diese wesentlich in Negation und Kritik besteht, darum finden sich auf dem Boden des Ritschlianismus noch recht verschiedene Richtungen, mit ganz verschiedenem Offenbarungsbegriff, zusammen. Auf der einen Seite kann ein Mann der ernsten kirchlichen Arbeit auf positivem Boden, wie der Bremer Pastor Thikötter, für die Grundsätze jener Schule eintreten, und auf der anderen steht ein Bender mit seinem nackten Naturalismus, welchen von sich abzuschütteln den Ritschlianern, trotz des ausgesprochenen Versuches, nicht gelingt. Ja, wir erleben es, daß alle diejenigen, welche sich vom positiven Glauben losgelöst haben, und die sich sonst etwa der Theologie des Protestantenvereins anschließen würden oder etwa in den Wegen wandeln, die sich zwischen der letztern und der Vermittlungstheologie hin- und herschlängeln, bald mehr nach rechts, bald mehr nach links sich haltend, — daß alle solche sich mit Vorliebe zu den Jüngern Ritschls bekennen, wo ihnen eine viel anständigere Form für ihre innere Stellung geboten wird als da, wo man sich, wie im Protestantenverein, schon zu offen mit den Juden und Judengenossen verbrüdert hat.

Auf diese Weise ist die Frage: ob für oder wider Ritschl? — zu einer kirchenpolitischen Parteifrage geworden und ist damit das Mögliche geschehen, um ihre theologische Abwägung zu erschweren. Wir leugnen gar nicht, daß durch Ritschl und einige seiner Schüler junge Theologen eine kräftige Anregung erfahren haben, die durchaus im bibelgläubigen Sinne das Werk des Herrn in ihren Gemeinden treiben. Andererseits aber können wir uns immer weniger dagegen verschließen, daß wer in den Bahnen eingeengt bleiben will, die ihm von Ritschl, Hermann u. a. vorgezeichnet sind, sich damit von der eigentlichen Kraft, die der christlichen Offenbarung innewohnt, abschließt. Hermanns letzte Schriften, in denen für den Verkehr des Christen mit Gott eine Erfahrung von der Wirksamkeit des heiligen Geistes gestrichen wird, und wo das fürbittende Gebet in der Seelsorge keinen Raum hat, — lassen darüber keinen Zweifel. Der Kampf, der als einer gegen Mystizismus und Pietismus angekündigt wurde, und in dem manche in dieser Richtung liegende wunden Punkte wirklich getroffen sind, entwickelt sich mehr und mehr zu einem Kampfe gegen alle diejenigen, welchen das „Schmecken der Kräfte der zukünftigen Welt“ eine Realität ist.

Die Ritschlsche Frage wird jetzt lebhaft erörtert auch bei der Angelegenheit der Besetzung des akademischen Lehrstuhls für historische Theologie in Berlin. Für denselben war Harnack in Marburg (früher in Gießen) vorgeschlagen. Wir haben im Märzbericht bereits mitgeteilt, daß in dem Berliner Ev. kirchl. Anzeiger lebhafter Protest gegen diese Berufung erhoben worden sei, und unsere Betrachtungen daran geknüpft, daß das gerade von dieser Stelle aus geschehen sei. Es zeigte sich bald, daß damit die Stellung des evangelischen Oberkirchenrates zum Ausdruck gebracht worden war. Denn als diesem die Berufung Harnacks zur Begutachtung vorgelegt wurde, sprach er sich gegen dieselbe aus. Bezeichnend für den „Einfluß der Kirche auf die theologischen Fakultäten", den man ja immer durch dies Gutachten der obersten Kirchenbehörde hinreichend gewahrt bezeichnete, würde es nun sein, wenn das Gerücht sich bestätigte, daß Harnack trotzdem berufen werden würde. Bisher ist dasselbe in der Form aufgetreten, der Kultusminister wolle dann neben ihm noch einen positiven Historiker berufen. Und genannt wurde als solcher Professor Christlieb in Bonn. Dieser Name ist nun zweifelsohne nur von der linken Seite ausgespielt worden, um die Sache zu Falle zu bringen. Denn Christlieb hat allerdings über Skotus Erigena eine historische Monographie geschrieben, ist aber doch thatsächlich Professor der praktischen Theologie; und da er als warmer Vertreter des thatkräftigen Pietismus und des Gemeinschaftslebens innerhalb der Theologie bekannt ist, so kann sein Name — von den Gegnern in diesem Sinne genannt — nur den Zweck haben, eine abschreckende Wirkung hervorbringen zu sollen. Harnacks religiöse Stellung ist schon in unserem früheren Bericht gekennzeichnet. Sie macht erklärlich, daß alles was dem lebendigen Christentum zuwider ist, sich an ihn klammert. Die „Nationalzeitung" erklärt: gegen seine Berufung protestieren hieße die Theologie auf den Aussterbeetat setzen, und das religiöse Volksbewußtsein laufe dabei Gefahr, auf ein Niveau herabzusinken, welches dem heidnischen Götzendienst wenig fern steht. — Die Zusammensetzung der Berliner theologischen Fakultät aber macht es in der That sehr erwünscht, daß der Schwerpunkt nicht noch weiter nach links gerückt werde. Merkwürdigerweise soll sich Pfleiderer, dessen Aeußerungen über Buddhismus und Christentum vor Jahren seine religiöse Stellung deutlich kennzeichneten, als einziger in der Fakultät gegen die Zweckmäßigkeit einer Berufung Harnacks erklärt haben.

In Berlin ist eine der städtischen Synoden abgehalten worden und wir heben daraus als bezeichnend einen Vorgang heraus. Der Synodale Bischof hielt einen Vortrag über die Verpflichtung der Gemeindekirchenräte und ihrer Glieder, auf das religiöse und sittliche Leben der Gemeinde einzuwirken. Die Herren stellten sich dabei das Zeugnis aus, daß sie sämtlich „bisher in pflichttreuer und darum segensreicher Weise auf das religiöse und sittliche Leben der Gemeinden eingewirkt" hätten. Nun kam aber ein unangenehmer Punkt zur Sprache, der sich wunderbar zu diesem Atteste ausnimmt. Der Prediger Rhode nämlich (von der Linken) hob als einen von dem Referenten nicht berührten Punkt hervor den etwas vernachlässigten Kirchenbesuch der Gemeindevertreter und -Aeltesten. Das war nun freilich bitter für die „pflichttreuen" Herren, wenn ausgesprochen wurde: es komme vor, daß kein einziges Mitglied der Gemeindeorgane beim Gottesdienst anwesend sei, und es vergehe kaum eine Woche, in der nicht Beschwerden aus der Gemeinde darüber einliefen. Ja, Prediger Rhode stellte sogar den Antrag, die Synode möchte die Gemeindekirchenräte ersuchen, Einrichtungen in Erwägung zu nehmen, welche die Gegenwart einer Anzahl von Aeltesten und Gemeindevertretern in jedem Hauptgottesdienste sichern. Also zwangweiser Kirchenbesuch! — Darüber gab es viel Hin- und Hergerede. Von einer Seite wurde hervorgehoben, daß, wer sich eines so unbescholtenen Lebens erfreue wie der Sprecher selbst, nicht nötig habe, in die Kirche zu gehen (also die Kirche ist eine moralische Besserungsanstalt, und es wirft einen Makel auf den Charakter des Menschen, der für sich häufiges Kirchengehen für nötig hält). Ein anderer meinte, er würde um der Gemeinde willen, wenn es wirklich beschlossen würde, auch schon die Last auf sich nehmen, dann und wann sich zur Teil-

nahme am Gottesdienst abkommandieren zu lassen u. s. w. — Der Synode wurde schließlich ein Ausweg eröffnet durch den Antrag des Propstes von der Goltz, der dann auch anstatt des Antrages Rhode angenommen wurde, daß nämlich „auch durch persönliches Vorleben und Wirken der Aeltesten und Gemeindevertreter das gottesdienstliche Leben und die christliche Sitte in den Gemeinden zu fördern" sei.

Wir können uns des Eindruckes nicht erwehren, der ja vielleicht, weil er nur aus Berichten geschöpft ist, nicht ganz richtig sein mag, daß die Herren von der Linken, welche in Berlin die Gemeinden regieren wollen, allmählich zu der Einsicht kommen, daß dazu gewisse Verpflichtungen gehören. Bei den einen mag das bewirken, daß sie ein gewisses Entgegenkommen zeigen gegen die kirchliche Arbeit und ihre Vertreter, bei den andern, daß sie der Sache auf die Dauer überdrüssig werden.

Letzteres scheint sich in der That in der Schweiz anzubahnen. Wir haben über mehrere positive Siege bei den Kirchenwahlen in Basel berichtet. Auch an anderen Orten, wo man sie kaum erwartete, sind sie eingetreten. Daneben stehen freilich auch neue Eroberungen der Reformer. Doch ist bezeichnend, daß ein St. Galler Blatt von einem „Umschlag des Wetters" spricht und ausruft: „Barometer tief. Landregen in Sicht. Regenschirme steigend im Preise."

Der evangelische Bund gibt eine „Kirchliche Korrespondenz" heraus, die wesentlich unter Professor Nippolds in Jena Einfluß steht. In derselben ist ein von Beyschlag, Nippold und Konsistorialrat Ehlers unterzeichneter Aufruf erschienen, in welchem von den Mitgliedern des evangelischen Bundes jährlich 6000 M. Unterstützung für — den altkatholischen Bischof Reinkens verlangt werden, und zwar eben die 6000 M., die vom Landtage im Etat gestrichen sind. Der arme Reinkens bezieht nämlich jährlich vom preußischen Staat nur 68 000 M., — und es sollen ja ganzer 15 000 Seelen sein, die sich noch zum Altkatholizismus in ganz Deutschland halten. Wir haben das Auftreten des Herrn Professor Beyschlag für diesen katholischen Bischof und sein Häuflein schon einmal tragikomisch genannt. Es tritt entschieden aus diesem Rahmen heraus, wenn in dieser Zeit, wo alles voll ist von evangelischer Kirchennot — nur um des Prinzips willen — für Zwecke, die dem evangelischen kirchlichen Leben absolut fern liegen, Gelder gesammelt werden.

Wir haben früher mehrmals über die Bewegung des Dr. Rabinowitsch in Kischinew berichtet. Dieselbe scheint vor einer Krisis zu stehen. Bekanntlich will der Christ gewordene Rabinowitsch doch noch ganz Jude bleiben und man glaubte das mit Rücksicht auf seine Volksgenossen erklären zu sollen. Nun hat aber Pastor Faltin, der anerkannt einer der gesegneten Judenmissionare ist und selbst in Kischinew arbeitet, die Notwendigkeit dieser Rücksichtnahme bestritten. Thatsächlich wollten die Juden, die Christen werden, mit dem Judentume gänzlich brechen. Es sei darum auch nur eine kleine Anzahl, die sich der eigentlichen Gemeinde des Dr. Rabinowitsch angeschlossen hätte, während die große Zahl derer, die seine Gottesdienste und Predigten besuchten, entweder ganze Christen seien oder ganze Juden. Daß auf die Dauer eine judenchristliche Gemeinde sich jetzt so wenig halten kann wie in den Anfängen der Kirche, war ja von vornherein klar; doch scheint, daß es jetzt sehr schnell zur Entscheidung kommen muß.

In Paris hat ein Engländer, Rev. Baxter, apokalyptische Vorträge gehalten, worin er behauptet, daß Christus am 11. April 1901 wiederkommen werde. Auch die politischen Umwälzungen in den kommenden 13 Jahren hat er genau entwickelt. General Boulanger ist der Träger der Zahl 666, dessen Namen, in griechischen Buchstaben geschrieben, diese Zahl ergeben. Zu Lebzeiten Napoleons III. hat er übrigens auch ihn schon mit dieser Ehre bedacht. Und bekanntlich hat der bayerische Pfarrer Clöter seiner Zeit die Hoffnung eines Antichristen auf den armen Prinzen Lulu gesetzt. Die arme Bibel ist doch der größte Märtyrer, den es gibt.

Neue Schriften.

1. Politik.

— **Der nächste Krieg mit Rußland und seine politischen Folgen von Wolfgang Eisenhart.** (Halle a. S. J. Frickes Sortiment i. K.) 1888. 35 S. 8⁰. 80 Pf.

Unter den Erscheinungen des Büchermarktes, welche sich mit Zukunftspolitik befassen und meist das recht unfruchtbare Geschäft betreiben, den Pelz des Bären zu verhandeln, ehe derselbe erlegt ist, zeichnet sich die vorliegende Arbeit vorteilhaft aus, da sie das Thatsächliche nicht aus den Augen verliert und weniger sich mit der Verteilung des nach einem glücklichen Waffengange besetzten Gebietes beschäftigt, als vielmehr die Verhältnisse im Osten, die Bedeutung des Sieges des Deutschtums beleuchtet und die Notwendigkeit der Errichtung einer Schutzmauer im Osten gegen das Slawentum darthut.

Die Erwerbung von Elsaß und Lothringen stützte sich auf historische Rechte, diese werden nun auch für die Lande jenseits der Weichsel entwickelt, die Ansiedelung und Ausbreitung des deutschen Elements geschildert und dann erzählt, wie infolge des Einsetzens deutschen Blutes zur Gewinnung der römischen Krone, deutsche Kräfte den östlichen Provinzen entzogen wurden; diese mußten ihrerseits dann dem Ansturm der jungen benachbarten Mächte erliegen, wechselten mit dem Sinken und Fallen derselben ihre Gebieter und wurden schließlich ein wichtiges Glied des russischen Reiches, von welchem auch bereitwilligst bis vor kurzem die Gerechtsame der deutschen Provinzen anerkannt wurden.

Seit drei Jahrhunderten sind die alten Besitzungen des Schwertbrüderordens dem deutschen Mutterlande entrissen. Ein wunderbarer Zufall fügte es, daß dieser Verlust im fernen Osten fast zu gleicher Zeit eintrat mit der Eroberung von Metz, Toul und Verdun. Doch wie ganz anders hat sich im Osten das Deutschtum zu behaupten gewußt als in den alten Bischofsstädten Lothringens, die völlig französirt sind. Inmitten einer feindlichen, an Zahl zehnfach überlegene Bevölkerung, von polnischen, schwedischen und russischen Eroberern Jahrhunderte lang bedrückt, oft viele Jahre lang den verheerendsten Kriegen ausgesetzt, hat diese Hand voll Deutscher allen Angriffen auf ihr Volksbewußtsein, ihr Recht und ihre Kultur siegreich widerstanden. Während der gebildete Elsässer mit Stolz seine deutsche Abstammung verleugnete, betrachtet es der Livländer als den höchsten Ruhm, deutsche Art und Sitte unter allen Bedrängnissen behauptet zu haben. Das Deutschtum beschränkt sich im Wesentlichen auf die Bewohnerschaft der größeren Städte und auf die adligen Grundbesitzer, während der seit den Reformen der sechziger Jahre sich kräftig entwickelnde Bauernstand der finnischen und slavischen Urbevölkerung angehört, deren Germanisierung sich langsam aber sicher vollzieht. Es ist daher fast unmöglich anzugeben, wo das Deutschtum aufhört und das Lettentum anfängt; Bildung und deutsches Wesen sind hier den Letten gleichbedeutend, und so sind denn auch alle Versuche des panslawistischen Chauvinismus, das verhaßte Deutschtum durch Belebung des estnischen und lettischen Volksgefühls zu ersticken, vergebliche gewesen. Hat sich aber hier und da eine lettische Partei gebildet, so verfolgt dieselbe nur agrarsoziale, und nicht nationale Bestrebungen.

Befreiung des hier kämpfenden Deutschtums muß das Ziel des nächsten Krieges sein; die von den Grenzen Lithauens bis an die Adria und bis an das schwarze Meer wohnenden romanischen und slawischen Völkerschaften müssen gezwungen werden, sich unter den Schutz von Deutschland-Oesterreich zu begeben. Der Verfasser entwickelt nun sein mitteleuropäisches Staatensystem. Deutschland mit dem Schutzstaat Polen, Oesterreich mit den Schutzstaaten der Balkan-Halbinsel; durch diese Trennung der Interessensphäre der beiden Kaisermächte wäre in einfachster Weise einem Zusammenstoße, wie er 1866 erfolgen mußte, vorgebeugt. Schwere Bedenken knüpfen sich an die Aufrichtung eines polnischen Schutzstaates, zumal weder Oesterreich noch Deutschland gesonnen sein dürften, denselben durch Abtretung ihrer polnischen Provinzen zu vergrößern, und da bis zur vorgeschlagenen Germanisierung durch Zuzug deutscher Kolonisten mehrere Menschenalter vergehen dürften. Ob es

möglich sein würde, die Hauptmasse des Stromes der deutschen Auswanderung nach Polen und den Balkanländern zur richten, ist mehr als fraglich.

Im Einklang mit den Worten unseres seligen Kaisers tritt der Verfasser der Frage näher, ob Deutschland-Oesterreich im Stande seien, Rußland-Frankreich entgegenzutreten: „Wir werden stark sein zu dieser neuen Aufgabe, wenn wir es sein wollen." Ebenso wichtig wie für Deutschland ist für Oesterreich der Ausgang des bevorstehenden Kampfes, der einen Wendepunkt in seiner Geschichte bezeichnen wird; für Oesterreich wird es sich entscheiden, ob die Monarchie in ihre Bestandteile sich auflösen, oder ob dem Kaiserreiche an der Donau eine glänzende Zukunft im Süd-Osten Europas sich eröffnet. —d.

2. Kirche.

— **Tägliches Seelenmanna für Pilger nach Jerusalem** oder Betrachtungen auf alle Tage des Jahres. Von K. Biedebautt, P. em. Dritte umgearbeitete Auflage. (Calw und Stuttgart, Vereinsbuchhandlung.) 1887. 368 S.

Das Buch enthält für jeden Tag einen kurzen Bibelspruch mit einer kurzen Auslegung und Anwendung entweder aus älteren Zeugen, wie Luther, Arndt, Scriver, C. H. Rieger, M. Fr. Roos 2c. Mund, oder aus der Feder Neuerer wie Tholuck, Lemme, Dieffenbach 2c. Zuweilen hat der Verf. auch seine eigenen Gedanken beigefügt. Zum Schlusse ein passender Liedvers; dazu ein Vaterunser gebetet — so hat man eine erbauliche Morgen- oder Abendandacht, je nachdem man die Uebung Morgens oder Abends halten will. Das Büchlein wird gewiß manchem Segen bringen.

— **Nach Golgatha.** Dichtungen zur Leidensgeschichte Jesu Christi vom Verfasser „Von Mara nach Elim." (Gotha, F. A. Perthes.) 1887. 159 S. 3 Mark.

In fließenden Versen wird der sündigen Menschheit Erlösung durch das bittere Leiden und Sterben des Sohnes Gottes besungen. Aber so voll und wohllautend auch diese Verse sind, so warm und schön sie sich um die Passion Christi legen, wir können nicht leugnen: die einfache biblische Leidensgeschichte steht doch über aller Dichtung.

— **Friede auf Erden.** Soziale Zeitpredigten. Von K. Frank, Pastor an St. Marien in Stralsund. (Berlin, Wiegandt und Grieben 1888. 216 S. 2,25 Mk.

Ein christlich-soziales Vademecum, wie wir es von kirchlicher Seite trefflicher nicht zu denken vermögen. Ob man freilich von einer Predigtsammlung reden darf, ist uns zweifelhaft. Denn Predigten sollen doch nicht bloß die Gottesworte nach einer Seite benutzen. Das ist aber in den vorliegenden Reden der Fall. Der Verfasser hat das auch selbst gefühlt und prächtig entschuldigt: „Ob den hier vorliegenden Reden der Name „Predigten" noch zustehe, mag von mancher Seite bezweifelt werden. Sie sind auch nicht in der Kirche, noch an Sonntagen, sondern in einem sonst nicht gottesdienstlichen Zwecken dienenden Saale an Wochentagen Abends gehalten worden. Aber aus dem Worte Gottes heraus sind sie erwachsen. Unter Gebet sind sie gearbeitet und gehalten. Und von Herzen zu Herzen sind sie gesprochen worden. Das wird hoffentlich, wer geistlich zu richten versteht, auch noch an dem geschriebenen Worte spüren. Auf den Namen und die Bezeichnung kommt es dann nicht an." — Beziehen die vorliegenden Reden denn auch alles auf die soziale Frage, so darf man doch sagen: was sie in dieser Hinsicht gegeben ist vortrefflich und wirkt gewiß auch nach allen Seiten; besonders ausgleichend, Frieden bringend auf Erden, wie der Titel andeutet. Nicht minder nach Seiten der Reichen wird hier ein scharfes Wort geredet, als nach Seiten der sich vorzugsweise so nennenden „Arbeiter". Vermieden würden wir haben S. 48 in der Predigt vom reichen Mann und armen Lazarus zu reden „von Abrahams mit wahrhaft entsetzlicher Seelenruhe gesprochenen Worten: „Gedenke Sohn, daß du dein Gutes empfangen hast in deinem Leben 2c." Die Auslegung von 2. Mos. 3, 21. 22. (S. 145) über das sogenannte „entleihen" von Kostbarkeiten durch die Israeliten von den Aegyptern müssen wir beanstanden. Von einem „entleihen" ist auch im lutherischen Texte nicht die Rede, sondern, ganz dem hebräischen Ausdruck gemäß, von einem „entwenden", einem Worte, welches zu Luthers Zeiten noch ganz seine originelle Bedeutung „von einem Platz an den anderen bringen" hatte. Diebstahl müßte durch die Form „durch Diebstahl entwenden" bezeichnet werden. Der Ausdruck verträgt also recht gut, daß die Israeliten Gastgeschenk von den Aegyptern forderten und empfingen — nicht liehen, noch stahlen. Sonst empfehlen wir diese meisterhaften Reden weiten Kreisen; auch Fabrikanten und Kapitalisten, die noch Predigten lesen.

B. F.

— **Heilige Geschichte.** Erklärung der historischen und einiger Lehrbücher des Alten Testaments als Offenbarung der äußeren und innern Erziehung des Volkes Gottes. Von L. Krekeler, Pfarrer in Stift Berg bei Herford. (Bielefeld, Schriften-Niederlage der Anstalt Bethel). 1887. 474 S. 4 Mk.

Ein treffliches Werk, dessen Lehrhaftigkeit und warme Darstellung sich dem christlich-gläubigen Geiste anmutend enthüllet. Einleitungen in die hl. Schr. gibt es ja genug; oft solche, welche in hyperkritischem Geiste die Schrift zerzupfen, ohne in sie einzuführen. Hier handelt es sich um die hl. Geschichte, die äußere und innere Erziehung des Volkes Gottes, die nichts andres ist als das vergrößerte Bild der Erziehung des einzelnen Menschen durch Gottes Hand; an dessen vor uns liegender Erziehung und dann Verwerfung um des Unglaubens willen alle Völker das bleibende Urbild haben. Hier läßt sich der Verfasser auf die moderne Kritik gar nicht ein. Ob mit Recht? Sie spielt einmal eine Rolle in der modernen Welt und nicht leicht wird ein Lehrer von ihr nicht angekränkelt seinen Weg gehen. Prof. Delitzsch in Leipzig meinte deshalb, es sei nicht gut hier auf das zweifelhafte Vorrecht der Unwissenheit zu rekurrieren. Die Gefahr von dem Gifte, das die Kritik enthält, angesteckt zu werden, ist auch

viel größer, wenn es uns von feindseliger als wenn es uns von gläubiger Seite mit dem nötigen Gegengift gebracht wird. Die Klarheit, mit welcher die Lehre in unserem Buche vorgetragen wird, ist bewundernswert. Manchmal wird es aber, der Deutlichkeit zu lieb, zu ausführlich, z. B. S. 25 der vollkommen schriftgemäße Vergleich der Vernunft als Auge des Geistes (Matth. 6, 22). Das Gleichnis, auch auf das Ohr ausgedehnt, wird in einer Weise durchgeführt, die dem Nachdenken des Schülers zu wenig überläßt. An zwei Punkten haben wir Anstoß genommen. S. 117 an der Ausführung: „In der plattdeutschen (?) Mundart gebraucht man den Ausdruck vergiften für vergeben." Es ist damit ausgesprochen, daß mit der Vergebung auch zugleich eine Vergiftung d. h. der Tod des alten Menschen unabweislich verbunden sei. Das ist sprachliche Willkür und oberflächliche Spielerei. S. 325 findet sich eine ungerechte Beurteilung Goethes, für welche der Herr Verf. heutzutage doch nur wenige Vertreter auch innerhalb der gläubigen Kreise finden wird. Wer, um den ganzen Göthe zu charakterisieren, nur die Stelle citiert, daß er dreierlei gehaßt habe: Wanzen, Tabakrauchen, Knoblauch und das Kreuz; wer von Werther, Wahlverwandtschaften und Wilhelm Meister nur zu sagen weiß, sie seien Verherrlichung des Ehebruchs und der gemeinen Wollust: der mag allerdings Goethe einen lüderlichen Menschen nennen und Vilmar des Götzendiensts mit ihm beschuldigen; ob aber der Punkt, um den es sich handelt, Goethe als Bereiter für die Aufnahme des Evangeliums, damit betroffen ist, ist uns mehr als zweifelhaft. Hat denn der Herr Verf. Schriften Vilmars, wie die über Tasso, wie die von ihm herausgegebenen Vorträge seines Sohnes Otto über Faust gelesen? Will derselbe Königin Luise schelten, weil sie ihren Jammer am besten ausgedrückt fand in den Worten Goethes: „Wer nie sein Brod mit Thränen aß 2c.?" Wir werden von diesem, unsrer Ansicht nach wunden Punkt des sonst so trefflichen Buches hier so ausführlich, weil es uns dünkt, daß er auch in gutgesinnten Kreisen verstimmen kann. Ueber die Einbringung des tausendjährigen Reiches hat sich der Verf. selbst in der Vorrede ausgesprochen und wir überlassen sie am besten nach seinem Wunsche der Prüfung des Lesers.

B. F.

3. Geschichte.

— **Deutsches Gesellschaftsleben im endenden Mittelalter.** Von Dr. Gust. v. Buchwald. Zweiter Band. Zur deutschen Wirtschaftsgeschichte (Kiel) 1887. XIX. 302 S.

Indem der Verf. zu dem mit Recht von der Kritik belobten ersten Bande „Zur deutschen Bildungsgeschichte" im zweiten Bande fünfzehn Abschnitte hinzufügt, welche die deutsche Wirtschaftsgeschichte im Ausgange des Mittelalters behandeln, vervollständigt er das von ihm begonnene Geschichtsgemälde in einer Weise, die die vollste Anerkennung verdient. Es ist die soziale Lage der Menschen des 14. und 15. Jahrhunderts, die er in den Vordergrund stellt. Sie erhält ihre Beleuchtung in der Darstellung des Lebens des Junkers Jörg von Ehingen im Dienste des Herzogs Albrecht von Oesterreich und auf seinen kriegerischen Wanderungen nach Frankreich, Portugal, Afrika, Spanien und England, in der Schilderung der wirtschaftlichen Verhältnisse der fürstlichen Höfe, der Städter und der ländlichen Bevölkerung. Daß der Verf. bei den letzteren länger verweilt, dafür gebührt ihm besonderer Dank. In den Abschnitten „Zum Verhältnis zwischen Stadt und Land," „Lohn und Verdienst ländlicher und städtischer Arbeiter," „Unentwickelte Zustände zwischen Stadt und Land" hat er ein Gebiet betreten und zugänglich gemacht, welches bisher immer nur aus der Ferne zu betrachten einigen Wenigen vergönnt war. — Auch die übrigen Abschnitte: „die Fischer", „Unentwickelte Verhältnisse zu Lande und zur See, Grundwehr und Seeraub," „Vorbildung zum Kaufmannsleben," „Ein deutscher Handlungsreisender und sein häusliches Leben" u. a. m. bieten des Neuen und Anziehenden soviel, daß man sie nicht ohne besondere Anerkennung des Forschungseifers und Darstellungsgeschickes des Vf. lesen wird. Die uns so gebotene Arbeit kann sehr wohl den Arbeiten Freytags, Riehls, Kriegks u. a. an die Seite gestellt werden. A. Br.

— **Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte.** Neue Folge der „Märkischen Forschungen" des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. In Verb. mit Fr. Holtze, G. Schmoller, A. Stölzel, A. v. Taysen u. H. von Treitschke hrsg. v. Reinhold Koser. I. Bd. I. Hälfte. (Leipzig) 1888. XXI. 324 S.

„Man hat die Geschichte aller gesitteten Völker geschrieben, nur die Preußen hatten bisher die ihre nicht" — dies Wort Friedrichs d. Gr. hat zwar seit Ranke, Droysen, Treitschke, Schmoller, Lehmann, Koser seine allgemeine Geltung verloren, dennoch besteht es für gewisse Gebiete und einzelne Perioden der Geschichte Brandenburg-Preußens noch heute zu Recht. Aber was versäumt worden, wird jetzt ernstlich nachgeholt. Der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg, der zu seinen Mitgliedern die meisten derjenigen Männer zählt, welche in der brandenb.-preuß. Geschichtschreibung sich schon einen Namen erworben haben, gibt hier einen erfreulichen Beweis für das ernste Streben, an seinem Teile die bisherigen Mängel und Lücken der vaterländischen Geschichtsforschung und Geschichtsdarstellung zu beseitigen. Jeder der in den Forschungen enthaltenen Aufsätze gibt davon ein treffliches Zeugnis. Gleich der erste: „Umschau auf dem Gebiete der brandenburgisch-preußischen Geschichtsforschung" von Reinh. Koser gewährt auf knappstem Raume eine so vorzügliche Uebersicht der bisherigen und so bedeutsame Winke für die weitere Thätigkeit auf jenem Gebiete, daß man ihn gradezu als eine Musterarbeit bezeichnen darf. In der 2. Aufl. S. 57—109 behandelt G. Schmoller, das brandenburgisch-preußische Innungswesen von 1640—1806, hauptsächlich die Reform unter Friedrich Wilhelm I. in der gleichen vortrefflichen Weise, in der seine früheren staats-ökonomischen

Werke abgefaßt sind. Kein Politiker, der sich mit der inneren Reform unseres Staates ernstlich beschäftigt, wird an dieser Arbeit vorübergehen dürfen. — Unter den übrigen 7 Aufsätzen machen zwei insbesondere Anspruch auf allgemeine Kenntnisnahme: „Die kirchlichen Zustände der Mark unter dem großen Kurfürsten" von H. Landwehr, und „Aus ungedruckten Memoiren der Brüder Friedrichs des Großen" von A. Naudé. Der erstere Aufsatz beleuchtet in objektiver sehr eingehender Darstellung die Religionspolitik des (reformierten) Großen Kurfürsten gegenüber den brandenburgischen Lutherischen. „Die bisherige Geschichtsschreibung hat fast durchweg vom reformierten Standpunkt die Kirchenpolitik des Großen Kurfürsten behandelt. — Die Lutherischen galten allein als die streitsüchtigen, welche nicht Frieden halten wollten." L. zeigt, daß diese Anschauung als unrichtig angesehen werden müsse und daß die Lutheraner allerdings mehrfach unter ungerechter Behandlung des Kurfürsten und seiner Räte Otto von Schwerin und von Stosch zu leiden hatten. — Der letzte Aufsatz bringt die Denkwürdigkeiten der Prinzen Heinrich und August Wilhelm, soweit dieselben über den Anfang des siebenjährigen Krieges berichten. „Es zeigt sich, daß die Mitteilungen des Prinzen August Wilhelm aus der Zeit vor dem Kriege einen durchaus anderen Charakter tragen, als diejenigen des Prinzen Heinrich: bei dem letzteren konnten Schritt für Schritt unrichtige Angaben und parteiische Urteile nachgewiesen werden, der Bericht des Thronfolgers, soweit er auf das Gespräch mit Winterfeld zurückgeht, muß als glaubwürdig anerkannt werden." Es ist verdienstlich, daß der Verf. uns von neuem die Beweise liefert für die stark gegnerische Gesinnung, welche der große König bei seinen eigenen Brüdern grade in einem der entscheidendsten Zeitpunkte seines Lebens fand. A. Br.

4. Biographisches.

— Friedrich Wilhelm Robertson. Sein Lebensbild in Briefen. Nach Stopford A. Brooke und Fr. Arnold nebst einem Anhang religiöser Reden. Mit einem Vorwort von Dr. Emil Frommel. Mit Porträt. (Gotha, F. A. Perthes). 1888. XVI und 434 S.

F. W. Robertson, geb. 3. Februar 1816 in London, gest. 16. August 1853 in Brighton, einer alten schottischen Soldatenfamilie entstammend, hat sich 1837 in Oxford, gehorsam dem Willen seines Vaters und mit dem nie überwundenen Schmerz, kein Soldat geworden zu sein, dem Studium der Theologie gewidmet. Von Haus aus dem „Evangetismus" zugethan kam er in Oxford mit den „Teatherianern" in Berührung. „Von der tiefen religiösen Wärme und Aufrichtigkeit dieser Schule fühlte er sich mächtig angezogen, von ihren Lehren dagegen instinktiv abgestoßen." 1840 wurde R. ordiniert. Als Hilfsprediger war er zuerst in Winchester von 1842 an in Cheltenham thätig. Die Theologie, das Schulgezänk, bereitete ihm viel Verdruß, dagegen studierte er mit Vorliebe Geschichte und Naturwissenschaften. „Die gründlichen Kenntnisse auf diesen Gebieten machten es ihm geläufig, später die Uebereinstimmung sittlicher und religiöser Gesetze mit den Naturgesetzen darzuthun und auf diesen Gebieten nicht Gegensätze und Hindernisse für den Glauben zu erblicken, sondern im Gegenteil Zeugnisse für die Einheit und enge Zusammengehörigkeit der Schöpfung und Weltregierung Gottes." Die anhangsweise (S. 279—434) mitgeteilten geistlichen Reden beweisen, wie vortrefflich es R. verstand seine reichen weltlichen Kenntnisse im Dienste des Reiches Gottes zu verwerten. 1847 kam Robertson als Pfarrer an die Trinity Chapel in Brighton, einer Stadt, „die mehr vielleicht als irgend eine andere in England dieselben scharfen Kontraste darbot, die auch London in beständiger Erregung erhalten." Alle kirchlichen, politischen und sozialen Gegensätze stoßen in dieser Stadt auf einander. Robertson selbst gehörte keiner kirchlichen Partei an. Im Politischen konnten ihn die Konservativen ebenso oft für sich in Anspruch nehmen als die Liberalen. Im sozialen Leben widmete er seine ganze Kraft den Arbeitern, welche sich gerne von ihm führen ließen und ihm mit der Gemeinde und seinen Freunden ein Denkmal treuer Liebe in den Dünen bei Brighton errichtet haben. — Als Prediger erregte Robertson Aufsehen. Die Macht seiner Beredsamkeit beruhte aber nicht in glänzender Rhetorik, sondern in dem heiligen, ihn selbst innerlich fast verzehrenden Feuer der Liebe Gottes. „Die Verbreitung seiner gedruckten Predigten ist noch in steter Zunahme begriffen und so möchte man sagen: sein größter Einfluß begann erst nach seinem Tode, denn zu seinen Lebzeiten ist nur eine einzige Predigt im Druck erschienen, während sich jetzt in England kaum eine Privatbibliothek findet, die nicht seine Predigtbände oder andere seiner Werke enthielte. Die Predigten hatten dort schon vor mehreren Jahren fünfzehn Auflagen erlebt; in Amerika sind neun Auflagen erschienen. Tauchnitz hat sie für Deutschland in vier Bänden herausgegeben und eine Auswahl der vielleicht bedeutendsten und eigenartigsten ist in deutscher Uebersetzung bei Tobias Löffler in Mannheim erschienen sowohl als vergriffen. — Auch in der Agentur des Rauhen Hauses sind zwölf Predigten in deutscher Uebersetzung herausgekommen." Der Theologe trat in Robertson hinter dem nach Wahrheit und Leben, nach himmlischen Gütern sich sehnenden Christen zurück. Mit wissenschaftlichen Formeln und Sätzen, mit dem bloß Herkömmlichen gibt er sich nicht zufrieden. Er sucht überall nach der Wahrheit und findet Bruchstücke davon auch bei den kirchlichen Gegnern, z. B. bei den römischen Christen. — Unter den Freunden in Brighton stand ihm die Witwe Lord Byrons am nächsten. „Es ist behauptet worden, daß sie mehr als irgend sonst jemand in England Gutes gestiftet habe, und zwar nicht nur durch die Menge, sondern mehr noch durch die Weise ihres Wohlthuns. Während ihr vor allem die Erziehung der Armen am Herzen lag, unterstützte sie, soweit sie konnte, auch jede andere gute Sache und jedermann, der es irgend verdiente." — Wie Kingsley liebte es Robertson zu reiten und auf die Jagd zu gehen der leiblichen Erfrischung wegen. Wie Kingsley

lebte Robertson in der schönen Literatur „Ich lese Shakespeare, Wordsworth, Tennyson, Coleridge, Philipp von Arteselde, um über echt männliche Anschauungen zu sinnen, statt über theologische Zerrbilder der Menschheit." Schillers Gedichte im deutschen Original lagen immer auf seinem Arbeitstisch. — Das vorliegende Buch ist von Dr. **Emil Frommel** mit einem Vorwort versehen worden, das „An den Leser zur Verständigung" überschrieben ist. Was Robertson einst über Kingsley geschrieben hat, das gibt Frommel mit Recht dem von ihm bevorworteten Buche als Geleitswort mit auf den Weg: „Ich halte fest an dem Menschen, von dem ich überzeugt bin, sein Herz sei gesund, und er meinte es anders, als es den Anschein hat Ich halte mich an das Herz, an Mannhaftigkeit, an edle Gesinnung und nicht an korrekte Ausdrucksweise. Ich suche Worte und Handlungen nach dem Menschen zu beurteilen und nicht den Menschen nach seinen Worten und Handlungen. Zu einem Menschen stehen heißt nicht, seine Ansichten sich aneignen, sofern sie nicht die unseren sind, wohl aber Duldung derselben." So werden deutsche und lutherische Christen mancherlei Gedanken in den geistreichen Briefen und in den gehaltvollen Reden des englischen Pfarrers zu „tolerieren" haben, sie werden dies aber darum nicht unterlassen können, weil Frommel von Robertson der Wahrheit gemäß sagt: „Er war ein brennend und scheinend Licht," anderen leuchtend, sich selbst verzehrend; brennend in der Liebe zu Jesu, der sein alles war, brennend in der Liebe zu den Brüdern, denen er um seinetwillen alles gab. — Viele verzehren in behäbiger Ruhe das Ihre, aber wenige **sich selbst** im Dienste der Wahrheit und ihres himmlischen Königs.

O. K.

— **Reben am Weinstock.** Lebensbilder aus allen Zeiten der christlichen Kirche. III. **Der Baseler Ratsherr Adolf Christ.** Nach seinem innern und äußern Leben gezeichnet von **Th. F. Eppler**, Pf. in Birsfelden bei Basel. (Basel, C. Detloff). 1888. 156 S. 1 Mk. 30 Pf.

Der Ratsherr Adolf Christ entstammte einer im 17. Jahrhundert aus Frankreich nach Basel ausgewanderten Familie. Geboren in Basel am 31. Januar 1807 und daselbst gestorben am 18. Oktober 1877 hat A. Christ in einem langen Leben sich als Staatsmann, Kirchenmann und Missionsmann in seltenem Maße bewährt. Bei seinem Vater, einem Bandfabrikanten, bestand er seine kaufmännische Lehrzeit. In Lyon hat der Geschäftsmann seine Kenntnisse erweitert und auf einer Reise durch Frankreich, England und Belgien hat er viel Interessantes gesehen und erlebt. In London hat Christ der Sitzung im Hause der Lords beigewohnt, in welcher Wellington die Emanzipation der Katholiken ankündigte (Februar 1829). Nach Hause zurückgekehrt wohnte er im April 1830 zum ersten Male einer Sitzung der „Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen" bei. Von 1835 bis 1846 gehörte er abwechselnd dem Polizeigericht, dem Civilgericht und dem Appellgericht an, daneben von 1835 an dem Großen Rat und von 1847 bis 1875 dem Kleinen Rat, sowie einer Anzahl von Kollegien. Von 1863 an war er stets Statthalter der Bürgermeister. Im Jahre 1832 verheiratete sich Christ mit Karolina Sarasin, einer Baseler Patriziertochter. Aus den in reichem Maße vorhandenen eigenhändigen Aufzeichnungen Christs geht hervor wie glücklich und gesegnet sein Familienleben war. S. 39 und 40 teilt sein Biograph einen lieblichen Brief an sein vierjähriges ältestes Töchterchen mit. — Christ war sein Lebtag ein streng orthodoxer Mann, das hat ihn aber nicht abgehalten weitherzig gegen Andersgläubige zu sein. Zu diesen rechneten aber nicht die Ungläubigen, welche mit Zerstörung altüberlieferter guter Ordnungen dem Reiche Christi feierlich gegenüber traten. Dem „Reformverein" gegenüber gründete er mit Prof. Riggenbach und Pfarrer Stähelin 1871 den „evangelisch-kirchlichen Verein". Der in seinem Hause bereits 1860 als unmittelbare Frucht der gewaltigen Wirksamkeit des berühmten Missionars Hebich ins Leben gerufene „Verein christlicher Gemeinschaft" ist erbaulicher Natur. Auch dem Vereine für christlich-theologische Bildung gehörte Christ an. Stadtpfarrer Beck aus Mergentheim war der Erstberufene. Ihm folgten Wilh. Hoffmann, Auberlen, von der Goltz und Kaftan. Im Februar 1873 schrieb Christ: „Ein merkwürdiges Ereignis ist die anonyme Stiftung von 100 000 Fr. für eine zweite Professur der Theologie im positiven Sinne, wozu Dr. Conrad von Orelli von Zürich berufen wurde und unter mancher Sorge den Professortitel erhielt." Welche hervorragende Kraft ist mit Orelli der Stadt Basel beschert worden! Ich vergesse nie den überwältigenden Eindruck, welchen ein Vortrag dieses Mannes auf der Baseler Allianz-Versammlung 1879 auf mich gemacht hat. — Auch das „christliche Vereinshaus", „das bis heute nicht wenige Baseler, wenn nicht mit einem geheimen Gruseln, so doch mit kaltem Fernbleiben, ignorieren" half Christ fördern. Ebenso die „Sonntagssäle" für Knaben und Lehrlinge. „Wie wußte er die lebhafte Knabenschaar zu fesseln, und welchen Genuß boten seine Erzählungen aus Welt und Zeit, aus Kirchen- und Missionsgeschichte uns, seinen Gehilfen, sagt der Biograph, da wir die Freude hatten, zugleich seine Zuhörer zu sein." Auch Wilhelm Wackernagel verschmähte es nicht der Jugend in jenen Sälen zu dienen. Mit besonnenem Eifer unterstützte Christ die durch den in den Staatsseminaren gepflegten modernen Unglauben notwendig gewordenen freien Schullehrer-Seminare. Daß er seine Fabrikarbeiter in der inneren Mission nicht vergaß, läßt sich denken. Ueber die Hinfälligkeit des Industrialismus machte sich der nüchterndenkende, gescheite Mann keine Illusionen. „Die Burgen fielen durch Feuer und Schwert, weil die auf ihnen herrschenden Gewalthaber ihre Zeit nicht erkannten und ihr nicht wurden, was sie ihr hatten werden sollen. Was wird über ein Jahrhundert aus diesen Fabriken geworden sein, deren Rauchwolken jetzt so stark emporwirbeln?" (Christl. Volksbote 1843).

In das Komitee des Baseler Missionshauses trat Christ 1840 ein. Von 1854 an war er bis an sein Ende Präsident. „Wie Adolf Christ im

Musikkollegium unter sechs Rechtsgelehrten seinen Mann stellte, so auch in dem vorzugsweise aus Theologen zusammengesetzten Missionskomitee." — Auf Missionsfesten bestieg Christ bisweilen die Kanzel, und seine volkstümliche Beredsamkeit machte um so mehr Eindruck, als es ein Baseler Ratsherr war, welcher als Zeuge Christ auftrat. — Zu Christs nächsten Freunden gehörten Herzog, Theophil Passavant, Beck, Hoffmann, Auberlen, von der Goltz, v. Zezschwitz, v. Bethmann-Hollweg. Die Besorgnis, daß die Vorträge des dialektisch gewandten, grundgelehrten Zezschwitz den Zuhörern über die Köpfe weggehen möchten, teilte er mit Recht nicht. Wenn die Leute auch nicht alles verstanden, die Gemeinschaft des Glaubens und die Herrlichkeit des Christenglaubens ist, wie ich aus Erfahrung weiß, schlichten Bauersleuten aus den Vorträgen des seligen Zezschwitz wohl lebendiger ins Herz gedrungen als manchem verknöcherten Bureaukraten, der bei den gewaltiges Aufsehen machenden Vorträgen aus mehr oder weniger Neugierde erschienen war. — Christ ist viel gereist, bald in Staats- bald in kirchlichen oder Missionsangelegenheiten. Albert Knapp wurde in Stuttgart, Hoffmann in Kornthal, Dr. Barth in Calw, Blumhardt in Möttlingen besucht. In Leipzig hospitierte er bei Juristen und Theologen. Von Dresden hat er sich notiert: „Ich bin vor Holbeins Madonna mit der Familie Meyer fast noch länger als vor der Rafaelschen gesessen, aber die letztere hat mich eigentlich zuweilen hinauf in den Himmel gehoben. Es sprach mich aus diesen Zügen etwas von dem an, was Paulus sagt: Nicht Mann, nicht Weib, sondern alles und in allen Christus, etwas von dem, was wir vom verklärten Leibe ahnen und von dem, was der Herr sagt: „Sie werden sein wie die Engel im Himmel." — Wer das im 10. Abschnitt gezeichnete Charakterbild A. Christs kennen lernt, wird nicht leugnen können, daß ein solcher Mann mit allem Recht zu den „Reben am Weinstock" gezählt wird. Dem Biographen aber soll der Dank für das, nicht zur Verherrlichung eines auch von der Welt als tüchtig anerkannten Mannes, sondern zur Ehre Gottes geschriebene, gemeinverständliche kleine Buch in wärmster Weise ausgesprochen werden. O. K.

— Reben am Weinstock. Lebensbilder aus allen Zeiten der christlichen Kirche. IV. Johann Heinrich Wichern und das Rauhe Haus. Leben und Wirken eines Vaters und Förderers christlicher Liebesthätigkeit von Johannes Schnyder Pf. in Zofingen. (Basel C. Detloff.) 1888. VII und 152 S. 1 Mk. 30 Pf.

Weil das große biographische Werk Fr. Oldenbergs dem Volke nicht zugänglich ist, hat der Verf., welcher weiß, daß das Schweizervolk Wichern und sein Werk viel zu wenig kennt, das vorliegende kleine Buch verfaßt. Ebenso bescheiden als wahr sagt der Verf.: „Handlangerdienste möchte ich mit diesem Büchlein leisten, Handlangerdienste für die Kleinen. Solcher Dienst bringt wenig Ehre und wenig Gewinn, doch ist er nicht überflüssig, im Gegenteil unentbehrlich." Dem Verf. gebührt für seine Arbeit um so mehr Dank, als die Zeit für dieselbe „einem arbeitsvollen Amte in übergroßer Gemeinde abgerungen werden mußte." Möchte nicht bloß in der Schweiz dieser „kleine Wichern" eine weite und gesegnete Verbreitung finden. K. O.

— Johann von Dalberg, ein deutscher Humanist und Bischof von Karl Morneweg. (Heidelberg, Winter). 1887. VII, 375 S. 8°. 8 Mark.

In der bewegten Zeit, welche der Reformation vorangeht und welche durch die Arbeiten eines Janssen, Pastors rc. wieder Gegenstand eingehender Erforschung geworden ist, bildet der Humanismus, die Renaissance einen hervorragenden Faktor. Die Anschauung, als sei sie kurzweg ein Vorläufer der Reformation, ist jetzt wohl allgemein aufgegeben; wenn auch die Pflege der klassischen und hebräischen Sprache ein Hilfsmittel der Reformation wurde. In dieser Hinsicht ist in Deutschland eine hervorragend fördernde Gestalt der Mann, dessen Leben uns in obiger Schrift zum erstenmal quellenmäßig bearbeitet vorgeführt wird. Sie wirft zugleich viel Licht in die kulturhistorische Gestaltung jener Uebergangszeit, in welcher nach allen Seiten sich neben klassischen Idealen auch barbarische Gesinnung, neben mittelalterlichem Kirchentum ein heidnisches Leben findet. Bei dem gegenseitigen Loben der Humanisten muß man immer den Kanon im Auge haben, nach dem sie ihr Urteil fällten. Besonders in Bezug auf Sünden des Hochmuts, der Trunksucht und des sechsten Gebots erteilte man sich in den humanistischen Kreisen so gern Ablaß, daß man das integer vitae auch Leuten sang, der wie Celtis und Hutten mit der Syphilis (Franzosen) sich ihr Zeugnis ablegten. Nur wenn persönliche Gereiztheit mitspielte, ging man auch in maßlosen Haß über. — Nach dem, was Janssen uns vorgeführt, ist es aber in jeder Hinsicht dankenswert, wenn uns Quellen der Geschichte jener Zeit erschlossen werden; auch wenn wir andere Schlüsse daraus ziehen, als der Verf. gethan hat.

Geben wir kurz den Inhalt des Buches. Nach einer kurzen Einleitung, die einen Ueberblick über die Kulturverhältnisse am Mittelrhein in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts gewährt, führt uns der Verf. in großen Zügen die Geschichte der Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg, vor, die er von den Wormser Münzern oder Hausgenossen ableitet. Im Anschluß an die Geburt Johanns von Dalberg am 14. August 1455 (nicht schon 1445, wie bisher fälschlich angenommen) und dessen Erziehung in Oppenheim, bringt die Arbeit Genaueres über dortige Lehrer rc. jener Zeit, besonders über Joh. Gottfried von Odernheim. Von 1466—1472 finden wir Dalberg in Erfurt. Er erwirbt sich Kanonikate zu Worms und Speier (der 17jährige also zwei zugleich). In Erfurt hatte er übrigens einen guten Grund zu juristischen, mathematischen und rhetorischen Studien gelegt. — Jetzt folgt sein erster Zug nach Italien. Dort weilt er vier Jahre, erst in Pavia (nicht Ferrara), dann in Padua. In Pavia lernte er den berühmten friesischen Humanisten Rudolf Agricola kennen und wurde Rektor der dortigen Universität. Die Ref-

toratsrede hielt Freund Agricola — ihr konnte der Verf. reiches Material über Dalbergs Bildungsgang und Charakter entnehmen. Sie und zahlreiche Briefe Agricolas bot ihm der Stuttgarter Cod. poet. et phil. 36. Sie sind hier zum ersten mal benutzt. Zurückgekehrt erwirbt Dalberg ein Kanonikat in Mainz, hält sich dann einige Zeit in Speier auf, wo ihn 1479 Agricola besucht und mit ihm die dortige Bibliothek durchstöbert; wird dann 1480 Domprobst zu Worms, Kanzler der Universität Heidelberg und bald darauf auch durch Kurfürst Philipp Kanzler der Pfalz. Obwohl erst 27 Jahre alt wird er dann unter Dispensation des Papstes wegen des defectus aetatis zum Bischof von Worms erwählt. Auf Grund der oben erwähnten Handschrift war der Verf. im Stande die Berufung Agricolas aus dessen Aufenthalt in Heidelberg, wo Dalberg residiert, und in Worms klarzustellen; auch über das Verhältnis des Kurfürsten zu Dalberg und einen Streit mit der Stadt Worms, der sich bereits bei seinem Eintritt entspann, Näheres zu bringen. Der Bischof stellt der Reichsstadt das Ansinnen, ihm als ihrem Herrn zu schwören d. h. bischöflich zu werden. Der Streit gewinnt erst wahres Interesse, wenn man ins Auge faßt, daß Dalberg offenbar zu der Fürstenpartei gehörte, welche sich unabhängig vom Reiche machen wollte. Es ist, soviel uns bekannt, eine Seltenheit, daß auch Bischöfe sich diesen Bestrebungen anschlossen. Unter diesem Gesichtspunkt findet auch der Anschluß des Bischofs an die französische Politik der Pfalz seine Würdigung; aber auch das Bestreben des Königs Max ihn auf seine Seite zurückzubringen ein Verständnis. Bedenkt man, daß Max, so lange er den Bischof nicht fest auf seiner Seite hatte, auch mit den Wormsern nicht sich verfeinden durfte: so wird man vielleicht auch über seine sonst geradezu läppische Schaukelpolitik und Haltlosigkeit sich nicht so ganz entsetzen. Jammervoll bleibt das Verhalten von König und Reich bei alledem. Bald gab es neue Streitpunkte zwischen Dalberg und den Wormsern: Weinschank und Kornzoll der Geistlichen, Ratsbesetzung, die Jurisdiktion u. s. w. Unser Buch bringt hierbei zum ersten mal das Aktenmaterial des neugeordneten Wormser Stadtarchivs und benutzt außerdem noch das ungedruckte Diarium des gleichzeitigen Wormser Ratsherrn Reinhard Noltz. (Das Stadtarchiv zu Worms war früher um seiner Unordnung willen unbenutzbar. Unter der Beihilfe des Prof. Boos wurde es, nachdem Geh. Kommerzienrat Heyl zu Worms die Mittel bewilligt, geordnet und bietet jetzt eine Menge wertvoller Schriftstücke und Handschriftbände). Zum ersten mal gibt Morneweg eine erschöpfende Behandlung der zweiten Periode des Humanismus in Heidelberg, deren Mittelpunkt Dalberg ist. Sein Wellenschlag pflanzt sich durch Reisen &c. auch weiteren Kreisen mit. War er doch Sprachforscher, Astronom, Mathematiker, Kosmograph, Archäologe, Dichter, Redner, Musiker. Ein Kenner der deutschen, pfälzischen und wormser Geschichte, wandte er seine Aufmerksamkeit auch den Denkmalen der Vorzeit am Mittelrhein zu. Auch Denkmale der christlichen Kunst ließ er wieder herstellen, wie er den Wormser Domkreuzgang erbaute und ihn mit herrlichen Steinbildern, die uns noch erhalten sind, zierte. Auf einem dieser Bilder (Stammbaum Christi) ist eine gleichzeitige Porträtskulptur des Bischofs von 1488 erhalten, deren photographischer Abdruck unser Buch ziert. Zur Hebung des Humanismus scheute Dalberg keine Kosten, zumal für die allgemeine deutsche (nicht bloß rheinische) „Sodalitas", deren Präsident er war. Ihre Gründung in Regensburg (nicht in Mainz) 1493 (nicht 1491) sucht Morneweg nachzuweisen, wobei K. Celtis des Bischofs rechte Hand war. Wichtige Beiträge zur Biographie von K. Celtis, dieses Erzhumanisten, aber auch Erzlumpen, der sich gleich Bürger &c. einen im Dienst der Venus und des Bacchus wohl erfahrenen Mann nennen konnte, und dessen Pumpgenie Dalberg große Summen kostete, erbringt unser Buch aus dem Wiener Cod. epistolaris 3448, dessen falsche Datierung berichtigt zu haben ein nicht geringes Verdienst des Buches ist. Auch mit Reuchlin stand Dalberg lange Zeit in nahem Verkehr; wie denn derselbe ja auch seinen Aufenthalt in Heidelberg nahm. Hier scheint er aber sich mit Dalberg überworfen zu haben. Auch mit dem Kurfürsten geriet er jetzt auseinander, legte den pfälzischen Kanzlerposten nieder und zog von Heidelberg nach Ladenburg 1497. Er schloß sich jetzt an König Maximilian an (derselbe ernannte ihn 1497 zum Geheimenrat der Krone); doch nahm er bald auch seine Verbindung mit dem Kurfürsten und seiner französischen Politik wieder auf; wie er denn in politischen Geschäften viel unterwegs war (1485 in Rom, um Innocenz VIII. zur Besteigung des Stuhles zu gratulieren; 1493 finden wir ihn als Gesandten bei dem König von Frankreich; auf allen Reichstagen ist er zugegen; und 1499 schickt ihn Max zu den Friedensverhandlungen mit den Schweizern nach Basel). Sein früher und rascher Tod (jetzt ebenfalls endgiltig datiert: Nacht vom 27/28. Juli 1503) wurde von seinen Freunden einem Fieber zugeschrieben — in weiten Kreisen aber (auch Melanchthon hat so gehört) wurde behauptet, er wäre in aedes adulterae ingrediens in den Keller gestürzt und habe sich zu Tode gefallen. Leider vermögen wir uns, obwohl Morneweg alles zum Besten zu kehren sucht, der Ansicht nicht zu verschließen, daß diese letztere Angabe die richtige ist. Besonders die Art der Beerdigung, bei der die Leiche noch blutete, weist zu sehr darauf hin. Das schadete ihm in den Augen der Humanisten nicht, und leider war man im Volke auch an solche Vorgänge gewöhnt. Auch Dalberg wurde als ein großer Hirte und Bischof gepriesen und ultramontanerseits wird man vielleicht nicht anstehen, ihn als einen jener Männer zu bezeichnen, welche durch kirchliche Restauration die Reformation unnötig gemacht haben sollen. Wir stehen nicht an, in ihm einen gelehrten, klugen Mann, einen Weltmenschen, einen Mäcen der Wissenschaften und Künste zu sehen; aber wir finden keine Spur von einem Bischof nach dem Herzen Gottes an ihm. Darin kann uns auch der Rückblick und die Würdigung, so verdienstlich sie in ihren Citaten ist, und der Anhang des Buches

mit dem litterarischen Vermächtnis Dalbergs nicht irre machen. Wir möchten Dalberg etwa einem Albrecht von Mainz zur Seite stellen, den ein Hutten ebenso lobt, wie die Humanisten einer früheren Periode Dalberg.
B. F.

5. Heerwesen.

— Militärische Paradoxen. (Berlin, R. Eisenschmidt.) 1888. 97 S. 1 Kartenskizze. 8⁰. 1,20 Mk.

Der Verfasser ist in der Wahl des Titels, welchen er seinem gut geschriebenen Buche mit auf den Weg gegeben hat, nicht glücklich gewesen, da derselbe den Leser ganz andre Dinge vermuten läßt, als der Verfasser zu bieten beabsichtigt hat. Gute Gedanken können nicht oft genug wiederholt werden, und wenn dieses noch dazu in geistvoller, ansprechender Form geschieht, so kann man dem Verfasser nur Dank wissen. Im Großen und Ganzen wird man mit den in diesem Buche ausgesprochenen Ansichten einverstanden sein können; nur das Schlußkapitel, welches das so unfruchtbare, aber immer wieder und wieder behandelte Thema vom ewigen Frieden behandelt, wäre besser fortgeblieben; es schwächt den Gesammteindruck des Buches ab. Bei dem großen Interesse, welches heutzutage auch in nicht fachmännischen Kreisen militärischen Dingen entgegengebracht wird, dürfte das Buch einen großen Leserkreis finden, zumal da wir in den „Paradoxen" die jüngst vielfach vertretenen Ansichten über Geist und Form der Taktik wiedergegeben finden. —ck.

6. Kunst.

— Salon de 1888 — Catalogue illustré. (Paris Ludovic. Baschet.) 1888. 344 S. 8⁰. 2 Fr.

Der Katalog des am 1. Mai dieses Jahres im Palais der Champs-Elysées eröffneten Pariser Salons enthält 5523 Nummern — 2586 Oelgemälde, 1182 Aquarelle, Pastelle und Zeichnungen, 180 Architekturen, 522 Kupferstiche, 57 Medaillen und 1059 Bildwerke — gegen nur 4609 Nummern im Vorjahre. Die Eröffnung fand bekanntlich am 1. Mai statt und die Säle sind bis zum 30. Juni geöffnet. Wenn auch die Beteiligung allen Künstlern gestattet sein soll, so sind doch vorwiegend französische Künstler vertreten, und daher gewinnen wir bei Durchsicht des Katalogs ein recht gutes, übersichtliches Bild der Kunstbestrebungen jenseits der Vogesen. Die Beteiligung deutscher Künstler hat sich in den letzten Jahren erheblich vermindert; wir sind nur auf vierundzwanzig deutsche Namen gestoßen, deren Träger zum allergrößten Teile elsässischer Abkunft sind. Unter den französischen Künstlern haben wir keinen Namen von Bedeutung gefunden. Die ganze Ausstellung macht den Eindruck des Mittelmäßigen, und dieser Eindruck wird auch nicht durch die wandgroßen Gemälde, „les grandes machines," wie z. B. das bizarre Bild von Maignan: les voix du tocsin — gemildert. — Eigene Pfade scheint das französische Genre zu wandeln. Seit einigen Jahren läßt sich deutlich die Einwirkung der naturalistischen Litteratur auf die Malerei erkennen. Neben Bildern, die dem krassesten Naturalismus huldigen, fanden wir auch das elegante Salonstück und gefühlvolle Darstellungen aus dem Volks- und Familienleben. Nur selten läßt sich in Bildern dieser Gattung ein idealer Zug entdecken. Unverständlich ist es uns, wie das Backen des Brodes in einer Kaserne oder das Waschen der schmutzigen Wäsche in einem Krankenhause zu einem Kolossal-Gemälde begeistern kann. Der Aufwand an Leinwand und Farben sowie an künstlerischem Können läßt sich in keiner Weise mit der Wahl des Stoffes in Einklang bringen. Stillleben und Landschaft sind reichlich vertreten, Porträts — meist von Damenhand gemalt — wie immer zahlreich, nur Bilder von Boulanger fehlen. Die Figurenmalerei richtet sich vorwiegend auf die Darstellung des Nackten. Auch auf diesem Gebiete geht die französische Kunst zu weit; die Motive, einen unverhüllten, meist weiblichen Körper zu zeigen, sind häufig bei den Haaren herbeigezogen. Die Grenzen der Kunst werden überschritten, wenn uns Prinet in die Geheimnisse der weldlichen Toilette einweiht und uns Ballaroine, um die Gebrechlichkeit vor Augen zu führen, eine hagere, unentwickelte jugendliche Gestalt darstellt; sicherlich würde zu diesem Zwecke ein deutscher Künstler andere Modelle gesucht haben. — Religiöse Bilder sind nur schwach vertreten, es fehlt ihnen im Allgemeinen das tiefe Empfinden deutscher Bilder. Delauce's heiliger Dionysius muß gradezu eine bedenkliche Wirkung haben. — Historische Bilder sind zahlreich ausgestellt. Barrias' Camille Desmoulins, seine bekannte Rede im Garten des Palais-Royal haltend, ist energisch empfunden und charakteristisch durchgeführt. Reallier-Dumas versinnbildlicht die Worte Napoleons: „J'ai trouvé la couronne de France sur la terre et je l'ai ramassée à la pointe de mon épée." In tiefem Nachdenken versunken steht der erste Konsul an der Seite des zu Boden geworfenen Ludwig XVI., Hermelin und Krone liegen auf der Erde. Die Wandgemälde stellen Ludwig XIV. dar, durch die halbgeöffnete Thür erblicken wir einen lärmenden und tobenden Pöbelhaufen. Unter den Schlachtenbildern verdient vor allem das Bild von Sergent: „Angriff der Marine-Infanterie auf Bazeilles" Anerkennung. Es ist dieses weder ein Paradebild, noch eine künstlerisch vorteilhaft wirkende Zusammenstellung bunter Uniformen, sondern ein Schlachtenbild in des Wortes eigenster Bedeutung, in welchem es vom Künstler gelungen ist, die durch den Kampf entfesselten Leidenschaften zur Darstellung zu bringen. Es ist jener Moment in der denkwürdigen Schlacht von Sedan — und nicht wie es im Katalog heißt am 31. August — gewählt, als der General Wimpffen den Befehl zum Durchbruch auf Carignau erteilt hatte und die wieder gesammelte Marine-Infanterie in vollem Laufe und unter schweren Verlusten sich auf das von den Bayern besetzte Dorf stürzte. Der Angriff war zunächst von Erfolg begleitet, doch gelang es den herbeieilenden deutschen Reserven die Franzosen wieder nach Sedan hereinzuwerfen. Ein Gegenstück zu dem auch in Deutschland bekannten Bilde Detaille's: Salut aux blessés — ein Trupp

kriegsgefangener, verwundeter Preußen wird von einem französischen General begrüßt, — liefert Claris in seinem Bilde: „Vive la France!“ mit der Unterschrift: „Ils n'ont pas pu mourir pour la patrie.“ Zahlreiche französische Gefangene aller Waffen und aller Grade passieren ein französisches Städtchen und werden von einer Volksmenge stürmisch begrüßt. Der Künstler hatte vielleicht die Szene in Ars nach der Uebergabe von Metz im Sinne. Auffallend scharf ist der Unterschied in der Charakterisierung der Gefangenen und ihrer Bedeckung; es sind schön gewachsene, idealisierte Figuren; kaum kann man es verstehen, daß sie solchen schwächlichen Männern, wie sie die Begleitmannschaft darstellt, unterlegen sind. Die Unschlüssigkeit im Gesicht des preußischen Führers, wie er sich diesem Empfange gegenüber verhalten soll, ist trefflich charakterisiert, vielleicht zu gut, um wahr sein zu können. —ck.

7. Litteraturkunde.

— Shakespeare's Dramen auf ewigem Grunde. Von August Schwartzkoff. (Bremen und Leipzig, C. Ed. Müller.) 1888. 8°. 430 S. 4,80 M.

Offener, klarer Blick für das Menschenleben in seiner bunten Mannigfaltigkeit, in seinen Höhen und Tiefen, in „Tugend- und Laster-Geschichte“, in Leid und Lust, und demütige, lernbegierige Versenkung in Gottes Heilsrat schließen sich nicht aus, fordern sich vielmehr gegenseitig. Darum wird es immer Menschen geben, welchen Shakespeare nächst der Bibel der Gegenstand eifrigsten Studiums ist. Ein solcher war auch der bei unsern Lesern in treuer Erinnerung fortlebende Verfasser des oben angezeigten nachgelassenen Werkes. Er ist ein dankbarer Verehrer der Geisteskraft, welche den Dichter seine genialen Griffe ins volle Menschenleben thun ließ, indem er in den Gaben erwählter Männer nicht minder als in den Wundern der Natur ein Geschenk des Schöpfers aller Dinge erblickt, das beglücken und erheben soll. Aber er weiß auch, daß volles Glück nicht auf Erden wohnt, sondern allein droben in dem Schoß des ewigen Vaters. Und eben darum erscheint ihm Shakespeare so groß, weil er als ein Dichter des Gewissens überall an den Punkt rührt, wo die Notwendigkeit des Eingreifens der Liebe von oben in die Comedia divina der Weltgeschichte zu Tage tritt und die Sehnsucht nach Erlösung aus der Verstrickung in Irrtum und Schuld hervorbricht. — Die bedeutenden Dramen des großen Briten kommen mit wenigen Ausnahmen unter dem bezeichneten Gesichtspunkt zu eingehender Besprechung; ein besonders liebevolles Studium ist den Charakteren gewidmet; hin und wieder wird von ganz neuen Gesichtspunkten aus ein Verständnis derselben gewonnen. Ueberall hat man den wohlthuenden Eindruck, daß nicht nach einer Schablone gearbeitet, der Stoff nicht nach vorgefaßten Meinungen gemodelt wird, sondern daß die Ergebnisse aus objektiver Betrachtung des Gegebenen hervorquellen. — Es ist ein hoher Genuß an der Hand dieses sinnigen und geistvollen Führers die Reihe der so scharf umrissenen und doch oftmals so fragwürdigen Gestalten, wie sie Shakespeares Phantasie entworfen hat, im Geiste zu durchwandern, und niemand wird das Buch, auch wenn er hier und da glaubt dem Verf. widersprechen zu müssen, ohne mannigfache Anregung und geistige Förderung aus der Hand legen.

O. Hartert.

8. Gesundheitspflege.

— Ueber die Diät von Dr. C. F. Kunze (Berlin-Leipzig, Heusers Verlag.) 1888. 2 M.

Der Verfasser eines in ärztlichen Kreisen in vielen Auflagen weit verbreiteten Kompendiums, sowie eines ebenso anerkannten Lehrbuchs der praktischen Medizin gibt in vorliegendem Werkchen eine ebenso tüchtige wie lesbare Darstellung der Diät. Nachdem einleitend die Nahrungsmittel in ihrem Verhältnis zum Stoffwechsel behandelt sind, folgen die Abschnitte über Genußmittel, die wichtigeren Nahrungsmittel aus dem Tier- und Pflanzenreiche, über Diät in Beziehung auf Luft: alles aus der Erfahrung hervorgegangen und ebenso sachlich wie verständlich behandelt. Das dann folgende Kapitel: „Die Diät in bezug auf Gewohnheiten und Arbeit“ möchten wir als das beste bezeichnen; auch das letzte: „Diät bei einzelnen Krankheitszuständen“, ist vortrefflich.

Ss.

9. Poesie.

— Distichen. Deutsche Juristen des neunzehnten Jahrhunderts. Politisches und Unpolitisches. Von Wilhelm Reuling.

— Distichen. Politisches und Unpolitisches. Neue Folge. Von Wilhelm Reuling. (Leipzig, Veit & Ko.)

Zwei ganze Bände mit epigrammatisch zugespitzten Distichen zu füllen, ist ein gewagtes Unternehmen, auch wenn wie hier das verschwenderisch ausgestattete Buch nur zwei Zeilen auf der Seite dem Leser mitteilt. Die Wirkung des Epigramms liegt mit in der Kürze. Es ist also größte Prägnanz des Gedankens und größte Feinheit der Form zu verlangen. An Gedanken fehlt es dem Dichter nicht; sie strömen ihm zu. Das letzte Distichon des zweiten Bandes „Gewöhnlich“ lautet:

Fleißige Henne, die täglich in frühester
Stunde des Morgens,
Wenn ich noch träume, mir ein Distichon
leget ins Nest!

Aber es ist nicht nur die Quantität da, sondern auch die Qualität. Verf. hat eine ganze Reihe ansprechender und treffender Gedanken — im Urteil und in der Weltanschauung stimmen wir vielfach mit ihm überein — in prägnante Form gegossen, in Verse, die man mit Vergnügen liest. Freilich bleibt unseres Erachtens zweierlei zu wünschen übrig: mehr Auswahl und mehr Feile. Greifen wir z. B. das Distichon S. 63 heraus:

Stölzels Svarez.

Keines Künstelers Hand und kein pentelischer
Marmor
Gleichen dem Denkmal, das hier in dem Buche
gesetzt —

so drängt sich bei diesem Verse doch die Erwägung auf, daß wenn der alte Horazische Gedanke wirklich noch einmal ausgesprochen werden sollte, wenigstens die Form neu und tadellos hätte sein müssen. Aber nun auch noch die mit dem Denkmal verglichene Hand, den „Künsteler" und ein „das" als Länge im Spondeus in den Kauf nehmen, ist von dem Freunde korrekten Ausdrucks und korrekter Formen viel verlangt. Unverständlich ist uns auf S. 35 geblieben:

Berliner in der Fremde.

Tags folgt düster der Blick dem Zuge der Wolken; die Nächte
Badet der Schwanenleib froh in den Fluten der Spree.

Wir sind nicht im stande gewesen dies Rätsel zu raten. Unskandierbar sind manche Verse, z. B. der Pentameter:

Wenn du nur immer genug Wasser gießt (!) in den Wein.

Aber hübsch ist, um endlich mit einem der bestgelungenen zu schließen:

Erkenne dich selbst.

Kenne dich selbst! so lehrte der weiseste Weise der Griechen;
Doch wer hätte gehört je wie er selber geschnarcht?

Wir wünschen der Henne des Verfassers auch ferner den gleichen Fleiß wie bisher, und ihm selbst viele Eier ins Nest; seinen Epigrammen auf Ihering, Wächter, Gerber, Windscheid, Savigny u. a. m. viele, besonders juristische Leser; den neuen Bänden und Auflagen aber, die wir hoffentlich zu erwarten haben, etwas mehr kritische Sichtung und etwas peinlichere Feilung der Form.

D. v. O.

— Lars. Norwegisches Idyll von Bayard Taylor. Deutsch von Margarethe Jacobi. (Stuttgart, Robert Lutz.) 3 M.

Der Verfasser ist durch seine vortrefflichen Uebersetzungen deutscher Klassiker hier wie in seiner amerikanischen Heimat rühmlichst bekannt geworden und hat leider nur kurze Zeit als amerikanischer Gesandter in Berlin gelebt, bis ihn der Tod abrief. Das vorliegende Epos schildert mit großer Kraft und Anschaulichkeit die Menschen, wie sie sich in Norwegens rauher Natur entwickelt haben, mit ihrem treuen Herzen, aber auch mit ihrem starren, wilden Berserkerzorn, mit ihren Zweikämpfen und ihrer Blutrache, wie sie sich noch aus heidnischer Zeit erhalten haben. Der Held des Gedichtes tötet einen Nebenbuhler in der Liebe im Zweikampf, erlangt aber die von beiden Geliebte nicht, welche vielmehr um den Erschlagenen trauert. Von Pein und innerer Unruhe getrieben geht Lars nun nach Amerika. Dort gerät er unter die Quäker, wird im Gottesdienst derselben erweckt, kommt zum Glauben, tritt selber in die Gemeinschaft der „Freunde" ein und findet dann auch die Liebe eines edlen Mädchens. Aber der persönliche Besitz des Glaubens genügt ihm nun bald nicht mehr; es treibt ihn, auch seinen Landsleuten in Norwegen, die unter christlichem Firniß sich heidnische Denkweise bewahrt haben, persönliches und lebendiges Christentum zu bringen. Er kehrt heim und findet auch den Widerstand, den er erwartet hatte, überwindet aber ihn und seine vormaligen Gegner durch die Macht seiner Liebe.

Taylor kannte Norwegen durch längeren Besuch. Und er kannte erst recht die amerikanischen Quäker am Delaware, unter denen er groß geworden war. Beide Länder und Völker schildert er, wie gesagt, mit großer Anschaulichkeit, einfach, schlicht und anspruchslos. Wohl tritt uns auch die Leidenschaft wild und großartig, aber auch der Sieg des Glaubens über dieselbe tief und ernst entgegen. Kein christlicher Leser wird das empfehlenswerte Buch ohne rege Teilnahme, Bewegung und Nutzen lesen, auch wenn die Mängel der Uebersetzung uns häufiger, als nötig wäre, daran erinnern, daß wir es eben mit einer Uebersetzung und nicht mit einem Original zu thun haben.

D. v. O.

— Palme und Krone. Lieder zur Erbauung von Julius Sturm. (Bremen, M. Heinsius). 1888. 570 S. 8⁰. 5 Mark.

J. Sturm hat zwei Bände religiöser Gedichte: „Ich bau auf Gott" und „dem Herrn mein Lied", von denen die erste Auflage vergriffen ist, in einem Bande vereinigt unter odigem Titel von neuem herausgegeben. Eine große Anzahl neuer Lieder hat er hinzugethan und viele, die ihm nicht genügten, herausgenommen. Des Christen Wahlspruch: durch Kampf zum Sieg, vom Sieg zur Herrlichkeit, hat er zur Richtschnur seiner Poesieen gewählt, die vielen Herzen zur Erbauung und Erquickung dienen werden.

Die Sammlung besteht aus fünf Abteilungen. In der ersten „Gott" behandelt der Verf. das Verhältnis des Menschen in seiner Abhängigkeit von Gott, in der Liebe zu ihm, in der Ergebung in seinen Willen. In der zweiten Abteilung „die Schöpfung" preist der Dichter Gott in der Natur und empfindet beglückt die Freundschaft des Herrn. Der dritte Abschnitt „das Heil" umfaßt die Festzeiten, in welchen der heilsbedürftige Sünder zur Erlösung geführt wird. Abteilung vier „Beschauliches" gibt Raum zu Betrachtungen aller Art aus den Erfahrungen eines gottgeweihten Amtes. Abteilung fünf „Vermischtes" bietet allerlei Lyrisches und Episches, unter anderem — sehr anmutend — verschiedene Legenden.

Es ist wohl begreiflich, daß in einer so reichhaltigen Sammlung nicht alles von gleichem Werte sein kann. Oft fühlt man den Dichtungen an, wie sie notwendig aus der Seele des Verf. hervorquellen, oft hat sich ein flüchtiger Gedanke rhythmisch gestaltet und mit dem Reim geschmückt, ohne etwas Tiefes oder Neues zu sagen. Aber es klingt immer, und schwer dürfte es halten, Proben von dem mehr oder minder Wertvollen zu geben. Diese Bemerkung drängt sich dem Leser auf, der die Blätter hintereinander durchliest. Der Verf. steht so begründet in seinem Ruf als frommer, gesinnungstüchtiger und formgewandter Dichter da, und sein gereifter abgeklärter Geist bietet in dieser Sammlung die Erntefrüchte eines langen gesegneten Lebens dar, daß man sie dankbar aus seiner ehrwürdigen Hand empfängt. — y.

10. Unterhaltungslitteratur.

— Erlöst. Roman von Adelheid v. Rothenburg. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes). 1888. 744 S. 8⁰. 8 M., geb. 9 M.

So schwer ein Band von 744 S. auch wiegt, so ergreift man ihn doch mit Vertrauen, wenn er den Namen der beliebten Verfasserin trägt. Der Roman selbst hat ein schönes ergreifendes Hauptmotiv: Auf einem altadeligen Geschlecht ruht seit vielen Generationen der Fluch der Sünde, und der jüngste Sproß desselben droht durch seinen Leichtsinn es vollends zu Grunde zu richten. Der unvorbereitete Anblick seines sterbenden Vaters bringt eine plötzliche Sinnesänderung in dem jungen Grafen Wolf hervor; er fügt sich in die Verlobung mit einer ihm vom Vater bestimmten reichen Braut, die am Sterbebett vollzogen und gesegnet wird. Tabea die Braut liebt ihren Bräutigam vom ersten Augenblick an, und die bis dahin verkümmerte Mädchenknospe entwickelt sich durch diese Liebe zur herrlichsten Blüte schöner Weiblichkeit. Des jungen Grafen Herz hängt noch an einer genialen Schauspielerin, der er früher die Ehe versprochen hatte. Nach und nach verbleicht aber deren Bild — Tabeas Wesen und seine eigne Umwandlung, die sich vollzieht indem er sich ganz seinen Pflichten hingibt, lassen eine glückliche Zukunft hoffen. Da erscheint plötzlich die frühere Geliebte und macht ihre Ansprüche geltend. Ohne Besinnen löst der junge Graf das vom Vater gesegnete Verlöbnis und heiratet die Schauspielerin. Diese ist aber unbefriedigt von seiner abgekühlten Liebe, sie findet auch keinen Geschmack an den beengenden Pflichten ihrer Stellung. Sie entflieht diesen Verhältnissen um jenseits des Meeres ihr Glück zu suchen — das Schiff, welches sie hinüberführt, geht unter. Nun klären sich die verworrenen Zustände, die Leiden haben läuternd auf alle gewirkt und das alte vom Fluch erlöste Geschlecht erneuert sich in dem jüngsten edlen Sproß.

Die Erzählungsweise der Verf. ist überaus anmutig; man ließe sich gern von ihrer Phantasie forttragen, wenn sie nur mehr in den Grenzen der Möglichkeit bliebe, aber sie bringt Dinge zu stande, die dem wirklichen Leben oft sehr fern liegen. Sie entzückt durch ihre Naturschilderungen, durch ihre reizende Staffage. Hat man aber einiges von ihr gelesen, so empfindet man Ermüdung bei diesen zur Manier gewordenen Beschreibungen und überspringt die Stellen. Ihr religiöses Gemüt verleiht ihren Werken eine gewisse Weihe. Aber leider scheint die Absicht, viel geben zu wollen, auch hier eine Gefahr gebracht zu haben. Die bei jeder Gelegenheit angeführten Bibelstellen werden oft zu anempfundener Phrase, die geradezu verstimmend wirkt. Das Heilige und Profane mischt sich, nicht immer an passender Stelle, und das verletzt. Der Wunsch der Verf., auf die Seelen veredelnd zu wirken, wird nicht erreicht, weil sie durch die Ueberfülle der Eindrücke, welche das Buch gibt, den Leser hindert, sich zu vertiefen. Sie würde gewiß zu den „Berufenen" gehören, wenn sie sich dem Kunstgesetz beugen könnte: schönes Maß zu halten. —y.

— Anna Hardenberg. Historischer Roman von H. F. Ewald. Aus dem Dänischen übersetzt von Stefanie. (Gotha, Friedr. Andr. Perthes.) 1888. 511 S. 6 M.

Die Heldin des vorliegenden Romans ist die Jungfrau Anna Corfitsdatter. Dieselbe ein Tochter des Reichshofmeisters Hardenberg, soll die unglückliche, aber edle und durchaus reine Jugendliebe des Königs Friedrich II. von Dänemark, welcher von 1559—1588 regiert hat, gewesen sein. Bei aller Liebe zu dem hohen Herrn, der von ihr nicht lassen wollte, entsagte sie angeblich der Verbindung mit ihm, um ihm in seiner königlichen Stellung keine hindernde Fessel zu werden. — Der romanhaften Darstellung dieser Sage, die vielleicht einen historischen Hintergrund hat, sind Gewandtheit und psychologische Feinheiten nicht abzusprechen. Man merkt, daß der Autor ein ebenso wohlgesinnter als unterrichteter Mann ist. Freunde einer gediegenen historischen Erzählung, die Lust und Muße haben, eine mit behaglichster epischer Breite sehr lang ausgesponnene Erzählung zu lesen, werden bei „Anna Hardenberg" ihre Rechnung finden.

— Eigene Wege. Von Emma Marshall. Autorisierte Uebersetzung des Werkes „Dorothy's Daughters" von Marie Morgenstern. (Basel, F. Schneider.) 1888. 241 S. 2 M., geb. 3 M.

Die trefflichen Erzählungen der Emma Marshall sind bekannt genug. Auch die vorliegende ist empfehlenswert, obschon die Charakterzeichnung etwas flüchtig und die Motivierung hie und da nicht sorgfältig genug ist. Daß ein Testament und ein in einem geheimen Schubfach gefundenes Kodizill eine wichtige Rolle spielen, fällt in einem englischen Buch ebenso wenig auf, als in einer deutschen Erzählung der Husaren-Offizier. Emma Marshall weiß viel Lebenserfahrung und Menschenkenntnis in ihren Erzählungen zu verwerten. Darum sind ihre Bücher vorzugsweise für Leserinnen gereifteren Alters eine in jeder Hinsicht passende Lektüre. O. K.

— Glück und Geld. Ein Roman aus dem heutigen Egypten von G. Reuter. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) 1888. 285 S. 5 M.

Eine feingeschriebene interessante Erzählung, in der mit wirklicher Sach- und Menschenkenntnis die Geschichte einer tief angelegten, zeitweise verkümmerten, durch schmerzliche Erfahrungen jedoch geläuterten Seele spannend erzählt wird. Das Leben und Treiben der europäischen Gesellschaft in Egypten ist aus eigener Anschauung mit vorzüglicher Beobachtungsgabe geschildert, besonders sind die eigentlichen Levantiner meisterhaft dargestellt. Ebenso sind alle Lokalitäten überaus anschaulich beschrieben, besonders Gezireh im dreizehnten Kapitel. Leider ist durch zahlreiche Druckfehler, besonders bei den Accenten, die französische Sprache, die in einzelnen Phrasen geschickt zur Verwendung kommt, arg entstellt, so S. 77, 80, 94, 233. Die euphemistischen Wendungen sind manchmal etwas kühn. „Glühendes, kastanienbraunes Haar" ist doch auf gut deutsch wohl brandrot? Der Luxus der Madame Ririotti, die

ihr Badezimmer mit Alabaster täfeln und mit Sandelholz heizen läßt und sich in Milch badet, ist doch etwas übertrieben, wenn zur selben Zeit S. 147 in der Kasse nur noch „eine Kleinigkeit" zu finden ist, weil ihr vorher 5000 Franks entnommen worden sind. Nicht übel ist eine als authentisch mitgeteilte Aeußerung der Mutter des Khedive. „Eine echte, rechte Türkin vom alten Schlage sieht mit stolzer Verachtung auf die Frauen der Franken herab, die sich ohne Sitte von jedem Manne anschauen und beim Tanzen umfassen lassen und ihm erlauben, sie nach dem wilden Toben an seinem Arm durch die Gemächer zu geleiten. Wie wenn der Sais (Reitknecht) sein Pferd kalt führt", sagte die Fürstin-Mutter mit scharfem Tadel. „Wie ganz anders werden wir von unseren Männern geachtet". Die Fürstin-Mutter hat nicht so ganz unrecht.

Glück und Geld kann als anregend und von sittlichem Gehalte durchdrungen aufs angelegentlichste empfohlen werden. Sch.-K.

— Der Spinnlehrer von Carrara. Eine Künstler-Novelle. Der Wirklichkeit nacherzählt von Ferdinande Freiin von Brackel. (Köln, J. P. Bachem.) 1887. 312 S. 3 M., geb. 4,25 M.

Vorliegendes Buch enthält die Herzensgeschichte des verstorbenen Bildhauers Wilhelm Achtermann, erzählt auf Grund von ihm selbst gegebener Aufzeichnungen. Der Künstler versucht, allerdings — und sehr begreiflicherweise bei dem unruhigen Naturell der Italienerinnen — ohne Erfolg, das deutsche seßhafte Spinnrad bei der weiblichen Welt Carraras einzuführen. Dabei verliebt er sich in die Tochter seiner Hausfrau ohne Gegenliebe zu finden, eine stolze Marchesa liebt ihn, er aber bleibt seiner Kunst treu und stirbt einsam zu Rom, „wo das innerste Leben aller Völker seinen Zentralpunkt hat". — Die Verfasserin erzählt einfach und anmutig, wenn sie auch nicht gerade sehr für ihre Personen zu erwärmen weiß. Sehr gut dargestellt ist die Art, in der Giuditta den in sie verliebten Künstler als Freiwerber für einen anderen benutzt und wie dieser edelmütig seine Rolle durchführt. Die Natur Italiens und das italienische Leben sind gewandt geschildert, letzteres oft etwas zu sein. So wenn z. B. S. 41 ein Knabe aus dem Volke den Fremden vor einem Besuche der Signora erst „anmelden" will. Etwas übertrieben ist S. 127 die Wirkung der „Aufforderung zum Tanz" dargestellt. Die Marchesa konnte ja, wie nachträglich richtig bemerkt wird, einfach danken. Das war ihre Sache. Eigentümlich ist es, wie sie von vornherein, ohne daß der Künstler ihr vorgestellt ist, ihn grüßt, ihm S. 107 so „freundlich zuwinkt" auf seinen Gruß. Ist das in Italien Sitte? S. 198 bedarf der Künstler Geld. „Der Herr hatte dafür gesorgt; die Geldanweisung lag ja noch unerhoben zu Hause." Gott sorgt ja selbstverständlich für alles, aber Geldanweisungen gehen durch den Bankier. — Bei dem religiösen Standpunkt der Verfasserin ist es erklärlich, wenn sie wiederholt den tiefempfundenen Schmerzensschrei ausstößt: „Sie glauben kaum, wie sehr ich in der nordischen Residenz das gemeinsame Glaubensleben entbehrte. All die schönen, tiefsinnigen Ceremonien, an denen das Herz sich erfreut und die Seele sich erhebt, fehlen dort gänzlich — der eine Mangel ließ mich in Berlin nie heimisch werden. Sie glauben nicht, welch eine Wonne es für mich war, von München aus mich einmal wieder einer Wallfahrt anzuschließen." (S. 138.) Echt weiblich ist es, daß über den vier ersten Abschnitten der Erzählung jedesmal sich ein poetisches Motto befindet, über den übrigen 15 nicht.

Sch.-K.

— Ein Liebesfrühling auf Schloß Moritzburg. Historischer Roman von Hans Soltau. (Dresden und Leipzig, E. Pierson.) 1888. 181 S.

Ein historischer Roman. Darunter stellt man sich doch zum Glück heutzutage etwas anderes vor, als diese höchst einfache Erzählung, die, mit nicht immer geschickt nachgeahmter Ausdrucksweise ihrer Zeit und allerhand historischen Notizen untergeordneter Bedeutung ausgeputzt, eine jener Episoden aus dem Leben August des Starken gibt, die man besser der Vergessenheit anheim fallen hieße. Für eine Eisenbahnlektüre ist das Buch, trotz der Gedankenstriche auf S. 130 und der Schilderung auf S. 137, doch nicht pikant genug.

Als Beispiel der zahlreichen Schnitzer sei der schönste erwähnt. Rantzau, der Chevaliergardist, ist in Aurora von Königsmark sterblich verliebt. Jedoch S. 108 „zehn Rantzau's wogen für Aurora nicht einen August auf." Kein Wunder, denn S. 9 heißt es von dem Saale des Schlosses, daß er 100 Ellen Länge, 23 Ellen Breite und 17 Ellen Höhe maß. „Ebenso gigantisch", fährt der Verfasser S. 11 fort, „wie dieser Raum, war auch das äußere des Monarchen, der heute hier thronte." Das Gewicht eines solchen Mannes muß notwendig seinen riesenhaften Raumverhältnissen entsprochen haben. Nur einem solchen Körper mußte es aber auch möglich sein, wie es S. 100 heißt, einen Pokal, gefüllt mit „feurigem Meißner Trank, mit süßem Rebenblute," ohne weitere Folgen bis zur Neige zu leeren.

Warum dieser „historische Roman", der für das Lokalblatt einer Provinzialstadt sehr geeignet sein mag, in Buchform erschienen ist, vermögen wir, trotz seines verlockenden Titels, nicht zu sagen.

Sch. K.

11. Verschiedenes.

— Ethisches und Aesthetisches. Vorträge und Betrachtungen von D. theol. Rudolf Kögel, Oberhofprediger, Schloßpfarrer und Generalsuperintendent der Kurmark. (Bremen und Leipzig. C. Ed. Müller.) 1888. M. 2,40.

Das Büchlein enthält fünf Abhandlungen: 1) Der Sonntag und das deutsche Volk. 2) Die Phantasie als religiöses Organ. 3) Die Kunst in ihrer erziehenden Bedeutung für das Leben des Volkes. 4) Augustins und Rousseaus Bekenntnisse. 5) Aesthetische Freundschaften. Ihre Einheit finden die fünf Betrachtungen in dem überall durchklingenden Grundgedanken: Alles ist euer, ihr aber seid Christi. Das Schöne strebt zu der Gemeinschaft mit dem

Guten und Wahren, das Gute aber gedeiht nur auf dem Boden des Evangeliums; das Schöne kann wohl eine Erlösung weissagen, bringen kann sie nur der lebendige Christus. In seiner kernigen, geistvollen Art, welche überall sinnende Versenkung fordert, aber auch dazu einladet, behandelt der Verf. in allen fünf Abhandlungen sehr zeitgemäße Themata. Der erste Vortrag läßt die Poesie des Sonntags wie die Sonntagsnot laut an alle appellieren, welche dazu mitwirken können, diesen Gottessegen unserem Volke zu erhalten, bezw. wiederzugewinnen. Die zweite und dritte Betrachtung läßt die Schönheit als eine der Jungfrauen gelten, welche dem Bräutigam die Lampe trägt, stellt aber andererseits der Befreiung, welche das Spiel des schönen Scheins geben kann, den Ernst der Befreiung gegenüber, welche Christus, der lebendige bringt. Der vierte Aufsatz zieht eine erschütternde Parallele zwischen einem der Väter der Revolution und dem innerlichsten, uns Deutschen verwandtesten Kirchenvater, warnend und lockend in einer Zeit, wo die Mächte der Revolution und des Glaubens miteinander ringen. Die letzte Betrachtung läßt uns einen Gang durch die schwärmerischen Freundschaften litterarischer Größen von Klopstock bis Spitta thun, um einem nüchternen Zeitalter die Mahnung ans Herz zu legen, wahre Freundschaft auf dem Grunde, welcher ihr allein Dauer verheißt, zu gründen und zu pflegen. Wir wünschen dem Schriftchen, daß es nicht nur viele Leser finden, sondern auch im Denken und Handeln vieler Leser Spuren zurücklassen möge. A. H.

Briefkasten der Redaktion.

T. in Bl. Nähere Mitteilungen über die Bestrebungen des „Vereins für Einrichtung deutsch-evangelischer Gottesdienste in Kurorten“ (Vorsitzender: General z. D. Graf Bismarck-Bohlen) erhalten Sie von dem stellvertretenden Vorsitzenden und Geschäftsführer, Herrn M. Bernus in Frankfurt a. M., Taunus-Anlage 4. Die Adresse des Schatzmeisters des Vereines können wir Ihnen ebenfalls verraten, in der Hoffnung, daß Sie von derselben Gebrauch auf einer Postanweisung machen werden; sie ist: Herr Karl de Neufville, Frankfurt a. M., Barckhausstr. 4. — So viel wir wissen, hat der Verein regelmäßige Gottesdienste neu eingerichtet in folgenden Orten: Ostende (Hotel d'Allemagne), Blankenberghe, St. Blasien (Kurhaus bei Herrn Höglin), Menaggio (Hotel Menaggio), auch dies Jahr schon, wie Herr Dr. Salzmann in der Akm. vorschlug, in Bellagio im Frühjahr und Herbst (Grand Hotel Bellagio), Ajaccio auf Corsika im Winter (Hotel Schweizerhof); wahrscheinlich auch in Bordighera an der Riviera di Ponente und Rapallo an der Riviera di Levante, sowie Arco und Gries-Bozen (Villa Bavaria).

Unsere Leser bitten wir, im vorigen Hefte folgende ohne unser Verschulden stehen gebliebenen Satzfehler zu verbessern:

S. 551. Heilung des Drost, Zeile 12. feinsinnige (statt freisinnige).

S. 552. Im Kampf um die Weltanschauung (statt gegen), ferner Zeile 14 von unten: mit diesem philosophische Voraussetzungen (statt: mit diesen philosophischen &c. &c.), und 2. Spalte, Zeile 3: beweisen, — die (statt: beweisen. — Die &c.).

S. 553. Das Schöne, 1. Spalte, Zeile 21: äußere (statt: düstere).

S. 556. 1. Spalte, Zeile 9: beuen (statt: bauen).